

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechsendvierzigster Band.

Mit den Portraits von: Hermann Heiberg, Ludwig Pietsch, Josef Weifen.



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 46. Bandes.
Juli — August — September.
1888.

	Seite
Heinrich Albrecht in Berlin.	
Altes und Neues über den Hypnotismus	6
Ida Boy-Ed in Lübeck.	
Sturm. Novelle	139
Wilhelm Bölsche in Berlin.	
Telepathie. Das Märchen von einer neuen Wissenschaft	245
Jacob v. Falke in Wien.	
Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses I. II.	220 331
Brig Förster in München.	
Jean Paul in Weimar. Nach Originalbriefen.....	352
Richard Garbe in Königsberg.	
Leben der Europäer in Indien	71
Hermann Heiberg in Berlin.	
Weshalb mir das? Novelle	1
Moriz Hoernes in Wien.	
Der falsche Czar Peter III. Eine Episode aus der Geschichte Monte- negros.....	234
Emil Hübner in Berlin.	
Horaz in Spanien.....	25
Kurd Laßwitz in Gotha.	
Mitarz. Träume eines modernen Geistessehers, erläutert durch Träume moderner Metaphysik.....	381
Paul Lindau in Berlin.	
Auf die Spitze!.....	347

Paul Lindenberg in Berlin.	
Ludwig Pietsch	186
Raphael Löwenfeld in Berlin.	
Hermann Heiberg	102
Julius von Pfugf-Harttung in Basel.	
Die ältesten Culturen	32
Ludwig Pietsch in Berlin.	
Epigonen der Romantiker. Eine Jugenderinnerung	200
Dietrich Schäfer in Breslau.	
Das neue Deutschland und seine Kaiser	294
Hermann Schmidt-Rimpler in Marburg.	
Schule und Auge	50
Friedrich Uhl in Wien.	
Die Frau ein Mann, der Mann ein Weib. Novelle	110
Duk Vrčević †.	
Eine unheilvolle Heirath. Serbisches Culturbild aus der Hercegowina. Aus dem Serbischen von M. v. S.	256
Josef Weilen in Wien.	
Während der Fahrt. Eine Erzählung	277
Bibliographie	129. 264. 397
Musikalische Literatur	135
Bibliographische Notizen	135. 271. 409

Mit den Portraits von:

Hermann Heiberg und Josef Weilen, radirt von Joh. Lindner, und
Ludwig Pietsch, radirt von E. Kühn in München.



Pages 129 - 134 inclusive miso

Band 46. — Heft 136.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juli 1888.

Greslan.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLVI. Band. — Juli 1888. — Heft 136.

(Mit einem Portratt in Radirung: Hermann Heiberg.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Juli 1888.

Inhalt.

	Seite
Hermann Heiberg in Berlin.	
Weshalb mir das? Novelle.	1
Heinrich Albrecht in Berlin.	
Altes und Neues über den Hypnotismus.	6
Emil Hübner in Berlin.	
Horaz in Spanien.	25
Julius von Pflugk-Hartung in Basel.	
Die ältesten Culturen.	32
Hermann Schmidt-Rimpler in Marburg.	
Schule und Auge.	50
Richard Garbe in Königsberg.	
 Leben der Europäer in Indien.	71
Raphael Löwenfeld in Berlin.	
Hermann Heiberg.	102
Friedrich Uhl in Wien.	
Die Frau ein Mann, der Mann ein Weib. Novelle.	110
Bibliographie.	129
<small>Brockhaus' Conversations-Lexikon. (Mit Illustrationen.) — Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.</small>	
Musikalische Literatur.	135
Bibliographische Notizen.	135

Hierzu ein Portrait von Hermann Heiberg.
Radirung von Joh. Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

A. G. Lieserkind in Leipzig. (Maximilian Schmidt.)



Sammelführer.



UNIV. OF
CALIFORNIA

Weshalb mir das?

Von

Hermann Heiberg.

— Berlin. —



Es war Sonntag. Der kleine Fritz legte den Hof und bückte sich, um das wieder zwischen den Steinen hervorgewucherte Gras einmal gründlich zu beseitigen. In seiner Nähe lag „Baumann“, ein kleiner Hund mit struppigem, schwarzem Haar und dunkeln forschenden Augen, und hinter ihm glänzten in der Sonne die Wände des Pferdestalls und des Häuschens, das er mit seinem Vater, dem Fuhrkuttcher Carl Steinmann, bewohnte. Alle Fenster waren weit geöffnet; man sah muntere Blumen, einen Käfig mit einem lustig hin und hertrippelnden Vogel und in der Ecke eine Pfeife, deren blanker Deckel die goldenen Strahlen an sich zu ziehen schien. Der kleine Fritz legte auch den sorgfältig gepflasterten, breiten Gang, der sich rechtsseitig an dem langgestreckten, in rothen Backsteinen aufgeführten Fabrikgebäude hinzog, und jetzt wandte er sich an das von einem großen Garten umgebene, von den übrigen Gebäuden durch ein hohes Gitter abgeglichene Wohnhaus des Besitzers. Es war ein zweistöckiger, solider Bau, in sanftem Grau gestrichen, dessen wenige Fenster die großen Spiegelwände verriethen, die sich in dem inneren Räumen befanden. Zum Schluß ward auch der Besen noch in der Einfahrt an der Straße in Bewegung gesetzt, und dann nahm der Knabe, sein Werk musternd, den Weg nach der Wohnung zurück.

Ordnung, Regelmäßigkeit, blitzende Sauberkeit, wohin man blickte — und über Allem, den Gebäuden, den Ecken und Winkeln, den hochaufstrebenden Fabrikshornsteinen, dem Hofe, dem blühenden Garten und dem Herrenhaus jeder feierliche, das Herz besänftigende und fröhlich stimmende

Sonntags-Sonnenschein. Die Sorge, der große DUALGEIST der Werkeltage, ruhte; das Schicksal achtete gleichsam den Feiertag und hielt mit seinen Prüfungen inne.

Der Fuhrkutscher, Carl Steinmann, des Knaben Vater, war eigentlich kein Berliner, sondern in einem kleinen Flecken in der Nähe von Hamburg geboren. Die scharfe Aussprache verrieth den Norddeutschen, obgleich er nun schon 25 Jahre im Dienst der berliner Firma stand und bald sechszig Jahre alt geworden war.

Vor fünfzehn Jahren hatte er geheirathet. Seine Frau war bei der Geburt des kleinen Fritz, der fünf Jahre später zur Welt gekommen, gestorben, und der Mann hatte dagesessen, als sei er zu Stein geworden. Nur die langsam über die breiten, dunklen Backen fließenden Thränen hatten verrathen, daß Leben in ihm sei, daß seine Seele in Schmerzen zuckte.

Was galt ihm Dasein, Leben, Arbeit, Sonnenschein und Erwerb, da sie nun dahingegangen! Sie hatte ein stilles, gutes Auge gehabt und noch sanfter und gütiger war ihr Herz und ihre Hand gewesen. Wenn er lachte, war sie fröhlich; hatte er Verdruss, Kummer, Sorgen, ging auch sie still einher, und selbst ihr ängstlich sorgender Blick richtete sich versteckt auf ihn. Sie wußte, er mochte nicht reden und nicht gefragt werden, wenn sein Herz bedrückt war.

Bevor sie fortgetragen wurde, trat er in die Schlafkammer, faßte ihre Hand und stand lange bewegungslos da.

Sie war bei ihm, er fühlte es, obgleich ihr Herz nicht mehr schlug. Sprach sie gleich nicht, — waren auch die Augen geschlossen, sie empfand, wie namenlos er litt, wie grenzenlos betrübt er war.

Nebenan sang der kleine Vogel im Käfig, draußen wogte der Sonnenschein, kleine lebende Geschöpfe zankten sich in der Luft — Jetzt drang ein Duft aus dem nahegelegenen Pferdestall zu ihm herüber — sein Kind — der Säugling in der Wiege — schrie auf — Und da hob sich die breite Brust, als ob ein tobend wühlender Sturm nach Ausgang dränge. Der Mann weinte nicht, er stöhnte — Töne, überfluthenden Schmerzenswellen gleichend, brachen hervor, und die gewaltigen Glieder zitterten und zuckten.

„Min Anna — Min lewe Anna —“ brach's zuletzt hervor, und die hellen, blauen Augen des Alten verschleierten sich, und auf die Niesenhände tropften die nassen Blutstropfen seiner gequälten Seele.

Ja, es kam jeden Tag Leben — Sterben! Und der Wind wehte doch, die Vögel sangen, die Menschen wanderten wie sonst über die Gassen, die Glocken in den Kirchen schlugen wie zuvor, das ungeheure Wogen der großen Stadt staute sich nicht — die Welt stand nicht still. Aber dem das Schicksal solch Sterben verhängte, der fühlte die grenzenlose Armseligkeit des Lebens, der sandte den Blick hinauf, da wo die Kinderlehren

dem ewigen Gott seinen Wohnort gegeben, und fragte mit zitternden Lippen:

„Weshalb mir das?“

Aber die Töne, die aus dem unschuldigen Munde des Kinde drangen, die warmen Düste der Thiere, die auch einen Theil der Tagesforge umfaßten, die der Mann fast liebte, wie man einen Menschen liebt, riefen ihn so gut in die Wirklichkeit zurück, wie sie ihn, qualvoller denn zuvor, an die Verstorbene erinnert hatten.

Der kleine Fritz ward das alten Mannes Abgott; er war sein Alles. Mit dem Gedanken an ihn schloß er ein und stand er auf. —

Gewiß, er hatte es doch besser als so viele Tausende, die nicht einmal einen Erbs, ein lebendiges Erinnerungszeichen besaßen!

Wenn Carl Steinmann in Hemdärmeln und Lederhülle selbst bei Winterzeit auf den Risten saß und den offenen Rollwagen mit den starkknochigen, gedrunghenen und breitrückigen Thieren lenkte, schwang sich „sein Fritz“ zu ihm herauf, und Baumann saß schon oben und bellte in seiner Wichtigkeit selbst die sich hastenden Schwalben in der Luft an.

Fritz trug auch eine kleine Lederhülle, und er steckte die Hände in deren offene Brusttaschen wie sein Vater, konnte schon mit fünf Jahren Lise und Peter zügeln und jetzt, neun Jahre alt, sich durch das dichteste Gedränge von Fuhrwerk, Karossen und Lastwagen hindurchwinden.

Im Herrenhause liebte man den Alten und den kleinen Fritz gleich sehr. Sie sahen sich überaus ähnlich. Was und wie es der Alte machte, so sah man's bei dem Jungen. Selbst ein rothes Kattun-Schnupftuch guckte wie bei dem Vater neben den Geschäftspapieren aus der Brusttasche hervor.

Wenn die Arbeit ruhte, las der kleine Fritz seinem Vater aus seinen Lehrbüchern vor, und der Mann horchte auf wie ein Kind, zog die hohe Stirn und rieb sich den struppigen, dunkelgrauen Bart, den er unter dem Kinn am Halse hatte wachsen lassen. Helfen konnte er bei den Schularbeiten nicht; er hatte immer mit seinen Händen arbeiten müssen von früh auf. Als einmal der Junge ein Uhlandsches Gedicht declamirte, schwoll dem Alten das Herz. Wie er das herjagen konnte!

Es stand vor alten Zeiten
Ein Schloß so hoch und her.
Weit glänzt es über die Lande
Bis an das blaue Meer! —

Als aber der blankte Stahl dem Jungen in die Brust flog, zitterte der Alte. Seine Augen wurden groß und weit und wild.

Ah! Wenn das der König seinem Fritz angethan hätte! Wie ein Löwe würde er auf den Königsthron zugeflogen sein und den Mörder an die Brust gepackt und ihn erwürgt haben! Und wenn sich tausend Speere erhoben hätten und sein Herz getroffen, — seinen Fritz hätte er gerächt

Gab's ein helleres blaues Auge, ein fröhlicheres Lachen, einen offeneren Blick, ein frischeres, jugendlicheres Gesicht? Hatte ein anderer Knabe so stählerne Glieder? Waren andere so gewandt, geschickt, so klug, so pffiffig, ohne daß auch nur ein Stäubchen auf der reinen Seele haftete?

In der Sparkasse waren schon viele Thaler für „Fritz“ niedergelegt; jeden Geburtstag gab's ein Paar Goldstücke vom Herrn und zum Weihnachten von der Frau des Hauses.

Fritz war auch überall und nirgends, in der Wohnung, im Taubenschlag, im Garten, in der Küche, er lief Gänge, setzte den Hof, hütete die Kinder, putzte Stiefel, saß auf dem Kollwagen, kannte die Kundschaft, jede Berliner Straße mit den Nummern. Fritz war ein kleiner Teufelskerl!

Sein Herz aber verrieth sich dort, wo es sich um die engere Pflichten handelte. Jeden Morgen beugte der Alte den riesigen Oberkörper herab, und der Junge umfaßte den breiten Hals und küßte ihn zärtlich auf die rauhen Wangen. Und keinen Abend ging der Knabe schlafen, ohne Lise und Peter im Stall geliebkost zu haben, und Baumann mußte neben seinem Bett schlafen, und erhielt Schelte, wenn er knurrte.

Er sorgte für Vater, Pferde und Hund wie ein Mütterchen. — Das Alles hatte er von der milden, gütigen Frau geerbt, die draußen unter dem weißen Rosenbusch in der Erde lag.

In stillen Stunden überlegte der Alte die Zukunft, was aus Fritz werden sollte. Der Herr hatte fallen lassen, er wolle ihn später in's Geschäft nehmen, er solle die Volksschule nicht nur besuchen, sondern regelmäßigen Unterricht im Realgymnasium erhalten. Und nach der Confirmation wolle er ihm einen Platz am Pult im Comtoir geben, später ihn fördern, auch zum weiteren Lernen in die Welt hinaus schicken. Und dann sollte er sich in seiner Tüchtigkeit wieder an der alten Stätte versuchen und Gehalt beziehen wie der ersten einer. Und wenn er sein Jahr abgedient, würde er ihn vielleicht für die Fabrik auf Reisen schicken, — und später — später würde sich Fritz hoffentlich so machen, daß er heirathen konnte. — Der Alte malte sich das Bild seiner Schwiegertochter aus. Vielleicht gab's eine, die gut genug für „seinen Fritz“ war! Und er, der Alte, würde sie besuchen und bei ihm seine Pfeife rauchen und sich's bequem machen.

Und Fritz, sein erster, der gewiß ein wunder schöner Junge werden würde, sollte auch auf den Pferden reiten und früh, wie sein Vater, die Zügel regieren.

Am Ende konnte Fritz — was geschah nicht alles in der Welt — noch einmal selbst ein Geschäft begründen, auch solches Haus bewohnen, unter seinen Mitbürgern zu Ehren und Ansehen gelangen, ja Reichthum erwerben, Gutes, viel Gutes stiften, seinen Namen: Fritz Steinmann, der Mitwelt überliefern, und — aus dem kleinen Fuhrjungen ein hochangesehener Mann werden — —

Hochangesehen, in aller Menschen Munde wegen seiner Wohlthätigkeit, seiner Verdienste um die Industrie, ums Gemeinwesen, um seine Vaterstadt!

Und dann paßte der Alte so stark und so mächtig aus seiner kurzen Pfeife, und die freundlichen Augen glänzten so lebhaft, und die großen Hände geriethen in solche Bewegung, daß der kleine Fritz seinen Vater verwundert anschaute, freilich — ebenso wie seine verstorbene Mutter — nichts sagte, aber darüber nachgrübelte was wohl dem lieben Alten durch den Kopf gehen möge. —

Vorläufig ging aber Alles noch den alten Gang, und der Knabe fuhr eines Abends im Winter mit seinem Vater auf dem Rollwagen nach der Stralauerstraße. Und als der Letztere mit einem Hülfsknecht an einer großen, schweren Kiste schob, und Fritz, der sich vom Wagen herabgeschwungen, von unten half, rutschte die schwere Last plötzlich dem Knaben gegen die Brust.

Er wich zurück, stolperte und fiel, und als dem Alten in der entsetzlichen Angst für Secunden die Hände lahm wurden, rutschte die Kiste trotz verzweifelter Anstrengung Weider mit einem raschen, polternden Ruck völlig hinab und schlug über dem Knaben zusammen. Funken flogen aus den Augen des Alten, er sprang herab wie ein Zehnjähriger, zerrte keuchend, mit Niesenkräften, an der Last, ermunterte den Knecht — hörte das entsetzliche Jammern seines Kindes — reckte den nervigen Hals, gebot der athemlos arbeitenden Brust, strengte die Sehnen seiner Arme an, daß sie ihm zu zerreißen drohten und fand — nachdem endlich die Kiste beseitigt — sein Kind, seinen Fritz — erdrückt. — Und da schlug er mit den Fäusten gegen die Stirn, stürzte nieder, bettete den Entseelten in seinen Armen und stöhnte verzweifelt, wahnjünnig vor Schmerz: „Weshalb mir das?“ —

Zwei weiße Rosenstöcke blühen auf dem Grabe. Um Frühlingszeit sammeln sich kleine Vögel in den Zweigen eines hohen in der Nähe stehenden Baumes und zwitschern und singen. Sonne, Schatten, Wärme, Kühle, leise Winde und sanfte Düste wechseln ab und umfächeln das Grab zweier Menschen, die — auch nur Menschen waren — aber die so groß und so weit die Welt, nicht so zärtlich — so heiß geliebt wurden.

Statt des kleinen Fritz geht jetzt der Mann in den Pferde stall und sagt Abends seinen Thieren gute Nacht.

Sie schauen sich um, sie wiehern, sie schnuppern. „Wo ist der kleine Fritz?“ Und Baumann winfelt und sucht und fragt: „Wo ist der kleine Fritz?“ Und der Mann setzt sich auf die Futterkiste und stützt die Arme auf die Knie und schiebt den großen ehrlichen Kopf in die Niesenhände — und weint — und weint — und stöhnt und weint — Fritz ist todt! Er liegt unter den weißen Rosenbüschen und vielleicht — vielleicht — sehen sie sich alle drei einmal wieder. Wer kann es wissen? Aber wenn die Hoffnung nicht wäre, hätte sich Carl Steinmann schon vor die Näder gelegt und hätte „Hü Hü“ gerufen, und Peter und Lise hätten angezogen und auch ihm die zerrissene Brust zermalmt, für immer — — —



Altes und Neues über den Hypnotismus.

Von

Heinrich Albrecht.

— Berlin. —

Durch eine Reihe von Veröffentlichungen französischer Autoren ist eine Frage von Neuem angeregt worden, die bereits einmal — im Jahre 1880 — auch bei uns in Deutschland das Interesse weitester Kreise lebhaft in Anspruch genommen hat: die Frage des Hypnotismus und seiner geheimnißvollen Erscheinungen. Damals waren es die Schaustellungen des dänischen Abenteurers Hansen, die überall das größte Aufsehen erregten, jedoch, nachdem ihr Veranstalter den Blicken entschwunden war, rasch wieder in Vergessenheit geriethen. Doch führten dieselben dazu, daß eine Reihe deutscher Gelehrter wissenschaftliche Versuche anstellten, um ein Verständniß für Thatfachen anzubahnen, die trotz aller berechtigten Zweifel nicht hinweg zu leugnen waren. Die erwähnenswerthesten Arbeiten über den Hypnotismus aus jener Zeit sind die des Physikers Weinhold, der Breslauer Physiologen Heidenhain, Grünner und Berger und des Jenenser Physiologen Preyer. Alle diese Veröffentlichungen fallen in die Jahre 1880 und 1881, dann schien die Frage bei der deutschen Gelehrtenwelt wieder in Vergessenheit gerathen zu sein. Mit ungleich größerem Interesse hat man sich des Gegenstandes in Frankreich bemächtigt, aber erst seit französischer Sanguinismus sich zu Uebertreibungen hinreißen ließ, die nothwendigerweise zu Ausschreitungen führen mußten, haben deutsche Aerzte wiederum das Wort genommen, um den Strom, der seine Ufer zu überfluthen droht, in ein ruhigeres Bette zurückzuführen. Die Fachzeitschriften sind in eine lebhafte Erörterung der Frage eingetreten und auch in die Tagespresse ist davon

manches übergegangen, so daß in weiteren Kreisen vielfach über das Für und Wider gestritten wird. Die Einen glauben sich am besten mit der Sache abzufinden, indem sie sich durchaus skeptisch verhalten und jeden, der sich mit dem Studium des Hypnotismus beschäftigt, für einen Betrüger halten oder als einen Betrogenen bemitleiden, die Anderen sind nur zu sehr geneigt, auch die Uebertreibungen, wenn sie sich nur einen wissenschaftlichen Anspruch zu geben wissen, ohne Kritik hinzunehmen. Beiden Extremen gegenüber dürfte es angezeigt sein, auch einmal in einer für ein größeres Publikum bestimmten Zeitschrift dieser Frage näherzutreten, die nach den verschiedensten Gesichtspunkten eine Fülle der interessantesten Einzelheiten darbietet.

Als Vorläufer der Entdeckung der Erscheinungen des Hypnotismus müssen wir die verschiedenen, dem vorigen Jahrhundert angehörenden Vertreter der Lehre vom „thierischen Magnetismus“ betrachten, als deren Hauptrepräsentant der Wiener Arzt Friedrich Anton Mesmer zu nennen ist, dessen berühmte, 1766 erschienene Dissertation „De influxi planetarum in corpus humanum“ lange Zeit hindurch die Gemüther in Aufregung versetzt hat. Mesmer wurde 1778 aus Oesterreich ausgewiesen und verpflanzte seine Lehre nach Frankreich, wo die Zahl seiner Schüler und Anhänger so an Bedeutung zunahm, daß die französische Regierung sich bewogen sah, eine eigene Commission zur Untersuchung der Frage einzusetzen, deren Gutachten ein Verbot der von Mesmer begründeten magnetischen Heilmethode zur Folge hatte.*)

Der Entdecker des Hypnotismus ist der Englische Arzt James Braid. Unsere Kenntniß über diesen viel verkannten Mann verdanken wir in erster Linie Preyer, der von den Schriften desselben eine deutsche Ausgabe**) veranstaltet hat. „Wer die großen Verdienste dieses Mannes kennt,“ sagt Preyer***), „dem erscheint es ungerecht, daß in keinem der biographischen Sammelwerke Nachrichten über sein Leben zu finden sind. Fest steht sein Todestag. Er starb am 25. März 1860 plötzlich in seinem Hause in Manchester und zwar — einer mündlichen Mittheilung seines Sohnes, des praktischen Arztes Dr. James Braid zufolge — im Alter von ungefähr 65 Jahren. Er zeichnete sich schon früh als Chirurg aus und erwarb sich namentlich eine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Operiren Schielender. Die Sicherheit und seltene Geschwindigkeit seiner Operationen, sowie seine Erfolge in der Behandlung Nervenkranker verschafften ihm eine ausgedehnte Praxis in Manchester, wo er bis an das Ende seines thätigen Lebens in allen Kreisen zahlreiche Verehrer, aber auch viele Gegner und, wie es scheint, nicht die geringste äußere Anerkennung fand.“

Die ersten Schriften Braids behandeln chirurgische Gegenstände, vom

*) Geismann, Magnetismus und Hypnotismus. Wien, 1887.

**) Der Hypnotismus; ausgewählte Schriften von J. Braid. Berlin, 1882.

***) Preyer, die Entdeckung des Hypnotismus. Berlin, 1881.

Jahre 1841 an aber ausschließlich den Hypnotismus und damit Zusammenhängendes. Auch hielt er von dieser Zeit an darüber öffentliche Vorträge in Manchester, Rochdale und Liverpool und versetzte sich vor seinen Zuhörern auf deren Wunsch in den hypnotischen Zustand. Er zog sich hierdurch heftige Angriffe zu und schrieb, um sie abzuwehren, 1842 ein fulminantes Pamphlet gegen einen Geistlichen, der behauptet hatte, er beschränke sich bei der neuen Art zu „magnetisiren“ auf seine Dienstboten oder eigens gemiethete Patientinnen. Die Widerlegung solcher Insinuationen war vollkommen. Er fand jedoch in den vierziger Jahren nur wenige Anhänger unter den Aerzten, obwohl man viel von ihm sprach. Erst als der angesehenere Physiolog Carpenter im Jahre 1853 in der Royal Institution in Manchester sechs Vorlesungen über die Physiologie des Nervensystems mit besonderer Rücksicht auf den Somnambulismus gehalten hatte, in denen er die Richtigkeit der von Braid gefundenen neuen Thatfachen anerkannte, nahmen sich mehrere Aerzte der Sache an. In theoretischer Beziehung hatte die schon 1846 erschienene Schrift „the power of the mind over the body“ Aufsehen erregt. Braids Hauptwerk ist aber seine „Neurypnologie“, welche 1843 erschien und durch die Mehrzahl der späteren Arbeiten nur ergänzt wird.

Preyer, ein gewiß kompetenter und vorurtheilsloser Autor, beurtheilt die Braid'schen Schriften in seiner oben citirten Schrift folgendermaßen: „Wer die neueste hypnotologische Literatur, nicht aber Braid kennt, wird gewiß erstaunt sein, zu erfahren, wieviel Thatfachen dieser geniale Mann entdeckte, die jetzt wieder entdeckt worden sind, wie richtig viele seiner Anschauungen waren, welche gleichfalls als neu gegenwärtig wieder selbstständig Denkenden sich darboten, und welch ein reiches psychologisches und physiologisches Material er seinen Nachfolgern hinterlassen hat . . . Man mag wie immer über die Glaubwürdigkeit ihres Verfassers urtheilen, sie gehören jedenfalls zu den interessantesten Abhandlungen, welche jemals über den Menschen geschrieben worden sind. Einzelne machen einen tiefen Eindruck auf den Leser, dem es um Menschenkenntniß zu thun ist, auch wenn ihr wissenschaftlicher Werth nicht in Anschlag gebracht wird. Ich kann diesen wissenschaftlichen Werth nicht allen seinen Arbeiten zuerkennen, durchaus noch nicht alle seine Angaben trotz einer ziemlich umfangreichen eigenen Erfahrung bestätigen, und über die Anwendung des Hypnotismus zur Heilung von Krankheiten steht das Urtheil der praktischen Aerzte noch aus, aber es ist im Ganzen soviel bestätigt und so wenig widerlegt worden, daß das Uebrige nicht, weil es unwahrscheinlich klingt, als unrichtig unbeachtet bleiben darf.“ Und an anderer Stelle: „Ohne Rücksicht auf den vielseitigen Widerspruch theilt er seine eigenen Erfahrungen in schlichter Sprache so mit, wie er sie erlebte, selbst dann, wenn sie für unmöglich oder unglaublich gehalten werden, weil er sich durch alle Mittel, über die er verfügte, vergewisserte, daß er von seinen Patienten nicht

hintergangen worden sei. Diese feste Ueberzeugung, welche dem Leser in jeder Zeile seiner Schriften entgegentritt, macht dieselben außerordentlich anziehend. Wer aber nur liest und sich erzählen läßt, kann sich ein richtiges Urtheil nicht bilden. Man muß selbst die Erscheinungen wahrgenommen haben; um zu begreifen, daß es sich um eine Reihe der wichtigsten physiologischen und medicinischen Thatsachen, nicht um Täuschungen und Krankheit handelt.“

Diesem Urtheil eines unserer hervorragendsten Physiologen gegenüber muß der einseitige Skeptizismus schweigen. Jedenfalls ist es der Mühe werth, den Thatsachen etwas näherzutreten, die uns in den Braid'schen Schriften entgegenreten. Braid wurde zu seinen Versuchen angeregt durch die Productionen von sogenannten Magnetisirenden, bei denen er beobachtet hatte, daß die Patienten unvernünftig waren, ihre Augen offen zu halten, wenn sie anhaltend aufmerksam auf einen Gegenstand starrten. Er erklärte sich diese Erscheinung so, daß eine Lähmung des Hebers des Augenlides zu Stande komme, der während des langen Starrens ununterbrochen thätig ist. Er suchte daher das, was die Mesmeristen auf das Einströmen eines vermeintlichen magnetischen Fluidums zurückführten, durch einfache physiologische Vorgänge zu erklären. Seine ersten Versuche, die er in diesem Sinne selbst anstellte, führten ihn unmittelbar zu den bekannten Erscheinungen, die seitdem unzählige Male nachgeprüft und als unanfechtbar nachgewiesen sind. Ließ er nämlich seine Versuchsperson einen glänzenden Gegenstand, der in einer gewissen Entfernung von den Augen so gehalten wurde, daß bei seinem Anblicken die größtmögliche Anstrengung der Augenmuskeln und Lider erfordert wurde, ruhig und anhaltend fixiren, so schlossen sich nach wenigen Minuten die Lider, unmittelbar darauf fand er, daß der Betreffende, wenn man seine Arme oder Beine hob, geneigt schien, sie in der Stellung zu halten, in welche sie gebracht worden. Es ist dies der sogenannte kataleptische Zustand, der sich auch bei gewissen Formen der Hysterie findet. Je häufiger eine Person hypnotisirt wird, um so empfänglicher wird sie für spätere Hypnotisirungen, in dem Grade, daß es zuletzt allein einer psychischen Einwirkung bedarf, um sie in den eigenthümlichen, oben beschriebenen Zustand zu versetzen. Dagegen gelingt es keineswegs bei allen Individuen, den hypnotischen Zustand hervorzubringen. Ein starker Luftzug gegen das Gesicht, unter Umständen auch ein Händeklatschen, ein starker Schlag mit der Hand auf den Arm oder das Bein, genügen, die Hypnose aufzuheben. Der Hypnotisirte zeigt wie Braid annimmt, weil sein durch die Hypnose verfeinertes Gefühl die Luftströmungen als angenehm und unangenehm unterscheiden läßt, denen er folgt oder vor denen er sich zurückzieht, eine scheinbare Willfährigkeit, dem Hypnotisirenden zu folgen, sich von ihm leiten zu lassen.

Eine ausreichende Erklärung der von ihm gefundenen Thatsachen giebt Braid ebenso wenig, wie es denen, die nach ihm experimentirt haben,

gelingen ist, die Frage endgültig zu lösen, worin die organische und psychische Veränderung besteht, welche die Hypnose bedingt. Er nimmt allgemein eine Störung des Gleichgewichts der Centren im Gehirn und Rückenmark und der Herzthätigkeit und Athmung sowie der Muskelthätigkeit an, und betrachtet als erzeugendes Moment dieses Zustandes neben dem anhaltenden Starren vor allem die angespannte Aufmerksamkeit, die der Betreffende auf den fixirten Gegenstand richtet. Demgemäß erklärt Braid Hypnotismus, wie folgt: „Das Wort Hypnotismus bezeichnet einen nervösen Schlaf, d. h. einen eigenthümlichen Zustand des Nervensystems, welcher künstlich herbeigeführt werden kann durch anhaltendes gespanntes Nichten der Aufmerksamkeit, besonders des Blickes, auf einen Gegenstand von nicht aufregender Beschaffenheit. Und zwar bedeutet: hypnotisiren das Herbeiführen jenes Zustandes, dehypnotisiren das Unterbrechen desselben. Streng genommen bezeichnet Hypnotismus nicht einen Zustand, sondern eine Reihe von Zuständen, die in jeder erdenklichen Weise variiren zwischen bloßer Träumerei und tiefem Coma, mit völliger Aufhebung des Selbstbewusstseins und der Willenskraft auf der einen Seite und einer fast unglaublichen Exaltation der Functionen der einzelnen Sinnesorgane, der intellectuellen Fähigkeiten und der Willenskraft auf der anderen Seite. Die Erscheinungen sind theils geistiger Natur, theils physisch — willkürlich, unwillkürlich oder gemischt, je nach dem Stadium des Schlafes.“

Die Resultate, welche Braid mittelst des beschriebenen Verfahrens erzielte, sind außerordentlich und klingen zum Theil ganz unwahrscheinlich. Preyer hält namentlich den Procentzatz der hypnotisirbaren unter den sich freiwillig meldenden Individuen bei seinen öffentlichen Vorträgen für auffallend hoch. So wurden einmal in einer Versammlung von etwa 800 Menschen in Manchester von 14 männlichen Personen, die ihm sämmtlich fremd waren und freiwillig vortraten, 10 hypnotisch. In Rochdale wurden 20 an einem Abend hypnotisirt. In London hypnotisirte Braid in einer medicinischen Privatgesellschaft von 18 Personen innerhalb zehn Minuten 16, die er einen Leuchter anstarren ließ. Braid hat auch Fälle beigebracht, welche darthun, daß gegen den festen Willen der Patienten, wenn sie sich nur den Vorschriften fügen, bisweilen die Hypnose eintritt. In einer seiner Vorlesungen trat ein starker Arbeiter vor, welcher von einem Mediciner bestochen worden war, um zu widerstehen. Er versuchte es, indem er den Vorschriften sich nicht fügte, als aber Braid ihm dieses geradezu sagte, fügte er sich mit einem Ausdruck von grümmigem Trost und wurde eines der besten Beweismittel für die Macht des Verfahrens.

Besonders beweisen die Fälle, in denen die den Patienten anstarrenden Magneteure selbst hypnotisch wurden, während der Patient wach blieb, die weitgehende Unabhängigkeit des Hypnotischwerdens vom Willen. Die Zahl der Skeptiker, welche vorher bestimmt erklärten, sie würden keinesfalls hypnotisch werden, und dann doch wenige Minuten nach dem Beginn des

Starrens die Augen nicht mehr öffnen konnten, ist groß. Ist aber der Wille, hypnotisch zu werden, vorhanden, dann begünstigt er in der Regel den Eintritt der Hypnose wesentlich. Dagegen citirt Preyer allerdings auch wieder Fälle von jungen energischen Männern, welche den lebhaftesten Wunsch hegten, hypnotisch zu werden, um den Zustand kennen zu lernen, welche in jeder Beziehung den Vorschriften Genüge leisteten und dennoch, trotz häufiger Wiederholung des Versuches, nicht die geringsten hypnotischen Erscheinungen zeigten. Braid führt auch Beispiele an, daß zwei Individuen sich durch Anstarren gegenseitig zu gleicher Zeit hypnotisirten, oder daß Kranke, ohne es zu wollen und ohne vom Hypnotismus etwas zu wissen, sich hypnotisirten, indem sie einfach vor sich hinstarrten. Preyer bestätigt letztere Beobachtung durch einen ihm selbst bekannt gewordenen Fall.

Mit diesen letzteren Beobachtungen kommen wir zu den interessanten Fällen jener indischen Fakire, die sich lebendig begraben lassen, um nach Tagen oder selbst Wochen ihre gewohnte Lebensthätigkeit wieder aufzunehmen, nachdem sie aus dem Grabe befreit worden. Braid hat der Untersuchung dieser auf den ersten Blick völlig ungläublichen Erscheinung eine besondere Schrift „Observations on trance or human hybernation, London 1850“ gewidmet. Da diese interessante kleine Schrift wenig bekannt ist, mag es gestattet sein, einen dieser eigenartigen Fälle, der Braid durch den am Hofe von Runjeet Singh in Lahore als diplomatischer Agent lebenden Sir Claude Martin Wade auf das sicherste verbürgt wurde, hier etwas ausführlicher mitzutheilen. Der Bericht des Sir Wade lautete folgendermaßen:*)

„Ich war am Hofe des Runjeet Singh, als der vom Herrn Capitän Osborne erwähnte Fakir lebend auf sechs Wochen begraben wurde; obwohl ich erst einige Stunden nach dem eigentlichen Begräbniß ankam, so hatte ich doch Runjeet Singh selbst und die zuverlässigsten Hofleute zu Zeugen, daß der Fakir von ihnen begraben worden sei, und da ich selbst zugegen war, als er ausgegraben und vollständig ins Leben zurückgerufen wurde, wobei ich so nahe stand, daß eine Täuschung ausgeschlossen blieb, so glaube ich fest daran, daß kein Betrug bei den außerordentlichen Thatsachen, die ich zu erzählen habe, unterließ. Als der bestimmte Zeitpunkt herannahte, begleitete ich auf eine Einladung den Runjeet Singh zu dem Fleck, wo der Fakir begraben worden war. Es war das ein viereckiges Gebäude, eine sogenannte Barra durra, in der Mitte eines der Gärten, welche den Palast in Lahore umgeben, ringsum mit einer Veranda versehen und mit einem mittleren geschlossenen Raume. Als wir ankamen, stieg Runjeet Singh, der bei dieser Gelegenheit von seinem ganzen Hofe begleitet war, vom Elephanten und bat mich, mit ihm zusammen das Gebäude zu unter-

*) Nach der Uebersetzung von Dr. H. v. Willers in der oben citirten, von Preyer veranstalteten deutschen Ausgabe von Braids Schriften.

suchen, damit er die Ueberzeugung hätte, daß es genau so verschlossen wäre, wie er es verlassen. Wir fanden, daß an jeder der vier Seiten eine Thür gewesen war, von denen drei vollständig zugemacht worden waren; an der vierten Seite befand sich eine feste Thür, die bis auf ein mit dem Privat-siegel Runjeet Singh's in dessen Gegenwart versiegeltes Schloß mit Lehm verdeckt worden war, als der Fakir begraben wurde. In der That bot diese äußere Fläche des Gebäudes keine Oeffnung, durch welche Luft zu dringen konnte, noch irgend eine Verbindung mit der Außenwelt, durch welche der Fakir Nahrung hätte erhalten können. Ich kann hinzufügen, daß die Mauern, welche die Thüren schlossen, keinerlei Zeichen boten, daß sie kürzlich geöffnet oder auch nur verändert worden wären.

Runjeet Singh erkannte den Siegelabdruck als den von ihm angelegten, und da er bezüglich des Erfolges ebenso skeptisch war, wie es nur irgend ein Europäer sein konnte, so hatte er, um soviel als irgend möglich Betrug zu verhüten, zwei Compagnien seiner persönlichen Eskorte nahe an das Gebäude gelegt. Von diesen mußten vier Posten, die zweistündlich abgelöst wurden, Tag und Nacht das Gebäude gegen einen Einbruch bewachen. Zugleich befahl er einem der höchsten Beamten seines Hofes, von Zeit zu Zeit den Platz zu revidiren und darüber an ihn direct zu berichten, während das Petschaft, dessen Abdruck das Schließeloch schloß, von ihm oder seinem Minister aufbewahrt wurde. Letzterer empfing auch jeden Morgen und Abend den Rapport des wachhabenden Offiziers.

Nachdem wir genügend untersucht hatten, setzten wir uns in die Veranda, gegenüber der Thür, während einige Leute aus dem Gefolge Runjeet Singh's die Lehmwand einrißen, und einer seiner Beamten das Siegel brach und das Vorlegeschloß öffnete. Nach Oeffnung der Thür sah man in einen dunklen Raum. Runjeet Singh und ich selbst begaben uns in denselben zusammen mit dem Diener des Fakirs, und nachdem ein Licht beschafft worden war, stiegen wir in eine Art von Nische etwa drei Fuß unter der Bodenfläche des Raumes. In dieser stand aufrecht ein hölzerner Kasten mit Deckel, etwa vier englische Fuß lang und drei breit, welcher den Fakir enthielt. Der Deckel war gleichfalls durch ein Vorlegeschloß und dasselbe Siegel wie die Außenthür geschlossen. Als wir ihn öffneten, sahen wir eine menschliche Gestalt in einem weißen Leinenjack, der über dem Kopf derselben zugebunden war. Hierauf wurden Salut-schüsse abgegeben, und die Menge drängte sich an die Thür, um das seltsame Schauspiel zu sehen. Als ihre Neugier befriedigt worden, griff der Diener des Fakirs in den Kasten und nahm die Gestalt heraus, schloß den Kasten und lehnte sie in derselben hockenden Stellung, wie sie im Kasten gelegen hatte, mit dem Rücken gegen den Deckel.

Runjeet Singh und ich stiegen dann in die Nishöhhlung, welche so klein war, daß wir nur auf dem Boden gegenüber dem Körper sitzen konnten und denselben mit Hand und Knie berührten.

Darauf goß der Diener warmes Wasser über die Gestalt; da ich aber beabsichtigte, etwaige Betrügereien zu entdecken, so schlug ich dem Kunjeet Singh vor, den Sack zu öffnen und den Körper genau anzusehen, bevor etwaige Wiedererweckungsversuche gemacht würden. Ich that dies und muß hier bemerken, daß der Sack, als wir ihn zuerst gewahr wurden, schimmelig aussah, wie einer, der einige Zeit vergraben gewesen ist. Arme und Beine der Gestalt waren runzelig und steif, der Kopf ruhte auf einer Schulter, wie bei einer Leiche. Ich bat meinen mich begleitenden Arzt, auch hinabzusteigen und den Körper zu untersuchen; er that es und konnte weder in der Herzgegend, noch an den Schläfen, noch am Arm den Puls fühlen. Doch waren die dem Gehirn entsprechenden Kopftheile wärmer als der andere Theil des Körpers. (Hier macht Braid die Anmerkung: Sollte nicht diese Wärme „über dem Gehirn“ die Folge der Uebergießung mit warmem Wasser sein?)

Darauf begann der Diener ihn aufs Neue mit heißem Wasser zu baden und streckte allmählich Arme und Beine aus der starren Stellung, in welcher sie sich befanden, während Kunjeet Singh noch das rechte und ich das linke Bein nahmen, um durch Reiben sie wieder gebrauchsfähig zu machen. Inzwischen legte der Diener einen etwa zollstarken heißen Weizen-teig auf den Scheitel, ein Vorgang, den er zwei bis drei Mal wiederholte; dann entfernte er aus den Ohren und den Nasenlöchern die Baumwolle und das Wachs, womit dieselben geschlossen waren, und öffnete mit großer Anstrengung, indem er eine Messerspitze zwischen die Zähne schob, den Mund, und während er mit der linken Hand die Kiefer von einander trennte, zog er mit der rechten die Zunge vor, welche mehrfach in ihre aufwärts gekrümmte Stellung zurückfuhr, wobei sie den Schlund verschloß.

Dann rieb er auf die Augenlider ghee, d. h. zerlassene Butter, einige Secunden lang, bis er sie öffnen konnte. Das Auge erschien bewegungslos und glanzlos. Als der Teig zum dritten Mal auf den Scheitel gelegt worden war, wurde der Körper convulsivisch bewegt, die Rüstern wurden aufgeblasen, und die Glieder begannen eine natürliche Fülle anzunehmen; der Puls war immer noch kaum fühlbar. Der Diener legte etwas zerfloßene Butter auf die Zunge und ließ sie ihn verschlucken. Wenige Minuten später traten die Augäpfel hervor und erhielten eine natürliche Farbe, und der Fakir, der erkannte, daß Kunjeet Singh dicht neben ihm saß, jagte kaum verständlich in leiser Grabesstimme: „Glaubst Du mir nun?“ Kunjeet Singh bejahte die Frage und bekleidete den Fakir mit einem Perlenhalzband, prachtvollen goldenen Armbändern und einem Ehrenkleide aus Seide, Musselin und Shawlstoff, wie es gewöhnlich von indischen Fürsten hervorragenden Personen verliehen wird.

Vom Augenblicke an, wo der Kasten geöffnet wurde, bis der Fakir die Stimme wieder fand, konnte kaum eine halbe Stunde verflossen sein, und abermals nach einer halben Stunde sprach der Fakir mit mir und

seiner Umgebung, wenn auch mit schwacher Stimme wie ein Kranker, und dann ließen wir ihn, überzeugt, daß kein Betrug noch Täuschung in dem Vorgang untergelaufen war, dessen Augenzeugen wir gewesen.“

Braid führt noch eine Reihe weiterer Fälle ähnlicher Art an, die ihm ebenfalls durch hochgestellte und durchaus glaubwürdige Personen verbürgt wurden. Er sucht die Möglichkeit solcher vollständig unglaublich klingenden Vorkommnisse durch Analogien zu erklären und führt als solche einerseits den Winterschlaf der Thiere an, deren manche ja zu regelmäßigen Zeiten in einen solchen Zustand geringsten Lebens gerathen, andererseits recurriert er auf die häufig beobachteten Fälle von Starrkrampf, in denen die Betroffenen ansehnliche Zeit leblos blieben, sodaß man Anstalten zum Begräbniß traf, jedoch noch vor der Beerdigung sich wieder erholten. In den Fällen der Fakire kommt allerdings die Absicht der Betroffenen und die eigenen Bemühungen, den Zustand herbeizuführen, hinzu, und um hierfür eine Erklärung zu bringen, zieht Braid die Erfahrung herbei, daß unter Umständen empfängliche Individuen allein durch psychische Einflüsse hypnotisch werden, eine Erfahrung, die auch durch neuere Forscher bestätigt worden ist. Wir würden diese, den Zweifel geradezu herausfordernden Mittheilungen Braids hier nicht angeführt haben, könnten wir nicht auch hierfür bis zu einem gewissen Grade die Autorität Preyers*) ins Feld führen, der die angeführten Thatfachen für hinreichend verbürgt erachtet, um auch seinerseits Erklärungsversuche daran anzuknüpfen.

In dieselbe Kategorie wie die genannten Fakire gehören — wie hier beiläufig bemerkt werden möge — wahrscheinlich auch viele der religiösen Ekstater und Märtyrer, welche die gräßlichsten Qualen, ohne ein Anzeichen von Schmerz zu geben, erduldeten, die Mönche vom Berge Athos, die Säulenheiligen u. a. Der „religiöse Autosomnambulismus“ der Hesychasten, der Quietisten und anderer Secten war darum wahrscheinlich ein hypnotischer Zustand, weil er durch völlige Ruhe („Abtödtung“ gegen die Außenwelt) und durch Concentration der Aufmerksamkeit (z. B. Anstarren des Nabels bei den Omphalopsychikern, wohl auch des an die Nase gehaltenen Zeigefingers bei den Jaskodrugiten) herbeigeführt wurde**). Preyer sah selbst, wie die Dervische, deren Übungen er in Egypten bewohnte, sich in ekstatische, wahrscheinlich hypnotische Zustände versetzten, indem sie unter pendelnden Kopfbewegungen bis zur Besinnungslosigkeit „Allah“ riefen. —

Sehen wir nach dieser Abschweifung, welche weiteren Schicksale die Entdeckungen Braids in der Folgezeit erlebten. Wir begegnen da dem eigenthümlichen Umstande, daß eine ganze Reihe der von Braid festgestellten Thatfachen von neueren Forschern, die mit den Schriften Braids nicht bekannt gewesen zu sein scheinen, erst wieder neu entdeckt werden

*) Preyer l. c. und über die Erforschung des Lebens, Jena 1873.

**) Preyer, Die Entdeckung des Hypnotismus.

mußten, um zur allgemeineren Geltung zu gelangen. Es ist Preyers Verdienst, hierauf hingewiesen und der Priorität Braids nachträglich Geltung verschafft zu haben. Zunächst wurden die von Braid aufgestellten Behauptungen mehr oder weniger lebhaft angegriffen, und derselbe hatte, so lange er lebte, Verdächtigungen und Verläumdungen aller Art zu ertragen. Doch ward ihm noch kurz vor seinem Tode die Freude zu Theil, daß berühmte Pariser Aerzte, namentlich Belpreau und Broca, sich seiner annahmen, nachdem Azam seine Entdeckungen in umfassender Weise bestätigt hatte (1860). Nach längerer Pause war es dann der Pariser Physiologe Richet, der 1875, ohne Braids Schriften zu kennen, zahlreiche hypnotische Versuche an Menschen anstellte, welche die größte Aehnlichkeit mit denen Braids haben. In das Jahr 1878 fallen dann die ersten Versuche Charcot's, die, namentlich in Frankreich, allgemeiner die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand lenkten. Charcot hat die Erscheinungen des Hypnotismus in drei Phasen eingetheilt. Er unterscheidet einmal das Stadium der Lethargie: Der Lethargische scheint schlafend, die Augen sind geschlossen; hebt man die Gliedmaßen in die Höhe, so fallen dieselben wie gelähmt herab; jede Relation zu Personen oder sonst zur Außenwelt erscheint aufgehoben. Im zweiten, dem Stadium der Katalepsie, kann man dem Individuum jede beliebige Stellung geben; man kann den Arm strecken, das Bein heben, dasselbe wird mehr oder weniger diese Stellung beibehalten. In dem Zustande der Katalepsie hat das Individuum die Augen geöffnet, und man kann die Katalepsie nach Charcot u. a. dadurch hervorrufen, daß man die Augen des Lethargischen öffnet. Das dritte Stadium ist das des Somnambulismus. In diesem Stadium hält das Individuum die Augen halb oder ganz geschlossen. Wesentlich charakteristisch für dieses Stadium ist die eigenthümliche Erscheinung der Suggestionsfähigkeit, auf die wir weiter unten noch eingehender zu sprechen kommen.

Charcot's Veröffentlichungen erregten auch in Deutschland berechtigtes Aufsehen, doch veranlaßten erst, wie bereits eingangs erwähnt, die Schaulstellungen Hanjens eine Reihe deutscher Forscher zu wissenschaftlichen Experimenten über den Hypnotismus, durch die abermals eine ganze Anzahl der Beobachtungen Braids gleichsam neuentdeckt wurden.

Nur nachdem Charcot sich dem Studium des Hypnotismus zugewandt hatte, entstand in Frankreich eine zweite „Schule“, die sich in mancher Beziehung in einen Gegensatz zu ersterem setzte. Dieselbe wird hauptsächlich durch den Nancyer Kliniker Bernheim, den Nancyer Physiologen Beaunis und Liebeault, praktischen Arzt in Nancy, vertreten. Auch ein Nancyer Professor der Rechte, Liégeois hat sich vielfach mit diesen Fragen beschäftigt. Die Nancyer Schule erkennt die drei Phasen Charcot's nicht an, erklärt vielmehr alle verschiedenen Erscheinungen des Hypnotismus als durch Suggestion hervorgerufen. Ueberhaupt stellte diese Schule mehr und mehr die Suggestion,

die psychische Beeinflussung des Individuums, in den Vordergrund der gesamten Erörterungen über den Hypnotismus.

Auch die ersten Beobachtungen über die später so genannten Suggestionserscheinungen sind auf Braid zurückzuführen. In seiner 1846 erschienenen Schrift „The power of the mind over the body“ suchte derselbe nachzuweisen, daß eine unverwandt auf einen Punkt gerichtete Aufmerksamkeit die Kraft hat, die Thätigkeit des Körpers in so hohem Grade zu verändern, daß sich eine erhöhte Empfänglichkeit für äußere Einflüsse einstellt. Man kann nach Braid auf diese Weise Individuen im wachen Zustande glauben machen, daß sie verschiedene Formen und Farben sehen und wechselnde sinnliche Eindrücke haben, eine unwiderstehliche Kraft sie anzieht und abstößt, und gewisse Vorstellungen in Bezug auf Schall, Geruch, Geschmack, Kälte- und Wärmeempfindungen hervorrufen, für die ein wirkliches Substrat gar nicht existirt. Ebenso kann man Personen im Zustande der Hypnose derartig beeinflussen, daß sie jede Einflüsterung Anderer als gegenwärtige Wirklichkeit annehmen und danach handeln. Diese Erfahrung Braids wurde 1880 von Heidenhain*) in vollem Umfange bestätigt. Heidenhain ballte z. B. vor einer hypnotisirten Person seine Faust — er ballt die seinige; er öffnet den Mund — jener thut dasselbe. Nun schließt Heidenhain über dem herabgebogenen Haupte des Hypnotisirten die Kiefer so schnell, daß die Zahnreihen hörbar aneinander klappen — jener wiederholt das Manöver. Heidenhain entfernt sich mit hörbaren Schritten von seiner Versuchsperson, diese folgt, dabei den Tact und die Stärke der hörbaren Schritte nachahmend. Nun sagt er in ruhigem aber bestimmtem Tone zu dem Hypnotischen: „Heben Sie den Arm!“ Es geschieht; alsdann: „Der Arm ist gelähmt, Sie vermögen ihn nicht aus seiner Lage zu erheben, selbst nicht mit Hülfe der nicht gelähmten Extremität“. Auch diese Suggestion geht in Erfüllung zc. Eine andere Art der Suggestion ist die, welche von Berger entdeckt und mit dem Namen „Echolalie“ bezeichnet worden ist. Dieselbe besteht darin, daß das in Hypnose versetzte Individuum alle Bewegungen, welche der Hypnotiseur ihm vormacht, oder die schwierigsten Worte, welche er ihm vorpricht, sofort mit größter Präcision nachahmt oder nachspricht, oder auch nur angegebene Handlungen widerstandslos ausführt. So genügen die einfach hingeworfenen Worte: Tanzen, Lachen, Singen, Springen zc., um das Individuum sofort zu veranlassen, daß es tanzt, lacht, singt, springt zc.

Von erhöhtem Interesse sind die sogenannten posthypnotischen Suggestionen, d. h. Suggestionen, durch welche Personen während der Hypnose veranlaßt werden, nicht während des sonnambulen Zustandes, sondern erst zu einem bestimmten Zeitpunkte nach dem Wiedereintritt des normalen Wachseins die suggerirten Handlungen auszuführen. Einen solchen Fall

*) Breslauer ärztliche Zeitschrift 1880.

berichtet u. a. Bernheim*): Dem in Hypnose versetzten Fräulein G. wurde suggerirt, sich zu Herrn Forcachon zu begeben, um aus einem genau bezeichneten Schranke ein Armband zu stehlen. Forcachon empfahl ihr bei der Ausführung des Diebstahls die größte Vorsicht an, vor allem, daß sie ihn nie anschuldigen oder anklagen dürfe. Die Ausführung der Suggestion geschah pünktlich unter genauer Befolgung der angegebenen Einzelheiten, und Forcachon beobachtete den Vorgang. Am Abend darauf wiederholte Hypnose, und trotz der eindringlichen Ermahnungen und Bitten, den Dieb zu nennen, da sie denselben ja genau kenne, blieb die G. standhaft bei der Behauptung, keine Kenntniß von dem Diebe zu besitzen. Schließlich bekannte sie sich selbst als Diebin, verweigerte aber jeden weiteren Aufschluß über die Person, welche sie zu demselben überredet habe. Während des hypnotischen Schlafes flüsterte man nun der Person ein, einen Herrn L. als Dieb dem Friedensrichter zu bezeichnen, und man bestimmte sie, in diesem Sinne einen Brief abzufassen, nachdem man ihr die feste Ueberzeugung beigebracht hatte, daß L. das Armband gestohlen, daß sie selbst ihn dabei beobachtet habe und daß sie vollständig unschuldig sei. Unmittelbar nach dem Erwachen schrieb sie den verlangten Brief, der wörtlich lautete:

„Herr Friedensrichter! Ich muß mich einer Pflicht entledigen. Heute morgen wurde bei Herrn Forcachon ein Armband gestohlen. Einen Augenblick hielt man mich für die Diebin, aber mit Unrecht, denn ich schwöre Ihnen, ich bin durchaus unschuldig. Ich bin in der Lage, Ihnen den Dieb zu nennen: es ist der Herr L. (folgt der vollständige Name). Hören Sie auch, wie das zuging: Er schlich sich um 1 Uhr in den Salon des Herrn Forcachon durch die kleine Hofthür ein, entwendete aus dem nahe am Fenster stehenden Schrank das Armband der Madame Forcachon, steckte es in seine Tasche und entfernte sich wieder auf demselben Wege, den er gekommen. Ich beobachtete den Vorgang genau. Er ist der Dieb, und ich bin bereit, dies vor Gericht zu beschwören.“

Liégeois gab einem jungen Mädchen ein aus reinem Zucker bestehendes Pulver mit den Worten: „Hier haben Sie Arsenik, schütten Sie dasselbe morgen in einem unbewachten Augenblicke in ein Glas mit Wasser und geben dieses Ihrer Tante als Limonade zu trinken. Sie werden sie auf diese Weise vergiften.“ Die Tante, welche von der Suggestion verständig war, berichtete am folgenden Tage, daß das Mädchen die verbrecherische Eingebung genau nach dem Verlangen Liégeois' ausgeführt habe.

Die Willfährigkeit Hypnotischer, Fremder Leben anzutasten, geben sie auch in Bezug auf das eigene Leben zu erkennen. Liébeault verlangte

*) Citirt von Sallis, Ueber hypnotische Suggestionen. Berlin und Neuwied, 1888.

von einem jungen Mädchen, daß es sich mit einem ihm dargereichten Pulver vergifte. Bereitwilligst nahm die Person das Pulverchen, welches ebenfalls nur aus Zucker bestand, löste es sorgfältig in einem Glase Wasser auf und leerte alsdann den vermeintlichen Gistfch bis auf den letzten Tropfen.

In gleich leichter Weise, wie man die für Suggestionen empfänglichen Personen zu Diebstahl, falschem Zeugniß und Mord anstiften kann, läßt sich, nach den Berichten französischer Autoren, deren Bereitwilligkeit in selbstsüchtiger Absicht für civilrechtliche Acte, insbesondere für Schuld- und Schenkungsurkunden, leghwillige Verfügungen zc., mißbrauchen. So sagte beispielsweise Liegeois zu einer hypnotisirten jungen Dame: „Sie wissen, daß ich Ihnen 500 Franken geliehen habe, Sie werden mir bestätigen, diese Summe empfangen zu haben.“ „Aber, mein Herr, Sie liehen mir nichts!“ „Ihr Gedächtniß läßt Sie im Stich, Fräulein, gestern erst behändigte ich Ihnen an dieser Stelle eine Rolle mit der verlangten Summe.“ Unter dem Einflusse weiterer Suggestionen erklärte sich die Dame dann auch bereit, eine rechtsverbindliche Schulburlunde auszustellen.

Die hier angeführten Beispiele führen ohne Weiteres zu einer Frage von eminenter Bedeutung hinüber: Wie sind unter dem Einflusse hypnotischer Suggestion begangene verbrecherische Handlungen vom juristischen Standpunkte aus zu beurtheilen? Daß es sich hier um keine rein akademische Frage handelt, geht daraus hervor, daß französische Autoren bereits über eine ganze Anzahl derartiger Fälle zu berichten wissen, welche vor französischen Assisen zur Verhandlung kamen. Complicirt wird diese Frage noch dadurch, daß andererseits Fälle bekannt geworden sind, in denen Angeklagte den Versuch machten, sich durch Berufung auf fremde Suggestion der Verantwortung für begangene Verbrechen zu entziehen. Daß derartige Fälle sich in Frankreich immer mehr häufen werden, wird erklärlich erscheinen, wenn wir erfahren, daß allein in Paris Hunderte von Hypnotisireuren und Magnetisireuren zum Zwecke von Schaustellungen und Wundercuren ihr Wesen treiben.

In der That haben auch hervorragende Rechtslehrer, namentlich in Frankreich, sich schon eingehend mit diesen Fragen beschäftigt. Auch in der Akademie wurde der Gegenstand bereits einer Erörterung unterzogen und führte, wie leicht erklärlich, zu einer Reihe von einander abweichender Auffassungen*). Was die Gültigkeit civilrechtlicher Acte, die zwischen Hypnotiseur einerseits und Hypnotisirtem andererseits gefertigt werden, z. B. Unterschreibung von Quittungen, Wechselaccepte, eingegangene Verpflichtungen u. s. w. anlangt, so können derartig vollzogene Verträge juridische Folgen nicht haben, weil die nöthigen Eigenschaften zur Rechtsgültigkeit solcher Acte nicht vorhanden sind, und im Uebrigen werden, da

*) Cfr. Sallis l. c.

des Hypnotiseurs gewinnüchtige Absicht unter Benützung des Leichtsinnes, der Unerfahrenheit und Unzurechnungsfähigkeit des Hypnotisirten erwiesen ist, die im Reichsstrafgesetzbuche vorgesehenen Bestimmungen die Basis einer strafrechtlichen Verfolgung abgeben. Während ferner auch darüber Einhelligkeit besteht, daß derjenige, der freiwillig einen strafbaren Act suggerirt hat, als wirklicher Verlezer des Gesetzes auch voll für die That verantwortlich ist, geht man in den Meinungen bezüglich der Strafbarkeit des Hypnotisirten auseinander. Von einer Seite wurde die Ansicht vertreten, man dürfe den letzteren, falls er sich nicht etwa, gerade um das Delict zu begehen, hypnotisiren ließ — in welchem Falle er allerdings voll verantwortlich wäre — nicht für das willenlos von ihm begangene Delict strafen. Dem steht die entgegengesetzte Auffassung gegenüber, es müsse ein Jeder, der in freiwillig zustandener Hypnose sich seiner Willensfreiheit entäußere, auch für die Folgen solcher Entäußerung, also für suggerirte und vollzogene Delicte, gestraft werden können.

Eine der größten Schwierigkeiten besteht zweifellos darin, ob der verlangte Nachweis der Willenlosigkeit im concreten Falle nur auf Grund experimenteller Erfahrungen an Anderen als auch für den Inculpaten zutreffend geführt werden kann. Es wäre dann auf Anordnung des Richters der Angeklagte erneut in Hypnose zu versetzen, um die Wirklichkeit des hypnotischen Zustandes und die Aeußerungen der Suggestion zu erkennen. Abgesehen von der Schwierigkeit einer solchen Expertise, die noch eine Steigerung erführe, wenn es sich um posthypnotische Delicte handelte, müßte man in jedem Falle die Ueberzeugung gewinnen, daß eine Simulation nicht vorliegt.

Eine zweite Frage von Bedeutung, die unter Umständen der richterlichen Entscheidung unterliegen kann, ist die, ob hypnotische Experimente dauernde Gesundheitschädigungen Hypnotisirter zur Folge haben können. Französische Gerichtshöfe haben sich auch mit dieser Frage bereits wiederholt zu beschäftigen gehabt. Schon Braid betont, daß man sehr vorsichtig sein soll bei Anstellung von Experimenten mit Hypnotischen, „weil es wohl möglich ist, daß der Kranke sehr darunter zu leiden hat, ohne zur Zeit im Stande zu sein, dies irgendwie zu äußern, da seine Willenskraft vollständig aufgehoben ist. Alle Proben, welche Körperteile verletzen oder jemand beschädigen, soll man auch bei den Kranken vermeiden, die alle Empfindung und alles Gedächtniß verloren haben. Denn wenn sie auch vom Patienten nicht empfunden werden und keine Erinnerung davon zurückbleibt, so werden solche Eingriffe dennoch, mag der Verlust der Empfindung Folge eines kataleptischen Anfalles oder der Ausdruck einer durch Hypnotismus, Mesmerismus, Chloroform, Gaschisch oder sonst ein narkotisches Mittel hervorgerufenen Anästhesie sein, sobald der Kranke wieder normal empfindet, demselben fühlbar werden.“ Bekannt sind die scandalösen Vorgänge bei den Schaustellungen Hansens, der z. B. eine im kataleptischen

Zustande befindliche Versuchsperson mit Hacken und Kopf auf zwei Stühle legte und noch ein bedeutendes Gewicht auf den Bauch des dergestalt frei Schwebenden legte oder sich gar darauf stellte. Welche Folgen derartige Brutalitäten für die Gesundheit des Betreffenden haben können, liegt auf der Hand. Noch kürzlich haben in Berlin ähnliche Vorgänge zu einem polizeilichen Verbot der Vorstellungen des Magnetiseurs Böllert geführt. Ihren Gipfelpunkt haben diese scandalösen Schaustellungen in Paris erreicht, wo noch vor nicht allzulanger Zeit u. a. einer dieser Magnetisreure allabendlich eine Hypnotisirte in einen Käfig sandte, in dem sich vier mächtige Löwen befanden, die von dem Thierbändiger gezwungen wurden, über das Ruhebett zu springen, auf dem die Unglückliche ausgestreckt lag. Solche und ähnliche Ausfchreitungen haben glücklicherweise bereits zu einer Reihe von Verboten hypnotischer Schaustellungen geführt, deren recht baldige Verallgemeinerung dringend erwünscht wäre. Zur Ehre des richtigen Tactes des besseren Publikums unserer deutschen Städte sei hier constatirt, daß man sich auch von dieser Seite hier und da bereits energisch gegen solche Zumuthungen verwahrt hat.

Bis zu diesem Punkte unserer Erörterungen haben wir es durchweg mit Erscheinungen des Hypnotismus zu thun gehabt, die, wenn es auch bis heute der Wissenschaft nicht gelungen ist, eine ausreichende Erklärung für sie zu finden, doch im Allgemeinen durch zuverlässige Beobachter nachgeprüft und bestätigt worden sind. Zwar weichen auch hier bereits die Angaben der verschiedenen Forscher manchemal nicht unwesentlich von einander ab. Wir haben oben bereits eines Einwandes gedacht, den Preyer gegen die Angaben Braids erhebt, und der sich auf die relativ hohe Zahl von Individuen bezieht, bei denen es Braid überhaupt gelang, hypnotische Zustände hervorzurufen. Dieselbe Frage ist auch neuerdings wieder der Gegenstand von abweichenden Meinungsäußerungen, namentlich zwischen französischen und deutschen Beobachtern geworden. Die Nancyer Statistik giebt für die Disposition zur Hypnose eine sehr hohe Zahl an, ungefähr 90 Procent. Deutscherseits hat man ganz entgegengesetzte Erfahrungen gemacht. Diese Differenz ließe sich aber vielleicht noch am ehesten überbrücken. Uns wenigstens will es ganz plausibel erscheinen, wenn folgende Argumentation hier zur Erklärung herangezogen wurde*): Es liegt im Charakter solcher Erscheinungen, daß sie die Nachahmung in hohem Grade hervorrufen. Wir haben dafür überzeugende historische Beispiele; die tausend tanzenden Jungfrauen in Köln, die Kinderkreuzzüge u. a. Daß sich daher solche Dinge durch eine Art Ansteckung verbreiten, hat nichts Verwunderliches. In zweiter Linie kommt der stark ausgeprägte nervöse Charakter der Versuchspersonen in Betracht, die z. B. in der Salpêtrière in Paris zu diesen Versuchen herangezogen werden, und die alle bereits

*) Ewald, Sitzung der Berliner medicinischen Gesellschaft vom 2. November 1887.

wissen, um was es sich handelt. Bei allen sind schon seit Generationen, durch eine Art natürlicher Zuchtwahl, die Bedingungen dazu geschaffen. Die Eltern waren schon Epileptiker, die Väter waren dem Alkohol oder Abjynthgenuß ergeben, die Mütter haben sich an allen möglichen Orten bewegt, und so ist also eine große nervöse Disposition vorhanden.

Viel stärker fallen die Bedenken ins Gewicht, die sich in deutschen Gelehrtenkreisen immer lauter erheben gegen eine andere Richtung, welche die neueren Forschungen über den Hypnotismus in Frankreich genommen haben. Es handelt sich um die Verwerthung desselben für die Heilkunde. Wir müssen, um dieses Capitel hier noch mit einigen kurzen Bemerkungen zu erledigen, abermals auf Braid zurückgehen.

Schon Braid hat die Hypnose in zahlreichen Fällen als Heilmittel angewandt, und wenn wir seine sorgfältig belegten Krankengeschichten lesen, die große Anzahl von pathologischen Zuständen überblicken, die er durch einfaches Hypnotisiren theils erheblich gebessert, theils ganz beseitigt haben will, so wird man lebhaft an die „wohlbeglaubigten“ Erfolge erinnert, die noch heute jeder Wunderdoctor für die Vortrefflichkeit seines Heilmittels ins Feld führt. Aber je mehr wir uns aus dem Studium der Braid'schen Schriften das Gesamtbild des Mannes vergegenwärtigen, um so mehr müssen wir dem Urtheil Preyers uns anschließen, der über die therapeutischen Versuche Braids sagt: „Wäre der von vornherein und noch im Jahre 1841, also etwa in seinem 46. Lebensjahre gegen den thierischen Magnetismus eingekommene treffliche Arzt und Wundarzt nicht ein so nüchterner Beobachter und kritischer Kopf gewesen, auch als er später den Hypnotismus praktisch verwertete, dann würde man ebenso über seine wunderbaren Heilungen zur Tagesordnung übergehen, wie es bei den Scheinkuren der Mesmeristen geschah. Der Braidismus ist aber etwas ganz anderes. Braid verfährt methodisch. Jedem einzelnen Krankheitsfall wird die Art des Hypnotismus rationell angepaßt, was der Arzt leicht erlernt. Er steigert hier die Erregbarkeit, setzt sie dort herab, läßt hier die Muskeln sich zusammenziehen, dort erschlaffen, in einem Fall das Blut schneller, im anderen langsamer strömen, den Erschöpfsten, von Schmerzen Gequälten bald lange, bald kurz, tief oder leise schlafen. Hier ist der Lethetrank, welcher nicht nur den Jammer des Tages und der Nacht in Vergessenheit hüllt, sondern in unbegreiflicher Weise oft die schlimmsten Leiden ganz und gar beseitigt! Dadurch, daß man ohne Weiteres immer wieder und wieder sagte: „Das ist nicht wahr!“ wird an der Nothwendigkeit, die behaupteten, theils beglaubigten, theils zweifelhaften Heilungen aufs Neue durch die Erfahrung zu prüfen, nichts geändert. Die Wunderdoctoren haben viel Zulauf und wirkliche Erfolge; beruhen diese nicht zum Theil darauf, daß sie ihre Patienten hypnotisiren? Der wissenschaftliche praktische Arzt hypnotisirt nicht, weil er während seines vier- oder fünfjährigen Studiums nichts über den Hypnotismus gelernt hat, und fürchtet, für einen Quackfalter

gehalten zu werden, wenn er so wie der Wunderdoctor verfährt, sei es auch nur in einem Falle. Das ist der wahre Grund des Mißerfolgs Braid's gewesen und ist noch der durchschlagende Grund dafür, daß man lieber die Kranken mit Morphin und Chloral behandelt, als sie hypnotisirt, um ihre Schmerzen zu lindern.“

In Deutschland hat Berger im Jahre 1880 Fälle publicirt, in denen er bei Nerventranken Heilungen durch den Hypnotismus erzielte. Ausgedehntere Anwendung hat das Verfahren aber erst gefunden, seitdem die Nancyer Schule, namentlich Liébeault und Bernheim, die Suggestion für die Therapie zu verwerthen suchten. Kopfschmerz, Migräne, Neuralgien aller Art, nervöse Lähmungen, kurz das ganze Heer der nervösen und neurasthenischen Affectionen wird in das Bereich dieser Suggestionstherapie gezogen. Die Nancyer Schule läßt nicht, wie Braid, einen glänzenden Gegenstand fixiren, um den hypnotischen Schlaf zu erzeugen, schon der Schlaf wird durch Suggestion hervorgebracht. Bernheim sagt also z. B.: „Sehen Sie mich an, denken Sie nur an den Schlaf, denken Sie fest daran, schon wird Ihr Auge matt, das Augenlid fängt an zu blinzeln, eine allgemeine Müdigkeit überkommt den Körper, Arme und Beine werden gefühllos, das Auge thränt, der Blick ist trübe, jetzt schließen sich die Augen, Sie können sie nicht mehr öffnen, schlafen Sie.“*) Sobald das Individuum die Augen geschlossen hat, beginnt die therapeutische Suggestion, die z. B., wenn es sich um Schmerzen handelt, lautet: „Der Schmerz geht ganz weg, er wird geringer und geringer,“ und dann wird noch die posthypnotische Suggestion hinzugefügt, daß nach dem Erwachen der Schmerz verringert oder ganz verschwunden sein werde. Es ist zweifellos verbürgt, daß auf diese Weise eine Reihe von Heilungen erzielt wurden. Das ist aber an sich nicht wunderbar. Auch ohne Hypnotismus sind solche Heilerfolge erzielt. Romberg verschrieb einer gewissen Kategorie von Kranken Aqua destillata und fügte der Verordnung ein Ausrufungszeichen mit Bezug auf die Zahl der Tropfen, die genommen werden sollten, hinzu, und er hat ausgezeichnete Erfolge damit erzielt. Auf der Krusenbergschen Klinik in Halle wurde, sobald eine Patientin kam, die sich den Magen verdorben hatte, ihr ein Brechmittel verabreicht und ihr dazu gesagt: „Jetzt werden Sie dreimal brechen, und wenn Sie dreimal gebrochen haben, werden Sie gesund sein,“ und diese Suggestion half so pünktlich, daß die betreffenden Patienten nicht mehr oder weniger als drei Mal oder je nach Umständen zwei- oder vier Mal, wie ihnen vorausgesagt wurde, erbrachen.**) Aber es läßt sich in der That erwarten, daß gerade die hypnotische Suggestion bei nervösen Zuständen sich in erhöhtem Maße als heilsam erweisen wird, nur ist dabei unbedingte Voraussetzung, daß die

*) Moll, Sitzung der Berliner medicinischen Gesellschaft vom 2. November 1887.

**) Mendel, Sitzung der Berliner medicinischen Gesellschaft vom 2. November 1887.

Anwendung dieser Heilmethode einzig in der Hand des wissenschaftlich gebildeten Arztes liegt, der im Stande ist, streng zu individualisiren. In der Hand des Laien kann sie die schwersten Schädigungen des Patienten herbeiführen. Denn das wiederholte Hypnotisiren ist keineswegs eine ganz ungefährliche Procebur, vielmehr sehr geeignet, gesunde Menschen nervös und nervöse noch viel nervöser zu machen, als sie schon waren.

Wesentlich verschieden von diesen Fällen, sind diejenigen, in welchen wirkliche organische Veränderungen durch Suggestion hervorgebracht sein sollen. Braid hat bereits darauf hingewiesen, daß anhaltendes Nichten der Aufmerksamkeit auf einen beliebigen Körperteil im Stande ist, eine Veränderung in den Ernährungsverhältnissen dieses Organs hervorzurufen, und ähnliche Thatfachen sind es, welche diejenigen zur Erklärung heranziehen, welche hierhergehörige Beobachtungen mitgetheilt haben. Wir erinnern hier nur an das oft wiederholte Experiment, daß man Personen im hypnotischen Zustande einfaches Papier auf den Rücken klebte mit der Suggestion, es handle sich um ein Blasenpflaster. Eine Reihe von Autoren giebt an, daß nach einiger Zeit wirkliche Blasen an der betreffenden Stelle aufgetreten seien. Selbst ein so angesehener Autor wie Jendrasik in Budapest theilt eine Beobachtung mit, nach welcher einer Hypnotisirten ein kaltes Eisen auf die Hand gelegt, und ihr dabei suggerirt wurde, es sei glühendes Eisen. Er behauptet nun, daß daraufhin Brandblasen entstanden seien. Vielfach citirt ist auch der Rocheforter Marinejoldat, dem die Initialen seines Namens auf den Unterarm gezeichnet wurden mit der Suggestion: „Heute Nachmittag um 4 Uhr wirst Du einschlafen, und Dein Namenszug wird alsdann an den eben bezeichneten Linien mit blutenden Lettern erscheinen.“ Der Kranke schlief zur bestimmten Stunde ein, und auf seinem Arm erschienen die erhabenen, leicht blutenden Schriftzüge. Sollte sich etwa das Wunder der Louise Lateau auf diesem Wege erklären lassen?

Wieviel von diesen abenteuerlichen Geschichten auf einwandsfreier Beobachtung beruht, wieviel auf Simulation und Betrügereien von Verjudsch- perionen zurückzuführen ist, die an den hochgradigsten Formen von Hysterie litten und damit an einer Sucht Aufsehen zu erregen, welche, durch die Verwunderung der Umgebung genährt, vor keiner Lüge, vor keinem Betrüge zurückschreckt, müssen wir dahingestellt sein lassen. Wir würden ohne Weiteres über dieselben zur Tagesordnung übergegangen sein, wären es nicht Männer von wissenschaftlichem Ruf, deren Namen wir für ihre angebliche Zuverlässigkeit ins Feld führen können. Einer späteren unbefangenen Kritik muß es vorbehalten bleiben, die Spreu von dem Weizen zu sondern. An eine andere Kategorie jener neuesten französischen Entdeckungen hat sich die Kritik bereits herangemacht, das ist jene wunderbare Blüthe ärztlicher „Beobachtung“, die von den Professoren an der medicinischen Facultät in Rochefort Bourru und Burot ausgeht, und deren sich kein Geringerer als der bekannte Neurologe Luyz, Mitglied der Academie

der Medicin, mit großer Wärme angenommen hat. Die genannten Autoren berichten über Fernwirkungen von Arzneimitteln und Giften. Die betreffenden Substanzen wurden, nachdem die Versuchsperson hypnotisirt war, in ein Fläschchen eingeschlossen, auf die Haut applicirt oder in einiger Entfernung von derselben gehalten. Narcotica, auf diese Weise in die Nähe des Körpers gebracht, sollen Schlaf, Brechmittel Erbrechen, Spirituosen Rausch, Valbrian kagenartige Aufregung u. s. w. hervorgerufen haben. Entsprechende Wirkungen wurden von einer ganzen Reihe von Substanzen berichtet. Wir brauchen diese Dinge wohl kaum ernsthaft zu nehmen. Nur nebenbei soll hier im Anschluß daran berichtet werden, daß Burot auf schriftlichem Wege Hypnosen erzielt haben will, und daß Liegeois — ganz zeitgemäß — eine 1500 Meter von ihm entfernte Person per Telephon hypnotisirte!

Wir haben im Vorstehenden die merkwürdige Entdeckung Braids durch alle Phasen ihrer Entwicklung bis auf die Gegenwart verfolgt. Wir konnten nicht umhin, gestützt auf das Zeugniß einwandfreier Beobachter, eine Reihe von Thatfachen als vollgültig beglaubigt anzuerkennen, die auf den ersten Blick so wunderbar erscheinen, daß es dem nüchternen Verstande schwer wird, sie nicht als unmöglich von sich zu weisen. Eine ausreichende Erklärung für die gefundenen Thatfachen zu geben, ist bis heute noch keinem der zahlreichen Forscher gelungen, die sich mit der Frage beschäftigt haben, wenn auch bereits manches Licht in das anfangs undurchdringlich erscheinende Dunkel gefallen ist. Es geht hier nicht anders, wie leider noch auf so vielen Gebieten der Wissenschaft vom Menschen und seinem Geistesleben. Wir konnten andererseits einer Reihe angeblich verbürgter Beobachtungen gegenüber unsern Zweifel nicht verhehlen. Die Kritik wird sich noch mit manchen Fragen auf diesem Gebiete zu beschäftigen haben, und unfehlbar wird sie genöthigt sein, Manches auszufordern, was nicht vor ihrem Richterstuhl besteht. Aber weder einseitiger Skepticismus, noch allzugroße Leichtgläubigkeit ist einer so eigenartigen Frage gegenüber am Platze.

„Unbegrenzter Zweifel ist ebenso das Kind der Geisteschwäche, wie unbedingte Leichtgläubigkeit“, lautet einer der vielen beherzigenswerthen Aussprüche des Entdeckers des Hypnotismus, ein Ausspruch, der hier wie kaum irgendwo sonst am Platze ist.





Horaz in Spanien.

Von

Emil Hüner.

— Berlin. —

Geber Horaz als Dichter gehen die Meinungen noch weit auseinander. Wollte man der ungeheuern Literatur trauen, die in Ausgaben, Erklärungen, Uebersetzungen und Nachahmungen seit vier Jahrhunderten bei allen europäischen Kulturvölkern um ihn emporgewachsen ist, so wäre jeder Zweifel an seine überragende Bedeutung ausgeschlossen. Die Literatur über Homer und die griechischen Tragiker, so umfangreich sie auch ist, beginnt erst ein paar Jahrhunderte später als die Horazische. Keiner der gelesesten älteren und neueren Dichter, nicht Vergil, nicht Dante und Shakespeare, nicht Goethe und Schiller erreichen ihn an Nummernzahl in ihren Bibliographien. Aber sieht man sich unter dem jetzt lebenden Geschlechte nach Lesern, Kennern, Freunden und Bewunderern des Dichters um, so sind sie an den Fingern zu zählen. Die Satiren und Episteln läßt man noch am ehesten gelten. Von den Epoden und den Oden werden nur die wenigsten überhaupt anerkannt; man wirft ihnen fast allgemein, außer in gewissen schulmeisterlichen Kreisen, Unnatur, Kälte hohlen Wortschwall vor. Und selbst bei mildester, verständnißvoller, ab- und zurechnender Beurtheilung vermag man nicht recht warm bei ihm zu werden. Wo also steckt eigentlich der Kern seines dichterischen Werthes? Diese Frage zu beantworten müßte weiter ausgeholt werden, als es hier thunlich ist. Ich will nur auf einiges Naheliegende hinweisen. Auch diejenigen Kreise unserer Nation, deren Bildung noch vorwiegend auf der antiken Literatur ruht — es ist dies ja bei der Mehrheit durchaus nicht mehr der Fall —, verhalten sich der römischen Dichtung und Prosa gegenüber

vorwiegend ablehnend. Nur wenige Ausnahmen, zu denen Horaz nicht gehört, werden gemacht: Catull und Einiges bei Lucrez, Tibull und Propertius (für ihn hat Goethes Begeisterung entschieden) läßt man als echte Dichter gelten. Alles Uebrige fertigt man als mehr oder weniger schwache Nachahmung der so viel höher stehenden griechischen Vorbilder ab. Von gesinnungstüchtigen Lehrern ist es ganzen Generationen von Schülern nicht umsonst eingepreßt worden, daß nur griechische Dichtung Dichtung sei, neben unserer deutschen. Neben Homer, Aeschylus und Sophokles werden nur die Nibelungen und Gudrun, sowie allenfalls noch Walter und Hartmann nebst einigen Aehnlichen genannt. Es gilt fast für unsittlich und unmännlich, an der römischen Atermuse Gefallen zu finden. Und unsere Klassiker, Herder, Goethe, Schiller, haben durch einige aus dem Zusammenhang gerissene Urtheile zu weiter Verbreitung dieser Glaubenssätze unzweifelhaft beigetragen, obgleich sie keineswegs so gering von der römischen Poesie dachten. Und die Poesie aller romanischen Völker müßte, nach diesem Maasstab gemessen, erst recht zum allergrößten Theil verworfen werden. Wer möchte leugnen, daß wenn es sich um die Unterscheidung von naiver und sentimentaliſcher Dichtung handelt, jener zweifellos der Vorzug gebührt? Aber die sentimentaliſche ist darum doch auch Dichtung, und wer sie ganz verwirft, bringt sich zum eigenen Schaden durch starre Einseitigkeit um reiche Quellen edelsten Genusses. Für Horaz gilt das in hervorragendem Maasße. Mißt man ihn nicht an Homer und an Goethe — an seinen Vorbildern ihn zu messen ist unmöglich, da sie uns nicht erhalten sind —, sondern läßt ihn unbesungen auf sich wirken, so tritt seine dichterische Eigenart früher oder später deutlich hervor. Freilich liegt das Verständniß nicht überall auf der Oberfläche, und trotz jahrhundertelangen Bemühens zahlreicher Gelehrter bleibt noch manche Stelle dunkel, ist selbst der poetische Grundgedanke einzelner Gedichte noch nicht völlig aufgeklärt. Es ist bekannt, daß auch der eminente Scharfsinn Richard Bentley's, trotz der beträchtlichen Dosis von gesundem englischem Menschenverstand, die er enthielt, nicht immer die richtige Deutung des überlieferten Textes zu finden gewußt und deshalb ohne Noth zu oft blendenden Verbesserungen schreiten zu müssen geglaubt hat. Mit fast nicht geringerem Scharfsinn — aber verkehrtem Scharfsinn — hat der Holländer Hofman-Beerlkamp den halben Horaz für Nichthoraz erklärt und den anderen halben durch die willkürlichsten Aenderungen entstellt. Einen erheblichen Schritt, das Verständniß der am meisten unstrittenen unter den horazischen Gedichten, der Oden, in weitere Kreise zu tragen, ist durch Adolf Kießling's Ausgabe mit deutschen Einleitungen und Anmerkungen gemacht worden (Berlin 1884); der vor kurzem erschienene zweite Theil umfaßt die Satiren; der dritte mit den noch fehlenden Episteln folgt ihm gewiß bald nach.

Inzwischen hat Horaz, unbekümmert um den Streit der Philologen, seine Culturmission zu erfüllen fortgefahren. Nur für wenige antike Dichter hat die literargeſchichtliche Forſchung sich schon zu der univereſalen Weite

der Betrachtung erhoben, daß sie ihre Wirkungen bis auf die Gegenwart im Einzelnen verfolgt. Was für die großen Stoffe des Epos und der Tragödie bekannt ist, gilt nicht minder von zahlreichen anderen poetischen Erfindungen der antiken Literatur: sie sind einmal gemacht und hundert Mal nachgeahmt, verändert, neu angewendet worden. Für die Stoffe der Komödie hat man das neuerdings an den frappantesten Beispielen aufgezeigt. In Bezug auf Horaz ist es bisher, soviel ich weiß, weder für das Italienische oder Französische, noch für das Deutsche oder Englische im Zusammenhang untersucht worden, obgleich der Einfluß des Horaz auf die lyrische und didaktische Poesie dieser Nationen unzweifelhaft ist. Er erstreckt sich auch auf die skandinavischen und slavischen Literaturen. Aber am nachhaltigsten ist er unzweifelhaft in den romanischen Literaturen zu spüren, aus nahe liegenden Gründen. Für diejenigen unter den romanischen Sprachen, welche diesseits und jenseits des Oceans die weiteste Verbreitung erlangt haben, für das Spanische und Portugiesische, ist dies neuerdings in ausführlicher Darlegung nachgewiesen worden. Sie verdient es, auch in den weiteren Kreisen der Gebildeten beachtet zu werden.

Marcelino Menéndez y Pelayo nimmt unter den spanischen Schriftstellern der Gegenwart trotz seiner Jugend (er ist 1845 geboren) bereits einen hervorragenden Platz ein. Er ist Professor der Literatur an der Madrider Universität und Mitglied verschiedener spanischer Akademien. Er hat bereits eine Geschichte „der spanischen Heterodoxen“ und eine Geschichte der ästhetischen Ideen in Spanien“ (in vier Bänden) geschrieben; ferner einen Band „Studien in literarischer Kritik“ und einen über „Calderón und sein Theater“; endlich ist er auch Dichter von „Oden, Episteln und Tragödien“, die in einem Bande gesammelt erschienen sind. Er gehört zu den Ultra-Orthodoxen und Ultra-Nationalen, die in der Partei der „Gemäßigten“ (der Moderados) den rechten Flügel der „Neukatholischen“ (wie bei uns die Neupreußischen oder Deutschconservativen), fast zu den Karlisten Reigenden bilden. Er sieht in der lateinischen Rasse den allein berufenen Träger der katholisch-monarchischen Gesinnungen, die er für die richtigen hält. Deutschland, England, Nordamerika sind ihm die Träger der demokratischen Ideen, des Unglaubens, des Materialismus, die er fürchtet und haßt. Noch kennt er von Deutschland nicht sehr viel und will es auch nicht näher kennen lernen; aber er hat deswegen doch in seinen ästhetischen Studien Lessing, Winkelmann, Hegel und anderen deutschen Forschern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Selbst unter seinen Landsleuten, ja unter den Verständigen seiner eigenen Partei, finden seine zum Theil sehr überspannten Ansichten keine Billigung, höchstens Entschuldigung, als die eines jugendlichen Heißsporns, der sich noch abfühlen muß. Wir werden uns um seine Abneigung nicht grämen und ihn in seinen politischen Ansichten nicht stören; sie werden sich mit der Zeit selbst zurechtsetzen. Immerhin ist es zu beklagen, daß ein Mann von unlen-

barem Talent, von großer Arbeitskraft und von einigem Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht, in der absichtlichen Unwissenheit seines beschränkten Parteistandpunktes verharret. Wir werden nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, sondern von denjenigen seiner Arbeiten, die sich auf neutralem Gebiete bewegen, gern und vorurtheilslos Kenntniß nehmen. Er trägt sich, wie er in dem Vorwort seines gleich zu nennenden Buches berichtet, mit dem Plan einer „Geschichte des spanischen Humanismus“; gewiß ein lehrreiches und bisher noch nicht in Angriff genommenes Capitel aus der unerschöpflichen Geschichte der Renaissance überhaupt. Ein Abschnitt aus diesem Werke, für das er umfangreiche Materialien gesammelt hat, ist sein „Horaz in Spanien“. Auch einige andere daraus hat er bereits in Zeitschriften veröffentlicht; es sind Studien über die spanischen Uebersetzer der Ilias, der Aeneis und der übrigen Gedichte des Vergil. Die Arbeit über Horaz erschien zuerst in einzelnen Aufsätzen in einer Zeitschrift, wurde dann (im Jahre 1878) zu einem Buch zusammengefaßt, und liegt nun in einer zweiten, vielfach vermehrten und schön ausgestatteten Bearbeitung vor*).

Vorangeschickt ist, außer dem kurzen, aus Santander, der Heimat des Verfassers, datirten Vorwort vom August des Jahres 1883, ein „Urtheil über die erste Ausgabe“ von Juan Valera. Dies ist der durch seine Bearbeitung der spanischen Literaturgeschichte des Grafen Schack sowie durch weit verbreitete Novellen bekannte Dichter und Diplomat. Seine andalusische Erzählung Pepita Jiménez gehört, neben einigen ähnlichen von Marcón und Perez Galdós, zu den besten ihrer Gattung; seine späteren Arbeiten der Art sind schwächer. Valera ist keineswegs blind gegen die Fehler Menendez Pelayos. Er wirft ihm vor, daß er einen der am Meisten von horazischem Geiste durchtränkten unter den neueren spanischen Dichtern, Quintana, nur deshalb ungerecht beurtheilt, weil er zu den vorgeehrten Liberalen gehörte. Auch ist er keineswegs ein unbedingter Bewunderer des Horaz, gegen dessen Lyrik er viele von den Vorwürfen erhebt, deren ich schon gedacht habe. Aber er rühmt mit Recht die Gelehrsamkeit, den Geschmack, die vortreffliche Darstellung in dem „Horaz in Spanien“. Der Verfasser konnte seinem Buche keine unparteiischere, annuthiger geschriebene Beurtheilung mit auf den Weg geben, als die Valeras.

Hierauf folgt nach „zwei Worten an den Leser“, die aus der ersten Ausgabe wiederholt sind, als neue „Einleitung“ zum ersten Bande eine „Epistel an Horaz“ vom Verfasser, die auch in dem Bande seiner Gedichte steht. Es sind 240 Verse in dem leichten Maß der reimlosen sechsfüßigen Jamben mit weiblicher Endung. Sie berichten, wie den Verfasser

*) Horacio en España; Solaces bibliográficos de D. Marcelino Menendez y Pelayo u. s. w.; segunda edicion, refundida, 2 Bände, Madrid 1885 (LVIII 354 und 441 S.) 8.

eine alte spanische Ausgabe des Horaz, die er wie „eine heilige Bundeslade des Geschmacks und der Schönheit“ verehrt, zu seinem Werk veranlaßt habe. Und nun bespricht er, im ersten Abschnitt des ersten Bandes, zuerst in sieben Capiteln nach der Zeitfolge die spanischen (oder vielmehr castilianischen) Uebersetzer des Horaz; im engeren Sinne, im achten die der spanischen Colonien Mexico und Centralamerika, nämlich der Staaten Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa-Rica, ferner die der südamerikanischen Staaten Columbia, Ecuador, Peru, Chile, der argentinischen Republik, und endlich Uruguay's. Der zweite Abschnitt des ersten Bandes handelt von den portugiesischen Uebersetzern des Horaz. Denn, so sagt der Verfasser, er habe sein Buch mit Absicht „Horaz in Spanien“ genannt, obgleich es das portugiesische Sprachgebiet mit umfasse. Spanien sei ein geographischer, kein politischer Name; Portugal sei und werde immer ein spanisches Land sein, auch wenn es für unendliche Zeiten unabhängig bliebe. Noch in diesem Jahrhundert habe Almeida-Garrett, der erste Dichter Portugals, gesagt: „Wir sind Spanier und Spanier müssen wir uns nennen, so viele wir die iberische Halbinsel bewohnen“. Und „Horaz in Iberien“ habe er vermieden wegen des politischen Beigeschmacks, durch den der Name Iberien neuerdings von einer gewissen Partei in Mißcredit gebracht worden sei. Und in der That stehen die in zwei chronologischen Abschnitten behandelten portugiesischen und brasilianischen Uebersetzer des Horaz genau auf derselben Stufe, wie die dann folgenden vereinzelt, die horazische Gedichte in den galizischen und asturischen Dialekt überjert haben, sowie endlich die zahlreicheren catalanischen. Ein statistisches Generalregister beschließt den Band. Sechs Mal ist der ganze Horaz in das Spanische überjert worden (zwei dieser Uebersetzungen blieben unedirt), einmal in das Portugiesische, sechs Mal außerdem alle Oden in das Spanische und sieben Mal in das Portugiesische. Alle Satiren und Episteln sind nur je einmal, von verschiedenen Verfassern, in das Spanische, die Satiren zwei Mal in das Portugiesische überjert worden; die Epistel an die Pisonen aber nicht weniger als fünfunddreißig Mal in das Spanische, elf Mal in das Portugiesische und einmal in das Catalanische. Gelegentliche Uebersetzer einzelner Gedichte in größerer oder geringerer Anzahl giebt es 165 spanische, 50 portugiesische, einen galizischen zwei asturische, und zehn catalanische. Dazu kommen noch 29 spanische und portugiesische Erklärer des Horaz. Die Uebersicht, aus der sich ergibt, wie viele Uebersetzer die einzelnen Gedichte gefunden haben, läßt sich nicht wiedergeben. Die größten Zahlen erreichen die fünf ersten und die vierzehnte Ode des ersten Buches, die zehnte und vierzehnte des zweiten Buches und die erste Epode. Die berühmten sechs ersten Oden des dritten Buches sind weniger häufig überjert worden. Dabei mag der Zufall mitgespielt haben; begreiflich ist, daß viele Uebersetzer mit ihren Versuchen nicht über die ersten Gedichte hinausgekommen sind. Doch wird es kein

Zufall sein, daß die Gedichte besonders bevorzugt worden sind, welche die Lebensweisheit im Maaß halten und im Genuße des flüchtigen Augenblicks predigen, wie die *Oden an der Murena* (*rectius vives, Licini*) und *Postumus* (*seu fugaces, Postume, Postume*). Statistische Zahlen, auch bibliographisch-statistische, lehren ja Manches und trügen doch in vieler Hinsicht. Die große Zahl mittelmäßiger Uebersetzungen beweist nicht, daß eine Nation wirklich in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Ich vermag nicht zu sagen, wie sich die Zahlen der Uebersetzungen in andere Sprachen den spanischen gegenüber verhalten. Aber eine der wenigen mustergültigen Uebersetzungen, wie wir sie zwar nicht für den ganzen Horaz, wohl aber für einige seiner Gedichte besitzen (ich erinnere nur an die in Geibels klassischem Liederbuch enthaltenen), wiegt ganze Bände gewöhnlicher Uebersetzerwaare auf. Menéndez-Pelayo verkennt das nicht und unterscheidet genau zwischen dem, was die bibliographische Vollständigkeit ihn veranlaßt anzuführen und den besseren Leistungen, aus denen er Proben mittheilt. Diese haben oft auch wegen ihres Alters (sie reichen in das fünfzehnte Jahrhundert zurück) oder wegen ihres Stils literargeschichtliche Bedeutung. Trotz der scheinbaren Unbescheidenheit, nur weil sie dem Verzeichniß eine Nummer mehr liefere, führt er seine eigene, Vers für Vers im Maaße des Originals wiedergebende Uebersetzung des Säkularliedes an (Vb. 1 S. 186). Man muß sie mit dem Original vergleichen, um ihre Vortrefflichkeit ganz zu würdigen, und doch liest sie sich wie ein originales Gedicht.

Die Aufgabe des ersten Bandes besteht mehr in der geschickten, die Langeweile stets vermeidenden Aufzählung, als in eigentlicher Gedankenentwicklung. Diese ist dem zweiten aufbewahrt, welcher die Nachahmer des Horaz in Spanien oder „die horazische Poesie in Castilien und in Portugal“ zum Gegenstande hat. Also die Lectüre des Horaz in Spanien und ihr Einfluß auf die spanische und portugiesische Literatur wird hier dargestellt. Der Verfasser hat diese Aufgabe mit offenbar gründlichster Kenntniß und seinem Urtheil gelöst. Er hebt mit Recht hervor, daß die Spuren horazischer Lectüre im ausgehenden Alterthum und im Mittelalter in Spanien wie anderswo gänzlich verschwinden, mit geringen Ausnahmen, die auf mittelbare Kenntniß zurückzuführen sind. Erst zu Anfang und gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erscheint deutlich horazischer Einfluß, vermittelt durch die italienischen Humanisten, besonders durch Polizian, in der kraftvollen Muse Garci Lasso's, Boscan's und Diego Mendozas. Der größte spanische Lyriker des sechzehnten Jahrhunderts, Fray Luis de Leon, das Haupt der Dichterschule von Salamanca, war ein bewußter und glücklicher Nachahmer des Horaz. Menéndez-Pelayo verehrt ihn und seine Schüler und Geistesgenossen wegen ihrer christlich-mystischen Richtung mit enthusiastischer Hingabe. Seinen Ausführungen im Einzelnen weiter zu folgen hat jedoch für nichtspanische und nichtportugiesische Leser kein Interesse. Sie erstrecken sich, wie die

auf die Uebersetzungen bezüglichen, auch auf die sämtlichen Staaten iberischer Zunge in Mittel- und Süd-Amerika, sowie auf Portugal und Brasilien. In Portugal beginnt der horazische Einfluß mit Sá de Miranda in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Camoens hat eine Anzahl „horazischer Oden“ verfaßt, die uns durch Wilhelm Stork's vorzügliche Uebersetzung bekannter geworden sind. Ich unterlasse es, mehr von den zahlreichen Dichtern zu nennen, die Menéndez-Pelayo bespricht. Es genügt zu wissen, daß er eigentlich nur diejenige Lyrik der lateinischen Rasse anerkennt, die sich, mit nationalem und christlichem Inhalt, in der Form an das horazische Vorbild anschließt. Am Schärfften formulirt er diese etwas übertriebene Ansicht in dem „Schlußwort“ des Bandes. Er nennt es *Ultilogo*; ich weiß nicht, ob er dieses barbarische Wort (aus *ultimus* in ganz unmöglicher Weise gebildet) selbst erfunden oder, wie es scheint, einem älteren Vorgänger entlehnt hat. Es ist gar nicht abzuwehnen, warum er dafür nicht *Epilogo* gebraucht, das er selbst als völlig synonym bezeichnet. Doch sei ihm die häßliche Ueberschrift verziehen: den Inhalt dieses Schlußwortes bezeichnet er selbst als eine jugendliche Uebertreibung in der Form, die er nur deshalb nach einigem Schwanken aus der ersten Ausgabe wiederholt habe, weil sie im Grunde noch jetzt seinen Ansichten entspreche. Doch beeilt er sich, den Eindruck dieser übertriebenen Formulierung seiner Ansichten dadurch zu mäßigen, daß er nach dem Schlußwort die „zuerst in einer columbischen Zeitschrift gedruckten Bemerkungen über die horazische Poesie“ eines ausgezeichneten Humanisten in Santa Fe de Bogotá, des Herrn Miguel Antonio Caro, wiederholt. Wir haben allen Grund, Herrn Menéndez-Pelayo dafür dankbar zu sein, daß er uns mit diesem feinen und maßvollen Beurtheiler des Horaz und seiner Nachahmer bekannt macht, da südamerikanische Zeitschriften kaum zu uns zu dringen pflegen. Den Abschluß des Bandes bilden allerlei Anhänge und Nachträge zum ersten Bande.

Wir scheiden von dem Werk Menéndez-Pelayos mit dem Gefühl, unseren Blick erweitert, den alten venusinischen Dichter in neuem Lichte gesehen und in seiner Wirkung in die Ferne kennen gelernt zu haben. Die Verächter des Horaz unter den Gelehrten und Ungelehrten werden doch stutzen, wenn sie seinen tiefgreifenden, Jahrhunderte überdauernden Einfluß vor Augen sehen.





Die ältesten Culturen.

Von

Julius von Pfugk-Harttung.

— Basel. —

Jahrzehnte lang galt es als feststehende Thatsache, daß unsere Vordereu wie Kelten und Slaven aus den Hochlanden Mittelasiens eingewandert seien. Neuerdings ist diese Ansicht erschüttert worden und dagegen eine andere geltend gemacht, welche mehr und mehr Anklang findet, die nämlich, daß das indogermanische Urvolk sich in dünner Bevölkerung vom atlantischen Oceane bis nach Asien ausdehnte, etwa mit Süddeutschland als Kern, auf heimischem Boden sich zu Völkergruppen und Nationen verdichtete, nur Ausläufer weiter nach Norden, Westen, Osten und Süden entsendend. Je mehr wir in Cultur und Mundart zurückschauen, um so größer erweist sich die Einheit. Die älteste Sprache muß dialektlos gewesen sein, erst seit der Einzelentwicklung verschiedener Völkertheile begann auch Sprachverschiedenheit, die allmählich zunahm, entsprechend der wachsenden Zerfegung des großen Urvolkes in einzelne Theile.

Dasselbe gilt von der Cultur. In fernster Vorzeit führten die Menschen ein düstertrauriges, dem Thierzustande verwandtes Dasein in Höhlen und Schlupfwinkeln, durch angezündete Feuer die Raub- und Niesenthiere, welche vordem ihre Lagerstatt dort gehabt, verschreckend, die Knochen des erlegten Wildes neben sich werfend. Sie verfertigten dürftige Werkzeuge aus Feuerstein: Lanzenspitzen, Aerte und Schaber, die gewöhnlich roh zugeschlagen, nicht geschliffen oder poliert sind, doch finden sich auch solche von vortrefflicher Arbeit und sogar Verzierung. Mannigfaltiger und reicher wurde die Cultur, neben Feuerstein begann man andere

harte Steinarten zu benutzen, und zwar zu schleifen und vielfach für Befestigung eines Griffes zu durchbohren. Thonbearbeitung gebieh, aus Horn und Holz verfertigte man Geräthe: die Industrie erlangte beachtenswerthe Ausbildung; Jagd, Fischerei und Viehzucht wurde betrieben, selbst etwas Ackerbau und Tauschhandel. Mit Vorliebe siedelte man in der Nähe des Wassers, oder im Wasser auf Pfählen. Die Entwicklung bedingte Geschäftigkeit und die Anfänge gesellschaftlicher Ordnung.

Wohl schon im zweiten Jahrtausende vor Chr., ist dieser ersten Periode, der sogenannten Steinzeit, eine zunehmend stärkere Beeinträchtigung durch das Aufkommen von Metall erwachsen, zunächst von Kupfer und Bronze, dann des Eisens, so daß die Menschheit drei wenn nicht gar vier Hauptphasen durchlebte, von denen die letzte, wie die der Dichter des Alterthums, das Eisen ausbildete: das Metall des Kampfes. Doch blieben die Gruppen nicht strenge gesondert, im Gegentheile, eine ging über in die andere, eine dauerte in der nächsten fort, wie denn noch zur Zeit des Pizarro die Peruaner Werkzeuge aus Stein, Kupfer und Bronze führten, und noch heutigen Tages bei Völkerschaften Amerikas und der Südseeinseln ein Steinalter herrscht.

Es scheint, als ob sich das älteste Metall in zweifacher Richtung verbreitet habe, einmal von Ungarn her längs der Donau, und andererseits von den östlichen Mittelmeerländern aus; in wiefern beide schließlich zusammenhängen ist nur zu vermuthen, nicht zu ergründen. Jedenfalls ging die Sonne der neuen Kultur im Osten auf und beleuchtete mit erwärmenden Strahlen erst die Küsten und dann das Festland.

Bei den Phönikern hatte sich ein reiches Städteleben und weltumspannender Handel entfaltet; zu drei Welttheilen standen sie in Beziehung, beeinflussend und beeinflusst. Sie bildeten das Mittelglied der hohen Entwicklung der Euphrat- und Nilgebiete zu der Balkan- und Apenninhalbinsel. Doch da die hier wohnende Bevölkerung begabt und anderen Stammes war und sich bisher mehr oder weniger allein die Bedürfnisse des Lebens gestaltet hatte, so trat der orientalischen Beeinflussung die hergebrachte Sonderart zur Seite. Aus diesen beiden Trieben ist die erste Kunst und Gewerthätigkeit der griechischen und etruskisch-italischen Völker erwachsen. Und, so weit wir absehen, sehr bezeichnend: die Tagesgeräthe, wie Aerte, Hämmer, Schwerter und Töpfe blieben nach wie vor, die Zier- und Schmucksachen dagegen wurden gern mit Anschluß an fremde Vorlagen gebildet oder von Phönikern und Aegyptern erhandelt.

Wohl die ältesten Funde in bortiger Gegend sind die von Thera und Troja (Hisjarlik), die bis um 1500 oder 2000 v. Chr. zurückreichen werden. Sie zeigen wie das Metall sich eben aus der Steinperiode erhebt. Diese Mischkultur wird in Kleinasien geherrscht haben, als sich der Norden noch im reinen Steinalter befand. Auf günstig gelegenen, südlichen Vorprüngen der Balkanhalbinsel und auf mehreren Inseln besaßen die

Phöniker Anjebelungen, wie in Mykene. Ihre Cultur ist glänzender, als die der homerischen Helden. Aber bald stiegen die Dorier von den Abhängen des Olymps herab und vertrieben die Phöniker, verschmolzen sich mit den ihnen kulturell und sicher auch rassenverwandten älteren Bewohnern und nahmen die zurückgebliebenen Reste der orientalischen Siedler in sich auf.

Unterdessen beginnen auch die Appeningebiete aus dem Dunkel der Unkunde aufzutauchen, zunächst die nördlichen, deren älteste Entwicklung durch die Pfahldörfer und Sumpfburgen (Terremaren) veranschaulicht wird. Sie stehen auf ungefähr gleicher Stufe mit der der trojanischen Ausgrabungen und weisen ziemlich sicher auf die Gegenden der mittleren Donau. Bedeutenden Fortschritt bezeichnen alsdann die Gräberfunde von Bologna, denen sich zunehmend stärker andere der altetruskischen Länder beigesellen. Zum heimischen Gewerbe trat Einfuhr von Außen: von Griechenland, Phönikien und Aegypten, in ihrer Gesamtheit ein geradezu großartiges Ergebnis bereitend.

Der vorwärtsdrängende, sich schnell entwickelnde Süden verfrachtete seine Erzeugnisse über die Alpen und zur See, namentlich die Rhône hinauf. Neben ihm machten sich die Donaugegenden geltend, bis die Ueberlegenheit des neuen Materials und die gesteigerte Fertigkeit sich allmählich durch ganz Mittel- und Nordeuropa verbreiteten, selbst nach Norwegen und Irland.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Anregung von außen in den bisher zurückgebliebenen Ländern zur Selbstthätigkeit führte und man auch dort begann Metall zu verarbeiten, wie zahlreich erhaltene Gußformen und unfertige Stücke beweisen. Und zwar ist es zunächst die Schweiz und das Metall des Kupfers, welches die Aufmerksamkeit erregt.

Vor etwa dreißig Jahren entdeckte man in den schweizer Bergseen vorgeschichtliche Pfahldörfer; ihre Verbreitung durch Mitteleuropa erscheint jetzt als eine große Bewegung von Osten nach Westen, als eine Cultur-bewegung der jüngeren Steinzeit, mit dem Hausthierbestande, der sprachlich als der indoeuropäische zu bezeichnen ist. Am Ende dieser Periode tritt das Kupfer auf. Da es auch in anderen, mitteleuropäischen Gebieten und schon früher in den Mittelmeerländern gefunden worden, so hat man eine eigene Kupferzeit annehmen wollen. Die Schweiz selber lieferte kein Kupfer, jene Werkzeuge mußten mithin fertig oder als Barren bezogen werden und da haben wir in Ungarn ein kupferreiches Land, auf welches auch einige Muster weisen, während andere weiterer Ferne, dem gewerbereichen Kypros, oder doch den griechisch-asiatischen Uferländern zu entstammen scheinen. Die Kupferepoche wird von kurzer Dauer gewesen sein, sie fällt theils mit der jüngeren Steinzeit zusammen oder weist schon Bronzegegenstände auf. Namentlich für Oberösterreich und das südöstliche Spanien ist ein fast glänzendes Kupfergewerbe nachgewiesen.

Wichtiger wurde ihre jüngere Schwester: die Bronze; sie umfaßt eine

lange Spanne der Menschentwicklung. Woher sie gekommen, blieb noch unerforscht, doch haben wir auch hier wieder gen Osten und südöstlich zu blicken. Bisweilen läßt sich deutlich die Beeinflussung erkennen, für die Schweiz solche von Ungarn, Norditalien und den Rhonedistrikten, für die mittleren Rheingebiete von der Schweiz, der mittleren Donau und Frankreich, hingegen die Funde des Niederrheines bisweilen mit denen von Westfalen und Hannover übereinstimmen, Oberbaiern, zumal in der Nähe des Gebirgs, ausgedehnt heimisches Gewerbe und manche Beziehungen zum Norden zeigt. Noch stand der Erfindungsgeist des Menschen in seiner Kindheit, noch war er unfrei, woraus sich erklärt, weshalb man die einmal überlieferten Formen gerne beibehielt nicht, wenig oder doch nur langsam änderte und umgestaltete. Aber innerhalb gewisser Bezirke und bei der langen Dauer der Periode ist dies dennoch geschehen, so daß deutlich landschaftliche und zeitliche Eigenart zu erkennen bleibt. Letztere zerfällt in einen älteren und einen jüngeren Abschnitt; beide stellten ihre Geräthschaften gewöhnlich durch Guß her. In dem früheren war eigentlich nur die Spirale und das feine Wolfszahnornament für Verzierungen bekannt, bis man unter Weiterbildung der Spirale fortschritt zu geometrischen Mustern, Zickzacklinien, Kreisen, Buckeln und dergleichen, ohne jedoch auf Thier- und Pflanzennachbildungen zu kommen. Auch gestaltlich unterscheiden sich vielfach ältere und jüngere Erzeugnisse, so, wenn Schwerter der ersteren eine im Durchschnitt nachförmige, unten gerade ansehende Klinge und Griff mit Querringen aufweisen, solche der späteren achteckig ovales Heft und rein schiffblattförmige Klinge, deren Mittelrücken aufgebuchtet ist. Die älteren Armringe und Gewandnadeln sind dünn mit kurzen Endstollen und feinen geometrischen Verzierungen versehen, jüngere voll gegossen mit kräftigen Endstollen und starker Profilierung. Die Hauptgegenden der Frühperiode sind: Norditalien, die Schweiz, das Donau-, Rhönethal und der Norden.

In ihrer Gesamtheit zeigt sich die Bronzecultur den verschiedensten Bedürfnissen angepaßt. Für den Krieg zeugen Schwerter, Dolche, Lanzen, Pfeilspitzen und vereinzelt Helme, die bisweilen aus Italien bezogen sein mögen.

Zum Schmucke dienten Kleiderspangen in Ungarn und im Norden, in Süddeutschland und der Schweiz lange Gewandnadeln, ferner Arm-, Ohr- und Halsringe; für den Hausbedarf: Tassen, Becher, Schalen und Vasen.

Besonders bezeichnend sind sogenannte Celte, wahrscheinlich Meißel, von verschiedener Form und Größe und zweischneidige Schwerter.

Die Menschen der Bronzezeit bekleideten sich mit Wollenzeug, Fell und Leder, bewohnten Rundhütten auf Pfählen, Häuser aus Holz und lehm-beworfenem Geflechte und dergl., ihre Todten begruben sie in der älteren, verbrannten sie in der späteren Zeit, die Grabstätten vielfach durch Erdhügel oder Steinhäufen schmückend. Jedenfalls müssen die damaligen Völker glanz- und prachtliebend gewesen sein, der Viehzucht zugethan,

Jagd, Ackerbau, Gewerbe und Handel getrieben haben, während die jetzteren Waffenfunde darauf deuten, daß sie dem Kriege weniger ergeben.

Die Dauer der Culturperiode blieb sehr verschieden. Gewiß von Süden und Südosten verbreitete sie sich nach Mitteleuropa und von dort allmählich in den Norden. Als sie hier ihre höchste Blüthe erreichte, ging sie in Mitteleuropa bereits zu Ende und als sie in Norditalien aufgehört hatte, lebte sie noch fort in den schweizerischen Alpenseen. Man hat angenommen, daß die nordische Bronze von der Mitte des zweiten Jahrtausends bis zur Mitte des letzten vor Chr. gedauert habe; sie und die beginnenden Funde ihrer jüngeren Schwester in Italien sollen fast ein Jahrtausend auseinander liegen. Dinge, die um so beachtenswerther erscheinen, als lebhafter Verkehr nachweisbar und der Norden sein Erz aus oder über Länder empfing, in denen bereits ein anderes Metall herrschte: das Eisen.

Als urfrühes Land der Eisenbenutzung ergiebt sich Aegypten, von wo aus es durch die Phöniker nach Italien zu den Etruskern kam, die es über die Alpen führten. Anfangs trat es hier noch sehr gegen Bronze zurück, wie sich aus den mancherlei Urnenfriedhöfen zu ergeben scheint, die man bis Schlessien und weiterhin entdeckt hat. In der Schweiz und Süddeutschland begann das Eisen namentlich als zierende Einlage für Bronze-geräthe, wir haben auch schon ein Schwert in der Form der Bronzewaffe, aber mit eiserner Klinge. Bei Weitem ausgebildeter trat es in einem Gräberfelde ans Licht, das man 1846 bei Hallstatt im Salzkammergute eröffnete. Die Funde waren so wichtig und eigenartig, daß man sie zur Bezeichnung einer ganzen Culturgruppe verwendete, der sogenannten Hallstattperiode, die sich durch Süddeutschland etwa bis Gießen und Thüringen erstreckt hat, ihre Ausläufer nach allen Richtungen entsendend. Sie scheint während der mittleren Jahrhunderte des letzten Jahrtausends geblüht zu haben, in Oesterreich und dem südlichen Oberbairern früher als in der Schweiz.

Schon kannte man die Kunst des Eisenschmiedens, doch lag die Stärke der Technik noch in Behandlung der Bronze, die man zu Platten von bewunderungswürdiger Dünne und Ebenmäßigkeit zu hämmern verstand. Durchweg wurde flach und hohl gearbeitet, neben geometrischen Linien auch die schematische Menschen- und Thiergestalt herangezogen, wogegen Pflanzenverzierungen nur in Italien üblich. Neben Bronze und Eisen kam Thon und Gold, aber kein Silber zur Verwendung, ferner Horn, Bernstein, Holz etc.

Geräthschaften giebt es die verschiedensten. Beachtenswerth sind die Schwertcr, öfters von Eisen als Erz, die Klinge breit und bis zu $1\frac{1}{4}$ Meter lang, mit schräg abgeschrittener Spitze. Unter den Schmucksachen zeichnen sich prächtige bronzene Gürtelbleche aus. Die Gewandspangen zeigen Spiral- oder Bügelform, die größeren Armringe pflegen hohl, die engeren massiv zu sein, eine Schnurform mit aufgereihten Perlen bietend, mit Kugeln und Halbkugeln. Zahlreiche kleinere Bronzeringe sind

wohl als Geldmünzen zu deuten. Ferner bietet die jüngere Hallstattzeit Helme, wengleich selten, noch vereinzelter Schilde, dagegen hatte man Pferdegebisse und erzbeschlagene Wägen, diese durchweg zweiräderig. Die Ornamentik erreicht in der jüngeren Hallstattzeit ihre Höhe; es herrscht große Phantasie und ausgeprägter Schönheitszinn in Erfindung neuer Zierden und Formen, wie namentlich die volksthümlichen Gefäße beweisen. Die Leichen wurden verbrannt oder beerdigt, vereinzelt auch das eine und das andere zugleich: die sonderbarste Bestattungsart, welche vielleicht bekannt geworden.

Der Hallstatter Entdeckung im Osten entspricht eine westliche der Schweiz. Bei dem kleinen Dorfe Marin, am Nordende des Neuenburger Sees, stieß man auf einen Pfahlbau, der nach localem Bodenverhältniß im Fische-dialekte „la Tène“ hieß. Es war vorwiegend Eisengeräth, was zu Tage gefördert wurde, von ausgeprägtem Wesen. Bald mehrten sich die Funde bis man erkannte, daß eine eigenartige, jüngere Cultur vorliege, deren Ursprung im mittleren und südlichen Gallien zu suchen sein wird. Von Frankreich erstreckte sie sich namentlich über Irland, die Schweiz und Süddeutschland bis hinein nach Norditalien, Ungarn, Litthauen, Norddeutschland, Skandinavien und Britannien. Sie wird die letzten vier Jahrhunderte vor Christus umfaßt und bis in die römische Zeit gebauert haben, am zähesten sich auf den britischen Inseln behauptend. Eigenthümlich ist, daß mit den Anfängen des Eisens die Pfahlbauten der Schweiz zu Ende gehen.

Die la Tènegegenstände zeichnen sich aus durch Abrundung und kräftige Profilirung; am leichtesten kenntlich ist die rückwärts gebogene, aus einem Stücke gearbeitete Spange. Die Schwerter zeigen dünne, gerade Eisenklingen bis zu $1\frac{3}{4}$ Meter Länge, die sich bisweilen beim Hiebe bogen und in Bronze- oder Eisenscheiden von dünnem Blech staken. Die Lanzenspitzen sind lanzettförmig mit starker Mittelrippe. Unter den Schmuckstücken erscheinen die Gürtelhaken wichtig, vielfach durch ein oder zwei Thierköpfe gebildet; unter den Gefäßen die Bronzeschnabellannen mit hochragendem Ausgusse. Die Verzierung verräth theilweis klassische Motive, selbständig geändert. Zum ersten Male treten rothe, emailartige Scheiben und rothes leicht schmelzbares Glas auf, von edlen Metallen wurde auch Silber verwendet. Für Todte war im Westen, Süden und Osten Bestattung herrschend. Dabei lassen sich mehrere Perioden unterscheiden und zwar ihrer drei, am besten kenntlich an Fibeln und Schwertern.

Man hat eine ausgebildete Eisenkultur vor sich, eine hochstehende Schmiedekunst, die sogar fabrikmäßig betrieben wurde. Vielfach treten Handelsbeziehungen zu Tage und in ihrem Gefolge starker fremdländischer Einfluß. Auch ein plump geprägtes Geld kam auf, welches man seiner schüsselförmigen Gestalt wegen als „Regenbogenschüsselfchen“ bezeichnet hat; jene Bronzeringe der Hallstattzeit werden daneben als Scheidemünzen verwendet sein. Hallstatt- und la Ténecultur war den keltischen Völkern

eigen in Frankreich und Böhmen, in den Donau- und Oberrheingegenden. Andererseits scheinen die Bewohner Norddeutschlands schon zur Bronzezeit Germanen gewesen zu sein, welche ihre Todten verbrannten, statt zu beerdigen, und da sich die Culturen von Süden nach Norden vorschoben, so sind sie bei unseren Vorfahren unter keltischem Einfluß erfolgt.

Zumal an der Seeküste, zwischen Oder und Elbe gedieh die Bronzearbeit zu bedeutender Höhe und wurde zähe festgehalten. Die ältesten Eisenfunden von größerer Menge und bezeichnender Form weisen wohl auf die Hallstattcultur und Einfuhr von Süden, die auch sonst fortbauerte. Im Westen wird sie längs der Rhein-Weser-Linie erfolgt sein, ohne große Bedeutung zu erlangen; anders im Osten, auf dem Wege von Böhmen und Mähren nach Schlesien-Polen, wo der Boden theilweis eisenhaltig war. Hier begann man selbständig zu schaffen, oft in Formen, die sonst dem Bronzealter eigen. Zur Geltung kamen diese Dinge aber nicht, sondern erst die der jüngeren La-Tèneperiode. Sie war es, die in Norddeutschland eine wirkliche Eisenzeit bewirkte, ausgehend, wie es scheint, namentlich von Thüringen. Besonders reich hat sich Hannover erwiesen, wogegen das benachbarte Mecklenburg erst mit der folgenden römischen Zeit entwickelte Eisenerzeugnisse hervorbachte. An manchen Orten läßt sich beobachten, wie die neue Cultur allmählich Raum gewann, an anderen, wie im Westen der Weichselmündung, ist der Uebergang scharf und schroff.

Zu allen Zeiten hat sich Mitteleuropa hervorgethan. Schon früh müssen Böhmen einer- und andererseits die Gebiete des Mittel- und Oberrheins, der Oberdonau und Schweiz entwickelt und reich bevölkert gewesen sein. Handelsplätze und Gufstätten lassen sich dort nachweisen, in der Ostschweiz sogar erstaunlich zahlreich. Lange bevor der Römer seine festen Heerstraßen nach jenen Gegenden vorschob, gab es ein buntes Netz von Verkehrswegen, welche je mehr nach Norden, desto stärker Begleitwege der Flüsse wurden.

Das Gesamtbild der Hallstatt- und La-Tènezeit zeigt: wir haben es mit äußerst bildungsfähigen, allmählich kraftvoll und reich entwickelten und nicht selten prachtliebenden Völkern zu thun, die schon dem Schooße der Erde Metalle und Salz zu entheben verstanden. Sie trieben fleißig Ackerbau, hatten ein geregeltes Leben und eine gewisse Staatseinrichtung. Das Dasein scheint patriarchalisch gewesen zu sein und starker Gesellschaftszwang geherrscht zu haben. Die Menschen waren groß und fein gebaut, größer als die später einwandernden Germanen. Aus der Art ihrer Leichenbestattung ergiebt sich bisweilen ein ernstes Gemüth, liebevolle Erinnerung an den Todten. Die zahlreich in Gräbern gefundenen, absichtlich zerstörten Waffen zeigen sinnig den Gedanken, daß Niemand sie mehr nach dem Verstorbenen führen solle. In einer Höhle Mährens erkannte man Spuren eines großen Opferfestes, dem Ansichne nach auch von Menschenopfern. Auf einer Hochebene an der Nar wurden krummegebogene

und zerbrochene Schwerter entdeckt, als seien sie zusammengerafft nach blutigem Kampfe, verbrannt und vergraben.

Dieselben Leidenschaften und Bedürfnisse, die noch heute die Brust der Menschen durchwühlen, haben schon gewaltet, bevor es Buchstaben gab, sie aufzuzeichnen.

Bedenkt man, wie die Alterthumsforschung noch vor wenigen Jahrzehnten weit zurück war, so muß man eingestehen, daß Bedeutendes geleistet ist. Noch klarer und bestimmter sehen wir, seitdem die Römer diesseits der Alpen festen Fuß faßten und ihre Beobachtung der Nachwelt überlieferten.

Mit dem Ansturme der Kimbern und Teutonen begann der Weltkampf zwischen Römern und Germanen. Nach furchtbarem Toje zerstückelte die erste Sturzwellen des Nordens an den eisernen Reihen der Legionen; aber hinter ihr wogte ein Meer. In breiten und immer breiteren Massen drängten die blonden Rassen nach Süden und Südwesten, vertrieben die Kelten, unterwarfen und erschlugen sie. Die mitteldeutschen Waldgebirge wurden durchzogen, Rhein und Donau erreicht, jener, zumal in seinem unteren Laufe überschritten, und schon wagten feste Scharen sich vor auch jenseits des Oberrheins; wie die östlichen Kelten, so schienen die des Westens germanischer Kraft erliegen zu sollen. Da kam im Jahre 58 der neue Statthalter Gaius Julius Cäsar nach Gallien, und alsbald erfolgte der Umschwung. In acht Jahren war durch ihn, von römischer Seite, vollbracht, was die Germanen eingeleitet hatten. Der Rhein wurde zur Westgrenze der Republik, dem sich bald die Donau als Südgrenze beigesellte. Der Versuch, Germanien bis zur Weser zu bezwingen, scheiterte; dagegen wurde das Gebiet zwischen Oberdonau und Mittelrhein, das fruchtbare Gelände des Neckars, in den römischen Reichsverband gezogen und durch einen Grenzwall abgeperrt.

Weit ausgebreitet bis in die jütische Halbinsel und bis nach Rußland hinein wohnten die Söhne des Waldes, ohne den Halt der Gemeinsamkeit zerfallend in zahlreiche Völkerschaften, die sich oft feindlich gegenüber standen. Ursprünglich redeten sie die gleiche Sprache ohne dialektische Verschiedenheiten, beteten zu den gleichen Göttern, überlieferten die gleichen Sagen und lebten in gleicher Sitte nach gleichem Rechte. Sie scheinen zunächst den Ackerbau nur wenig und keinen festen Grundbesitz gekannt zu haben. Im Frieden blieben sie ohne Oberherrn, hatten aber Bezirkshäupter, denen Gerichtsbarkeit und jährliche Vertheilung des Bodens an Geschlechter und Sippen oblag. Den geringen Getreidebau glichen Viehzucht, Jagd und Beutekriege aus. Für diese wurde ein Heerführer erhoben, dem sich freiwillige Kampfgenossen verpflichteten. Einen eigentlichen Adel besaßen die Deutschen noch nicht, oder doch nicht alle. Das Ganze trug nicht selten das Gepräge des Werdens, des Unstäten.

Wesentlich genauere Berichte liegen uns 150 Jahre später, aus der Zeit des Tacitus vor. Da tritt uns die Hundertschaft, der Gau, als Staatseintheilung entgegen, einzeln von verschiedener Größe, mit einem gewählten Vorsteher an der Spitze, der die laufenden Geschäfte besorgte. Sie bestand aus Ortsgemeinden: bald offenen Dörfern, bald Einzelhöfen, bald einer Anzahl solcher, je nach der Gegend und Gewohnheit. Städte gab es nicht, doch beweisen aufgefundene Grabstätten, daß größere Gemeinden Jahrhunderte beisammen gewesen sein müssen. Dem Gaue übergeordnet war die Völkerschaft, die bisweilen mit dem Stamme zusammenfiel, bisweilen nur eine Abtheilung desselben bildete. Sie umfaßte alle freien und wehrhaften Männer und galt als Gesamtheit in Krieg und Frieden. Zu höherer Einheit, oder gar nationalem Zusammenhalte hatte man es auch jetzt nicht gebracht und sollte man noch lange nicht geheißen.

Die Germanen zerfielen in Stände und zwar in ihrer vier, von denen die Adligen, die Freigebornen und Freigelassenen frei, die Sklaven dagegen unfrei waren. Ein Adel scheint überall vorzukommen; er wird nicht auf persönlichen Eigenschaften beruht, sondern einen erblichen Geburtsstand gebildet haben; dagegen ist von besonderen adligen Rechten nichts erweisbar. Der Adel stand jetzt gleichsam als Steigerung der Freiheit da und das edelste Adelsgeschlecht war das des Königs. Die eigentliche Masse der Völkerschaft erwuchs aus den Gemeinfreien, denen die freigelassenen Sklaven zur Seite standen, die nicht die Vollrechte der Freigebornen genossen, weil sie durch Freilassung noch nicht in den Gemeindeverband eintraten; sie blieben somit von den öffentlichen Rechten ausgeschlossen und bedurften eines Schutzherrn. Den letzten Stand bildeten die Sklaven, welche nicht nur als Sachen galten, wie bei den Römern, sondern rechtsfähig waren: sie konnten gültige Ehen schließen und Vermögen besitzen. Doch der Schutz ihrer Rechte blieb unvollkommen und dem Herrn gegenüber nichtig.

Im Hause, in der Familie, herrschte der Mann mit weitreichender Gewalt über Frau und Kinder, welche er züchtigen, tödten und verkaufen durfte, gleich den Sklaven, deren Loos durch solche Gemeinsamkeit wesentlich erleichtert wurde. Nur der freie Mann genoß als Glied der Völkerschaft in vollem Umfange des Gesetzes Rechte. Eine Erweiterung der Familie bestand in der Magtschaft oder Sippe: in den Blutsverwandten, die ein Band gegenseitiger Rechte und Pflichten verknüpfte.

Das Recht war, dem noch halbanfährigen Charakter entsprechend, nicht territorial, sondern an der Person haftend, war kein Land-, sondern ein Stammesrecht, welches man auf der Wanderung mitnahm. Es galt dem Germanen als Schranke der Freiheit, in der er kein ungebändiges Hinleben des Einzelnen sah, sondern das Bewußtsein, keinen anderen Herrn als die Gesamtheit seiner Völkerschaft über sich zu haben.

Die Hauptaufgaben des noch unvollkommenen Staates: Gericht und Krieg, lösten die Volksversammlungen. Da fanden die Freien sich in

lofer Form zusammen, der Priester gebot Schweigen und den Frieden des „Tings“, worauf die Berathung begann. Mißfiel ein Antrag, so wurde er durch Murren verworfen; fand er Beifall, so that es Geräusch der Waffen kund. Es konnte vorkommen, daß man von der Versammlung sofort in den Kampf ging.

Ein kriegerischer Zug beherrschte das Dasein. Schon der Tanz, den der Jüngling lernte, wurde nackt ausgeführt, zwischen aufgesteckten Schwertern und Speeren. Seiner Braut brachte er als Ausstattung Rinder, ein gezäumtes Roß, Schild mit Schwert und Speer. Und wenn der Tapfere zur ewigen Ruhe bestattet werden sollte, so legte man seine Rüstung mit auf den Holzstoß, manchmal auch sein Streitroß verbrennend. Die Waffe war sein Symbol und sein treuester Genof. Abenteuerlustig und voll Thatendrangs strebte er nach Kampf, nach Sieg und Wunden, vor allem nach Ruhm. Und wenn er daheim blieb, so brachte er die Zeit auf der Jagd hin, oder als echter Soldat in süßem Nichtsthun mit Essen, Trinken und Schlafen; tagelang lungerte er am Heerdfeuer, hoch erfreut, wenn ein Gast eintrat, der den trägen Gang der Stunden kürzte, oder ein Sänger kam, der wilde Weisen wußte von der Vorzeit Helden. Wie Trinker gewöhnlich, waren die Germanen sangesfroh: bevor sie in die Schlacht, vielleicht in den Tod gingen, stimmten sie den Barditus an. Aber auch wie Trinker gewöhnlich waren sie nicht sinnlich, streng in Geschlechtersachen, bisweilen unduldsam fast bis zur Stumpfheit, doch, wie es scheint, nur dem freien Weibe und Mädchen gegenüber, während die Männer wohl, wie die der nordischen Völker, lebhaft Verkehr mit Slavinnen hegten. Die Strenge gegen das Weib hing mit der Standes- und Geschlechter-einrichtung zusammen.

Die Sitte bewirkte Heirathen in voller Manneskraft und keusche Ehen, deren Folge ein starker Kinderjegen zu sein pflegte. Durch die Arbeitsfcheu des Freien wurde der Frau fast die ganze Last der Geschäfte aufgebürdet; daheim besorgte sie das Hauswesen und drehte die Spindel mit emsiger Hand, und draußen lag ihr die Hut, oder gar Bestellung des Ackers ob; in fester Treue folgte sie dem Gatten bis in die Schlacht, zählte und verband seine Wunden und starb mit ihm unter dem siegreichen Eifen des Feindes. Dieser Zug von Größe, von untrennbarer Zusammengehörigkeit tritt auch darin hervor, daß der Germane ziemlich der einzige Barbar gewesen, der in Monogamie lebte. Nur Vornehme hielten sich bisweilen mehrere Frauen; man sah also nicht eigentlich Anstößiges darin. Folge und Grund des gegenseitigen Verhältnisses war Achtung des Weibes: ihr Lob galt dem Manne als Höchstes, ihr Verlust durch Gefangenschaft als das Schrecklichste. Der Hede währte, etwas Prophetisches wohne ihr inne; sein Kindergemüth ahnte dumpf das Intuitive, die reiche Seele der deutschen Frau.

Die Kleidung verschiedener Stämme zeigte sich verschieden. Während

die Rheingermanen vielfach in Thierfellen gingen, welche einen Theil des Körpers unbedeckt ließen, mußten sich die Nordgermanen schon wegen des kälteren Klimas sorgfältiger verhüllen. Die Weiber trugen häufig Linnen, das sie theilweise roth färbten. Aus den Gräberfunden ergibt sich, daß aller mögliche Schmuck üblich gewesen: Arm-, Fuß-, Hals-, Leib- und Ohr- ringe, Spangen, Haarnadeln u. a. Auf Bildwerken sehen wir oft Germanen den Mantel ungeworfen, auf der Schulter zusammengesteckt, ungefähr bis zum Knie reichend, darunter einen Rock mit Schößen, die Beine in Hosen von verschiedener Länge. Frauen tragen hier lang herabwallende Wollengewänder. Die Füße blieben nackt, oder wurden durch Pelz- und Lederschuhe geschützt, der Kopf unbedeckt. Als ehrendes Zeichen des Freien galt lang herabwallendes Haar, das bei einigen Stämmen aufwärts gekämmt und in einen Knoten verschlungen wurde.

Auch Waffen und Rüstungen sind mannigfach gewesen. Da Eisen noch kostspielig, so galt gewöhnlich die Lanze als Hauptwaffe, gleich geeignet zu Stoß und Wurf; die Norddeutschen führten daneben ein messerartiges Schwert. Die Linke hielt den buntbemalten Schild, dessen Preisgebung höchste Schande. Panzer und Helm waren selten; sonst finden sich: das Langschwert, die Keule, Schleuder, Streithammer, Bogen und Pfeile. Die Stärke in der Schlacht beruhte auf dem Fußvolke, welches in Keilform oder breiter Masse heulend und lärmend anrückte; selbst der Reiterkampf pflegte mit Fußtruppen untermischt zu geschehen.

Eigentumsrecht galt für bewegliche Gegenstände, doch wurde der Werth des Besitzes nicht immer hoch angeschlagen. Grund und Boden war noch Volks-, in engerem Sinne Gemeindegut; unter die Gemeindeglieder wurden die Aecker jährlich wechselnd vertheilt. Noch herrschte die „Feldgraswirthschaft“, wo auf Ackerbestellung eines oder einiger Jahre längere Grasnutzung folgte. Dies erwies sich um so leichter, als nur Getreide gebaut wurde, Obst- und Gartenzucht noch unbekannt blieben. Den Hauptreichtum bildete der Viehstand: Rinder, Pferde, Schweine und vielfach Gänse. Zu den Mobilien gehörte auch das Blochhaus, ursprünglich wohl überall von gleicher Grundform.

Für die Form der Geräthschaften hatten die la Tène- und Nachklänge der Hallstattperiode geherrscht, die jetzt durch die römische abgelöst wurde. Von den Grenzen her gelangten römische Erzeugnisse und römische Handwerker in das Land und verdrängten das bisher Uebliche oder verschmolzen beide Arten. So konnte der neue Einfluß in Norddeutschland vom ersten bis in das fünfte Jahrhundert vorwalten, bis an die Weichsel und darüber weg, weiter als wohl je der Fuß eines Römers gelangt ist. Für das Gebiet zwischen Elbe und Oder sind schöne Punkt- und Mäandergefäße bezeichnend. Besonders häufig finden sich römische Provinzialspangen meistens von Bronze, doch auch von Silber und Eisen, oft zierlich mit hübschen Ornamenten. Die sonstigen Gegenstände dieser Zeit sind

sehr verschieden. Die Thongefäße wurden gewöhnlich scharf gebrannt und auf der Drehscheibe hergestellt; man verfertigte Perlen mit Glasuntergrund und farbig eingelegten Fäden (Millefiori), schnitt in Eisen, belegte es mit Gold und Silber, das dann eingetrieben und abgeschliffen wurde. Die Schwerter sind zweischneidig, die Schildbuckel konisch mit mehr oder minder hohem Stachel, die Speerspitzen scharf gerandet. Die ganze Technik setzt Handfertigkeit und Einrichtungen, und damit eine gewisse Fabrikthätigkeit voraus. Vielsach andere Verhältnisse bot der Süden Deutschlands: das eigentlich keltische Gebiet. Hier folgte auf die keltische Hallstatt und la Tènezeit die rein römische, welche alsdann durch die einherfluthenden Germanen der Völkerwanderung überschwemmt und zur eigentlich germanischen oder Völkerwanderungsperiode wurde.

Ihre Todten verbrannten oder beerdigten unsere Vorfahren. In ersterem Falle die Asche in Urnen auf oft umfangreichen Friedhöfen beisehend, in letzterem das Grab meistens durch Sandaufschüttung oder Steine und Felsblöcke hervorhebend. Gerne ließ man dem Verschiedenen einige Geräthe, die er im Leben lieb gehabt hatte: den Frauen Schmucksachen, den Männern Waffen; für uns, die Nachlebenden, berebte Zeugen vergangener Zeit.

Es gab Priester und Priesterinnen, aber keine Priesterkaste. Weissagungen und Entscheidungen durch's Loos waren üblich. Thieropfer wurden dargebracht, dem höchsten Gotte bluteten bisweilen auch wohl Menschen.

Die Begriffe von den Göttern bargen die Germanen schon als heiliges Vermächtniß indogermanischen Beisammenseins, um sie allmählich nach ihrer Eigenart aus- und durchzubilden; doch bleibt unsere Kenntniß hier leider völlig ungenügend. Der deutsche Göttercult war Naturdienst, verschieden bei verschiedenen Stämmen. Neben den segenspendenden Gewalten des Lichts wirkten die finsternen Mächte der Nacht und der Zerstörung. Die Einbildungskraft erschuf sich aus den Naturgewalten ein kriegsfreudiges Hecengegeschlecht, doch ein solches, das erst vom Frieden zum Kampfe gedieh. Die Götter leiteten und bestimmten das Leben; ihnen diente man im Leben, zu ihnen ging man im Tode. Am meisten verbreitet zeigte sich der Dienst des Wodan (Wuotan, Odin) und des Donar (Thor). Die Gemeinsamkeit der Kulte bewirkte bisweilen einen weiteren Halt, eine Art von Einigkeit, die staatlich nicht bestand.

Den Germanen waren gemeinsam: trockige blaue Augen und blonde Haare. Selbstgefühl, Härte und Thatkraft treten als Grundzüge des Charakters hervor. In ihrer unbändigen Natur überwogen Leidenschaft und Affect das ruhige Denken, ja selbst die hausbackenste Klugheit. Gutmüthig im gewöhnlichen Verkehre, bransten sie leicht auf und wurden zügellos in Wuth, Grausamkeit und Gier, wahnwitzig im Würfelspiel. Das verpfändete Wort galt heilig, neben unerschütterlicher Treue lag List und Verschlagenheit.

Es fehlte ihnen noch der sittliche Halt eines Culturvolks, die Macht des Willens, die Selbstbeherrschung; unvermittelt lagen die Triebe nebeneinander: Größe und Erbärmlichkeit, die Arglosigkeit eines Kindes neben der Schändlichkeit des gemeinsten Verraths. Uebermüthig im Glücke, konnten sie im Unglücke widerstandslos zusammenbrechen. Der stürmische Angriff war ihr Element, bei Beschwern verzagte die Ausdauer.

So waren die Völker beschaffen, die weit verbreitet Mittel- und Nordeuropa bewohnten. Nicht etwa Barbaren in jezigem, sondern nur in antikem Sinne, denn alles erweist sich bei ihnen schon zu ziemlicher Höhe gebiehn: Staats-, Gemeinde-, Familien- und Kriegswesen, Ackerbau und Gottesdienst. Ja, wenn wir bedenken, daß im Römerreiche nur die Städte eigentlich romanisirt waren, daß durchweg sonst eine Provinzialcultur herrschte, von der italiischen wesentlich verschieden, so ist einleuchtend, daß der Germane dem römischen Provinzialen nur wenig, bisweilen garnicht nachstand. Und daraus erklärt sich auch ihre Widerstandskraft, denn nationale besaßen sie keine. Nichts ist falscher, als sich die alten Germanen völlig roh und ungeschlacht vorzustellen; im Gegentheile, sie hatten schon die Entwicklung von einem, wenn nicht mehreren Jahrtausenden durchlebt, hatten sich vom Steinalter bis zur Eisenzeit, bis zu einem gewissen Kunst- und Handelsgewerbe durchgearbeitet; überschäumend von Frische und Leben waren sie fähig ein Weltreich zu zertrümmern, eine neue Entwicklung des Menschengeschlechtes zu begründen.

Ein halbes Jahrtausend dauerten die bald friedlichen, bald feindlichen Beziehungen zwischen Römern und Germanen mit vor und rückwirkender Kraft. Längs des Rheines und der Donau prangten blühende Städte, erfüllt von Luxus und Glanz. An den fruchtbaren Höhen der Mosel lag Trier auf der Kreuzung von acht Militärstraßen. Es wurde im dritten und vierten Jahrhundert zur Hauptstadt des Westens, zur üppigsten Stadt Galliens. Und die Mosel führte ihre Wasser dem Rheine zu, und am Rheine stand der deutsche Krieger und schaute hinüber in das verheißungsvolle Land; hinter sich Alltäglichkeit, vor sich Gewinn und Genuß, und im Herzen Wägelust und wilde Poesie. Was für den Westgermanen Trier, war für den des Ostens Konstantinopel: am Bosporus drängten sich die deutschen Gesandtschaften vor dem großen Konstantin, er schmückte ihre Vornehmsten mit Titeln und Würden, worüber nicht Wenige die Heimkehr in ihr unwirthliches Vaterland vergaßen.

So konnte sich römischer Einfluß bis in die entlegensten Fernen verzweigen, je näher der Grenze, um so leichter und stärker. Wir finden ihn überall, nicht nur in den Erzeugnissen des Gewerbes, sondern auch in Wirthschaft, Bauart und Kriegswesen. Dabei vollzogen sich allmählich drei wesentliche Umbildungen, die mehr oder weniger innerlich zusammenhängen, die Entwicklung der Seßhaftigkeit, des Königthums und größerer Stammeseinheiten.

Hatte es zur Zeit des Tacitus noch Völkerschaften ohne König gegeben, so war das jetzt vorbei. Die Würde scheint aus verschiedenen Aesten erwachsen zu sein, die durchweg in der Sitte und im Kampf um das Dasein wurzeln. Man fühlte heraus, wie das Königthum jenen Halt verleihe, dessen man bedurfte. Doch erst von unten vermochte es sich zu entwickeln, zunächst nur kleinere Kreise zu umfassen, so daß die Herrscher nur Gauen und Bezirke vorstanden. Der Sieg des Großkönigthums über die Kleinkönige gehörte der Zukunft an, als die Germanen das Römerreich überflutheten und römisches Vorbild wird dafür mitgewirkt haben. Im Einzelnen gestaltete sich der Machtbereich der Gebieter verschieden und ebenso ihre Stellung zu den Unterthanen. Das gewöhnlichste war wohl: Herrschaft unter Mitwirkung des Volkes. Der König vertrat alsdann die Gesamtheit, den erst schwach entwickelten Staat, war Führer im Kriege, Vorsitzender in der Volksversammlung, Schützer des gemeinen Rechtes, ertheilte Befehle, schickte und empfing Gesandte. Sein Symbol pflegte die Lanze zu sein, die fränkischen und wohl auch andere Könige waren kenntlich durch herabwallendes Haar, dessen Beschneidung als Zeichen der Absetzung galt; für Krone und Diadem fehlt ein eigentlich germanisches Wort. Das Recht auf die Thronfolge blieb verschieden. Früher scheint die Theilnahme des Volkes stärker hervorgetreten zu sein, aus der Gewohnheit, den zunächst Erbberechtigten zu küren, sich ein Recht des Geschlechtes entwickelt zu haben.

Wie das Königthum seine Hauptstärke den Wanderungen entnommen hat, so verurachten sie auch das Aufkommen neuer Völkernamen, unter denen als wesentlichste zu nennen sind: die Sachsen, vom heutigen Holstein sich nach Hannover vorschiebend; die Alamannen, zwischen Mittel- Ober- rhein und Donau, und die Franken am Nieder- und Mittelrheine, denen sich später die Thüringer, Baiern und sonstige zugesellten. Es handelt sich dabei nicht um neue Völker, sondern nur neue Völkergruppen. Die Sachsen erhielten ihre Bezeichnung gewiß nach ihrer Hauptwaffe, dem Sax, einem messerartigen Schwerte, während die Franken wohl als „freie Männer“ zu erklären sind. Die Alamannen werden als „Leute von allerlei Volk“ oder als „rechte Männer“ und noch in anderer Weise gedeutet. Ihr volkstümlicher Name blieb der uralte der Sueben, der Schwaben.

Als drittes Merkmal der Uebergangszeit findet sich das Seßhaftsein und -werden, von dem sich im großen Ganzen drei Arten unterscheiden lassen. Die erste umfaßt einen Theil der vorgeschichtlichen Jahrhunderte, deren Funde zu beweisen scheinen, daß die ältesten Bewohner Norddeutschlands zeitweise ziemlich eingeseßten gewesen. Mit den Kimbern erscheinen die ersten deutlich erkennbare Wanderjahre, die bis auf Cäsar gedauert haben, bis die Ueberlegenheit der römischen Waffen ihnen gebieterisch Halt geboten. Unter Marc Aurel wurde es wieder unruhig, mitunter fast krampfhaft bewegt. Bei der Erstarkung des Reiches durch die illyrischen Kaiser

geschah ein neuer Stillstand, erst an den Grenzen, zunehmend mehr auch das Innere Germaniens erfassend. Plötzlich erschienen die Hunnen und bewirkten die letzte große Völkerverchiebung, wodurch sich auf römischem Boden der dritte Abschnitt der Sesshaftigkeit entfaltete, der der germanischen Stammesstaaten. Jede dieser Gruppen ist auch staatsrechtlich eigenartig: die erste beruhte auf der breiten Masse der Freigeborenen, die zweite sah die Ausbildung des Klein-, die letzte die des Großkönigthums.

Mit dem Sesshaftwerden hängt zusammen die Entwicklung des Grundbesizes, welche gewöhnlich im Bereiche der anbaufähigen unteren Flußthäler einsetzte. Ihren Ausgangspunkt gewährte die Festlegung des bis dahin beweglichen Hauses: es wurde mit einem Zaune, einer befriedeten Hofstätte umgeben, auf die sich zuerst der Begriff des Eigenthums erweiterte. Die Sesshaftigkeit ist nicht bei allen Stämmen in gleicher Weise und zu derselben Zeit erfolgt, durchweg zuerst längs und an der Römergrenze. Die Feldgraswirthschaft ging über in die ergiebigere Dreifelderwirthschaft, neben der nicht selten Jagd und namentlich Viehzucht noch als das Wichtigere erscheinen. Städte blieben den Germanen noch fremd, wie zu Tacitus Zeit.

Eine um so größere Wandlung war dem Gewerbe vorbehalten. Die römisch-germanische Culturperiode hörte auf und eine rein germanische setzte im fünften Jahrhunderte ein, wohl am besten als die der Völkerwanderung bezeichnet. Bereits in den Zeiten des sinkenden Römerreiches hatte sie begonnen, Mißformen barbarischer und klassischer Kunst und Mißfunde erzeugt, welche barbarische und rein klassische Gegenstände neben einander enthalten. Jetzt hörten diese auf. Unter den Merowingern erreichte diese neue Periode ihre Höhe, um alsdann durch die Renaissance Karls des Großen verdrängt zu werden. Es ist eine Eisenkultur, in der klassische Motive ganz zurücktreten. Ihr Hauptornament bildet ein phantastisches Bandgeflecht mit Thierköpfen oder dergleichen (gewöhnlich Vogel, Pferd und Mensch). Gerne trug man solchen Zierrath in Silber und Goldtauschierung ein, besetzte ihn mit Steinen, Perlen und Pasten. Wessen Ursprungs dieser Stil, blieb noch unermittelt. Vielleicht war er von Byzanz entlehnt, um- und weiter gebildet, zuerst durch die Gothen, von denen er vermittelst des großen Hunnenreiches und seiner germanischen Cultur gefördert und verbreitet wurde.

Bezeichnend sind wieder die Spangen, nunmehr breit, platt oder rund und in der angegebenen Weise verziert; ebenso die Riemenzungen, mit silbertauschierten Eisenbeschlägen versehen. Als Schwerter treten zwei Hauptformen hervor: das Lang- (Spatha) und das Kurzschwert (Sax, Scramasax). Letzteres überwiegt zunächst. Es zeigt einschneidige, gerade Klinge mit der Spitze in der Mitte, von nicht unbedeutender Schwere, wodurch es als furchtbare Waffe zu Stich, Hieb und Wurf gehandhabt werden konnte. Sonst erweisen sich die Streitärzte beachtenswerth. Die Buckeln von Schilden sind äußerst zahlreich und mannigfach zu Tage gefördert, meist verschieden

nach verschiedenen Völkern. Neben Schwert und Schild führte der vollgerüstete Krieger gewöhnlich Lanze, Streitart und Feuerstahl, doch war der gewöhnliche Freie nur selten so vollgerüstet, und auch hier handhabten verschiedene Stämme mit Vorliebe einzelne Waffengattungen.

Mehr noch als Wehr und Ornament fällt die veränderte Begräbnißweise in die Augen. An Stelle des Leichenbrandes trat nämlich die Beerdigung, an die der Urnenfriedhöfe kamen die sogenannten „Reihengräber“ auf, deren Namen man sogar dem ganzen Zeitabschnitte beigelegt hat. Sie bestehen aus Grabstätten nebeneinander oder in Schachbrettform, wie sie sich bis auf unsere Tage in den Friedhöfen erhalten haben. Diese Reihengräber sind von wechselvoller Ausdehnung: die größten wurden in bayerischem und alamanniischem Lande gefunden, wovon eines bis auf 3000 oder 4000 Tödtliche berechnet ist. Den Freien legte man im vollen Schmucke seiner Waffen in's Grab. Unfreie wurden ohne solchen beerdigt, weniger gut oder gar nicht eingereicht. Durchweg ergeben die Skelette eine Größe, die auch heute noch vorkommt.

Während so die Deutschen in Germanien schalteten, befanden sich ihrer hunderttausende, ja allmählich Millionen jenseits der Grenze, im Römerreiche. Anfangs waren sie gewaltsam als Kriegsgefangene überführt, woneben sich allmählich die friedliche Einwanderung geltend machte, immer größeren Umfang annehmend. Bald kamen sie einzeln oder schaarenweis, bald als ganze Völkerschaften, durch Nahrungsmangel oder feindliche Nachbarn im Rücken gezwungen. Ihr verschiedenartiges Auftreten bewirkte verschiedenen Empfang: viele waren froh, nur untergebracht zu sein, andere fühlten sich in der Lage, stolze Bedingungen zu stellen und für ihre Dienste Gegenleistungen zu fordern; viele kamen für immer, manche nur, um sich im Römerheere zu bereichern und dann in die Heimat zurückzukehren.

In alle Berufsweige drängten sich die robusten Fremdlinge ein, am meisten in die der Landwirthschaft, wo sie als rechtlose Sklaven lebten, als rechtsfähige aber zinspflichtige Kolonen, als Läten mit eigenem, pachtfreiem Gute, oder als wirkliche Völker, nur dem Kaiser unterthan. Die früher Eingewohnten vermochten dem überlegenen Römerthume der Kraft des altbegründeten Staatswesens nicht zu widerstehen. Anders die Ankömmlinge des vierten Jahrhunderts; von ihnen wahrten bedeutende Bruchtheile die heimische Eigenart, weil ihre Menge zu groß war, die Zerstückelbarkeit des Reiches nachgelassen hatte und nicht mehr genügend Zeit zur Vermischung blieb.

Neben der Landwirthschaft galt der Krieg als Hauptbeschäftigung der Fremden. Die Umgestaltung der Armee durch Constantin den Großen war hier bedeutungsvoll, weil der Bestand an Mannschaften und Offizieren gemehrt und die kriegerische von der bürgerlichen Laufbahn gesondert wurde. Während letztere mehr und mehr in die Hände des städtischen Adels gerieth, zeigte sich das Heer von Germanen geradezu durchjättigt. Die Kaiser

vertrauten ihrer Person und oft ihre geheimsten Angelegenheiten mit Vorliebe den blonden Einwanderern, sie bildeten ihre Leibgarde, aus deren Reihen vielfach die Befehlshaber der Linie entnommen wurden. Je später desto regelmäßiger tragen die Führer der Leibgarde deutsche Namen. Die blizende Rüstung und der wallende Helmbusch blendeten das empfängliche Auge, den phantasievollen Sinn des Waldsohnes und bildeten seine liebste, seine bewunderte Tracht.

Aber auch im bürgerlichen Gewerbe, in der Verwaltung, der Diplomatie und am Kaiserhofe finden wir ihn beschäftigt. Es war, sagt grollend der Schriftsteller Ammian, als ob das Reich allein auf ihren Schultern läge. Kurz: mit Germanen wurden die Schlachten gegen Germanen, Perser und Mauren geschlagen, Germanen waren in allen Ständen und Berufsarten thätig: im Sklavenhabit auf dem Acker, in der christlichen Geistlichkeit, in den Büreaus, im Heere und bei Hof.

Je zahlreicher sie wurden und je mehr die Widerstandskraft des Reiches erlahmte, desto stärker vermochte ihre Besonderheit zu wirken. In der spätrömischen Tracht erlangte das Barbarische ein offenkundiges Vorrecht; die langen Vollbärte, das blonde Haar und der nordische Pelzbesatz wurden Mode. Fast gänzlich veränderte sich das Heerwesen: das Langschwert der germanischen Hülfsstruppen wurde zur Waffe der Legionen, aus den kaiserlichen Reichen erscholl der germanische Schlachtgesang so gut, wie von den entgegenrückenden Keilen.

Mit Neid und Abneigung, Veringschätzung und respectvollem Staunen schauten Römer und Provinzialen auf die Kerngestalten, die eine eiserne Gesundheit besaßen, die mangelhaft in grobes Linnen gekleidet, nach Knoblauch riechend und ranziger Butter, über die Grenze getrottet kamen und sich in kurzer Zeit ebenso gut zu salben und nicht selten noch besser zu intrigiren verstanden, wie die eingeborenen Söhne des Mars. Man zog die Fremden heran, fügte sich ihnen unter dem Scheine, sie unterworfen zu haben, nutzte ihre Kräfte aus, verachtete und bewunderte sie, und fühlte sich im Herzensgrunde doch als einzig daseinsberechtigt, als Herrn der Welt. Die Germanen waren die gefährlichsten Feinde und besten Freunde des Reiches. Dieselben Männer, welche sich heute todterachtend in die dichtgeschlossene Phalanx stürzten, ließen sich morgen gehorjam als Glied in eben diese Phalanx reihen, oder beachteten fleißig die römische Scholle. Rom zitterte vor den Barbaren, konnte ihrer aber nicht mehr enttrathen, bestand guten Theiles gerade durch sie.

Entscheidend hiefür ist das eigenthümlich nationslose Wesen des Deutschen geworden, das wunderliche Gemisch von Gegensätzen seiner Natur. Rom war ein alter Culturstaat mit der vollen technischen Wucht eines solchen im Rechts-, Militär- und Geistesleben: ihm gegenüber der unentwickelte, begabte und empfängliche Fremde mit ausgesprochen geringer Fähigkeit zum Staatenbilden. Seine Freiheit war im Reiche verloren, dafür aber

winkten die Genüsse der Civilisation; und vor Allem: als Germane fühlte er sich wie ein Barbar, als Römer dagegen wie ein Culturmensch; verwelcht galt er sich und anderen als Glied eines Staates, des gewaltigsten der Welt. Die Nationslosigkeit birgt die Vorbedingung für die Deutschen im Römerreiche; hätten sie ein kräftigeres Volksbewußtsein gehegt, etwa wie Parther und Perser, so würde Rom sie nicht haben verwerthen können. Erst dessen Mangel ermöglichte den menschenkundigen Weltgebiethern, sie zu gewinnen, sie in ihrer Eigenthümlichkeit zu lassen und doch für sich nutzbar zu machen.

Und blicken wir weiter, so erkennen wir diesen traurigen Grundzug der Deutschen im Verlauf ihrer ganzen Geschichte, gleichsam als Urquell alles Uebels. Er führte Deutsche auf die Seite des Auslandes gegen die eigenen Brüder, bewirkte Bevorzugung des Fremden auf Kosten des Heimischen und verhinderte ein festes Staatswesen im Inneren, weil diesem die Sonderbestrebungen stets auf's neue entgegenarbeiteten, seine besten Kräfte lähmten und verzehrten.

Möge die Zukunft lernen aus der Vergangenheit.





Schule und Auge.

Von

Hermann Schmidt-Kimpler.

— Marburg. —

Die erste geistige Entwicklung des Kindes gründet sich auf die immer neuen Eindrücke, welche die Sinne ihm zuführen: von Betasten und Begreifen stammen „Begriffe“, von Sehen und Erkennen „Erkenntniß“, von Fühlen und Empfinden „Empfindungen“, „Lust- und Unlust-Gefühle“. Wir haben gar keine Vorstellung davon, wie sich der menschliche Geist entwickeln könnte, wenn alle diese Eindrücke fehlten. Selbst beim erwachsenen Menschen bedarf es fortdauernder Reizung der Sinne, um den Geist rege und wach zu halten. So hat man einen Kranken beobachtet, dem sämtliche Sinnes-Organen, Empfindung, Geruch, Geschmack bis auf ein Auge und Ohr gelähmt waren: nur allein diese vermittelten noch die Verbindung mit der Außenwelt. Raubte man nun dem Leidenden durch Verschuß dieses Auges und Ohres den Rest seiner Sinnes-Empfindungen, so schlief er ein: die bewußte Geistesthätigkeit hatte ein Ende.

Daß unter allen Sinnes-Erregungen die Reize, welche die Netzhaut des Auges durch Licht erhält, von besonderer Bedeutung für das Wachsen und Bleiben unseres Geistes sind, dürfte neben anderem auch daraus hervorgehen, daß dies der einzige Sinn ist, der beim Schlafen durch eine eigene Vorrichtung, den Lid-schluß, diesen Reizen entzogen wird; mit offenen Augen zu schlafen, ist bekanntlich nur wenigen bevorzugten Menschen gegeben. Zweifellos ist das Auge die Haupt-Eingangspforte, welche uns die Wahrnehmung der Dinge in der Außenwelt zuführt, und somit für die geistige Entwicklung in der ersten Kindheit und in späteren Lebensjahren von allerhöchster Bedeutung. Das Sehen-Können ist unbedingt nöthig, um die Erscheinungen

in der Natur beobachten und verstehen zu lernen; in dem durch das Auge ermöglichten Lesen liegt die Hauptquelle, aus der fremdes Wissen und fremde Gedanken zu uns überströmen.

Will demnach die Schule den Geist der ihr anvertrauten Jugend zu vollster Entwicklung bringen, so wird sie besonders mit der Augen-Thätigkeit rechnen müssen: sie soll das Auge üben, aber sie soll es auch vor Schäden bewahren.

Nach beiden Richtungen hin sind besonders in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Anschuldigungen gegen sie erhoben worden. Und nicht mit Unrecht! wenngleich wohl zu erwägen ist, daß auch im Elternhause recht oft dieselben Fehlgriffe vorkommen und dieselben Schädlichkeiten wirken, welche man an der Schule allein zu rügen pflegt; ja daß in manchen Fällen jenem sogar der größte Schuld-Antheil gebührt. Aber wenn wir bessern wollen, so werden immerhin die vom Staate beaufsichtigte Lehranstalt und der vom Staate gebilligte und vorgeschriebene Lehrgang — falls in ihnen Mißstände hervortreten — als erste Angriffspunkte sich darstellen; hier werden auch am leichtesten die Schäden zu finden und zu entfernen sein.

Uebt nun die Schule das Auge so, wie es zweckentsprechend sein würde? Diese Frage wird vielfältig und besonders von den Vertretern der Naturwissenschaften, wenigstens betreffs der Gymnasien, verneint. Esmarck, der hervorragende Kieler Chirurg, schreibt, daß er seinen Studenten im Beginn der klinischen Semester die Mahnung ans Herz lege, sie möchten die ersten Wochen vor Allem dazu benutzen etwas wieder zu erlernen, was sie während der Gymnasial-Zeit systematisch verlernt hätten, nämlich richtig sehen. Wie hier der Chirurg klagt, so tadelt es der Botaniker, wenn nicht sofort das Blatt als gelappt, fiederspaltig, buchtig oder schrotsägeförmig erkannt wird; der Zoologe, wenn nicht die abweichende und eigenartige Form des Gebißes auffällt; der Chemiker, wenn im Reagenzglas eine eben entstandene, kaum sichtbare Trübung dem Auge entgeht; der Physiker, wenn der Beobachter nicht wahrnimmt, daß der Schatten eines farbig beleuchteten Gegenstandes nicht wie gewöhnlich schwarz oder grau, sondern in der Contrastfarbe erscheint, — und so kann Jeder klagen, der vom Anfänger in seinem Fache verlangt, daß er das sofort sieht und erkennt, wozu eben eine gewisse Uebung, gewisse Kenntnisse und vorausgegangene Beobachtungen erforderlich sind. Die Bilder der gesehenen Dinge werden zwar in gleicher Weise im Auge des Schülers wie des Lehrers entworfen, aber sie werden nicht von Beiden in gleicher Weise geistig verwerthet. Die Anschuldigung Esmarcks kann um so weniger direct die Schule treffen, da vor den klinischen Semestern noch mehrere Jahre Universitäts-Studiums liegen, während welcher sich die Mediciner mit den Naturwissenschaften, mit Anatomie und Physiologie beschäftigen — alles Dinge, bei denen sie doch Gelegenheit gehabt hätten, sehen zu lernen. Aber das einfache Sehen-Können und selbst die Erziehung zum Beobachten, wenn sie auch sicher dazu beiträgt, Unbe-

kenntes in seiner Eigenheit leichter zu erfassen und daher auch in den Schulen größere Beachtung finden sollte, reicht eben nicht hin, bei jeder Sonder-Beschäftigung sofort das Erforderliche, das Charakteristische, das Abweichende zu sehen. Welcher noch so hervorragende Naturforscher wäre wohl im Stande Hunderte von Schafen genau von einander zu unterscheiden und an jedem neu hinzugekommenen sofort das Individuelle wahrzunehmen, wie es doch jeder einfache Schäfer thut, der seinerseits kein x vom u trennen kann, — oder die feinen Farbenschattirungen zu erkennen, welche der gewöhnliche Arbeiter der Färbereien mit Leichtigkeit ausfondert? In gleicher Weise wird der Naturforscher auch dem Historiker und klassischen Philologen im Entziffern alter vergilbter und verwischter Handschriften nachstehen. Man sieht, daß mit derartigen allgemeinen Klagen nicht allzuviel gesagt ist: es ist eben unmöglich, daß die Schule das Sehen, welches das Einzelsach erfordert, lehrt. Wohl aber kann sie dahin wirken, daß überhaupt ein scharfes, mit geistiger Spannung und Aufmerksamkeit verbundenes Sehen und Beobachten geübt werde und zwar an möglichst verschiedenartigen Objecten. Jetzt sind es fast nur Schriftzüge und Druck, welche nach dieser Richtung hin verwerthet werden. Dies geschieht schon in den untersten Klassen, wo das Kind gelehrt wird, die vorge schriebenen Buchstaben in correctester Weise unter Innehaltung derselben Größe und Schrägheit nachzuschreiben und beim Lesen die gedruckten Buchstaben in ihren besonderen Formen zu erkennen; und zwar sind gleich acht verschiedene Typen bei der Schreib-Lesemethode einzuprägen (das große und kleine Alphabet, deutsch und lateinisch, geschrieben und gedruckt.) Die deutsche Jugend ist hier gegenüber der anderer Völker, welche nur das lateinische Alphabet kennen, bezüglich des Sehen-Lernens sicher bevorzugt, aber auch andererseits wegen der zu großen Augen-Anstrengung, welche das Erkennen kleiner Buchstaben beanprucht, mehr noch benachtheiligt.

Auch der weitere Unterricht im Lesen verlangt die gespannteste Aufmerksamkeit bei der Beobachtung des Gesehenen, da jedes Uebersehen eines kleinen Wörtchens oder die Einschlebung eines andern, nicht dastehenden vom Lehrer mit Recht getadelt wird. Die fortgesetzte Übung bewirkt, daß später nicht mehr der einzelne Buchstabe, sondern das ganze Wort als solches gesehen wird: es werden zahllose Wortbilder erlernt; jedes von ihnen bewirkt im Gehirn sofort die Auslösung des damit verknüpften Sinnes, — aber auch nur wenn die Aufmerksamkeit darauf gewendet wird. Es ist übrigens eine leicht zu erweisende Beobachtung, daß die durch das Auge uns zugeführten Bilder der Außenwelt selbst einige Zeit verhüllt und unverwerthet in unserem Gehirne ruhen können; nachträglich wieder entschleiert bringen sie uns doch die entsprechende Vorstellung. Es wird Jedem schon vorgekommen sein, daß er, an Anderes denkend, bei einem Bekannten, ohne ihn zu beachten, vorüberging. Plötzlich taucht die Frage auf, wer das wohl gewesen sein möchte? Jetzt sucht man nach dem Bilde, das in

unserem Auge entworfen, findet es wieder und construirt sich nun aus diesem, das nur als Sinnes-Eindruck aufbewahrt war, die richtige Persönlichkeit.

Noch größere Uebung im Lesen giebt die Möglichkeit, mit einem Blick den Sinn einer ganzen Reihe von Wortbildern zu fassen — ganz ähnlich, wie bei andern Objecten der Fachmann sofort mit einem Blick das Nothwendige sieht und erkennt, während der Anfänger lange herumsuchen muß. Von der Schnelligkeit des Sehens und der Umwandlung des gesehenen Wortbildes in seine Bedeutung hängt die Schnelligkeit des Lesens ab. Es ist dabei natürlich vorausgesetzt, daß die Lesenden im Stande sind, in gleicher Weise die durch eine Reihe von Wortbildern ausgedrückten Gedanken zu erfassen; eine schwerverständliche Ausdrucksweise wird immer ein langsames Lesen zur Folge haben und zeitraubender sein. Zum Glück giebt es noch genug Zeitverschwender unter den Lesern, die mit besonderer Vorliebe die dunklen Autoren aufsuchen, zumal ihnen in rührender Bescheidenheit das, was sie nicht verstehen können, besonders tief und weise erscheint, während doch in der Regel nur Unklarheit der Gedanken oder des Ausdrucks vorliegt. — Daß der Geübte nur in Wortbildern liest, zeigt sich auch daran, daß er eine fremde ihm unbekannte Sprache erheblich langsamer liest, trotzdem hier die zum Auffassen des Sinnes der Wortbilder erforderliche Zeit ganz fortfällt. So fand Adolf Weber, daß das Fürsich-Lesen eines lateinischen Schriftstellers durch einen des Lateinischen Unkundigen etwa $1\frac{1}{2}$ mal soviel Zeit erforderte als das Lesen eines deutschen, mit denselben lateinischen Typen gedruckten Autors. Auch spricht für das Lesen in Wortbildern, daß sich jeder Geübte besonders im Zwang anthon muß, wenn er, wie es beim Correctur-Lesen erforderlich ist, aufmerksam nach Buchstaben lesen soll. Aus verschiedenen Versuchen hat sich ergeben, daß man in der Minute mehr als 2000 Buchstaben bei entsprechend gutem Druck überfieht. Je schlechter der Druck, um so langsamer das Lesen; zu kleine Buchstaben und schlechtes Papier kosten uns demnach nicht nur das Augenlicht, sondern auch überflüssig viel Zeit. Daß die eben betrachtete, sehr wichtige Ausbildung des Auges und des Sehvermögens in unsern Schulen, besonders in den Gymnasien, wo noch griechische und hebräische Typen die Beobachtungsfähigkeit stärken, in zu geringem Maße stattfindet, wird wohl kein Mensch behaupten; eher das Gegentheil. In diesem Sinne also kann von einem Verlernen des Sehens nicht die Rede sein. Wenn es auch andere Sehübungen giebt, die dem Auge weniger schädlich sind, so ist doch beim Sehen von Buchstaben dieselbe geistige Spannung, welche überall einzig und allein das Richtige erkennen läßt, wie bei jenen erforderlich. Es ist übrigens in neuerer Zeit schon mancherlei, meist allerdings nur in den unteren Klassen geschehen, um das Auge auch an anderen Objecten zu üben. So die Verwendung von großen Bildertafeln beim Anschauungs-Unterricht, die Beobachtung von Pflanzen und Thieren

in den naturwissenschaftlichen Stunden, das Erlernen des Rechnens an den mit bunten Kugeln besetzten Rechen-Maschinen. Leicht könnte man diese Kugeln auch, wenn ihnen die entsprechenden Färbungen und Farben-Nüancen gegeben würden, zur Bildung des Farbensinns benutzen, ähnlich den von Magnus empfohlenen Pappen-Tafeln. Das Kind lernt auch hierbei Sehen, Vergleiche anstellen und feinere Unterschiede erkennen; dazu hat es noch den Vortheil, sich die richtigen Farben-Benennungen anzueignen. Wie wenig letztere bekannt sind, geht recht schlagend aus einer Untersuchung auf Farbenblindheit hervor, die ein österreichischer Marine-Arzt 1878 anstellte. Von 1312 Matrosen, die nicht farbenblind waren, machten 747 Fehler in der Bezeichnung von Roth, Grün, Gelb und Blau. Aber selbst viele Gebildete wissen nicht die verschiedenen Töne des Grau zu unterscheiden, können nicht sagen, ob ein schwarzer Sammet in Grün, Roth oder Blau nüancirt. Allerdings sind die Damen uns Männern wie in so vielem Anderen, auch hierin überlegen. Gewiß hat dabei die Beschäftigung mit bunten Fäden und Zeugen, durch Generationen fortgesetzt, ihren bildenden Einfluß geübt. Selbst die wirkliche Blindheit für Farben ist bei Frauen seltener als bei den Männern; im Durchschnitt finden sich unter jenen nur 0.3 pC. Farbenblinde während bei diesen 3 pC. vorkommen. Auch spricht für den Einfluß, welchen fortgesetzte Beschäftigung mit Farben auf Hebung des Farbensinns übt, eine in Crefeld angestellte Untersuchung, wo seit 200 Jahren Seiden-Industrie und besonders Buntfärbung betrieben wird; hier waren unter circa 1000 Personen, bei denen ein Einfluß dieser Industrie auf den Farbensinn zur Geltung gekommen sein mußte, nur 0.3% farbenblinde Männer, keine einzige Frau.

Ferner sollte der Zeichen-Unterricht besonders in den Gymnasien mit größerem Eifer betrieben werden: wo möglich so, daß auf das Nachbilden körperlicher Gegenstände entsprechendes Gewicht gelegt wird. Mit Recht betrachtet das Gutachten der wissenschaftlichen Deputation vom 13. December 1883 es als eine bedauerliche Concession, daß wegen der sonst erforderlichen Arbeitszeit der Zeichen-Unterricht für die drei oberen Gymnasialklassen facultativ gemacht ist. Allerdings möge man nicht zu früh damit anfangen und nicht etwa unter Benutzung der Stuhlmann'schen Methode, welche sich quadratischer Linien- und Punktneze zur Einzeichnung der Figuren bedient. Durch das hierbei erforderliche angestrengte Sehen und das nothwendige Nahe-Herannehmen der feinen Linien und Punkte könnte leicht das jugendliche Auge Schaden erleiden. —

Wenn wir Uebung des Auges fordern, so setzen wir dabei voraus, daß sie mit Maß und ohne Ueberanstrengung erfolge. Haben wir auch die Beschäftigung mit Druck und Schrift als eine vollberechtigte Uebung anerkannt, so müssen wir leider hinzufügen, daß gerade in der übertriebenen Beschäftigung mit diesen (— natürlich nicht mehr zu Uebungszwecken erfolgend —) die Ursache der beklagenswertheften Schädigung, der das

Auge bei unserem höheren Schul-Unterricht ausgesetzt wird, der zunehmenden Kurzsichtigkeit zu suchen ist. Es liegen jetzt die Augen-Untersuchungen von mehr als 110 000 Schülern vor und aus allen ergiebt sich, daß in den höheren Schulen sowohl die Zahl der Kurzsichtigen eine größere, als auch der Grad der Kurzsichtigkeit ein höherer ist als in den niederen, und weiter, daß mit der Höhe der Klasse und ebenso mit der Länge der Schulzeit und dem Alter der Schüler die Procentzahl der Kurzsichtigkeit und der Grad der Myopie zunehmen.

Auch in den höheren Mädchenschulen sind die Verhältnisse ähnlich wie in den Gymnasien. Eine Untersuchung der Darmstädter höheren Töchterschule, der Realschule und des Gymnasiums ergab, daß in dem Alter bis zum 14. Lebensjahre in ersterer 45 pC., in der Realschule 36 pC. und in Gymnasium 37 pC. Kurzsichtige waren; bis zum 16. Lebensjahre stieg die Kurzsichtigkeit bei den Mädchen auf 44 pC., bei den Realschülern auf 40 pC., bei den Gymnasiasten auf 43 pC. Die höhere Tochter ist demnach im Durchschnitt ebenso kurzsichtig wie der Gymnasiast. Ja, wenn Mädchen und Knaben unter gleiche Unterrichts-Verhältnisse gesetzt werden, fährt das zarte Geschlecht noch übler dabei. In der Industrie-Schule zu Chaurde-fonds stieg bei den Schülern die Myopie von 27 pC. in der untersten Klasse auf 50 pC. in der obersten, bei den Mädchen von 38 pC. in der untersten, auf 91 pC. in der obersten.

Wollte man allerdings nur nach dem äußeren Scheine d. h. nach dem Brillentragen urtheilen, so würde man auf eine solche Verbreitung der Kurzsichtigkeit unter unseren Damen nicht kommen können. Aber dieselben theilen, wie es scheint, den Widerwillen Goethes gegen das Brillentragen, — wenigstens soweit ihre eigene Person in Betracht kommt, denn bezüglich männlicher Brillenträger konnte eine gleiche Abneigung noch nicht sicher festgestellt werden.

Goethe giebt seiner Ansicht über die Brillen in den Gesprächen mit Eckermann folgendermaßen Ausdruck: „Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein, aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es genirt mich so sehr, daß es einen großen Theil meines Wohlwollens sogleich auf der Schwelle hinwegnimmt, und meine Gedanken so verdirbt, daß an eine unbefangene natürliche Entwicklung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. — Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstande genauer Untersuchung dienen, und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichtes erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen. Denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Aeußerungen nicht

in's Gesicht sehen kann und dessen Seelenpiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist!"

Meist pflegt gegen das Pincenez kein so ausgeprägter Widerwille zu herrschen: wohl weil es nur zeitweise aufgesetzt wird. Bei Lehrern habe ich allerdings öfter die Erfahrung gemacht, daß sie an ihren Schülern die Brille vorziehen. In manchen Schulen wird sogar das Tragen von Pincenez verboten. Mit vollem Unrecht! es giebt geringere Grade der Kurzsichtigkeit, bei denen ein zeitweiliges Sehen durch Concav-Gläser z. B. beim Blick auf die Tafel, bei Demonstrationen nöthig, hingegen die Benutzung beim Lesen und Schreiben unnöthig, selbst schädlich ist. Hier muß man das Pincenez, welches schnell auf und wieder abgesetzt werden kann, der Brille vorziehen. Eine Lorgnette könnte natürlich ebenso benutzt werden, ist aber bei längerer Verwendung durch das erforderliche Hochhalten mit der Hand unbequem. Auch macht im gewöhnlichen Leben das Lorgnettiren, wenn es sich gegen Personen wendet, keinen besonders angenehmen Eindruck, da die Absicht des Scharfsehens gerade in diesem Einzelfalle unbedeutend hervortritt. Man könnte hier fast erinnert werden an die Abstammung des Wortes Lorgnette von dem schweizerischen *loren* und dem mittelhochdeutschen *luren*, welches unserem „lauern“ oder „belauern“ entspricht.

Auch anderweitige, nicht in Schulen angestellte Untersuchungen haben den schädlichen Einfluß dauernder Nahe-Arbeit auf jugendliche, noch in der Entwicklung begriffene Augen erwiesen.

So fand Seggel bei den Aushebungen zum Militairdienst unter den Bauernknechten nur 2pCt. Kurzsichtige, unter den Tagelöhnern 3pCt., unter Handwerkern und Gewerbetreibenden 8pCt. und unter den aus höheren Schulen Hervorgegangenen 57pCt. Damit stimmt überein, daß bei den uncultivirten Volksstämmen, bei Kabulen, Patagoniern, Rubiern und Lappen, keine Kurzsichtigkeit gefunden wurde; auch war durchschnittlich die Sehschärfe derselben eine erheblich bessere als die der Europäer. Es scheint also, daß die höhere Cultur mit Kurzsichtigkeit und Verringerung der Sehschärfe erkauft wird.

Man ist sogar schon dazu gekommen, die Kurzsichtigkeit als Anpassungs-Vorgang, als einen Vortheil für den Cultur-Menschen hinzustellen, da dieser ja besonders mit Schreiben, Lesen und sonstigen Nahe-Beschäftigungen zu thun habe und solche als Kurzsichtiger auch im späteren Alter fortsetzen könne, ohne sich, wie der Normalsichtige, einer Convergenzbrille bedienen zu müssen. So aber liegt die Sache doch nicht, obgleich ich gern zugeben will, daß von mancher Seite die aus der Arbeits- oder Erziehungs-Kurzsichtigkeit erwachsenden Nachtheile und Gefahren etwas übertrieben worden sind. Wenn auch die geringen Grade der Kurzsichtigkeit (— etwa bis zu einem Grade, der durch ein Concav-Glas von 12 oder 13 Zoll Brennweite corrigirbar ist —) nicht gerade sehr belästigend sind und ohne sonstige besondere Augen-Erkrankung vorkommen, so steigt doch mit Zunahme

der Kurzsichtigkeit die Unbequemlichkeit: bei den höchsten Graden finden sich sogar recht häufig entzündliche und die Sehkraft bedrohende Veränderungen im Innern des Auges. Daß aber diese mittleren und höheren Grade der Myopie auch häufig genug bei Schülern vorkommen und mit der Länge der Schulzeit immer zahlreicher werden, habe ich bei der Untersuchung von ca. 1700 Schülern höherer Unterrichts-Anstalten gesehen: unter den in den ersten 5 Schuljahren stehenden Zöglingen hatten nur 3,5 pCt. diese Kurzsichtigkeitsform; in dem Zeitraum vom 5. bis 10. Schuljahr stieg die Procentzahl auf 13 und über das 10. Schuljahr (also bei Schülern älter als 16 Jahre) auf 28. Wenn man nun hinzunimmt, daß, wie ich auch bei obigen Untersuchungen feststellen konnte, selbst mit der Brille bei Weitem nicht die Hälfte dieser Kurzsichtigen die volle normale Sehschärfe für die Ferne hat, so sollte man den entstandenen Schaden doch nicht unterschätzen.

Ich will dabei gar nicht auf die sonstigen Nachtheile Gewicht legen, wie sie uns von Deshaes, einem im 17. Jahrhundert lebenden Jesuiten und von dem 1571 zu Bologna verstorbenen Cardano so drastisch dargelegt werden. Ersterer kommt nach einer Schilderung der eigenthümlichen Art des Sehens der Kurzsichtigen, des Blinzeln mit den Augen (Myopie von $\mu\acute{o}\sigma\rho\nu$ blinzeln) auch auf die Einflüsse zu sprechen, welche diese Anomalie auf den Charakter übt. Der Kurzsichtige hat nach ihm im Allgemeinen keine genaue Vorstellung von dem Eindrucke, den seine Person und Worte auf Andere machen und daher entwickelt sich bei ihm, seinem Charakter gemäß, nicht selten ein eigenthümlich freies Benehmen und ein zu großes Selbstvertrauen, selten aber eine ungewöhnliche Schüchternheit. In seiner Haltung und oft auch in seinem Gange manifestirt sich häufig eine gewisse Unbeholfenheit, an welcher manche schon aus der Ferne erkannt werden. Endlich entgeht ihnen in der Welt viel mehr, als ihnen selbst bewußt wird, und von vielen Dingen haben sie eine weniger richtige Kenntniß, weil sie das, was ihnen fehlt, durch eine lebhafte Phantasie ersetzen. — Professor Cardano behauptet sogar, daß Myopen besonders verliebt seien, da sie die körperlichen Fehler nicht bemerken und menschliche Wesen für Engel halten. Letzteres scheint ihm wohl mit Recht die Höhe des Verliebtseins auszudrücken.

Aber selbst stärkste, mit inneren Entzündungen verknüpfte Grade der Myopie kommen als Folge der Nahe-Arbeit, wenn auch selten, zur Beobachtung. Gewiß ist es, daß an diesen Formen öfter auch Personen leiden, die nie ihren Augen übermäßige Anstrengungen zugemuthet haben; jedoch ist die hierauf und auf statistische Zusammenstellungen gestützte Ansicht des Kopenhagener Augenarztes Tscherning, daß wenn diese Formen bei Schülern oder Studirten beobachtet würden, sie eben unabhängig von der Nahe-Arbeit aufträten, durch die Ergebnisse meiner obenerwähnten Untersuchungen ebenso wie durch Mittheilungen von anderer Seite bereits als

unzutreffend erwiesen worden. Wir haben demnach Gründe genug; der Zu- und Uebernahme der Myopie bei unserer Schuljugend mit allen Kräften entgegenzutreten.

Es ist bereits nach dieser Richtung hin, besonders seitdem Hermann Cohn in Breslau Mitte der sechsziger Jahre auf Grund ausgedehnter Untersuchungen die öffentliche Aufmerksamkeit darauf gelenkt und immer wieder von Neuem in unermüdblichster Weise rege erhalten hat, außerordentlich viel geschehen.

Es sind sowohl bezüglich der möglichst gesundheitsgemäßen Ausführung der Nahe-Arbeit erhebliche Verbesserung eingeführt worden, wie man sich auch bestrebt hat, durch Verringerung der Dauer der Nahe-Arbeit die Augen mehr zu schonen.

In ersterer Richtung erinnere ich an die zahlreich erstandenen neuen Schul-Gebäude mit hellen Zimmern und guten Subsellien, welche den Kindern gestatten in grader Haltung und ohne zu starkes Vornüberneigen des Kopfes zu schreiben. Ueberall ist das Gesetz anerkannt, daß der Stuhlrand senkrecht unter dem Tischrande stehen oder sogar noch etwas unter den letzteren gerückt werden soll (negative Distance); ebenso sind Lehnen angebracht zur Stütze des Rückens. Neuerdings legt man, wie ich meine mit Recht, mehr Gewicht darauf, daß die Lehne hoch bis über die Schulterblätter geht und auch beim Schreiben benutzt werde. Daß trotzdem die Schüler sich vornüber legen, läßt sich nur durch Aufmerksamkeit der Lehrer und Eltern vermeiden. Im Hause kann man bei Mädchen oft dadurch gute Haltung erzielen, daß man sie mit ihren Zöpfen an die Stuhllehne bindet; auch hat man Kinn und Kopfstützen construirt, die am Tisch angeschraubt, den gleichen Zweck verfolgen.

Weiter ist mehr auf den Druck der Schulbücher geachtet worden. So soll bei gutem Druck das kleine lateinische n mindestens 1,5 mm. hoch sein, der Zwischenraum zwischen zwei Zeilen mindestens 2,5 mm. betragen und die Zeilen nicht länger als 100 mm. sein. Bezüglich des Schreib-Materials ist auf die Schädlichkeit des Griffels und der Schiefertafel hingewiesen; verschiedene weiße Tafeln hat man an Stelle des letzteren einzuführen versucht, allerdings bisher ohne Erfolg. Mir scheint es noch am besten, die Anfangs-Uebungen mit Blei und Papier anstellen zu lassen. Aber diese hygienischen Einrichtungen haben immerhin erst in einer kleinen Anzahl von Schulen Eingang gefunden und werden auch dort nicht stets angemessen verwertbet. Nicht selten findet man, daß in einer Klasse, in welcher nach besten Grundätzen Subsellien verschiedener Größe entsprechend der verschiedenen Körper-Größe aufgestellt sind, die Schüler nicht nach dieser, sondern in altgewohnter Weise nach ihren geistigen Fähigkeiten darauf gesetzt werden: natürlich passen dann die Subsellien nicht, da Körper- und Geistes-Größe, wie es scheint, nicht immer conform sind.

Daß weiter dieselben Mängel, welche in den Schulräumen noch viel-

fältig vorhanden sind, oft in noch erhöhtem Grade im Hause herrschen und bei den häuslichen Arbeiten ihren schädigenden Einfluß ausüben, ist selbstverständlich, aber von Staatswegen kaum zu ändern, wenn man nicht etwa die betreffenden Aufgaben in der Schule machen lassen will.

Auch bezüglich Veränderung der Arbeitsdauer haben wir in den letzten Jahren uns gewisser Verbesserungen zu erfreuen: neben Festsetzung größerer Zwischenpausen zwischen den einzelnen Stunden, des Verbotes, für die Zeit zwischen Vor- und Nachmittag den Kindern Arbeiten aufzugeben, hat der hocherfreuliche Erlaß des Ministers v. Gösler vom 14. November 1884 besonders die Länge der häuslichen Arbeiten, die „in keiner Weise als Ersatz dessen benutzt werden dürfen, was die Lehrstunden bieten können und sollen“, genau geregelt. Als Maximum sind für die Sexta wöchentlich 6 Arbeitsstunden, für die Quinta 9, für Quarta und Unter-Tertia 12, für Ober-Tertia und Unter-Secunde 15, für Ober-Secunda und Prima 18 festgesetzt. Alexi hatte bei seinen Untersuchungen betreffs der Berliner Gymnasien in recht erheblichem Gegensatze hierzu als Durchschnitt in der Sexta 10 und in der Prima sogar über 33 Arbeitsstunden gefunden. Ob jetzt nach Erscheinen der ministeriellen Verfügung in der That die vorgeschriebene Zeit für häusliche Arbeiten im Ganzen inne gehalten wird, werden die Eltern am besten beurtheilen können. Daß es nicht überall geschieht und daß auch seitens der Schulen nicht immer die entsprechenden Vorkehrungen zur Durchführung dieser Vorschriften getroffen werden, unterliegt gar keinem Zweifel. Ich ersehe dies auch aus einer Bemerkung, welche sich in dem Oster-Programm 1886 eines großstädtischen Gymnasiums findet, „Ich kann versichern,“ schreibt der damalige Director, „daß auf das Maß der von der Schule aufgegebenen häuslichen Arbeiten bereits vor dem sehr dankenswerthen Ministerial-Erlaß stets auf's Genaueste geachtet ist. In jedem Semester wird das Arbeitsmaß für jede Klasse und für jedes Fach in eigens dazu angelegten Conferenzen (zuletzt 3. 4. 5. Dec. 1885) eingehend besprochen, und wo sich eine Ueberschreitung oder eine Ungleichheit zwischen den Wochentagen zeigt, dieselbe beseitigt. Mehr können wir nicht dafür thun. Manchem zärtlichen Vater möchte es wohl erwünscht sein, wenn der liebe Sohn etwas weniger zu thun hätte.“ Nun mir scheint, daß man doch etwas mehr dafür thun könnte, als daß Ostern 1886 darauf Bezug genommen werden mußte, daß anfangs December 1885 drei diesbetreffende Conferenzen stattgefunden haben. Auch handelt es sich hier nicht, um manchem zärtlichen Vater seine Wünsche zu erfüllen, sondern um ein Uebel zu bekämpfen, daß bei weiterer Ausdehnung die Arbeits- und Wehrkraft der ganzen Nation in erheblicher Weise beeinträchtigen muß. Ich halte obige Worte für ungemein charakteristisch betreffs der Auffassung, welche eine, wenn auch allmählich immer kleiner werdende Reihe von Pädagogen all' diesen Körper und Geist betreffenden hygienischen Fragen entgegen bringt, und wie schwer es Vielen wird, von überkommenen An-

schauungen abzugehen. Es ist so auch erklärlich, daß die alte Unterrichts-Methodik trotz aller Gegen Gründe und aller Mißerfolge immer noch weiter geführt wird. Aber gerade auf diese wirft ein großer Theil der Aerzte und des gebildeten Publikums die Haupt-Schuld der Arbeits-Kurzsichtigkeit und der sonstigen gesundheitlichen Schädigungen unserer Kinder. Der Professor der Ophthalmologie in Breslau, Dr. Förster schreibt: „die eigentliche Ursache der Schüler-Myopie ist in der Ueberlastung der Jugend mit Augen-Arbeit zu suchen.“ Der Frankfurter Augenarzt Dr. Steffan findet, daß der Nutzen, welcher aus der Erbauung besserer Schulen (Schul-Paläste, wie jetzt der beliebte Ausdruck ist) mit entsprechenden hygienischen Einrichtungen für die Verringerung der Kurzsichtigkeit zu erreichen ist, vollkommen zurücktritt gegen die Schädigungen, welche aus den Fehlern und Mängeln unseres jetzigen höhern Schulwesens entspringen: „Ausſicht auf Erfolg“ schreibt er, „kann der Kampf gegen Schul-Myopie oder besser Erziehungs-Myopie zur Zeit nur dann haben, wenn er sich gegen allzu hoch gesteckte Lehrziele und gegen Unterrichts-Methoden richtet, welche — oft in ganz unnützer Weise — den Schüler mit Nahe-Arbeit, besonders in Form häuslicher Arbeiten überlasten.“ Wenn gleich ich auf Grund eigener Untersuchungen eine höhere Werthschätzung für hygienische Schulbauten und Schuleinrichtungen habe, als sie Steffan inne zu wohnen scheint, so theile ich doch vollkommen die Ansicht, daß es nicht nur darauf ankommt, möglichst günstige Bedingungen für die Ausübung von Nahe-Arbeiten in Schule und Haus zu schaffen, sondern daß diese Arbeit überhaupt durch Aenderung der Unterrichts-Methode erheblich verringert werden muß. Es wird viel zu viel Gewicht auf Gedächtnißstoff gelegt; es sollte viel mehr der Geist zu logischem Denken, zu selbstthätiger Beobachtung angeregt werden: dann lernt auch das Auge das Sehen, ohne durch Ueberanstrengung an Sehkraft zu verlieren. Auch wird hierdurch — neben den sonstigen Einflüssen der Gewohnheit, guter Vorbilder, zweckentsprechender Schulung — der Charakter und die Willenskraft entwickelt werden. „Ein Mensch ohne Verstand ist auch ein Mensch ohne Willen. Wer keinen Verstand hat, läßt sich verführen, verblenden, von Andern als Mittel gebrauchen. Nur wer denkt, ist frei und selbständig“ bemerkte Feuerbach in seinem Wesen des Christenthums.

Wie aber stellt sich hierzu im Durchschnitt unsere jetzige Schule und unsere Schul-Methodik?

Ich will hier Andere sprechen lassen. In dem ärztlichen Gutachten über das höhere Schulwesen Elsaß-Lothringens, das unter Vorſiß des Staats-Secretairs von Hoffmann von einer Sachverständigen-Commission unter Zuziehung zweier Oberschulräthe 1882 abgegeben wurde, heißt es: „Die Gelehrsamkeit hat den Sieg über die natürliche Vernunft, über die geistige Frische davongetragen. Es kam keinem Zweifel unterworfen sein, daß unser gesamntes Wissen heut viel breiter und tiefer geworden ist als

vor vierzig Jahren, woraus von selbst folgt, daß die wissenschaftliche Grundlage des heutigen höheren Schulunterrichts der älteren überlegen ist, und ebenso steht es zweifellos fest, daß der Wissensschatz des heutigen Lehrpersonal den des älteren im Durchschnitt weit übertrifft. Dennoch müssen wir Älteren behaupten, daß die jungen Mediciner, welche heutzutage als Practikanten vor das Krankenbett treten, geistig nicht besser geschult sind als die vor vierzig Jahren. Offenbar hat die intellectuelle Ausbildung der Jugend auf den höheren Schulen nicht gleichen Schritt gehalten mit der wissenschaftlichen Ausbildung der Lehrer selbst. Wenn trotz aller Fortschritte der Wissenschaft der intellectuelle Stand der Schüler sich nicht gehoben hat, so liegt der Schluß nahe, die Schuld daran einem Mangel der Unterrichtsmethode zuzuweisen, und in der That hat man geglaubt, durch eine Vermehrung der Wissensmenge die intellectuelle Ausbildung der Jugend zu fördern. Man hat zu dem Ende die Arbeitslast der Schüler vermehrt. Wie die Untersuchung zeigt, ist dieser Weg nicht der richtige. Die guten Köpfe mögen sich auf denselben ein reicheres Wissen aneignen als ihnen früher möglich gewesen wäre; die schwachen laufen Gefahr, eher stumpf und verwirrt zu werden.“

Esmarch schreibt: „Es ist, als ob der jugendliche Geist verkümmert sei, seine Frische verloren habe unter der vorwiegenden Beschäftigung mit den grammatikalischen Spitzfindigkeiten und dem Auswendiglernen von all den Regeln mit zahllosen Ausnahmen.“

Wilhelm Jordan läßt in seinem geistvollen Roman „Die Sebalds“ den Professor Marpinger sprechen:

„Ein Uebermaß von Wissenstram,
Macht sinnesschwach und willenslahm —

Dies scheint ganz vergessen seit dem großen Siege, den der Schulmeister gewonnen haben soll. Examen — bewährte Hirnbelastung mit Notizen de rebus omnibus et quibusdam aliis ist und bleibt die Lösung trotz der ausnahmslosen Erfahrung, daß aus Musterschülern Nummer Eins e. laude noch niemals tüchtige Männer geworden sind. Was der Gymnasiast auch zu werden bestimmt sei, Richter, Arzt oder Pfarrer, die Buchstabenformeln des binomischen Lehrjahres muß er am Schnürchen entwickeln, die römischen Kaiser von Augustus bis Augustulus mit den Jahreszahlen ihrer Antritte herjagen können, womöglich auch durch das accentbestachelte Griechisch die Unentbehrlichkeit der Brille erzielt haben, um die Reise zur Universität beheimigt zu erhalten.“ Darauf antwortet ihm Arnulf zustimmend: „Sie erwähnen schwere Schäden eines verkehrten Unterrichts, welche kein Verständiger leugnen kann.“

Ein Langenthaler Gymnasiallehrer veröffentlicht in der Berner Zeitschrift „Bund“ im Februar 1886 als Resultat achtzehnjähriger Lehrthätigkeit die Erfahrung, daß die Gymnasiasten „sich an ein vorzugsweise ge-

dächtnißmäßiges Arbeiten gewöhnen, wodurch die Entwicklung der Denkkraft eher gehemmt als gefördert wird.“ Hierin liegt in der That die Quelle aller Fehler unserer Unterrichts-Methode und der aus ihr hervorgehenden Schädigungen: es wird auf die rein mechanische Gedächtnißaufnahme zu viel Gewicht gelegt. Das beginnt schon im Anfang der Schule mit dem als Strafarbeit aufgegebenen zwanzigmaligen sinnlosen Abschreiben eines Wortes oder einer Zeitform, die das Kind nicht gewußt hat, und dem ebenso sinnlosen wörtlichen Auswendiglernen der Geschichten im Deutschen und der Religion. Dieselben werden dann wörtlich abgefragt; der Gebrauch eines anderen Wortes oder Satzes bei der Wiedergabe, woran man doch wenigstens die Auffassung des Kindes erkennen könnte, ist verpönt und wird corrigirt. Pedanterie ist gewiß eine sehr schätzenswerthe Begabung, aber man sollte doch nicht zu verschwenderisch damit umgehen!

Was wird weiter nicht Alles in der Geographie und Geschichte auswendig gelernt, um sofort wieder vergessen zu werden, nachdem es seinen allerdings nicht gewollten Zweck, Augen und Gesundheit zu schädigen, erfüllt hat. Gewiß war es ein vernünftiger Gedanke, mehr Gewicht als früher auf die Bekanntschaft mit der eigenen Heimat zu verwenden. Ich kann es aber nicht als eine vernünftige Ausführung desselben betrachten, wenn beispielsweise ein neunjähriges, in Marburg heimatsberechtigtes Kind — respective dessen unglückliche in Mitleidenschaft gezogene Mutter — allein im Kreise Hünfeld folgende Berge zu lernen hat: der Haselstein, der Stoppelsberg, der Wiffel-, Stall- und Appelsberg und der Soisberg (Bachmann, Kleine Geographie für Volks- und Bürgerschulen 1884.) Das entspricht wirklich dem Motto, welches Larousse nach Löwenthals Mittheilungen einer in Genf viel benutzten Grammatik vordruckte: „Die Erziehung des Kindes gleicht der des Papageien“, oder der Auffassung des Philologen J. A. Wolff, der sagt: „Unter dem vierzehnten Jahre müssen die Formen inne sein; der Verstand muß anfangs gar nicht mitarbeiten, das Raisonnement schwächt das Gedächtniß!“ — Worte, welche ein anderer Pädagoge, Director Steimmeyer, als „goldene“ bezeichnet!

Diese Betonung und Hochschätzung des gedächtnißmäßigen Wissens geht dann durch die ganze Schulzeit — wenigstens in einzelnen Fächern — durch. Mir ist dafür immer der lateinische Aufsatz in Erinnerung geblieben. Jeder, der ein gutes Gedächtniß oder auch ein recht großes Lexicon besitzt, wird mit Leichtigkeit einen lateinischen Aufsatz, gefättigt von ciceronischer Färbung und zu höchster Freude seines Herrn Lehrers zu Stande bringen, wenn er nur die Kleinigkeit im Auge behält, sich einfach von den überlieferten Phrasen in seiner Darstellung leiten zu lassen, und auf jeden eigenen Gedanken und jede individuelle Form der Ausdrucksweise zu verzichten. Sollte er jedoch derartige — allerdings unerwartete Triebe haben, so wird unzweifelhaft die Klassicität des Lateins und damit

die gute Meinung des Lehrers leiden; man kann eben unmöglich bei höchster pflichtschulbiger Verehrung von Cicero erwarten, daß er für alle, uns Männern des 19. Jahrhunderts kommenden Gedanken oder Nuancen des Ausdrucks die zutreffenden Phrasen — trotz seines Reichthums an diesen — zu Gebote stellte. Diese Aufzähe, geisttödtend wie sie sind, haben noch den besonderen Nachtheil, daß sie dem Schüler zeigen, wie man mit von andern übernommenen Phrasen oft weiter kommt als mit eigenen Gedanken. „Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt,“ sagt bereits Lessing.

Es scheint fast, als wenn man an manchen Stellen glaubt, daß die Ausbildung des Gedächtnisses die Hauptsache, und die des Verstandes Nebensache sei. Und doch kann die größte Verstandesschärfe bestehen, ohne daß viel von dem — ich möchte sagen mechanischen Gedächtniß vorhanden ist, welches befähigt, Dinge, die uns gar nicht interessiren oder bei denen man sich nichts denken kann, in der Erinnerung zu bewahren. Dieses mechanische Gedächtniß findet sich sogar bei Blödsinnigen. Einen interessanten derartigen Fall sah Siemerling bei seinen Besuchen englischer Irrenhäuser. In der Idiotenanstalt zu Carlswood fand sich ein Schuhmacher mit einem eminenten Gedächtniß. Derselbe vermochte aus einem englischen Geschichtswerk jede beliebige Seite aus dem Kopfe herzusagen, ohne auch nur eine Ahnung von dem Inhalt zu haben.

Die Gedächtnißarbeit tritt eben auch bei der Erlernung der klassischen Sprachen allzusehr in den Vordergrund. Daneben wird gerade in diesen oft ein besonderes Specialistenthum groß gezogen; dafür dient als schlagendes Beispiel, daß im Jahre des Heils 1881 in der deutschen Stadt Leipzig von deutschen Lehrern ein Rechenbuch (antike Rechenaufgaben) herausgegeben werden konnte, in welchem nur lateinische und altgriechische Münzen und Maße zur Verwerthung kommen. Die auf heimatlichen Verhältnissen fußenden Aufgaben sind ganz daraus verbannt, weil diese, wie es in der Vorrede heißt, den mit ihnen wenig vertrauten Gymnasiasten kein genügendes Interesse einzulösen vermögen. Mit Vielen — auch der sächsische Minister von Gerber hat sich ähnlich ausgesprochen — theile ich die Ansicht, daß die zu ausgedehnte Verwendung von Fach-Lehrern das überwuchernde Specialistenthum fördert und nicht geringe Schuld an der Ueberbürdung der Schüler mit einem Ballast von unnötigem Lernstoff und unfruchtbarem Wissen ist. Unsere Lehranstalten sollen keine Fachschulen sein, sondern den Charakter, Verstand und die Beobachtungsgabe so erziehen und entwickeln, daß der Schüler, wenn er sie verläßt, reif und frisch genug ist, alles ihm in seinem Berufe oder weiteren speciellen Studium Entgegen tretende leicht zu begreifen, zu beurtheilen und sich wenn nöthig anzueignen. Daß zur Erreichung dieses Zieles die Erwerbung einer gewissen Menge positiver Kenntnisse nöthig und auch zu fordern ist, können wir als selbst-

verständlich ansehen: aber diese Kenntnisse sollen sich dem Gedächtnisse gleichsam von selbst einverleiben, gerade wie jeder alles, was er später in seiner Lebensstellung wirklich braucht und verwendet, auch weiß und behält, ohne es immer wieder von Neuem auswendig zu lernen. Es soll eben nicht auswendig Gelerntes, sondern innerlich Aufgenommenes sein. „Kein,“ wie Herder sagt, „zu ewiger Vergessenheit gelernter Urath! Warum sollen wir die Jugend damit tödten?“

Sicherlich beruht auch der Vortheil und die Zeiterparniß, welche der Privatunterricht gewährt, darauf, daß eine Menge Unnötiges überhaupt nicht gelehrt wird. Auch wird das übermäßige Abfragen, Examiniren und Extemporale=Schreiben dabei vermieden: gelegentlich hat man den Eindruck, als wenn der Lehrer seinen Hauptberuf darin sehe, in den Schulstunden sich über den jeweiligen Zustand der Kenntnisse seiner Schüler zu unterrichten und beständig auf dem Laufenden zu halten, nicht darin zu lehren. Daß übrigens das übertriebene Extemporaleschreiben auch den Augen nicht günstig ist, folgt aus der Erfahrung, daß Nahe=Arbeiten, welche im Zustande besonderer Erregung, Spannung oder nervöser Abhezung vorgenommen werden, leicht Blutandrang zu den Augen bewirken. Aus letzterem Grunde ist auch die häusliche Lesewuth unserer Jugend vorzugsweise augenschädlich: es kommt hinzu, daß die schönen Geschichten, welche die phantasiereichen Köpfe interessieren und erhitzen, häufig gerade in den Dämmerstunden, bei schlechter Beleuchtung verschlungen werden, und daher um so eher eine Ueberreizung der Netzhaut und das schädliche Nahhalten des Buches veranlassen.

Ferdinand Arlt, der jüngst verstorbene berühmte Wiener Ophthalmologe, spricht sich in seinen eben erschienenen Erlebnissen ebenfalls für eine Einschränkung des Fachlehrerthums aus, wenigstens in den unteren Classen: „Die Summe und der Umfang der Gegenstände, welche einem Kinde in den ersten vier Jahren des Gymnasiums beizubringen sind, ist sicherlich nicht so groß, daß sie nicht ein einzelner Mann genügend beherrschen könne. Den Beweis dafür haben die Männer geliefert, welche kurz vor Einführung des neuen Systems zu Classenlehrern ausgebildet worden waren.“ Mit der stärkeren Betonung der Stellung des Classenlehrers dürften mancherlei Arbeitsüberhäufungen, welche durch die Aufgaben der Fachlehrer veranlaßt werden, schwinden; der Fachlehrer hält natürlich seinen Gegenstand für den wichtigsten und kennt nicht die Anforderungen der übrigen Lehrer.

Aber auch nach anderer Richtung erscheint ein Uebergewicht der Fachlehrer von Schaden: bei den Versetzungen. Wenn bei Abwägung der Reife für eine höhere Classe eine größere Ausgleichung der Einzelfächer stattfände — und der Schüler ist wirklich nicht im Gymnasium, um ein perfecter Lateiner oder Mathematiker zu werden, sondern seiner allgemeinen Ausbildung wegen — so wäre es kaum denkbar, da wir doch eine absolute

pädagogische Unfähigkeit der Lehrer ausschließen müssen, daß nach Ablauf des Jahrescurius häufig zwei Drittel, gelegentlich sogar, wie es im Gymnasium zu Hörter vor etlichen Jahren mit der Unterprima geschah, die ganze wohlbesetzte Classe als unreif zur Versetzung erklärt würden. In der hierdurch bewirkten langen Ausdehnung des Gymnasialunterrichts liegt ein wichtiges Moment für die Ausbreitung der Kurzsichtigkeit: mit der Zahl der Schuljahre steigt die Procentzahl der Kurzsichtigen und ebenso der Grad ihrer Myopie. Es ist aber erschrecklich, wie alt jetzt die Gymnasiasten werden, ehe sie die Reife zur Universität erlangen. Nach Steinbachs sorgfältigen Zusammenstellungen beträgt das Durchschnittsalter über 19 $\frac{1}{2}$ Jahr; fast ein Viertel ist, wie Preyer anführt, über 21 Jahre alt. Bei meinen Augen-Untersuchungen, die kurz nach Ostern 1885 stattfanden, waren die Oberprimaner, welche bis zum Abiturientenexamen noch mindestens 1 Jahr die Schule besuchen mußten, in Frankfurt a. M. durchschnittlich 18,7 Jahr alt, in Montabaur 19,9, in Fulda 20,4, und im Wiesbadener Realgymnasium 19 Jahr alt. Natürlich hat auf diese Zahlen auch das Lebensalter, in welchem die Kinder in das Gymnasium kommen, erheblichen Einfluß; daher wohl auch bei der großstädtischen Bevölkerung Frankfurts und Wiesbadens das verhältnißmäßig jüngere Alter. Es braucht immerhin die überwiegende Mehrzahl der Gymnasiasten (nach Ad. Weber $\frac{3}{4}$ derselben) ein oder zwei Jahre länger zur Absolvirung der Anstalt, als nöthig wäre. Daß aber eine wohlgeleitete intellectuelle Erziehungsmethode auch in kürzerer Zeit den Anforderungen genug thun kann, zeigte Professor Crezelius in Eibersfeld, der in Gemeinschaft mit einigen anderen Lehrern einen noch nicht 14-jährigen Jungen zur befriedigenden Ablegung des Maturitätsexamens brachte. Zu meiner Schulzeit war es gar nicht selten, daß die Sexta und Quinta in einem halben Jahre durchgemacht wurde. Es bestand die Einrichtung, daß zu Ostern und Michaeli Versetzungen stattfanden; somit blieb auch der Schüler, welcher ausnahmsweise nach einem Jahre nicht versetzt werden konnte, nur noch ein halbes Jahr in der Classe sitzen: daß Jemand auch dann noch nicht zur Versetzung reif war, kam fast gar nicht, oder jedenfalls nur ganz ausnahmsweise vor. Dabei hatte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, von dem ich spreche, nicht etwa durchgehende Doppelclassen mit Ostern- oder mit Michaeliversetzung, wie sie beim Frankfurter Gymnasium bestehen. Der Lehrstoff war eben in der Art eingetheilt, daß sowohl zu Ostern wie zu Michaeli in derselben Classe die Versetzung stattfinden konnte. Vielleicht ist dies für den Lehrer etwas unbequem; daß es aber ohne Schaden des Unterrichts und zum Nutzen der Schüler möglich ist, zeigt das genannte Gymnasium, welches damals unter der Leitung des Directors Ranke zu den geschäftigsten und besuchtesten Berlins gehörte. Zu Nuß und Frommen unserer Jugend und ihrer Augen möchte ich lebhaft wünschen, daß man auf diese Einrichtung wieder zurückkäme, anstatt sie, wie es scheint, immer mehr auszumerken. Wird jetzt

ein Schüler nicht versetzt, weil er vielleicht in einem oder dem anderen Fache noch nicht als genügend mit Kenntnissen bespitzt erscheint oder auch einige Wochen krank gewesen ist, so muß er unrettbar ein weiteres ganzes Jahr in der Classe bleiben, was neben dem Zeitverlust, den er erleidet, jedenfalls nicht zur Erhöhung des Interesses an dem nunmehr nochmals durchzumachenden ganzen Jahrescurfus, von dem er doch im ersten Jahre immerhin Einiges capirt haben wird, und nicht zur Förderung geistiger und körperlicher Frische dienen dürfte.

Ich glaube, die Ausführung obiger die Unterrichts-Methode betreffenden Einzelheiten wird immerhin soviel erwiesen haben, daß auch hierin trotz des bisher Geschehenen noch Mancherlei geändert oder, da ich nicht erwarten kann, überall Zustimmung zu finden, wenigstens einer erneuten Erwägung unterzogen werden sollte, wenn man der Ausbreitung der Arbeits-Myopie mit Aussicht auf Erfolg entgetreten will. Die Hauptsache bleibt die Dauer der Nahe-Arbeit zu beschränken. Nach Dürrs Berechnung wird in Deutschland von den Schülern vom 10. bis 19. Jahre eine Augen-Arbeit von 20 000 Stunden und darüber verlangt, in Frankreich nach den neuesten Bestimmungen von etwa 19 000 und in England von 16 500 Stunden. Dagegen erhalten die Schüler zum Turnen während der Schulzeit in Deutschland 650 Stunden; in Frankreich 1300 und in England 4500 Stunden zu gemeinschaftlichen Uebungen und Spielen.

Als das schädliche Moment, welches bei anhaltender Nahe-Arbeit die Kurzsichtigkeit des Auges herbeiführt, — ich sehe von der erblichen Anlage ab — ist vor Allem der bei der Convergenz der Augen-Achsen auf einen nahen Gegenstand vorhandene Druck der äußern gespannten Augenmuskeln auf den in der Entwicklung begriffenen jugendlichen Augapfel zu betrachten; es wird letzterem hierdurch eine eiförmige statt der normalen runden Form gegeben. Wenn unter Hinweis auf diese Anschauung im vorigen Jahre ein Zeitungs-Artikel bereits wieder alle unsere hygienischen Maßregeln als fragwürdig hinstellen wollte, weil Stilling in Straßburg durch seine Arbeiten zu einem andern Resultat gekommen sei, so beruht dies auf einem mangelhaften Verständniß der bezüglichen Ergebnisse. Anstatt daß nämlich bisher für die erwähnte Gestalt-Veränderung des Augapfels vorzugsweise die äußern graden Augenmuskeln verantwortlich gemacht wurden, glaubte Stilling nach seinen anatomischen Befunden größeres Gewicht auf die bei den Seitwärtsbewegungen des nach unten gerichteten Blicks — wie er beim Lesen und Schreiben nöthig ist — ebenfalls beteiligten schrägen Augenmuskeln (Obliquus superior) legen zu sollen.

Aber auch ohne Gestaltsveränderung — immer giebt die dauernde Nahe-Arbeit die nächste Veranlassung — kann durch eine Art Krampf des Accommodationsmuskels Kurzsichtigkeit entstehen, indem die hierbei eintretende stärkere Krümmung der Krystalllinse die einfallenden Lichtstrahlen stärker zusammenbricht und so nicht auf der Netzhaut, sondern vor der Netzhaut

haut zu einem scharfen Bilde vereinigt. Soll letzteres, wie es zum deutlichen Sehen erforderlich ist, auf der Netzhaut selbst entworfen werden, so muß man ein Zerstreungsglas, eine Concav-Brille vor das Auge setzen. Wenn demnach in beiden Fällen von Kurzsichtigkeit zum Sehen in die Ferne ein Concav-Glas erforderlich ist, so ist die Ursache doch verschieden: einmal zu große Länge der Augen-Achse (Achsen-Myopie), das andere Mal Accommodationskrampf (Krümmungs-Myopie). Letztere kann man durch Einträufeln von Atropin, welches den Accommodationsmuskel lähmt, heilen und somit ein kurzsichtiges Auge wieder in ein normalsichtiges umwandeln. Da durch dauernden Accommodationskrampf auch eine wirkliche Achsen-Myopie eingeleitet wird, ferner letztere mit ersterer öfter verbunden ist, so wird eine rationelle Schul-Hygiene auch eine augenärztliche Untersuchung der Kurzsichtigen von Zeit zu Zeit für erforderlich halten. Dieselbe ist auch nöthig, um eine richtige Wahl der Brille zu treffen. Gerade nach dieser Richtung hin haben sich in den letzten Jahren die Anschauungen ein wenig geändert, indem man bei gewissen Graden der Kurzsichtigkeit jetzt eher geneigt ist, dauernd das voll corrigirende Concav-Glas, welches ein absolut scharfes Sehen auch in der Ferne ermöglicht, tragen zu lassen. Früher fürchtete man die unter diesem Glase beim Nahe-Arbeiten nothwendige stärkere Anstrengung des Accommodationsmuskels; dieselbe kommt aber wenig in Betracht gegenüber dem Vortheil, daß der Kurzsichtige mit der Brille Druck und Schrift weiter abhalten kann und somit die schädliche übermäßige Convergenz-Stellung der Augen vermieden wird. Viele Personen tragen, wie die Erfahrung lehrt, von Jugend auf Brillen, die ihre Kurzsichtigkeit vollkommen ausgleichen, ohne daß letztere mit den Jahren zugenommen oder ihr Sehvermögen in irgend welcher Weise gelitten hätte. Allerdings muß dann auch mit der Brille wirklich die richtige Entfernung von der Nahe-Arbeit inne gehalten werden. Für den so zu erlangenden Gewinn, dem Fortschreiten und der Zunahme der Myopie vorzubeugen, könnte man schon die früher erwähnten ästhetischen Bedenken fallen lassen. Uebrigens war Ende des 16. Jahrhunderts in Italien das Brillentragen bereits einmal in Mode gekommen. So konnte Hieronymus Mercurialis die Frage aufwerfen: Warum sehen wir in Italien so viele Brillenträger, in Flandern, Böhmen und Deutschland so wenige? Vergeblich sucht er eine Erklärung; manche seien zwar der Meinung, daß es vom vielen Weintrinken herkomme, aber das wäre doch unmöglich, denn darin zeigten sich die Deutschen den Italienern weit überlegen. Wir finden die Erklärung viel näher darin, daß bei der hohen Blüthe, in welcher damals die italienischen Universitäten standen, sehr Viele sich den gelehrten Studien hingaben.

Wenn in der Entstehung und Zunahme der Erziehungs-Kurzsichtigkeit die Hauptgefahr liegt, welche durch die Schulen der Sehkraft unserer Jugend droht, so möchte ich doch nicht unterlassen, noch auf einen andern hygienischen Mißstand hinzuweisen, welcher ebenfalls, wenn auch in geringerem Grade

und unter besonderen Verhältnissen, geeignet ist, die Augen zu schädigen. Ich meine die Unreinlichkeit, die in den meisten Schulen herrscht, die massenhaften Staub- und Schmutz-Anhäufungen in den Classen, welche bei der Entstehung und Verbreitung von Erkrankungen der Augenlid-Schleimhaut eine große Rolle spielen. Solche Epidemien treten ziemlich häufig auf; in den letzten Monaten sind in Holzwinden deshalb die Schulen geschlossen worden, vor einiger Zeit in Corbach; in Baden und Schlesien waren vor wenigen Jahren zahlreiche Lehranstalten ergriffen. Es heißt gewöhnlich, „die ägyptische Augenkrankheit“ sei ausgebrochen: wenn man hierunter die sonst als Trachom oder Granulationen bezeichnete Bindehaut-Erkrankung versteht, welche außerordentlich gefährlich und langwierig mit Einlagerung von runden, gelblich aussehenden Körnchen einhergeht, so ist die Benennung unrichtig. Es handelt sich meist nur um schleimige Catarrhe, öfter auch um Vermehrung der normaler Weise vorhandenen Lymphbläschen. Immerhin aber wird der Unterricht unterbrochen, und eine bisweilen lang dauernde, unbequeme und zu Rückfällen neigende Erkrankung bewirkt. Wenn auch der plötzliche Ausbruch solcher Epidemien durch besondere schädliche Einflüsse bedingt ist, so liegt doch in dem Reizzustande der Schleimhaut, welcher durch den Aufenthalt in der staubigen Atmosphäre der gelegentlich noch überfüllten Classen-Zimmer entsteht, die Disposition zur Erkrankung und zur Ausbildung derselben. In Lehr-Anstalten, in denen keine Epidemie herrschte, habe ich unter circa 1600 Schülern 34pC. gefunden, deren Augen-Bindehaut abnorme Blutfülle, Catarrh oder stärkere Entwicklung der Lymph-Follikel zeigte. Daß auf einem solchen Boden irgend eine epidemisch auftretende Schädlichkeit sich üppig entwickelt, ist erklärlich.

Von dem Nachtheil, welchen das Einathmen dieser staubgeschwängerten Luft auf erkrankte Lungen bringen kann, von der Möglichkeit einer Uebertragung ansteckender Keime, will ich nicht sprechen: schon die angeführte Thatsache dürfte genügen, eine größere Reinlichkeit der Schulzimmer aufs Dringendste zu fordern. Man sorgt jetzt überall für die künstlichsten Ventilations-Einrichtungen um frische Luft zuzuführen; den dicken Staub und Schmutz läßt man unbeachtet. In manchen Schulen wird nur Mittwoch und Sonnabend Nachmittag der Fußboden gefehrt, das heißt, da es ohne Anwendung von Wasser geschieht, der Staub wird aufgewirbelt und zu einer Niederlassung an anderer Stelle höflichst eingeladen. Ein nasses Aufwischen und Scheuern geschieht nur zweimal im Jahre, in den Ofter- und Michaeli-Ferien. Welche Masse von Staub sich demnach in Schulzimmern, die von 40 bis 60 Schülern mit beschmutztem Schuhwerk zu jeder Jahreszeit begangen werden, anhäufen muß, kann man sich denken, zumal noch im Winter bei Local-Heizanlagen der entsprechende Kohlen-Abfall hinzukommt. Selbst in den besser situirten großstädtischen Schulen sieht es mit der Sauberkeit in den Classen noch recht übel aus. So schreibt

H. Cohn: „Mit der Reinlichkeit ist es in den Breslauer Schulen schlecht bestellt. Dicker Staub liegt überall, jeder Gasarm ist mit Staub bedeckt. Die Leinwand-Vorhänge in der Elementarschule auf der Kirchstraße sind in den ersten acht Jahren des Bestehens der Schule niemals gewaschen worden. Nach dem neuen Programm der jüdischen höheren Töchterchule (Ostern 1886) werden täglich alle Räume gefeiert und alle Möbel abgestaubt, aber nur alle sechs Wochen Zimmer und Corridor gescheuert.“ In Frankfurt a. M. sollten, wie vor Kurzem in den Zeitungen stand, betreffs einer besseren Reinigung neue Vorschriften erlassen sein; es ist aber auch dort bisher beim Alten geblieben, trotzdem man sich bei einer Untersuchung über die Staubzuführung durch die Heiz-Kanäle überzeugte, daß diese Verunreinigung vollständig verschwindend sei gegen den sonst in die Classen gebrachten und in ihnen aufbewahrten Staub.

Bis jetzt werden in den Frankfurter öffentlichen Schulen nach einer Instruction für die Schuldiener vom Jahre 1881 täglich die sämtlichen Localitäten ausgekehrt und abgestaubt, wöchentlich einmal feucht aufgewischt und vierteljährlich gründlich gereinigt.

Es wird demnach immer wieder von Neuem die mahnende Stimme erschallen müssen. Da es sich hier überall um Dinge handelt, für welche besonders der Arzt sachverständig ist, so kann es nur als eine durchaus zeitgemäße und wohlbegründete Forderung erscheinen, daß die Schulen dauernd unter die Aufsicht eines solchen gestellt werden. Der Arzt wird auf alle die Gesundheit schädigenden Uebelstände die Aufmerksamkeit zu lenken haben. Was nach der Beziehung hin, abgesehen von den oben erwähnten und sonstigen bekannten Krankheits-Ursachen noch hier und da als „locale Eigenthümlichkeit“ vorkommt, ist kaum glaublich. In einem heftigen Gymnasium z. B. mußten durch Jahrzehnte hindurch die Tintenflecke auf den Tischen von den Schülern selbst, auch von den jüngsten, auf Befehl der Lehrer entfernt werden und zwar geschah dies, zum Theil unter ihrem Vorwissen, mit Salzsäure und Glascherben. Erst als von ärztlicher Seite der Director auf die Gefahr für Augen und Haut bei diesem Manöver, das ihm unbekannt geblieben, aufmerksam gemacht worden war, erfolgte endlich Abstellung.

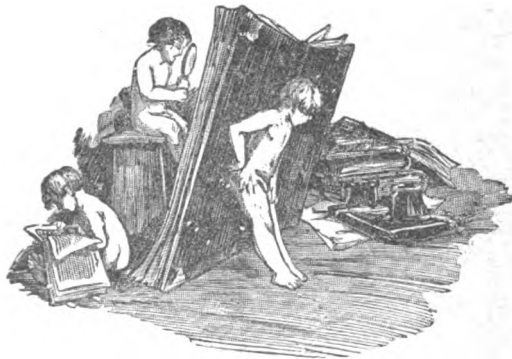
Weiter wird der Schularzt auch darauf zu sehen haben, daß die getroffenen hygienischen Einrichtungen wirklich zweckentsprechend benutzt, und geschehene Anordnungen in der That ausgeführt werden. Besonders in letzter Richtung kann er, wie jeder, der sich praktisch mit dieser Angelegenheit beschäftigt, zugestehen wird, noch recht viel leisten.

Ueber die Form, in welcher die Schaffung solcher Schularztstellen geschehen soll, läßt sich streiten.

Ich möchte es zur Zeit und im Anschluß an bestehende Einrichtungen für das Passendste halten, daß in jeder Schul-Deputation und in jedem Schul-Curatorium ein erfahrener und mit dem vorliegenden Gegenstande

vertrauter Arzt Sitz und Stimme habe. Gerade dadurch, daß er Mitglied einer Art Aufsichtsbehörde ist, wird er auch für seine hygienischen Anträge am nachdrücklichsten wirken können; übertriebenen oder unerfüllbaren Forderungen ist aber in der collegialen Behandlung der Fragen ein genügendes Gegengewicht gegeben. Für besondere zeitraubende Special-Untersuchungen kann der betreffende Arzt gewiß leicht die Unterstützung geeigneter Collegen finden. Wenn in dieser Weise die Schulbehörden, Lehrer und Ärzte und mit ihnen im Bunde die meistbetheiligten, die Eltern, die sich durch keinerlei Rücksichten abhalten lassen sollten, offen die von ihnen bemerkten Uebelstände anzuzeigen, — wenn alle diese sich zu gemeinsamem Thun und Arbeiten für Hebung unserer Schulen und unserer ganzen Erziehungsmethode vereinen, dann können wir die Hoffnung hegen, daß unsere Nachkommen sich einer größeren geistigen und körperlichen Gesundheit erfreuen werden.

Des Lebens Mühen all' und alle Sorgen
 Bezichn sich auf ein künftiges Geschlecht.
 Ausbilden war das Leben unserer Eltern,
 Für unsere Kinder sorgen, ist nun uns
 Das Leben!





Leben der Europäer in Indien.

Von

Richard Garbe.

— Königsberg. —



lauben Sie etwa, ich sei nach Calcutta gekommen, um die Lust zu genießen? wurde dem Maler Hillebrandt im Jahre 1863 von einem Friseur erwidert, dem er sein Erstaunen über den exorbitanten Preis äußerte, welcher für das Haarschneiden verlangt wurde. (Reise um die Erde, 7. Auflage, S. 39.)

An diese Geschichte bin ich während meines Aufenthalts in Indien oftmals erinnert worden. Solche Wendungen wie die obige sind in aller Munde: Nobody goes to India for a change of air „Niemand geht nach Indien um des schönen Klimas willen.“ Der dortige Aufenthalt gilt dem Europäer als ein Exil; Beamte, Offiziere, Aerzte, Kaufleute und Gewerbetreibende betrachten das Leben in Indien im Lichte äußerer Rücksichten. Wer sich drüben ein Vermögen oder das Anrecht auf eine namhafte Pension erworben, die ihm und den Seinigen in der Heimat eine behagliche Existenz sichert, der segnet den Tag der Heimkehr. Auch den Gelehrten, welche Dienste bei der englischen Regierung genommen oder denen das besondere Glück eines unabhängigen Studienaufenthalts in Indien zu Theil geworden, ergeht es nicht anders; so hoch interessant ihnen auch die eigene Anschauung des wunderbaren Landes und Volkes ist, und so sehr sie die wenigen gebotene Gelegenheit zu wissenschaftlichen Erwerbungen und Forschungen, die nur an Ort und Stelle vorzunehmen sind, zu schätzen wissen — das Leben im Lande kann als solches auch ihnen keine Freude sein. Eine Ausnahme bilden nur die wenigen, welche durch ihren Beruf oder durch die

Zwecke ihres Aufenthalts in eine kühle Gebirgsstation geführt sind, und die wohlthutirten Vergnügungsreisenden, welche in der kalten Jahreszeit von November bis Februar auf der bequemen Heerstraße von einem sehenswerthen Orte zum andern reisen und dann nach ihrer Heimkehr nicht selten berichten, Indien sei ein prächtiges Land und viel besser als sein Ruf; der Europäer lebe dort in großen, schönen Häusern im vollsten Ueberfluß, führe ein höchst luxuriöses Leben, pflege aber trotzdem undankbarer Weise Klagen gegen das herrliche, sonnige Land vorzubringen und von Leiden und Entbehrungen zu sprechen. Niemand sollte sich ein Urtheil über Indien und das Leben in Indien erlauben, der nicht wenigstens eine heiße Zeit und eine Regenzeit im Lande zugebracht hat. Von Mitte März bis Ende October kehrt Indien Seiten heraus, von denen der Tourist der kalten Monate keine entfernte Vorstellung hat; was ihm zu jener Zeit in den europäischen Häusern als Luxus erscheint, das ist in den übrigen zwei Dritteln des Jahres eine absolute Nothwendigkeit. Da ich die Leiden des eigentlichen Sommers und der darauf folgenden Regenzeit an anderen Orten zu schildern versucht habe, so will ich hier nicht des Näheren auf das freudlose Leben jener Monate und die Gefahren eingehen, welche vor allem andern Sonnengluth und Fieber bedeuten. Diese beiden hauptsächlichsten Gefahren werden gewöhnlich von dem Indienfahrer vor Antritt seiner Reise unterschätzt, wenigstens pflegt der Gedanke an dieselben hinter dem unheimlichen Wilde einer züngelnden Schlange zurückzutreten. In Wahrheit aber ist die Schlangengefahr in Indien fast gleich Null, d. h. für den Europäer, der es an der landesüblichen Vorsicht nicht fehlen läßt und weder im Dunkeln ausgeht noch im Hause sich in unbeleuchtete Räume begiebt. Die 20000 Opfer, welche auf der Halbinsel alljährlich der Biß giftiger Schlangen fordert, sind fast ausschließlich Eingeborene. Das Fläschchen Ammoniak, das ich wie manche andere Reisende in den ersten Wochen meines Aufenthalts in Indien als Gegengift für Schlangenbisse mit mir herumtrug, kann man getrost zu Hause lassen; tausendfach wichtiger als solch ein Mittel ist die Beschaffung der unter den Tropen erforderlichen Kopfbedeckung. Wer nicht früher Gelegenheit gehabt hat, sich mit einer solchen zu versehen, der darf nicht versäumen auf der Reise in Port Said sich einen starken Hut aus Kork oder Schola-Holz mit einer breiten niederfallenden, das Genick beschattenden Kränze zu kaufen. Auch in den Wintermonaten bietet ein europäischer Filzhut keinen Schutz gegen die Gefahr des Sonnenstichs, wie leider das Beispiel vieler unvorsichtiger Reisender gelehrt hat. Der Engländer unterscheidet ein touch of the sun, das sich in hitzigem Fieber äußert, von dem eigentlichen eine Gehirnweichung hervorrufenden und zu raschem Tode führenden sunstroke. Auch ist es rathsam sich mit schwarzen Gläsern — und zwar solchen, welche das Auge auch auf der Seite unter der Schläfe beschatten — zu versehen, selbst wenn das Organ kräftig genug

ist um unbedeckt die außerordentlich blendende Helle des tropischen Sonnenlichts zu ertragen; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß der Sonnenstich auch durch das Auge vermittelt werden kann. Blaue Augen sind in Indien gefährdeter als andersfarbige. Eine weitere nothwendige Vorsichtsmaßregel ist die Impfung; denn die Pocken grassiren beständig in Indien, namentlich im Monat Februar, und die Gefahr der Ansteckung ist bei den indischen Verhältnissen eine sehr viel größere als in Europa. Täglich und stündlich ist man derselben ausgesetzt, z. B. bei der Benutzung eines Miethswagens, in dem vor wenigen Minuten ein eingeborener Pocken-Reconvalescent gefahren. Oft liegt in den Häusern der Diener ein Familienmitglied an den Blattern darnieder, was diese dem Europäer natürlich aus Furcht die Stelle zu verlieren verschweigen; sie bringen die Nacht in der inficirten Wohnung zu und kommen des Morgens direct aus derselben um die Kleider ihres Herrn zu reinigen. Ich wurde auf diese Zustände erst in Benares aufmerksam gemacht und mußte eilen dort die vor meiner Abreise veräumte Impfung nachzuholen, obwohl deren Folgen in Indien sehr viel unangenehmer sind als daheim. Der Arm entzündet sich, wenn die Schutzpocken wachsen, und schwillt arg bis unter den Ellenbogen an; dergleichen die Drüsen in den Achselhöhlen. Diese unerfreulichen Erscheinungen sind von 6—7 tägigem Fieber begleitet, das sich bei Einzelnen bis zum Deliriren steigern soll; und dann vergehen schließlich Wochen, bis sich die durch Vereiterung der Impfstellen entstandenen Wunden vollständig geschlossen haben, da jeder Heilungsproceß bei Europäern in Indien äußerst langsam vorwärtsschreitet. Die Art, wie bei mir die Vaccination, zu der die Lymphe einem native baby entnommen wurde, anßchluss, zeigte mir übrigens die Größe der Gefahr in der ich geschwebt hatte.

Der Engländer, welcher nach Indien reist, kauft sich vorher eine vollständige Ausrüstung en bloc (outfit), in welcher außer der für die verschiedenen indischen Jahreszeiten geeigneten Wäsche und Kleidung alle für die Reise nothwendigen Utensilien enthalten sind. Solch ein outfit ist unverhältnißmäßig kostspielig und durchaus kein Bedürfniß. Es genügt vollkommen sich bei der Ankunft in Bombay oder Calcutta seinen Bestand an Wollhemden durch eine Anzahl ganz leichter gewebter oder flanelleuer Hemden zu ergänzen, sich so und so viele Anzüge aus Drill und dünnen Baumwollensstoffen (nur Weinkleid und Jacke) zu bestellen und einige Paar Leinwandschuhe sowie ein Duzend gewebter Socken zu kaufen. Man muß, zumal wenn man einen längeren Aufenthalt im Norden der Halbinsel zu nehmen beabsichtigt, sowohl mit der denkbar leichtesten Kleidung für die heiße Zeit als auch mit ganz warmen Winterfachen ausgestattet sein. Ein dicker Ueberzieher ist für die kalten Monate eine absolute Nothwendigkeit.

Das Hotelleben ist in Indien noch weit unerfreulicher als in Europa. Zwar sind die Preise nicht exorbitant und die Verköstigung meistens reichlich und gut; aber man findet selten in den Hotels die Ruhe, welche man,

zumal bei angestrenzter Geistesarbeit, in Indien doppelt nöthig hat. Zudem sind alle indischen Hotels ausnahmslos Pensionen, in denen man sämtliche Mahlzeiten zu bezahlen hat, ob man sie genießt oder nicht. Die wenigsten Häuser befinden sich im Besitz von Europäern; die Bombayer Hotels gehören Parsis, mit Ausnahme des großen geräuschvollen Esplanade Hotels, weiter ins Innere hinein sind die Eigenthümer nicht selten Muhammedaner oder Halcastes. Hotels giebt es natürlich überhaupt nur in den größeren Städten auf dem betretenen Touristenwege; an weniger besuchten Orten findet man zur Unterkunft wohl ein sogenanntes Traveller's bungalow, ein einfaches Haus mit wenigen Zimmern, in das man alles zur Lebensnahrung und Nothdurft Erforderliche mitbringen muß, vor allen Dingen einen Koch und das nöthige Küchengeräth und Eßgeschirr. Oft genug ist der Reisende einfach darauf angewiesen Gastfreundschaft in europäischen Häusern anzunehmen, und diese wird auch noch heut zu Tage liberaler und bereitwilliger in Indien geübt als anderswo.

Wenn ich es unternehme, einen europäischen Haushalt in Indien zu schildern, so muß ich naturgemäß von mancherlei Differenzen absehen, die in den localen Eigenthümlichkeiten — ob Großstadt, kleinerer Ort oder out of the way place — und in dem Range oder den Vermögensverhältnissen des Hausherrn begründet sind. Der äußere Zuschnitt, namentlich die Anzahl der Diener, ist jedoch bei Europäern, die zur Gesellschaft gehören, im Großen und Ganzen übereinstimmend, soweit Abweichungen nicht durch eine größere Zahl von Familienangehörigen und Hausgenossen bedingt sind. Ich habe bei meiner Darstellung das Hauswesen eines Beamten in einer indischen Mittelstadt im Auge und entlehne die Einzelheiten zum Theil den Notizen, welche ich mir während der zwei schönen Monate gemacht, die ich als Gast in dem Hause des Herrn Dr. Thibaut in Benares verlebte. Ich habe dasselbe mit vielen anderen Haushaltungen zu vergleichen Gelegenheit gehabt und darf es um so eher für ein indisches Normalhaus ansehen, als die liebenswürdige Gattin Dr. Thibauts über eine seltene Kenntniß einheimischer Zustände verfügt und stets mit großer Umsicht bemüht ist allen Anforderungen äußeren Decorums ebenso wie denen der Sparsamkeit zu genügen. Abgesehen von den großen Centren Bombay, Calcutta, Madras sind mehrstöckige europäische Häuser sehr selten. Die Bungalows sind große, einfache, massive, weiße Gebäude, um welche von allen Seiten eine Veranda herumläuft, gewöhnlich mit Schindeln aber auch zuweilen noch mit Stroh gedeckt, hie und da mit plattem Dach. Sie gehören im Innern des Landes fast ausnahmslos Eingeborenen und werden, von Europäern monatweise gemiethet; ein Haus von 7—8 Zimmern kostet dort 50—100 Rupien im Monat*), in Calcutta oder Bombay jedoch wohl das drei- oder vierfache. Das Haus hat außerordentlich wenig

*) Heute ist der Cours der Rupie bis auf 1 Mk. 50 Pf. gesunken.

Fenster, manchmal gar keine, dagegen um so mehr Thüren, nach der Veranda zu Glashüren, welche das Licht einlassen und von außen durch grüne Jalousien verchließbar sind. Schlösser lassen sich in indischen Thüren nicht anbringen, weil die fabelhafte Feuchtigkeit der Regenzeit im Verein mit der Hitze alles Holz krumm zieht; sie werden deshalb durch Niegel, hie und da auch durch Querstangen, ersetzt. Im Innern des Hauses — in der kühlen Jahreszeit bei Tage auch nach der Veranda zu — stehen die Thüren gewöhnlich der besseren Ventilation wegen geöffnet und werden nicht selten ganz entfernt; an ihrer Stelle sind einfache Portieren so angebracht, daß der obere Theil der Thüröffnung nicht bedeckt wird. Die Zimmer sind 18—24 Fuß hoch oder höher und, da das Klima Tapeten im Handumdrehen vernichten würde, einfach weiß gefalzt wie die Außenseite des Hauses. Die Decke ist gewöhnlich nicht durch Fachwerk, sondern durch starkes weißes Zeug gebildet, in Folge dessen auf den Gebrauch der nützlichen Bodenräume verzichtet werden muß. Jedes Zimmer belegt man mit einer aus dünnem Rohr geflochtenen Matte, die für den Raum besonders hergestellt wird und häufig Gefängnißarbeit ist. Ich habe nackte braune Sträflinge mit gefesselten Füßen in Privathäusern solche Matten anbringen sehen. Ueber denselben liegt meist ein einfacher ebenso den ganzen Boden bedeckender Teppich. Neben jedem als Wohnraum berechneten Zimmer befindet sich ein bath-room, das gepflastert und mit einem Loch in der Wand zum Abfließen des Wassers versehen ist. Dieses Loch läßt eine sorgsame Hausfrau von außen vergittern, weil dasselbe als ein beliebter Eingang für Schlangen gilt. Die Badevorrichtung selbst ist meistens sehr dürftig; geräumige Stein- oder Zink-Wannen habe ich nur in den größten hauptstädtischen Häusern gesehen, und auch dort sind Holzbütten, Zink- oder gar Thongefäße von mäßiger Größe üblich, mit deren Hülfe man das im Orient täglich nöthige warme Bad, so gut es eben geht, durch Ueberspülen oder Begießen sich herzustellen bemühen muß. Die Badezimmer, in mittelgroßen Häusern gewöhnlich vier, sind natürlich in der Zahl der Wohnungsräumlichkeiten nicht eingegriffen. Eine Küche befindet sich nicht in dem Bungalow, da die Gerüche derselben und die Wärme des Herdes sehr lästig werden würden; ihre Stelle vertritt das unsern im Hofe stehende Kochhaus, häufig ein überaus einfaches Gebäude aus Lehm, den Stallungen ähnlich.

Das Mobiliar pflegt in den indischen Haushaltungen mangelhaft und auf das nothwendigste beschränkt zu sein, nur das drawing-room ist hübsch in der bekannten zwanglosen englischen Manier eingerichtet. Im Uebrigen fragt man nicht nach Eleganz, sondern nach Comfort, dem ersten Erforderniß, welchem alle häuslichen Rücksichten untergeordnet werden. Der Europäer empfindet seine indische Wohnung eben nie als ein wirkliches Heim, und darum ist Alles auf die Eventualität eines plötzlichen Abbruchs eingerichtet; schon wenn ein Beamter oder Offizier versetzt wird, lohnt es bei den

riesigen Entfernungen fast nie irgend etwas an Ameublement mit sich zu nehmen. Man kauft und verkauft mit einer Leichtigkeit, die eine deutsche an ihrer Aussteuer hängende Hausfrau zur Verzweiflung treiben würde. Kleiderschränke, Commoden, Tische, Stühle wechseln beständig ihre Besitzer und sehen natürlich oft nicht nur sehr altväterisch, sondern auch manchmal recht schäbig aus. Ein verheiratheter Oberst erzählte mir, daß er vor einigen Jahren bei einer Versetzung sein ganzes Mobiliar nebst einem Pferde für 220 Mark verkauft habe. Da Glas- und Porzellan-Manufacturen nicht im Lande existiren und deshalb alles feinere Geschirr sehr theuer ist, nimmt man es mit bestoßenen Tellerrändern nicht sehr genau; auch in den Tischdecken kann man gelegentlich Löcher sehen.

Ein indischer Haushalt wird aus diesen Gründen mit ziemlicher Leichtigkeit in ein anderes Gebäude oder auch in Zelte übertragen. Diese gewähren dem Europäer in den kühlen Monaten einen äußerst behaglichen Aufenthalt und lassen nichts von dem häuslichen Comfort vermissen. Wenn die Beamten auf den jährlichen Inspectionsreisen durch ihren District von Ort zu Ort ziehen, so werden die Zelte von den Dienern im Nu abgebrochen, sammt ihrem Inhalt auf Wagen geladen, und in wenigen Stunden steht das leinene Haus an seinem neuen Bestimmungsorte genau so wie es an dem vorigen stand. Gewöhnlich wird eine Reihe von Zelten sehr geschickt mit einander verbunden und auf diese Weise eine ganze Anzahl nebeneinander liegender Zimmer hergestellt. Das Leben „in camp“ wird als eine Erholungszeit von dem Beamten begrüßt und nicht selten von der Familie desselben getheilt. Im Sommer wird der Aufenthalt in Zelten durch die Hitze und in den Regenmonaten durch die Niederschläge unmöglich gemacht.

Die europäischen Häuser sind im Innern des Landes von außerordentlich großen Höfen (in Indien compounds genannt) umgeben; mit dem oft mehrere Morgen weit brach liegenden Lande scheint dem Ankömmling eine nutzlose Verschwendung getrieben zu werden. Doch ändert sich auch in dieser Hinsicht die Anschauung, sobald die kurze Spanne der kühlen Jahreszeit abgelaufen ist. In der schwülen Gluthluft der folgenden sieben Monate, in denen man vergebens nach einem erfrischenden Lüftchen lechzt, würde die Beengung durch naheliegende Bauten etwas wahrhaft Erstickendes haben. Auch die im allgemeinen übliche Kahlheit der Höfe, in denen wohl hie und da ein Baum steht, aber sonst oft weder ein Strauch noch eine Blume dem Auge eine Abwechslung bietet, erklärt sich während der Regenzeit als eine Maßregel von sanitärer Bedeutung: je weniger Vegetation, desto geringer die Gefahr des Malaria-Fiebers. Gärten sind zu jener Zeit, in der man selbst den Graswuchs mit der Sense nach Kräften niederzuhalten sucht, übelriechende Brutstätten giftiger Miasmen. Wenn aber auf diese Periode der unablässigen, Alles überschwemmenden und zerfeyneden Regen die trockene staubige Winterzeit folgt, so fehlt es

an der zur Erhaltung der Gärten nothwendigen Feuchtigkeit. Es ist eben in Indien Alles entweder zu wenig oder zu viel. Die Beete der Gärten müssen mehrere Handbreit unter den Fußwegen liegen, damit sie durch Drainagen aus dem Brunnen des Hofes gespeist werden können. Zwei Buckelochsen sind angestellt, um das Wasser aus demselben heraufzubefördern. An einem über eine Winde laufenden Strick ziehen sie den Eimer aus der Tiefe, und langsamen Schrittes kehren sie, ihn wieder herablassend, zu dem Brunnen zurück. Ende October werden die Gärten in Stand gesetzt, und Mitte November beginnt die Rosenblüthe, welche ihren Höhepunkt um die Wende des Jahres erreicht. In dieser Zeit prangen wohlgepflegte Gärten, wie z. B. die riesigen Anlagen, die das Government College in Benares umgeben, in einem entzückenden Blumenflor; ich dachte an das heimatliche Schneegestöber, als ich an dem warmen Weihnachtsabend 1885 in jenem grünenden, blühenden und duftenden Garten lustwandelte, der uns für ein deutsches Weihnachtsfest einen fruchtschweren Citronenbaum lieferte.

Zu den Nothwendigkeiten des Lebens in Indien gehören für den Europäer Wagen und Pferde, ohne welche sich auch der Aermste nicht behilft und nicht behelfen kann. Ein einzelner junger Mann mag sich auf ein Reitpferd beschränken, doch wird er an den schwülen Sommerabenden die Spazierfahrt in einem bequemen europäischen Wagen schmerzlich vermissen. Auch mit Pferden wird selten in Indien Luxus getrieben, da fremde und edlere Haustihiere sehr leicht dem Klima erliegen. In den Küstenstädten findet man die großen starkknochigen Australier häufig vertreten, im Innern sind die einheimischen (country bred) Pferde durchaus die Regel. Obwohl weder schön noch besonders ausdauernd, sind dieselben doch für alle praktischen Zwecke genügend und haben den Vorzug großer Billigkeit. Man kauft ein gutes junges Pferd zum Fahren oder Reiten für 150 Rupien, und die Unterhaltungskosten belaufen sich monatlich auf kaum mehr als 4 oder 5 Rupien. Wohl jedes europäische Kind erfreut sich in Indien eines eigenen Ponys; denn solch ein Thierchen ist ein gar insignificant animal, für das die Futterkosten da, wo mehrere andere Pferde gehalten werden, fast gleich Null sind. Viele Ponys sind von einer wahrhaft lächerlichen Kleinheit, nicht viel größer als ein stattlicher Hund, und dann schon für 10 Rupien oder noch billiger zu haben. Während meines Aufenthalts in Benares kaufte ein Missionar für seinen Sproßling einen Pony gar um 4 Rupien, allerdings ein entsetzlich dürftiges und verhungertes Thierchen, das vor seiner Krippe stand, ohne das ihm vorgeschüttete Korn zu berühren. Man schickte nach dem Verkäufer und fragte ihn, was dem Pony fehle, daß er nicht fräße. „Er ist nicht an diesen Gebrauch gewöhnt,“ war die Antwort. Schon die Babys werden im sicheren Sattelsuhl und von der Kinderfrau gehalten auf den Rücken des Ponys gesetzt, den der Stallknecht am Zügel führt.

Eine große Gefahr droht den Pferden in Nordindien durch die Vergiftung, welche von einer niedrigen Kaste oder vielmehr von einem Outcast-Stamm, den Doms, geradezu berufsmäßig geübt wird. Diese Leute schleichen sich bei Nacht in die Ställe, wo sie den Pferden vergiftetes Brot zu fressen geben, und da sie gleichzeitig das Amt des Abdeckers verwalten*), kommen am folgenden Tage entweder sie selbst oder ihre Complicen um den Leichnam abzuholen, der dann — ich wollte die dort allbekannte Thatsache lange Zeit nicht glauben — von den Doms gegessen wird. Der Tod des Thieres soll durch das von den Schurken angewendete Gift so schnell erfolgen, daß das Fleisch selbst gar nicht von demselben afficirt wird. Wenn man übrigens meint, daß solche Lebensweise die Doms als die untersten aller Parias kennzeichne, so irrt man; in Indien ist an Grauen und Ekel erregendes Scheußlichkeit mehr zu finden, als in der übrigen Welt. Die niedrigsten aller Parias sind die Aghoris, bei deren Nennung Jedermann in Indien die Haut schaudert (cf. Sherring, a. a. O. S. 269); denn sie fressen todte Katzen und Hunde, wie überhaupt alle Cadaver, auch menschliche, wenn sie deren habhaft werden können. Da Indien in so wunderbarer Weise seine Gebräuche seit Jahrtausenden bewahrt hat und in dieser Hinsicht das conservativste Land der Erde ist, so verlohnt es sich wohl an die Nachrichten des Herodot von den menschenfleischfressenden Völkerschaften in Indien zu erinnern. Derjelbe erzählt III, 38, daß die Kalatier ihre eigenen Eltern aufzehrten, und weiß III, 99 von dem im Osten wohnenden Volksstamm der Padäer zu berichten, daß dessen Angehörige sich von rohem Menschenfleisch nährten und nicht nur die alten Leute sondern auch ihre eigenen Verwandten, wenn sie krank würden, schlachteten aus Furcht um das Fleisch zu kommen, falls der Betreffende an der Krankheit dahinschwände. Ob das die Stammväter der heutigen Aghoris gewesen sind? Kein Wunder übrigens, daß die Arier schon als sie in grauer Vorzeit in Indien eindrangen, und später noch mehr, ihrem Abscheu vor den Ureinwohnern des Landes den bekannten crassen Ausdruck verliehen, wenn Menschen mit solchen und ähnlichen Sitten ihnen entgegentraten!

Noch ich will von den „indischen Brüdern“ zu dem Hauswesen des Europäers zurückkehren. Außer den Pferden und den oben erwähnten Brunnenochsen muß das lebende Inventar auch einige Kühe umfassen, da die im Bazar verkaufte Milch von sehr verdächtiger Qualität und oft geradezu schädlich ist. Seitdem man mehr auf diesen und auf ähnliche Punkte achtet und im Allgemeinen ein rationelleres Leben führt als früher, ist der Gesundheitszustand der Europäer in Indien entschieden ein besserer geworden. Rathsam ist es in Indien verheirathet zu sein, da die indolenten

*) Außerdem ist es in Benares ein Privilegium der Doms den Scheiterhaufen, auf dem der Todte ruht, in Brand zu stecken. Cf. M. A. Sherring, Hindu Tribes and castes as represented in Benares (Calcutta, Bombay, London 1872) S. 400—402,

Diener in allem und jedem kontrollirt werden müssen, wie es eigentlich nur das sorgsame Auge einer umsichtigen Hausfrau vermag. Erwähnen will ich als ein Beispiel, daß die kupfernen Kochgeschirre, in denen sämtliche Speisen zubereitet werden, regelmäßig alle 14 Tage oder wenigstens alle Monate neu verzinnt werden müssen. Viele Junggesellen sind früher, weil sie diese wichtige Maßregel entweder gar nicht oder nicht genügend beobachteten, an langsamer Grünspanvergiftung zu Grunde gegangen.

Man ist in Indien gut und reichlich, um sich gegen das aufreibende Klima widerstandsfähig zu erhalten. Der leicht sich einstellenden Appetitlosigkeit wird durch scharfgewürzte, mit Curry zubereitete Speisen entgegengewirkt. Beim Genuß geistiger Getränke ist große Mäßigkeit rathsam, aber völlige Enthaltensankheit, die von Theoretikern bei uns nicht selten dem Indiensfahrer empfohlen wird, ist vom Uebel und führt bei demjenigen, der an den Genuß von Spirituosen gewöhnt ist, zu baldiger Entkräftung. Das (für den Export stärker gebraute) Pilsener Bier, das man mit 1 Mk. 20 Pf. bis 1 Mk. 50 Pf. pro Flasche bezahlt, hat jetzt die anderen Biere fast völlig aus Indien verdrängt; doch bekommt man in den großen Hafenstädten allerhand andere europäische Sorten, namentlich das im Orient sehr beliebte Dreher'sche Wiener Bier. Mehr als eine Flasche des Tages pflegt man nicht zu sich zu nehmen, da der Genuß des Biers leicht Unverdaulichkeit hervorrufft; und unter den Tropen kann dieselbe wie alle Magenstörungen zu ernstern Erkrankungen führen. Ich persönlich würde deshalb rather, Bier nur in der kalten Zeit, im übrigen Jahre dagegen täglich eine halbe Flasche Rothwein zu trinken. Auf Abendgesellschaften pflegt ausschließlich Champagner gereicht zu werden, der wegen des großen Consums in Indien kaum theurer ist als in Europa. An den namentlich bei jüngeren Männern beliebten „peg“, d. h. Whisky mit Sodawasser, thut man gut sich nicht zu gewöhnen, da aus dem einen peg gar zu leicht mehrere werden. Ich habe meinen Durst wesentlich mit reinem Sodawasser gelöscht, das überall in Indien zu demselben Preise wie bei uns zu bekommen ist. Mit Ausschluß der kühlen Monate müssen natürlich alle diese Getränke erst durch Eis genießbar gemacht werden; in den größeren Städten sind heutzutage Fabriken zu chemischer Herstellung desselben errichtet, nach kleineren Orten wird es von dort mit der Bahn in der Nacht versendet.

In ganz Indien ist die nachstehende Reihenfolge der Mahlzeiten üblich. Wenn man sich des Morgens erhebt, nimmt man das choṭā haziri (kleine Frühstück) zu sich, d. h. eine Tasse Thee mit Weißbrod und Fruchtgelee oder rohen Früchten, so gut Indien sie eben in seinen Bananen, Orangen, Mangos u. dgl. zu bieten vermag. Zu den vielen Enttäuschungen, die auf den Reisenden dort drüben warten, gehört auch das Capitel der Früchte. Der Orient producirt nicht eine einzige Frucht, welche nur annähernd einen Vergleich mit einem guten Apfel oder einer besseren Birnenjorte aushält, geschweige denn mit unseren Erdbeeren, Pfirsichen und Weintrauben. Zwischen

neun und zehn Uhr folgt das eigentliche *haziri*, das consistente Frühstück, das u. a. mehrere warme Fleischspeisen enthält; und zwischen ein und zwei Uhr das *Tiffin*, die zweite etwas weniger reichhaltig bemessene größere Mahlzeit. Der Nachmittags-Thee gegen 4 Uhr ist nicht *de rigueur*. Um 7 Uhr, in einigen Haushaltungen etwas später, findet das Dinner statt, das *barâ khânâ*, die Hauptmahlzeit, bei welcher eine große Mannigfaltigkeit von Gerichten selbst in den einfachsten Haushaltungen geboten zu werden pflegt.

Eine nothwendige Vorbedingung für das Wohlbefinden des Europäers ist, selbst im Sommer, rasche und reichliche Bewegung im Freien, für welche die Zeit nicht fern von Sonnenuntergang und die frühen Morgenstunden zu benutzen sind. Die praktischen Engländer haben in den letzten zehn Jahren das Lawn-tennis-Spiel in Indien eingeführt, das den dortigen Lebensverhältnissen in ausgezeichnete Weise entspricht und um so mehr, als sich die Damen an demselben betheiligen können. In Folge der außerordentlichen Spannung welche der Verlauf dieses schwierigen Ballspiels erregt, vergift man fast die fürchterliche Gluth, in der ohne einen solchen stimulus selbst ernste Vorsätze, soweit sie körperliche Uebung betreffen, zu nichte werden. Das Lawn-tennis-Spiel ist für die Bewegung eben, was scharfe Gewürze und Curry für die Mahlzeiten sind. Zwischen den spielenden Europäern, die mit ihren gewandten Bewegungen ein hübsches Bild angeregter Lebhaftigkeit abgeben, laufen die braunen halbnackten Diener hin und her, von denen die niederfallenden Bälle aufgelesen und den *Sahibs* (d. h. den europäischen Herren), *Mam Sahibs* und *Miß Sahibs* gereicht werden. Nicht nur in dem Compound fast jeden europäischen Hauses ist jetzt ein Lawn-tennis-ground hergerichtet, auf dem sich die Bekannten einmal in der Woche an einem *jour fix* eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang in ihren weißen Planellanzügen, den Lawn-tennis-Schläger in der Hand, einfänden; auch von Hotels, Offiziercasinos und Clubs werden solche Plätze unterhalten. Ein Lawn-tennis-Abend pflegt einen wohlthuenden Einfluß auf die Nachtruhe zu haben, und das ist in Indien noch weit höher zu schätzen als bei uns. Denn die Nachtruhe gehört auch zu den Schattenseiten des indischen Lebens. Zwar ist das Bett, für welches man übrigens sowohl in's Hotel als auch in das Haus, in welches man zu Gast geladen wird, Kopfkissen und Decken mitzubringen hat, zum Schutze gegen die *Mosquitos* mit Vorhängen aus ganz feiner Gaze versehen, die an einem Holzgestell angebunden und sorgfältig unter die Matratze gestopft werden; aber trotzdem finden die entsetzlichen Quälgeister — eine der größten Plagen des Orients — nur gar zu oft ihren Weg in das Innere, sei es, daß sie gleichzeitig mit dem zu Bett gehenden hineinschlüpfen, daß sie bei Tage schon in den Falten der Gaze sich versteckten, oder daß sich in derselben ein Loch gebildet hat. Nicht selten wird der Diener, der die Lagerstätte zubereitet, verantwortlich gemacht, wenn er die Revision der Vorhänge gegen Abend nicht sorgfältig genug vorgenommen, und

ihm 1 Anna (= 10 Pf.) pro Mosquito am Lohn abgezogen. Aber auch in den Nächten, in denen ihn die Mosquitos nicht zerstechen, wird dem Europäer der Schlaf oft durch schreckliche Unruhe draußen unmöglich gemacht, namentlich wenn es anfängt heiß zu werden und man die Thüren nach der Veranda zu nicht mehr schließen kann.

Das greuliche Geschrei der hungernden Schakale ist die Ouvertüre, dann setzen die Pariahunde ein, nach einer Pause beginnen die Esel mit ihrem grunzenden Gebrüll, und das Alles wird nicht selten, wenn man in der Nähe des Eingeborenen-Viertels wohnt, von den schrillen entsetzlichen Tönen einheimischer musikalischer Instrumente begleitet. Und dazu kommen Ragen, Hunde, Fledermäuse, quiekende Moschusratten und sonstiges Viehzeug ins Zimmer. Im März werden an den Zimmerdecken die Pankhas, die großen indischen Fächer aufgehängt, deren Luftzug man in der nördlichen Ebene vor Ende October nicht wieder entbehren kann. Aber wenn schon der Pankha am Tage über der glühenden Stirn schwingt*) (dem Neuling übrigens in der ersten Zeit trotz der fürchterlichen Hitze allerlei Erkältungen, Halsweh, Augenentzündungen u. dgl. verursachend) sucht man doch das Uebel des Nacht-Pankha, so lange es irgend geht, zu verschieben. Ich bin zuerst mit meinem Bett auf die Veranda hinausgegangen und, als es auch dort unerträglich heiß wurde, unter einen schattigen Baum im Compound, der mein Haupt gegen die gefährliche Berührung des Mondscheins schützte, welche schon manchem Schläfer unter den Tropen das Gesicht verzerrt und gelähmt hat. Dort mußte ich die Nachtlampe — man schläft in Indien nie im Dunkeln — höher heraufschrauben und näher ans Bett heranrücken lassen, um durch die Helle etwaige Schlangen zu verschrecken. Aber man gewinnt doch nur eine Galgenfrist. Nachdem man eines Nachts in der beklemmenden, durch die Gaze der Vorhänge noch erhöhten Schwüle keinen Schlaf mehr gefunden, entschließt man sich seufzend in der nächsten Nacht wieder in's Zimmer hineinzugehen, die Vorhänge vom Bett entfernen und sich den Pankha dicht über der Nase ziehen zu lassen. Es heißt, daß die Mosquitos durch den heftigen Luftzug verschreckt werden,

*) Ich kann bei dieser Gelegenheit eine höchst ergötzliche Geschichte nicht verschweigen, welche in dem Report der London Missionary Society at Benares vom Jahre 1886 als ein Beleg für die Raubtät der in der Missionschule unterrichteten Hindumädchen von einer dort angestellten Dame, Miß H. Marris, erzählt wird: One little girl whom I had just begun to teach was asked what „angels“ were, and replied: „God's servants who pull the pankha for Him.“ Remember that she has lived all her life in a little mud cottage, in a very hot country where only the comparatively rich can afford the luxury of the pankha. (Ein kleines Mädchen, welches ich kürzlich angefangen hatte zu unterrichten, wurde von mir gefragt, was „Engel“ wären, und antwortete: „Die Diener Gottes, welche für ihn den Pankha ziehen“. Man bedenke, daß das Kind sein ganzes Leben in einer kleinen Lehnhütte zugebracht, in einem sehr heißen Lande, wo nur die verhältnißmäßig Reichen sich den Luxus des Pankha gestatten können).

doch können nur Leute, die sich eines beneidenswerth festen Schlafes oder eines wenig wohlſchmeckenden Blutes*) erfreuen, diese Behauptung verbreiten. In Calcuttaer Häusern hat man es verstanden, den Pantha mit den Mosquito-Vorhängen zu vereinigen, welche letzteren dann von einer außerordentlichen Größe sein müssen, um dem Pantha und dessen Schwingungen im Innern Raum zu gewähren. Solche das halbe Zimmer füllenden Vorhänge werden an einem Gerüst an der Decke befestigt und unten auf dem Boden durch einen Bleisaum niedergehalten. Die ganze Vorrichtung bedeutet einen sehr großen Fortschritt, doch ist dieselbe eben leider nur in der Hauptstadt anzutreffen, und da sie recht kostspielig ist, auch dort nur bei sehr wohlſituirten Familien. Der Pantha über meinem Bett in Venares ist von den dazu angestellten Kulis gleichmäßig scharf nur in ganz wenigen Nächten gezogen worden, und zu Anfang gab es dazu noch einen beständigen Scandal unter den Leuten, die sich über die Ablösungszeiten nicht einigen konnten. Ich habe alles Mögliche versucht, um mir meine Nachtruhe zu sichern und die Panthakulis bald mit schrecklichen Drohungen einzuschüchtern getrachtet, bald ihnen für gutes gleichmäßiges Ziehen Bakhish in Aussicht gestellt. Aber da hilft weder Zuckerbrot noch Peitsche. Sobald die Bewegung in der Nacht erlahmt und die Schwingungen immer langsamer werden, erwacht man schweißtriefend und luftschnappend, auch wenn die Mosquitos nicht, was dann gewöhnlich der Fall ist, in Schwärmen auf ihr Opfer herunterstürzen. In solchen Augenblicken verliert der gutmüthigste Mensch seine Geduld. Im günstigsten Falle ermuntert man den einnickenden Kuli mit dem Rufe: Kincho! (Zieh!) oder Lambâ hâth karo! (Mach die Hand lang!); meist aber schläft der Pflichtvergessene, wenn man erwacht ist, schon fest wie ein Bär. Viele Europäer, namentlich Offiziere und Soldaten, haben nun die Gewohnheit für eine solche Eventualität neben dem Bett des Abends das gesammte Schuhzeug aufzustellen und dieses in der Nacht nach dem schlafenden Pantha-Zieher zu schleudern; doch habe ich mich zu solchen menschenunwürdigen Maßregeln nicht fortreißen lassen. Zuerst versuchte ich den Kuli zu wecken, indem ich mich, strömend am ganzen Körper, im Bett aufrichtete um an dem Strick, dessen Ende der Mann in der Hand hielt, mit einem plötzlichen Rucke zu reißen. Mancher behauptet auf diese Weise den Kuli geweckt zu haben; wann aber immer ich das Experiment machte, kam der Strick, offenbar schon der erschlafften Hand entfallen, einfach auf mich zugeflogen. Rufen ist ganz resultatlos; es hilft also nichts: man muß aufstehen und den Burschen rütteln, bis er sich grunzend erhebt und schlaftrunken zu seinem Strickende wankt. Unter den obligaten Scheltreden legt man sich nieder, fragt an seinen Mosquito-

*) Am meisten ist der Europäer im ersten Jahre seines Aufenthalts in Indien, wenn sein Blut noch süß und frisch ist, von Mosquitos gequält. Eingeborene bleiben so gut wie ganz verschont.

Beulen und kann froh sein, wenn der sinnige Vorgang sich nicht noch einmal in derselben Nacht wiederholt. In den zweistöckigen Häusern Calcuttas pflegen sich die Schlafzimmer im oberen Stock zu befinden, von wo der Pankha=Strick über eine Rolle nach dem parterre sitzenden Kuli geleitet ist. Eine mir befreundete Calcuttaer Familie hatte lange Zeit ein einfaches Mittel den einschlämmernten Pankha=Zieher zu wecken angewendet; es wurde nämlich von der oberen Veranda eine Gießkanne auf den Mißethäter geleert. In einer schönen indischen Sommernacht aber fing auch daraufhin der Pankha nicht mehr an zu schwingen, und bei näherer Betrachtung zeigte es sich, daß der Kuli sich eines gesunden Schlafes erfreute, unter dem kräftigen Regenschirme des Hausherrn. Junge Kaufleute erzählen, daß sie ihre Pankha=Kulis regelmäßig vor dem Schlafengehen durchprügeln, das hielte die Leute frisch für die Nacht; ja ein ingeniöser Kopf soll darauf verfallen sein, zur Vereinfachung dieser anstrengenden Thätigkeit seinen persönlichen Diener für das Verhalten der Pankha=Zieher verantwortlich zu machen und ihn am Morgen zu hauen, wenn in der Nacht zuvor die Bewegung des Pankha aufgehört hatte. Der Mann wußte wohl — wenn anders die Geschichte wahr ist — daß die Prügel mit Zinsen an die richtige Adresse weitergegeben worden sind. Bemerkenswerth ist, daß der Fremde auch in dem Hause, in welchem er gastliche Aufnahme gefunden, der Landessitte entsprechend seine eigenen Pankha=Zieher zu halten und zu bezahlen hat, auch daß er sich dort bei Tisch von seinem mit ihm reisenden Bearer bedienen läßt.

Nichts ist für einen indischen Haushalt so charakteristisch, als die große Zahl der Diener, welche durch die dort zu Lande übliche Arbeitstheilung auch unter einfachen Verhältnissen nöthig wird. Außer den Pankha=Ziehern, die für den dürftigen Tageslohn von 2 Annas ihr einförmiges, geisttödtendes Amt zu verrichten haben, sind die folgenden Diener in dem Hause des Europäers erforderlich. Ich füge den Monatslohn, wie er in Benares üblich ist, bei, mit dem Bemerken, daß derselbe sich in Bombay und Calcutta um 50 bis 75 Procent höher stellt und daß in größeren Haushaltungen noch eine ganze Reihe weiterer Diener außer den in der nachstehenden Liste enthaltenen anzutreffen sind, so der Portier (derwän), der Bureaudiener (deftri) u. s. w. Also:

- 1) Koch (bawarchi), 9 R.
- 2) Haupt=Aufwärter bei Tisch (khänsamah), 10 R.
- 3) Zweiter Aufwärter bei Tisch (khitmutghar), 8 R.
- 4) Assistent des Kochs, Spüljunge (masalchi), 4 R.
- 5) Persönlicher Diener des Hausherrn, stets mit dem englischen Worte Bearer bezeichnet, 8 Rupien.
- 6) Persönliche Dienerin der Hausfrau (âyâh), 8 R. Für jedes etwaige Baby ist eine weitere Âyâh nothwendig; auch pflegt daneben noch eine Unter=Âyâh zur Beforgung der Kinderwäsche gehalten zu werden.
- 7) Schneider (derzi), 8 R. Nicht selten in zwei Exemplaren vorhanden.

8) Kehler (mehtar), 5 R. Der Mann gehört einer tief verachteten Kaste an und darf sich erniedrigen — was sonst kein Hindu und auch kein indischer Muhammedaner thut — von den Speisen, die für den Tisch seines Herrn bereitet werden, etwas zu genießen.

9) Wasserträger (bhisti), 5 R. Derselbe hat nicht nur das Wasser in die Küche und in die Badezimmer zu bringen, sondern auch Kühe und Pferde zu tränken. Man sieht ihn mit seinem Schlauch aus Ziegenfell beladen langsamen Schrittes zwischen dem Brunnen und den Wohnungen hin- und hergehen.

10) Kuhhirt (guāla), 4 R. Außer dem Weiden und Füttern der Kühe gehört auch das Melken und Buttern zu seinem Beruf.

11) Kutscher, mit der englischen Bezeichnung coachman gerufen, 8 R.

12) Stallknecht (Sa'is), 5 R. Für jedes Pferd ist ein besonderer erforderlich.

13) Grasschneider (ghasyāra), 4—5 R. Der Mann begiebt sich zweimal des Tages, in der Morgenfrühe und gegen Abend, in die Umgegend der Stadt, wo er frisches Gras findet, und bringt dasselbe auf dem Haupte in großen Bündeln zum Füttern der Pferde nach Hause.

14) Waschmann (dhobi), 10 R. Derselbe ist unzertrennlich mit seinem Esel verbunden, der in Indien ein noch freudloseres Dasein führt, als der Esel des Müllers bei uns. Trotz seiner wahrhaft ungläublichen Kleinheit wird der unglückliche von seinem Herrn nicht nur mit ungeheuren Wäscheballen beladen, sondern dazu noch als Reithier benutzt; und um ihm Fluchtgedanken unausführbar zu machen, werden ihm in der dienstfreien Zeit die beiden Vorderfüße fest zusammengebunden. Die Anstellung eines Privatwaschmannes ist aus Gesundheitsrücksichten sehr rathsam, weil sonst die Kleidungsstücke an uncontrollirbaren Stellen, z. B. am Rande stinkender Sümpfe, gereinigt und mit der Wäsche ungesunder Eingeborener in Berührung gebracht werden können. Wo man sich nicht der Wohlthat eines eigenen Dhobi's erfreut, wird die Wäsche von den öffentlichen Waschmännern zu dem geringen Preise von 4 oder 5 Rupien für 100 Stück berechnet, wobei es sich völlig gleich bleibt, ob man ihnen Kragen, Manschetten und sonstige Kleinigkeiten oder Beinkleider, Jaquets u. dergl. übergiebt.

15) Bote, Ausläufer (chaprasi), 5 R.

16) Gärtner (māli), 5 R. Ein einziger Mann der Art reicht nur für ganz kleine Gartenanlagen aus; oft müssen deren mehrere und dazu noch Leute zum Abfegen der Gartenwege gehalten werden.

17) Nachtwächter (chaukidhār), 4—5 R. Gewöhnlich, wie bei uns, ein altersschwacher Mann, der zu andern Dienstleistungen nicht mehr zu brauchen ist.

Alle diese Leute begeben sich, mit Ausnahme des letzten, Abends nach ihrer Wohnung und stellen sich des Morgens wieder im Hause ihres Herrn ein; außerdem erhalten sie noch gegen Mittag einen zwei- bis dreistündigen Urlaub, den sie bei ihrer Familie zuzubringen pflegen. Um die persönlichen

Verhältnisse der Diener kümmert sich der Europäer nicht, wie er ja auch weder für die Verköstigung noch für andere Lebensbedürfnisse derselben zu sorgen hat; nur ein warmer Rock ist ein zu Weihnachten übliches Geschenk, und denjenigen Dienern, die wie z. B. der Kutsher nach außen zu repräsentiren haben, wird eine Art Livrée aus weißem Zeuge mit buntem Besatz geliefert. Da die Fülle der fremdartigen Namen das Gedächtniß des Europäers zu sehr belasten würde, zumal da die Leute häufig wechseln, ist es in Indien fast durchweg Sitte die Diener nicht beim Eigennamen sondern bei der oben in Klammern beigelegten Bezeichnung ihres Amtes zu rufen. Eine vorsichtige Hausfrau achtet darauf, daß unter ihren Dienern verschiedene Kasten vertreten sind, daß namentlich ein Theil derselben aus Hindus und ein Theil aus Muhammedanern besteht. Unter solchen Umständen üben die Leute eine Art von Polizei über einander aus, während sie, wenn sie alle von derselben Kaste wären, unter einer Decke stecken und ihren Herrn arg übervortheilen würden. Man vertraue keinem eingeborenen Diener! Diese Lebensregel wird dem Ankömmling vom ersten Tage an in Indien eingeschärft. Eine beständige Controлле wird von den Dienern nicht als eine Verletzung, sondern als etwas Selbstverständliches empfunden. Schickt man z. B. Briefe zur Post, so durchkreuzt man vorher die Freimarken mit Tinte oder Buntstift, wodurch dieselben zu anderem Gebrauche unverwerthbar werden, die Gültigkeit der Frankatur des betreffenden Poststücks jedoch nach den dortigen Bestimmungen nicht aufgehoben wird. Man schützt sich durch diese Maßregel dagegen, daß der Bote oder irgend ein eingeborner Postbeamte die Marken ablöst und die Briefe entweder unfrankirt befördert oder gar vernichtet. Ebenso ist es rathsam bei der zweimal des Tages stattfindenden Fütterung der Pferde zugegen zu sein oder wenigstens hie und da unvermuthet bei der Gelegenheit im Stalle zu erscheinen um sich zu überzeugen, daß der Sa'is das Futterkorn richtig abwiegt und in die Krippe schüttet; denn da es sich um eine auch von Menschen genossene Getreidesorte handelt, liegt die Gefahr sehr nahe, daß der Sa'is das Korn selber isst und das Pferd hungern läßt oder sich allerhand sonstiger Unterschleife schuldig macht. Von seinem persönlichen Diener pflegt man täglich genaue Rechnungsablegung zu verlangen. — Wenn nun aber ein Mann weiß, daß ihm unablässig auf die Finger gesehen wird und daß jede etwaige Veruntreuung sofort entdeckt werden würde, kann man ihm getrost die Verwaltung seines Inventars und der Geldsummen, die man im Hause hält, überlassen; denn zu einer Unterschlagung in großartigem Stil fehlt es den Leuten an der erforderlichen Courage, es sei denn, daß sie bei einem alleinstehenden Herren dienen, der erkrankt und dem Tode nahe ist. In einem solchen Falle nimmt Jeder, was er kriegen kann, und verschwindet. Ich selbst habe einen englischen Theepflanzer kennen gelernt, der bei einem heftigen Fieberanfall von seinen Dienern, denen er dem Tode verfallen schien, in solcher Weise beraubt und verlassen wurde. Da er allein an

einem entlegenen Orte lebte, räumte das Personal alles Transportable aus, und auch nicht einer unter zwanzig blieb bei dem Todtkranken, der durch einen bloßen Zufall gerettet wurde: ein paar Touristen, die des Weges kamen und durch den Anblick des nicht verschlossenen aber von Dienern entblößten Bungalows überrascht waren, fanden den Verlassenen im Fieber-Delirium auf dem Boden eines seiner Zimmer liegend. — Es würde jedoch unbillig sein, nicht auch der guten Eigenschaften der indischen Diener zu gedenken. Wer in der Wahl seines Personals Glück gehabt hat und kein allzugroßes Gewicht auf kleine Veruntreuungen legt, wird kaum wünschen, seine indischen Diener gegen europäische zu vertauschen, da ihm diese schwerlich ein solches Maß von Bequemlichkeit verschaffen könnten. Besondere Anerkennung verdient die Geschicklichkeit der Köche, welche es verstehen, selbst mit den geringsten Mitteln Mahlzeiten von mehreren Gängen herzustellen. Auf Reisen in Gegenden, wo die europäische Kultur ein Ende hat, führen dieselben nur einige wenige Geschirre mit sich, improvisiren einen Herd dadurch, daß sie ein paar Löcher in den Erdboden graben, und liefern, wenn nur Hühner, Eier und etwas Vegetabilien aufzutreiben sind, dem Sahib sein Frühstück, Diffin und Dinner ganz wie zu Hause. Ein guter Bearer lauscht in wenigen Tagen seinem Herrn alle Gewohnheiten ab und weiß sich nicht selten sehr rasch unentbehrlich zu machen — aus eigenem Interesse natürlich; denn der Mann sichert sich dadurch nicht nur eine dauernde Stellung, sondern auch einen solchen Vorrang vor der übrigen Dienerschaft, daß diese häufig zu ihm als ihrem eigentlichen Herrn aufsieht. Auch gewinnt er durch sein intimes Verhältniß zu dem Europäer, wenn dieser ihm eine immer größere Selbstständigkeit einräumt, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf Kaufleute und Händler, den er zu Privat Zwecken sich nutzbar zu machen versteht. Mir, der ich für viele Eingeborene in Benares nichts anderes war als „Sobhän's Sahib“, wäre der Gedanke diesen Sobhän, einen strenggläubigen Muhammedaner, der mir die ganze Zeit meines Aufenthalts in Indien hindurch diente, zu verlieren und mich an einen andern persönlichen Diener zu gewöhnen, schon nach einigen Monaten ganz unmöglich erschienen. Besonders Junggefallen verwachsen häufig mit ihrem Bearer so, daß eine junge Gattin meist nichts Eiligeres zu thun hat, als diesen Mann zu entlassen. Das wissen solche einflußreichen Bearer auch ganz genau und suchen deshalb, wenn sie den Eindruck haben, daß ihr Herr ans Heirathen denkt, durch Zaubergebräuche die gefürchtete Mam Sahib fern zu halten. Dieser Zug lehrt schon, mit welchem Maß von Aberglauben und Unwissenheit bei jenen Leuten zu rechnen ist. Den Classen der Inder, aus denen die Diener der Europäer hervorgehn, fehlt natürlich selbst die elementarste Schulbildung, sie können weder lesen noch schreiben und wissen — was uns Culturmenschen als höchst originell auffällt — von ihrem Alter nur vermuthungsweise. Diese Unbekanntschaft mit dem eigenen Geburtsjahre theilen

übrigens meistens auch die sogenannten „gebildeten Indier“; selbst von den einheimischen Gelehrten des Landes, den Pandits, bekam ich gewöhnlich auf die Frage nach ihrem Alter die Antwort: „Ich bin gegen 30 Jahre, vielleicht etwas älter“ oder dergl.

Die Gespräche mit Dienern tragen oft einen unglaublich naiven Charakter. Als ich einmal meinen Sobhän aufforderte ein paar von den grünen Papageien zu greifen, welche beständig zu Duzenden auf meiner Veranda in Benares herumschwärmten, erklärte er sein Augenmerk auf junge richten zu wollen, denn „diese sprechen Hindustani.“ „Bloß Hindustani?“ fragte ich lächelnd. „Nein, auch angrezi (englisch), wenn Huzür (Ew. Gnaden) es sie lehren.“ Mir fiel dabei die niedliche, gewiß aus genau demselben Gespräch im vierten Jahrhundert vor Chr. entstandene Geschichte ein, welche Ktesias, der Leibarzt des Artaxerxes Mnemon, von den wunderbaren indischen Vögeln zu berichten weiß, daß dieselben nämlich Indisch sprächen, aber auch Griechisch, wenn sie es gelernt hätten. Diese Naivetät des Ausdrucks wird für unser Gefühl noch durch sprachliche Eigenthümlichkeiten des Hindustani erhöht; besonders merkwürdig muthet uns die weite Ausdehnung an, welche die Pluralbildung mit dem Worte lög „Leute“ gewonnen hat. Schon zwei Pandits z. B. sind Pandit-lög, und mehrere Kinder bâbâ-lög „Kinderleute“; aber wirklich komisch wird die Ausdrucksweise erst, wenn es sich um Thiere handelt: die Diener sprechen von den ghôrê-lög, den „Pferdeleuten“, die angespannt werden sollen, und wer in unwirthlichen Gegenden reist, hört wohl von seiner Begleitung die Vermuthung äußern, daß in der Nacht die shêr-lög, die „Tigerleute“, kommen könnten.

Hat sich ein Diener den Unwillen seines Herrn zugezogen, so macht dieser sich gewöhnlich in Scheltreden voll orientalischen Schwulstes Luft; nicht nur der Uebelthäter, sondern auch sein Vater und seine Mutter, seine Großeltern und Urgroßeltern werden mit argen Epithetis belegt; einem Muhammedaner erklärt man, daß man das Grab seines Vaters besudeln werde, und einem Hindu wird in Aussicht gestellt, daß er als Moschusratte (eucundari) in der Hölle solle wiedergeboren werden. Die früher vielgebrauchten Worte „Sohn eines Schweines“ und „Sohn eines Affen“ scheinen jetzt außer Cours zu gerathen, da bei der Anwendung derselben oft ein komischer Effect erzielt worden sein mag. Denn wenn die Scheltworte des erzürnten Sahibs sich über einen indischen Diener ergießen, pflegt dieser die Hände zu einer Bittgeberde zusammen zu legen und begütigend zu sagen: Huzür mâ bâp haiî „Euer Gnaden sind ja mein Vater und meine Mutter“.

In ähnlich summarischer Weise wie mit seinen Dienern verkehrt der Europäer auch mit den Händlern. Da er in Indien schlechthin der hâkim ist, d. h. „derjenige, welcher den Befehl giebt“, so scheidt er, wenn er Einkäufe machen will, einen Diener in den Bazar und läßt einem Händler den hukm, den Befehl geben, diese und jene Sachen zur Ansicht auf seine Veranda,

oder falls er im Hotel wohnt, dorthin zu bringen. Häufig genug erscheinen die Leute mit ihren Waaren auch ohne einen solchen „Befehl“ und warten mit rührender Geduld oft ganze Stunden lang, bis das höhere Wesen geruht heraus zu kommen und die Sachen in Augenschein zu nehmen. Will man nicht betrogen sein, so muß man energisch zu handeln verstehen, und doch ist es ohne eine genaue Kenntniß des Marktwertes der Waaren kaum möglich sich ganz gegen Uebervortheilungen zu schützen, wenn man auch den geforderten Preis auf die Hälfte oder tiefer herabdrückt. Nach jedem Einkauf beansprucht der Bearer des europäischen Käufers von dem Händler seine Commissionsgebühr (hind. dastār) im Betrage von ca. 5 Procent der Kauffumme, und die gelegentliche Verweigerung oder Verkürzung derselben führt zu heillosem Spectakel oder gar zu Thätlichkeiten.

Außer den Händlern finden sich oft Taschenspieler und Schlangenzauberer (snake-charmers) vor den europäischen Häusern ein. Die letztgenannten sind schon von Weitem an den Säcken oder Körben kenntlich, in denen sie die gewöhnlich durch Entfernung der Giftzähne unschädlich gemachten Reptilien mit sich herumtragen. Die bei den Engländern beliebteste Vorstellung ist der Kampf der Cobra mit ihrem erbittertesten Feinde, dem Jhneumon, das regelmäßig als Sieger aus demselben hervorgeht. Ein bis zwei Fuß hoch aufgerichtet, den platten scheußlichen Kopf vorgestreckt, beobachtet die Cobra jede Bewegung ihres gewandten Gegners, dem es nach wenigen Minuten doch stets gelingt mit einem geschickten Sprunge den Kopf seines Opfers zu packen und fürchterlich zu zerbeißen. Nahezu todt wird die Cobra den scharfen Zähnen des Jhneumons entrisfen um durch Medicamente ins Leben zurückgerufen und zu neuen Marterungen aufbewahrt zu werden. Interessanter als diese barbarische Quälerei ist der wirkliche Schlangenzauber, d. h. die eigenthümliche Musik, mit der einzelne Leute verstehen auf die Cobra einen förmlichen Bann auszuüben. Bevor die Körbe geöffnet werden, beginnen dieselben auf einer Art Flöte eine merkwürdige halb freudige halb melancholische Melodie zu spielen, mit nicht so schrillen Tönen, wie sie sonst für einheimische Instrumente charakteristisch sind. Wenn die Körbe geöffnet werden, richten sich die Cobras in die Höhe und bleiben theils unbeweglich theils mit leichtem Wiegen des Kopfes stehen, bis die Töne verklingen; dann legen sie sich in ihr Gefängniß zurück. Einmal hatte ich in Benares Gelegenheit ein überraschendes Taschenspielerkunststück von einem Schlangenzauberer ausgeführt zu sehen. Der Mann behauptete, aus einer beliebigen Stelle des Erdbodens Schlangen herausziehen zu können. Er stand vor meiner Veranda mehrere Schritte von seinen Körben entfernt und war nur mit dem üblichen Schurz aus grauem Zeuge bekleidet, den er auch noch an beiden Seiten öffnete. Zuerst etwas einleitender Hokuspokus: Ao, âo. sâmp-lôg „Kommt heran, kommt heran, ihr Schlangenleute!“ Dann ein plötzlicher hastiger Griff mit der Rechten nach dem Erdboden, daß ein wenig Staub aufwirbelte, und dicht vor meinen Füßen wand sich eine dicke

Schlange von 4—5 Fuß Länge. Die ganze Dienerschaft stand herum und sah mit starren Blicken zu. „Woher hat der Mann die Schlange gebracht?“ fragte ich meinen neben mir stehenden Sobhân. „Zemîn se, gharib-parvar, Aus dem Erdboden, o Beschützer der Armen.“ Der Gute war fest von dem Zauber überzeugt. „Noch einmal!“ sagte ich. Der Mann griff wieder nach der Erde und eine Schlange anderer Gattung, etwa 2½ Fuß lang, schlängelte sich an der Stelle. Erst beim dritten Mal, als ich meine Aufmerksamkeit durch den Fokusfokus nicht ablenken ließ, bemerkte ich eine blickartige Bewegung der beiden Hände nach dem Schurze zu. Noch mehr Schlangen wollte der Mann nicht aus der Erde hervorzaubern; der Vorrath im Schurze war jetzt also erschöpft. Wenn dann die Leute nach beendigter Vorstellung anstatt der geforderten 5 Rupien das übliche Zwanzigstel erhalten haben — und dieses ist den dortigen Verhältnissen entsprechend noch eine sehr anständige Belohnung —, pflegen sie unter fürchterlichem Geschrei zu betheuern, sie seien keine Gaukler, sondern Zauberer; doch wissen sie, daß nur der Neuling sich durch solche Ausbrüche bestimmen läßt noch einmal in die Tasche zu greifen.

Zu Anfang wird man in Indien durch das selbstgewisse Auftreten der Europäer und durch die Devotion, welche die Eingeborenen denselben zollen, überrascht. Vor einem Post- oder Eisenbahnschalter mögen sich die Massen noch so sehr stauen; sobald ein Europäer naht, weicht alles respectvoll zur Seite, und der Anäuel schließt sich erst wieder, nachdem das höhere Wesen sein Geschäft absolviert hat. Sobald der Europäer die großen Küstenstädte hinter sich hat, machen ihm viele Eingeborene ihren respectvollen Salâm, d. h. sie grüßen, indem sie unter zum Theil tiefer Vereinerung die Stirn mit den Händen berühren. Namentlich salutiren die Sepoys vor jedem anständig aussehenden Europäer, und am Eingange der Forts, z. B. in Dehli, Agra, Allahabad, tritt die Wache unter das Gewehr — eine Ehrenbezeugung, welche man bald lernt mit nachlässiger Handbewegung entgegen zu nehmen. Die Sepoys sind natürlich nur verpflichtet die englischen Offiziere zu grüßen, aber diese selbst sehen es gern, wenn diese Aeußerung des Respects auf alle Angehörigen der herrschenden Klasse ausgebehnt wird. Während eines längeren Aufenthaltes auf einer Eisenbahnstation war ich Zeuge eines Vorgangs, der ein typischer Beweis für die Präension ist, mit der europäische Privatpersonen, natürlich besonders Engländer, auch von eingeborenen Beamten erwarten, daß diese sich als ihre Untergebenen betrachten und ihres Winks gewärtig seien. Ich stritt nämlich mit einem Engländer auf der Plattform jener Station über die Frage, ob von kâghaz „Papier“ der reguläre hindustanische Plural kâghazân oder der persische kâghazât üblich sei. In großer Geschäftigkeit fortirte auf dem Perron ein einheimischer Secretär (Bâbu) die Post und vertheilte eilig Hunderte von Briefen und Poststücken an so und so viele Unterbeamte. Plötzlich ruft mein Reisegefährte: „Bâbu! Wie heißt der

Plural von kâghaz?“ Die Unterbeamten traten sofort bei Seite, das ganze Postgeschäft wurde unterbrochen und konnte erst wieder seinen Fortgang nehmen, nachdem der Bâbu uns ehrerbietig Auskunft gegeben und eine Reihe sonstiger müßiger Fragen beantwortet, wo er seine Schulbildung genossen u. s. w. Ich suchte mir in dem Augenblick vorzustellen, was für ein Gesicht wohl ein deutscher Postbeamter in der gleichen Situation gemacht haben würde. Alle Anglo-Indier klagen übrigens darüber, daß der Respect der Eingeborenen vor den Europäern neuerdings ein sehr viel geringerer geworden sei; in früherer Zeit, da noch nicht so viele Touristen das ganze Land durchschwärmten wie jetzt, die wenigen Europäer aber sich eines distinguirteren Auftretens befleißigten, sei das noch ganz anders gewesen. Während heut zu Tage die meisten Indier den Sâhib auf der Straße nicht mehr grüßen, soll dazumal beispielsweise nie ein Eingeborener gewagt haben an einem Europäer vorbei zu reiten, sondern vom Pferde gestiegen sein um ihm seinen Sâlâm zu machen. Mir ist es nur einmal in der Umgegend von Benares passiert, daß ein Mann nach alter guter Sitte von seinem Wagen abstieg und sich mehrfach bis zur Erde verneigte.

Den beschriebenen Verhältnissen entspricht natürlich auch die Ausdrucksweise, welche die Eingeborenen „den Herrenleuten, den Beschützern der Armen“ gegenüber anwenden. Den üblichen pluralis majestatis hörte ich einmal in einer höchst originellen Uebertragung von einem Manne in Benares gebrauchen, der mir, als ich mich nach der Familie eines ihm bekannten Europäers erkundigte, mittheilte, derselbe habe zwei Söhne. Er wußte, daß sich der Betreffende nur eines Sprößlings erfreute, aber dies zu berichten verbot ihm die Höflichkeit und Ehrerbietung. Der Ausdruck des Dankes wird, in merkwürdigem Gegensatz zu der charakteristischen Thatsache, daß das Vocabular des Hindustani kein Wort für Dankbarkeit enthält, häufig in die aussichtslosesten Wünsche für den Europäer gekleidet, wie z. B. „Möge Gott Ew. Gnaden schleunigst zum Vicekönig machen!“ Eine so harmlose Privatperson wie ich bekam öfter die Anrede „Angrezi Bahâdur, «Englische Excellenz» und von den Dienern die Versicherung zu hören, daß sie bei mir ja nicht des Lohnes wegen wären, sondern nur barâ nâm ke wâsto „um meines großen Namens willen“. Auf der Straße hört man die sonderbare Begrüßungsformel: „Sâhib kâ topi salâmat rahe, Friede möge ruhen auf dem Hute des Sâhibs!“ Der europäische Hut, ohne den die Eingeborenen den Sâhib ja nie auf der Straße sehen, ist nach dem Gefühl der Leute etwas für den Europäer besonders Charakteristisches; für sie kann der Friede offenbar nicht auf dem immer bedeckten Haupte des Sâhibs ruhen, sondern nur auf dem Hute desselben!

Die persönliche Sicherheit des Europäers ist, soweit menschliche Angriffe in Betracht kommen, in Indien größer als in den heimatischen Hauptstädten. Daß hie und da durch besondere Vorfälle der Fanatismus der Bevölkerung erregt wird und zu lokalen Revolten führt, wie z. B. vor

etwa drei Jahren in Surat, wo ein wüthender Menschenhaufe, dem von der Regierung der Platz zu einem Tempel verweigert war, die ersten Europäer, die unglücklicherweise des Weges kamen, niedermachte, darüber wird Niemand sich wundern. Aber von solchen wahrhaft verschwindenden Ausnahmen abgesehen, gilt in Indien, trotzdem unter den Eingeborenen viel Mord und Todschlag herrscht, die Person des Sahibs als geheiligt. Die Leute wissen, daß unwiderruflich gehängt wird, wer die Hand gegen einen Europäer erhebt, und ebenso daß die hohen für die Anzeige ausgelegten Belohnungen stets zur Ergreifung der Schuldigen führen. Auch liegt den Eingeborenen noch das schreckliche Gericht in den Gliedern, welches die Engländer nach der Unterdrückung des Aufstandes im Jahre 1858 gehalten haben. Selbst wenn die Beamten durch ihren Beruf in die uncivilisirtesten Gegenden geführt werden, haben sie für ihre eigene Sicherheit nichts zu besorgen, wohl aber zu befürchten, daß die ungeheure Angst, welche jene Naturmenschen vor ihnen empfinden, die Ausübung ihrer Pflicht sehr erschwere oder unmöglich mache. Ein höherer der Regierung von Bengalen angehörender Beamte, dessen Bekanntschaft ich in Darjeeling machte, H. S. Risley, erzählte mir ein paar anjante Geschichten aus der Zeit, in welcher er den Census unter Aboriginer-Stämmen in Wald-districten von Bengalen hat aufnehmen müssen. Die Abneigung, welche diese noch auf sehr niedriger Culturstufe stehenden Stämme gegen alles, was Volkszählung und Statistik heißt, empfinden, soll durch die unklare Furcht vor irgend einer drohenden schrecklichen Maßregel oft derart gesteigert sein, daß die Einwohner, wenn der Beamte naht, in die undurchdringlichen Wälder fliehen und dieser bei seiner Ankunft die Dorfschaften völlig verlassen findet. In einem solchen verödeten Dorfe, berichtete nun Risley, sei er nach langem Bemühen glücklich eines Mannes habhaft geworden, den er nach dem Grunde der allgemeinen Furcht fragen konnte. „Wir wissen, Sahib,“ erwiderte derselbe, „daß ihr eine aus Wilänet (Europa) geschickte Medicin mit euch bringt, mit der ihr alle Frauen und Mädchen stempeln wollt (und zwar jede doppelt in sehr charakteristischer Weise); sie alle sollen dann nach Assam gebracht werden, um dort als Kulis in den Thee-plantagen zu arbeiten.“

„Unsinn! Hat euch, als die letzte Hungernöth hier herrschte, die Regierung nicht Reis geschickt?“ —

„Ja, Sahib.“

„Nun seht, nächstens wird wieder eine Hungernöth kommen, und deshalb will die Königin genau wissen, für wie viele Personen sie Reis zu schicken hat. Wenn ihr jetzt so dumm seid und euch nicht zählen laßt, werdet ihr alle verhungern müssen.“ Darauf sei umgehend der ganze Stamm aus den Wäldern gekommen und habe sich förmlich dazu gedrängt die statistischen Fragen zu beantworten.

An einer anderen Stelle begegnete Risley einem ähnlichen Vorurtheil

mit der folgenden niedlichen Geschichte, die den Waldmenschen treffliche Begriffe von europäischen Zuständen gegeben haben wird.

„Ihr habt doch von dem Mahārāja von Rūs (dem Kaiser von Rußland) gehört?“

„Ja, Sāhib, wir wissen alles über ihn.“

„Also hört! Neulich saß die Mahārānī von Bilāyet (die Großkönigin von Europa, womit natürlich die Königin von England gemeint ist) mit dem Mahārāja von Rūs beim Abendbrot zusammen. Als sie sich satt gegessen und zusammen die Hukka (lange Pfeife) rauchten, machten sie eine Wette, wer von ihnen beiden mehr Unterthanen besäße. Nun hat mich die Mahārānī geschickt euch zu zählen; wenn ihr aber weglauft und euch nicht zählen laßt, so muß die Mahārānī die Wette verlieren, und das wäre doch eine große Schande für uns alle.“

Damit waren die Leute in der wirksamsten Weise bei der Ambition gefaßt; denn alle Inder haben eine außerordentliche Vorliebe für Wetten und Glücksspiele. Das ist also der Ton, in welchem die gewiegten Regierungsbeamten in Indien mit den Leuten des Jungle reden.

Der Charakter der europäischen Gesellschaft, aus der ich gleich diejenigen Typen, welche die Leser dieser Zeitschrift besonders interessieren dürften, d. h. die englischen Offiziere und Beamten, die deutschen Kaufleute und die Missionare herausheben und eingehender schildern werde, ist im Allgemeinen durch Eigenschaften ausgezeichnet, welche den Ankömmling wohlthuend berühren: durch große Natürlichkeit des Wesens, freundliches Entgegenkommen, weitgehende Gastfreundschaft, außerordentliche Hilfsbereitschaft und vornehme Behandlung aller pecuniären Fragen. Auf meiner ersten Bahnfahrt in Indien, zwischen Bombay und Ahmadabad, lud mich z. B. ein Engländer, der die Strecke bis Surat mit mir zusammen reiste, ein, dort auszustiegen und vierzehn Tage als sein Gast mit ihm zu jagen, und doch wußte er weder, wie ich hieß, noch was ich war; denn sich vorstellen oder vorgestellt werden ist unter den Engländern Indiens auch auf Gesellschaften durchaus unüblich. Solche Einladungen habe ich später mehrfach auf Grund der flüchtigsten Bekanntschaft nach ganz kurzen Unterhaltungen bekommen. Das Gefühl des gemeinsamen Erils führt dort drüben zu rascherem Anschluß, als daheim; und die angebotene Gastfreundschaft bedeutet nicht immer nur eine Wohlthat von Seiten des Einladenden, sondern in vielen Fällen empfinden alleinstehende Europäer, zumal in entlegeneren Orten, den Besuch eines Gastes als eine höchst willkommene Abwechslung.

Das Familienleben leidet in Indien unter der oft herantretenden Nothwendigkeit die Frau, wenn ihre Constitution nicht dem Klima gewachsen ist und die Sommerfrische in einer Vergstation sich als eine unzureichende Cur erweist, auf längere Zeit und nicht selten für immer nach Europa zu schicken. Dann ist es bekanntlich ein unumgängliches Gesetz, daß die Kinder während der ganzen Zeit ihrer Entwicklung dem verderblichen Ein-

Auß des indischen Klimas entzogen werden müssen. Selbst wenn physiologische Gründe den Aufenthalt der Kinder von etwa dem siebenten bis zum siebzehnten Jahre in Indien nicht verbieten würden, könnte man doch denselben drüben nicht die erforderliche Schulbildung zu Theil werden lassen; ja, man darf noch einen Schritt weiter gehen und sagen: es ist fast ein Ding der Unmöglichkeit den entsittlichenden Einfluß der eingeborenen Dienerschaft zu paralysiren und in Indien aus einem europäischen Kinde einen anständigen Menschen heranzuziehen. In den ersten Lebensjahren sprechen die Kinder der Europäer fast durchweg nur Hindustani und leben, obgleich sie sich im zartesten Alter ihrer gebietenden Stellung bewußt werden und, kaum der Sprache mächtig, diese gleich zum Befehlen gebrauchen, doch ganz in den asiatischen Begriffen und Vorstellungen, welche sie von den Anhängs und der sonstigen Dienerschaft des Hauses erhalten. Uebrigens sind auch in den Wortschatz der erwachsenen Europäer mancherlei einheimische Elemente übergegangen, wie z. B. tikâ-ghârî (Mietzwagen) chilumchî (Waschnapf), pakka (fest, massiv, auch definitiv), mofussil (das Innere des Landes), dastûr (Sitte, Gebrauch), und arg wird ein puristischer angelegtes Gehör durch allgemein übliche hybride Bildungen beleidigt, wie solar-topî „Sonnenhut“ (wohl durch Mißverständnis aus shola-topî „Hut von Shola-Holz“ entstanden) oder gym-khânâ „Ort für gymnastische Uebungen“ und dann Bezeichnung solcher Uebungen allein. In diesem Worte sind die letzten zwei Drittel von gym-nasium durch das hindust. khânâ „Haus“ verdrängt.

Ein charakteristischer Zug der anglo-indischen Gesellschaft, der dem Griffin (d. h. dem Neuling) auffällt, ist die Ablehnung aller Personen, welche nicht rein-europäischer Herkunft sind. Die Mischlinge, Half-castes, Eurasians oder East-Indians genannt, sind nicht „in society“ zugelassen; schon der bloße, durch einen olivenfarbig angehauchten Teint hervorgerufene Verdacht, daß ein Mensch einen kleinen Procentjah indischen Blutes in den Adern habe, ist Grund genug dem betreffenden mit großer Zurückhaltung zu begegnen. Der Grundsatz scheint inhuman und ist es auch in der Rigorosität, mit der er von den meisten Kreisen der Gesellschaft beobachtet wird, aber er ist nicht unberechtigt; denn die Eurasier — das Wort ist eine geschmacklose Combination von Europa und Asien — sind, achtungswerthe Ausnahmen abgerechnet, in physischer, moralischer und intellectueller Hinsicht nicht der guten europäischen Gesellschaft ebenbürtig. Leider müssen die rühmlichen Ausnahmen dort, wie überall in ähnlichen Verhältnissen, unter dem allgemeinen Vorurtheil leiden. Bald nach meiner Ankunft in Benares wurde die dortige Gesellschaft durch ein trauriges Ereigniß betrübt: ein junger, hübscher und vermögender Militärarzt hatte sich mit einer Eurasierin verlobt. Ich selbst hätte der jungen Dame, deren Vater ein reiner Europäer war, während die Hautfarbe der Mutter allerdings einen unverkennbaren Stich ins Bräunliche aufwies, nicht angesehen

daß sie von zweifelhafter Extraction war. Zudem hatte dieselbe fast ihr ganzes Leben in England zugebracht und war eben erst nach Indien wieder herausgekommen. Aber die Gesellschaft schüttelte doch den Kopf mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns: „Ach, diese Verirrung des Gefühls! Die armen Eltern! Daß ihnen Dr. — das anthun konnte! u. s. w.“ „Was ist denn eigentlich so beklagenswerth an der Verlobung?“ fragte ich ahnungslos, und im Flüsterton wurde mir erwidert: „Sie ist keine Europäerin, sie hat schwarzes Blut.“ Allerdings entbehrt auch diese unlegbare Uebertreibung nicht ganz einer thatächlichen Basis, da die Folgen solcher Ehen hie und da höchst unerfreuliche sein sollen; denn an den Kindern und öfter gar erst an den Enkeln kann der eurasische Typus in viel markanterer Weise, ja in förmlicher Mißgestaltung hervorbrechen. Interessante, dunkle, südländische Erscheinungen, welche man bei uns in Deutschland, einer unnatürlichen Geschmacksrichtung zufolge, so viel bewundert, werden gut thun sich Indien nicht zum Schauplatz ihrer Triumphe auszuersuchen. Die Eurasier selbst versuchen ihre Herkunft abzuleugnen und dem ungläubigen Europäer die Olivenfarbe ihrer Haut durch irische, französische, spanische oder sonstige südeuropäische Abstammung zu erklären. Man gebraucht in Indien, um den Grad des Eurasierthums zu bezeichnen, das Bild des dortigen Münzsystems, d. h. man drückt denselben durch eine bestimmte Zahl von Annas aus, deren sechszehn auf die Rupie gehen. Ein Mensch von sechzehn Annas ist also der Vollblut-Native, acht Annas kommen auf den Sohn eines europäischen Vaters und einer indischen Mutter, oder umgekehrt, und dann entstehen durch weitere Zwischenheirathen die mannigfachen Grade von einer bis zu fünfzehn Annas. Wo das indische Element überwiegt, sieht man deutlich, daß die Natur einen Widerwillen gegen die Vermischung der beiden Rassen hat; denn das Product sind schlaffe unproportionirte Menschenkinder, für welche auf dieser Erde kein rechter Platz ist. Sie alle kleiden und benehmen sich zwar als Europäer und haben die Bedürfnisse derselben, aber nicht ihre Fähigkeiten, so daß sie der Regierung, welche sie nicht zu placiren weiß, ernste Schwierigkeiten machen; man verwendet die Stellen suchenden Eurasier als Schaffner auf der Bahn, als Lehrer an Mittelschulen und zu ähnlichen Posten; für verantwortliche Stellungen dagegen sind sie nicht zu gebrauchen.

Was den höheren Beamtenstand Indiens betrifft, so sucht die englische Regierung denselben aus dem bestmöglichen Material zu recrutiren und stellt dem großen Andrang zu dem lucrativen indischen Verwaltungsdienste, dem bestbezahlten Staatsdienste der Welt*), eine Reihe außerordentlich schwieriger

*) Das Anfangsgehalt des indischen Civilians beträgt 500 Rupien im Monat, steigt aber sehr rasch. Wer bis zum Commissioner (Regierungspräsidenten) avancirt, bezieht 2—3000 R. monatlich; ein Richter nahezu so viel. Die Stellungen an den Obergerichten oder am Board of Revenue sind mit 5—6000 R. im Monat dotirt, die der höchsten Beamten natürlich noch mit sehr viel mehr. Nach 25jähriger Dienstzeit, die

Examina entgegen: eine Tendenz, die in dem colonialpolitisch-erfahrenen England als selbstverständlich gilt und deren Richtigkeit im Interesse der neuen deutschen Colonien auch unser Vaterland allmählich allgemein erkennen sollte. In wie vielen heimischen Kreisen aber ist noch die kurzsichtige Anschauung verbreitet, daß die neuen Erwerbungen Ablagerungsplätze für den Schund seien, der daheim nicht zu gebrauchen ist, während unsere Colonien doch nur dann zu blühenden Reichen sich entwickeln können, wie sie unter britischem Scepter in der ganzen Welt entstanden sind, wenn die Blüthe der Nation in die Fiebergegenden geschickt wird, die Besten unter den Besten der deutschen Jugend! Jene Kurzsichtigkeit hat ihr Seitenstück in der philisterhaften Art, mit der ein Theil unserer Presse seiner Zeit einzelne traurige Fälle benutzt hat, um Propaganda gegen die Colonialpolitik zu machen und Betrachtungen anzustellen, welche keine englische Zeitung wagen dürfte ihrem Leserkreise zu bieten, ohne sich dem Fluche der Lächerlichkeit auszusetzen. Die begabtesten und tüchtigsten Söhne der besten englischen Familien sind es, welche sich zu den über einen Zeitraum von drei Jahren vertheilten Prüfungen für den Civildienst in Indien melden und welche, wenn es ihnen gelungen ist allen Anforderungen zu genügen, der Eintritt in den indischen Verwaltungsdienst mit gerechtem Stolge erfüllt. In ähnlicher Weise werden auch aus den Avantageuren der englischen Armee die fähigsten für die indischen Regimenter ausgewählt, aber selbstverständlich nicht annähernd so hohe Ansprüche an dieselben gestellt, wie an die Beamten des Civil Service. Der anglo-indische Offizier ist ein offener, frischer, liebenswürdiger Mann, mit dem man gern verkehrt, gewöhnlich allerdings ohne tiefere Bildung und höhere Interessen, aber auch ohne gesellschaftliche Präntensionen. Der schnarrende, näselnde Lieutenant existirt dort nicht (ebenso wenig wie der junge Mode-Jurist, der vor lauter Ueberfeinerung das natürliche Gehen und Sprechen verlernt hat; nach diesen zwei Zierden bestimmter heimischer Salons, die auf Distinction Anspruch machen, sucht man zum Glück in der anglo-indischen Gesellschaft vergebens). Der Ankömmling pflegt in kleineren Stationen einen Besuch in dem Offizier-Casino (engl. mess) zu machen, d. h. dort eine Visitenkarte für den Commandeur und eine andere für das Offiziercorps abzugeben; darauf wird er nach wenigen Tagen zum Dinner geladen und gewöhnlich zum honorary membre der officer's mess gemacht, in welcher Eigenschaft er jeden Abend während seines Aufenthalts am Orte willkommen ist. Ich selbst habe in diesen angenehmen Beziehungen zu dem liebenswürdigen Offiziercorps der XVII. Bengal Infantry in Benares gestanden.

Dem Militär wird in der englischen Gesellschaft nicht wie in der

officiellen Urlaubsjahre mitgerechnet, bezieht jeder Civilian, ohne Ansehen des von ihm zuletzt bekleideten Postens, eine jährliche Pension von 1000 Pfd. Sterling, zahlbar in englischer Münze; doch dienen viele Beamte über jene Zeit hinaus, namentlich wenn sie zu höheren Stellungen aufgerückt sind.

deutschen ein Vorrang eingeräumt; der Offizier steht vielmehr dem amtlichen Range wie der socialen Stellung nach erheblich tiefer, als der Verwaltungsbeamte, der Civilian. Und während es bei uns der Ehrgeiz der jungen Damen zu sein pflegt einen Offizier zu heirathen, richtet sich in Indien gewöhnlich der stille Wunsch des weiblichen Herzens auf das C. S. Der Civilian ist in der That nach jeder Richtung hin die beste Partie, welche ein junges Mädchen in Indien machen kann. Die sociale Macht der beiden Buchstaben C. S. hinter dem Namen ist eine magische, sie sind das Schibboleth, dem sich in Indien alle Thore und Thüren öffnen. Wie sehr ich geneigt bin an den indischen Civilians die persönliche Tüchtigkeit, Bildung und Feinheit des Wesens anzuerkennen, geht schon aus meinen früheren Bemerkungen hervor; aber die exclusive Stellung, welche die Herren beanspruchen und thatsächlich einnehmen, ist nicht durch die Verhältnisse gerechtfertigt. In Zeitungen, welche als Organe des Civil Service gelten, kann man von „der Bewunderung, mit welcher die ganze civilisirte Welt auf den indischen Beamtenstand blickt“, lesen und mancherlei ähnliche Uebertreibungen antreffen. Die in Indien herrschende allgemeine Ordnung und Sicherheit, welche den fremden Reisenden gewöhnlich eine hohe Anerkennung der englischen Verwaltung abnöthigt, bedeutet unstreitig ein Verdienst des Civil Service; doch verringert sich dasselbe beträchtlich in den Augen eines Beobachters, der längere Zeit dort drüben gelebt und den Eindruck gewonnen hat, daß überhaupt kein unterworfenes Land so leicht zu regieren ist, als Indien. Denn die englische Verwaltung wird durch zwei Factoren gestützt, deren Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann, erstens durch die Eclavennatur des Hindus und zweitens durch die hochgradige Abneigung, welche die einzelnen indischen Klassen gegen einander empfinden, und durch welche die Entwicklung eines allgemeinen indischen Nationalgefühls noch für lange Zeit hinaus verhindert werden wird. Ein hervorragender Philologe auf dem Gebiete des Indischen, Professor H. Jacobi, hat sich allerdings vor einigen Jahren im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen; derselbe sagt (Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 1883, XXXVII. 615): „. . . in den letzten Jahrzehnten hat sich eine neue Kraft im indischen Volksleben geltend gemacht, die sich gewissermaßen vor den Augen des Beobachters entwickelt hat, der indische Patriotismus. Der Racengegensatz und das Bewußtsein, von Fremden, wenn auch noch so gut, regiert zu werden, hat unter der Einwirkung politischer Ereignisse und der ungebundenen Presse eine neue Form und eine greifbarere Gestalt angenommen in dem Bewußtsein von der Einheit Allindiens, von der Solidarität der indischen Interessen, wodurch der Tamule dem Bengalen, der Mahratte dem Bewohner des Fünfstromlandes näher gerückt wird.“ Wenn ein derartiger allindischer Patriotismus im Entstehen begriffen wäre, so würde damit eine ernste Gefahr für die englische Herrschaft in Indien gegeben sein; aber ich leugne die Thatfache.

Einzelne Agitatoren schreiben jenen Patriotismus auf ihre Fahne, bekennen ihn in öffentlichen Reden und suchen durch ihre Pressorgane die nationale Idee zu verbreiten; aber dafür, daß diese Idee schon irgendwo in Indien breitere Schichten der Bevölkerung ergriffen habe, fehlen durchaus die Anzeichen.

Die Herrn vom Civil Service charakterisirt gewöhnlich eine entschiedene Abneigung gegen das Educational Department, die wohl nicht ausschließlich auf der zum Theil berechtigten Ueberzeugung beruht, daß die höhere Erziehung der Eingeborenen staatsgefährlich wirke, und manche unter ihnen lassen nicht gern die Gelegenheit unbenutzt, einem Unterrichtsbeamten, zumal wenn derselbe ein renommirter Gelehrter ist, kleinere oder größere Unannehmlichkeiten zu bereiten. Die Mitglieder des Educational Department befinden sich, namentlich wenn sie Chefs höherer Lehranstalten sind, vielfach in einer recht schwierigen Stellung. Denn diese wird nicht nur von dem Civil Service angefeindet, sondern auch von den vorgezeichneten Eingeborenen und namentlich von der Mission, welche letzte nichts weniger als wählerisch in den Mitteln ist ihre Concurrenz-Anstalten auf Kosten der Regierungsschulen zu heben. Dazu sind die Unterrichtsbeamten trotz des gleichen Anfangsgehalts materiell kaum halb so günstig situirt als die der Verwaltung und haben sehr viel schlechtere Pensionsbedingungen. Für den außen stehenden ist es unverkennbar, daß die auf den Höhen der Menschheit wandelnden Civilians außer der eben angedeuteten noch eine weitere kleine Schwäche besitzen. Wenn nämlich in einem uncovenanted (d. h. nicht zum Civil Service gehörigen) Department die obersten Stellen der einzelnen Provinzen vacant werden, z. B. die des Director of Public Instruction, des Inspector-General of Police, des Postmaster-General u. s. w., so prüft der Civil Service die vor dem Avancement stehenden Mitglieder der betreffenden Departments und findet gewöhnlich, daß es innerhalb derselben „keine geeigneten Persönlichkeiten für den Posten des Chefs“ gäbe, ergo derselbe mit einem Mitglied des C. S. zu besetzen sei. Der Civil Service ist nicht nur der Richter in der Angelegenheit, sondern auch der Profitirende; denn die Uebernahme eines hohen einträglichen Postens außerhalb der eigentlichen Verwaltungscarriere von Seiten eines Civilians bedeutet natürlich eine lange Reihe von Beförderungen innerhalb des C. S.

Ein mir befreundeter Civilian, dem ich diese Verhältnisse in dem Lichte, in welchem ich sie hier beschrieben, vorstellte, hatte dafür nur ein Lächeln und die Bemerkung: „There is a good deal of human nature in man.“ Nun wird man naturgemäß erwarten, daß der Civilian, welcher sich zum General-Postmeister, Unterrichtsdirector u. s. w. ernennen läßt, um sich in seiner neuen Eigenschaft einer monatlichen Besoldung von mehreren tausend Rupien zu erfreuen, doch wenigstens seine Zugehörigkeit zum Civil Service opfere. Weit gefehlt! Wer innerhalb seines Departments zu jenen hohen Stellungen aufrückt, gehört dem Department an, der Civilian, welcher übertritt, nicht: er bleibt in jeder andern Stellung

ein Civilian, setzt stets das stolze C. S. hinter seinen Namen und kann, wenn ihm sein neuer Beruf nicht zusagt, jeden Augenblick in den Verwaltungsdienst zurückkehren. Während die Stellen der andern Departments schon seit längerer Zeit den Eingeborenen zugänglich waren und in stetig wachsendem Umfange mit Natives besetzt wurden, datirt der Andrang derselben zu den Reihen des Civil Service erst aus der neuesten Zeit; aber schon liegt selbst die oberste Leitung mehrerer Districte in den Händen von Eingeborenen. Die Engländer glaubten den Verwaltungsdienst jener zum mindesten nicht unbedenklichen Concurrnz durch das Gesetz zu verschließen, daß die vorgeschriebenen Gramina vor dem zwanzigsten Lebensjahre und in England zu bestehen sein. Die Bestimmung hat sich jedoch nicht als ausreichende Barriere erwiesen; denn diejenigen eingeborenen Familien, welche ihre Söhne dereinst in den einflußreichen Stellungen des Civil Service zu sehen wünschen, schaffen dieselben, wenn sie die nöthige Vorurtheilslosigkeit den Kastenordnungen gegenüber und die erforderlichen Mittel besitzen, im zartesten Alter nach England um sie dort erziehen zu lassen. Immerhin ist dies nur verhältnißmäßig wenigen möglich; und deshalb verlangt heut zu Tage die ganze einheimische Presse in stürmischer Weise nach einer Abänderung des Statuts und fordert, daß die Absolvirung der Gramina für den Civildienst in Indien selbst zugelassen und das gesetzliche Alter auf 22 oder 23 Jahre normirt werde. Wenn England auch darin nachgiebt — und in der anglo-indischen Gesellschaft befürchtet man dies wegen der gefährlichen Connivenz, welche seit Jahren die liberale Kurzsichtigkeit des Mutterlandes allen Präensionen der Eingeborenen gegenüber bewiesen hat, — so dürfte man der englischen Regierung nur noch empfehlen auch einheimischen Offizieren Commandos anzuvertrauen: und die britische Herrschaft in Indien wird sich in Wohlgefallen auflösen, noch ehe der Russe an die Pforten des Landes pocht. Dies ist ja in der That das Ideal eines großen Theils der englischen Radicalen.

In den großen Centren Calcutta, Bombay, Madras gestalten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse durch das Hinzutreten des Kaufmannsstandes natürlich etwas anders, als ich sie eben darlegte: auch kommt ein Commissioner oder Collector daselbst mit zu vielen Vorgesetzten in persönliche Berührung, um in demselben Maße von seiner Gottähnlichkeit überzeugt sein zu können, wie im „Mosuffil“, im Innern des Landes, wo er als ein kleiner König residirt. Unter den Kaufleuten der großen Handelsstädte nehmen die Deutschen eine sehr geachtete und theilweise gefürchtete Stellung ein; denn dort wie in andern Ländern gelingt es ihrem Fleiß und ihrer Tüchtigkeit den Engländern immer erfolgreichere Concurrnz zu machen. Die Chefs der großen deutschen Firmen sind ebenso gebildete wie lebenswürdige Männer, die ein Landsmann, der dort drüben ernste Aufgaben zu erfüllen hat — und nicht von allen deutschen Reisenden kann man das sagen — jeder Zeit bereit finden wird ihn mit Rath und That in allen

Fragen des praktischen Lebens zu unterstützen. Jüngere deutsche Kaufleute gefallen sich zum Theil in einer Nonchalence und Familiarität des Wesens, welche sie gut thäten Leuten gegenüber, die nicht zu ihrem Kreise gehören, ein wenig zu moderiren.

Es bleibt für meine Betrachtung nur noch eine Klasse von Europäern übrig, welche ich erstens deshalb an das Ende stelle, weil deren Angehörige im Allgemeinen nicht zur guten Gesellschaft gerechnet werden können, und zweitens weil ich in Indien von keinem andern Stande einen so ungünstigen Gesamteindruck erhalten habe, als — von den Missionaren. Um mich von vorn herein dagegen zu verwahren, daß dieses Urtheil der Ausdruck einer antikirchlichen Gesinnung sei, bemerke ich, daß ich eine Massenconvertirung der indischen Bevölkerung zum Christenthume freudig begrüßen und als die Basis eines gedeihlichen Fortschritts ansehen würde. Ein derartiger Erfolg jedoch steht in Nordindien nicht zu erwarten; unter den dravidischen Völkerschaften in Südindien mögen die Verhältnisse anders liegen. Um wirklich erfreuliche Resultate zu erzielen, müßten die Missionare tüchtiger und besser vorgebildet sein, als sie es im Großen und Ganzen sind, und sich ihrer Aufgabe mit größerem Ernste widmen. Die wenigsten nur mischen sich unter das Volk und predigen an öffentlichen Orten; weitaus in der Mehrzahl wirken sie einfach als Geistliche einer europäischen Gemeinde und führen als solche, wenn auch gerade keine luxuriöse, wohl aber eine sehr bequeme und behagliche Existenz. Im Allgemeinen rufen die Missionare durchaus den Eindruck einer Menschenklasse hervor, welche das Leben nicht von der schwersten Seite nimmt, sich den landesüblichen Vergnügungen mit einer Regelmäßigkeit hingiebt, die bei anderen Berufsjichten selten ist, gern Abendgesellschaften besucht, und am Nachmittage häufig Picnicks arrangirt, bei denen Herren und Damen sich an muntern Gesellschaftsspielen ergötzen. In diesem Lichte erscheint die Mission ganz besonders in Benares, weil dort der factische Mißerfolg in zu grellem Contraste zu der unverhältnißmäßigen Anzahl der dort lebenden Missionare steht; denn jede englische Missionsgesellschaft hält es für Ehrensache einen oder mehrere Vertreter in jener Hochburg des Heidenthums zu haben. Die deutschen Missionare wirken ungleich viel mehr und kommen dem Ideale eines Missionars näher, als die englischen, da sie ihrem Beruf mit größerer Selbstverleugnung obliegen, auf Straßen und Plätzen eifrig die Lehren des Christenthums verkünden, ohne gesellschaftliche Präntensionen aufzutreten und äußerlich weit bescheidenere Existenzen führen. Sie, die einfacheren Männer, werden von ihren englischen Collegen ein wenig über die Achseln angesehen, und diese mögen in dem Glauben, den Begriff eines Gentleman in sich in höherem Grade verkörpert zu sehen, einen Trost dafür finden, daß sie wohl oder übel die deutsche Mission als more successfull anerkennen müssen. Während die fünf wohlfundirten englischen Missionsgesellschaften, welche in Benares repräsentirt sind, dort nur ganz vereinzelte Befehrungen zu verzeichnen haben, hat sich

die deutsche Mission in dem benachbarten Ghazipur aus ganz kleinen Anfängen im Laufe von zwanzig Jahren zu einer der bedeutendsten und erfolgreichsten in ganz Indien entwickelt.

Um zunächst den Verdiensten der Mission gerecht zu werden, ist vor allem rückhaltlos die Thätigkeit der von den Gesellschaften angestellten Damen zu rühmen, deren Aufgabe es ist in die Zenanas, d. h. in die von der äußeren Welt abgeschlossenen indischen Gynäceen, Aufklärung zu tragen und die indische Frau durch Elementarunterricht und Anleitung zur Beschäftigung mit Handarbeiten auf eine menschenwürdigere Stufe zu heben. Dieses große Verdienst wird in meinen Augen nicht durch die Thatsache geschmälert, daß die Missionsdamen in den wenigsten Fällen durch religiöse Begeisterung getrieben werden nach Indien herauszukommen, sondern gewöhnlich — denn es sind meist unbemittelte Mädchen aus guter Familie — die Anstellung von Seiten einer Missionsgesellschaft für eine Verjorgung ansehen, die ihnen eine materiell und social bessere Position verschafft, als daheim eine Lehrerinnen- oder Gouvernantenstelle. Da sich ihnen ferner im allgemeinen in Indien größere Chancen zur Verheirathung bieten, so hat die öffentliche Stimme vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn sie auch diesen Umstand als eine Triebfeder zur Wahl ihres Berufes bezeichnet. Ein anderes unleugbares Verdienst der Mission beruht in der Erhaltung und Erziehung der Waisenkinder, deren viele und namentlich Mädchen zu Grunde gehen würden, wenn sie nicht Aufnahme in den christlichen Waisenhäusern fänden; besonders in Zeiten der Hungersnoth und der Epidemien sind in Indien durch die Mission viele Menschenleben gerettet worden. Aus diesen Waisen rekrutirt sich im wesentlichen die Gemeinde der Native Christians. Die Mädchen sucht man, sobald sie dreizehn Jahre alt sind, unter die Haube zu bringen und läßt alle, welche dieses Alter erreicht haben, in Reihe und Glied antreten, wenn ein junger heirathslustiger Indier sich meldet. Dieser trifft seine Auswahl und erhält nicht nur die Frau stehenden Fußes ausgeliefert, sondern dazu noch eine Aussteuer von 20 Rupien. Dem Mädchen ist es erlaubt nein zu sagen, doch kommt dieser Fall nicht vor. Leider stehen die Native Christians bei ihren europäischen Glaubensgenossen in keinem besonderen Ansehen und gelten im Allgemeinen für unzuverlässiger als Hindus oder Muhammedaner. Selbst Missionare übertragen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen einen Dienerposten in ihrem Haushalt einem christlichen Eingeborenen, und wenn in den englischen Zeitungen vacante Stellen ausgeschrieben werden, kann man die Annonce mit dem Passus schließen sehen: No christian need apply (Kein Christ braucht sich melden).

Die Mission fühlt selbst, daß sie in Indien nicht leistet, was sie leisten sollte, und sucht deshalb immer mehr den Unterricht in ihre Hand zu bekommen, angeblich um durch Erziehung das Bekehrungswerk vorzubereiten. Die Regierung leistet diesem Bestreben der Mission Vorjubel, weil sie von dem bekannten englischen Standpunkte aus, daß der öffentliche Unterricht sich selbst bezahlen

müsse, mit Freuden jede Erparniß öffentlicher Gelder begrüßt und überfieht, daß sie damit dem Gedeihen ihrer eigenen Anstalten, nehmlich der hiesigen Schulen entgegenwirkt. Wenn die von der Mission gegründeten Schulen einen gewissen Erfolg aufweisen, dann erhalten die betreffenden Anstalten den Regierungszuschuß (Government grant). Dieser Erfolg wird in den niederen Schulen nun aber durch folgende Maßregeln erzielt. Die Kinder haben erstens nicht nur kein Schulgeld zu bezahlen, sondern erhalten monatlich so und so viele Annas Prämium für regelmäßiges Erscheinen; zweitens werden die eingeborenen Lehrer unter der Bedingung angestellt, daß ihre Klasse eine bestimmte Anzahl von Schülern, etwa fünfzig, aufweise; die glücklichen müssen deshalb einen Theil ihres Gehalts darauf verwenden in den Straßen mit Kindern in Unterhandlung zu treten, und dieselben durch Geschenke zum Besuch der Schule zu veranlassen. Ja sogar Frauen werden eigens zu dem Zwecke „to collect children“ mit kleinen Fonds versehen und besoldet. Diesen wenn auch etwas eigenthümlichen aber doch ziemlich harmlosen Mitteln gegenüber erscheint die Agitation bedenklicher, welche die Principals der höheren, die Schüler auf die Examina zur Erlangung des B. A., d. h. des Bachelor of Arts-Grades, vorbereitenden Missionschulen (Colleges) gegen die im gleichen Range stehenden Regierungsschulen ausüben. Die Mission besitzt einen solchen Einfluß auf die Unterrichts-Verwaltung, daß ungefähr die Hälfte der für jene Prüfungen alljährlich ernannten Examinatoren aus der Reihe der Missionare gewählt werden. Gewöhnlich sind es solche Principals, die dann nicht nur ihre eigenen Schüler, sondern auch die der Regierungs-Colleges zu examiniren haben. Nahe liegt für jene Herren die Versuchung, die Unterrichtsstunden zu benutzen, um ihre eigenen Zöglinge in mehr oder weniger discreter Weise auf die Fragen des bevorstehenden Examens hinzuweisen, und in der Prüfung selbst die aus den Regierungs-Anstalten kommenden Candidaten mit etwas geringerem Wohlwollen als ihre eigenen zu behandeln; und manche von ihnen setzen dieser Versuchung einen so mäßigen Widerstand entgegen, daß es oft genug zu einem öffentlichen Mergerniß kommt, von dem die Presse Notiz nehmen muß.

Der Bestand der Missionare ist in Indien numerisch weit größer, als das Bedürfniß erfordert, wird aber trotzdem von den Missionsgesellschaften fortlaufend vermehrt. Die Herren führen nicht selten ihr vergnügt-beischauliches Leben dort drüben mehrere Jahrzehnte, ja zuweilen ein halbes Jahrhundert lang, ohne das Bedürfniß eines Erholungsaufenthalts in Europa zu empfinden; jedenfalls sehr viele lange genug um drei bis vier Lebensgefährtinnen hinter einander zu beglücken. Wenn ich im Eingang dieser Skizze bemerkte, daß kein Europäer sich in Indien an dem schönen Klima erfreute, muß ich zum Schluß mit den Missionaren doch eine Ausnahme machen: ihnen scheint die indische Luft vortrefflich zu bekommen.



Hermann Heiberg.

Von

Kapitel Löwenfeld.

— Berlin. —

Die Entwicklung der deutschen Dichtung in der jüngsten Zeit trägt den Charakter des Schwankenden, Unsicheren, Zastenden. Auf dem Wege der Theorie sucht man zu Neuem zu gelangen, weil das Alte als überlebt erscheint. Man hält kaum noch die überkommenen Formen fest und strebt nach einem Inhalt, der mehr der Idee des Wahren als dem Princip des Schönen entspräche, und verrückt auf diese Weise immermehr die Grenze, welche die Aufgabe der Wissenschaft von dem Beruf der Dichtung scheidet. Realismus und Idealismus — das sind die Schlagworte, welche die Bestrebungen der Gegenwart und der Vergangenheit decken sollen, unzulänglich wie alle Schlagworte und irreführend für Jeden, der nicht den Werdegang unseres Schriftthums in allen Einzelheiten verfolgen kann und daher auch nicht im Stande ist, aus dem Worte die Bedeutung herauszuschälen, die ihm in jedem einzelnen Falle innewohnt. Idealismus und Realismus sind Gegensätze, die indessen in dieser schroffen Gegenüberstellung nicht gebraucht werden sollten. Denn sie schließen einander keineswegs aus, sie stehen einander nicht feindlich gegenüber; nur durch ihr Zusammenwirken kann ein Werk der Dichtkunst wie aller anderen Künste geschaffen werden. Da der Menschengestalt überhaupt nichts ersinnen kann, dessen Vorbild er nicht in der umgebenden Natur findet; da alles Werk der Phantasie nichts Anderes ist, als eine neue Zusammenfügung alter, allgemein bekannter Thatfachen; so liegt auch jeder einzelnen Schöpfung des Menschen das Reale zu Grunde. Das Reale ist der Stoff, welcher einer bestimmten Idee durch eine bestimmte Formgebung dienstbar gemacht wird.

Aber selbst wenn wir die Nothwendigkeit solcher Schlagworte für kämpfende Gegensätze zugestehen wollen, können wir nicht einsehen, daß der Weg des Theoretisirens dem Schriftthum unmittelbar förderlich wäre. Die Theorie wird auf dem Gebiete der Kunst stets nur die Aufgabe haben, aus den höchsten Leistungen der schaffenden Phantasie die ihnen inwohnenden Gesetze abzuleiten. Und so hat auch die sogenannte realistische Schule, unabhängig von dem theoretischen Kampf ihre Erfolge nur einzelnen gelungenen Schöpfungen zu verdanken.

Kein theoretischer Standpunkt war für den allgemeinen Beifall entscheidend, den Hermann Heibergs „Apotheker Heinrich“ gefunden. Der harmonische Eindruck des Werkes hat einzig und allein den Ausschlag gegeben, ohne daß der Leser, der dem Streit des zünftigen Literatenthums fern steht, sich auch nur klar wurde, welcher Richtung das Werk angehört. Und man empfängt aus dem „Apotheker Heinrich“ auch den Eindruck, als ob der Dichter ihn gewissermaßen in unbewußtem Schaffenstribe hervorgebracht habe, daß er nicht bloß mit seiner Person abseits stehe von dem lauten Kampfgeschrei, sondern auch in seinem inneren Wesen und in seinem dichterischen Schaffen unbeeinflusst davon geblieben sei.

Hermann Heiberg ist so unerwartet unter die Poeten gerathen wie Saul unter die Propheten. Heiberg war Kaufmann und bereits in das fünfte Jahrzehnt seines Lebens eingetreten, als seine ersten schriftstellerischen Versuche der Deffentlichkeit übergeben wurden. Er ist in Schleswig am 17. November 1840 geboren. Sein Vater war der (nunmehr verstorbene) Rechtsanwalt Karl Friedrich Heiberg, der in den politischen Kämpfen der Herzogthümer mannhaft die deutsche Sache vertrat und sogar mit Entziehung der Freiheit seine Ueberzeugung büßen mußte. Seine Mutter stammte aus dem gräflichen Hause Baudissin-Knoop. Er besuchte das Gynasium seiner Vaterstadt mit dem Bestreben, sich an der deutschen Hochschule dem Studium der Rechte zu widmen. Aber die trüben Familienverhältnisse, welche durch die politischen Wirren herbeigeführt waren, und die das Familienoberhaupt der Gattin und den Kindern zeitweise entzogen, wirkten auch auf die Entschliessungen des Sohnes zurück. Er wendete sich dem Kaufmannsstande zu und wurde im Jahre 1857 Buchhändler. Nach gewissenhafter Vorbereitung in Kiel übernahm er die Verwaltung eines von seinem Vater begründeten aber in fremden Händen befindlichen Geschäfts. Späterhin ging er nach Köln und erwarb nach der Rückkehr aus der rheinischen Stadt die Buchhandlung, die seines Vaters Namen trug. Heiberg entwickelte nun eine vielseitige Thätigkeit. Er begründete einen umfangreichen Schulbuchverlag, kaufte eine Druckerei an und verpflanzte seine Verlagsthätigkeit auch nach Oesterreich. Er erzielte in dieser Hinsicht gute Erfolge dadurch, daß seine Schullesebücher in den neuen Provinzen autoritativ eingeführt wurden.

Nach Beendigung des österreichischen Krieges duldete es Heiberg nicht länger in der Heimat. Er verkaufte sein Grundstück, sein Verlagsgeschäft,

seine Druckerei und zog nach Berlin. Hier vermittelte er den Uebergang der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ in andere Hände, trat selbst an die Spitze der geschäftlichen Leitung des Blattes und erweiterte bedeutend die Druckerei, verließ aber nach kurzer Zeit diese Stellung um sich neuen größeren geschäftlichen Unternehmungen zu widmen. Eine Leipziger Bankfirma übertrug ihm die Direction der Spener'schen Zeitung; aber auch diese Stellung war nicht von Dauer. Heiberg hatte an dem großen Geschäftstreiben der Weltstadt Gefallen gefunden und nahm mit Freude einen Antrag der Preussischen Bankanstalt in Berlin an, die ihn in ihre Direction berief.

„Ich befaßte mich“, erzählt Heiberg selbst, „mit dem eigentlichen Bank-, wenn auch nicht mit dem Börsengeschäft, lernte das Versicherungs-, Terrain-, Häuser- und Hypothekenwesen kennen, das Getriebe und Treiben der großen Emissionsbanken, die vielseitigen kaufmännischen Specialitäten, die Fabrik- und Bergwerksverhältnisse, kam mit dem Großen und Kleinen in dem lebhaften Gedränge des Berliner und auswärtigen Lebens in Berührung und machte während längerer Jahre viele und häufig lang ausgedehnte Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Holland, Dänemark, Belgien, England und Frankreich, nach Paris und London.“ Als die Bank durch die plötzliche Zahlungs Einstellung einer großen Stettiner Firma in Liquidation trat, machte sich Heiberg selbständig und beschäftigte sich vornehmlich mit der Einleitung zur Finanzierung von Eisenbahn-, Secundär- und Tramway-Unternehmungen, erhielt auch wiederholt bedeutende Vertretungen, — so war er vorübergehend Bevollmächtigter der chinesischen Regierung in London, — zog sich aber endlich mehrfach betrogen um die Früchte seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit, zu Prozeßen oder zum Verzicht gezwungen, grenzenlos angewidert von allem, was „Geschäft“ hieß, zurück. Wie zufällig schrieb er dann im Jahre 1881 sein erstes Buch, die „Plaudereien der Herzogin von Seeland“, das so außerordentliche Anerkennung fand, daß Heiberg beschloß, sich fortan dem Beruf des Schriftstellers zu widmen.

„Die „Plaudereien der Herzogin von Seeland“ oder, wie der Titel der zweiten Auflage lautet, „Aus den Papieren der Herzogin von Seeland“, sind eine Reihe kleiner Arbeiten verschiedensten Charakters; Feuilletons, Humoresken, Skizzen, Novellen und Ansätze zu größeren Novellen. Man sieht förmlich, daß ein origineller Geist und ein reiches Gemüth jahrelang gesammelt und gespart hat, um die angehäuften Schätze auf einmal vor uns auszubreiten. Ein origineller Geist und ein reiches Gemüth! Denn wenn auch die Plaudereien der Herzogin von Seeland an vortreffliche Muster erinnern, so sind sie doch das ureigene Product einer selbständigen, in sich geschlossenen und gereiften Persönlichkeit, die alles aus sich selber schöpft und für die eigenen Gedanken auch eine eigene Form zu finden weiß. Die Plaudereien erinnern in der Leichtigkeit des Stils häufig an Heines bessere Prosaschriften, in dem Reichthum an Bildern an Börne, selbst in der Beziehung, daß sie,

wie Hörners geistvolle Plaudereien, hie und da überladen sind und in dem Bestreben nach originellem Ausdruck auch unzutreffende Gleichnisse aufweisen.

Das bruchstückartige der „Plaudereien“ ist wohl die natürliche Folge ihres großen Reichthums an Gedanken und Beobachtungen einerseits und andererseits der dem Schriftsteller noch anhaftenden Unsicherheit in der Composition. Er möchte zu viel auf einmal sagen. Der Quell, der in ihm sprudelt, fließt überreich, und er hat noch nicht gelernt, durch die Beschränkung in Stoff und Form ein abgerundetes Kunstwerk zu bilden. Vergleicht man die Plaudereien mit Heibergs folgenden Werken, die in außerordentlich kurzen Zwischenräumen dem Erstlinge folgten, so macht man die merkwürdige Beobachtung, daß alle Eigenschaften des Schriftstellers, fast alle Formen, die seinem Wesen nahe liegen, in seinem ersten Werke im Keime vorhanden sind. Er hat eine reiche Phantasie und schildert doch nichts Phantastisches, nichts was er nicht selbst erlebt, gesehen oder gehört hätte. Wie Erinnerungen aus seinem eigenen Leben klingt alles, was er erzählt, und wenn es auch zu einer Erzählung zusammengefügt ist, die scheinbar ganz außerhalb des Schriftstellers liegt, so sieht man doch mit vollkommener Klarheit, daß es nur einzelne Erinnerungsbilder sind, die sich hier einem bestimmten künstlerischen Zwecke unterordnen. Heiberg liebt das Meer, er liebt seine nordische Heimat, er liebt die norddeutsche Kleinstadt. Die See bildet überall den Hintergrund der Geschehnisse, die er uns vorführt, die deutsche Kleinstadt ist der Schauplatz seiner Schilderungen. Spricht er von der Hauptstadt, die den Mittelpunkt eines großen Länderstrichs bildet, so ist es ihm nicht die Hauptstadt des geeinigten Reichs, sondern der große Handelsplatz der Nordsee: Hamburg. Das Volk spricht das norddeutsche Platt und besteht aus den Wittgliedern jener Berufsweige, die die Nähe des Meeres herausbildet. Kommt in die engen Verhältnisse der kleineren Seestadt ein Bürger der großen Welt, so ist er eine auffallende Erscheinung, die angestaunt, auch angefeindet wird. Der Schiffer, der Fischer, der ehrliche wie der betrügerische Kaufmann, der Arzt, der Anwalt, der Lehrer der Kleinstadt — sie sind die vornehmsten Träger der Handlung in den Heiberg'schen Erzählungen. Erst in jüngerer Zeit hat Heiberg den Schauplatz seiner Romane und Novellen nach Berlin verlegt, und wenn man auch im Allgemeinen in dem Treiben der Großstadt, in den guten und schlechten Charakteren, die sie entwickelt, in den Lebenskämpfen, die sie gebiert, ein größeres und höher erregendes Material für die dichterische Darstellung findet, so muß man doch das Leben beiderer Verhältnisse als das angemessene Gebiet einer schaffenden Kraft erachten, wenn diese sich mit jenen wahlverwandt erweilt. Und dies gilt von Hermann Heiberg. Er kennt nichts so genau, wie diese Verhältnisse, weil er, wenn man so sagen darf, mit seiner Jugendliebe an ihnen hängt, vielleicht auch, weil das, was man mit der lebhafteren Ein-

drucksfähigkeit des früheren Lebensalters in sich aufgenommen hat, sich leichter der schaffenden Phantasie fügt und dem bildenden Verstande unterordnet.

Eine Betrachtung der hervorragendsten Werke Heibergs wird das bestätigen.*) Wir schließen uns nur der allgemeinen Stimme an, wenn wir den „Apotheker Heinrich“ als sein reifstes Erzeugniß hinstellen. „Apotheker Heinrich“ versetzt uns in eine Kleinstadt im hohen Norden Deutschlands, führt aber Ereignisse vor, wie sie wohl in den meisten kleineren Städten des Reichs mit geringer Veränderung sich ereignen könnten, entrollt uns Fehler und Vorzüge, wie sie im Wesentlichen auch der Großstadt nicht fremd sind. Daß ein Elternpaar auf die Entschliesung einer Tochter einwirkt, um durch die Heirath ein auskömmliches Dasein zu sichern, auch wenn ihr Herz nicht an dem Manne hängt, der ihr die Bürgschaft für die Zukunft geben soll, auch wenn sie in der Blüthe ihrer Mädchenjahre, er an Ende des heirathsfähigen Mannesalters steht, daß dieser Mann, eine selbstsüchtige, herrschbegierige Natur, sein junges Weib so lange quält und martert, bis sie den Tod sucht — all dieses kann überall geschehen, ist zu allen Zeiten geschehen. Aber wie diese Dinge sich abspielen, wie die Eigenheiten dieser Menschen, ihre Mängel oder Tugenden sich entwickeln wird erklärlicher, anschaulicher, unmittelbarer durch die Verhältnisse der Kleinstadt. Apotheker Heinrich ist ein scharfdenkender, feiner unbedeutenden Umgebung geistig weitaus überlegener Mann. Klar berechnend in allen Dingen des praktischen Lebens und zu dem spöttischen Wize befähigt, der gern auf Kosten des Nebenmenschen sein Licht leuchten läßt. Sein Wunsch, Dora zu besitzen, entspringt nicht der reinen Neigung des Herzens, sondern dem Stolze, dasjenige Mädchen sein eigen zu nennen, das den allgemeinen Beifall hat, um das sich viele im Wettbewerbe befinden. Und da es der Zufall fügt, daß Doras Eltern der Hülfe des seit Jahren ihrem Hause befreundeten Apothekers bedürfen, so leistet er diese als Gegengabe für die Hand der Tochter. Dora hat Heinrich stets als eine überlegene Persönlichkeit geachtet, sie hat wohl auch einmal geglaubt, daß sie eine tiefere Neigung für ihn empfinde. Aber gerade in dem Augenblick, da die Eltern ihr Mittheilung machen von der Werbung Heinrichs, ist sie in ihren Gedanken mit einem anderen beschäftigt und will die Werbung zurückweisen. Sie unterliegt aber dem Einreden der Eltern und nimmt ihnen zu Liebe die Werbung Heinrichs an. Nun ihres Besitzes sicher zeigt dieser deutlich seine niedere Gesinnung. Herrschen will er im Hause, unbedingt, herrschen auch über das junge Weib, das sein Lebensglück in seine

*) Heibergs Werke erschienen unter folgenden Titeln: Ernsthafte Geschichten. — Ausgetobt. — Aus den Papieren der Herzogin von Seeland. — Die goldene Schlange. — Acht Novellen. — Apotheker Heinrich. — Neue Novellen. — Eine vornehme Frau. — Esther's Ehe. — Der Januskopf. — Ein Weib. — Menschen untereinander.

Hand gelegt hat und für dessen noch unentwickelte große Eigenschaften er kein Verständniß hat. Aus diesem Gegensatz der Charaktere und aus dem Verhältniß, welches sich durch die Hülfeleistung des Apothekers zwischen diesem und Doras Eltern gestaltet hat, entwickeln sich die Lebenskämpfe Doras, die zu dem tragischen Ende des Selbstmords führen. Und doch schwebt über der Erzählung, deren wesentlichen Bestandtheil das Leben Heinrichs und Doras bildet, ein sonniger Humor, der zeitweise sogar zur Satire wird; denn neben der Haupthandlung laufen die alltäglichen Begebnisse der Kleinstadt einher, und in die Beziehungen Heinrichs und Doras sind eine Anzahl von Personen hineinverwebt, die die verschiedenen Berufszweige des kleinen Orts vertreten, und die in Denken und Handeln ganz die Kinder beschränkter Verhältnisse sind. Wenn nun auch diese Schilderung der Kleinstadt mit vollendeter Meisterchaft entworfen ist, so hat sich doch der Dichter in seinem Bestreben, ein in allen seinen Theilen vollkommenes Bild zu geben, von der Haupthandlung häufig so weit abführen lassen, daß die Geschlossenheit der Erzählung einen Bruch bekommen hat. Die Werbung des Provisors Tibertius um die Tochter des verstorbenen Prahmsführers und der verwitweten „Frau Kapitän“ lenkt im zweiten Drittel des Buchs die Aufmerksamkeit von der Haupthandlung zu weit ab. Der Dichter wollte offenbar durch die Gegenüberstellung der beiden Paare eine besondere Wirkung hervorrufen, aber das ist ihm nur auf Kosten der Composition gelungen.

Strenger in Bau und Gliederung sind Heibergs kleinere Erzählungen. Ob er wie in „Mutje Lassen“ den Selbstmord eines kleinen Schiffermädchens schildert, dem der Geliebte untreu geworden, ob wie in den düstigen Erzählungen „Von plattdeutscher Erde“ und „Aus dem Fischerhaus“ die Ausdauer treuer Liebe in zwei Gestalten aus dem Volke vorgeführt wird, ob er in „Uns Korl“ den Tod eines kleinen Knaben und seine niederichmetternde Wirkung auf das Leben eines greisen Elternpaars aus dem Handwerkerstande, ob er endlich uns in „Hinter der Düne“ eine Scene vorführt, in welcher der Blitz den Vater auf dem Felde erschlägt und der durch denselben Funken erzeugte Brand der kleinen einsamen Fischerhütte das zurückbleibende Kind tödtet — überall zeigt sich die schärfste Beobachtung der Menschen wie der Natur an den Küstenstrichen unseres Vaterlands und eine Darstellungsgabe, der gerade für diese Motive besondere Farben zur Verfügung stehen. In den engen Grenzen einer Skizze hält sich auch „Eine Geschichte“, vier Briefe, welche in die Lebensumstände zweier Schwestern hineinblicken lassen, von welchen die eine, vom Glück begünstigt, in Reichthum und Genuß lebt, indeß die andere, deren moralischer Werth ein ungleich höherer ist, in der Sorge um das tägliche Brot ihre Gesundheit einbüßt und in frühen Jahren dahinstirbt.

Die Studien zur Schilderung dieser Verhältnisse aus der höheren Gesellschaft hat Heiberg offenbar in späteren Jahren gemacht und wenn

wir auch, wie wir schon oben andeuteten, als sein mit besonderem Glück gepflegtes Sondergebiet die Erzählung aus der Kleinstadt und aus dem Leben der unteren Gesellschaftsschichten bezeichneten, so hat sein Schaffen auf dem jüngeren Gebiet doch auch schon reife Früchte gezeitigt. „Inés“ ist durch die Darstellung des Frauencharakters ausgezeichnet. Daß sich die Lösung eines schweren Conflicts zwischen Vater und Tochter durch eine nicht ganz natürlich zu begreifende Malerphantasie ergibt, widerspricht ein wenig dem ganzen Ton und der Stimmung der Novelle. „Emmy Genze“ und „Ulrike Behrens“ erscheinen uns als die vollendetsten von Heibergs Novellen. In „Emmy Genze“ wird ein Mädchen geschildert, das nach der traditionellen Auffassung fehlt und unter die Gesellschaft herabfällt, das aber durch ihre rein erhaltenen trefflichen Eigenschaften die Liebe eines Mannes gewinnt, welche die Aussicht auf eine glückliche Ehe mit ihm gewährt. Eine weniger grelle Farbengebung bei der Schilderung der Katastrophe in Emmy's Wohnung und in Emmy's Zwiesgespräch mit dem Erzähler im Thiergarten hätten der Erzählung, die häufig das Unwahrscheinliche streift, noch größere Wahrheit gegeben. Man zweifelt fast daran, daß ihre gute Natur unberührt geblieben sein soll, wenn man sie wie eine verlorene Dirne sprechen hört und glaubt sich bei der Darstellung der erwähnten Katastrophe bisweilen aus dem Miethsstübchen der Residenz in eine phantastische Umgebung fortgetragen. In „Ulrike Behrens“ ist im Gegensatz zu Emmy Genze ein nach den hergebrachten Anschauungen zwar reines, nach ihren Charaktereigenschaften jedoch verwerfliches Weib gezeichnet, das in das stille Leben zweier Menschen eindringt, um es für die Dauer zu vergiften. Sowohl die genußsüchtige, herzlose Ulrike, wie das Ehepaar in dessen Haus sie tritt: die gütige milde Frau und ihr um viele Jahre jüngerer Gatte sind in ihrer Gegenüberstellung meisterhaft erfunden und mit großer Kunst charakterisirt. Das geheimnißvolle Schloß auf der Anhöhe und das geräuschvolle Genußleben in der Weltstadt führen ebenfalls zu einer eindrucksvollen Contrastwirkung. Hier Jugend, dort heranwachsendes Greisenalter, hier Zurückgezogenheit, Gleichmäßigkeit, Eintönigkeit, dort Leben, Heiterkeit, Mannigfaltigkeit — und aus dem Vergleich des einen mit dem andern entspringt, genährt durch die berechnende Coquetterie des jungen Weibes, der Wankelmuth eines gutgearteten Mannes und der jähe Zusammensturz eines stillen Glücks. Erfasst man unmittelbar den Grundgedanken dieser beiden Novellen ohne eine besondere Tendenz in ihnen zu suchen, so dringt man zu dem Kerne der dichterischen Persönlichkeit Heibergs durch, die aus der Menschenliebe ihre Schaffensantriebe zieht und aus der heiteren Sonnigkeit des Gemüths Licht und Farbe entnimmt.

Dieses Wesen des Dichters spricht sich in keinem Werke besser aus, als in „Ausgetobt“. „Ausgetobt“ ist kein Roman, keine Novelle, es ist überhaupt keine geschlossene Erzählung. Es ist ein Bilderbuch, reich an

männigfaltigen Bildern, eine Sammlung von Weisheits- und Erfahrungsjäten, wie sie nur ein guter und kluger Mensch zusammenbringen kann. Nur ein einziger verbindender Faden hält diese Perlschnur zusammen: das ist die Persönlichkeit des Erzählers selbst. „Ausgetobt“ schildert einen Ausschnitt aus den Jugendjahren des heranwachsenden Mannes, mit allen Erlebnissen, mit allem Freud und Leid des erregbaren Jünglingsherzens. Es ist ein köstliches Buch, das vielleicht noch nicht die Schätzung erfahren hat, die es verdient. Hier wird die mangelnde Composition nicht fühlbar. Die lockere Aneinanderreihung der Geschehnisse, die Betrachtungen, die sich aus ihnen ergeben machen das Wesen des Werkes aus, sie bilden, um an ein oben gebrauchtes Bild anzuknüpfen eine Schnur von Perlen, die in ihrer losen Aneinanderreihung dem Dichter alles Mögliche zu berühren gestattet und eben darin (aber auch nur darin) an die Plaudereien der Herzogin von Seeland erinnern. In „Ausgetobt“ zeigen sich alle Fähigkeiten Hermann Heibergs in höherem Grade; die Fähigkeit der Charakteristik an vielen Gestalten der kleinen und großen Welt, die Fähigkeit der Natur- und Ortschilderung der verschiedensten Gegenden, in Stadt und Land, seine humorvolle, heitere Weltbetrachtung. Denn er ist trotz den Erfahrungen des Lebens der sonnigen Betrachtung desselben treu geblieben. Wie man die leitende Idee aller seiner Werke in die Worte zusammenfassen könnte: des Lebens Glück beruht in der Entwicklung aller uns von der Natur geschenkten guten Eigenschaften, mit dem Bestreben, uns und andere glücklich zu machen — so belebt auch den Dichter selbst eine unverwüßliche optimistische Weltanschauung. Alle Tage seines Lebens nennt er wunderbar-schöne; „die kalten, frierenden, die sich hineindrängten, haben mich die sonnigen mit all ihrem Vogelsang und ihrer stillen oder jauchzenden Freude doppelt genießen lassen. Ich habe jene wie Fagen betrachtet, die in verdeckten Körben die unaufgebrochenen Blumentknoipen trugen, welche morgen in leuchtender Pracht aufblühen werden, um meinen Lebensstisch zu zieren. Ich kann sie nicht entbehren, wie ich die Nacht nicht missen kann, die mich nur deshalb in ihre dunkle Schleier hüllt, damit ich den neu gewonnenen Tag mit um so größerer Wonne begrüße und in seinen Freuden mit erhöhter Genußfähigkeit schwelge.“ — Das ist die Stimmung, deren der Schaffende bedarf, wenn seine Kraft nicht erlahmen soll; es ist die rechte Stimmung für einen Dichter der spät begonnen, darum aber auch hoffentlich einen um so längeren Weg noch vor sich hat.





Die Frau ein Mann, der Mann ein Weib.*)

Von

Friedrich Uhl.

— Wien. —

I.

Die Herzogin, nachmals Kurfürstin Sophie von Hannover war eine der hervorragendsten Frauen des 17. Jahrhunderts. „Ich lüge nie!“ konnte sie mit Recht von sich sagen. Die Wahrhaftigkeit ihres Wesens drückte sich aber Anderen gegenüber nicht in verletzender Weise aus; sie ließ sich vielmehr von verständiger Besonnenheit leiten und sagte von dem, was sie dachte und empfand, nur, was ihr zweckmäßig und nützlich erschien. Sie hatte in der Schule des Lebens gelernt zu reden und zu schweigen. Als Kind trieb sie tausend lustige Gullenspiegeleien, als Frau machte sie von den Waffen des Witzes und der überlegenen Laune nur dann Gebrauch, wenn sie herausgefordert wurde. Sie sprach gut und schrieb auch gut; zwar unorthographisch aber geistreich. Sie hatte ein sehr scharfes Auge für fremde Schwächen und Fehler und durfte sich um so mehr über dieselben lustig machen, als sie viele ihrer Zeitgenossen an Charakterstärke übertraf. Sie hatte große Reisen gemacht und fast alle Länder und Mächtigen Europas kennen gelernt.

Prinzessin Sophie wurde am 14. October 1630 im Haag geboren. Sie war die Tochter Friedrich V., Pfalzgrafen bei Rhein, der kurze Zeit hindurch König von Böhmen gewesen und Elisabeths, der Tochter Jakob I. von England. Ihre Eltern hatten sich, nachdem sie ihr Land verloren, nach Holland geflüchtet. Sie waren mit so großem Kindersegen erfreut

*) Auf Grundlage der Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover.

worden, daß sie nicht mehr wußten, welcher Name den Verstommenen gegeben werden sollte. Beim zwölften Kinde, einer Tochter, ließ man das Loos entscheiden, und so erhielt die zukünftige Kurfürstin von Hannover den Namen Sophie. In ihrer Jugend wurde Prinzessin Sophie nicht sehr beachtet. Sie war klein und mager, allein, aus der unscheinbaren Prinzessin wurde später eine schöne Dame, mit hellbraunem, natürlich gelocktem Haare und einem Gesicht, das immer aufgeweckt und heiter schien. Die Prinzessin war schön gewachsen und hielt sich königlich. Ihrem Wahlspruche: „Immer wahr!“ konnte die Herzogin hinzufügen: „und immer heiter.“ Die gute Laune, sagte sie, erhält die Gesundheit, und die Gesundheit erhält das Leben, an dem ich hänge.

Nichtsdestoweniger war es für die Herzogin sehr schwer, immer guter Laune zu bleiben. Sie hätte es verdient, glücklich zu sein, allein, nur zu oft setzten trübe Stunden, unglückliche Ereignisse, Vernachlässigung und Mißachtung von Seite des Gemahls ihre heitere Lebensanschauung hart auf die Probe. Sie sollte zuerst den Herzog Georg Wilhelm von Hannover heirathen; doch dieser trat von der Bewerbung mit der Erklärung zurück, daß er von seinem Vorgesetzten, eine Ehe zu schließen wieder abgekommen sei und den festen Willen habe, sich nie zu vermählen. Er bat, man möge die Hand der Prinzessin seinem jüngeren Bruder Ernst August geben. Prinzessin Sophie erklärte sich bereit dazu. Ihre Ehe war mit Kindern gesegnet, welche die Herzogin mit Liebe und Sorgfalt erzog. Gewiß hätte sie ihren Gemahl beglückt, aber er war eiferjüchtig und ungetreu, zwei Eigenschaften, die sich beim Manne öfter vereint vorfinden, als man glaubt. Die Herzogin machte dem Gatten keine Vorwürfe und verrieth auch nicht durch Thränen ihr Leid. Das Glück ihres Hauses, das Glück ihrer Kinder zu begründen, war ihre Haupt Sorge.

Ihr Gemahl hatte eine Leidenschaft für das Reisen und hielt sich Jahre hindurch in Italien auf. Während der Zeit seiner Abwesenheit erwachte in dem älteren Bruder Georg Wilhelm Neue über das Versprechen, welches er vor der Vermählung Ernst Augusts gemacht hatte. Georg Wilhelm war in das Netz einer abenteuerlichen Französin, Leonore von Olbreuse gerathen, die nach und nach volle Macht über ihn erlangt hatte. Trotzdem die Herzogin Sophie sich alle Mühe gab, einer Heirath zwischen Georg Wilhelm und dem Fräulein von Olbreuse Widerstand zu leisten, konnte sie dieselbe doch nicht verhindern. Sie entschloß sich daher, die Hand im Spiele zu haben und so viel als möglich für ihr Haus und ihre Familie zu retten. Das gelang ihr auch, aber erst nach unzähligen Kämpfen.

Um Waffen gegen die Gemahlin des Herzogs Georg Wilhelm aufzutreiben, wollte sie vor Allem in den Besitz von Briefen gelangen, welche sich in den Händen des Herzogs Philipp von Orleans befanden, des Bruders Ludwig XIV., welcher mit Charlotte Elisabeth von Baiern,

einer Nichte der Herzogin Sophie, verheirathet war. Durch diese Briefe gedachte sie das ehemalige Fräulein von Ombreuse einzuschüchtern und mit der Veröffentlichung derselben zu drohen, wenn die Dame nicht aufhören sollte, immer neue Ansprüche zu stellen, kaum daß die alten erfüllt waren. Die Herzogin Sophie unternahm zu diesem Zweck eine Reise nach Paris. Sie hatte ihren Wunsch, die Briefe zu besitzen, dem Herzog von Orleans in einem vertraulichen Schreiben mitgetheilt, jedoch eine ausweichende Antwort erhalten. Sie wußte also, daß ihre Aufgabe, die Correspondenz von Monsieur, dem Bruder des Königs Ludwig XIV., zu erhalten, eine schwierige sei und machte sich auf einen Kampf gefaßt; nöthigenfalls hoffte sie in ihrer Nichte Charlotte Elisabeth und ihrer Schwester, der Aebtissin von Maubuisson, Bundesgenossinnen zu finden. Wie dieser Kampf aber geführt werden sollte, war ihr noch nicht klar und so machte sie die Wahl der Mittel von den Umständen abhängig.

II.

Sie unternahm mit ihrer Tochter die Reise im Jahre 1679. Die Abtei von Maubuisson befand sich zwei Meilen von Paris entfernt. Am 22. August langte die Herzogin Sophie in Maubuisson an. Sie und ihr Gefolge trugen Reisekleider und geriethen deshalb in Verlegenheit, als sie bei ihrer Ankunft erfuhren, daß der Herzog von Orleans mit seiner Gemahlin und deren Tochter sie erwarteten. Als die Fürstin die Abtei betrat, eilten ihr die Herzogin von Orleans und deren Tochter, so rasch sie konnten, entgegen. Die kleine wohlbeleibte Herzogin weinte vor Freude, umarmte die Herzogin Sophie und wollte sie nicht von ihrer Seite lassen. Hierauf ergriff sie ihren Arm und schritt mit ihr bis zur Pforte der Abtei, wo sich Monsieur, der Herzog von Orleans und die Schwester der Herzogin Sophie, die Aebtissin, befanden. Monsieur begrüßte die Herzogin mit so großer Innigkeit, als ob er sie sein ganzes Leben lang gekannt hätte. Dann begab sich die ganze Gesellschaft in den Sprechsaal. Der Herzog von Orleans ließ die Herzogin kaum zu Worte kommen. Er lud sie ein, womöglich sogleich mit ihm nach Paris zu fahren, um die Vorbereitungen zur Hochzeit seiner Tochter, welche den König von Spanien, Karl II. heirathen sollte, in Augenschein zu nehmen. Er fand nicht genug Worte, die Pracht und den Reichthum der Hochzeitgeschenke zu schildern, welche im Palais Royal zur Ansicht ausgestellt waren. Die Herzogin bat, ihr zu erlauben, einige Tage mit ihrer Schwester zubringen und ihr Incognito aufrecht erhalten zu dürfen. Monsieur aber bestand darauf, daß sie baldigst nach Paris komme und ihr Recht auf einen ihrer Würde angemessenen Empfang geltend mache. Die Herzoginnen von Savoyen und Lothringen hätten in einem ähnlichen Falle die ihnen gebührenden Ehren nicht zurückgemiesen und doch ihr Incognito aufrecht erhalten. Die Herzogin brauche nur, wenn sie das Palais Royal betrete, eine schwarze Schärpe umzubinden,

und sie werde unerkannt bleiben. Monsieur überschüttete sie mit einer Fülle von Einzelheiten über die Etiquette, über den Rang, welcher der Herzogin bei den öffentlichen Festen zustehet, und er kam dabei immer wieder auf die reiche Ausstattung zurück, die seine Tochter erhalte.

Die Herzogin schweig zu allen diesen Reden, faßte den Herzog ab und zu scharf in das Auge und feußte, nachdem er sich erhoben und Abschied genommen hatte. Sie würde größeres Vertrauen in das Gelingen ihrer Aufgabe gesetzt haben, wenn sie in dem Herzoge einen Mann gefunden hätte, der knapp und kurz, vornehm und stolz sich ihr gegenüber verhielte; sein nur äußerlichen Dingen zugewendetes Wesen trübte ihre Aussichten. Sie hätte hoffen können, ihn von der Gerechtigkeit ihrer Ansprüche zu überzeugen und nöthigenfalls von dem Verwandten erbeten, was sie von dem Herzoge nicht erlangen konnte. Was sollte sie aber einem Manne gegenüber beginnen, der sie kaum zu Worte kommen ließ, und wenn sie sprach, kaum anhörte! Weder die Liebe ihrer Schwester, noch die zuthunliche Herzlichkeit ihrer Nichte, der Herzogin, welche in dem Kloster zurückgeblieben war, um der Tante Gesellschaft zu leisten, vermochten die Sorgen von ihrer Stirne zu verschuchen. Die Nacht, die sie in dem stillen Kloster zubrachte, war nichts weniger als friedlich, sie war kummersthor und schlaflos.

Der Herzog und die Prinzessin waren nach Paris zurückgekehrt, um alle Anstalten zu treffen, damit die Herzogin Sophie ihrem Range entsprechend empfangen werde. Am nächsten Tage nach dem Diner trat die Herzogin Sophie mit Madame und deren Gefolge die Reise nach Paris an. Die Pferde der Herzogin von Orleans schlugen einen sehr langsamen Gang ein. Madame rief ihnen in ihrer geraden, deutschen Weise fortwährend „Vorwärts! Vorwärts!“ zu; allein, die Thiere waren nicht zu bewegen, ein schnelleres Tempo zu nehmen. Die Herzogin Sophie begann Frankreich und den französischen Hof in einem eigenthümlichen Lichte zu sehen. Welche Begriffe hatte sie sich von der Feinheit und Vornehmheit der höchsten Kreise gemacht und wie war von Allem das Gegentheil bisher eingetreten! Nun, vielleicht ist der König Ludwig XIV. anders, dachte die Herzogin. Sie fragte lächelnd Madame, wie es komme, daß sie auf der Reise so schlecht bedient werde, und diese antwortete ärgerlich: ihr Gemahl sei von seiner Dienerschaft in früherer Zeit so sehr betrogen worden, daß er es vorgezogen habe, dem Stallmeister jährlich eine bestimmte Summe zu geben, damit dieser die Equipagen liefere. Da es nun in seinem Vortheile gelegen sei, daß die Pferde geschont würden, so hätten die Kutscher den strengen Auftrag, sie nicht im Geringsten anzustrengen.

Der Zug kam trotz der Langsamkeit der schwerfälligen Renner endlich doch im Palais Royal an, wo die Herzogin von den Gesellschaftsdamen und der Dienerschaft empfangen wurde. Madame begab sich in die Appartements ihrer Kinder und die Herzogin, geleitet von den Damen, welche

sie empfangen hatten, in die Räume Monsieurs. Die Herzogin Sophie dankte dem Herzoge von Orleans für den freundlichen Empfang, doch kaum hatte sie einige Worte gesprochen, so fiel ihr dieser in die Rede und sagte, er sei sehr erfreut, seine erlauchte Verwandte in Paris begrüßen zu können. Er habe das Diner für sie und sich bei seinem Lieblinge, dem ebenfalls im Palais Royal wohnenden Ritter Philipp von Lorraine-Armagnac serviren lassen und hoffe, es werde dem Geschmace der Herzogin in jeder Weise entsprechen.

Die Herzogin war überrascht, daß Monsieur das Diner bei einem ihr noch fremden Herrn serviren lasse. Es war dies eine ihrer Heimat ganz fremde Art, Gäste zum ersten Male zu bewirthten; sie hielt einige Augenblicke lang inne, ehe sie dem Herzoge sagte, sie danke vielmals für seine Aufmerksamkeit, aber die Herzogin und sie selbst hätten bereits in Maubouisson dinirt.

Ein Schatten von Unmuth flog über die Stirne des Herzogs, und er suchte denselben auch nicht zu verbergen. Er bedauerte, daß die Herzogin die Einladung nicht annehme und begab sich mit der Prinzessin zu Tische. Madame und die Herzogin folgten in die Empfangs-Räume des Herrn von Armagnac und plauderten oder betrachteten die schönen Gemälde, welche in den glänzenden Salons aufgestellt waren.

Monsieur schien trotz des leichten Unmuths an den Freuden der Tafel Wohlgefallen gefunden zu haben, denn als das Diner beendet war und er wieder zur Herzogin Sophie trat, war seine üble Laune verflogen. Er reichte ihr den Arm und führte sie nach einer Galerie, in welcher die prachtvolle Hochzeitsausstattung der Prinzessin, seiner Tochter, ausgestellt war. Die Herzogin gab sich Mühe auf die Liebhabereien des Herzogs, welche sie bereits kannte, einzugehen. Er schätzte nichts so sehr als prachtvolle Anzüge und reichen Schmuck, er verstand sich auf Kleiderschnitt und Zier besser als alle Schneider und hätte er noch Geschmack besessen, so wäre die Mode jener Zeit, welche er angab, nicht bloß prächtig, sondern auch schön gewesen. Er führte die Herzogin so lange umher, bis diese ermüdet war; aber trotzdem ließ sie, um nicht die üble Laune des Herzogs von Neuem hervorzurufen, die Erschöpfung nicht merken. Zum Schlusse zeigte ihr Monsieur das Prachtstück der Ausstattung, eine Toilette, die so reich vergoldet war, daß die Herzogin glaubte, dieselbe wäre aus purem Golde. Er sah mit Vergnügen, daß sie der Herzogin gefalle, und seine Wangen rötheten sich, als sie ihren Irrthum das schöne Toilettenstück für aus Gold verfertigt angesehen zu haben, ihm mittheilte. Nun glaubte die Herzogin, daß dieser Spaziergang zwischen Stoffen, Bändern, Kleidern, Mänteln, Hüten, Schuhen, Strümpfen und Wäschstücken aller Art zu Ende sei. Allein, der Herzog sprach zu ihr: „Da Sie so viel Sinn für das Schöne an den Tag legen, so will ich Ihnen noch eine große Freude bereiten.“ Darauf reichte er ihr den Arm und geleitete sie in ein kleines Zimmer,

in welchem auf Tischen und in Kästen eine große Menge Schmuck funkelte. Es war der Juwelienschatz des Herzogs und dabei der Schmuck, den er seiner Tochter zur Vermählung schenken wollte. Wohin man sah, gab es Diamanten, Rubine, Saphire und Perlen von großem Werthe.

Die Herzogin, deren Sinn von ganz anderen Sorgen erfüllt war, zwang sich an den Steinen Gefallen zu finden. Was hätte sie, eine Lüge ausgenommen, nicht Alles gethan, um sich dem Herzog von Orleans gegenüber gefällig zu zeigen! Schon wollte sie einige Worte, die den Zweck ihrer Reise nach Paris angedeutet hätten, an den Herzog richten, aber dieser fiel ihr abermals in das Wort und sagte: „da Eure Hoheit so großen Gefallen an diesem Schmucke finden, so müssen Sie mir erlauben, Ihnen zu gestehen, daß die Fassung fast aller dieser Stücke nicht nur nach meinen Angaben erfolgt ist, sondern daß ich eigenhändig mehrere derselben zusammengesetzt habe. Sie sehen, ich bin nicht ganz ungeschickt und nicht ganz ohne Geschmack. Wenn Sie mir deshalb Ihren Schmuck anvertrauen wollen, so werde ich Sorge tragen, daß er in derselben Art, die ich für diese Stücke angegeben habe, in kürzester Zeit umgestaltet werde.“

Die Herzogin dankte artig, aber sie war so ermüdet durch die Beschwerden der langen Reise und von alledem, was sie seit zwei Stunden im Palais Royal gesehen, daß sie sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Sie wollte sich empfehlen, da theilte ihr der Herzog mit, daß sein Bruder, der König ihn beauftragt habe, der Herzogin zu sagen, es würde ihn freuen, sie zu sehen. Er lade sie deshalb nach Fontainebleau ein, wo die Hochzeitsfeierlichkeiten der Tochter des Herzogs von Orleans stattfinden würden und habe Sorge getragen, daß die Herzogin im königlichen Schlosse wohnen könne. Die Herzogin Sophie dankte warm, denn es freute sie, daß sie Gelegenheit finden werde, den prachtvollen Festen beizuwohnen und glaubte sich nun entfernen zu dürfen. Der Herzog war jedoch mit seinen Mittheilungen noch nicht zu Ende. Er schien zu besorgen, daß die Herzogin in Fontainebleau gar zu sehr von den Gästen des Hofes abstecken könnte und fragte deshalb, welche Kleider sie zu dem Feste wählen werde, aus welchen Stoffen dieselbe bestünden u. s. w., ein Gespräch, welches von dem Herzoge so sehr bis in alle Einzelheiten geführt wurde, daß die Herzogin Sophie, als sie endlich Abschied nehmen konnte, einer Ohnmacht nahe war. Todtmüde langte sie in Maubuisson bei ihrer Schwester an. Bald aber gewann sie die Frißche ihres Geistes wieder und machte sich mit der Nektissin über die Kleinlichkeit der großen Welt auf dem kleinen Erdenrunde lustig.

III.

Nach dreitägigem Aufenthalte in Maubuisson begab sich die Herzogin Sophie nach Paris, wo sie in dem Hause einer befreundeten Dame wohnte. Kurz nachdem sie angelangt war, stellte sich ihr eine kleine Armee von

Schneidern und Schneiderinnen vor, welche der Herzog von Orleans gesendet hatte, damit diese die Toilette der Herzogin nach der neuesten französischen Mode herstellen. Die Herzogin ließ diese Kleiderkünstler willig gewähren und that ganz nach dem Willen Monseieurs. In einigen Tagen waren die Kunstwerke sämmtlich vollendet, und die Herzogin begab sich am 30. August 1679 mit ihrer Tochter und dem Gefolge nach Fontainebleau. Sie hatte kaum Zeit, Madame, ihre Nichte, zu begrüßen und mit ihr einige Worte zu wechseln, denn Monsieur, der zugegen war, reichte ihr sofort den Arm und führte sie in ein kleines Cabinet, um ihr einen prachtvollen Leibrock zu zeigen, welchen er bei der Hochzeit seiner Tochter tragen wollte und den er eben mit Diamanten besetzen ließ. Hierauf geleitete er sie in die Wohnung, die er ihr angewiesen und entschuldigte sich, daß dieselbe nicht größer und schöner wäre, da Madame von Montespan das schönste Appartement in Beschlag genommen habe. Indessen, fügte der Herzog hinzu, wenn die Herzogin ihr Incognito wahren wolle, so stehe diese Wohnung in Uebereinstimmung mit dem Auftreten, das sie sich vorgeschrieben habe.

Die Herzogin unterdrückte den Anmuth, der in ihr emporstieg, denn die Räume, welche man ihr zugetheilt hatte, waren in der That mehr als unzureichend. Sie bestanden aus zwei kleinen Zimmern für die Herzogin, ihre Tochter, zwei Damen ihrer Begleitung und die weibliche Dienerschaft. Das wäre also der glänzende Hof Ludwig XIV. dachte sie bei sich. Nun vielleicht würde der König, dessen Glanz und Größe überall so sehr gefeiert werde, ihr einen anderen Begriff von der Herrlichkeit des französischen Hofes beibringen.

Der Herzog von Orleans fragte die Herzogin, ob sie bei der im großen Empfangssaale stattfindenden Trauungs-Ceremonie seiner Tochter mit dem Könige von Spanien zugegen zu sein wünsche. Die Herzogin nahm mit Vergnügen die Einladung an und begab sich, von einigen Cavalieren geleitet, in den Saal.

König Ludwig XIV. und die Königin, alle Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt saßen rund um einen großen Tisch. Die Hochzeits-Pacte wurden vorgelesen, von dem Könige und der Königin, wie auch von allen anwesenden Prinzen und Prinzessinnen unterzeichnet. Selbst die Kinder der La Valliere und Montespan unterzeichneten die Schriftstücke. Für den König von Spanien, welcher sich durch seinen Gesandten vertreten ließ, unterzeichnete dieser: Herzog de los Balbasos. Dies Alles wurde unter zahlreichen Verbeugungen vollzogen, welche die Schönheit der Ceremonie bildeten. Die Herzogin wollte sich entfernen, aber der Herzog von Orleans trat rasch an sie heran und sagte: „Sie dürfen sich noch nicht fortbegeben, verehrte Cousine, der Hauptmoment kömmt jetzt!“

Dieser Hauptmoment bestand darin, daß sämmtliche Prinzessinnen eine

nach der anderen, sich an dem Könige und der Königin vorbeibewegten und tiefe Reverenzen machten.

Als der Zug vorüber war, erhob sich die Königin, machte ebenfalls eine große Reverenz und entfernte sich.

König Ludwig XIV. wandte sich nun gegen die Herzogin Sophie von Hannover, machte eine leichte Verbeugung und sagte ihr, daß er für das Haus Braunschweig, besonders aber für ihren herzoglichen Gemahl hohe Achtung empfinde und daß es ihn freuen werde, dieselbe bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen. Er fügte bei, daß der Herzog von Orleans und dessen Gemahlin die Herzogin Sophie wahrhaft liebten und daß es ihn freue, dies selbst der Herzogin sagen zu können. Er wisse sehr wohl, daß hier nicht der Ort sei, wo er sie eigentlich zuerst begrüßen sollte, daß aber die Vorbereitungen zur Hochzeit ihn zu sehr in Anspruch genommen hätten, um die Herzogin bis jetzt aufsuchen zu können.

Ohne eine Antwort abzuwarten, grüßte er die Herzogin und entfernte sich.

Hierauf begab sich die Herzogin Sophie zur Theatervorstellung. Ihr Incognito wurde wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten nicht sehr sorgsam gewahrt, denn die Diener, welche ihr vorangingen, riefen fortwährend: „Raum für Frau von Osnabrück!“ Indessen war der Platz den man ihr eingeräumt hatte, ihrem Incognito vollständig entsprechend. Man hatte ihr seitwärts, ziemlich entfernt von dem Könige und dem königlichen Hause einen Fauteuil angewiesen, während der Hof der Bühne gegenüber saß. Die Herzogin sah so interessante Gestalten vor sich, daß sie der Comödie selbst nur geringe Aufmerksamkeit schenkte. Fräulein von Fontange, die Freundin des Königs, saß in der Nähe der Thüre, um ihres gesegneten Zustandes wegen den Saal sogleich verlassen zu können, wenn ein Unwohlsein sie befallen sollte. Der Saal war aber auch so überfüllt und die Hitze so groß, daß die Herzogin zu ihrer Begleitung sagte: Am Hofe von Frankreich muß man wohl das Vergnügen mit dem Leben erkaufen. Während der Vorstellung wurde zur Erfrischung Limonade gereicht, und als die Herzogin ein Glas dieses kühlenden Getränkes verlangte, riefen die Diener laut: „Frau von Osnabrück begehrt zu trinken!“

Die Herzogin machte leise spöttische Bemerkungen zu ihrer Umgebung über diesen Vorgang, den sie in Gegenwart des Königs höchst ungeziemlich fand.

Ein Tag war wieder verflossen, ohne daß die Herzogin mit dem Herzoge von Orleans über die Angelegenheit, welche sie so rasch als möglich beendet zu sehen wünschte, ein Wort gesprochen hätte! Ihre Ungeduld stieg von Stunde zu Stunde.

IV.

Am nächsten Tage fand in der Capelle zu Fontainebleau die Vermählungsfeier statt. Das Gedränge war sehr stark, alle Räume erschienen überfüllt. Die Herzogin hatte ihren Platz auf einer Tribüne. Der König

sah sehr oft zu Fräulein von Fontange empor, welche sich auf einer Tribüne an der Seite, wo der König Platz genommen hatte, befand, so daß er genöthigt war, immer den Kopf zu erheben. Frau von Montespan, deren Einfluß zu Ende ging, befand sich auf derselben Tribüne, aber entfernt von Fräulein von Fontange. Während diese schöne und junge Dame in ihrem reichen Schmucke sehr gut aussah und ein heiteres Gesicht zeigte, lagerte eine Wolke von Trübsinn und Neid auf den Zügen der Frau von Montespan.

Die Königin trug ein Kleid und einen Mantel, die mit so schwerer Stickerei bedeckt waren, daß sie bei der großen Hitze sehr stark darunter litt. Die Stickereien waren noch reicher als jene der Decken, mit welchen man bei festlichen Gelegenheiten die Pferde ziert.

Der Herzog von Orleans schien im Glücke zu schwimmen. Er ging in dem Vergnügen, welches ihm das Ceremoniel bereitete, vollständig auf. Madame war nicht minder erfreut durch den Gedanken, daß ihre Tochter Königin werde.

Geringere Zufriedenheit brückte das Gesicht des Königs aus. Er langweilte sich sichtlich während der Ceremonie, denn er schloß wiederholt die Augen und öffnete den Mund. Auch den anderen Wittgliedern des Hofes bereiteten die Vorgänge große Anstrengungen; sie waren fast fortwährend gezwungen, Reverenzen vor dem Altare, dem Könige und der Königin zu machen.

Am Schlusse der Ceremonie schworen der König und im Namen des Königs von Spanien der Gesandte, indem sie die Hände auf das Evangelium legten, ewigen Frieden, dessen Unterpand die junge, schöne Königin war. Hierauf küßte der spanische Gesandte, Herzog de los Valbajos die Hand des Königs von Frankreich, und der Hof begab sich zum Diner.

Nach dem Diner besuchte der Herzog von Orleans die Herzogin von Hannover und theilte ihr mit, daß der König ihr einen Besuch abstatten wolle. Da die Herzogin ihn nicht in ihren engen Zimmerchen empfangen konnte, so bat sie Madame, ob es nicht möglich wäre, den König in deren Appartements zu sprechen, was diese mit Vergnügen gestattete.

Der Besuch des Königs Ludwig XIV. fand in den Abendstunden statt. Zuerst trat der Dauphin ein. Die Herzoginnen erhoben sich und gingen ihm entgegen. Die Herzogin Sophie sprach ihn in der verbindlichsten Weise an.

Der Dauphin antwortete aber nur „Ja“ oder „Nein“, mehr konnte man aus ihm nicht herausbringen.

Der König erschien. Madame und die Herzogin Sophie eilten ihm entgegen. Er sagte mit lauter Stimme: „Nicht Ihnen, Madame, sondern Frau von Osnabrück gilt mein Besuch.“ Er fragte, ob die Königin nicht anwesend sei, um der Herzogin zu erkennen zu geben, daß es sein Wille gewesen wäre, die Gemahlin hier zu finden. Der spanische Stolz der

Königin hatte dies aber nicht erlaubt. Der König gab sich alle Mühe durch sein Benehmen zu zeigen, daß er sich in guter Lebensart von keinem Fürsten der Welt übertreffen lasse. Der Herzog von Orleans wollte ihm einige Worte leise zuflüstern, aber der König sagte laut: „Es ist nicht artig vor Madame leise zu sprechen.“

Der Herzog von Orleans, statt durch diese Worte beschämt zu werden, fragte die Herzogin, ob sie bemerkt habe, welche Mühe sich Seine Majestät gebe, ihr seine Hochachtung auszudrücken. — Der König erinnerte hierauf die Herzogin, daß die Herzoge von Hannover ihn in einer Schlacht besiegt hätten, und daß er ihre Gegnerschaft schwer empfunden habe. Die Herzogin sagte: da die Herzoge von Hannover nicht so glücklich gewesen waren, sich der Freundschaft des Königs von Frankreich zu erfreuen, so hätten sie sich wenigstens bemüht, seine Achtung zu erwerben.

Ludwig XIV. meinte, es habe eine Zeit gegeben, wo es ihm ver sagt gewesen sei, sich um die Freundschaft der Herzoge zu bewerben.

„Ich bin erfreut, Eure Majestät,“ antwortete die Herzogin, „daß diese Zeit vorüber ist, und daß die neue Zeit den Frieden gebracht hat, den ich erst vor Kurzem beschwören sah!“

Ludwig XIV. fiel ihr rasch in's Wort mit der Bemerkung: Dem Schwur ist immer die Klausel beigefügt, daß der Friede so lange währen solle, als es das Staatswohl erheische.

„Ich hoffe,“ erwiderte die Herzogin, „daß der Friede recht lange dauern werde.“

Der König warf den Kopf zurück und sprach: „Auch ich hoffe, daß mir die deutschen Fürsten nicht mehr den Krieg erklären werden.“ Dann schilderte er der Herzogin den glänzenden Stand seiner Armee, die große Macht, über welche er verfüge.

Der Herzog von Orleans bemühte sich durch beigefügte Uebertreibungen die Macht des Königs von Frankreich noch größer erscheinen zu lassen.

Ludwig XIV. fragte noch die Herzogin, ob er deren Tochter Madame oder Mademoiselle betiteln solle. Er glaube, daß die Anrede Madame in Deutschland gebräuchlich sei. Hierauf erhob sich der König, um sich zu entfernen. Die Herzoginnen wollten ihn begleiten, er aber verbat es sich höflich.

Die Herzogin, welche in der Verwirklichung ihres Planes nicht um einen Schritt vorwärts kommen konnte, wurde am nächsten Tage auch von der Königin von Frankreich empfangen. Der Herzog von Orleans, den allein zu sprechen ihr bisher nicht gelungen war, holte sie ab und gab ihr das Geleite.

Die Herzogin verbeugte sich vor der Königin, ohne ihr, wie es dieselbe zu erwarten das Recht zu haben glaubte, das Kleid zu küssen.

Die Königin nickte freundlich mit dem Haupte und sagte: „Ich freue mich, Sie zu sehen.“

Der Herzog von Orleans nahm eine Girandole, welche sich auf dem

neben der Königin stehenden Tisch befand und sagte: „Frau von Osnabrück liebt sehr den Schmuck.“ Er forderte die Herzogin auf, ihm zu folgen und trat mit ihr vor die Glasschränke, in welchen der Schmuck der Königin zu sehen war.

„Ist dieser Schmuck nicht außerordentlich bewundernswerth?“ rief der Herzog von Orleans aus.

Die Herzogin bejahte, wendete sich aber gegen die Königin mit der Bemerkung, daß ihr der Anblick der Herrlichkeiten kein so großes Vergnügen mache, als die Gelegenheit, die Königin betrachten zu können.

Die Königin wies mit ihrer kleinen Hand auf die Edelsteine und sprach: „Sie müssen dorthin sehen und nicht hierher!“ wobei sie die Hand auf ihr Gesicht legte.

Das Antlitz der Königin war sehr weiß und in der Nähe schöner als aus der Entfernung. Ihr Wuchs erschien gerade nicht vortheilhaft. Die Gestalt war klein, der Rücken stark gerundet, der Hals sehr kurz, die Lippen schimmerten zwar in schöner Röthe, aber die Zähne waren schwarz und schadhast.

Die Herzogin mußte fortwährend fast allein sprechen, sie meinte, sie habe nie etwas Glänzenderes gesehen; eine spanische Prinzessin sei allerdings an Pracht gewöhnt.

„Das ist wahr,“ antwortete die Königin wiederholt. „Ich befinde mich hier wie zu Hause; der König liebt mich so sehr! Ich bin ihm sehr dankbar dafür!“

Die Audienz war bisher ganz nach dem Wunsche des Herzogs von Orleans verlaufen, und die Herzogin glaubte, sich durch ihre Haltung sein Wohlgefallen erworben zu haben. Sie hoffte, es werde ihr gelingen, später ein vertrauliches Gespräch mit ihm pflegen zu können. Allein eines der kleinen Ereignisse, welche den Wunsch der Herzogin fortwährend vereiteln sollten, stellte sich auch jetzt ein: Die Königin saß auf einem Fauteuil. Der Herzog von Orleans nahm ein Tabouret und wies der Herzogin Sophie ein anderes an. Das verletzte ihren Stolz. Sie schützte vor, daß die Herzogin von Orleans sie aufgefordert habe, sie sobald als möglich wieder aufzusuchen, machte vor der Königin eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

Der Herzog von Orleans fragte sie, warum sie sich nicht niedergesetzt habe, da ihr ein anderer Sitz neben der Königin doch nicht zustehe, worauf die Herzogin erwiderte: Da ihr die Kaiserin die Ehre erwiesen habe, neben ihr auf einem Fauteuil Platz nehmen zu dürfen, so habe sie es nicht gewagt ein Tabouret neben der Königin von Frankreich anzunehmen.

Der Herzog von Orleans meinte, jedes Land habe seine eigenthümlichen Gebräuche. Er würde es nie wagen, dem Könige zu sagen, daß der Herzogin von Hannover ein Tabouret zu schlecht gewesen sei.

Die Herzogin, welche erröthet war, antwortete darauf: „Eine solche Mittheilung würde kaum der Mühe verlohnen.“

Trotz dieses kleinen Zwischenfalles war der Herzog von Orleans in den nächsten Tagen von fast ungeminderter Freundlichkeit gegen die Herzogin Sophie; allein, es entging ihr nicht, daß er den kleinen Angelegenheiten und Ceremonien, auf welche er sonst so große Stücke hielt, nicht seine volle Aufmerksamkeit zuwendete. Er erschien ihr zerstreut und seufzte dann und wann.

Die Herzogin fragte, was ihn bewege, ob ihn ein Unfall betroffen habe.

„Sorgen drücken meinen Geist darnieder“ antwortete er. Allein, da es sich darum handelte, ihr die Wunder von St. Cloud und Versailles zu zeigen, und der Herzog so viel Einladungen zu treffen, so viel Personen zu sprechen hatte, konnte es der Herzogin nicht gelingen, den wahren Grund seiner Voreingenommenheit zu erfahren.

St. Cloud gefiel der Herzogin sehr gut, auch Versailles. In diesem königlichen Lustschlosse fand ein Diner statt, an dem sie Theil nahm. Rings um die Tafel waren auch hier Tabourets aufgestellt. Die Herzogin von Orleans gab ein Zeichen, daß man dem Herzoge einen Fauteuil herbeischaffe. Dieser aber wies ihn zurück und nahm ein Tabouret, wobei er freundlich lächelnd die Herzogin anblickte, gleichsam um ihr anzudeuten, er beanspruche keinen besseren Platz als sie. Er trieb seine Höflichkeit so weit, daß, als sich die glänzende Gesellschaft von der Tafel erhob, er — der Herzogin von Hannover die Hälfte des Handtuches anbot, damit sich diese zu gleicher Zeit mit ihm die Hände trockne.

V.

Die Zeit verstrich, und Herzogin Sophie war noch immer ihrem Ziele nicht näher gekommen. Sie konnte des Herzogs nicht habhaft werden und sah, daß er einer ernstern Unterredung mit ihr auch ausweichen würde, wenn die Obliegenheiten, sich und die Mitglieder seiner Familie zu schmücken und den Anforderungen des Hofes mit der größten Pünktlichkeit nachzukommen, sie erlaubt hätten. Die Herzogin war daher entschlossen, die erste sich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, den Herzog von Orleans festzuhalten und ihn zu zwingen, sie zu hören und ihren Wunsch zu erfüllen. Sie durfte nicht länger schweigen und weihete ihre Nichte in die Zustände am hannoverschen Hofe ein. Sie schilderte ihr Verhältniß zu der Gemahlin des Herzogs Georg Wilhelm, Eleonore von Olbreuse, die Gefahren, welchen die Erbschaft ihrer Kinder ausgesetzt sei, wenn sie nicht eine Waffe in die Hand bekomme, um die stets steigenden Ansprüche der Madame von Olbreuse in Schranken zu halten. Sie theilte der Herzogin von Orleans die Absicht mit, um jeden Preis den Herzog zu bewegen, sie anzuhören und ihr

die Briefe der Eleonore von Orleans aus der Zeit, da diese in Paris ein abenteuerliches Leben geführt, auszuliefern.

Madame machte ein bekümmertes Gesicht; allein, als ihr die Herzogin Sophie mittheilte, daß die Briefe aus einer Zeit stammten, wo sie noch nicht in Frankreich gewest, drängte sie ihre verletzte Empfindung zurück und versprach, ihrer geliebten Tante beizustehen.

„Was aber sollen wir thun? Wie sollen wir den Herzog nöthigen, Ihnen eine längere Unterredung zu gewähren?“

„Madame werden bemerkt haben, daß er zerstreut und bekümmert ist. Erforschen Sie, welche Sorge ihn drückt. Vielleicht kann ich ihm rathen, helfen und ihn bei diesem Anlasse ungestört sprechen.“

Die Herzogin von Orleans erklärte sich bereit, sogleich zu dem Herzoge zu gehen, um die erwünschten Mittheilungen zu erhalten. Sie bat ihre Tante sich zu beruhigen und eilte zu ihrem Gemahl. Nach kurzer Zeit kehrte sie zurück. Sie war fast außer Athem, so rasch war die kleine beleibte Dame geeilt, um ihre Tante auch nicht einen Augenblick länger als nöthig warten zu lassen. Ein Lächeln überflog ihre Lippen.

„Ich sehe, Sie fassen die Situation nicht zu tragisch auf,“ sagte die Herzogin Sophie. „Welche Sorge lastet auf Ihrem Gemahl?“

Die Herzogin von Orleans warf sich in einen Fauteuil, lachte und sprach: „Meine Heiterkeit verstößt fast gegen die Achtung, die ich meinem Gemahle zu zollen habe. Allein ich kann mich meiner Stimmung nicht erwehren. Ich fand den Herzog in seinem Arbeitscabinete. In welchem Zustande kann und will ich Ihnen nicht sagen. Er ist in Verzweiflung. Er hat mir den Grund mitgetheilt, will aber durchaus allein sein und allein bleiben. Er sagte, ich könne ihm nicht helfen, und Niemand könne es. Er allein sei im Stande das schwierige Werk, welches er vorhabe, zu vollbringen; aber sein erfindungsreicher Geist wäre in den letzten Tagen durch die Sorgen, welche ihm die Feste bei Hofe brachten, minder schöpferisch. Er finde nicht das Rechte, das Passende, das was ihm gefalle.“

„Was ist es denn?“ rief die Herzogin Sophie. „Sind es Schwierigkeiten mit dem spanischen Hofe, zwischen dem Könige und der jungen Königin? Ist es die Sorge um seine geliebte Tochter, die ihn beschäftigt?“

„Nein,“ rief die Herzogin von Orleans, „ihn beschäftigt — ein Hut.“

„Ein Hut?“

„Der Hut, welchen er morgen auf dem Balle bei Hofe tragen will. Er hat sich schon seit langer Zeit vorgenommen, diesen Hut durch eine neue Form und durch neue Ausschmückung derart zu gestalten, daß er eine Revolution im Reiche der Mode hervorbringen soll. Die Form des Hutes hat er zwar gefunden, allein die Verzierung desselben, die etwas durchaus Neues dem erstaunten Auge der Welt bieten soll, ist er zu ersinnen nicht im Stande. Er versucht hin und her, zerschneidet Stoffe, Bänder, nimmt

Schnüre, befestigt und trennt sie wieder ab, setzt Diamanten hierhin, dorthin — das Werk will ihm aber nicht gelingen. Verzweifelt, fast rasend sitzt er in einem Fauteuil, hält die Hand vor die Augen, hoffend auf die Sammlung seiner Gedanken, welche ihm das Erwünschte bringen würde. Er hat mir mit Thränen in der Stimme diese Mittheilung gemacht . . . aber trotzdem ich empfand, daß dieser Augenblick nicht geeignet sei, die Erfüllung Ihrer Wünsche, liebe Tante, herbeizuführen, wagte ich mich doch mit Ihrem Anliegen hervor und bat, Ihnen eine Unterredung zu gestatten.“

„Nein, nein!“ rief der Herzog. „Die Andeutungen, welche mir die Frau Herzogin vor einiger Zeit brieflich machte, haben mich unangenehm berührt. Ich kann in dieser Sache nur schwer etwas thun, und jetzt weniger als sonst. Ich habe keine Zeit, keinen Kopf für diese Angelegenheit. Morgen findet der Ball statt. Stunde um Stunde verstreicht, und ich rüde der Erfüllung meiner Aufgabe nicht näher. Ich lasse die Herzogin bitten sich in Geduld zu fassen. Ich will zwar nichts versprechen, aber später sie wenigstens hören, ihr Rath ertheilen. Entschuldigen Sie und überlassen Sie mich jetzt meinen Gedanken.“

„Hat der Herzog von Orleans verboten, daß ich vor ihm erscheine?“

„Das nicht.“

„Wollen Sie mir einen großen Dienst erweisen, theuere Nichte?“

„Zimmer, mit Vergnügen.“

„Nun, dann führen Sie mich zu dem Herzoge.“

„Das kann ich nicht thun! Alles, was Sie wollen, nur das nicht.“

„Geleiten Sie mich wenigstens bis zur Thüre des Cabinets, in dem sich der Herzog befindet. Dürfen Sie auch das nicht wagen?“

„Das kann, das will ich. Aber wenn wir bei der Thür angelangt sind, erlauben Sie, daß ich mich sogleich zurückziehe. Er darf nicht wissen, daß ich Ihnen hülfreiche Hand geboten habe.“

„Gut, gehen wir.“

Die Damen begaben sich zum Cabinet Monsieur's. Vor der geschlossenen Thüre küßte die Herzogin ihre Nichte auf die Stirne. Diese wandte sich zitternd zur Flucht, und erst nachdem sie sich entfernt hatte, öffnete die Herzogin von Hannover, ohne anzuklopfen die Thüre, trat rasch ein, schloß sie hinter sich zu und stand vor dem Herzoge, der sich mit einem Aufschrei abwendete und ihr den Rücken zuehrte. Er rief nur: Madame! Madame! und deckte beschämt sein Gesicht mit seinen Händen.

Der Herzog von Orleans befand sich im Schlafrock, und eine Nachtmütze, welche mit einem feuerrothen Bande geziert war, bedeckte sein Haupt.

Die Herzogin von Hannover bat vielfach um Entschuldigung, daß sie eingetreten. Sie habe vernommen, daß der Herzog von Orleans sich in einer kleinen Verlegenheit befinde und sei gekommen, um zu sehen, ob sie nicht im Stande wäre, sich ihm bei seiner Arbeit nützlich zu erweisen.

„Madame hat Ihnen erzählt?“

„Nein, nur errathen lassen. Nehmen Sie es nicht ungütig, Herr Herzog. Verzeihen Sie uns Weiden. Von dem aufrichtigsten Wunsche befeelt, Ihnen zu dienen, konnte ich nicht einen Augenblick lang säumen, vor Ihnen zu erscheinen. Lassen Sie hören, lassen Sie sehen, und haben Sie Vertrauen zu mir. Ich diene Ihnen ja so gerne.“

„Sie können mir nicht helfen, Sie können mir nicht rathen. Sie wollen thun, was ich nicht im Stande bin? Ich, der nie in Verlegenheit war, wenn es sich darum handelte, die größte Zahl der verschiedenartigsten Steine zu einem Schmucke zusammenzustellen! Ich bin bekannt in ganz Frankreich dafür, daß ich Geschmack besitze. Nun läßt mich aber meine Phantasie im Stiche. Alle meine Hilfsmittel sind erschöpft. Es fällt mir nichts ein. Wie wollen Sie meine Gedanken ersetzen, theuerste Herzogin?“

„Bitte, lassen Sie doch sehen. Sagen Sie mir, um was es sich handelt. Hier dieser Hut, ist er es, der Sie in Verlegenheit setzt?“

„Ja.“

„Ich bitte, geben Sie mir die Schnüre, die Bänder, den Schmuck. Welche Gegenstände haben Sie zur Verzierung des Hutes bestimmt?“

Der Herzog von Orleans hatte sich in diesem Augenblicke umgewendet, bat um Entschuldigung, daß er in solchem Anzuge vor der Herzogin von Hannover erscheine, deutete auf den mit allerhand Schnüren, Bändern und Agraffen bedeckten Tisch und sagte: „Da ist der Hut. Sehen Sie, welche schöne Form er hat und wie reizend er aussieht. Aber ich bin noch nicht dazu gelangt, über die Wahl der Farben und Schnüre schlüssig zu werden. Ich kann Ihnen deshalb nichts Genaueres angeben.“

Die Herzogin von Hannover, welche von Kindheit an, vom Elternhause her, gewöhnt war für sich selbst und ihre jüngeren Geschwister bei der Wahl und der Anfertigung der Toilette Hand anzulegen, rückte zwei Fauteuils herbei, bat den Herzog auf einem derselben Platz zu nehmen und setzte sich neben ihn. Mit den feinen Händen und dem Scharfblicke, der Frauen von Geschmack und Geschicklichkeit in Toilettesachen gegeben ist, griff sie zu und ordnete die auf dem Tische befindlichen Bestandtheile. Es duldete sie nicht lange auf dem Fauteuil. Sie erhob sich rasch, schritt um den Tisch herum, nahm bald dies, bald das, stellte Passendes zusammen und entfernte Widersprechendes und Störendes.

Der Herzog von Orleans folgte ihr mit den Augen und wurde nach und nach beruhigt. Er sah, daß die Dame mit Geschick alles handhabe, daß sich das Chaos zu ordnen beginne.

In diesem Augenblick hielt aber die Herzogin inne und sagte: „Glauben Sie nun, Herr Herzog, daß ich die Frau bin, um Ihnen bei dem Werke dienlich zu sein?“

„Ich vermuthete es, ich beginne an Ihre Kunst zu glauben.“

„Nun denn! Ein Dienst erfordert den anderen, Herr Herzog. Wenn

ich den Hut zu Ihrer vollen Zufriedenheit schmücke, das heißt, wenn ich es so weit bringe, daß Sie, Herr Herzog, nach Ihrer eigenen Idee das Werk vollenden können; wenn ich Ihnen, da Sie durch die großen Anstrengungen der letzten Tage ermüdet sein müssen, dabei behilflich sein kann — wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?“

Der Herzog von Orleans antwortete: „Sie haben mir bereits brieflich angezeigt, was Sie von mir wünschen. Sie wollen die Briefe der Eleonore von Olbreuse haben. Ist dem so?“

„Ja wohl, Herr Herzog.“

„Ich kann diese Briefe nicht ausfolgen. Ich kann es nicht als Prinz, darf es nicht als Edelmann. Das Fräulein von Olbreuse hat diese Briefe an . . . einen meiner Verwandten geschrieben, der sie mir zur Aufbewahrung gegeben hat. — Der Prinz lebt zwar nicht mehr, aber mein Wort lebt. Ich kann nicht.“

„Nun, dann bin auch ich außer Stande Ihnen den Dienst zu leisten,“ sagte die Herzogin und erhob sich vom Fauteuil.

„Einen Augenblick!“ rief der Herzog. „Eilen Sie nicht fort. Bleiben Sie, helfen Sie mir und lassen Sie uns berathen. Vielleicht findet sich ein Ausweg.“

„Es giebe keinen Ausweg, Herr Herzog! Händigen Sie mir die Briefe ein und ich ziere den Hut. Deffnen Sie ihre Hand und ich lasse meine Thätigkeit über diesem Tische walten. Halten Sie aber Ihre Hand verschlossen, so soll auch aus meinem Kopfe keine Andeutung darüber kommen, in welcher Art ich den Hut schmücken würde.“

„Verlangen Sie, was Sie wollen, Frau Herzogin, nur das nicht! Kann ich Ihnen nicht in einer anderen Weise dienlich sein?“

„Nein; ich bitte um die Briefe.“

„Welchen Zweck verfolgen Sie dabei?“

„Herr Herzog, ich stehe vor Ihnen als Mutter, um für das Wohl meiner Kinder zu kämpfen. Das Glück meiner Familie zu begründen, ist für mich die einzige Aufgabe auf Erden. Ich habe keine andere mehr zu erfüllen. Mein Gatte ist sorglos in dieser Richtung. Sie kennen mich wenigstens aus den Schilderungen meiner theueren Nichte. Sie wissen, ich würde nie etwas thun, was gegen Ehre und Sitte verstoßen könnte. Diese Briefe sollen nie aus meiner Hand kommen. Ich will sie nur als Schild gebrauchen, um gegen ungerechte Angriffe mich und die Meinigen zu vertheidigen. Die Forderung, welche ich stelle, ist durch mein Recht begründet. Ich kann nicht anders. Man droht mir, feierliche Versprechungen nicht einzuhalten, man bedroht das Erbe meiner Kinder; man will uns nehmen, was man uns freiwillig gegeben. Meine Schwägerin — ich muß Eleonore von Olbreuse nun so nennen — ist meine Feindin. Ich muß sie bekämpfen und kann es nicht wirksamer und besser, als wenn ich sie in meine Hand bekomme durch die Briefe, die über ihren Charakter Auf-

klärung geben. Ich will ihr, wenn sie bis an das Aeußerste geht, diese Briefe entgegenhalten wie ein Medusenhaupt, das sie erstarren macht. Das ist Alles.“

„Das ist aber sehr viel! Das heißt von einem Manne fast Unmögliches verlangen!“

„Nun denn, Herr Herzog, ich will auch das Unmögliche leisten. Sie erklären, daß es Ihnen unmöglich ist, morgen als der Gegenstand allgemeiner Bewunderung auf dem Hofballe zu erscheinen ohne das Kunstwerk das sie in Folge der körperlichen Ermüdung nicht so herrlich gestalten können, wie es Ihnen sonst bei so vielen Gelegenheiten gelungen ist. Ich will Ihnen helfen, helfen Sie mir! Wollen Sie?“

„Wollen, wollen! Wenn nur auch das Können so leicht wäre!“

„Herr Herzog, wollen Sie und Sie können. Hier meine Hand, legen Sie die Ihre hinein. Wenn nicht, verlasse ich dieses Gemach, das Palais Royal, Paris, reise augenblicklich ab, und Sie sehen mich niemals wieder.“

Die Herzogin von Hannover hielt ihre rechte Hand vorgestreckt und bewegte sich rückwärts, Schritt für Schritt der Thüre zu.

Der Herzog folgte, streckte zagend seine Hand aus, zog sie zurück, näherte sich wieder der Herzogin, bis diese mit einem raschen Griff seine Hand faßte und ausrief: „Also abgemacht, Herr Herzog!“

„Abgemacht,“ lächelte der Herzog von Orleans.

„Ich habe Ihr Wort!“ rief die Herzogin von Hannover triumphirend aus, ließ Monsieur stehen, eilte rasch zu dem Tische, griff nach Nadel und Bindfaden, nahm den Hut, säumte ihn mit Bändern und umwand ihn mit Schnüren. Dann stellte sie rasch aus den einzelnen Brillantschmucktheilen, welche man nur aneinander zu fügen brauchte, damit sie eine neue Gestalt gewannen, eine prachtvolle, noch nie gesehene Agraße zusammen und befestigte daran die wallende Feder. Mit brennenden Augen folgte der Herzog von Orleans jeder ihrer Bewegungen, während sein Gesicht sich immer mehr und mehr aufheiterte. Die Herzogin faßte hierauf seine Hände, legte dieselben auf den Hut, hierher und dorthin, damit es den Anschein gewinne, als sei ihr der Herzog bei der Arbeit behilflich und ließ ihn, nachdem er vollständig begriff, was sie wollte, die letzte Hand an den Hut legen.

Der Herzog war vor Freude außer sich.

Nach Vollendung des Werkes erhob sich die Herzogin von Hannover und sagte: „Nun, sehen Sie, Herr Herzog, mit meiner schwachen Beihilfe haben Sie gefunden, was sie suchten. Das Werk ist rasch und glücklich von Ihnen vollendet worden.“

Hierauf führte sie den Herzog von Orleans vor einen Spiegel, drückte ihm den Hut auf den Kopf, und er war so erfreut, daß er das Antlitz der Herzogin, welche lächelnd hinter ihm stand, nicht einmal in dem Spiegel wahrnahm, in welchem er nur die Herrlichkeiten seines neuen Hutes bewunderte.

„Sie haben Ihr Wort gehalten, Frau Herzogin! Sprechen Sie nicht, ich empfinde zu tief, was ich Ihnen schuldig bin. Dieses Werk ist Ihr Werk. Ich halte mein Wort.“

Der Herzog schritt, den Hut auf dem Haupte, in ein anstoßendes Cabinet, brachte nach kurzer Zeit ein mit goldenen Fäden umschlungenes Päckchen Briefe und legte dasselbe in die Hände der Herzogin, welche aufathmete.

„Ich danke Ihnen, Herr Herzog,“ sprach sie, „ich werde Ihnen ewig dankbar sein!“

Der Herzog von Orleans trat auf sie zu, küßte sie auf die Stirne und sagte gerührt: „Sie haben mich zu viel größerem Danke verpflichtet, Frau Herzogin, Sie sind eine phantasievolle Frau.“

„Wissen Sie, wie diese Hutform heißen wird, Herr Herzog?“

Der Herzog lächelte und sah vergnügt vor sich hin.

„Ich habe den Wunsch gehabt, daß man diese neue Hutmode ‚Monsieur‘ nennen möge.“

„Nun denn, von dem morgigen Hofballe an wird die ganze elegante Welt Europas die Form und Ausschmückung des Hutes ‚Monsieur‘ nennen. Das verspreche ich Ihnen.“

Die Herzogin machte eine tiefe Verbeugung und verließ den entzückt zurückbleibenden Herzog. Sie eilte zu ihrer Nichte. Die beiden Frauen umarmten sich mit Thränen in den Augen, brachen aber gleich darauf in helles Gelächter aus.

Es geschah wie die Herzogin von Hannover gesagt. Der große Hofball am nächsten Abend war glänzend. Die Herzogin Sophie stand hinter dem Könige und der Königin. Sie glaubte das goldene Zeitalter zu sehen. Der König tanzte mit der Königin, die Prinzen mit den Prinzessinnen, die Brüder mit den Schwestern, man tanzte eben nach dem Range und weniger der freien Wahl entsprechend.

Der König und die Königin bildeten ein sehr ungleiches Paar. Ludwig XIV. sah sehr heiter und vergnügt, die Königin sehr gedrückt aus.

Als sich der Ball seinem Ende näherte, bat die Herzogin von Hannover Monsieur, er möge den König fragen, ob dieser noch einen Befehl für sie habe, da sie am nächsten Tage abreisen wolle.

Der König wandte sich gegen die Herzogin von Hannover und sagte ihr in liebenswürdigen Worten tausend Artigkeiten.

Die Königin wandte sich ebenfalls gegen die Herzogin, und da sich zwischen den beiden Damen ein Stuhl befand, so ergriff sie die Schleppe ihres Kleides mit der Hand, um sie der Herzogin zum Kusse zu bieten. Allein die Herzogin von Hannover war durchaus nicht begierig, ihre Lippen an den Seidenstoff zu drücken und stellte sich an, als ob sie die Bewegung der Königin nicht wahrgenommen hätte, indem sie eine tiefe Verbeugung machte.

Der Herzog von Orleans, überglücklich, daß durch die Bemühungen der Herzogin alle Anwesenden nur noch von „Monsieurs Gute“ sprachen, hatte den kleinen Vorfall zwischen der Königin und der Herzogin wahrgenommen; aber entgegen seiner Auffassung des Ceremonienwesens lachte er und murmelte der Herzogin von Hannover zu, daß die Königin es mit ihren Kindern ebenso halte. Der kleine Herzog von Chartres habe einmal, als ihm die Königin das Kleid zum Kusse geboten, gesagt: „Glauben Sie daß ich Ihre Robe geküßt habe? — ich habe nur meine Hand geküßt.“

Die Herzogin von Hannover fragte hierauf die Königin von Frankreich ob sie keinen Befehl mehr habe, da sie sich verabschiedete.

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu befehlen,“ entgegnete die Königin

Die Herzogin lächelte und schwieg; sie konnte dies wohl thun, denn sie verließ am anderen Tage mit leichtem Herzen Paris. Sie hatte viel Interessantes gesehen, und erreicht, was sie in Frankreich zu erreichen wünschte.



Musikalische Literatur.

Ludwig von Beethoven von W. J. von Wasielewski. Mit einem Portrait in Stahlstich. 2 Bände. Berlin, Verlag von Brachvogel und Knant.

Der biographische Theil des Wasielewski'schen Buches ist eine geschmackvolle Zusammenstellung dessen, was bisher in den Werken von Schindler, Nohl, Rottebohn, Thayer u. A. zerstreut zu finden war. Wie billig ist Thayers Biographie, die leider noch immer ihrer Vollendung harret, in allen zweifelhaften Fällen als maßgebend betrachtet worden; ebenso sind die in den letzten Jahren veröffentlichten Briefe Beethovens sorgfältig benützt und vielfach zum Abdruck gebracht worden. Selbständiges Eigenthum des Verfassers sind die kritischen und ästhetischen Raisonnements über die wichtigsten Werke des großen Tonbildners, die von gesundem und scharfem Urtheil zeugen und über so manche Punkte, die bisher dunkel und zweifelhaft waren, helles Licht verbreiten. Die Analysen der Sinfonien, der Clavier- und Kammermusikwerke und namentlich des Fidelio wird nicht nur der musikliebende Laie, sondern auch der anspruchsvollere Fachmann mit regem Interesse und Nutzen lesen. Zu bedauern ist, daß dem Buche kein Register beigegeben ist, welches ein schnelles Orientiren über den weitverbreiteten Stoff ermöglicht.

Neue Beethoveniana. Von Dr. Theodor Frimmel. Wien, Verlag von Karl Gerolds Sohn.

Frimmels „Neue Beethoveniana“ beruhen zum großen Theil auf mühsamen, langjährigen Quellenstudien. Sie bestehen aus 5 Capiteln: „Beethoven als Clavierspieler:“ „Briefe:“ „Aus den Jahren 1816 und 1817:“ „Beethoven in Mödling“ und „Beethovens äußere Erscheinung, seine

Bildnisse“. Die Briefe, 50 an der Zahl, enthalten zwar wenig Bedeutendes, trotzdem aber wird man es dem Verfasser Dank wissen, daß er die in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten gesammelt und mit interessanten Erläuterungen versehen hat; 6 Briefe werden überhaupt zum ersten Mal mitgetheilt. Von hervorragendem Werthe sind die Abhandlungen Nr. 1 und 5; namentlich die letztere ist in Bezug auf die sorgfältige Sammlung und Sichtung des Stoffes eine wahre Meisterstudie. Das mit drei Hellogravuren und drei Phototypien geschmückte, äußerst elegant ausgestattete Buch ist dem Beethovenbiographen A. W. Thayer gewidmet.

Franz Liszt. Von L. Ramann. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Die Jahre 1841—47. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

Daß auch dieser Band, ebenso wie der vorhergehende, von Bewunderung und Enthusiasmus für den genialen Claviertitanen überfließt, ist selbstverständlich. Fräulein L. Ramann ist nun einmal eine so eingelebte Lisztianerin, daß sie es nicht über's Herz bringt, an ihrem Abgott irgend etwas Fehlerhaftes zu finden. Trotz alledem wird man das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Sieht es doch gerade über die Zeitepoche, in welcher der Claviervirtuose Liszt das halbe Europa in gelinde Raserei versetzte, die umfassendsten und zuverlässigsten Aufschlüsse. Uebrigens beschränkt es sich nicht wie das Titelblatt höchst ungenau angiebt, auf die Jahre 1841—47, sondern schildert auch eingehend die Erlebnisse und künstlerischen Thaten der Jahre 1839 und 40. Die Beigaben (Personenregister, Sachregister, Länder- und Städteregister, chronologisches Verzeichniß der Compositionen Liszts von 1839—47) sind mit musterhafter Genauigkeit abgefaßt.

Bibliographische Notizen.

Der Kunstwart. Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgegeben von Ferdinand Avenarius. (Kunstwart-Verlag Dresden).

„Die Idealismus!“ — „Die Realis-

mus!“ . . . Wie alle Mann, denen noch aufrichtige Liebe zu der einen keuschen Göttin der Schönheit inne wohnt, um das hochgehaltene Banner des Ideals geschaart!“ . . . „Hierher zu uns, wer au

eine stetige organische Fortentwicklung der Kunst wie aller irdischen Dinge glaubt und in ihre Adern aus dem Leben und Denken der Gegenwart neues, kräftiges Blut hinüberführen will! . . . So tönen die Schlachtrufe, die Schwertler klirren, und im polemischen Handgemenge strauzelt mancher Rede, fällt zu Boden, und die Massen setzen gleichgültig über ihn hinweg. Und derweil hat abseits von der großen Wahlstatt Einer eine eigene Fahne aufgespiant, ein selbständiges Lager errichtet, in das von jenem Lärm nur der geringste Wiederhall herüberönt, von dem aus man aber den Vorgängen in beiden Lagern, in der ganzen Kunde mit der größten Deutlichkeit zu folgen vermag. Und vielleicht ist es gerade diese wohlthunende Ruhe, diese Uebersichtlichkeit, welche immer größere Schaaren von Zuschauern in dieses dritte Lager lockt. . . ? In der That, wir beglückwünschen Herrn Ferdinand Abenarius in Dresden aufrichtig zu dem glücklichen Gedanken, der ihn zur Gründung seines bereits im zweiten Quartal erscheinenden Halbmonatsblattes „der Kunstwart“ bewog. Eine „Kunstschau über alle Gebiete des Schönen“ nennt er das Blatt. Der Untertitel ist ein vollständiges Programm in sechs Worten, und es wird mit den besten Kräften durchgeführt. Jede, auch die kleinste principielle Bewegung im Kunstleben, wird mit der Genauigkeit eines Seismographen verzeichnet und in streng sachlicher Weise darüber berichtet. Ein ganz vorzüglicher Gedanke ist die Zeitungsschau. Da findet man alle Artikel erwähnt, welche im Laufe einer bestimmten Zeit über künstlerische Dinge erscheinen, ein unentbehrliches Hülfsmittel für alle Freunde der Kunst. Die selbständigen Artikel sind ebenso kurz als nachdrücklich, der Grundsatz ist als oberster angenommen, möglichst viele Gedanken auf möglichst knappem Raume zu bringen. Und der Ton könnte wohl ein wenig frischer, munterer sein, minder lehrhaft, minder abstract. Wie sagt Schmod? „Man will, daß heut sein soll Alles angenehm für den Leser . . .“

Geschichte Württembergs. Von Paul Friedrich Stälin. Erster Band. Erste Hälfte (bis 1268), zweite Hälfte (1268 bis 1496). (Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren, Ukert und Giesebrecht.) Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Der neueste Geschichtsschreiber Württembergs, Paul Friedrich Stälin, war in

der glücklichen Lage, sich an das Werk seines Vaters, Christoph Friedrich von Stälin anschließen zu können, an ein Werk, welches als die bedeutendste Leistung auf dem Gebiet der deutschen Provinzialgeschichte allgemein anerkannt ist. Die Arbeit des Sohnes bestand hauptsächlich darin, die zahlreichen Forschungen der letzten Jahrzehnte zu berücksichtigen und in das geschichtliche Bild einzufügen. Von dem Werke, welches wohl auf vier Halbbände berechnet ist, liegen die beiden ersten vor, von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1496 reichend. Aber nicht bloß die politische Geschichte ist behandelt; einen Hauptwerth legt der Vfr. auf die Darlegung der Kirchen- und verfassungsgeschichtlichen Verhältnisse, und bietet außerdem in besonderen Beilagen wichtige Beiträge für die Adelsgeschichte des Landes. Die Historiker wären froh, wenn sie für alle Provinzen des Reiches ähnliche Darstellungen besäßen wie die Stälinsche für Württemberg. 1r.

Illustrierte Culturgeschichte. Band I.

Haus und Hof in ihrer Entwicklung mit Bezug auf die Wohnsitten der Völker, von Friedrich von Hellwald. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Verlag von Schmidt und Günther.

Die Geschichte des menschlichen Wohnhauses ist ein Segment der allgemeinen Culturgeschichte. Wenn man von Cultur spricht, so denkt man dabei an ein Ineinandergreifen gewisser geistiger und materieller Momente, deren Gesamtsumme uns ein Bild von dem jeweiligen Stande der Civilisation giebt. In jedem dieser Momente spiegelt sich in verkleinertem Maßstabe das Ganze wieder. Wer uns also erzählt, wie die Wohnsitten der Menschen sich entwickelt haben von der Zeit, da der einfachste Windschirm das schützende Obdach bot, bis hinein in unsere Tage, wird uns zugleich vergegenwärtigen, welche Fortschritte auch auf allen anderen Gebieten der Civilisation stattgefunden haben. Man darf es, ohne Widerspruch zu befürchten, behaupten, daß, so alt wie das Menschengeschlecht auch die Sorge ist, sich vor den Unbilden der Witterung zu sichern. Wenn man sieht, daß selbst Thiere niederer Gattung diese Sorge kennen, dann wird man nicht mehr darüber erstaunen, daß noch kein Menschenstamm auf Erden ohne ein Obdach angetroffen worden ist. So mannigfaltig diese Stämme selbst, so verschiedenartig sie in ihrer Lebensthätigkeit oder geistigen Veranlagung sind, so ver-

schieden sind auch die Formen ihres Wohnhauses und die Mittel, es herzustellen. Der zur Seßhaftigkeit gezwungene Ackerbauer hat ein anderes Wohnhaus nöthig als der herumstreifende Jäger oder der nomadisirnde Wanderhirt. Aus der beweglichen und unbeweglichen Thätigkeit der Menschen, wenn ich so sagen darf, ergibt sich sofort die allgemeine Einteilung in bewegliche und unbewegliche Behausungen. Es versteht sich von selbst, daß im letzteren Falle nur von den durch Menschenhände geschaffenen Wohnungen die Rede ist; denn älter als diese sind die von der Natur gebotenen Schlupfwinkel in Höhlen und in Baumstämmen. Wenn auch jene Einteilung hiervon nicht berührt wird, so ist doch klar, daß eine Geschichte der menschlichen Wohnsitten von hier ihren Ausgangspunkt nehmen muß. Indem Hellwald hier einsetzt und die Entwicklung von Haus und Hof durch alle Zeiten und Länder verfolgt, bietet er eine bedeutsame Ergänzung zu seiner früher erschienenen „Culturgeschichte“. Ein Capitel, welches dort nur skizzenhaft gezeichnet werden konnte, erfährt nun in einem eigenen Buche eine eingehende und umfassende Darstellung. Man weiß, daß Hellwald einer der eifrigsten Propagandisten der Darwinischen Entwicklungslehre ist, deren Säße er auf das Gebiet der Geschichte zu übertragen versucht hat. Auch auf dem engen Raum, auf dem er sich in dem vorliegenden Buche bewegt, findet er eine Bestätigung jener Lehre; auch hier haben wir es mit einer unendlichen Stufenleiter zu thun, „deren tiefste und oberste Staffeln durch eine ungezählte Reihe von Zwischenstufen jeweiliger Gestaltungsformen mit einander verknüpft scheinen“.

Michael Haberlandt. Der altindische Geist. In Aufsätzen und Skizzen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Der Verfasser bietet in diesem Büchlein einen Strauß indischer Blüthen dar, welche er selbst bei seinen Studien auf dem Gebiet der indischen Alterthumskunde gepflückt hat. Neben manchem Mittelmäßigen, das besser ausgeschlossen wäre, finden sich oft in Verknüpfung mit modernen Ideen reizende kleine Bilder aus allen Bereichen des indischen Lebens, welche den Fachgenossen wie den Laien in gleicher Weise

ansprechen werden. Der Verfasser zeigt sich als gewandter Darsteller, verfällt aber in den Fehler großer Breite, welche bei dem Wohlwoll seiner Worte ihm gewiß die Gunst „der schönen Leserin“ gewinnt, den ersteren Leser aber zu der Bitte veranlaßt, in Zukunft etwas mehr Selbstkritik zu üben und die Kunst des Streichens zu erlernen.

Ueber Lesen und Bildung. Von Anton G. Schönbad, Graz, Leuschner u. Lubensky.

Die selbstverständlichen Dinge sind bekanntlich häufig diejenigen, über die man am wenigsten nachdenkt und die doch das Nachdenken am meisten verdienen. So ist es mit dem Lesen, so ist es auch mit dem Begriff der Bildung. Der Begriff der Bildung ist zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener; wie er etwa nach dem heutigen Zustande der Cultur zu definiren wäre, wird nicht leicht jeder anzugeben wissen. Die Auseinandersetzungen Schönbads darüber sind außerordentlich interessant, anregend und so gesagt, daß sie sich in den meisten Punkten der allgemeinen Zustimmung erfreuen werden. Wichtiger aber noch ist das, was er über das Lesen sagt. Wir Männer kommen heute im Allgemeinen nicht viel dazu, neben unserer Berufsthätigkeit unsre Bildung durch ernste, systematische Lectüre zu fördern. Die Frauen der Gesellschaft, die mehr Zeit übrig haben und das Lesen wie einen gewissen Sport betreiben, sind wenig wählerisch in dem Gegenstande der Lectüre. Sie lesen Alles, was ihnen die Zeit vertreibt, besonders aber das, was in der Mode ist. Ob daraus für sie und ihre Umgebung ein Gewinn erwächst, ist freilich fraglich. Schönbad möchte nun mit seinen Anregungen zu einer gewählteren, nach bestimmten Grundsätzen geordneten Lectüre anleiten; Alles, was er über die Bedeutung des Lesens und über die Nothwendigkeit einer ausgewählten Lectüre sagt, ist äußerst beherzigenswerth. Und da das Büchlein überdies in stilistischer Hinsicht vortrefflich ist, so empfehlen wir es auf das Wärmste. Freilich will das kleine Büchlein nicht bloß mit dem Auge gelesen sein, es will in seinem ganzen Gedankengange aufgenommen und beherzigt werden.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Altcrmann, Victor, Agnes von Moran.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt. Braunschweig, Schwetschke & Sohn.
- Althaus, Fr., Theodor Althaus.** Ein Lebensbild. Bonn, Emil Strauss.
- Bibliothek der Gesamt-Literatur des In- und Auslandes.** No. 180—200. Halle a. d. S., Otto Hendel.
- Blätter für Kostümkunde.** Historische und Volks-Trachten. Neue Folge, Dritter Band. Unter Mitwirkung von K. Ahrendts, Otto Brausewetter, Carl Breitbach, Adolf Burger (†), Ludw. Burger (†), Franz von Dofreggor, Julius Ehrentraut, Wilhelm Gentz, Alois Greil, W. Hasemann, F. Keller, Vinc. St.-Lerche, Jean Lulvès, Joh. Makloth, Franz Meyerheim (†), Heinr. Mücke, B. Nordenberg, Bernhard Plockhorst, Carl Rickelt, Ernst Rietschel (†), Rud. Schick (†), Paul Sembner, Franz Skarbina, Eugen Stieler, Franz Thelen, Paul Thumann u. A. herausgegeben von A. von Heyden. Berlin, Franz Lipporheide.
- Daudet, Alphonse, Der Nabob.** Erster Band. (Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Vierter Jahrgang. Band 20.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Dary, J.,** Hoch oben. Novellen. Stuttgart, A. Bonz & Comp.
- Dislocationskarte der Russischen Armee** (im europäischen Reichtheile) nebst tabellarischer Uebersicht der „Ordre de Bataille“ und der Armeeverhältnisse im Frieden, in der Mobilisirung und im Kriege. Wien, Artaria & Co.
- Ernst, Keinh.,** Aprilkinder. Gedichte. Berlin, Paul Hennig.
- Fragmente einer neu entdeckten Bibel.** Zürich, Verlags-Magazin.
- Giesebrecht, Wilh. v.,** Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Fünfter Band. Zweite Abtheilung. Friedrich I. Kämpfe gegen Alexander III., den Lombardenbund und Heinrich den Löwen. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Guthell, Arthur,** Erlebtes und Erdachtes. Novellen und Studien. Hamburg, Otto Meissner.
- Hagen, Edm. von,** Deutsche Sprachweisheit. Etymolog. Aphorismen. 2. Aufl. Hannover, Carl Schüssler.
- Hanstein, Adalbert von,** Albert Lindner. In seinem Leben und seinen Werken. Berlin, Max Schildberger.
- Jahrbücher Preussische.** Herausg. von H. von Treitschke und H. Delbrück. 61. Band. Viertes Heft. April 1888. Fünftes Heft Mai 1888. Berlin, Georg Reimer.
- Jugendpost, Musikalische.** III. Jahrg. 1888. I. Quartal. Stuttgart, Carl Grüninger.
- Kastropf, Gustav,** König Elfs Lieder. Eine lyrische Rhapsodie. Dritte veränderte Aufl. Stuttgart, A. Bonz & Comp.
- Kirchhoff, Alfr.,** Länderkunde des Erdtheils Europa. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung. In 2 Theilen. Mit vielen Abbildungen und Karten. Liefg. 49. 50.
- Kohut, Dr. Adolph,** Buch berühmter Duelle. Berlin, Alfred H. Fried.
- Laverrenz, V.,** Der Flankirbaum. Die erste Instructionsstunde. Zwei Humoresken aus dem Soldatenleben. Mit Zeichnungen von G. Brandt. Berlin, J. L. V. Laverrenz.
- Mallaehow, C.,** Der erste Blick. Lustspiel in 3 Aufzügen. Posen, Merzbach'sche Buchdr.
- Müller, Ad.,** Doctor Fausts Ende. Tragödie in fünf Aufzügen. Blankenburg a. H., Ch. Fulda.
- Müller, Wilh.,** Kaiser Friedrich. Stuttgart, Carl Krabbe.
- Neue Musik-Zeitung.** IX. Jahrg. 1888. I. Quartal. Stuttgart, Carl Grüninger.
- Neudrucke, Berliner.** Erste Serie. Band I. Friedrich Nicolais kleynrer feyner Almanach. 1777 und 1778. Erster Jahrgang. Herausgegeben von Georg Ellinger. Berlin, Gebr. Paetel.
- Neuenaar, L. von,** Gräfin Isolde. Schauspiel in fünf Aufzügen. München, E. Mangelsdorf (G. Franz'sche Hofbuchh.).
- Oertzen, G. v.,** Kaiser Wilhelm. Kaiser Friedrich. Zwölf Sonette. Berlin, Walther & Apolant.
- Pfau, Ludwig,** Kunst und Kritik. Aesthetische Schriften. Erster Band. Maler und Gemälde. Zweiter Band: Bild- und Bauwerke. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Pfell, Joachim, Graf,** Vorschläge zur practischen Colonisation in Ost-Afrika. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Raab, F.,** Die Schreibmaterialien und die gesammte Papier-Industrie. Eine Studie. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Daniel Sanders. Hamburg, J. F. Richter.
- Rechals, Georg,** Bäderfahrten. Lustiges und Lehrreiches aus berühmten Bädern und Sommerfrischen. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.
- Sagenkranz.** Eine Sammlung episch-lyrischer Gedichte ausgew. von Th. Beytammillar. Der Jugend und den Vereinen Deutschlands gewidmet. Mit 12 Original-Illustrationen v. W. Eissel. Stuttgart, E. Hinselmanns Verlag.
- Schwebel, Oskar,** Geschichte der Stadt Berlin. Siebente Lieferung. Berlin, Brachvogel & Rauff.
- Spielberg, Otto,** Die Menschen-Rechte. Ein Wegweiser für diese Welt der Comödie. Zürich, Verlags-Magazin.
- Thikötter, Julius,** Neue Rhein-Lieder. Bremen, M. Hoinsius.
- Tidskrift for Retsvidenskab** udgivet af Bestyrelsen for den Stang'ske Stiftelse i Christiania. I. Aarg. 1ste og 2det Hefte 1888. Christiania, H. Aschhoug & Co.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin,** Band XV. No. 3. Berlin, Dietrich Reimer.
- Viehoff, Heinr.,** Die Poetik auf der Grundlage der Erfahrungsseelenlehre in zwei Bänden. Herausgegeben nebst einer biographischen Skizze: Heinrich Viehoff, aus persönlichem Umgango. Von Victor Kiy. Beigegeben ist Viehoff's Portrait und ein Facsimile seiner Handschrift. Trier, Fr. Lintz'sche Buchhandlung.
- Zeltaonrift für Philosophie** und philosophische Kritik. Neue Folge. 93. Band, erstes Heft. Halle, C. F. M. Pfeffer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Maximilian Schmidt.

Der bayerische Volksschriftsteller Maximilian Schmidt hat kürzlich bereits den 25jährigen Gedenktag seiner literarischen Thätigkeit begangen und an demselben ebenso zahlreiche wie herzliche Beweise der Liebe und Dankbarkeit seiner engeren Heimat entgegengenommen, im weiteren Vaterlande aber ist er erst seit wenigen Jahren allgemeiner bekannt und jedenfalls noch lange nicht in dem verdienten Masse gewürdigt. Für das norddeutsche und gesamtdeutsche Publicum hat es auch seine besonderen Schwierigkeiten, die Leistungen eines Autors richtig abzuschätzen, der die Vorwürfe zu seinen Werken einem in vieler Hinsicht eigenartigen, von dem gewöhnlichen, durch-

schnittsmässigen Bestande deutschen Wesens mannichfach abweichenden, gewissermassen noch in sich abgeschlossenen Theile unseres nationalen Culturgebiets entnimmt und dabei die mundartliche Sprache verwendet, welche zur vollkommenen Charakterisierung seiner Helden und ihrer Schicksalsgefährten unerlässlich ist. Andererseits aber ist Baiern in neuester Zeit immer inniger mit dem Reiche verwachsen und hat sich gerade unsern süddeutschen Brüdern soviel warme Theilnahme zugewendet, dass es jetzt recht an der Zeit ist, allen Deutschen denjenigen bayerischen Poeten zu empfehlen, welcher mehr als irgend ein anderer dazuthut, bayerisches Land und

Volksthum dem richtigen Verständniß und der herzinnigen Sympathie aller Sprach- und Stammgenossen zu erschliessen.

Maximilian Schmidt ist ein Sohn des „Baierischen Waldes“, jenes von der modernen Cultur noch nicht allzuviel durchdrungenen Gebirges, das sich von Straubing und Passau nordwärts bis an die böhmische Grenze erstreckt. Hart an der letzteren liegt der kleine Marktflecken Eschlkam, wo dem damaligen Zollamtscontroleur Schmidt am 25. Februar 1832 unser Maximilian geboren wurde, der heute unter seinen zahlreichen Würden auch die eines Ehrenbürgers seines Geburtsortes trägt. In einer glücklichen Kindheit, behütet von treusorgenden Eltern, an der Seite zweier Geschwister, konnte der junge „Waldler“ inmitten einer mit Naturschönheiten reichbegabten Landschaft und eines kernhaften Volksthums für Phantasie und Herz mannichfache lebendige und tiefhaftende Eindrücke und Anregungen gewinnen, die für sein späteres Dichten und Schaffen massgebend wurden. Zum Schulunterricht wurde der Knabe auf die Studienanstalten in Kloster Metten und in Passau geschickt, und als der Veteran das Hauptzollamt in Hof befördert wurde, setzte der junge Maximilian in der Heimat Jean Pauls seine Studien an der „Gewerbeschule“ fort — so hiesien damals in Baiern die Realgymnasien —, um sie zuletzt in München am Polytechnikum zum Abschluss zu bringen. Er trat sodann in die militärische Laufbahn ein, der er bis zu dem ehrenvoll mitgemachten Kriege von 1866 und weiter hin — nach wiederholtem Eintritt im Jahre 1870 — bis nach Beendigung des französischen Feldzuges folgte.

Schon als Lieutenant hatte Maximilian Schmidt seine ersten literarischen Versuche mit kleinen dramatischen Dichtungen unternommen. Als Inspections-offizier im Cadettencorps zu München verfasste er u. a. ein paar Singspiele, die von Zöglingen dieser Anstalt bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt wurden und dem Dichter huldvolles Wohlwollen des Königs Maximilian eintrugen.

Von dauerndem Werth und Erfolg und darum von dem Dichter selbst als der eigentliche Anfang seiner literarischen Thätigkeit angesehen war der glückliche Griff, den der Poet im Jahre 1863 that, als er mit dem „Fräulein von Lichtenegg“ und dem „Lateinischen Bauer“ die Reihe seiner „Volkserzählungen aus dem Bai-er-

schen Wald“ eröffnete. Diesen Erstlingen seiner erzählenden Muse folgte bald „Die Christkindsängerin“, späterhin „Birgitta“, „Die Glasmacherleut“, ferner „Die Macht des Christbaums“ und schliesslich als die bedeutendste dieser baierischen Waldgeschichten „Der Herrgottsmantel“ — ein Cyklus von sinnigen, tief anmuthenden und ergreifenden volksmässigen Idyllen und Novellen, in denen Schmidt ein ungewöhnliches Talent in der Zeichnung von Natur- und Culturbildern, in der treuen und fesselnden Darstellung echten unverfälschten Volkslebens mit seinen Freuden und Leiden in wechselreichen Schickungen und Entwicklungen immer besser bewährte. War auch im Einzelnen, namentlich in den früheren Erzählungen, zuweilen in dem vorgeführten Stoffe des Guten zu viel gethan, die Handlung durch unnöthige Einflechtungen von Nebenwerk zu sehr beschwert, andererseits auch die sprachliche Form manchmal zu sorglos behandelt, die Darstellung zu wenig gefeilt und geglättet — die natürliche, ungekünstelte Entwicklung der Handlung, der frische lebenswarme Ton, der gesunde, lebenswürdige Humor und die schlichtsittliche, tendenzlos religiöse Gesinnung des Erzählers dieser Waldgeschichten mussten alle für eine solche Richtung empfänglichen Leser gewinnen.

Trotz alledem wollte es dem nunmehr zum beliebten baierischen Volksschriftsteller gewordenen Autor noch lange nicht gelingen, die seinem Genre auf heimathlichem Boden gezogenen ziemlich engen Schranken zu durchbrechen und auch ausserhalb des Kreises seiner alt-baierischen Landsleute Antheilnahme und Zuneigung für den von ihm so wacker vertretenen Literaturzweig zu erringen.

Erst im letzten Jahrzehnt, namentlich seit dem im Jahre 1880 erschienenen „Schutzgeist von Oberammergau“, wurde ihm das ersehnte Glück zu Theil, grössere Erfolge zu erkämpfen, die auch ausserhalb der blauweissen Grenzpfähle mächtiger wirkten und in massgebenden literarischen Kreisen ein stärkeres Echo weckten, womit in erklärlicher Rückwirkung auch in der baierischen Heimat die Stellung und Geltung des Autors sich allmählich zu hohem Ansehen steigerte. Die glückliche Verbindung des vielbesuchten Passionsspiels in dem oberbaierischen Olympia mit einer gut erfundenen und geschickt durchgeführten Fabel, die auf echt nationalem Boden aus dem ländlichen Element auch in das städtische sociale Leben Münchens übergriff, konnte

vielseitigere Sympathien für das neue Volkbuch des patriotischen Erzählers wachrufen, und da das Werk auch in dem Feuilleton einer der angesehensten Berliner Zeitungen zum Abdruck und mehrfach im Norden Deutschlands zu günstiger Besprechung kam, so war Maximilian Schmidt nunmehr in der Leserwelt des grossen Gesamt Vaterlandes in empfehlender Weise eingeführt.

Noch vor dem „Schutzgeist“ war „Das Zehnte Gebot“ (in drei Bänden) herausgekommen. Dann folgten im Laufe der achtziger Jahre — wir bürgen nicht für die genaue zeitliche Aufeinanderfolge, namentlich da Buch- und Journalausgabe auch manchmal in der Priorität wechseln —: „Die Johannisnacht“, „Der Leonhardsritt“, „Das Almstummerl“, „Die Schwanjungfrau“, „Die Miesenbacher“, „Die Knappenlist vom Rauschenberg“, „Die Blinde vom Kunterweg“, „Der goldene Samstag“, „Die wilde Braut“, „Die Fischerrosel von Sanct-Heinrich“, „Der Zuggeist“, „Der Erbe von Pollingsried“, „Der Musikant von Tegernsee“, „Der weisse Sonntag“, „Der Bubenrichter von Mittenwald“, „Die Ameisenhexe“, endlich „s Liserl vom Ammersee“. Auch einige kürzere Humoresken, namentlich „Der vergangene Auditor“, dürfen in der Liste der Schmidtschen Dichtungen nicht unerwähnt bleiben. Augenblicklich ist der Poet mit einer Volksgeschichte beschäftigt, die unter dem Titel „Die Jachenauer in Griechenland“ erscheinen wird.

Auf eine nähere Angabe des Inhalts dieser grösseren, meist einen stattlichen Band bildenden Erzählungen einzugehen, ist bei solcher Fülle unmöglich. nur die hauptsächlichsten Grundzüge seien kurz bezeichnet. Der Autor entnimmt dem Volksleben der bairischen Gebirgsbewohner zumeist solche Vorgänge, welche durch mehr oder minder ernste und tiefe, oft auch recht schroffe Conflict der verschiedenen Lebensstellungen und Beziehungen, Interessen und Anschauungen bei den Beteiligten Gelegenheit geben, innerliche und äusserliche Entwicklungen und Katastrophen von psychologischer und ethischer Bedeutung vorzuführen. Dass dabei das Grundthema aller Herzens- und Lebensentwicklung: die Liebe, durch Gegensätze, Prüfungen und Nöthen mannichfacher Art hindurchgehend, sich läuternd und bewährend, die Hauptrolle spielt, ist selbstverständlich. Philosophische und religiöse Probleme durch Vertreter des Hochlandes und des Waldgebirges behandeln und lösen zu lassen,

liegt dem bescheidenen Volksschriftsteller so fern wie dem Volke selbst. Indessen umfassen Schmidts Register einen grossen Reichthum an socialen und culturellen Motiven, wie ihn eben seine vollständige Kenntniss und geistige Beherrschung des Wesens und Lebens der bairischen Gebirgler, der sinnlichen und sittlichen Eigenart, der wirtschaftlichen Thätigkeit wie der Gebräuche, Sprüche, Sagen und Lieder der Menschen seines Herrschgebietes gewährt.

So sehen wir in Schmidts Erzählungen den jugendlichen Helden, den Burschen voll Kraft und „Schneid“, festen Willens, aber nicht immer Herrn seines Temperaments, allen Hindernissen trotzend, seinem Sterne folgen, den reichen Grossbauern und Hofbesitzer, fest und sicher in selbstbewusstem, stolzem Auftreten, die würdige Bäuerin, fleissig und umsichtig, in Haus und Hof der Rechte und Pflichten ihrer Herrschaft walten, die heranblühende Tochter, sittig und frohgemuth, in munterer Arbeit und sinnigem Spiel die Frühlingszeit des Lebens geniessen, Knecht und Magd bis zur ältesten Sennerin und zum jüngsten Hüterbuben bei aller Beschwerniss des gebirgswirtschaftlichen Dienstes doch auch an den Lichtseiten des ländlichen Lebens nach gutem Menschenrechte theilnehmen; wir lernen den Pfarrer, den Lehrer, den Förster, den Müller, den Gastwirth, den Schmied, den Bergmann, den Jäger, den Wildschützen, den Holz- und den Flosknecht, den Grenzpascher, den Insecten- und Pflanzensammler, den Bildschmitzer, den Musikanten und den verkommenen „Künstler“ fragwürdiger Art, den das Geschick in die Berge verschlagen — alle Elemente der schaffenden wie der vagierenden Bevölkerung des Hoch- und des Vorlandes in lebenswahren, oft wahrhaft typischen Figuren kennen. Die Scenerie aber in Berg und Thal, auf sonniger Alm, wie am düsteren Waldsee, auf steilem Felsgrat wie in dunkler Schlucht, in wohnlicher Hütte wie auf freier Höhe, in mallichem Festtagsglanze wie bei tobendem Sturmesgraus, in den beschaulichsten wie in den bedenklichsten Situationen weiss uns der Dichter in zartestem Natursinn und schärfstem Beobachtungs- und Darstellungsvermögen allüberall in klaren Contouren und frischen Farben zu schildern; er versteht es, in knapper Darstellung, ohne jeden Wortschwulst und bei erstaunlicher topographischer Treue der Natur die Geheimnisse ihrer Schön-

heit so glücklich abzulauschen, dass wir uns stets auf festem Grunde mitten im Schauplatz und Vorgang seiner Geschichte als Mitlebende mit allen Freuden und Schmerzen derselben fühlen. Dabei lässt doch fast immer die wohlgedachte Anlage, die treffliche Charakterzeichnung und die anmuthreiche Darstellung uns der Erzählung mit ästhetischem Behagen folgen. Da aber Schmidts Helden und Heldinnen stets auch neue Beispiele zu jener rechten Lebensphilosophie darbieten, nach welcher die beste Gewähr für Bestand und Erfolg wahren Glückes in der gewissenhaften tüchtigen Arbeit, in der unerschütterlichen Herzens- und Pflichttreue liegt, von welcher glücklicherweise krankhafte Gefühlseligkeit und Schöthuererei ferngehalten wird, so gewinnen des Dichters Bartl und Marll, seine Gírgl und Lindl, seine Traudl und Regerl, seine Liseis und Mirdeis unser ganzes Herz und bereiten jungen und alten Lesern, bei denen solch ein realistischer Idealismus und Optimismus den rechten Widerklang in Geist und Herzen findet, tiefinnige Erquickung.

Dass Schmidt für die Rede der in seinen Erzählungen auftretenden Personen, soweit sie dem Landvolke angehören, auch die Sprache dieses Volkes, den Dialekt, gewählt und beibehalten hat, war bei dem gesammten Wesen und Zweck seines literarischen Schaffens eine Nothwendigkeit. Die Erzählung selbst wird bei Schmidt stets in der hochdeutschen Schriftsprache geführt, und gerade die Abwechslung zwischen dieser und dem Volksidiom verleiht der Darstellung einen, erhöhten Reiz und gewissermassen eine dramatische Bewegtheit. Uebrigens ist die bairische Mundart, sowohl wie sie im niederbairischen „Wald“ als wie sie im Alpenlande gesprochen wird, auch dem Nichtbairn leicht verständlich. Bei aussergewöhnlichen Ausdrücken kommt uns der Autor mit der genügenden Erklärung in Noten oder Vorbemerkungen zu Hülfe.

Der dramatische Charakter mancher novellistischen Geschichte des Autors musste diesem den Versuch nahelegen, seiner epischen Behandlung auch die dramatische Bearbeitung folgen zu lassen, und bei seiner uns bereits bekannten ursprünglichen Neigung zur Bühnenwirksamkeit konnte Schmidt dieser Versuchung um so weniger widerstehen. Das Unternehmen fiel denn auch wiederholt glücklich aus. Sowohl „die Johannisnacht“ als „der Georgithaler“ und „der

Leonhardsritt“ — letzterer unter dem Namen „der Loder von Baierisch-Zell“ — hatten sich einer günstigen Aufnahme auf bairischen Bühnen zu erfreuen. Das letztere Stück hat Schmidt mit dem Münchener Schauspieler Hans Neuert gemeinsam gearbeitet, ebenso wie das „Austragstübel“, das bei den Tournéen der „Münchener“ vom Gärtnertheater, welche die bairischen Volksstücke in den grösseren Städten Alldeutschlands vorführen, als Paradedstück figurirt.

Eine Sammlung kleinerer Dichtungen in gebundener Rede, ebenfalls im Dialekt, gab Schmidt unter dem Titel „Altboiarische Geschichteln und Gedichteln“ (1894) heraus. In buntem Strausse werden darin „Spuk, Mär und Leben aus dem Baierischen Wald“, Lieder von „See und Hochland“ und sonst noch „Allerhand“ dargeboten. Zahlreiche minder umfangliche Producte seiner Muse, die bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich bei patriotischen Veranlassungen, entstanden und entweder als Monographien oder in Tageblättern und Zeitschriften gedruckt worden sind, entziehen sich der Aufzählung an dieser Stelle. Einige derselben sind dem königlichen Einsiedler auf dem Throne, dem unglücklichen Ludwig II. von Baiern, gewidmet, in welchem Schmidt einen ihm wohlgeneigten huldvollen Protector fand, der ihn auch mit dem Titel eines königlichen Hofrathes auszeichnete.

Nach diesen Darlegungen wird sich der Platz, den Maximilian Schmidt in der vaterländischen Literatur der Gegenwart einnimmt, unschwer ergeben. Wenn man ihn bei der herrschenden Neigung zu Vergleichen den bairischen Auerbach, Bitzius, Rosegger und Fritz Reuter, den „Defregger mit der Feder“ und wer weiss noch wie sonst genannt hat, so wird man leicht erkennen, dass ihn von den genannten Erzählern von Dorf- und Volksgeschichten aus dem Schwarzwald, der Schweiz, der Steiermark und Niederdeutschland bei aller Verwandtschaft ihrer Dichtungsart doch auch wesentliche Verschiedenheiten trennen. Gleich freilich steht er ihnen in der Liebe zu seiner Heimat, in dem Geschicke, mit welchem er seine Landsleute darzustellen und auf sie zu wirken weiss, und in der zunehmenden Gegenliebe und Dankbarkeit, die er dafür in der engeren Heimat wie allmählich auch in den weiteren Kreisen der gesammten sich ihres Volkthums immer besser bewusst werdenden Nation findet.

Chr. Petzet.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1888^{er}. Frische Füllung. 1888^{er}.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . . .	55 ²⁰ C
Mühlbrunn . . .	40 "
Schloßbrunn . . .	41 ⁸ "
Theresienbrunn . . .	47 ¹ "
Neubrunn . . .	47 ³ "
Marktbrunn . . .	31 ⁵ "
Felsenquelle . . .	47 "
Kaiser-Karl-Q. . .	33 ⁴ "
Kaiserbrunn . . .	39 ¹ "

— < > —

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

Quellen-
Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisiert.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— < > —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen

(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen im

Jahre 1887



11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON,

UND REMAGEN A. RHEIN.



Band 46. — Heft 137.

— 4 —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

August 1888.

Greslau.
S. Schottlaender.

August 1888.

Inhalt.

	Seite
Ida Boy-Ed in Lübeck.	
Sturm. Novelle.....	139
Paul Lindenbergr in Berlin.	
Ludwig Pietsch.....	186
Ludwig Pietsch in Berlin.	
Epigonen der Romantiker. Eine Jugenderinnerung.....	200
Jacob v. Falke in Wien.	
Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses. I.....	220
Moriz Hoernes in Wien.	
Der falsche Czar Peter III. Eine Episode aus der Geschichte Montenegros.....	234
Wilhelm Bölsche in Berlin.	
Telepathie Das Märchen von einer neuen Wissenschaft.....	245
Duf Drčević †.	
Eine unheilvolle Heirath. Serbisches Culturbild aus der Hercegovina. Aus dem Serbischen von M. v. S.....	256
Bibliographie.....	264
P. K. Hofeggers ausgewählte Werke. (Mit Illustrationen.) — Dichtungen in Versen.	
Bibliographische Notizen.....	271

Hierzu ein Portrait von Ludwig Pietsch.
Radirung von E. Kühn in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hefen mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefen) 6 Mark.

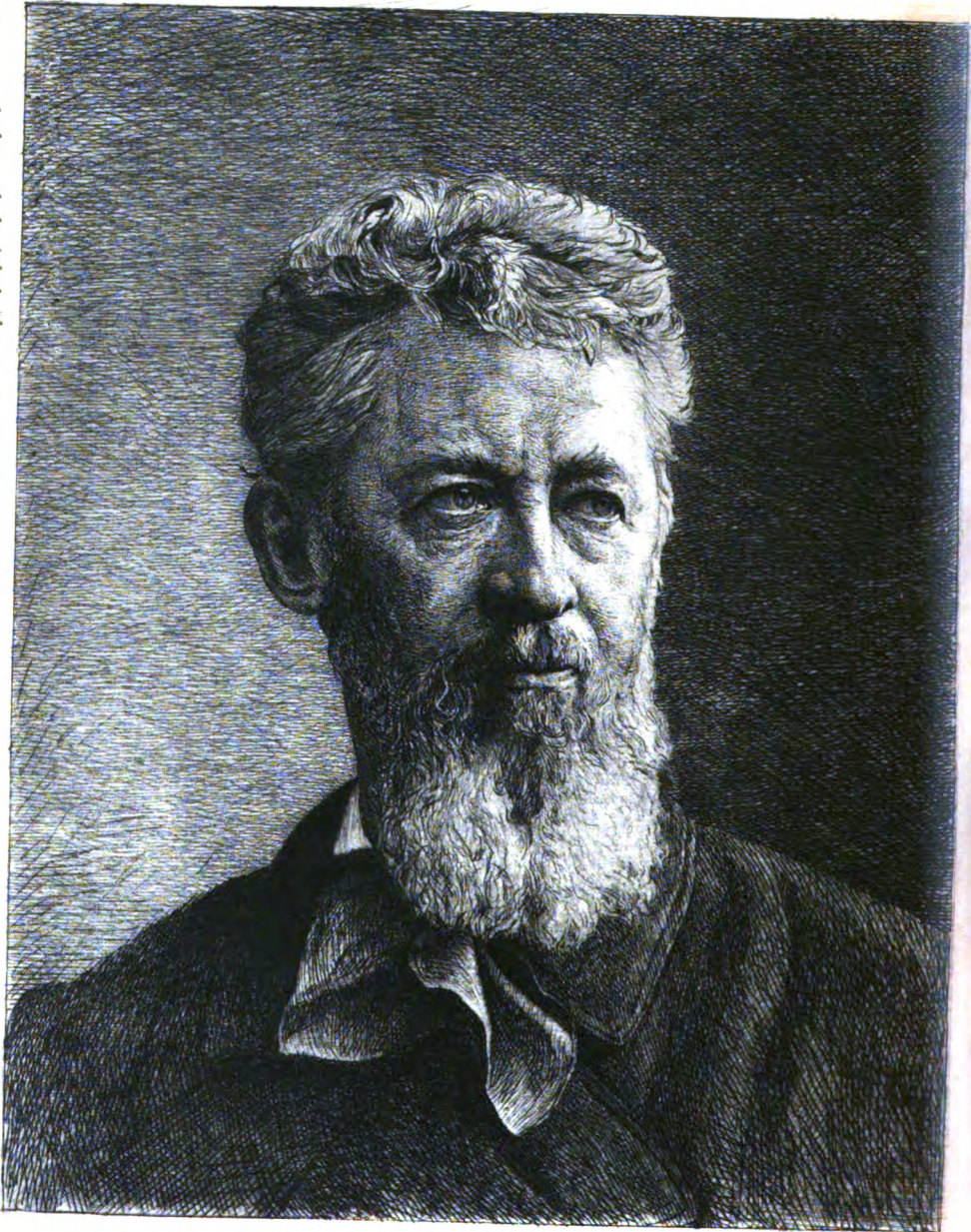
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

THE UNIVERSITY OF
CHICAGO

1875



Ludwig Pietsch

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLVI. Band. — August 1888. — Heft 137.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Pietzsch.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Sturm.

Novelle.

Von

Ada Boy-Ed.

— Lübeck. —

Wollen wir es nicht dem Vater sagen?“

„Gleich jetzt?“ fragte Agnes bedenklich entgegen und schüttelte etwas das Köpfchen.

Willibald strich ihr sanft über das dunkle, glattgescheitelte Haar, das nach der Mode der Zeit, von den Schläfen ab die Ohren bedeckend, in dicken Locken herabfiel, während es am Hinterkopfe sorgfältig in Puffen um einen hohen Kamm geordnet war.

„Freilich,“ sagte er leise, „ich bin ein armer Offizier, und Du denkst, daß Dein Vater Schwierigkeiten machen könnte?“

Die dunklen Augen in dem weißen Gesicht leuchteten auf.

„O nein,“ rief sie, „wir sind ja reich, Du siehst es wohl an der Führung unseres Lebens, und wir sind nur zwei zu dem Vermögen, mein Bruder und ich. Das ist es nicht.“

Der junge Offizier sah sich unwillkürlich im Zimmer um, und sein Auge blieb zuletzt an der schlanken Gestalt der Geliebten haften. Ja, hier sprach Alles von althergebrachtem, solidem Reichthum: von den nachgedunkelten, großlinigen, mit Messing beschlagenen Mahagonimöbeln, den alten Bildern an der Wand, dem Silbergeräth im Glasischrank, bis zur vornehmen Erscheinung des Mädchens, deren feine Glieder und zarte Haut, deren faltiges Gewand von grün und roth changirter Seide dafür zeugten, daß Arbeit und Sorge hier unbekannte Gäste seien.

„Nun also was denn?“ fragte er, seinen Arm um ihre nackten Schultern legend.

Agnes lehnte das Haupt vertrauensvoll gegen seine bräunliche Wange, ergriff mit ihren beiden Händen seine herabhängende Rechte, hielt sie fest, sehr fest und sprach:

„Es sind Conflictc, die sich mehr fühlen als jagen lassen. Wird der Vater uns in diesen Zeiten das Recht zugestehen, ein eigenes, stilles Bürgerglück zu suchen, wo das Glück aller Bürger bedroht ist? Wird mein Bruder Georg, der, wie Du schon hundert Mal gehört hast, am liebsten mit der Fackel der Revolution die Geister entzündend durch Alldeutschland zöge — wird er den preussischen Offizier als Schwager willkommen heißen? Ja mehr noch, müssen wir nicht davor zittern, daß er, den wir täglich aus Wien zurückerwarten, sich hier in den Vordergrund der Ereignisse drängen wird und daß dann die Rücksichten auf Deinen Stand Dir die Verlobung mit der Schwester eines Mannes verbieten, der lieber Throne stürzen, als Deutschland länger uneins und kaiserlos sehen will?“

Willibald von Volklingen war sehr blaß geworden. Er schwieg lange. Sie standen Beide unbeweglich und sahen durch das Parterrefenster hinaus auf die Straße, wo frischer Märzwind und kühle Märzsonne die Reste eines vorher gefallenen Regengusses von den Pflastersteinen trocknete.

Endlich hob Agnes das Haupt und sah zu dem Manne empor. Eine quälende Sorge schien auf seinem bleichen Gesicht, auf seinen zusammengezogenen Brauen zu liegen — eine Sorge, die offenbar nichts mit Agnes zu thun hatte, denn in dem dunklen Auge war alles Licht der Liebeswünsche erloschen.

„Was hast Du, mein Freund?“ fragte sie besorgt.

Er seufzte schwer, hob die Stirn und murmelte:

„Das löst mir Niemand!“

Dann ward er sich Agnes Nähe bewußt.

„Geliebte,“ rief er mehr traurig als leidenschaftlich, „soll denn in den Tagen, wo kein Gefühl mehr zweifellos ist, nicht wenigstens das friedliche Wünschen zweier Herzen ganz rein und gläubig und erfüllbar sein? Was schreckt Dich das Gespenst des fernen, fremden Bruders, der seit zehn Jahren nur durch Briefe an Euch sich noch band! Die ehrwürdige und rührende Gestalt Deines Vaters wird als Retter und Schützer vor unserer Liebe stehen. Und seiner Achtung bin ich gewiß.“

„Nein,“ sagte Agnes mit ängstlichem Eigensinn, „laß unsere Liebe ein Geheimniß bleiben, bis wir Georgs Meinung erforschten.“

Willibald trat unwillig von ihr hinweg und ging mit lauten Schritten auf dem Estrich hin und her.

„Du liebst mich nicht genug,“ sprach er schmerzlich, „sonst würdest Du Dich grade fest, unentreibbar fest in meine Arme flüchten, ehe der erscheint, von dem Du Hindernisse fürchtest.“

Er hoffte, daß Agnes sich nun mit den heftigsten Versicherungen ihrer grenzenlosen Neigung an ihn klammern würde, seine Zweifel an ihrer Liebe zu beschwichtigen. Sie aber stand sinnend, von dem Gefühl der Verwunderung umfangen, daß in der That ihr Glück nicht jubelnder, ihr Herz nicht fassungsloser, ihre Gedanken nicht trunkener seien. Seit langem hatte ihr Gemüth gläubig das Wort der Liebe von dem Verlobten erwartet; sie sah, daß sie von ihm begehrt war, seit er zuerst ihr Haus betreten hatte. Von Herzen erwiderte sie die schnell erwachte und stetig wachsende Neigung des jungen Offiziers. Ihre Mädchenphantasie hatte ihr in vielen schlaflosen Nächten die Minute vorgespielt, wo er sagen würde: „Agnes, ich liebe Dich!“ Diese Minute war gewesen — und anstatt eines himmelhochjauchenden, betäubenden Glückes war nur ein sanfter Friede in ihr Herz gekommen. Anstatt geblendet zu sein von göttlichen, neuen Offenbarungen, die ihr aus diesem Männerherzen hatten kommen sollen, konnte sie ruhig die praktischen Seiten dieser Verbindung erwägen.

Was war das?

Und auch Willibald war betroffen. Seit Wochen hatte er in Agnes leuchtendem Auge Gegenliebe gelesen und sich die flammenden Wonnen des Augenblicks vorgestellt, wo er ihr von Liebe reden und den ersten Kuß auf diese keuschen, stolzen Lippen drücken würde. Und nun war Alles so liebevoll, so gefaßt vorübergegangen, ohne unfägliche Entzücktheit?

Was war das?

Es war der urewige Bruch zwischen Göttlichem und Menschlichem; es war die Enttäuschung, deren Opfer von hundert Liebenden neunundneunzig werden. Das Weib erwartet von solcher Stunde eine Neuschöpfung ihres ganzen Seins. In ihrem reinen und von Erfahrungen nicht umgemodelten Herzen erscheint unbewußt der Augenblick einer solchen Erklärung noch in seiner ganzen ursprünglichen Wichtigkeit für die Schöpfungen der Natur und den Fortgang ihrer Erscheinungen. Sie fühlt, daß etwas Ungeheures sich begeben wird, etwas Räthselvolles; sie ahnt, daß sie den Geheimnissen des Lebens näher treten, daß die Bestimmung ihres Daseins sich erfüllen soll.

Ein fremdes Licht bricht aus ihren Augen: die selige Furcht vor dem neuen Sein, das beginnt, die Bangigkeit des Abschieds von dem Frieden der Jugend. Beides macht sie stumm und verwirrt.

Der Mann versteht das fremde Licht nicht, er sieht an ihm nur den Ausdruck künstlich anerzogener Zurückhaltung; er ist ernüchtert, daß sein Blick nicht zum Funken wird, der hellere Flammen entzündet; das beschwingte Wort hemmt sich auf seiner Lippe, das Ungeßüm seines Ruffes mildert sich, und er fühlt sich enttäuscht durch die Wahrnehmung, daß bei einer Liebe, die in geregelten Formen nun sein Leben ausfüllen soll, schon die ersten Aeußerungen blasse Farben haben. Vielleicht huscht dann noch die Erinnerung flüchtig ihm durch Ohr und Hirn an einen jauchenden

Schrei der Hingabe, den er einmal von einem Weibe gehört, das ihn wild geliebt hatte und doch bald vergaß — und er versucht getröstet zu denken, daß Laubheit ein Zeichen gesunder Dauer sei.

So schwiegen Agnes und Willibald lange, von Räthselgefühlen Beide bewegt und Beide schließlich von dem dunklen Bestreben erfaßt, den Andern die unerklärliche Enttäuschung nicht fühlen zu lassen.

„Wenn Du an meiner Neigung zweifelst, Willibald, dann ist es meine Pflicht zum Beweise ihrer Kraft in jeden Kampf einzutreten,“ sagte Agnes sanft.

„Pflicht!“ wiederholte der junge Offizier in namenlose Bitterkeit ausbrechend, „mit diesem schrecklichen Worte werden jetzt alle heiligen Hoffnungen ertödtet. Daß Du mir nun gerade um dieses Begriffs willen einen heißen Eigenwunsch erfüllen willst, schmerzt mich, wie Fronte einer wunden Seele weh thut.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Verhüte Gott, daß Du es thätest! Hierin nicht! Versteh' meine Liebe, und ich bin zufrieden.“

Agnes ergab sich darin, seine dunklen Bemerkungen ohne Fragen hinzunehmen. Ihr Vater, der weise und weltentrückt über den Stürmen der Zeit stand, hatte ihr oft gesagt: „In diesen Tagen trägt Jeder einen Abgrund von Sorgen und Wünschen in seiner Brust, den er mit neuen Ereignissen ausgefüllt sehen möchte. Wenn man einst von den Märtyrern von Achtundvierzig sprechen wird, dann werden die nicht mitgenannt, in deren Herzen das schwerste Märtyrerkthum großwuchs.“ Sie lebte in einer Zeit, wo man gewohnt war, Jedermann erregt zu sehen, ohne daß es immer gerathen schien zu fragen „warum“; wo Jedermann sich erregte, oft ohne zu wissen weshalb; wo der Strom der Bewegung Alle mitriß; wo Lüge und Wahrheit ihre Riesenleiber gemeinsam aus der Menschenfluth emporreckten und thatendurstig ihre Schwerter schwenkten.

„Wir wollen zum Vater gehen,“ sagte sie gefaßt.

Sie ging durch das nächste Zimmer, welches in der Einrichtung dem ersten sehr ähnlich war, und klopfte an eine Thür, die offenbar in ein drittes, ebenfalls straßenwärts gelegenes Gemach führte.

„Herein,“ sagte eine schwache Geisterstimme.

Agnes trat über die Schwelle, der junge Offizier folgte ihr.

„Ah, sieh da, unser junger Krieger,“ sagt die schwache Stimme wieder.

„Ich bin schon seit einer Stunde bei Agnes,“ sprach Willibald. Er beugte sich kindlich nieder und streichelte die runzelige Greisenhand, die der Alte ihm darbot.

Der Greis saß in einem hohen Lehnstuhl vor einem Schreibtisch, den man an den Pfeiler zwischen den beiden Fenstern gerückt hatte. Die ganzen Wände deckten Bücherregale, von deren oberstem Rande römische und griechische Kaiser- und Gelehrtenköpfe, in Gyps nachgebildet, herab-

schauten. Den Aufsatz des Schreibtisches zierte ein Globus und eine Bronzestatuetten Friedrichs des Großen. Ein Kupferstich dieses Königs hing an der Pfeilerwand darüber. So ungünstig die Beleuchtung war, zwischen den gardinenlosen Fenstern, so schien es doch, als leuchteten die großen Augen Friedrichs aus dem farblosen Stuch hervor.

Agnes schob den Lehnstuhl etwas herum, so daß ihr Vater sich gegen das Zimmer wenden konnte. Man sah, der Greis war bis zum halben Leibe in Decken gewickelt und konnte sich mit diesen nicht allein bewegen.

„Eine Stunde schon — so, so, eine Stunde,“ sagte der alte Mann, während ein Zug liebenswürdiger Schelmerei über sein verwittertes Gesicht flog. „Natürlich, man beeilte sich nicht das Alter zu begrüßen, da man sich mit der Jugend so gut unterhielt.“

Willibald wußte, daß der alte Professor Lucanus das nicht voll Eiferjucht auf die ihm gebührende Ehrfurcht sagte.

„Wir haben uns nicht gut, wir haben uns ernst unterhalten, Herr Professor,“ sprach er mit seinem offenen, männlichen Tone und blickte voll Liebe auf den Greis. „Von der Zukunft unseres ganzen Lebens sprachen wir, und daß wir einig seien, zusammen alle Freuden und Leiden zu tragen, dasern Sie es in väterlicher Güte gestatten wollen.“

Agnes saß auf der Armlehne des Sessels, legte ihr dunkles Haupt auf das reiche Silberhaar ihres Vaters und fügte leise hinzu:

„Willibald liebt mich. Sein Vater war Dir ein theurer Freund. Du wirst dem Sohne nicht weigern, was er begehrt.“

Und dabei traf ihr Blick Willibalbs Gesicht, als wollte sie sagen: „Sieh, daß ich Dich liebe; ich bitte ja für uns.“ Willibald aber hörte nur den schüchternen Ton und deutete ihn als Mangel an Feuer und hörte nur „Willibald liebt mich.“ Ein übervolles Herz hätte gesagt „wir lieben uns!“

Der Greis legte ein Buch, das er noch immer geöffnet in der Linken hielt, gewendet auf den Schreibtisch, daß ihm die Seiten nicht verschlugen. „Meine Kinder,“ sagte er in einem Gemisch von Bedenklichkeit und Wohlwollen, in dem das letztere die größere Stimme hatte, „ich habe das gedacht, kommen sehen, ja, gewünscht. Aber es kommt mir zu früh. Diese Zeit ist nicht zum Freien gemacht.“

„Das sagte ich Willibald auch,“ rief Agnes, den Verlobten ansehend.

„Das Geschrei nach Freiheit tönt häßlich in meinen Ohren, es sind unreine Klänge darin. Laßt den Lärm erst verhallen,“ bat der Greis.

„Nein,“ rief Willibald ausbrechend, „gerade jetzt laß mich den Frieden, den Halt finden am Herzen Deiner Tochter, mein Vater — in Deiner sturmlosen Nähe!“

Der Greis sah ihn forschend an. Aber er verbarg die tieferen Gedanken, die er hegen mochte, unter seinem milden und zugleich überlegenem Lächeln und sagte mit Humor:

„Außerdem, mein Sohn — wenn das Pathos Deiner Jugend mich

denn sogleich zu Deinem Vater ausruft — außerdem, mein Sohn ist die Einwilligung Georgs eine Nothwendigkeit.“

„Immer wirft dieser Mann seinen Schatten voraus und auf mich,“ sprach Willibald unwillig; „ich möchte wissen, ob die Stimme des Bruders oder die des Vaters denn maßgebend für Agnes ist.“

„Georg wird diese Heirath gestatten,“ beschwichtigte der Greis, „er wird es, wenn ich ihm sage, daß ich Dich achte, mein Sohn! Das Urtheil seines Vaters über den Werth der Menschen hat er noch stets gewürdigt, wenn er das Urtheil des alten Mannes über das Drängen dieser Zeit auch nicht annehmen will. Es ist des Geldes wegen, dessen Ihr doch für Eure Heirath bedürft, nothwendig Georg zu fragen.“

Betroffen blickten die beiden Liebenden sich an.

„Du bist doch reich, Vater,“ brachte Agnes zögernd hervor.

„Ich — nein! Ich habe nichts,“ sagte Lucanus mit der größten Einfachheit.

Willibald erschrad heftig. Er sah plötzlich ein neues, wirkliches Hinderniß, die Geliebte zu besitzen. Agnes begriff nichts; sie stotterte etwas davon, daß ihr Leben, die Privatbeschäftigung des Vaters, der Besitz dieses großen Hauses in der Breitenstraße von Berlin ihr den festen Glauben geweckt habe, daß . . .“

„Aber mein Kind, Du weißt doch, daß Georg der Sohn meiner ersten Frau ist. Von ihr kommt aller Reichthum, ich habe nur die Nutzung. Nach meinem Tode fällt es an Georg. Aber schon mehr als einmal hat Georg die Frage angeregt, eine Schenkungsurkunde aufzusetzen, die Dich zur Hälfte mit ihm theilen lasse.“

Willibald begriff die unberührte Zufriedenheit des Greises nicht.

„So soll ich bei einem Unbekannten erbetteln, was ich von dem geliebten Vater ohne Besinnen genommen hätte!“ rief er stolz. „Nein, lieber . . . lieber . . . lieber . . .“

O wie schnell sank sein stolzer Muth, da es galt auszusprechen: lieber entfage ich Agnes!

„Georg,“ sprach der Alte, sinnend vor sich hinlächelnd, „wird in der verschwenderischen Großmuth gegen die Schwester sich so sehr gefallen, daß es ihm Wollust sein wird, sie auszuüben. Gebt ihm Gelegenheit eine That zu thun, die nach etwas aussieht, und er ist Euch dankbar für Willibalbs Armuth.“

Agnes und Willibald begriffen diese Charakteristik des fernem, ihnen Unbekannten nicht. Sie fühlten sich sogleich getrübet.

Der Greis hub von Neuem an.

„Nicht allein um Georgs willen dränge ich darauf, Eure Verbindung, oder vielmehr die Hoffnung auf eine solche, noch ein Geheimniß unter uns dreien sein zu lassen. In Deinem Herzen, mein Sohn, ist noch in den Winkeln allerlei verborgen, das der Liebe nicht Platz lassen wird, als

sorgenlose Herrin ganz hinein zu ziehen. Seit langem fühle ich, daß geheime Noth Dich quält. Ich will Dir mein größtes Gut vertrauen: den Leib und die Seele meiner Tochter, und ich soll als Gegengeschenk nicht Dein Vertrauen empfangen?"

„O Gott!“ rief der junge Offizier und schlug beide Hände vor sein Gesicht.

„Agnes,“ sagte der Alte mit jener würdevollen Bestimmtheit, die es unmöglich machte, sich ihm durch Blick oder Gedanken nur zu widersetzen, „laß uns allein.“

Das Mädchen stand vor dem Geliebten und sah ihn an. Eine große Angst gähnte in ihr auf auf und beklemmte brennend ihren Athem. Jetzt, jetzt fühlte sie etwas von dem, was sie lange geträumt — ein unbändiges Vorwärtsdrängen — eine heiße Nothwendigkeit sich an seine Brust zu werfen — ihm zuzujuchzen „und wenn Du ein Mörder wärest — ich liebe Dich!“

Doch er, ohne die Hand von den Augen zu lassen, wandte sich und lehnte sich gegen ein Bücherbord. Es schien, als berge er Thränen.

Und was secundenlang aufsuchte in Agnes Herzen, erlosch. Still und traurig ging sie hinaus, durch das nächste Zimmer, um nicht in die Versuchung des Lauschens zu kommen, in das erste, wo sie sich an ihrem Nähtischchen am Fenster niederließ und die schlanken Finger eifrig, wenn auch mechanisch mit Filetnadel und Elfenbeinstab an einer Filetarbeit zu hantiren begannen.

„Was hast Du?“ fragte der Greis ohne Erregung.

„Ich habe meine Ehre verloren. Ich bin ein Verräther,“ sagte Willibald tonlos.

Der Alte sah den Jungen an, der mit schlaff herabhängenden Armen, den Rücken gegen die Bücherwand, ein Bild des Jammers dastand. Das dunkle Haar hing ihm in die Stirn, unter dem Schnurrbart waren die Lippen fest zusammengedrückt.

„Mit der That oder mit Gedanken?“ fragte Lucanus weiter.

„Wär' ich's mit der That: ich lebte nicht!“ sprach der Offizier finster.

Der Greis sah still zu dem Bilde des großen Königs empor. Es schien, als hielte er stumme Zwiesprach mit den leuchtenden Augen. Seine Lippen bewegten sich murmelnd. Endlich seufzte er schwer, wandte das Gesicht wieder dem Jüngling zu und sagte:

„Komm heran, mein Kind, es strengt mich an, so fernhin zu sprechen.

Gejenkten Hauptes trat der junge Volklingen näher. Neben dem Schreibtisch, unter dem Fenster stand eine niedere Polsterbank, Agnes pflegte auf ihr zu sitzen, wenn sie dem Vater aus dem „Tagwächter“ vorlas. Dahin deutete die zitternde Greisenhand. Willibald setzte sich nieder, stützte die Ellbogen auf den hoch gezogenen Knien und die Stirn gegen die

gefalteten Hände. So saß er, bereit sich die Dual seines Innern abfragen zu lassen, wie von einem Richter.

„Ich frage nicht. Sprich von selbst,“ sagte der Alte, als hätte er die Gedanken des Jüngenden errathen.

Der junge Offizier befann sich; er war nicht der Rede so mächtig, um nun wohlgefaßt und folgerichtig Alles vorzubringen. Ja, ihm schien, als bestehe grade darin ein Theil seiner Noth, daß er nicht deutlich ausdrücken könne, worin sie bestehe.

„Du weißt, ich bin im Cadettenhause erzogen; ich habe mehr gelernt meine physischen Kräfte üben, als mich mit Nachdenken darüber zu quälen, warum die Dinge um uns so sind, wie sie sich eben darstellen. Das Quantum wissenschaftlicher Bildung, das man uns beigebracht hat, haben wir pflichtgemäß und ohne den Wunsch es zu vermehren in uns aufgenommen. Wie haben nicht gelernt uns mit Fragen „woher? warum? was dann?“ abzuquälen. Und doch war diese Erziehung keine todt, mechanisch sich abhaspelnde Form. Ein großer und mächtigen Begriff lebte in ihr und ging ganz in unsern Geist über: gehorsam und im Gehorsam muthig sein, das ist die hohe Pflicht, die, wenn wir sie alle ganz erfüllen, uns alle zum Schutz und Schirm des Vaterlandes machen soll. Diese hohe Bestimmung meines Berufs hat mich sonst immer dafür entschädigt, daß ich kein Eigenleben ausleben darf; ja, ich hatte gar nicht das Bedürfniß nach einem solchen.“

Wie wurde ihm leicht, während er sprach; wie fand er nun Worte, die er sonst vergebens gesucht! Ja, der alte kluge Mann wußte es, wie die Last sich mindert, wenn man Worte findet um sie auszusprechen.

„Als ich Offizier wurde und in die Welt hinaus trat, fand ich sie schon in Gährung. Aber all die fordernden Worte gingen an meinem Ohr vorüber wie leerer Schall. Volksrechte, Constitution, Pressfreiheit — was war das mir? Ich bin nicht berufen mein Volk mit zu erziehen, zu belehren, zu beglücken — ich bin berufen zu streiten, wenn Feinde es bedrohen!“

„Necht so, mein Sohn. Blick' auf Deinen König und auf Deinen Degen und auf nichts sonst,“ sagte der Greis.

In diesem Augenblick schlug etwas knatternd gegen die Fenster. Der junge Offizier schrak zusammen. Der Sonnenschein draußen war erblichen, ein Hagelschauer prasselte stoßweise mit dem Frühlingsturne hernieder. Im Gemach war es grau und düster geworden.

„Aber aus dem Gelärm ringsum,“ fuhr Volklingen fort und hob sein schönes junges Gesicht gegen den Alten, „scholl ein Wort! Ein immer wiederkehrendes! Ich hörte es. Ich trank es mit durstiger Seele. Es brennt in mir — unauslöschlich! Ich kann es nicht vergessen! Wenn ich im Kasernenhof die Rekruten exercire, wenn mir auf den Straßen das Gewühl von Menschen begegnet, auf deren Stirnen ich Gedanken des

Aufruhres lese, die ich verabscheue, wenn meines Königs mildes, kluges Auge mich trifft — ja in Agnes Nähe, hier zu Deinen Füßen, immer höre ich's!"

„Das Wort . . .“ sagte der Greis mit zitternder Stimme und feuchten Augen.

Volklingen sprang auf. Eine ungebändigte Erregung flammte auf seinem Gesicht.

„Das Wort, das eine, das hohe: Deutschland! Ein einiges Deutschland und mein König als sein Kaiser!“

Er warf sich an dem Sessel des Greises nieder und umklammerte die eingefallene Brust mit beiden Armen.

„Was ich denke, ist Verrath an meinem Eide, denn mein König verbietet es, so zu denken. Dies wünschen, heißt die Gährung dieser Zeit gut heißen. Nein — ich heiße sie nicht gut. Sieh — ich bin ganz von allem Verstande verlassen. Ich erföhne das Ziel und hasse den Weg!“

Ein eigenthümliches Licht ging in dem Antlitz des Alten auf. Die welke Hand legte sich beschwichtigend auf das dunkle Haupt an seiner Brust.

„Auf dem Wege, mein Sohn, ist so viel Lüge, Verbrechen, Verrath und Eitelkeit, daß Du ihn hassen kannst, ohne Dein Ziel zu verleugnen. Und doch geht große Saat unter all dem Unkraut auf. Diejenigen erst, die fern von dieser Zeit stehen, werden die wahren Patrioten von den Betrügnern und Betrogenen scheiden lernen, sowie man fern von einem verworrenen Bilde stehen muß, um die Anordnung des Stoffes recht beurtheilen zu können. Und daß Du von dem Ziele träumst, das würde Dein König Dir vergeben. Er selbst . . . er ist ein Hohenzoller!“

Er schaute zu dem Kupferstich zwischen den Fenstern auf.

„Du hast es gezeigt, was für ein Geist in ihnen lebt. Sie müssen! Es liegt in ihnen.“

Volklingen verstand den Gedankengang des Greises nicht ganz, oder war doch zu sehr mit sich beschäftigt, um ihm zu folgen. Er hob den Kopf näher zum Ohr des Greises und flüsterte:

„Und noch eine schreckliche Furcht faßt mich. Sieh, die Unruhe wächst, ein Aufruhr ist zu erwarten — wer wird berufen sein, ihn zu bändigen? Wir? Wer wird den Degen ziehen müssen, Preußen gegen Preußen? Wir? Bin ich deshalb Dffizier geworden, um Bruderblut zu vergießen?“

„Gott der Allmächtige wird verhüten, daß es zum Neuffersten komme,“ sagte in inbrünstigem Wunsche der alte Mann. „Und wenn selbst das geschähe — wenn . . . wir Alle mein Sohn sind Werkzeuge in der Hand des Höchsten. Ein langes Leben und ein tiefes Studium der Geschichte haben mich gelehrt, mit dem einzelnen Ereigniß nicht zu murren, sondern immer die Lehre abzuwarten, die sich aus ihm ergab.“

Aber wann hätte die erhabene Weisheit des Alters, die Qual einer Jünglingsbrust zu bändigen gewußt? Es ist das Recht, das Leid und

das Glück der Jugend, sich selbst erst Wunden zu holen, ehe sie sich des Mitkämpfens begiebt.

Bolklingen sprang auf und lief heftig im Zimmer hin und her. Nur als die schwache Stimme sich wiederholte, hemmte er den Schritt; er wußte, daß man still und aufmerksam verharren mußte, wenn den Greis das Sprechen nicht ermüden sollte.

„Wir leben in einer wunderbaren Stimmung,“ sprach der Alte. „Die nivellirende Zeit der französischen Herrschaft, die von Napoleons Tagen her, wenn ich sagen soll, moralisch noch bestand, vielleicht nur, weil seit Napoleons Sturz nichts Welterschütterndes sich begeben hat und das letzte Ereigniß für naive Gemüther auch immer das größte Ereigniß bleibt — diese nivellirende Zeit ist vorbei. Die Völker verschanzen sich in ihrer Nationalität, ihrer angestammten Sprache, ihrer überkommenen Religion. Alte Feindschaft wacht auf. Weltbürgersinn wird verspottet. Und doch führen die neuen Eisenstraßen, die Dampfschiffe die Völker immer näher zu einander; während der Nationalitätenhaß wächst, wachsen zugleich Handelsverbindungen. Das erzeugt die Eifersucht, es einander zuzuthun. Auch im Lärmen gegen die Gewalt. Aber glaube mir, mein Sohn, aus dieser Krisis wird Preußen, wie schwer sie auch werde und wie lang sie sei, doch größer hervorgehen. Wer zu lesen versteht in den Büchern der Geschichte, der weiß, daß seit den Tagen des großen Kurfürsten Deutschlands Zukunft in Preußens Händen liegt. Träume nur Deinen Traum weiter vom einigen Deutschland. Du darfst es, auch als Deines Königs Offizier. Vielleicht wirst Du es noch mit erkämpfen — meine Augen werden so Großes nicht mehr sehen. Aber ich habe auch Großes gesehen: den größten Menschen aller Zeiten. Ich habe den großen Friedrich noch erblickt.“

Und er nickte mehrmals vor sich hin, mit den geistigen Augen eine ferne, ferne Erinnerung frühesten Jugend suchend. Ein Schauer von Ehrfurcht wallte in dem jungen Offizier auf.

Er küßte die welke Hand, die sich prophetisch erhoben hatte. So stand er noch voll Scheu und bewundernder Liebe da, als die Thür jäh aufgerissen ward und Agnes mit allen Merkmalen großer Angst im Gesicht hereinstürzte.

„Karsten kommt eben heim, er hat die Postische geholt — er sagt — auf den Straßen — o mein Gott!“

Der letzte Ausruf kam aus dem Munde wie ein Schrei, und zugleich neigte sich der Mädchenkopf laufend gegen das Fenster.

Ein dumpfes, unbestimmtes Geräusch war fern zu hören, schwoh aber in der Secunde, da Alle lauschten, schon brausend näher.

Karsten, der junge Diener des Hauses, stand auf der Schwelle und hielt die neueste Nummer der Zeitung in der Hand. Ein breitschultriger,

starrer Märker mit blonden Haaren und wasserblauen Augen stand er da, im intelligenten Gesicht einen Zug von überlegener Schlaubeit.

„Was bedeutet das?“ fragte Professor Lucanus.

„Auf dem Schloßplatz und beim Lustgarten sind tausende von Männern versammelt. Sie brüllen nach dem König. Ich mache mich eilig davon.“

Bolklingen stöhnte auf. Die Stunde war da! Agnes umschlang furchtsam den Verlobten. Indeß das Getöse lauter scholl, fragte der Greis:

„Und wie kommst Du nach dem Lustgarten?“ Karsten hatte nur die Zeitung holen sollen, aus dem schräg gegenüber liegenden Hause der Druckerei. Da er nun aus Erfahrung wußte, daß er bei seinem Herren mit festen Wahrheiten sehr gut und mit leeren Ausreden sehr schlimm weg kam, antwortete er:

„Ich machte mit der Zeitung einen kleinen Umweg, um sie zu lesen. Unserer will auch wissen was vorgeht. Denn wenn die neue Verfassung kommt, hat unserer auch seine Meinung zu sagen.“

„Das verhüte Gott, oder er mache Dich zuvor klüger,“ sagte der Alte lächelnd. „Also eine Zusammenrottung.“

„Es hieß, daß Militär . . .“

Weiter kam Karsten nicht. Ein tosender Lärm verkündete, daß sich die Bewegung oder ein Theil von ihr durch die Breitestraße zu ergießen beginne.

Der junge Offizier stürzte hinaus, ergriff im Vorbeieilen seinen Degen, den er im ersten Zimmer abgelegt, und hinter ihm lief Agnes mit Rufen tiefster Sorge. Am Hausthor erfaßte sie ihn und klammerte sich an seinen Arm.

„Bleibe, bleibe!“ flehte sie.

Karsten war schon neben ihr und sagte, daß der Herr Lieutenant gewiß besser thäten, im Hause zu bleiben. Dabei aber verführte doch seine Neugier ihn, die Hausthür zu öffnen. Hinauszutreten wäre unnöthig gewesen.

Dicht aneinander gedrängt schoben die Menschen sich vorbei, sich an den Häuserwänden und ihren Nachbarn pressend. Ein rohes Gejohle ward durch gelle Pfliffe übertönt, zuweilen schien es, als suche eine sonore Männerstimme ein Mahnwort zur Ruhe auszustößen. Papierfahnen flatterten knisternd über den Häuptern dieser Menschenmenge, die mit unheimlicher Geschwindigkeit vorwärts trieb, als quetsche eine noch unsichtbare Macht sie durch den engen Canal der Häusermauern. „Pressfreiheit! Es lebe die Constitution!“ stand in schwarzen Lettern auf dem Papierfahnen.

„Es lebe die Constitution!“ schrie Karsten in der Hausthür.

Agnes rang hinter derselben mit Bolklingen, der den unnützen Schreier zurückreißen wollte.

Das Schreien wurde wilder, das Vorwärtsziehen ein todesbanges Drängen. Pferdegetrappel, Trompetensignal übertönte Alles.

Der junge Offizier, blaß wie ein Sterbender, stand nun, die eine Hand an der Thürkante, in der andern Hand den Degen und starrte in den Lärm hinaus, während Agnes auf den Knien lag und betete: „Gott sei barmherzig — erbarm' Dich unser.“

Die Arme erhoben, in durchdringendem Angstgeschrei, mit wahnsinnigen Rufen der Empörung, wurden die Menschen vorbeigestoßen. Arbeiter, Vagabunden, Bürger, Studenten, ja — o Schrecken — selbst Frauen. Und dazwischen, mit blankem Säbel, hoch zu Ross die ersten Dragoner!

Da war die Stunde! Preuße gegen Preuße!

Volklingen schrie auf, seine Hand ließ die stützende Thürkante los, er taumelte zurück.

Da, dicht vor den Hufen eines sich aufbäumenden Dragonerperdes hatte sein Auge mit Blitzesschnelle zwei schöne, zarte Jünglinge gesehen — die Häupter mit den wallenden Blondlocken und den schwarzen Sammetmützen eng aneinander geschmiegt, die Arme um die Schultern verschränkt . . . zwei aus seinem Geschlecht, zwei von seinem Blut. Junge, liebe Burtschen, die hier studirten und dem Vetter in Anhänglichkeit ergeben waren. Und Morgen vielleicht hieb er auf sie ein . . . Bruder gegen Bruder . . .

Krachend fiel das Hausthor zu. Karsten war auf die Straße gegangen, um hinter den Dragonern hinlaufend, den weiteren Gang des Aufruhrs zu verfolgen. Der Pflichten seines Dienstes glaubte er sich in solchen Stunden ohne Weiteres entledigt.

Wie ein Betrunkener taumelte Volklingen in das Gemach des Greises zurück.

Der saß, mit der Zeitung auf den Knien und sah still in den sinkenden Abend hinaus. Agnes hockte sich auf das Polsterbänkchen hin und weinte bitterlich.

„Vater!“ sagte der junge Offizier mit ersticker Stimme,

„Trostlose, zaghafte Jugend! murmelte der Alte, den Kopf schüttelnd. Dann hob er das Blatt, es zitterte in seiner unfesten Hand. Aber der Blick seiner Augen war noch adlerscharf wie in früheren Tagen.

„In Hamburg und in Bayern ist am siebten März Pressfreiheit bewilligt. Und hier dies: am siebten ist auch von Königsberg eine Petition an Seine Majestät abgegangen, hört! „Die Staatsumwälzungen in Frankreich, herbeigeführt durch ein freiheitsfeindliches Ministerium, und das bevorstehende Einrücken russischer Truppen in das Herz Deutschlands gefährdet von Osten und Westen die Grenzen unseres Vaterlandes. In so verhängnißvollen Zeiten nehmen wir keinen Anstand, uns offen und frei an Ew. Maj. zu wenden und gegen Ew. Majestät es auszusprechen, daß nur ein in freieren Institutionen erstarktes und dem Interesse Deutschlands sich hingebendes Preußen uns Schutz bieten kann. Durch wahre, aus allen Ständen des Volks hervorgegangene Volksvertretung, durch die Ger-

stellung eines deutschen Parlamentes, durch unbedingte Pressfreiheit allein erlangt Deutschland die Kraft, allen Feinden zu widerstehen. Uns beseelt aufrichtige Liebe zum Vaterlande. Möge Ew. Maj. dem Volke vertrauen und uns das gewähren, was uns allein retten kann.“

Die altersschwache Stimme war von der langen Vorlesung ganz tonlos geworden. Die beiden jungen Zuhörer schwiegen. Sie hatten hier keine Meinung. Hilflos bebten ihre Herzen, und ihre Gedanken trugen sie nicht über den Schrecken der Stunde hinaus.

„Sie sollten ihn nicht drängen,“ murmelte Lucanus vor sich hin. „Er versteht die Zeit! Sie sollten ihm Ruhe lassen, die rechten Aerzte für ihre Krankheiten zu finden.“

Es war ganz dunkel geworden im Zimmer.

„Weine nicht,“ sprach der alte, sonderbare Mann, „steh' auf, zünde mein Licht an, damit ich das Bild des großen Friedrich sehe.“

Agnes that, wie ihr geheissen war. Sie schob den Sessel des Greises wieder nah an den Schreibtisch. Ihrer Gegenwart offenbar nicht mehr eingedenk, saß der Alte still. Auf seinem Gesicht lag ein seltsam Leuchten. Der Lärm der Gegenwart war längst in seinem Ohr verhallt. Sein ruhevoller Geist spann goldene Fäden aus der glorreichen Vergangenheit in eine dämmernde Zukunft hinein.

Das Mädchen und der Offizier stahlen sich sachte hinaus.

Im Dunkel des Wohngemaches umfing Volklingen die zarte Mädchengestalt.

„Du hattest Recht, Geliebte,“ sagte er schmerzlich, „in diesen Tagen dürfen wir nicht laut Glückshoffnungen in die Welt hinauszujubeln. Ich gehe . . . ach, hoffnungslos, denn wird nicht der Sturm dieser Zeit die Blume unserer Liebe zerknicken?“

Agnes schwieg und duldete seinen Kuß.

„Komm morgen wieder,“ sagte sie noch mit matter Stimme.

Sie blieb im Dunkel. Ein eigener Zustand von Unempfindlichkeit lähmte ihr Sein. Der Sturm der Leidenschaft legte über alle Lande und durch alle Herzen. Nur ihr Loos war, Zuschauerin zu bleiben. Der Wunsch nach etwas Großem, Ungeheurem flog auch in ihr auf. Ach — daß es sich ihr nicht in Willibalds erstem Kuß offenbart hatte! Ach — daß auch er nur den Antheil eines Zuschauers hatte!

So saß sie lange.

Da kam Karsten und setzte die große Moderateurlampe auf den dunkelglänzenden Mahagonitisch. Während er die grünen Rouleaux herabließ, erzählte er begeistert:

„Ach Fräulein, als die Cavallerie die Menschen auseinandergetrieben hatte, ging ich hinter den beiden Vettern des Herrn Lieutenants in die Studentenkneipe mit 'rein. Da haben sie ein schönes neues Lied gesungen. Den ersten Vers weiß ich auswendig.“

Agnes antwortete nichts.

Mit der Vertraulichkeit, die Karsten sich neuerdings gegenüber seiner Herrschaft angewöhnt hatte und welche diese gelassen duldete, stellte er sich mitten im Zimmer hin und declamirte in schauerhaftem Berliner Dialect:

Herr Gott vom Himmel, sieh darein!
 Verjag' den Geist der Lügen!
 Wie Du, muß Wahrheit ewig sein
 Trotz allem list'gen Trügen!
 Vernichte jede Unnatur,
 Den Servilismus, die Censur
 Und was dazu gehört!"

„Geh hinaus,“ fuhr Agnes ihn an. Eine furchtbare Erregung befiel sie. Selbst dieser Knecht begeisterte sich!

Mit einmal mußte sie's, was die große Flamme zwischen ihr und dem Geliebten nicht emporlodern ließ.

Er gehörte sich nicht selbst, seine Gedanken waren unfrei, sein Handeln unselbständig. Er durfte kein Mensch sein wie andere, nicht wie sie begehren, fragen, richten. Ein stummes blindes Werkzeug eines Höheren! Der Slave eines Eides! Seines Königs Diener!

Nur sein Herz durfte er verschenken, nicht sein ganzes geistiges Wesen. Fühllos und wunschlos stand er im Sturm!

So konnte auch sein Weib ihm nur das Spielzeug für dienstfreie Stunden sein. Nicht zusammen Schulter an Schulter, Hand in Hand durften sie beide die Ideale ihres Volks mit erstreben, die Irrthümer mit bekämpfen! Sie sollten ihre Leiber, aber niemals ihre Seelen vereinigen!

Und im Jammer dieses ungeheuren Irrthums warf Agnes sich nieder und weinte am Boden um die Armuth in ihrer Liebe.

Sonne und Wolken stritten sich auch am folgenden Tag. Der veränderliche Himmel drohte bald gewittergrau auf die Straßen Berlins herunter, bald lachte sein heiterstes Blau über die Menschengruppen, die sich auf allen Straßen und Plätzen immer wieder ansammelten, so oft auch Polizeimannschaften sie vertrieben. Die preussische Allgemeine Zeitung war um Mittag mit der Bekanntmachung erschienen, der König ordne die Zusammenberufung des vereinigten Landtages auf den 27. April an; dieser Umstand mußte besprochen werden.

Das späte Datum, das noch mehr als einen Monat Geduld forderte für die Berathung neuer Verfassungen, wurde mit heftigen Mißfallen erörtert. Andere wieder jubelten freudig auf über des Königs Verheißung dem Landtage entgegentreten zu wollen mit der Devise „freie Fürsten, freie Völker“.

Doch der Jubel erstarb, wenn der dumpfe Tritt vorbeiziehender Infanteriecolonnen erdröhnte, oder eine Schwadron Cavallerie langsam die Straße herabritt.

Eine ungewisse Schwüle lag in der Luft, und trotz der Märzfühle brannten die Stirnen, trockneten die Lippen, klopfen die Herzen, wie bei Gewitterluft im Hochsommer.

Auch auf dem Hause Lucanus lag dieser unerträgliche Druck. Flüchtig war nur auf Minuten Volklingen erschienen: ein scharfer Dienst hielt ihn den ganzen Tag fern. Sein schönes Gesicht war ausdruckslos und todt geworden, wie verlassen von allem geistigen Leben. Mit mattem Lächeln hatte Agnes ihn begrüßt, und ohne warmen Blick und Ton waren sie geschieden.

Der Greis schien vergessen zu haben, daß man auf einem Vulkan lebte. Er las in einer neuen Schrift Alexander von Humboldts, ließ sich gegen Abend von Agnes seine Kupferstichsammlung Blatt für Blatt vorlegen, und nur zuweilen flog ein forschender Blick seiner Augen über Agnes schmales Gesicht.

Jedes Mal wenn die Thür ging und die Hausthürglocke mit ihrem altmodischen Ton lange nachbimmelte, horchten Beide in unausgesprochener Spannung auf.

Wenn das Georg wäre!

Seit zehn Jahren war der Sohn und Bruder dem Hause fern geblieben. In London, Paris, Italien hatte sein ungestümer Drang nach Neuem ihn, den Unabhängigen, umhergetrieben. Er, der Dreißigjährige, hatte die kleine Schwester seit ihrem zehnten Jahre nicht mehr gesehen, er war für sie fremd und geheimnißvoll wie der Prinz im Märchen. Und bei ihm stand die Entscheidung über ihre und Volklingens Vereinigung!

Agnes suchte endlich in Gesprächen über den Erwarteten die unerträgliche Spannung zu lösen.

„Vater,“ sagte sie, „ich kann die Daten Deines Lebens nie ganz genau zusammenbringen. Wann heirathetest Du Georgs Mutter, Deine erste Frau? Und wann Deine Zweite, meine Mutter?“

„Hängst Du an Daten, wo Du Dich noch am Inhalt freuen kannst, ja, selber ein Theil von ihm bist?“ jagte Lucanus, milde wie immer und doch mit einem Schatten von Mißbehagen über der weißen Braue. „Nun, ich war kein Jüngling mehr, als ich mein erstes Weib heimführte, schon fünfundvierzig.“

Agnes glaubte, daß der Vater das genaue Lebensjahr vergessen habe und mochte durch nochmaliges Fragen nicht ihn zum Bewußtsein einer Alterschwäche bringen.

„Aber Deine erste Frau starb schon, als Georg das Licht der Welt sah?“

„Nein, später. Nach einigen Jahren. Georg war schon fünf oder sechs.“

Agnes schüttelte den Kopf. Jedezmal wenn von dieser Zeit gesprochen wurde, schienen ihr die Daten anders, und wenn sie sich einmal ausrechnete,

daß ihr Vater sieben Jahre Wittwer gewesen, ehe er ihre theure, nun auch längst verblichene Mutter lieben lernte, so kamen ein anderes Mal nur fünf Jahre Einsamkeit heraus. Sie gab es auf und suchte den Vater nun zu einer Charakteristik Georgs zu bewegen. So plauderten sie sich über den dumpfen, inhaltslosen Abend hinweg.

Aber auch am nächsten Tage schien der Druck nicht weichen zu wollen. Vormittags kam Volklingen, hastig, mit heißen Wangen vom Laufen.

„Ich bin du jour,“ sagte er, „aber heute Abend komme ich. Und Georg?“

„Er ist noch immer nicht da.“

„O — mir ist, als sollte seine Ankunft mein Leben entscheiden. Wie bist Du bleich, Geliebte!“

„Jetzt blühen keine Rosen — auch nicht auf Mädchenwangen.“

„Wie bitter Du das sagst.“

„Ich kann mich jetzt nicht freuen.“

Das „ich“ war schwer betont; wie tausend Vorwürfe sprach es aus, daß er nicht mit empfinde, was Allen mit bleierner Sorge die Lebensfreude dämpfte.

„Aber mich trösten solltest Du können,“ sagte der junge Offizier.

„Bedarfst Du dessen?“ fragte sie herb.

Seine Antwort wurde ihm durch den alten Lucanus abgechnitten, der eben, schwer auf einen Stock gestützt hereinkam und fragte, ob man die Stunde vergessen habe, wo er seinen Eierwein trinke.

Betroffen eilte Agnes die versäumte Pflege nachzuholen, und Volklingen mußte gehen, ohne ein gütiges Wort empfangen zu haben.

Nach dem Frühstück, welches für den einfach lebenden Greis eben nur aus dem vergessenen Getränk und etwas Weißbrod bestand, pflegte er sein Schläfchen zu machen. Stille senkte sich dann über die weiten Räume des vornehmen Bürgerhauses, selbst die Diensthoten in den hinteren Räumen lachten und schwatzten leiser miteinander, obwohl es längst erwiesen war, daß den gesunden, lebenerhaltenden Schlaf des Greises kein Lärm zu stören im Stande war.

Agnes saß im ersten Zimmer und stückte mit bunten Fäden eine Landschaft auf ein kleines Stück weißer Seide — ein Albumblatt für eine Freundin, die sich demnächst verheirathen wollte. Das überichwängliche Glück Mariens stieg vor ihrem Geist wie ein Zauberbild empor; jedes jubelnde Wort der Freundin fiel ihr ein, denn diese Marie, selbst voll Talent und sehr belesen, fand ihre höchsten Zukunftshoffnungen darin, an dem Beruf des Erwählten fördernd und genießend theilzunehmen, der Privatdocent und vielfach schriftstellerisch thätig war. Noch in diesen Tagen hatte Jener ein vielbelobtes Gedicht veröffentlicht, das Königstreue und Vaterlandsliebe mit seltenem Takt und überzeugender Wahrheit vereinte.

In den See aus bläulichen Seidenfäden, in den Agnes eben einen Schwan hineinstickte, fiel eine Thräne.

Das Mädchen schluckte die andern tapfer nieder und stickte weiter. Alles war still. Die Häuserwand gegenüber lag im grellen Sonnenschein, der Schatten, der noch am Fenster Vorübergehenden fiel nicht verbunkelnd auf Agnes Arbeit. Sie achtete nicht auf die wenigen Gestalten, die wie Silhouetten vorüberglitten, und horchte nicht nach dem Schritt der sich Entfernenden nach. Das geringe Leben auf der Straße fiel ihr nicht auf. Es war wohl eben für Jedermann das Klügste, sich in den Häusern zu halten.

Durch die brütende Stille klang jetzt die Hausglocke, jäh anschlagend und lang nachbimmelnd, wie sie pflegte, wenn Jemand die Thür heftig aufriß.

Agnes horchte auf. Sie hob das Köpfchen nach der Männerstimme, die draußen laut mit Karften verhandelte. Die Freunde ihres Vaters, greise, maßvolle Männer wie er, hatten nicht diesen Ton und pflegten auch um diese Zeit nicht anzusprechen.

Eine freudig bange Ahnung beklemmte ihr Herz und machte ihr die Füße schwer. Da wurde auch schon die Thür aufgerissen. Agnes erhob sich zitternd. Auf der Schwelle erschien ein großer, blondlockiger Mann, er breitete die Arme aus und rief:

„Kleine Schwester!“

Aber da sie ihm zagend entgegenstritt und halben Wegs stehen blieb, sanken ihm die Arme am Leibe nieder. Sie sahen sich stumm an — stumme Secunden, die eine Ewigkeit erscheinen, weil man in ihnen mit Auge und Herz soviel erfährt, daß für das ganze Leben die Seele davon erfüllt ist.

In das frische, wohlgebildete Gesicht des Mannes stieg eine langsame Röthe, seine blauen Augen bligten.

„Bist Du das wirklich, kleine Agnes? So schön, so schön, so unbegreiflich schön!“

„O Georg,“ sagte sie und Thränen traten in ihre Augen. Und da lag das dunkle Köpfchen auch schon an der breiten Brust, und die Stimme über ihr — es war die metallische, bezwingende Stimme eines Mannes, der zu reden und durch sein Reden zu gewinnen gewohnt ist — die Stimme über ihr sprach zärtlich in sie hinein.

„Wie begreif' ich's nun, daß ich so lange in der Ferne mich umtreiben konnte! Aber sieh, das Vaterland braucht jetzt freie und muthige Männer. Es konnte auch mich nicht entbehren. Nun soll die Freiheit ihre Fackel auch nach Preußen tragen — ich komme als ihrer Herolde einer. Und Du, Mädchen — so süß erblüht in dieser wilden Zeit?! Augenfreude des Vaters — ich muß ihm sie neiden. Unser Vater ist gesund, er schläft — Du siehst, ich habe mich bei dem Menschen da draußen

nach Allem erkundigt. Agnes — komm — hebe das Köpfchen — laß mich Deine Augen sehen, daß ich in der Seele meiner Schwester lese, ob sie den fremden, wilden Bruder lieben mag.“

Er hob ihr das Kinn, ihr zagendes Auge schlug voll zu ihm empor. Ihr war so bang, und seine Zärtlichkeit schreckte sie, wie die eines fremden Mannes. Und doch wallte eine heiße Bewunderung in ihr auf. Seine stolze, muthige Persönlichkeit überwältigte sie.

Er sah tief und lange in das dunkle, scheue Auge; er fühlte den schlanken Mädchenleib in seinem Arm erzittern. Und die Scheu aus ihrer Seele pflanzte sich in die seine hinüber. Er ließ das Mädchen los. Sie schwiegen Beide.

Dann fragte Georg Lucanus im Ton eines Menschen, der so verlegen ist, daß er nicht weiß, was beginnen:

„Und könnte ich Vater wecken, oder meinst Du, daß ich mir's erst in meinem Zimmer oben bequem mache? Sie seien bereit, sagte mir der Diener.“

„Vater würde zürnen, daß wir ihm diese Minuten entziehen, denn seit Wochen horcht er, ob Du es nicht bist, der eintritt,“ antwortete Agnes leise.

„Wo?“

„Hier nebenan.“

„Und ist von dem Lärm nicht erwacht?“ lachte Georg, sich mit dem Zeigefinger gegen die Brust klopfend, „nun, dann ist er noch jünger wie ich, denn so festen Jugendschlafes erfreue ich mich nicht.“

„Das macht wohl, weil er unbefangen ist, wie ein Kind,“ sagte Agnes, ihre freie Stimmung wiederfindend.

Sie öffnete leise die Thür, Georg folgte ihr behutsam. Sitzend schlief der Greis, den stets frierenden Unterkörper in die gewohnten Decken gehüllt. Er athmete sanft, und ein heiterer Friede lag auf seinem Angesicht.

Georg hielt Agnes am Arm fest, sie sollte ihn noch nicht wecken. In tiefer Nüchternung schaute er auf das ehrwürdige Bild. O, wie leicht hätte es doch geschehen können, daß diese Augen schon von der Hand des Todes so geschlossen gewesen wären! Dann hätte er zu den Füßen des geliebten Greises nicht mehr den tiefen Herzensdank niederlegen können, der ihn ganz erfüllte. Ergriffen fühlte er das Glück, noch einen Vater zu besitzen.

Agnes, die ihn wie gebannt ansah, laß die schöne Bewegung seiner Seele auf seinem offenen Antlitz. Das zwang sie unwillkürlich seine Hand zu ergreifen. Er presste die kleinen Finger mit leidenschaftlichem Druck.

Nach sie, dies holde, zarte Wesen hatte er ihr zur Schwester gegeben. Eine göttliche Erbschaft für den Sohn, die Zarte einmal beschützen zu dürfen!

Georg beugte sich nieder und küßte den silbernen Scheitel des Greises.

Dieser erwachte und ging mit der ihm eigenen Plögllichkeit aus festestem Schlaf in gesammelt klares Wachen über. Die alten Augen leuchteten auf.

„Mein Georg!“ flüsterte er beglückt.

„Mein Vater,“ rief dieser vor ihm knieend, „segne den Heimgekehrten. Segne ihn zwiefach, denn er bringt Heilsbotschaft.“

„Welche?“ fragte der Greis, nachdem er den Sohn zärtlich geliebkost.

Georg sprang auf in der ganzen Höhe seiner stattlichen Gestalt — da sah er wie Jung Siegfried aus.

„Metternich ist gefallen! Das österreichische Volk hat sich sein Recht erkochten! Ich und noch mehrere sind augenblicklich abgereist, die Kunde hier zu verbreiten.“

Wenn Georg hiernach dachte, einen Ausruf des Erstaunens, einen Ruf der Freude, des Schreckens, kurz irgend eines Antheils zu vernehmen, so täuschte er sich.

Der alte Lucanus wunderte sich über nichts. „Das war gerecht vom Geist der Geschichte,“ sagte er nur. Und dann, nach einer Pause: „Erzähle mir erst nachher, wie das kam. Laß mich jetzt meine Selbstfreude haben, die des Vaters am heimgekehrten Sohn.“

Er tastete mit seinen Händen an dem blondlockigen Kopf des Sohnes umher.

„Du junges, ungestümes Haupt! Aber ich muß Dich lieben — trotz alledem,“ sagte er innig.

„Und was sagst Du zu ihr?“ fuhr der Greis fort, da Georg gerührt schwieg.

Die Augen des Sohnes flammten zu Agnes hinüber. Agnes erglühte.

„Mein Herz war fast erschrocken, als ich sie sah. Vater, Deine Tochter ist sehr schön!“

„Soll ich — soll ich nicht,“ stotterte Agnes, „den Befehl geben, daß man heute das Mahl früher rüste?“

„Ja, ja,“ rief Georg und schien sich plötzlich auf hunderterlei zu besinnen, „ich kann nur wenig Stunden weilen. Freunde erwarten mich. Aber am Abend kehre ich wieder.“

Agnes lief hinaus.

„Vater,“ sprach Georg feurig, „eine solche Schwester hätt' ich mir nicht träumen lassen. Mit Stolz werd' ich der Beschützer ihrer Jugend sein.“

„Setz' Dich her zu mir — höre. Wir werden dies holde Kind nicht lange mehr zu beschützen haben, sie wird geliebt und liebt,“ erzählte der Greis.

Georg erschraf. Seltsam, schmerzlich. Eine heftige Mißempfindung rann durch alle seine Nerven. Schnell ging er auf und ab.

Aber das hätte er sich ja denken können, das war doch so natürlich. Ein Mädchen sucht sich immer einen anderen Beschützer als den eigenen Bruder. Freilich, er hätte sich gern erst ihrer Schwesterliebe gefreut, ihre amnuthige Gegenwart im Hause genossen. Doch die düstere Falte auf der Stirn löste sich bei all diesen Erwägungen nicht.

Eine eiferfüchtige Empfindung, die in Zorn gegen den noch Unbekannten aufwallte, bemächtigte sich seiner.

Mit bitterer Stimme sagte er:

„Ich hatte recht gehofft, nachdem ich seit zehn Jahren nicht mehr weiß, was Familie ist, mich häuslichen Glückes zu freuen. Nun können wir beiden Einjamen bald ein ödes Junggesellenleben anfangen.“

„Es ist Agnes' Herzensrecht,“ sprach der Greis bittend.

„Ja, ja,“ stieß der jüngere Lucanus hervor, „ich begreife das. Wer ist denn der glückliche Sieger?“

„Willibald von Volklingen, der Sohn meines Jugendfreundes. Er ist ehrlich, feinführend, ein Edelmann im höchsten Sinne des Wortes.“

„Ein Edelmann!“ sprach Georg etwas spöttisch nach, „das wiegt heute nicht schwer.“

„Und arm,“ setzte der alte Lucanus hinzu.

„Und arm?“ fragte Georg, sein stürmisches Hin- und Herlaufen, das dem Greis das Sprechen so erschwerte, plötzlich aufgebend. Ein Chaos von Vorstellungen wälzte sich ihm entgegen. Agnes blieb bei ihnen — noch lange — vielleicht immer, denn dies war nicht die Zeit Existenzen zu gründen. Der Baugrund bebte.

„Wenn Du Dich nicht entschließt, Agnes einen Theil Deines Vermögens abzutreten, werden sie aufeinander verzichten müssen und sehr unglücklich sein.“

Ah — daran hatte er nicht gedacht, daß es in seiner Hand stand. Er athmete schwer auf. Das Kind mit den scheuen dunklen Augen hatte vertrauensvoll auf ihn gewartet um von seiner Großmuth das Glück zu begehren.

„Nehmt Alles — Alles — ich habe keine Bedürfnisse. Ihre zarten Füßchen sollen sich nicht an den Steinen des Weges stoßen. Nehmt Alles!“ rief er, mit den Händen winkend, als wollte er Geld, Glück und Schwesterliebe gar nicht mehr haben.

Der Greis lächelte still. Er hatte gewußt, daß Georg so sprechen würde.

„Es wird eine Summe genügen, die bescheiden ist gegen das Vermögen Deiner Mutter. Agnes bedarf nur des sogenannten Commißvermögens.“

„Also ein preußischer Lieutenant!“ schrie Georg.

„Ja. Ein preußischer Lieutenant, mit einem warmen deutschen Herzen,“ sprach der Greis fast drohend.

„Ist es erhört! Ist es erhört! Die Schwester von Georg Lucanus heirathet einen . . .“

„Halt!“ fiel der Alte ihm kräftig ins Wort. „Sprich das wahn-sinnige Wort nicht aus. Trage nicht in den Frieden meines Alters den Lärm und Haß der Zeit. Aber laß Dir sagen, was ich meine: Die Armee,

das ist Preußen, das ist das einige Vaterland, nach welchem Ihr ruft! Sie wird inuner den Thron und damit die Ordnung bewachen."

„Ordnung . . . mit dem zahmen Wort wird die Freiheit nicht geboren! Das Alte stürzt, und neues Leben blüht aus den Rutnen!“ rief Georg.

Da sprach der Alte mit seinem klugen Munde, ganz sacht und sanft:

„Siehst Du, das ist es. Ihr denkt Alle mit fremden Gedanken, weil Eure eignen Euch sonst manchmal jovieel Besonnenheit ließen, die Comödianten um Euch zu erkennen. Nun, ich kann auch citiren, freilich nicht Schiller, sondern den von Euch so geschmähten Pfizer: dem wahren Wesen der Freiheit ist gewaltsame Zerstörung und despotisches Nivelliren fremd. — Und weil nun einmal die Stunde des Wiedersehens gestört ist, so erzähle mir von Wien. Doch will ich mir den Commentar dazu allein machen. Zuvor aber sage mir: willst Du Deiner Schwester das Geld schenken?“

Wie hätte Georg vor dem gewittergrauen Auge des Greises gewagt, sein Wort zurückzunehmen; wie es vor sich selbst gewagt, ungroßmüthig zu sein, weil es sich um einen Feind handelte?

„Es sei,“ sprach er düster.

Aber gleich nach dem ersten Mahle im Vaterhause verließ Georg die Seinen.

Beklemmt, schweigsam blieben der Greis und das Mädchen zurück. Es schien ihnen plötzlich leer und todt im Hause. Die flammende Rede-weise, die tönende Stimme Georgs hatten zuvor die stillen Räume gefüllt, wie mit der körperlichen Gegenwart von hundert neuen, fremden Gestalten. Es war, als ob an den geschützten Uferwinkel, von welchem aus der Greis bisher den Wogen der Zeit zugehaut hatte, nun brausender Wellengisch geschlagen sei.

Und doch war das Bangen in beiden Herzen tief durchsättigt von leuchtendem Stolze. Sie begriffen, daß nur übersäumende Kraft so lodern, so irren konnte, und sie sahen, daß er kein Betrüger, sondern ein Wahrhaftiger, Maßloser war. Wie leicht verzeiht ein liebendes Vaterherz, wenn es in sich das Vermögen fühlt, den Zügellosen mählich zu besänftigen.

Aber — wie befremdend bei dem ganz vertrauenden Zusammenleben dieses Vaters und dieser Tochter! — sie fanden Beide nicht das offene Wort, sich über Georg auszusprechen. Der Vater wagte nicht zu sagen: „wie ist er schön, kraftvoll, jung und verirrt;“ Agnes wagte sich selbst nicht die erstaunten Gedanken in Worte zu kleiden: „wie gährt Alles bei ihm auf — selbst die Liebe zur Schwester drängt wie Sturm.“

Aus tiefster Verrenkung in Georgs Wesen und Werth riß sie ein — ach, nicht mehr ungewohntes! — Lärmen auf der Straße. Es war gerade,

als die Magd Licht brachte, daß eine schreiende Horde sich an den Parterrefenstern vorbei drängte. Mit rascher Angstaufwallung blies Agnes das Flämmchen aus.

„Schließe erst die Vorhänge. Ist das Haushor verschlossen? Karsten soll auf dem Flur wachen. Ich bitte Dich, Vater, laß uns oben in Deinem Schlafzimmer sitzen.“

„Nein,“ sagte der alte Lucanus, „nein, mein Kind. Wir bleiben hier unten, laß die Vorhänge offen und die Lampe brennen. Man mag von draußen sehen, daß es noch friedliche Bürger in Berlin giebt. Und lies mir aus den *Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg* vor. Ich habe heute nöthig, mich am großen Friedrich festzuhalten.“

Agnes war ungehorsam, sie ließ doch die Vorhänge nieder und lief mit der Magd hinaus.

„Karsten — Karsten!“ scholl es durch das Haus. — Niemand antwortete.

Dann der Ruf nach der zweiten Magd:

„Mine, Mine.“ — Wieder keine Antwort!

„Wir sind ganz allein,“ jammerte die Magd; „Karsten sagte schon vorher: ich muß dabei sind, wenns los geht! Und die Mine ihr Schatz ist Gardesürassier — sie hatte auch keine Ruhe nich.“

Agnes fettete mit ihren zarten Händen die schweren eisernen Gehänge innen vor die Thür.

„So, wer herein will, kann läuten.“

Als sie Miene machte, ins Zimmer zurückzukehren, faßte die Magd sie am Kleide.

„Ach Fräulein, ich graule mir draußen allein.“

„So sitze bei uns. Aber nimm Dein Strickzeug.“

Und nach weiteren fünf Minuten saß der Greis behaglich im tiefen Sopha, die Hände auf der rothen Kniebedeckung gefaltet; vor ihm auf dem blanken Tische brannte die Moderaturlampe, ihm gegenüber saß Agnes vor einem aufgeschlagenen Folianten. Das Licht fiel auf die elfenbeinweißen Schultern, die aus dem Kleide von schottischer Seide sich zart hoben, während die Arme ganz von weiten, am Handgelenk geschlossenen Nermeln bedeckt waren. Das dunkle Haupt war leise über das Buch geneigt, so daß die schwarzen Seitenlocken über die Wangen fielen. — Im Hintergrund, in sicherer Ferne vom Fenster, saß die Magd auf einem Stuhl und strickte.

Draußen schwoll und sank der Lärm, stieg und schwieg das Geschrei; Pferdegetrappel erschütterte das Haus, daß die Lampenkuppel leise klirrte. Man verstand zuweilen Rufe, man hörte die Worte: „Barrikaden“ — „Bürgerbewaffnung“ — „stürmt die Wachen“ — „hoch die Freiheit“ — „Metternich ist schon gefallen, vivat sequens“; und in der Richtung nach dem köllnischen Rathhause zu schien der Lärm am ärgsten zu wüthen.

Und dabei klang durch das sanft erhellte Zimmer immerfort die Mädchenstimme, die in vorzüglichstem Französisch aus dem Buche Friedrichs des Großen vorlas. Der Greis hörte weltentrückt zu, und die Magd saß mit offenem Munde dabei. Sie verstand weder das fremde Rauberwälsch, was ihr Fräulein las, noch den wüsten Lärm da draußen.

Da pochte eine Hand an das Ayl des Friedens. Schnelle Faustschläge gegen die Thür — dann, als der Draußenstehende begriffen hatte, daß sie verhängt war, zog er an den Glockenkopf.

Agnes eilte um zu öffnen. Schon an der Thürspalte hörte sie Volfingen raunen:

„Ich bin es.“

Die Magd seufzte beglückt. Gott sei Dank, eine Mannsperson und noch dazu eine mit Waffen!

Er war schon drinnen und umarmte die Geliebte.

„Wart Ihr besorgt?“

Sie lächelte. Die letzten Lesestunden hatten auch ihr etwas von dem Gleichmuth ihres Vaters zurückgegeben.

„Kennst Du uns so wenig?“

„Stolzes Mädchen.“

„Aber Du — hast Du keinen Dienst?“

„Den ganzen Tag gehabt. Und die Nacht wieder. Alle Truppen sollen in Bereitschaft bleiben, doch soll Gewalt erst nach ernstler Widersetzlichkeit erfolgen. Jetzt hat der Commandeur einigen von den Kameraden erlaubt, nach den Ihrigen zu sehen. Ich habe zwei Stunden für mich. Wir sollten vorsichtig sein, hieß es — aber ich wollte meinen Rock nicht ablegen — jetzt nicht!“

Er warf eine dunkle Chenille, die seine Infanterieuniform verdeckt hatte, ab und zog die Geliebte wieder an sich.

„Georg ist da,“ sagte sie plötzlich.

Er verstummte. Agnes war's, als ob irgend eine Regung in ihrem Gewissen ihr verböte, ihm jetzt in die Augen zu sehen. Als willkommene Ableitung diente ihr die Magd, die noch immer auf dem Flur neben der Verlobten stand. In andern Tagen hätte sie diese Unbescheidenheit, die aus Furcht und Neugier entsprang, nicht gewagt.

„Nichte den Abendtisch zu,“ sagte Agnes, der junge Herr kommt gewiß auch gleich. Er hat es fest versprochen,“ setzte sie hinzu und sah nun Willibald an.

Der nahm ihre Hand und führte sie in das zweite Zimmer vor das Angesicht des Greises. Die Frage, die auf seiner Lippe brannte, wagte er nicht laut werden zu lassen. Der Greis ersparte sie ihm.

„Georg wird Agnes das Vermögen abtreten, welches Ihr zur Caution und darüber hinaus zu Wahrung der Lebensformen braucht, die Agnes gewohnt ist.“

Agnes Hand zitterte in der Hand Willibalbs.

Und er, der den ganzen Tag sich an den Rettungsgedanken geklammert hatte: „diese Gewißheit wird mich muthig und glücklich machen“ — er fühlte keinerlei Aufwallung als die des Unwillens darüber, daß er eine Dankeschuld gegen einen Fremden auf sich nehmen sollte.

„Hat er es willig?“ fragte er mißtrauisch.

„Die angeborene Großmuth zwang ihn dazu,“ sagte der alte Lucanus, der sich selbst nicht ganz klar war, welche Motive Georg bestimmt hatten. „Er that es vielleicht gerade, weil er Dir feindlich gesinnt ist — wer kann mit sicherem Blick eine Seele ergründen, die ruhelos ist, wie spielender Feuerschein!“

„Und ist er Dir, der Schwester denn mit Liebe entgegengekommen?“ fragte der junge Offizier weiter.

Mit einer unerwarteten Gebärde — war es Liebe? Grauen? Hülflosigkeit? — warf Agnes sich in Willibalbs Arme. Mit Liebe entgegengekommen? — wie eine Feuerwolke war seine Bruderneigung auf sie gefallen.

Willibald schloß Agnes fest an sich. Er glaubte in diesem Anknüpfen das Bekenntniß zu sehen, daß Agnes trotz aller brüderlichen Einsprache fest an ihm halten werde und daß sie vielleicht schon von Feindseligkeiten gelitten habe. In Gegenwart des Greises mochte er nicht weiter fragen.

Schon die nächste Viertelstunde brachte ihm Gelegenheit selbst zu beobachten, ob Georg der jungen Schwester wohl gesinnt sei oder nicht. Er kam, von der vorsichtig erst dreimal „wer ist da?“ fragenden Magd eingelassen, und trat auf die Schwelle wie am Morgen; gebietend, im Vollbewußtsein einer ungewöhnlichen Persönlichkeit, leuchtende Freude im Angesicht.

Willibald war sehr betroffen. Das kleine Delbild, welches Lucanus von dem Sohne besaß, hatte ihm nicht entfernt den Zauber dieses Mannes gezeigt. Es war etwas Ungewöhnliches an und in ihm, und der junge Offizier hatte das Gefühl, als würde die Stube heller als zuvor und zugleich zu eng für sie beide.

Georg sah ihn nicht. Er sah nur Agnes und nahm ihre beiden Hände einen Augenblick zwischen die seinen. Dann küßte er den Scheitel des Greises.

„Hier ist Agnes' Bräutigam. Komm, Willibald, reiche meinem Sohn die Rechte. Die Liebe zu Agnes vereine Euch!“

Trozig trat Willibald aus dem Schatten hervor. In kühlem Händedruck vereinten sich die Männer. Georg, der Mann der schnell entschiedenen Empfindung, hielt dieses unwahre Entgegenkommen nur eine Secunde aus. Er zog die Hand zurück und sah den schlanken, braunhaarigen Lieutenant finster an.

So also mußte der aussehen, der von Agnes geliebt sein wollte!

Willibald deutete sich den Blick anders. Er kannte die Beziehungen, welche aufrührerische Bürger für die königstreuen Offiziere hatten.

„Er haßt mich — nicht mich den Menschen, den Volklingen — nein, den preußischen Offizier!“

Nach diesem flüchtigen Händedruck schien für Georg nur noch der Alte im Zimmer zu sein. Er erzählte, während die Magd Tischgedeck und kalte Speisen herzutrug, von dem wachsenden Aufruhr in den Straßen; daß eine Schutzcommission von Bürgern gegründet sei, wobei das Volk im Unklaren bleibe, ob diese nach Art der englischen Constabler gebildeten Schutzmänner das Volk vor den Soldaten, oder die Soldaten vor dem Volke schützen sollten; daß die Erbauung von Barricaden noch unterblieben sei, weil man dem König eine letzte Frist bewilligen wolle und Gerüchte umgingen, daß morgen das Ministerium entlassen werden solle.

Kurz, er zeigte sich in der ganzen Bewegung so zu Hause, als habe er ihr allmähliches Wachen nicht bloß mitgesehen, sondern auch mitgeleitet und sei nicht erst vor zehn Stunden angekommen. Dazwischen aß und trank er mit bestem Appetit und schien alles Geschehene als ganz naturgemäß anzusehen, während Willibald, bleich und nervös, vor Herzklopfen keinen Bissen herabwürgen konnte.

Und dabei beobachtete er, daß Agnes sich um seinen leeren Teller wenig bekümmerte, aber mit geschäftiger Hand dem Bruder Alles reichte, noch ehe selbst dessen Blick es gefordert. War das bei Agnes der Dank für die brüderliche Großmuth? Oder imponirte ihr der Mann so, dessen Worte wie Zündgranaten flogen? Und er, er war verdammt zu schweigen, immer zu schweigen! Aus kluger Zurückhaltung, wie sie ihm seit Langem von seinen Vorgesetzten zur Pflicht gemacht worden war, durfte er nicht streiten, dem nicht widersprechen, was ihn empörte; und doch konnte er auch jetzt nicht „schweigend fortgehen“, wie es ihm für solche Fälle empfohlen war. Und am wenigsten konnte seine gequälte Brust aufschreien . . . „ja, in Einem habt Ihr Recht — Deutschland muß ein großes Vaterland sein!“

Zusehen, und den Strom der Zeit am befestigten Ufer vorüberfließen lassen — das war seine schwere Pflicht.

So oft Agnes Hand den Bruder bediente, war es, als ergriffe diesen eine kurze Unruhe.

„Laß, laß nur,“ murmelte er einige Male, seine laute Rede unterbrechend.

Und zuweilen, mitten im erregten Vortrage, wenn man annehmen mußte, daß seine Gedanken alle bei seinem Gegenstande waren, streifte ein Blick, ein langer, unerklärlicher Blick das junge Mädchen.

Während dessen stieg die Erregung in Willibald. Er wollte nicht mehr schweigen! Das Bedürfniß, den trotzigen Blondkopf da ihm gegenüber gründlich zu erzürnen, wuchs immer stärker und unabweisbarer in ihm.

Als nun Georg im Gespräch das Schlagwort hinwarf: „Der Deutsche gleicht der Rebe, den wahren Geist erhält er erst wenn er gepreßt wird,“ bemerkte Volklingen mit spöttisch geschürzter Lippe:

„Der wahre Geist der Deutschen scheint mir doch die Geduld zu sein. Seit Jahren haben sie Alles getragen, was ihnen nun auf einmal als unerträglich eingeredet werden soll. Sie werden die Geduld schon wieder finden müssen.“

Georg brauste nicht auf. Er erwiderte mit einer Melancholie, die ihm wunderbaren Zauber gab:

„Ihr nennt es niedrig, feig und feil,
 Daß wir so lang am Narrenseil
 Uns führen lassen mochten?
 Es war kein Neid gemeiner Art;
 Das Narrenseil war aus dem Bart
 Des Kaisers selbst gekochten!“

Da klirrte sie an, die verwandte Seite; da war das hehre Wort vom einigen Deutschland erklingen! . . . Willibald seufzte tief, und in plötzlicher Vergessenheit schlug er die Hände vor sein Gesicht und saß mit aufgestützten Ellbogen, wie ein Weinender da. Er barg die brennenden Augen, daß der Andere nicht den Blickstrahl der verwandten Wünsche darin erblicken möchte.

Agnes sah auf den Verlobten und sah auf ihren Vater. Das Greisenauge schaute sie berebtsam an. Es schien ihr etwas zu erzählen. Also litt Willibald auch — also empfand er sie doch mit, die Schmerzen dieser Kämpfe? Agnes brauchte sich also vor dem heißblütigen Bruder ihrer Wahl nicht zu schämen?

„Willibald!“ sagte sie.

Es lag eine beschwörende Zärtlichkeit in den Lauten, den ersten, welche Agnes in Georgs Gegenwart an den Verlobten richtete.

„Geliebte!“ flüsterte er und reichte ihr die Linke, ohne noch die Rechte von den Augen zu lassen.

Georg war dunkelroth geworden. Es regte sich gewaltthätig in ihm. Er fühlte jetzt deutlich, daß er den jungen Volklingen haßte.

Dieser stand auf und sagte, daß seine Zeit um sei. Er hüllte sich in die Chenille und verabschiedete sich stumm von den Männern. Agnes begleitete ihn an die Hausthür.

Sie wagte nicht zu fragen, ob ihm der Bruder gefallen habe, denn ihr weiblicher Scharfsinn hatte bald den Groll gespürt, der zwischen Beiden großwuchs. Aber er sagte bedrückt:

„Georg Lucanus und ich, wir können niemals uns als Glieder einer Familie fühlen. Selbst nicht um Deinetwillen. So lange er bei Euch ist, komme ich nur, wenn ich ihn fern weiß, und wer weiß, ob ich überhaupt

noch komme. Morgen kann der Bruderkrieg da sein. Ich werde meine Pflicht erfüllen, aber in ihr den Tod suchen. Lebwohl.“

Seine einförmige, matte Stimme, das schreckliche Wort des Abschieds, die Angst, ihn vielleicht auf ewig zu verlieren, zerriß die Bande der Zurückhaltung um Agnes Herz: eine schmerzliche Leidenschaft brach hervor und suchte in tausend erregten Worten Ausdruck. Was ihr gestern nicht die beengte Seele füllen wollte, jetzt war es da, das Gefühl einer langen, umfanglichen Glückseligkeit. Das kam über sie wie ein Wogensturz, und mit klammernden Armen suchte sie an Manne Halt.

Der Himmel öffnete sich über Willibald. Also war er dennoch ganz, namenlos geliebt?!

„Gott segne Dich, mein Mädchen!“ stammelte er endlich, sich losreisend. „Das Gedächtniß dieser Stunde wird mir Muth geben. Ich bin wieder ein Mann. Dein Vater hat Recht: Den Thron schützen heißt das Vaterland schützen. Segne meinen Degen!“

Im Ueberströmung höchster Begeisterung küßte Agnes das Degentkreuz, das der Geliebte ihr entgegen hielt.

„Leb' wohl, leb' wohl! Mein König ruft! Bei ihm sein, heißt über Dich wachen! Leb' wohl!“

Ein Abglanz neuer Offenbarung lag auf Agnes Angesicht, wie Sonnenschein auf einer weißen Rose, als sie wieder zu den Männern trat.

Den Bruder dem Verlobten zu versöhnen, zwei herrliche Männer sich verständig begegnen zu sehen, das war der Wunschgedanke, der sie trieb, die Arme zärtlich um des noch sitzenden Georg Schultern zu legen.

Als er die weiche Wange schmeichelnd an der seinen fühlte, fuhr er jäh zurück. Dann sah er Agnes an, als erschrecke er über die eigene, unbewußt gethane Bewegung.

Ihre Lippen glühten noch von Willibalds Kuß.

„Was willst Du,“ sprach er heftig, „laß mich doch.“ Und er stand auf und ging hinaus.

Ein heiterer Himmel blaute über der Stadt.

„Du kannst heute ausfahren,“ sagte Agnes am Morgen zu dem Greise. Und zum Bruder gewandt, setzte sie erklärend hinzu: „Der Arzt besteht darauf, daß Vater, so wie das Wetter nur ein Bißchen freundlich ist, an die Luft kommt.“

„Darf ich mitfahren?“ fragte Georg, der von einer unerklärlichen, fast schwermüthigen Sanftmuth war.

Agnes sah verlegen weg. Die Nähe Georgs lastete wie ein Druck auf ihr. Sie konnte sich nicht sagen weshalb, aber sie empfand es bänglich. Der Greis sagte erfreut, daß er glücklich sein werde, einmal seine beiden Kinder mit sich zu haben.

So fuhren sie denn in der warmen Mittagsstunde über den Schloßplatz, die Linden entlang, zum Brandenburgerthor hinaus. Nichts auf den Straßen, keine ungewöhnliche Lebhaftigkeit des ganzen Verkehrs, noch das Gebahren des Einzelnen verrieth, daß die abendliche Nebenbeschäftigung der Bürger zur Zeit war, das Präludium der Revolution zu spielen. Alle Welt schien gleichmüthig ihren Zwecken nachzugehen, hießen diese nun: Arbeit, Beamtenpflicht, Vergnügen oder schlendernder Müßiggang.

Unter dem braunen Geäst der Parkbäume ergingen sich friedlich im Frühlingssonnenschein eine Menge Leute. Die Gestalten der Damen, mit ihren bunten Kleidern, ihren farbigen Mänteln und rosa oder grünseidenen Capotten, bildeten ein munteres Farbengegenspiel zum braunen Erdboden und laublosen Gezweig. Die Männer, mit ihren Cylinderhüten und langtailligen Röcken, deren faltige Schöße auf die hellen Beinkleider fielen — die Männer schienen sich ebenso sorgenlos des ersten warmen Tages zu freuen, wie das andere Geschlecht. Die Spaziergänger lärmten auf den Fahrwegen und stoben piepsend auseinander vor den nahenden Pferdehufen. Vor den Zelten, an denen die Familie Lucanus vorbeifuhr, saßen schon Leute im Freien und tranken einen Knickerbein oder ein Glas Warmbier.

Der alte Lucanus ließ fröhlich seine Augen umhergehen.

„Noch habt Ihr den Frieden nicht aus der Welt raisonnirt,“ sagte er behaglich.

Georg hatte keine Antwort. Er saß schweigend und sah Agnes an, deren schmale Wange sich in der Märzluft röthete.

Dieser unverwandte Blick peinigte sie unsäglich. Bei der Rückfahrt kamen sie gerade in dem Augenblick an der Wache am Kastanienwäldchen vorbei, als Volkfingen sich derselben mit seinem Hauptmann näherte.

Der junge Offizier grüßte mit glücklichem Gesicht. Agnes Augen leuchteten auf, wie Georg sie noch nie leuchten gesehen hatte. Sein Blut wallte und goß sich bleischwer durch seine Adern. Und der Haß gegen Volkfingen stieg und stieg.

Er hielt sich ungewöhnlich viel zu Hause. Erst als Agnes auf eine Frage des Greises erzählte, daß Volkfingen in diesen Tagen nicht herkommen werde, ging er, um seine Gesinnungsgenossen aufzusuchen.

Raum sah sich Agnes mit dem Greise allein, so quälte sie ihn mit leidenschaftlichen Klagen.

„Ich fühl' es tief, Georg haßt Willibald. Wie sollen diese beiden je als Brüder zusammen sich finden? Und wird Georg nicht sein Wort zurücknehmen, wird er nicht zögern den Schenkungsact zu vollziehen? Ja, kann Willibald noch ein Glück annehmen, das eine widerwillige Hand reicht und ein ungünstiger Blick ihm mißgönnernd bewacht?“

„Sei ruhig,“ beschwor sie der Greis, „ich kenne Georg. Er hat sein Wort gegeben. Kein Gefühl wird ihn je bestimmen, es zu brechen.“

„Georg soll meine Wahl achten,“ rief Agnes flammend, „oder ich vergelte Haß mit Haß.“

Der Alte sah sein Kind an. Wie? auch ihr sanftes Gleichmaß war erschüttert? auch ihre Seele vom Sturm erfasst? Wie war diese Erregtheit ihrem früheren Wesen so unähnlich!

Am späten Abend, als Georg sich endlich aus dem Tumult der Straßen, der wieder wie am Tage zuvor mit bedrohlichem Gebahren sich um's königliche Schloß drängte, in den Frieden des väterlichen Hauses flüchtete, schickte der alte Lucanus seine Tochter alsbald zu Bett. Sogleich sah Georg darin die Vorbereitung zu einem Gespräch unter vier Augen.

Er war auf Bitten gefaßt, sich von dem politischen Gamin fernzuhalten und lieber abzureisen, als das Haus Lucanus in Mitleidenschaft mit diesen beklagenswerthen Ereignissen zu ziehen. Aber die Bitte, die er hörte, lautete anders.

Sein Vater stellte ihm vor, daß er das Agnes gegebene Wort noch nicht ganz erfülle, wenn er ihr ein Vermögen schenke. Werth könne diese Schenkung erst erhalten durch Beweise, daß sie gern gegeben sei. Georg möge ruhigere Tage abwarten, um in solchen die Liebenswürdigkeit und den Charakterernst des jungen Volklingen schätzen zu lernen.

Georg hörte finster zu und sagte, daß Agnes morgen den Beweis erhalten solle, wie er ihr mit Vergnügen all sein Haß und Gut hingeben werde.

Seufzend ergab sich der Greis. Er fühlte, daß er nichts, gar nichts erreicht hatte, als den Vorfaß bei Georg, irgend einen überflüssigen, unbedachten, ja theatralischen Großmuthsact in Scene zu setzen.

Am andern Vormittag sah man nichts von Georg. Karsten, der vor dem jungen Herrn einen fast fanatischen Respect hatte, berichtete, daß dieser mit einer Mappe voller Papiere am frühen Morgen ausgegangen sei.

„Was hat er vor? Was wird er thun?“ So fragte sich Agnes den ganzen Morgen. Sie schrieb dem Verlobten einen kurzen, sorgenbewegten Brief, empfing von ihm einige sehnsuchtsvolle Zeilen und versuchte ihre Hoffnungen gläubig aufzurichten.

Erst in der Abenddämmerung kehrte Georg heim.

„Verzeiht,“ sagte er kurz, „zu eigenen Geschäften gesellten sich nothwendige Berathungen mit politischen Freunden.“

„Wie stehn die Sachen?“ fragte Lucanus.

„Sehr gut. Der König — wie wir aus sicherster Quelle wissen — hat sich entschlossen, dem Volke die ersehnte Verfassung zu geben. Morgen, so heißt es, soll sie verkündigt werden.“

„Gott sei Dank,“ sagte der Greis aus tiefstem Herzen. Sein Blick ging zum alten Friß empor und er fügte hinzu: „So braucht Preußen nicht vor Dir zu erröthen!“

„Kann ich einen Trunk Wein bekommen?“ fragte Georg.

„Sogleich sagte Agnes und ging hinaus.

Als sie, mit dem Brett, auf dem Flasche und Glas stand, durch die beiden vorderen Zimmer in das letzte, das des Greises zurückkehren wollte, fand sie Georg schon im mittleren Gemache vor.

Es war noch hell genug, um jede Miene in seinem Gesicht zu lesen. Er stand nahe am Fenster und hielt ein großes Blatt Papier — ein Actenstück offenbar — in der Hand.

„Komm her,“ sagte er mit unsicherer Stimme, „ich will Dir etwas zeigen.“

Erzitternd setzte Agnes ihre Bürde auf den Tisch nieder und trat zu ihm.

„Hier,“ sprach er, mit dem Zeigefinger den geschriebenen Zeilen nachdeutend, „hier steht es: Ich, Georg Lucanus, trete an Agnes Lucanus, Tochter des Professors Adalbert Lucanus, die Hälfte desjenigen Vermögens ab, über welches ich heute schon frei verfüge. Ohne alle Vorbehalte erkläre ich sie damit zur Eigenthümerin von einmahlhunderttausend Thalern. Ferner soll sie zur Hälfte an dem Vermögenstheil participiren, welcher noch an mich fällt, nach dem Tode des Professors Lucanus. Auch bestimme ich, daß Agnes Lucanus im Fall meines Todes meine alleinige Erbin sei. — Bist Du zufrieden?“

Agnes trat zurück.

„Es ist zu viel!“ stammelte sie, Schritt um Schritt zurückweichend, während Georg ihr erregt folgte. Endlich stand sie mit dem Rücken gegen den Sekretär und Georg stand nah vor ihr, so nah, daß ihr bangte.

„Zu viel? — für Dich! — Das Geld ist nichts. Ja, wenn Du bei uns bleiben wolltest! Dann könnte ich Dir mein Leben geben. Das wäre mehr,“ sagte er heiß.

„O Georg — Du bist so sonderbar,“ stotterte Agnes, „ich sehe, daß Du mich wohl lieb hast. Und doch — Deine Scheinkung ist so tödtlich kalt. Du hast mich darin nicht einmal ‚Schwester‘ genannt!“

„Ich konnte nicht — ich dachte nicht daran,“ sagte er, nach Gründen dafür suchend, um sich und ihr diesen Umstand zu erklären.

Sie blickten sich an. Nicht fremd, nicht feindlich, auch nicht liebevoll, sondern erstaunt, wie man ein unlösbares Räthsel ansieht.

„Wie ungewohnt,“ dachte Agnes, „ist dem Herzen dieses Mannes die Geschwisterliebe. Er will mir Alles geben, selbst sein Leben, und mißgönnt mir doch den, der mein Glück ist.“

Aber wie doppelt groß und selbstlos erschien dann seine verschwenderische Handlung.

In aufwallendem Dankesgefühl für diese schlang Agnes ihre Arme um Georgs Hals und küßte seinen Mund.

Ein himmlischer Schrecken durchbebt ihn. Wild wie ein Löwe, der seinem Kerker entspringt, fühlte er's durch seine Adern tosen. Er preßte

das Mädchen an sich, er bedeckte ihr Gesicht, ihre Schultern, ihre Hände mit wahn sinnigen Küffen.

„Bruder!“ schrie sie auf.

Da taumelte er zurück.

„Agnes!“ stöhnte er. Und lauter, immer lauter, wilder: „Agnes — Agnes!“

Sie aber floh entsetzt, wie vor dem Ueberfall eines Verbrechers hinaus und hinauf in die Sicherheit ihrer Mädchenstube.

Der große Mann saß, zusammengefunken wie ein Verzweifelter, auf dem Stuhl am Fenster und barg sein blondes Haupt in den Armen auf der Fensterbank. Fieberkälte schüttelte ihn. Seine Knie waren lahm. Mehrmals versuchte er aufzustehen, ehe sie ihn endlich in das stille, dunkle Gemach des Greises trugen.

„Vater,“ sagte er hohl, „Vater, wachst Du?“

„Ja, ja,“ sprach der Alte, aus dem Halbschlummer auffahrend.

Georg schritt zu ihm hin, schwer und tappend wie ein Blinder.

„Vater,“ sagte er heiser, „diese Zeit, die stürmend alles umwälzt, was der blinden Gewohnheit recht und heilig schien, diese Zeit hat in mir ein Ungeheures geboren.“

„Mein Sohn!“ rief der alte Lucanus tief geängstigt durch diesen Ton voll Verzweiflung. „Du kannst Irrthümer, aber kein Verbrechen begehen. Was ist Dir?“

„Verbrechen? Kein Verbrechen!“ sprach der fiebernde Mann nach; „o nein, es gab ferne, sagenhafte Tage, wo das, was ich fühle, kein Verbrechen war!“

Plötzlich wandelten sich ihm die Todessehauer in lobende Gluthen.

„Wir sind Knechte der Gewöhnung! Und soll ich's nicht als ein Mahnen erfassen, daß nicht nur freie Staatsbürger, daß auch freie Menschen wieder erstehen müssen? Wenn die Kirche mich glauben machen will, daß jenes Menschenpaar im Paradiese das erste seiner Art war, so kann sie mir nicht verbieten, was sie den Kindern jenes Paares nacherzählt. Ich will die Welt zwingen zu fühlen, daß es kein Verbrechen ist!“

Die Phantasien, die unverständlichen, seines Sohnes, erdrückten den armen Greis. Sein Gesicht suchte vergebens irgend einen Sinn in diesen wilden Ausrufen.

„Mein Sohn,“ sagte er mit seiner schwachen Stimme, „sei deutlicher. Was hast Du?“

Hart, grausam, von einer bössartigen Wollust an dem Entsetzlichen erfüllt, sprach Georg:

„Ich liebe meine Schwester.“

„Georg!“ schrie der Greis.

„Und jeder Blutstropfen in mir ist erfüllt von dem Begehren, sie ganz zu besitzen,“ fuhr der schreckliche Mann fort.

„Georg!“ tönte es noch einmal verhallend. Dann eine lange, fürchterliche Pause.

In diese hinein hob sich wieder die leise Stimme, die jetzt hohl und mühsam wie aus der Brust eines Sterbenden zu kommen schien. Sie sprach zu dem erstarrt dastehenden Manne, dessen große Gestalt gleich einem dunklen Koloss in die tiefe Dämmerung ragte.

„Ich muß Dir das Unerwartetste sagen, mein Georg. Agnes ist nicht Deine Schwester — Du bist nicht mein Sohn.“

„Vater!“

Der Greis hörte es wohl — es war ein wilder Jubelschrei. Ein wunderliches Lächeln ging über sein Gesicht. Georg jubelte über die Kunde, daß der geliebte Greis nicht sein Vater sei — vor wenig Tagen noch hätte dieselbe Kunde ihn getroffen wie ein Donnerschlag. Wie grausam, wie barbarisch die Begehrlichkeit nach einem Weibe einen Mann machen kann, gegen Alles was ihm so lange ein Heiligthum gewesen ist! Diese Rücksichtslosigkeit der Natur erscheint als dämonische Tücke eines Teufels, wenn ihr ironischer Zweck die Zerstörung einer Menschengestalt ist; sie erscheint als geheimnißvolle Erhabenheit, wenn ihr schöpferischer Zweck die Vereinigung zweier Wesen ist, die sich für einander bestimmt fühlen!

Während dieser Gedanken des Vaters hatte Georg sein fassungsloses Entzücken soweit gesammelt, daß Fragen nach den Thatsachen der Vergangenheit seinem Munde entstürzten.

„So war meine Mutter nicht Dein Weib? Oder ich war nicht der Sohn Deiner Gattin? Wie geschah Alles? Und Agnes? Sie ist doch Dein Kind? Ich entsinne mich des Tags, da sie geboren wurde. O, ich beschwöre Dich — hast Du unwiderlegliche Beweise?“

„Dort, in meinem Schreibtisch.“

Mit zitternden Händen schlug Georg im Feuerzeug den zündenden Funken, machte Licht und zerrte die Schieblade aus dem Schreibtisch, daß sie heraus und zu Boden fiel. Zahllose Papiere verstreuten sich. Er knieete nieder und suchte darin umher. Dazu warf das Wachslicht vom Schreibtische einen flackernden Schein auf den blonden Männerkopf und den gebückt sitzenden Greis.

„Deine Mutter war zweimal vermählt. Du bist der Sohn ihres ersten Gatten. Sieh — das gelbe große Document — das muß ihr Trauschein sein; darin wird der Todtschein des von ihr so tiefgehaßten Mannes liegen; auch Dein Taufzeugniß hast Du?“

Sie sahen zusammen hinein, der noch knieende junge Mann und der Greis, der in diesem Augenblick von nichts so sehr beschäftigt schien, als von der Sorge den Inhalt seiner Schieblade wieder in die gewohnte Ordnung kommen zu sehen.

„Näme mir ja alles genau wieder ein! Siehst Du, da steht es. Du bist jenes Mannes Sohn. Die Familie Deiner Mutter hatte sie ihn

verkauft, obgleich die Aermste mich liebte. Als Du ein Jahr alt warst, erlöste der Tod des lasterhaften Mannes sie von allen Leiden. Sie theilte sich mit Dir in den Reichthum, der sie bis dahin so elend gemacht hatte. Nichts stand nun unserer Verbindung im Wege, wir heiratheten sofort nach Ablauf der Trauerzeit. Das Document mit dem blauen Bande . . o vorsichtig, vorsichtig, in dem Kästchen ist eine Locke Deiner Mutter! . . gieb das Document.“

Der Greis sah mit peinlicher Genauigkeit auf Georgs Hände, die ihm zu hastig zwischen den Papieren wühlten.

„Dies ist unser Trauschein. Aber Deine Mutter wollte nicht, daß Du den Namen jenes Mannes tragen solltest. In Zwang und Haß hatte sie Dich empfangen müssen; geistig solltest Du mein Sohn werden — auch bürgerlich. Ich adoptirte Dich — da, lies selbst. Und ich habe meinem sterbenden Weibe geschworen, Dir nur in äußerster Noth Deine Abkunft zu enthüllen. Und jetzt war die Stunde gekommen.“

Selige Schauer durchfiebernten den jungen Mann. „Agnes — mein! mein!“

Das Dasein Volklingens war ganz aus seinem Gedächtniß geschwunden.

„Bin ich Dir ein wahrer Vater gewesen?“ fragte der Greis weich.

Da übermannte es Georg. Er umschlang den Greis und weinte Dankesthränen an seinem Herzen. Die himmlische Geduld, die über dem Uebermuth seiner Jugend gewacht hatte, die verzeihende Liebe für begangene Thorheiten, der unsaßbare Schatz geistigen Lebens — alles, alles, was er von diesem Vater empfangen, erstand in dieser Stunde riesengroß vor ihm.

„Mehr als Vater! Der Schöpfer meiner Seele!“

„Also ich soll der Schöpfer und Verantwortliche sein für den Sturm in diesem Kopfe?“ fragte zärtlich der Alte, indem er zugleich das Haupt schüttelte. „Und doch, aus der Saat der Philosophie geht die Ernte der Revolution hervor, wenn die Zeit dazu den Boden düngt.“

„Merkwürdig,“ dachte Georg, „ist das nun die Armuth, oder der Reichthum des Alters? selbst das persönliche, unsere ganze kleine Familie umwälzende Geschick seiner Kinder läßt die Augen des Greises so klar, daß er immer nach ewigen Wahrheiten sucht. Nein wahrlich — in seinem Haupte stürmt es nicht mehr!“

„Und was denkt mein Sohn nun zu beginnen?“ fragte Lucanus.

„Zu ihr — zu ihr — um sie in meinen Armen zu halten, wenn diese Erschütterung sie zu Boden schlägt,“ rief Georg.

„Soll ich ihr nicht die Wahrheit sagen? Soll sie ihr überhaupt gesagt werden? Dir konnte ich sie nicht vorenthalten, damit Deine Seele nicht von der schweren Last vermeintlicher Todsünde erdrückt würde. Aber Agnes? Sie liebt und wird geliebt! Eine Braut kannst Du Dir in ihr nicht erringen. Erhalte Dir denn die Schwester.“

„Ich — sie nicht erringen?“ brach Georg aus, während das Bewußt-

sein weltstürmenden Muthes kraftvoll in seinen Adern schwoll. „Ich — schweigend verzichten? Nein, das kann Georg Lucanus nicht.“

„Wirf in den Frieden ihrer Seele nicht den Brand des Zweifels an ihren eigenen Gefühlen,“ mahnte der Greis.

„Nein, keine Zweifel. Sondern die Gewißheit, daß das, was ich empfinde, was sich ihr durch mich offenbaren wird, die Götterlust der Liebe ist, und daß ihr schwächliches Empfinden für diesen Volklingen nur laue Freundschaft war!“

„Kingt Eure Kämpfe denn selbender aus. Ihr seid jung — Ihr steht noch in Waffen gegen die Entzugungen des Lebens. Das ist Euer Jugendrecht! Holt Euch Wunden oder Kronen. Eines Tags werdet Ihr ihn doch zurückgelegt haben, den weiten, weiten Weg, der noch von Euch zu mir ist,“ sprach der Alte vor sich hin.

Georg durchstürmte das Haus. Er fand von Agnes keine Spur, und ihr Mädchenstübchen war verschlossen.

Den ungestümen Schreckensgedanken, daß sie entflohen sein könnte, beschwichtigte die Meldung des biedereren Karsten, Fräulein Agnes habe sich eingeschlossen und gesagt, man solle erst dann nach ihr rufen, wenn der Herr Lieutenant kämen.

Er — immer er! Aber ruhig — Agnes wußte ja noch nicht . . . was Wunder, daß ihre Gedanken sich noch an das alte Phantom klammerten!

Es ward Mittag des andern Tages, ehe Agnes wieder herabstieg aus ihrer abgeschlossenen Klause.

Sie fand den Vater und den Bruder am Mittagstische ihrer harrend. Und der Erste zeigte zu ihrem Erstaunen gar keine Neugier nach dem Grund ihres befremdeten Benehmens.

Dem Auge Georgs wagte sie nicht zu begegnen; ihre Wangen erblaßte, als sie die ersten Worte aus jenem Munde vernahm, der sie geküßt mit so entsezensvoller Gluth. Und diese Gluth hatte eine Flamme in ihr entzündet — eine Flamme . . .

Mit inbrünstiger Seele hatte sie zu Gott um Frieden gefleht. Aber dieser Friede war nicht gekommen, und eine verzehrende, unbestimmte Sehnsucht brannte in ihren Nerven.

Die Welt schien ihr dem Untergange nahe zu sein. Das Schrecklichste hätte sich begeben können — Agnes hätte nicht gestaunt.

Aber in dieser Stimmung dem Zwange der Alltäglichkeit zu gehorchen und mit den Andern zu speisen, als sei die Welt, wie sie gestern und vorgestern gewesen, das war ihr nicht möglich.

Sie stand vom Tische auf, schroff, wie Jemand, der sich einer Unmöglichkeit ergiebt.

Schon war Georg neben ihr.

„Agnes,“ sagte er mit möglichst ruhiger Stimme, „Du hättest das erlösende Wort schon gestern hören können.“

Es war, als läge alle ihre Dual offen vor ihm; und er tastete ruhig, in Gegenwart des Vaters daran!

„Ein erlösendes Wort?“ Ihr Blick irrte bei dieser Frage hilflos suchend seitwärts zu dem Vater. Auch Georg sah zu ihm hin. In seiner Gegenwart, so schweigend sie war, fanden sie doch beide Halt.

„Ja — dies! Dein Vater gab mir seinen Namen, seine Liebe — aber sein Blut gab er mir nicht. Ich bin nicht Dein Bruder,“ sagte er langsam, mit einer Fassung, die den Greis fast ängstigte, denn sie war für Georgs Art nicht natürlich.

Agnes blieb stumm. Ihr Auge wurde weit und dunkel, ihr Gesicht blaß wie der Tod. Ihre Hände sanken ihr am Leibe nieder und alles Leben in ihr schien auszufahren.

Georg sank zu ihren Füßen nieder. Er drückte sein Haupt gegen ihr Gewand, umschlang ihre Kniee und rief:

„Ich liebe Dich, Du mußt die Meine sein.“

Sie sah entgeistert zu ihm nieder.

Das war nicht ihr Bruder, das war ihr ein Mann, wie Volklingen, mit dem Rechte der Natur sie liebend zu umwerben? . . . Und diese flammenden Lippen hatten brennend auf den ihren geruht . . . so brennend, wie sie nicht gewöhnt, daß Mensch am Menschen sich entflammen könne . . . und doch . . . so, von solcher himmelsstürmenden Liebe hatte sie geträumt . . . solche Wunder von dem Augenblick ersehnt, wo Willibald ihr sagen würde: ich liebe Dich!

So war das, was ihn und sie zusammengeführt hatte, nur mattes Wiederpiel einer mächtigeren Wirklichkeit gewesen, die sich ihr hier, aus Georgs lodern den Augen offenbarte?

Aber in jener Abendstunde des langen Abschieds von drei Tagen, als Volklingen von ihr ging, da war es doch wie ein Wunder über sie gekommen. Da schien es doch, als ob eine große Flamme in ihrem Herzen emporschlüge und Willibald umloderte. Lähmendes Entsetzen erfaßte sie. Es kam ihr, als sei es nicht Willibald, als sei es Georg gewesen, den sie da geküßt. War denn Alles Betrug?

„Ich werde Volklingens Weib. Ich — ich — liebe ihn,“ sagte sie tonlos.

Georg sprang empor. Eine jähe, furchtbare Veränderung ging in dem muthvollen Männergesicht vor. Alle höhere Schönheit, die eine großmüthige, stolze und feurige Seele darauf gemalt hatte, entfloß und ein Zorn ohne Maß, eine Wuth ohne Schranken zerstörte die Menschlichkeit der Züge.

Aber noch ehe dem halbgeöffneten Mund ein Ausruf des wahnsinnigsten Schmerzes sich entrang, störte der Lärm der Außenwelt die Beiden aus der Entrückttheit der Leidenschaft auf.

Die Thür ward aufgerissen. Zwei Männer, Nachbarn des alten Lucanus, stürmten fast herein, Karsten folgte ihnen auf dem Fuße. Die Männer, Bürger in mittleren Jahren, mit Gesichtern, die sonst das Gepräge pedantischer Wichtigkeit haben mochten, die aber jetzt erhitzt glühten, hielten Jeder ein Blatt in der Hand.

„Das Neueste, das Neueste!“ rief der Eine.

„Ein Extrablatt der Allgemeinen Zeitung,“ der Andere.

„Die Verfassung ist bewilligt,“ wieder der Erste.

„Lassen Sie mich doch erzählen,“ heftig der Andere.

Agnes sank auf den nächsten Stuhl. Die Erregung, nicht über das, was sie vielleicht hören sollte, was kommen könnte, nein, über den Inhalt der letztvergangenen Minuten hatte alle ihre Kraft gebrochen.

Georg athmete schwer. Sollte noch ein Wassersturz in das wogende Meer seiner Leidenschaft hineinschäumen?

„Was ist?“ rief er und riß dem Einen das Blatt aus der Hand.

„Verkünde Du es,“ sagte Lucanus.

Und mit bebender, sich überstürzender Hast las Georg den Inhalt des Blattes vor, jedes Zwischenwort überschlagend, nur das Wesentliche heraushebend, als zähle er die Gipfel einer Bergkette.

„Beschleunigte Einberufung des Landtages — Erleichterungspläne — Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat — Vertretung der Völker beim Bundestag — allgemeine Wehrverfassung — Bundesfeldherr an der Spitze — Bundesflagge — Flotte — Bundesgericht — allgemeiner Zollverein — gleiches Maß, Gewicht, Münzsystem — am zweiten April Verathung des Landtages über die besondere Verfassung Preußens.“

„Das heißt ein einigtes Deutschland schaffen!“ rief der Greis mit feuchten Augen. „Es lebe mein König!“

„Es lebe der König!“ riefen die Nachbarn und Karsten.

„Und hier,“ las Georg schwungweise weiter, „hier ein vollständig ausgearbeitetes Preßgesetz — aber was ist das — die Herausgeber sollen Bürgschaftssummen hinterlegen — fremde Zeitungen sollen doch noch verboten werden können — Blendwerk, Blendwerk ist diese Preßfreiheit!“

Das Letzte hörten die Männer nicht.

„Auf, nach dem Schlosse, dem König zu danken!“ riefen sie.

„Halt,“ schrie Georg, „hört, lest: das ganze Ministerium hat unterschrieben. Lüge, Lüge! Wenn sie halten wollen, was sie hier verheißen, so logen sie uns gestern; und wenn sie gestern nach ihren Ueberzeugungen handelten, dann lügen sie heute. Traut den Verheißungen nicht!“

„Ach was,“ sagte der Aeltere von den Nachbarn, „der König wird die Minister schon der alten Verfassung nachschicken. Alles wird sich finden. Wenn der König es verspricht, glaube ich's. Sein Wort ist mir ein Evangelium.“

„Herr Lucanus hat Recht . . . Vorsicht . . . Vorsicht . . . Sie sind wie eine Fahne im Winde, Herr Nachbar, Sie drehen sich, so wie's von oben gnädig weht,“ eiferte der andere Nachbar.

Hierauf stritten sich die Beiden auf das Bitterste. Georg umarmte seinen Vater.

„Güte mir Agnes und sprich für mich. Ich muß hinaus.“

„Zum König, zum König!“ schrie ein draußen vorüberziehender Volkshaufe.

„Zum König!“ riefen die in der Stube nach und drängten hinaus.

In der Thür wandte Georg sich noch einmal um. Sein Auge begegnete dem starren Blick der Geliebten. Er stürzte zu ihr zurück und presste sie noch einmal mit wilder Inbrunst an sich.

Wie leblos entsank sie seinen Armen.

Draußen wuchs das jubelnde Geschrei. Hier im stillen Zimmer kniete ein hilfloser, zitternder Greis neben einem ohnmächtig daliegenden Mädchen.

„Meine Agnes,“ flüsterte er, ihr kaltes Gesicht streichelnd, „so hat er auch Dich umgeworfen, der Sturm der Zeit?“

Im Mittagsjonnenschein drängten sich Tausende und aber Tausende vor dem königlichen Schlosse. Aus dem bunten Gewühl ragten die grauen, riesigen Mauern in schweigendem Ernst. Und zu Füßen zog sich um diese Mauer ein bunt und blank aufglühender Wall — ein Wall, aus Soldatenleibern. Starke Abtheilungen von Gardetruppen standen in ehernem Ernst rings um das Schloß. Wie ein Meer nach dem Sturme, in unruhiger und doch nicht fortfluthender Bewegung, wogte die Menschenmenge zwischen Lustgarten und Schloß, drängte sich, von den Häuserwänden der Schloßfreiheit eingefaßt, der Stechbahn zu und staute von dort zurück vor dem aus der Königsstadt und Alt-Cölln sich ergießenden Menschenstrom.

Losender Lärm stieg in die Luft empor. Aus den Fenstern der Häuser an der Schloßfreiheit und am Schloßplatz, lagen mit dem Oberleibe Menschen, die ihr Geschrei dem Rufen derer da unten gesellten. Tausende schrieten, die Herzen zersprengt von Dank- und Erlösungsgefühlen ein Hoch ihrem König; Tausende schrien im Fanatismus der Gier nach Empörung: „Militär fort!“ „nieder mit dem Ministerium!“ und wieder Tausende schrieten, angesteckt von dem Fluidum der Erregung, ohne zu wissen warum oder aus Lust am Lärm.

„Der König! Der König!“

Dieser Ruf siegte schließlich über allen Lärm und ward das Lösungswort der Massen. Die Hände hoben sich, die Gesichter wandten sich zum Balcon empor, und als die breiten Glashüren, die von innen auf denselben führten, sich öffneten, ward das Geschrei zum infernalischem Jubelgetöse.

Der König und der Prinz von Preußen erschienen.

Der König, bleich und tief ergriffen, sprach. Man verstand ihn, ob- schon man kein Wort hörte. Er bestätigte mündlich, was er versprochen hatte.

Heiße Gelöbniße erneuter Treue flammten ihm aus zahllosen Herzen entgegen, Männer weinten und unarmten sich, Tücher wehten, stammelnde Lippen sprachen ungehörte Dankgebete.

Die Heiligkeit dieses Augenblickes erdrückte Alle. Es war, als wenn ein Engel des Friedens unsichtbar über den König und sein Volk schwebte, auf Beide den gleichen Segen ausgießend.

Stumm und geknickt stand Georg in der Menge. Seine Seele war erschüttert, sie war weich, sie war bereit, dem Königswort zu glauben. Das Hin- und Herdrängen der Menge hatte ihn so geschoben, daß er, der fast Alle überragte, den Truppen ziemlich nahe gegenüberstand.

Mit einem Mal fiel sein Auge auf Volklingen, der mit gezogenem Degen, wie beim Parademarsch, vor der Front seiner Compagnie stand.

Die Erschütterung seiner Seele erstarrte in dem aufgährenden Haß. Der feierliche Augenblick verlor jede Bedeutung für ihn. Man hätte ihm in diesem Augenblick sagen können: Europa ist eine Republik, sei Du ihr Präsident — er hätte nicht darauf gehört!

Dieser da, in dem verhaßten Rock der Tyrannei, dieser da, einer von denen, die sich selbst jetzt zwischen das Herz des Monarchen und das Volk stellten, dieser da hatte ihm das Weib geraubt, das er begehrt, wie er noch keines zuvor begehrt hatte!

Mit bebenden Händen tastete er an seine Brust. Ja, da hinter dem grünen Tuche des Rockes stak das Terzerol . . . o, könnte er's auf dieses Haupt richten, das sich da unter der Pickelhaube so stolz hob!

In dieser schrecklichen Minute kam eine neue Bewegung in das Volk. An der Stechbahn waren Dragoner aufgeritten und drängten gegen die Massen. Der Ruf „Militär fort!“ wurde wieder laut.

„Ja, fort, fort, fort!“ schrie Georg besinnungslos und sah nur den einen Krieger, dem er Tod wünschte. Schon lag das Terzerol in seiner Hand, schon hob er es zielend.

Ein drängender Vorruck ging zugleich durch die Menge und traf auch Georg.

Ein Schuß krachte — ein Bürger sank getroffen nieder.

Wahnsinniges Geheul antwortete diesem Schuß. Gedanken schnell wandelte sich das Bild, und wo eben noch friedliche Geister versöhnend geschwebt, da flogen auf dunklen Fittichen jetzt die Furien des Aufruhrs umher.

Das Volk stürzte sich auf die Truppen. Diese machten von ihren Waffen Gebrauch.

Und wieder siegte ein Losungswort über den Höllenlärm.

„Baut Barrikaden!“

Durch die Straßen ergossen sich die Schaaren der Tobenden. Vange Bürger flohen in ihre Häuser und schlossen sie hinter sich. Aus anderen Hausthoren schleppte man Tonnen, Balken, Stühle. Von Straße zu Straße wälzte sich der Strom dieser Bauleute des Todes; in wenig Stunden waren über fünftausend Barrikaden entstanden.

Der dumpfe Tritt aufziehender Militärcolonnen dröhnte in den Gassen wieder. Flintenschüsse knatterten. Hier wurden sie von den Dächern und aus den Fenstern der Häuser beantwortet, dort hatte man sich vor Schall und Schuß geschützt, indem man Fenster dicht verhängte, Thüren fest verammelte.

Hinter den Barrikaden, in den Gruben, die durch das Aufreißen des Straßenpflasters entstanden, saßen Knaben und gossen aus bleiernen Fenstereinfassungen Kugeln. Weiber schleppten siedendes Wasser und Steine herbei. Schwarzrothgoldene Fahnen wehten von der Höhe dieser Straßenwälle.

Die Schwester des Muthes, die Verzweiflung suchte dicht auf den Schanzen, welche der Wahnsinn errichtet hatte.

Der Aufruhr klopfte auch an das Thor des alten Lucanus. Er brach ihm die Thür ein und schickte zeternde Weiber und polternde Männer in sein Haus.

Geräth verlangten sie, die Stühle vom Flur, die Wassertonne aus der Küche, den Handwagen vom Hof. Und Karsten schleppte herzu, was er fand. Sein Kopf brannte, um die Schulter trug er eine alte Flinte, die er auf dem Boden gefunden.

Da that sich die Stubenthür auf, und auf der Schwelle, die etwas über dem Flur erhöht war, erschien der alte Lucanus. Die Schwäche des Alters war von ihm gewichen.

„Hinaus,“ sagte er laut und heiser, „von meiner Habe sei kein Balken Gier!“

„Wir wollen am köllnischen Rathhause eine Barrikade bauen,“ rief eine helle Stimme.

„Hinaus!“ sagte der Greis noch einmal, „ich habe für meinen König gelebt, ihm treu will ich sterben.“

Von der Majestät des Alters unwittert, von der Gewalt des Muthes über sie erhoben, stand der Greis da — die eben noch so Frechen senkten die Köpfe.

„Laßt den Alten,“ murmelte Einer, „es ist der alte Lucanus. Ehr't sein weißes Haar!“

Die unnatürlich aufgeflackerte Kraft des Greises fing schon an, der früheren Schwäche Platz zu machen.

„Es — es — lebe der König!“ sagte er mit sinkender Stimme und wandte sich halb, um seinen Arm auf Agnes Schulter zu stützen. Die stand hinter ihm, gelähmt von Entsetzen, gefaßt darauf, daß die nächste Minute ihr Tod sein könne.

Schweigend drängten sich die Menschen wieder hinaus, es fiel weder dem Alten noch Agnes auf, daß Karsten sich mit ihnen entfernte.

Nun war das Thor wieder geschlossen zwischen ihnen und dem Aufruhr draußen. Nun konnte sie sich wieder im Frieden ihres Hauses ausruhen.

Frieden? Ach, ruhelos durchwanderte das bleiche Mädchen die Räume. Jeder Flintenschuß, dessen dumpfer Nachhall bis hierher drang, schredte ihr Herz.

Wenn der Eine ihn gegen den Andern gerichtet hätte! wenn der Andere fiel — fiel . . .

Der ganze Kampf ward für sie nur von zwei Männern geführt; aus allem Waffenlärm hörte sie nur die Stimme des Verlobten, aus allem Volksgeschrei die Stimme Georgs heraus.

Wenn sie einander begegneten? Wer von ihnen würde sein Leben lassen müssen? Und — schrecklichste Frage . . . wem sollte sie Tod, wem Leben erstehen?

Fieberschauer jagten durch ihre Pulse, wenn die Erinnerung an Georgs loderndes Werben sie überwältigte.

Das dumpfe Gefühl, daß sie durch irgend eine unerklärliche, unbeschreibliche Empfindung einen Treubruch an Willibald begangen habe, brachte sie an den Rand der Verzweiflung.

Todesbange Sehnsucht ergriff sie.

Sprach der Greis ihr von Willibald, so lechzte ihr Herz darnach, daß er nach Georg rufen möge.

Und bangte ihn um diesen, dann schwoll in ihr Eifersucht für Willibald empor.

So verzehrte sie sich in wilder Angst, sich selbst ein peinigendes Räthsel.

Der Abend sank, die Nacht fiel hernieder. Ob es in der Stadt stiller und stiller geworden, ob die schlecht bewaffneten, disciplinlosen Schaaren ihre Barrikaden schon längst an das rücksichtslos vorgehende Militair verloren haben, das konnten sie nicht ermessen. In ihrer Nähe, am cöllnischen Rathhause tobte wüthender Kampf.

Leiber erschossener Soldaten und Offiziere wurden vorbei getragen, immer neue Truppen rückten an; die ganze Straße vom Schloßplatz bis zur Scharnstraße war voll Militair. Unfern dem Hause des alten Lucanus standen quer über die Straße Kanonen. Jede Kartätschenalve die sich entlud, beantwortete Agnes mit einem Nothschrei zu Gott.

Und endlich rückte das Militair vor, der Kampf entfernte sich, die Barrikade war gefallen.

Darüber aber drangen andere Töne zu ihnen, die vorher der nahe Schlachtenlärm verschlungen hatte. Glockengeläut stürmte durch die Nacht; vom Bodensfenster des Hauses sah man Feuerchein am Himmel.

Nun wagten sich auch Nachbarn über die Straße und brachten Berichte,

daß es auf dem Alexanderplatz brenne, daß die Eisengießerei in Flammen stehe, daß man den Wagenschuppen des Geschützwesens angesteckt habe.

Andere kamen später und erzählten, daß Bürger wie Soldaten mit Löwenmuth gefochten. Einige wußten Beispiele, daß Bruder gegen Bruder gekämpft habe.

Dann kam auch die Kunde, daß der Bischof Neander sich mit einer Deputation von Bürgern zum König begeben habe, um Worte des Friedens zu sprechen. Und Niemand wisse, wer den Befehl zum ersten Schuß gegeben habe, ob überhaupt ein Befehl ergangen, ja wo der Schuß gefallen sei und von wem. Ein ungeheures Mißverständniß habe sich in dem größten und feierlichsten Augenblick todtbringend zwischen König und Volk geschoben!

Nur von Georg kam keine Kunde. Lebte er? Kämpfte er mit auf den Barrikaden?

Auch diese Nacht, die schrecklichste, welche Berlin jemals gesehen, ging zu Ende. Morgens zwischen fünf und sechs erlosch der Feuerschein, erstarben die Schüsse. Die Soldaten zogen in ihre Kasernen zurück.

Die Angst in dem Herzen des Mädchens war bis zum Wahnsinn gesteigert.

„Ich will ihn suchen!“ rief sie und wußte selbst nicht, ob sie Georg oder Willibald meinte.

Keine Bitte des Greißes vermochte etwas über sie; allein, ohne Schutz ließ sie ihn zurück und floh in die Straßen hinein, auf denen nach kurzer Pauze ein neues Leben erwachte. Agnes irrte unter den Linden umher. Vor dem Palais des Prinzen von Preußen stand eine Menschenmenge und sah zu, wie ein Arbeiter daran schrieb „Nationaleigenthum“. Das Zeughaus war geöffnet, Bürger strömten hinein und nahmen die vorher heftig geforderten und nun bewilligten Waffen in Empfang. Und nirgends eine Spur von ihm!

Ihre wankenden Füße trugen sie wieder in die Gegend des Schlosses zurück. Und da hemmten sie sich vor etwas Furchtbarem.

Auf offenen Bahren trug man Leichen heran.

Ein Schrei, eine gräßliche Ahnung — wenn er, er dazwischen wäre?

Sie lief, sie kam in das Gewühl, sie drängte sich hindurch, ihr Gewand ließ siegen, ihr Shawl ward ihr abgerissen: Weiter, weiter! Heran an diesen Zug des Todes, der sich in langer, dichter Reihe in den Schloßhof hinein bewegt! Und da ist sie mit darin. Duster umschranken die vier hohen Mauern das traurige Schauspiel. Der graue Himmel blickt drohend herein. Stumm wühlt die Menge durcheinander.

Da — da — jenes blonde Lockenhaupt, jene große Gestalt, deren markige Linien sich unter der Tricolore abzeichnen, die sie bedeckt —

Ihre Hände zerren an dem herabhängenden Fahmentuch. Ihre Augen sind verglast.

Dieser halbgeöffnete Mund ist es ja, der ihr noch gestern zuflüsterte

„Sei mein;“ dieses blonde Haupt, aus dem ein rothes Brunnlein sickerte, hat besinnungslos vor Liebe gestern in ihrem Gewande geruht!

„Er ist mein — mein!“ schreit sie und packt die Träger an den Armen.

Die achten nicht auf sie. Alle Gesichter wenden sich nach oben: der König und die Königin sind auf dem Balcon erschienen. Die Königin sinkt — die Herzen erstarren.

Da hebt sich ein Ton, ein frommer, kräftiger Ton. Eine rauhe Männerstimme singt:

„Ein' feste Burg ist unser Gott.“

Der König entblößt sein Haupt vor dem Herren aller Fürsten und aller Völker.

Und mächtig schwillt es empor zwischen den Mauern und steigt auf zum Himmel wie eine Bitte um Frieden:

„Ein' feste Burg ist unser Gott.“

Tausende singen es und Tausende sinken weinend in die Knie.

Da bittet das blasse Mädchen mit den feinen, zerfetzten Kleidern den blutbefleckten Studenten, der die Leiche des blonden Mannes mitträgt:

„Tragt ihn in mein Haus. Er hat mich sehr geliebt. Ich will bei ihm Todtenwacht halten.“

Vor dem alten Lucanus standen vier Männer. Der Eine trug eine Blouse und ein Halstuch mit flatternden Enden, ein Bart zog sich ihm von Ohr zu Ohr unterm Kinn herum und rahmte ein verbissenes Gesicht mit stechenden Augen ein. Zwei hatten ihre Cylinderhüte in der Hand, an denen schwarzrothgoldene Cocarden saßen, und trugen zu ihren braunen Tuchröcken lebhaft carrirte Westen. Den Vierten endlich verrieth der verjchnürte schwarze Rock, und die viereckige Tuchmütze auf den glatten, langen Haaren als einen der Polen, die Tags zuvor aus dem Moabiter Gefängniß entlassen waren.

Zu diesen Vierem sprach der Greis. Er stand neben seinem Lehnstuhl, dessen sich die zitternde Linke als einer Stütze bediente; die Rechte hatte er abwehrend ausgestreckt.

„Nein,“ sagte er fest, „niemals!“ Das Leben meines Sohnes war eine Demonstration gegen die Ordnung. Er konnte mit diesem seinem Leben verfahren nach eigener Wahl, denn er war ein freier Mann und mir nicht anders unterthan als durch Liebe. Aber seine Leiche gehört mir. Der Todte soll nicht benutzt werden, um Demonstrationen fortzusetzen, die er selbst vielleicht nach diesen schrecklichen Tagen nicht mehr gebilligt hätte. Ich werde meinen Todten selbst begraben. Auf dem Gensdarmenmarke soll sein Sarg nicht mit aufgestellt, nicht im traurigen Triumphzuge durch die Stadt getragen werden. Das sagt Denen, die Euch geschickt haben.“

„Aber Herr Professor!“ wagte der Eine mit dem braunen Tuchrock noch bittend einzuwerfen.

„Mein Entschluß ist unerwiderlich,“ schloß der Greis und winkte, daß man gehen möge.

In mürrischem Schweigen zogen sich die Männer zurück. Als sie durch das erste Zimmer gingen, traten sie leise auf.

Da stand, von Blüten, Grün und Ticolore bedeckt, ein aufgebahrter Sarg. Und das Mädchen daneben hatte sein dunkles Haupt tief auf die gefalteten, auf dem Kopfende des Sarges ruhenden Hände gelegt.

Sie bemerkte nicht, daß Fremde vor ihr vorüberschritten, sie bemerkte nicht, daß Karsten hereinkam und mit seiner Linken einen Kranz auf den Sarg legte; die Rechte trug er im Verbanne. Sie bemerkte auch nicht, daß die Thür sich langsam, sehr langsam aufthat und Jemand hereinkam, dessen liebdes, junges Gesicht ihr früher so oft schon von der Schwelle her freudig entgegen geleuchtet hatte. Heute freilich sah es verfallen, fast scheu aus.

War es der angestrengte Dienst der letzten Tage, der Volkstingens Gesicht so entfarbt und gealtert hatte? Und was zögerte er, sich zu Agnes Füßen zu werfen? Fünf lange, schreckliche Tage, fünf Tage, in denen das Ungeheuerste sich begeben, hatte er die Geliebte nicht gesehen.

Mit schweren Füßen ging er an den Sarg heran. Er stützte die Faust auf die Kante desselben, er suchte sein rasendes Herzklopfen zu übermächtigen. Umsonst, die Pulse klopften ihm am Halse hinauf.

„Agnes!“ sagte er endlich mühsam.

Die Stimme erweckte sie. Sie fuhr empor und schauernd zurück. Seine Arme öffneten sich.

„Nein,“ stammelte sie, „nein! Ich darf nicht! Ich bin Dir treulos gewesen. Dieser da war nicht mein Bruder, und in den Stunden des Kampfes hab' ich mehr um ihn gebangt als um Dich! An seinen Kuß hab ich gedacht, nicht an den Deinen!“

Fieberflecke glühten ihr roth auf den Wangen.

„Nicht Dein Bruder!“

Er athmete tief auf.

„Nicht Dein Bruder!“ Und fast klang es aus seiner Stimme, als sei ihm das die höchste Glücksbotschaft.

„Hasse mich — ich bin auf Deinen Haß gefaßt,“ sprach sie heftig.

„Nicht Dein Bruder!“ wiederholte er wie träumend. Dann sagte er sanft. „Du sieberst, Geliebte, was auch immer dieser Mann Dir gewesen, ich glaube nicht, daß sein Andenken uns trennen wird. Doch Dein Vater soll der Richter sein zwischen diesem und uns!“

Er trat von Agnes hinweg und wandte sich dem Gemach des Greises zu.

Sie sank in ihre vorige Stellung zurück. Aber ihre Schmerzverfunken-

heit war zerstört; mit leidenschaftlicher Sorge dachte sie, daß in diesen Minuten ihres Lebensgeschickes Würfel fielen.

Der Greis saß in seinem Stuhl und mühte sich umsonst ab, seine Decken in die gewohnte Ordnung und seinen Stuhl in die gehörige Tischnähe zu bringen. Er ächzte und seine Stirn tropfte.

Ueber Willibalds Erscheinen zeigte er sich nicht so bewegt, wie dieser es nach solchen Ereignissen erwartet hatte.

„Wie gut, daß Du kommst. Ich armer alter Mann fühle jede Stunde, daß in solchen Zeiten schwache Greise zum Menschheitsplunder geworfen werden. Meine Knie frieren so — komm, stecke die Decke fest ein. Das arme Mädchen vergift ihren Alten. Alles zeigt mir, daß ich jetzt besser in's Grab, als in die Welt passe.“

Volklingen hockte nieder und wickelte den Greis ein.

„Und doch,“ begann er, sich wieder erhebend, „ist Deine Gegenwart in der Welt noch unentbehrlich. Bei Dir ruht das Geschick Deiner Kinder. Du hast zu bestimmen über ihr Leben oder ihren Tod.“

„Tod — o, das Wort hören wir immerfort. Meinen herrlichen Georg hab' ich hingegeben. Soll mir noch mehr geraubt werden? Diesen Verlust werde ich nicht mehr verwinden.“

Volklingen senkte das Haupt. „Dann ist meine Sache hoffnungslos,“ sagte er leise.

„Euch soll mein Gram nicht verhindern an Glück zu denken,“ sprach der Greis mit seiner himmlischen Milde. „Grade in Eurem Glück wollen meine Augen noch die Verheißung einer besseren Zukunft sehen.“

„Vater,“ rief der junge Offizier, „laß mich mein Herz vor Dir entfalten, wie ich Dir schon einmal an dieser Stelle von der Dual meines Innern sprach.“

„Wie?“ fragte der Greis aufmerkend, „ist es möglich, daß sich nach diesen Tagen noch der Zwist in Deinem Innern fortsetzen kann?“

„Nein!“ fuhr Volklingen in höchster Leidenschaft fort, „diese Tage haben meinem Pflichtgefühl Bande von Eisen umgeschmiedet. Es kann durch keine Zweifel mehr zersprengt werden. Laß Dir erzählen: am Schlosse standen wir und bewachten unsern König. Vor uns wogte die Menge. Einmal war es mir, als sähe ich noch vor mir einen bekannten, blonden Kopf. Doch kann ich das nicht gewiß behaupten. Ein Schuß fiel, der teuflische Schuß, der die Menge zu wüthenden Tigern wandelte. In Gefechtsordnung rückten wir ab. Kämpfend kamen wir über die Straßen — Gerüchte drangen uns schon entgegen, daß man die Kasernen stürmen wolle, auch die Kaserne des Alexanderregimentes. Den Waffenvorrath unseres Regiments zu vertheidigen stürmten wir vorwärts. Als unsere Compagnien ankamen, erlagen die in der Kaserne consignirt gewesenen Mannschaften schon dem rasenden Angriff einer überlegenen Menge, die nicht bloß mit Waffen, die mit siedenden Delgüssen, mit Schleudersteinen,

mit Sandwürfen focht. Ich konnte nichts denken. Mein ganzer Mensch war die eine thatgewordene Empfindung: mit Gott für den König! Die Raserei hatte aus mir, wie aus den Leibern unserer Angreifer, jedes Erbarmen mit Menschlichem fortgesetzt. Meine Nebenleute fielen, auf den Leichnam meines liebsten Kameraden sah ich ein entmenschetes Weib den Fuß setzen. Ich schoß das Weib nieder. Das Wuthgeheul der Aufrührer antwortete. Der betäubende Lärm der Schüsse, des Geschreis durchschallte die Straße. Vor Pulverdampf sah man kaum das Nächste. Schon wichen die Aufrührer zurück, schon schien ihr Muth zu erlahmen. Da erschien ein Mann auf der Barrikade, seine mächtige Gestalt, sein donnernder Befehl entflammte Alle auf's Neue. Die Fahne in seiner Hand schwenkte sich. „Es lebe die Freiheit!“ rief er. Und da — da — wie ein Blitz durchfuhr es mich: dies ist nicht die Freiheit, dies ist eine schlimmere Tyrannei als aller Fürsten despotischer Wille; dies ist nicht der Weg zum deutschen Kaiserreiche, und diese, deren Blut ich vergieße, sind nicht meine Brüder! Ihr Wahnsinn hat sie von mir geschieden. Und über das Knattern des Schüsse hinweg, rief der Mann noch einmal: „Es lebe die Freiheit!“ Da schrie ich auf und zielte und schoß . . . und der Mann fiel vornüber von der Barrikade hinein in unsere Reihen. That ich Recht, mein Vater? Oder bin ich ein Brudermörder?“

Mit flammendem Angesicht und keuchender Brust stand der junge Offizier vor dem Greis. Die Frage war nicht eine von den Fragen, die Antwort heißen. Man sah, sein ganzes Wesen war durchglüht von dem Bewußtsein, daß er nach einem furchtbaren, aber heiligen Rechte gehandelt hatte.

„Du hast in herber Nothwendigkeit Deine Pflicht gethan. Nicht Du, mein Sohn, bist für das Blut verantwortlich, das durch Deine Hand geflossen,“ sagte der alte Lucanus, mit dem Ernste eines Priesters auf der gefurchten Stirn.

„Und dieser Mann,“ sprach Volklingen, mit ausgebreiteten Armen vor dem Greise knieend, „dieser Mann war Dein Sohn!“

Der Greis legte sein Haupt zurück und schloß die Augen. Wie scharf auch der Blick des jungen Mannes sein Gesicht durchforschte, er konnte in den Zügen des Alten nicht lesen, was in dessen Seele vorging.

Willibald faltete seine Hände auf dem Knie des Greises. So verharrten sie lange.

Dann aber schlug der Greis die Augen auf. Der Abglanz einer höheren Welt war darin sichtbar.

„Du hast Größeres überwunden,“ sagte er leise, zu dem Bilde Friedrichs gewandt; „lehre Du mich gerecht sein.“

Willibald wagte nicht zu athmen.

Der Greis legte ihm schwer die Hand auf die braunen Haare.

„Nicht Du bist für das Blut verantwortlich, das durch Deine Hand geflossen ist“, wiederholte er feierlich.

Die Erregung des jungen Offiziers brach sich in Thränen Bahn. Sie brauchten Beide lange Zeit sich zu sammeln, dann sagte der Greis: „Erschütterte nicht Agnes Seele mit dieser Kunde. Ihr Wesen ist ohne das aus den Fugen. Der Sturm, der von ihm ausging, hat ihr alle Fassung geraubt.“

Volklingen sprang auf.

„Ich dachte, daß ich meine Hand nicht mehr nach einem Weibe ausstrecken dürfe, dem ich verwandtes Blut vergossen. Ewigen Abschied zu nehmen kam ich her. Heute Abend verlassen wir ohnedies, die letzten aller Truppen, die Stadt. Ein zu unbegreiflicher Befehl ist ergangen, als daß ich zu wagen glaube, er komme direct, ohne Mißverständniß vom König. Nur die Bürger sollen ihn beschützen, alles Militär zieht ab! — Wer kann auf ein Morgen bauen! Und nun sagte mir Agnes ein Wort — der Todte war also nicht Blut von Deinem und ihrem Blute? Er war nicht ihr Bruder und nicht Dein Sohn? So darf ich noch hoffen — so wird niemals, niemals in Agnes Seele der fürchterliche Gedanke Wurzel fassen, ich sei ihres Bruders Mörder und sie selbst dieses Mörders Gattin?“ So rief Volklingen.

Mit schmerzlichem Lächeln sagte der Greis:

„Wie doch die Jugend sich immer an die Form der Dinge hält, und nicht das Wesen erkennt. Wenngleich Georg nur mein Adoptivsohn war, stand er meinem Herzen doch nahe wie ein leibliches Kind, und so ist mir sein Verlust überwindlich grausam zu tragen wie der eines Sohnes. Aber auch wenn er nicht nur durch Gewöhnung, wenn er von Natur mein gewesen wäre, dennoch hätte ich Dir gesagt: Du bist nicht der Verantwortliche für seinen Tod, nur der Arm des Gerichts bist Du, das er selbst sich heraufbeschworen.“

„Wie kann ich mit diesem Bewußtsein neben Agnes hinleben!“ rief Volklingen von Jammer übermannt.

„Du weißt nicht Alles. Georg war in Liebe zu ihr entbrannt. Da enthüllte ich ihnen, daß sie keine Geschwister seien. Sein Ungeßüm glich immer dem Ungeßüm stürzender Gebirgswasser, lärmend, schön und nutzlos! Dieses Ungeßüm überfiel ihre keusche Seele und verfezte sie in Aufruhr. Ich kann nur ahnen, was in ihr Alles erwachte. Schone sie, wenn Du das Gefäß ihrer Gedanken nicht überfüllen und zerstören willst.“

Volklingen stand wie entgeistert. In solchen Gefahren war sein Glück gewesen? Seine Liebe hatte ihm Jener rauben wollen? Schonungslos dem schnell erwachten Gelüste folgend? Ebenso wild und rücksichtslos, der Rechte Anderer nicht achtend, wie nach der „Freiheit“ und dem „einigen Vaterland“, ebenso hatte er nach dem Weibe gestrebt, das nicht mehr mit freiem Herzen vor ihm stand?

„Das war Gottes Gericht!“ sagte er dumpf.

„Wenn Du es so nennen willst — ja,“ sprach der Greis. „Für mich ist es der Geist der Geschichte, der sich auch im Einzelschicksal sein Recht verschafft.“

„Nein,“ murmelte der junge Offizier vor sich hin, „mein, nicht noch schwerer soll ihr Frieden gestört werden. Dieser Wunsch giebt mir die Kraft, es ewig vor ihr zu verschweigen, daß er durch meine Hand fiel.“

„Komm zu ihr.“

Willibald hob den Alten fast aus dem Stuhl und führte ihn an seinem Arm in das Gemach, wo Agnes noch am Sarge stand.

„Sieh, mein Mädchen,“ sprach der Greis mit jenem Humor, der ein Gewand der Barmherzigkeit ist, „ich habe noch einen starken, festen, jungen Arm, an welchem ich noch ein gut Stück Leben sicher gehen kann.“

„Meine Agnes!“ rief Willibald schmerzlich.

Sie wandte das gramzerstörte Antlitz ihm zu.

„Bergiebst Du mir, daß ein Theil meines Herzens sich von Dir zu diesem wandte, daß er ihm ewig gehören wird?“ fragte sie.

Er nahm die arme kalte Hand von dem düsteren Bett fort, darauf sie ruhte.

„Geliebte,“ sagte er mit thränenverschleierter Stimme, „das Wort Vergebung wird ein Höherer über uns allen aussprechen, und wer sich ihrer bedürftig fühlt, der mag sich daran laben. Du und ich, wir wollen nicht mit einander abrechnen. Der Sturm hat unser Haus in Trümmer geworfen, der Baugrund aber ist nicht erschüttert. Wir wollen den Muth fassen, uns ein neues Leben und ein neues Glück aufzurichten.“

Weinend lag sie an seiner Brust, in welcher, sie fühlte es trostreich, ein fester und unerschütterlicher Sinn durch den Sturm sich durchgerungen hatte und zur vollen Reife gelangt war.

Die Augen des Greises waren feucht gemorden.

„Und Du, mein Sohn,“ sagte er, das Gesicht zum Sarge hinabneigend, „Du, mein stiller Schläfer, fahre wohl! Die flammenden Irthümer dieser Zeit werden in Asche zerfallen, wie Du. Aber wie Deine Seele unsterblich ist, so ist auch ein Unsterbliches in der Bewegung dieser Zeit. Immer wieder wird es auferstehen, und ein Tag wird dennoch kommen, an dem Preußens König deutscher Kaiser ist. Und erst an diesem Tage wird der Geist des großen Friedrich Fürsten und Völkern vergeben, was sie gesündigt haben!“





Ludwig Pietisch.

Von

Paul Lindenberg.

— Berlin. —

Der furchtbare Schlag, welcher Deutschland durch den Tod seines zweiten Kaisers von Neuem getroffen und uns wiederum mit dem Gefühl wehmüthiger Trauer erfüllte, er hat auch so mancherlei Hoffnungen und Erwartungen unerfüllt gelassen, welche die deutsche und im Speciellen die Berliner Presse aller Parteisattirungen auf die Regierung Kaiser Friedrichs gesetzt hatte. Es ist ja hinlänglich bekannt, mit wie regem und aufrichtigem Interesse der von einem jähen Schicksal so früh dahingeraffte Monarch die Entwicklung der Tagesliteratur verfolgt, welche Bedeutung er der letzteren zugemessen und wie zwanglos und leutselig er mit ihren Vertretern verkehrt hat. Er wußte den schwierigen und aufreibenden Beruf der Journalisten wohl zu würdigen, und manch hübsches, kaum in die Deffentlichkeit gelangtes Geschichtchen legt davon Beweis ab. So bemerkte er einst bei irgend einer Eröffnungsfeierlichkeit in Berlin, daß der den Repräsentanten der großen Blätter zugewiesenen Platz ein herzlich schlechter war. Sofort wandte er sich an die Comitemitglieder mit nicht mißzuverstehenden Worten, deren letzte lauteten: „Diese Herren hier sind weit nothwendiger als Sie; denn wenn sie nichts darüber schreiben, erfährt die Welt überhaupt nichts von Ihrem Unternehmen, und Sie hätten dasselbe gar nicht veranstalten brauchen!“

Ein Berliner Schriftsteller aber erfreute sich des ganz besonderen Wohlwollens des Kaisers — es war Ludwig Pietisch, und noch kurz vor dem Tode des Herrschers erhielt er einen neuen Beweis davon in Gestalt einer persönlichen Einladung zur Vermählung des Prinzen Heinrich. Pietisch

konnte derſelben nicht nachkommen, da er fern von der deutſchen Heimat auf türkiſchem Boden weilte, und er ſollte lebend ſeinem hohen Beſchützer nicht mehr danken können — auf der Todtenbahre erſt fand er ihn wieder! Ergreifend beſchreibt er dies Wiederſehen im Sterbezimmer des Schloſſes Friedrichskron: „Das Antliß erſchien noch immer in ſeiner ganzen Herrlichkeit. In ruhigem Schlummer ſchien es dazuliegen. Gelblich von Farbe, aber ohne eine Spur der Entſtellung durch die langen fürchtbaren Leiden, von denen er endlich Erlösung fand und ausruht. Der bräunliche Bart wallte, von keinem Tuch verdeckt, über den Hals hin. Die erhabene, ernſte Majestät des Todes war wohl über dies Heldenantliß ausgegoffen. Aber ein Schimmer jener, der gütigſten Seele entquellenden Freundlichkeit, welche dieſe Züge während des Lebens verklärte, war auch vom Tode nicht ganz verwiſcht und milderte deſſen Starrheit. Das ſtrahlende blaue Auge aber war geſchloſſen für immer, das wir ſo oft im heiligen Feuer Blitze ſprühen, ſo oft in erquickender Heiterkeit leuchten und lächeln ſahen! . . . Und mit meines Geiſtes Augen ſah ich dieſes Antliß, dieſe Geſtalt wieder lebendig vor mir in all' den größten Momenten dieſes nun erloſchenen Heldenlebens, am Abend von Wörth, am Abend von Sedan, am Tage von Verſailles Und ſo mußte es enden!“ — —

Die Auszeichnung, welche Ludwig Pietſch bei jeder ſich anbietenden Gelegenheit während vieler Jahre durch den Kronprinzen genoſſen hat, ſie charakteriſirt vortrefflich die bedeutende Poſition, welche die Perſönlichkeit dieſes liebenswürdigen Menſchen und Schriftſtellers in der geſelligen, künſleriſchen und literariſchen Welt der Reichshauptſtadt einnimmt. In ſeltener Weiſe iſt Pietſch mit Berlin, mit der Stadt ſowohl wie mit ihrer geſellſchaftlich tonangebenden Bevölkerung, verſchmolzen. Er mag für Viele, die nie mit ihm in directe Verührung gerathen ſind, und zumal für Diejenigen, welche ihre Kenntniß des Berliner Lebens nur aus den Zeitungen ſchöpfen, gar nicht mehr eine Perſon von Fleiſch und Blut ſein, ſondern mehr ein Begriff für die aufmerkſamſte, unterhaltendſte, gewiſſenhafteste Berichterſtattung über all' Das, was den kaleidſkopartigen, täglich neue, anziehende Ueberſetzungen bringenden Jahreslauf einer Weltſtadt ausmacht. Dieſe originelle Vielseitigkeit, welche doch niemals etwas Oberflächliches an ſich hat, läßt auch Pietſch einen bevorzugten Plaz unter den Schriftſtellern ſelbſt einnehmen, denen es ja, wie jedem anderen Stande, an einer gewiſſen Rangordnung nicht fehlt. Er iſt eben in keine beſtimmte Kategorie einzureihen, weder in die des Kunſt- oder Reiſeſchriftſtellers, noch in die des ſpecificiſchen Berliner Schilderers oder des flüchtigen Feuilletoniſten; er iſt dieſes Alles zuſammen und jedes zu ſeiner Zeit, mit Hingebung, mit Eifer, mit ſicherem Verſtändniß. Nicht minder ſchwer ſind ſeine Arbeiten zu definiren. Es ſind keine grundlegenden Berichte und auch keine leicht hingeworfenen, ſchnell verwehten Feuilletons; ſie erſcheinen uns immer wie ein anmuthig und graciös geformtes Werk aus edlem Metall, welches nur der flüchtige Betrachter mit

hübschen billigen Modeschöpfungen verwechseln kann, dessen sorgfältige und gebiegene Herstellung aber derjenige sofort erkennt, der mit Verstandnis näher hinschaut und nicht achlos daran vorüberwandelt.

Einen ausgeprägten Reiz erhalten Pietsch's Arbeiten dadurch, daß in jeder von ihnen, welches Gebiet sie auch berühren mögen, ob das einer Kunstausstellung, einer Sammlung kunstgewerblicher Erzeugnisse, eines fernen Landes und Volkes, einer Lebensbeschreibung, einer Erinnerung an frühere Zeiten, einer Schilderung eines Festes, Valles, künstlerischen Aufzuges oder dergleichen — seine persönlichen Empfindungen und Gefühle starke Geltung haben und sich derart warm und herzlich dem Leser mittheilen, daß dieser sie alsbald als einen Theil seines eigenen Ich betrachtet und wachsendes Interesse denjenigen Gegenständen schenkt, die nach seiner Individualität für ihn eigentlich von größter Unwichtigkeit sind, und die er bisher niemals einer Beachtung für werth gehalten hat.

Ein derartiger Erfolg — nach unserer Ansicht der schönste, den sich ein Schriftsteller wünschen kann — vermag natürlich nur von einer ganz eigenartigen, von der gütigen Mutter Natur besonders beanlagten Persönlichkeit auszugehen. Bei Pietsch finden wir denn auch nichts Unfertiges und Halbes, nichts Falsches und Gemachtes; sein ganzes Wesen ist durch und durch gesund, ihm haftet nichts Manierirtes und Gefünsteltes oder Ausgeflogeltes an. Trotz der Zahl seiner Jahre, die sein Haar schon gebleicht, hat er sich körperlich wie geistig die denkbar größte Frische und Ursprünglichkeit zu bewahren, hat er sich eine seltene Lebensfreudigkeit zu erhalten gewußt. Erfüllt von warmer, hingebungsvoller Begeisterung für alles Schöne und Gute, Wahre und Edle, tritt er überall mit bereiteter Sprache für die idealen Güter des Lebens ein, mit Innigkeit, mit Leidenschaft das verfechtend, was seine Sympathie gefunden, der treueste Freund seiner Freunde, stets bereit, mit Rath und That für sie einzutreten und ihnen überall helfend zur Seite stehend; er selbst dabei von einer rührenden Bescheidenheit, niemals sich hervorbringend, niemals in eigenen Angelegenheiten das Wort ergreifend. Obwohl er die halbe Welt durchwandert hat, ist ihm darüber nicht der froheste Naturgenuß verloren gegangen: er, der die glühende Farbenpracht des Orients kennen gelernt, der „vieler Menschen Städte gesehen und Länder erforschet“, der die blutigen Gräuel des Krieges erlebt und fast allen welthistorischen Ereignissen der letzten Decennien beigewohnt hat, er empfindet die ungetrübteste Freude und Bewunderung über einen blühenden Baum, über eine frisch grünende Wiese, über ein Stückchen Himmelsblau und einen lächelnden Sonnenstrahl.

Al' dies, von einer umfassenden Bildung, von einer weitfichtigen Menschenkenntnis unterstützt, kommt in seinen Schriften zum lebhaften Ausdruck. Was Wunder, daß dieselben den verdienten Erfolg finden, daß ihm Jeder gern lauscht und willig seinen Berichten, wohin sie uns auch führen mögen, folgt. Wie Pietsch persönlich der beste, der unterhaltendste Gesell-

ſchäfter iſt, wie man nie müde wird, ſeinen Erzählungen zuzuhören, ſo iſt er es auch mit der Feder — flott, anregend, amuſant, ſtets kurzweilig, lebensfroh, eben ſiets er ſelbſt! Dazu kommt die Leichtigkeit ſeines Stils, die Gefälligkeit ſeiner Ausdrucksweiſe. Niemals ſchlägt er einen trockenen, pedantiſchen Ton an, ſeine Sprache iſt durch und durch natürlich, man merkt ſogleich, daß er das, was und wie er ſchreibt, ſelbſt empfindet. Auf dem Gebiete der Kunſtkritik hat es Pietſch ſchnell zu autoritativem Anſehen gebracht. Hier unterſtützte ihn beſonders ſein früherer Beruf als Zeichner und Maler, nicht minder ſein ſcharfes Auge und ſein eben hervorgehobenes feinfühniges Naturempfinden. Niemals hat Pietſch — hier deckt ſich eben wieder der lebenswürdige Menſch mit dem Schriftſteller — ſein Anſehen als Kunſtkritiker mißbraucht, niemals hat er durch jene „Schneidigkeit“ imponiren wollen, die ſich in höhnen dem Tadel äußert und heißen den Spott über den Künſtler und ſein Werk ergießt; ruhig und ſachgemäß iſt ſein Urtheil ſtets geweſen. Wo er die Spuren eines bedeutenden Talentes entdeckt, da findet daſſelbe in ihm einen eifrigen Verfechter; wo er ſein Mißfallen äußern muß, thut er es in milder, nicht verletzender Form, mit ſicheren Worten auf die Fehler hinweiſend und dabei vielleicht doch noch dieſen und jenen, wenn auch noch ſo kleinen Vorzug entdeckend, der den Getadelten nicht ganz entmuthigt läßt. Viele Künſtler verdanken hierdurch Pietſch ihre ganze Exiſtenz, viele haben durch ihn erſt ihre Eigenart erkennen gelernt, ſind zur Einſicht ihres Talentes gekommen, und unter ihnen befindet ſich Mancher mit klangvollem, weittönendem Namen.

Als Kunſtkritiker verdiente Pietſch ſeine erſten literariſchen Sporen, und zwar genau vor dreißig Jahren. Im Auguſt 1858 hat ihn Wilhelm Lübke, an ſeiner Stelle, da er eine Reiſe nach Paris beabſichtigte, die eingehende Berichterſtattung über die große Berliner Kunſtausſtellung für die Haude- und Spener'sche Zeitung zu übernehmen, und mit aufrichtiger Freude kam Pietſch, der biß dahin faſt excluſiv mit dem Zeichenſtiſt thätig geweſen war, dieſer Aufforderung nach. Drei Decennien ſind ſeitdem verfloſſen; der damalige Neuling mit der Feder, deſſen Initialen „L. P.“ unter ſeinen erſten, zagen den geſchriebenen Kunſt-Reſeraten Niemand kannte, iſt zu weitem Ruf gelangt, und wenn er heute zurückblickt auf die dreißig Jahre, die ſo gewaltige Umwälzungen im Gefolge gehabt, die aus jenem Berlin mit noch nicht einer halben Million Seelen eine viel beneidete Kaiſerſtadt mit faſt zwei Millionen Einwohnern geſchaffen, ſo darf auch er, der heute hochgeachtet inmitten des geiſtigen Berliner Lebens ſteht, mit dem, was er errungen und erzielt, wohl zufrieden ſein.

In ſeinen kühnſten Jugendträumen hatte wohl Pietſch nie geahnt, daß man ihn einſt zu den berühmten Schriftſtellern zählen würde. Zu den berühmten Malern, ja, das war etwas Anderes, denn früh ſtand es bereits in ihm feſt, daß er ſich der Kunſt Raphaels zuwenden wollte. Die alte Hanſeſtadt Danzig, in der er am 25. December 1824 geboren iſt,

sie machte mit ihren alterthümlichen Häusern und Straßen einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Gemüth des Knaben, und auch die Erzählungen des Vaters, der als einer der ersten Nationalfreiwilligen in das Dork'sche Regiment eingetreten und in der Schlacht an der Ragbach schwer im Gesicht und am Hinterkopf verwundet worden war, sie mögen mit ihren Berichten aus den Tagen der Volkserhebung und der Abschüttelung des Fremdenjoches rege auf seine Phantasie eingewirkt und sie mit Plänen zu bildnerischer Darstellung dieser Kämpfe erfüllt haben. Die ganze Jugendzeit war eine glück- und freudenreiche; die Knaben genossen im elterlichen Hause viele Freiheit, ungehindert konnten sie die herrliche Umgebung Danzigs durchstreifen und in den Ferien weite, einsame Fußtouren zu ostpreussischen Verwandten unternehmen. Besonders gern hielten sie dann Einkehr bei der Familie des Pfarrer Weber in Döbern, der merkwürdigsten zweiten Auflage der Pfarrhäuser zu Wafesfeld und Sesenheim. Einen wichtigen Einfluß gewann auf Pietzsch während seines Besuchs der Realschule zu St. Peter in Danzig der 1837 als Director dorthin berufene Professor Strehlke, und in bewegenden, dankerfüllten Worten erzählt noch heute Pietzsch, daß Alles, was sein Geistesleben Erfreuliches zu Tage gefördert, zum Haupttheile aus Samenkörnern hervorgegangen sei, die jener wahrhaft einzige Mensch in die jugendliche Seele gelegt habe.

Vom zwölften Jahre an machte sich das Zeichentalent des Knaben bemerkbar; und je mehr er allmählig in die Schönheiten unserer Dichtwerke eindrang, die sein ganzes Innere mit den Figuren der Tragödien und Epen erfüllten, je mehr äußere Anregung er durch den Anblick von Stichen und Gemälden empfing, desto schneller entwickelte sich bei ihm eine immer klarer hervortretende Befähigung zum Componiren historischer oder legendenhafter Ereignisse. Als er nun gar um das Jahr 1840 die ersten Blätter nach den Schöpfungen eines Cornelius, Kaulbach, Schnorr und der anderen Münchener Romantiker erblickte, da wurde seine Begeisterung auf das höchste entflammt; diesen Meistern nachzueifern, schien ihm das idealste Ziel zu sein, und mehr als je handhabte er den Zeichenstift und erging sich in großen künstlerischen Plänen. Seine Befähigung blieb nicht verborgen, man sprach von dem Talent des Jünglings, und in der reichen Handelsstadt fanden sich genug Männer — sie gehörten der Friedensgesellschaft an — welche ihren jugendlichen Landsmann unterstützen und ihm zur Verwirklichung seiner Pläne, ein berühmter Künstler zu werden, verhelfen wollten.

So kam es, daß Pietzsch 1841 nach Berlin gelangte, um die Kunst-Akademie zu besuchen und die ersten Stufen der erträumten Ruhmesleiter zu erklimmen. Die preussische Residenz hatte damals wenig von ihrem jetzigen glänzenden Gewande aufzuweisen, sie war noch theilweise von gutem provinziellern Schulse umfungen und ahnte wahrlich nichts von der blendenden Metamorphose, die ihr in der Zukunft bevorstand. Wohl gab

es, durch die französischen Vorgänge veranlaßt, mancherlei mehr oder minder heftige politische Discussionen, aber die weiteren Schichten des Bürgerstandes blieben von denselben unberührt. Ein etwas regeres Leben herrschte auf literarischem und künstlerischem Gebiet. Auf ersterem machte sich noch die Tieck-Schlegel'sche Richtung geltend, fand aber doch schon lebhaftere Gegenströmungen; auf letzterem erwartete man nach der so hoffnungsvoll begrüßten Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV., von dem man die höchste Förderung der Kunst, ein edles Mäcenatenthum erhoffte, viele und tiefgehende Umwälzungen. War doch bald nach dem Regierungsantritt schon Cornelius nach Berlin berufen worden, „um die große und heilige Münchener Kunst auf den Boden der glaubenslosen preußischen Hauptstadt zu verpflanzen.“

Von eingehenden künstlerischen Studien aber war vorläufig für Dietsch nicht die Rede. Er war theils noch ganz in idealen Ansichten befangen, theils drang er erst jetzt tiefer in den Geist der Goethe'schen, Shakespeare'schen und Jean Paul'schen Werke ein, die eine neue Zauberwelt vor ihm erschlossen, theils nahm seine freie Zeit ein gewisses geniales Bummelleben in Anspruch, die Freundschaft und Zusammengehörigkeit mit allerlei seltsamen Käufern und excentrischen Talenten und Halbtalenten, jenen Menschen, die er uns so liebenswürdig in diesem Heft als „Epigonen der Romantiker“ schildert. Von jenem für uns moderne Berliner nur noch schwer vorstellbaren wildgährenden und doch nur wenig zu Tage fördernden Leben und Treiben in den an Mäusen und anderen unangenehmen Thierchen reichen, halb zerfallenen Stuben und Kammern der alten Häuser in der Friedrich- und Behrenstraße, an deren Stelle sich heute stolze Paläste erheben, zog sich Dietsch langsam zurück, als er 1843 in das Atelier des damals als Portraitmaler beliebten Professors Otto eingetreten war. Otto bewohnte in einer schmalen Straße im ältesten Theile Berlins ein einstöckiges, der Spree zugekehrtes Haus, in welchem zwei Räume als Schüler-Ateliers benützt wurden.

Otto genoß bei den Besuchern der Akademie ein bedeutendes Ansehen. Er stand in dem Rufe, seine Schüler binnen Kurzem in die geheimsten Tiefen der Malerei blicken zu lassen und ihnen somit bald die Wunderthore des Ruhmes zu eröffnen. Vielleicht hatte diese geheimnißvolle Kunde darin ihren Grund, daß er es als wichtigste und liebste Aufgabe seines Lehramtes betrachtete, seinen Schülern lange Vorträge voll mystischen Wortschwulstes und ungereimter Belehrungen „über das geheime Gesetz der wahren Zeichnung, nach welchem auch die Natur bei der Formation ihrer organischen Gebilde verführe,“ zu halten. Die jungen Raphaelen hörten ihm gläubig zu und sahen mit Hochmuth auf ihre Collegen herab, da sie meinten, mehr als all' die Anderen in die Tiefen der Kunst eingeweiht zu sein. Erst allmählig, nach Jahren, merkten sie ihre eigene Unfähigkeit sowie die ihres Meisters; fast immer war es dann zu einer Um-

kehr zu spät und sie schritten auf dem seichten Geleise weiter; ein nennenswerther Künstler ist aus dem Otto'schen Schülerkreise nicht hervorgegangen.

Das Jahr 1848 mit seinen plötzlich daherbrausenden Stürmen entriß Pietich diesem Kreise. In jugendlichem romantischem Drange erblickte er wie so viele seiner Freunde in dem frischen Luftzuge, der Deutschland durchwehte, die endliche Erfüllung manches sehnsüchtig geäußerten Wunsches; mit Enthusiasmus vernahm er die Klänge der Revolutionsdichtungen, und die Märztage sahen ihn im wildesten Volkstrubel. Die Entnüchterung blieb freilich nicht aus, und mit anderm Verständniß las er später Lamartine's „Histoire des Girondins“, welche damals sein Evangelium war. Dasselbe Jahr brachte noch mancherlei Veränderungen in Pietich's Leben hervor. Sein Vater wurde ihm genommen, und gewissermaßen als Ersatz für die schmerzliche Lücke führte er bald darauf ein schönes siebzehnjähriges Mädchen zum Altar, freilich wohl ohne sich vorher überlegt zu haben, daß die Ehe auch doppelte Verpflichtungen auferlege. Mancherlei Beschwerde und bittere Drangsal blieb nicht aus, die Noth klopfte häufig mit hartem Finger an die Thür des jungen Haushaltes, und es gab schlimme, bittere Tage und Wochen zu überstehen. Unentwegt, arbeitsam harrete die Lebensgefährtin an der Seite des Gatten aus, der für die Familie durch Zeichnen und Lithographiren den kargen Unterhalt erwarb. Bitter lächelnd mag er oft genug an die einstigen hochfliegenden künstlerischen Pläne gedacht haben! —

Endlich, 1853, besserte sich ein wenig seine sorgenvolle Lage. Pietich lernte Franz Dunder, den einflussreichen Besitzer der „Volks-Zeitung“, kennen und fertigte für ihn und dessen Bruder Alexander Zeichnungen nach plastischen Werken an. Dunder zog den Künstler auch zugleich in sein gastfreies Heim, welches der Sammelplatz aller liberalen Elemente (zu denen damals die bedeutendsten Männer der Literatur, Kunst, Wissenschaft, Publicistik, ja sogar, wenn auch mehr oder minder heimlich, der Justiz und Beamtenwelt gehörten) war und viele Jahre hindurch geblieben ist. Pietich schloß hier viele Freundschaften für das ganze Leben und lernte eine stattliche Reihe von Menschen kennen, deren Namen den tönendsten Klang besitzen und die eine einschneidende Rolle im Leben unseres Staates und Volkes spielten. Aber eine männliche Gestalt hat doch auf ihn den tiefsten und unauslöschlichsten Eindruck hinterlassen. Pietich selbst erzählte gelegentlich davon: „An einem Spätherbitage des Jahres 1857 sah ich Jenen zum ersten Mal. In einem schmalen Cabinet empfing die Hausfrau gewöhnlich ihre Freunde zur Kaffeestunde. Dort, nach längerer Abwesenheit auf einer Reise, eintretend, sah ich sie sitzen und aufmerksam der Vorlesung lauschen, welche ihr ein junger Mann von etwa dreißig Jahren aus Ariost's „Rasendem Roland“ hielt. Welliges, kurzkrauses, dunkelblondes Haar bedeckte büstenartig aufstehend seinen Scheitel über einer hohen, prachtvoll gemeißelten buckelreichen Stirn, unter deren beschattenden Bogen ein Paar lichtblau-

graue Augen mit fäſcinirendem Glanze hervorblickten. Das vornehm geformte, blaſſe Geſicht mit der, die orientaliſche Stammesheimat nicht völlig verleugnenden, fein gebogenen Naſe und dem von einem dünnen Schnurrbart überſchatteten, ſchön gezeichneten Munde ſchloß nach unten hin ein mächtiges Kinn wie ein Feſſen ab. Dieſe ganze Antliß war wie die Verkörperung der höchſten Intelligenz und der gewaltigſten Energie. Der ſo geſtaltete Kopf ſaß auf ziemlich langem Halſe — gleich jenem, auf welchen Ranſen an Egmont hinweiſt — über ziemlich ſchmalen Schultern. Die Hauſherrin ſtellte uns einander vor — ſein Name war: Dr. Ferdinand Laſſalle.“

Pietſch genoß lange den anregenden Verkehr Laſſalle's, auch zu dem großen Nationalökonomem Prince Smith trat er in nähere perſönliche Beziehungen; daneben aber wurde fleißig und unermüdet gearbeitet, denn ſeine Familie hatte Zuwachs gewonnen, und der Kampf um das tägliche Daſein ließ ihn nicht zum Ausführen größerer künſtleriſcher Ideen kommen. Neben der Verbindung mit Alexander Dunder, für deſſen Verlag er umfangreiche zum Farbendruck beſtimmte Wandblätter, wie beſpielsweiſe „Rauch in ſeiner Werkſtatt“, zeichnete, hatte er auch einen ziemlich regelmäßigen Verkehr mit der „Illuſtrirten Zeitung“ in Leipzig angeknüpft, für welche er die in den Berliner Bildhauer-Ateliers und den bedeutſamſten Gießereien entſtehenden Denkmäler, Statuen, Büſten, Gruppen zc. ſkizzirte. Daneben illuſtrirte er Erzählungen (Storm's „Zimmenſee“), Romane und Jugendſchriften und porträtirte in Kreide, Lithographie und Del; zugleich ſing er aber auch an, mit der Feder thätig zu ſein, indem er Texte zu einigen kunſtgeſchichtlichen photographiſchen Albums für Guſtav Schauer's Verlag ſchrieb.

Schwer, wie ſo viele anderen Künſtler, hat ſich Pietſch durchdringen müſſen, und es mag nicht an Momenten gefehlt haben, wo er mit Verzweiflung in die Zukunft blickte und finſteren Gedanken ſich hingab. Aber waren die trüben Stimmungen vorüber, ſo ſtellte ſich auch wieder der alte freudige Lebensmuth bei ihm ein. War er auch nicht zum großen Meiſter berufen, der die Kunſt in neue Bahnen lenken ſollte — ein echtes, rechtes Künſtlergemüth, das nicht ſo leicht verzagt und innerer wieder ſeinem guten Stern vertraut, das hat er ſtets beſeſſen und beſitzt es auch noch heute!

Nachdem Pietſch 1858 für die Spener'sche Zeitung die erſten Berichte über die Berliner Kunſtausſtellung geſchrieben hatte, wandte ſich ſein Intereſſe mehr und mehr der Schriftſtellerei zu; er ſah dieſelbe aber vorläufig doch nur als einen ſehr erwünſchten und gut verwendbaren Nebenerwerb an. Hätte er ſich damals auf ſeine Feder allein verlaſſen müſſen, er würde bald verhungert ſein, denn das gebiegene Feuilleton, wie es eben durch Pietſch ſo ſehr zu Anſehen gelangt iſt, wurde von den Zeitungen faſt gar nicht gepflegt und, wo da der Fall war, ſehr gering bezahlt. Ein Thaler, das

war das Honorar, welches Pietsch von einer Danziger Zeitung für jeden Berliner Aufsatz erhielt! Heiß willkommen waren daher für ihn größere Aufträge, die auch sein Compositionstalent wieder erweckten; so zeichnete er für den schon erwähnten Alexander Duncker zwei umfangreiche Kunstblätter: „Schiller bei den Seinen“ und „Goethe im deutschen Hause“; ferner bildeten Scenen aus Goethe's Leben die Motive zu einer ganzen Reihe bildnerischer Darstellungen für die „Illustrierte Zeitung“.

Im April 1863 erfüllte sich Pietsch's sehnlichster Wunsch — er konnte durch die Unterstützung Befreundeter einen für ihn sehr werthvollen dreimonatlichen Aufenthalt in Paris nehmen. Freilich hieß es auch hier unermüdllich arbeiten und thätig sein, denn es galt die in Berlin gebliebene, aus Gattin und sechs Kindern bestehende Familie zu ernähren. Während er Vormittags in Gleyre's Atelier Mal- und Naturstudien oblag, Mittags im Louvre copirte und Nachmittags für deutsche Journale zeichnete, schrieb er Morgens und Abends, oft auch Nachts, für die Spener'sche sowie für die Berliner Allgemeine Zeitung Feuilletons und Kunstberichte aus der leichtlebigen Seinestadt. In der letztgenannten erneuerte er die 1847 in Berlin mit Turgenjew geschlossene Freundschaft, die bis zu dem Tode des Dichters eine überaus innige und vertraute geblieben ist. Fast kein Jahr ist seitdem vergangen, ohne daß er einige Zeit in dem schönen Baden-Baden mit Turgenjew und dessen kunstsinziger Freundin Frau Wardot-Garcia verbracht hätte. Nach Berlin zurückgekehrt, mußte er zu seinem Leidwesen die Palette an den Nagel hängen und sich wieder dem Illustriren von Klassikern und neueren Schriftstellern — u. a. Reuter's „Stromtid“ — sowie dem Zeichnen für illustrierte Zeitschriften widmen.

Seine fortgesetzte literarische Thätigkeit, die anmuthige, einblicksvolle Art seines Kritisirens, sein anregendes, mit liebenswürdigem Humor durchsetztes Plaudertalent hatten allmählich auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn gelenkt und die Redaction der „Vossischen Zeitung“ bewogen, mit ihm 1864 in nähere Verbindung zu treten, die seitdem von Jahr zu Jahr eine festere wurde. Trotzdem er aber jetzt einen Theil des Tages nur die Feder führte, legte er den Zeichenstift doch nicht bei Seite, und noch 1867, als er von der „Vossischen“ zur Weltausstellung nach Paris gesandt war, zeichnete er dort viel für das „Daheim“ und andere Blätter. 1868 schloß er ein zweites dauerndes literarisches Band und zwar mit der „Schlesischen Zeitung“, für die er an Kossak's Stelle die regelmäßigen „Berliner Briefe“ schrieb und noch schreibt, aber auch in anderer Hinsicht vielfach thätig war und ist.

Von dem zuletzt genannten Jahre an datirt Pietsch's rastloses, an Wechselungen überreiches Wanderleben, dem wir so viele enthusiastische, stets von der liebevollsten Betrachtung zeugende Berichte verdanken, die in ihrer Farbenpracht und begeisterten Stimmung eine Ergänzung zu den Eduard Hilbrandt'schen Aquarellen bilden können. Im April 1869 lernte er

zum erſten Male den Orient kennen. Herrliche, unvergeßlich holde Frühlingstage waren es, die er in Venedig, Triest, Corfu, Athen, Constantinopel verlebte, und der Zauber der ſüdblichen, wunderbaren Natur, der ganze tiefe ſeelliche Genuß einer ſolchen Reiſe ſpiegeln ſich in ſeinen als Buch unter dem Titel: „Nach Athen und Byzanz“ geſammelten Auffäßen wieder.

Die leidenschaftliche Sehnsucht, welche wohl Jeder hegt, der einmal im Orient war, dieſen nochmals zu beſuchen, ſollte ſich bei Pietſch raſcher als er vermuthete erfüllen. Als im October deſſelben Jahres die Eröffnung jenes Rieſenwerkes menſchlicher Thätigkeit und Kraft, des Suez-Canals, bevorſtand, wurde er zu deſſelben als Vertreter der „Boſſiſchen Zeitung“ vom Khehive eingeladen. In Port-Said traf er den damals noch preußiſchen Kronprinzen, dem er bereits 1863 auf einem Maskenballe in deſſen Palais zu Berlin vorgeſtellt worden war, und gleich darauf zum zweiten Male in Iſmaila, der Stadt am Timſachſee, in der Mitte der Länge des Canals, wo die Hauptfeſte ſtattfanden. Hier lud der preußiſche Thronfolger Pietſch ein, ihn auf ſeiner Nilreiſe bis zu den Katarakten zu begleiten. Freudig wurde dieſes Anerbieten angenommen, aber der ſchöne Plan ſollte nur — Plan bleiben. Auf der Rhebe von Suez, wo das Schiff, welches Pietſch benutzte, ſpäter anlangte als des Kronprinzen „Grille“, wurde das Boot, auf dem der unternehmungsluſtige Schriftſteller in Geſellſchaft dreier Marinecadetten der „Hertha“ an das Land fahren wollte, von einer ägyptiſchen Dampfbarke überfahren und zerſchellt. Pietſch ſank ſofort in die Tiefe, kam nochmals in die Höhe und wurde von einem jener Cadetten, der an Bord des Dampfers geklettert war und ein Boot ausgeſetzt hatte, durch Hinreichen eines Bootshakens gerettet. Der Kronprinz war aber unterdeſſen ſchon nach Cairo abgedampft. In durchnäſten Kleidern, denn auch der Inhalt ſeines Koffers war vollſtändig durchgeweiht, mußte Pietſch die Nachtfahrt eben dorthin antreten. Als er in früher Morgenſtunde vor dem Schloß Kaſr el Nil ankam, erfuhr er, daß der Kronprinz, der die ganze Nacht hindurch auf ſein Eintreffen gewartet hatte, kurz vorher abgereiſt war. Nach mehrtägigem Aufenthalt in Cairo machte Pietſch mit den übrigen Gäſten des Khehive auf einem viceköniglichen Dampfer die Nilreiſe bis zum erſten Katarakt.

Hatte hier Pietſch den Anſchluß an den Kronprinzen verfehlt, ſo ſollte er ihn bei einer anderen, allerdings viel ernſteren Gelegenheit deſto beſſer erreichen. Als ſich im Juli 1870 die dräuenden Kriegswolken ſo überraſchend ſchnell entluden, war Pietſch gerade erſt aus Paris nach Berlin zurückgekehrt. Sofort hieß es, im Dienſte der „Schleſiſchen“ und „Boſſiſchen Zeitung“ den Koffer von Neuem packen und die deutſchen Heere gen Frankreich begleiten. Im Trubel jener ſtürmiſchen Tage durfte er nicht hoffen, noch im letzten Augenblick offizielle Papiere zu erhalten, und ſo fuhr er denn am 1. Auguſt ohne Paß und Erlaubnißſchein oder dergleichen ab. Der Anfang war wenig ermuthigend, denn von Eſenach bis Frankfurt

legte er, aus Gnade mitgenommen, die Reife in einem von Garde du Corps und deren Rossen besetzten Güterwagen zurück. In entzücklicher Gast und Aufregung ging es dann weiter nach Speyer, Landau und Weifienburg; die Schlacht war gerade geschlagen, und ermüdet, bestaubt, hungernd und durstend mußte Pietisch seinem Beruf nachkommen und seine Erlebnisse und Eindrücke berichten. Am Tage von Wörth kam er, von einem Postwagen des 11. Corps mitgenommen, auf das Schlachtfeld, wo der Kronprinz, ohne ihn zu sehen, an ihm vorüberritt. „Im ruhigen Schritte seines Fuchses kam er uns bergab entgegen im letzten Abendschein: still und freudig, gehoben und demüthig vor dem gewaltigen Schicksal.“ Die Nacht, während welcher der Regen in Strömen herniedergoß, mußte Pietisch zwischen den Todten und Verwundeten zubringen, vom ersten Morgengrauen an inmitten entzücklicher Verwüstung wieder schreibend und zeichnend; hungrig marschirte er Abends zu Fuß die zwei Meilen nach Sulz zurück, wo er die Nacht auf der Diele des Wirthshauses campirte. Am kommenden Morgen regnete es in Strömen, endlose Truppenmassen, jeden Weg versperrend, schoben sich dahin, und Pietisch sah jede Möglichkeit abge schnitten, ohne Passierschein als Civilperson weiterzukommen. In trüber Stimmung hatte er sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, in die Heimat zurückzukehren, da entsteht plötzlich unter den vorbeimarschirenden Truppen eine lebhaftc Bewegung, stürmische Hurrahrufe werden hörbar und schwellen brausend an: der Kronprinz, „unser Friß“, verläßt an der Spitze des Hauptquartiers Sulz, um neuen Siegen entgegenzureiten. Auf seinem Fuchs, demselben, den er in der Schlacht von Wörth geritten (und der am Beisetzungsstage seinem Leichenwagen folgte), sitzt er da in strammer Haltung, die Mütze auf dem Haupte, den schwarzen Regenmantel über dem einfachen Uniformrock mit Stern, die hohen Reiterstiefel bis zu den Knien emporgezogen. Ernst und doch freundlich schweifen seine Augen über die jubelnden Truppen, und inmitten des Gedränges, der Colonnen, der Reiter, der Offiziere, der Gefangenen fällt sein Auge auf den fernstehenden Kriegsberichterstatter. Er lenkt sein Pferd zu ihm hin und reicht ihm mit kräftigem Druck die Hand. „Haben Sie einen Wagen?“ Pietisch weist melancholisch auf einen Hafersack, der seinen Sitz in einem Marktenderwagen gebildet. Darauf der Sieger von Weifienburg: „Kommen Sie sofort in meinen Wagen,“ und zu einem Ordonanz-Offizier: „Sorgen Sie, daß Pietisch einen Passagierschein erhält! — Auf Wiedersehen!“ Wer war glücklicher, als unser aus allen Nöthen gerissener L. P.! Und noch eine freudige Ueberraschung war ihm aufgepart; als er den Schlag des königlichen Wagens öffnet, trifft er in demselben — Gustav Freytag, mit dem er gut befreundet war. Von dieser Stunde an machte Pietisch den Feldzug im kronprinzlichen Hauptquartier mit, stets ein gern gesehener Gast am Tische des ritterlichen Königssohnes und all' den welterschütternden Ereignissen — der Schlacht von Sedan, der Kaiserkrönung zu Versailles, dem Einzuge in Paris &c. — in unmittelbarer Nähe beiwohnend. Am 15. März 1871

langte er wieder in Berlin an; seine fesselnden, inmitten der Kriegsstürme geschriebenen und dieselben auf das lebendigste und treueste schildernden Berichte erschienen als stattlicher Band unter der Gesamtbezeichnung: „Von Berlin bis Paris,“ wie er schon vordem seine vielfach zerstreuten Feuilletons unter dem Titel „Aus Welt und Kunst“ herausgegeben hatte.

Nach dem Feldzuge ließ Pietſch's zeichnerische Thätigkeit, die er während desselben noch eifrigst ausgeübt hatte, fast ganz nach. Er skizzirte von nun an nur zur eigenen Freude, manches schöne und denkwürdige Blatt bewahren seine Sammlungen auf. Den Winter verlebte er von nun an zumeist in Berlin, stets im Trudel der rauschendsten Feste, der Ausstellungen, Bazare, kurz aller Veranstaltungen, die das schimmernde Gewand einer Weltstadt bilden; der übrige Theil des Jahres sah ihn, mit kleineren oder größeren Unterbrechungen, auf Reisen, für die eine oder auch für beide seiner Zeitungen unternommen. Wo irgend etwas Besonderes „los war,“ wie der Berliner sagt, da war auch Ludwig Pietſch zugegen, um all' die glänzenden, leider so rasch vergänglichen Bilder mit der Feder festzuhalten und in eleganter, eiprätischer Form seinen Lesern vorzuführen. So weilte er bei festlichen Anlässen in Holland, London, Petersburg, Moskau und Wien (Weltausstellung und Besuch Kaiser Wilhelm's), fuhr bald darauf, zum zweiten Male, im Gefolge des deutschen Kronprinzen nach Petersburg und Moskau zu den Hochzeitsfeierlichkeiten der Herzogin von Edinburgh, besuchte im Sommer 1874 Italien bis Catania, ging im December nach Paris zur Eröffnung der Großen Oper, 1875 wieder nach Rom und, nachdem er in Schlesien den Kaisermanövern beigewohnt, nach Mailand, woselbst sich der deutsche Kaiser als Gast Victor Emanuels aufhielt. Der April 1876 sah ihn in Olympia, über den Stand der dortigen deutschen Ausgrabungen berichtend — reiche Frucht dieser Reise sein Buch „Wallfahrt nach Olympia“ — und von da ging er über den Peloponnes nach Corinth und Athen und zurück über Neapel, Rom, Florenz und Venedig, um später die Kunstgewerbe-Ausstellung in München und die Nibelungen-Tetralogie in Bayreuth zu besuchen.

Der Frühling 1877 führte Pietſch noch weiter als bisher. Er schloß sich der deutschen Gesandtschaft an, welche dem Kaiser von Marokko eine Anzahl werthvoller Geschenke des deutschen Kaisers überbrachte, und erreichte über Paris, Marseille, Gibraltar, Tanger das Ziel der Reise, Fez, wo die aus dem deutschen Ministerresidenten in Tanger und mehreren deutschen Offizieren bestehende Expedition drei Wochen am Hofe des Kaisers blieb. In glühenden Junitagen wurde die Rückkehr über Spanien und Frankreich gemacht, und Pietſch hatte seine Erinnerungen um eine der eigenartigsten bereichert. Seine zuerst in der „Rostischen Zeitung“ erschienenen, dann in Buchform unter dem Titel: „Marokko. Briefe von der deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez“ herausgekommenen Berichte gehören zu den interessantesten Erscheinungen auf diesem Gebiet der Literatur und haben auch von ge-

lehrter Seite wegen ihrer Gründlichkeit und Gediegenheit die verdiente Anerkennung gefunden.

Es würde uns zu weit führen, alle Reisen die der unermüdete Feuilletonist noch seit seiner Marokko-Fahrt unternommen hat, hier auch nur flüchtig zu berühren; nur die Hauptstationen seien erwähnt: Paris (Weltausstellung), Algier, Brüssel (Jubiläum der Unabhängigkeitserklärung), Köln (Dombauefest), Tirol, Schweden, Schlachtfeld von Sedan, Amsterdam (Colonialausstellung), Petersburg und Moskau (Kaiserkrönung), Schweiz, Turin, von da über Genua, Livorno, Florenz, Venedig nach Pola und Triume, Antwerpen, Pest (Ungarische Landesausstellung), Skiernewice (Kaiserzusammenkunft), Besuch der bayerischen Königsschlösser, Wien, Belgrad, durch Bulgarien nach Sofia (gerade während des Staatsstreiches gegen den Fürsten Alexander von Battenberg), Bukarest und Sinaja, Venedig und Florenz (Maiseite 1887) und schließlich vor Kurzem zur Eröffnung der neuen serbisch-türkischen Bahnlilien nach Belgrad und von dort nach Salonichi.

Man sieht, Ludwig Pietsch hat ein tüchtiges „literarisches Nomadenthum“ hinter sich; aber er hat dieses an Abwechslungen so reiche Leben nicht allein genossen, er hat es, wenn auch indirect, Tausende und Hunderttausende mitgenießen lassen. Nur mit ehrlichster Bewunderung, mit aufrichtigstem Anerkennen kann man Pietsch's Laufbahn verfolgen, und wir, die wir von demselben Berufe sind, thun es außerdem mit gerechtfertigtem Stolze. Die Leser mögen ihn oft genug bei der Lectüre seiner heiteren, farbenprägenden Plaudereien und Reiseskizzen beneiden, daß er all' das Schöne und Prachtige, von dem er ihnen in so gefälliger Form berichtet, mit eigenen Augen sehen darf. Sie kennen freilich nicht die Rehrseite der Medaille, sie wissen nicht, welch' eine Summe von körperlicher und geistiger Elasticität, von Liebe und begeisterter Hingabe zu dem erwählten Berufe gehört, um eine Thätigkeit, wie die Ludwig Pietsch's es ist, auf die Dauer so auszuüben, wie er sie nun schon seit länger als einem Menschenalter ausübt. Das liest sich nachher so schön und so glatt, aber unter wie vielen Entbehrungen und Strapazen, unter wie mißlichen Verhältnissen und Sorgen, in wie vielen durchwachten Nächten ist der Text entstanden, der die mannigfachen Eindrücke des Tages berichtet und der doch nichts von der Ermüdung des Schreibenden und von so mancher Enttäuschung, die unausbleiblich ist, enthalten darf!

Eine seltene, überraschende Frische und Ursprünglichkeit hat sich Pietsch zu bewahren gewußt, um die ihn manch' junger, berühmter Schriftsteller beneiden kann. Auf den hastigsten Reisetagen weiß er sich das Gesehene umfassend einzuprägen und findet stets trotz aller Eile Zeit zu umsichtigen Studien und Beobachtungen, unterstützt durch ein ausgezeichnetes Gedächtniß. Nie schreibt Pietsch „nach der Schablone“; nur seine eigensten Eindrücke giebt er wieder, nur das, was er selbst gesehen und erfahren, niemals sich auf die Berichte eines Dritten verlassend. So anregend Pietsch's

Schreibweise ist, so anregend ist auch, wie wir schon Anfangs erwähnten, der persönliche Verkehr mit ihm. Sein im Westen Berlins gelegenes, kunstgeschmücktes trauliches Heim ist der Sammelpunkt einer erlesenen, für Kunst und Literatur interessirten Gesellschaft, unter der sich die ersten Künstler und Schriftsteller befinden. In den Wintermonaten sind es die Sonntagabende, welche die Mitglieder jenes Kreises in dem gastfreien Hause versammeln, und dieses gesellige abwechslungsreiche Durcheinander ist von besonderem Reiz. Ist durch irgend einen Zufall, vielleicht in Folge einer anderen, auf denselben Abend fallenden größeren Festlichkeit, der Circle ein kleinerer, so erzählt wohl, dazu aufgefordert, der Hausvater dies und jenes Capitel aus seinem bewegten Leben. Jeder, der ihm zuhört, wird sich eine derartige Stunde unvergeßlich einprägen, denn mit derselben Meisterchaft, mit der er die Feder handhabt, weiß er auch mündlich zu berichten. Als Schriftsteller wie als Mensch gleich geachtet und verehrt, darf Pietsch jetzt, wo dreißig Jahre unermüdblicher literarischer Arbeit hinter ihm liegen, mit inniger Genugthuung auf sein Leben zurückblicken, und zumal wir „Leute vom verfehlten Beruf“ dürfen mit Freuden auf ihn als den Unseren sehen. Denn wie Ludwig Pietsch seinen Beruf verfehlt hat, das wissen ja am Besten die Leser dieser Zeitschrift, denen er im Laufe der Zeit sicherlich ein lieber Freund geworden ist.





Epigonen der Romantiker.

Eine Jugenderinnerung.

Von

Ludwig Plötsch.

— Berlin. —

Auf der Stelle der Berliner Behrenstraße, welche gegenwärtig der westlichste Theil der Südfront des großen Gebäudecomplexes Passagen einnimmt, stand während der vierziger Jahre ein echt altberlinisches zweistöckiges Wohnhaus mit kahler schäbiger gelbgestrichener Fassade. An seinem schräg ansteigenden Dach traten unmittelbar über der Blechrinne in gleichen Abständen Mansardenfenster von der simpelsten, schmucklosesten Art heraus. Das Haus hatte die Nummer 50. Dies ganze Obergeschoß unter dem Dach, gegen die Treppe hin durch eine Glasthür verschlossen, mit einem mittleren Gange zwischen den nach der Straße und den nach dem Hof zu gelegenen Stübchen und Kammern wurde im Jahre 1842 von einer Wittve Schulz und ihren zwei Töchtern bewohnt, welche die Mehrzahl jener Zimmer an einzelne Herren möblirt verniethete. Das kleinste derselben hatte ich, damals seit einem Jahre in Berlin und Schüler der Kunstakademie, im April 1842 gemiethet. Ein winziges Loch von einer Stube, dessen eines Dachfenster gegen den Hof hinaus lag. Zu beiden Seiten dieses Fenstervorbaues stieg die Nordwand, der Richtung des Daches entsprechend, schon von höchstens drei Fuß über dem Boden ab im stumpfen Winkel zur niedrigen Decke an. Der Raum genügte gerade, um eine birkenholzne Kommode vor jenem Fenster, ein schäbiges mit verblühtem braunem geblühtem Kattun bezogenes, wackliges Sopha an der Ostwand, einer Bettstelle aus „Kienholz“ an der Westwand, einen mit Wachstuch bezogenen Tisch und zwei Rohrstühle zwischen beiden Möbeln und ein gebrechliches Berliner Waschtischchen zur Rechten der Thür aufzustellen, zu

deren linker Seite der unentbehrliche Kachelofen stand. An den blaßblau gestrichenen Wänden fehlte nicht der in den damaligen Chambres-garnies unvermeidliche fragwürdige Schmuck gewisser eingerahmter erbärmlicher Stahlstiche, welche „die berühmtesten Personen der Weltgeschichte“ in wunderbaren Phantasiegestalten darstellten. Außerdem prangte über dem Sopha noch ein, mit einer ganz von Fliegenspuren bedeckten Goldleiste eingerahmter winziger Stahlstich, nach dem Abendmahl von Lionardo da Vinci. Ueber die Wände hin hatten die zu jener Zeit fast in allen bescheideneren Wohnungen Berlins traulich eingenisteten Hausthiere, die Wanzen, ihre unverkennbaren Daseins- und Todesspuren hingezogen. Ihre Nester bildeten theils die Wandriffe, theils die Hinterseiten und die Rahmendecken jener Stahlstiche. Der täglich fortgesetzte Vernichtungskrieg gegen diese Mitbewohner unseres Daheim blieb gänzlich fruchtlos. Man gewöhnte sich schließlich an sie wie an die Mäuse, welche unbefangen und sorglos unter dem Ofen und Bett hervor lugten, die hingestreuten Brofsamen verzehrten und gelegentlich in dem Tischschubkasten oder meinen Filzschuhen ihre Wochenbetten abhielten.

Das Fenster gewährte die schönste Aussicht über die nächsten niedrigen Hofgebäude der Behrenstraße auf die Hinterhäuser der Linden. Indem einen von hier aus sichtbaren sollte Bettina von Arnim wohnen. Dieser Umstand ließ daselbe unserer, eben durch die Lectüre des „Briefwechsels Goethes mit einem Kinde“ tief erregten und entzückten, Seele mit einem geheimnißvollen romantischen Schimmer umkleidet erscheinen, der einen verschönenden Abglanz sogar in meine elende Dachkammer warf. Es waren für mich eben noch jene glücklichen Tage, wo „man hatte nichts und hatte doch genug: den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.“

Es bedurfte jener Aussicht nicht; auch ohne sie, wären mir die dort verlebten Monate kaum minder reich an glückseligen Stunden gewesen, als sie es waren. —

In den nach der Behrenstraße zu an der Front des Hauses gelegenen Dachstuben hausten, als ich bei Frau Schulz einzog, ein paar mir noch unbekannt, „möblirte Herren“. Ich hörte, daß zwei davon sehr gelehrte Leute seien; der eine studirte Naturwissenschaften, der andere Philologie. Junge Männer, mit fast röthlichen hellblonden Haaren, die bei dem ersteren dünn, glatt und spärlich kaum das Oberhaupt bedeckten, das des anderen aber in üppigem Gelock schmückten. In zwei andere der hier zu vermiethenden Vorderkammern zogen später, durch mich verlockt, zwei ostpreussische befreundete Landsleute ein, ein Maler und ein — Dichter, jeder um mehrere Jahre älter als ich, der ich damals siebzehn Jahre und einige Monate zählte.

Auch meine Kammer, so klein sie war, nahm im Herbst noch einen Stubenkameraden, gleichfalls Westpreußen, auf. Sein Gepäck und gesammter Besitz war, wenn möglich, noch ein ganz Theil leichter und kleiner als die

meinen und konnte den winzigen Raum in keiner Weise verengen. Nur die Fülle seiner dunklen Lockenhaare, die fein in zarten blühenden Farben prangendes Antlitz mit der hohen, breiten, schön gewölbten, leuchtenden Stirn üppig umwallten oder eigentlich umstarrten, war enorm; ebenso groß sein Reichthum an Intelligenz, an Talent, an tollem, phantastischem, aberwitzigem Humor und an den überraschendsten verrückten Einfällen, die plötzlich blickartig hinter jener prächtigen Stirn hervorsprühten. Was er (damals 18 Jahre alt) trieb und studirte, ist schwer mit einem Wort zu sagen. Er war der echteste Bohémien im Sinne jener romantischen Tage, hinausgeschleudert in früher Jugend schon auf das hohe Meer des Lebens in die fremde Stadt mit dem Gebot: hilf Dir selbst und lerne schwimmen, oder geh' unter. Die Planke, an die er sich zuletzt geklammert hatte, war ein wunderliches Ding. Für einen Souffleur des K. Schauspiels schrieb er Bühnenstücke, die als Manuscript an die verschiedenen Theaterdirectionen versendet wurden, sauber und reinlich ab. Für den Bogen Abschrift sollte er an Honorar — 1 Silbergroschen erhalten. Aber dieser glänzende Lohn wurde ihm selten ganz unverkürzt ausgezahlt, und in dem Zimmer bei jenem Auftraggeber, in welchem er während gewisser Tagesstunden dieser anmuthigen Thätigkeit oblag, sparte die ökonomische Hausfrau während der kalten Wintertage gerne das Heizmaterial, um den jungen Mann nicht zu verwechlichen. Unter solchen Bedingungen hat er unter Andern den „Sohn der Wildniß“, das damals sehr beliebte vielgespielte fünfactige Drama Fr. Halm's, nicht weniger als zwanzig Mal abgeschrieben, fünfundzwanzig Mal Nestroy's Posse „Einen Jux will er sich machen.“ Zuweilen stieß er dabei einen Schrei der Verzweiflung aus: „Pietsch, ich werde verrückt!“ Die Halm'schen Jamben, die Nestroy'schen Witze und Couplets hatten sich schließlich durch das immer wiederholte Niederschreiben so in sein Gehirn eingedrängt und mit Hinwegschiebung anderer Gedanken darin so breit und bequem eingerichtet, daß er zuweilen kaum noch anders als in diesen Versen zu sprechen vermochte. Auch wir hatten sie sich durch das immerwährende Hören so fest eingepägt, daß sich die heute gewiß nur noch von sehr Wenigen gekannten Texte jener Couplets mir immer noch im Gedächtniß abschnurren, sobald ich mir nur die ersten Worte derselben sage, wie z. B. „Es sind g'wiß in uns'rer Zeit die meisten Menschen Handelsleut', und wer das Ding recht ergardirt, muß soag'n: der Handelsstand florirt“ 2c. Welcher Fond von Talent, von zäher Widerstands- und Geisteskraft, von Energie des Willens und Verstandes, — damals von uns Allen kaum geahnt, — in diesem Genossen unsrer Gesellschaft von nachgeborenen Romantikern steckte, das hat seine spätere überraschende Laufbahn glänzend bewiesen. Nicht nur als phantasiervoller Märchen-, Novellen- und Kinderliederdichter, als Meister geistreicher Gelegenheitsdichtung, als Kritiker und politischer Publicist hat er sich vielfach hervorgethan und ausgezeichnet. Seit Jahrzehnten ist er eine berühmte Leuchte der Advocatur, ein hochgeschätzter, ebenso beredter, als

pfllichteifriger, arbeitstüchtiger, geschäftskundiger „Vater der Stadt“ und Parlamentarier.

Seine Lodenfülle freilich ist ihm dabei abhanden gekommen. Aber er ist nicht hochmüthig durch seine Erfolge geworden. Er drückt mir, seinem alten Stubengenossen, trotzdem ich es nur zum Journalisten und „Berufsverfehlter“ gebracht habe, noch inuner freundlich die Hand, wo wir uns begegnen, und murmelt auch wohl verständnißsinnig unter beiderseitigem Augurenlächeln — ein Räthsel den uneingeweihten Zeugen! — bedeutende Nestroy'sche Worte, die in meiner Seele den Widerhall erwecken und die Bilder der alten Tage lebendig in ihr aufsteigen lassen, Strophen wie: „S verjezt ein Vater fein' Capott und führt drei Töchter auf d' Rebout', damit man sagen soll: wie fein! Nu, das wird doch g'handelt sein?!“ —

Mein Landsmann, der Maler, der sich jenseits des Ganges in dem einen der vorderen Dachzimmer einrichtete, gehörte zu den längsten Menschen und seltsamsten phantastischen Käuzen die ich je kennen gelernt habe. Er führte denselben Namen wie der berühmte Geschichtschreiber der Stadt Rom: Gregorovius. Sein Vater war ein sehr tüchtiger, vielfach begabter Decorations- und Perspectivmaler in meiner Heimatstadt Danzig. Das Talent hatte er auf seine drei Söhne vererbt, von denen jener der Älteste (1819 oder 20 geboren) war. Auf der Danziger Kunstschule, die von dem Architekturmaler Schulz geleitet wurde, galt er frühe schon als ein Genie. Besonders die tausenderlei kleinen „Einfälle“, reizende weibliche Köpfschen und Phantasiegestalten, welche er auf die Ränder seiner Studienzeichnungen zu krizeln pflegte, erregten lebhaftere Bewunderung bei uns jüngeren Knaben. 1840 kam er nach Warschau und von dort zu reichen polnischen Gutsbesitzern, für die er Zeichnungen und Aquarellen ausführte. Für fast drei Jahre unterbrach dieser Aufenthalt, während dessen der schöne schlank und hoch aufgeschossene junge Künstler manche berückenden abenteuerlichen Erfahrungen machen mußte, seine Studien und seine Laufbahn. Die schlimmen Folgen dieser Unterbrechung ist er bei seinem unentschlossenen zur Schlassheit neigenden Charakter nie wieder los geworden. Die ihn völlig beherrschende Leidenschaft für die Musik und die Schauspielkunst zerplitterte ihn noch mehr. Seit er im Winter 41—42 nach Berlin gekommen war, malte er zum Broterwerb sehr zierlich durchgeführte Aquarellen von pittoresken Architekturen Warschaus und des alten Berlin, die er mit großem Geschick nach der Natur aufgezeichnet hatte. König Friedrich Wilhelm IV. kaufte ihm häufig derartige Blättchen ab. Früh geübt in der Technik der Lithographie, speciell in der Federzeichnung auf Stein, wie sie der, damals schon von ihm wahrhaft vergötterte, junge Adolf Menzel mit so unerreichter Meisterschaft ausübte, zeichnete Gregorovius gleichzeitig verschiedene größere Gelegenheits-Kunstblätter, die er in den Handel gab, z. B. Franz Liszt am Clavier, umschwebt von den Gestalten und Traumgebilden, die sein Spiel in der Phantasie der Hörer zum Leben

erweckte; den gothischen Ehrentempel für Seydelmann, den großen Schauspieler (den dritten seiner „Götter“ neben Menzel und Franz Liszt), mit dessen Büstenzeichnung in der Mittelhalle und allen von ihm dargestellten dramatischen Charakterfiguren in den Baldachin-Nischen der luftigen Architektur; oder die große Gestalt Seydelmanns als Alba, umgeben von kleinen Federzeichnungen, den Scenen aus Egmont.

Außer mir hatte er in Berlin noch einen andern Jugendfreund und Kunstschulgenossen aus Danzig wiedergefunden, der bereits ein Jahr zuvor hierher gekommen war und sich mit dem Zeichnen und Malen von Portraits für sehr bescheidene Honorare durchschlug. Im Alter Gregorovius ziemlich gleich, war der „kleine Dertel“ von diesem in Bezug auf sein Körpermaß um so gründlicher verschieden. Er war ein echter richtiger Zwerg in der vollen Bedeutung des Wortes, kaum drei Fuß hoch, dabei vollkommen wohl proportionirt mit zierlich geformtem Kopf, Gliedern, mit blondem Kinn- und Schnurbärtchen und einer von Natur schon ziemlich tiefen, künstlich und mit Absicht noch immer mehr und mehr herabgeschraubten Stimme, die er mit Vorliebe und nicht ohne musikalische Anlage zum lauten Gesange sentimentaler Lieder im Zimmer wie auf der Gasse verwendete. Seltsamerweise ließ er das Bewußtsein seiner Zwergenhaftigkeit nicht gern in sich aufkommen. So wenig, daß er sich am liebsten gerade den körperlich größten Menschen möglichst nahe gesellte. Seine häufig ausbrechende Liebesschwärmerei und Leidenschaft galt immer nur weiblichen Wesen von ungewöhnlich mächtigem Format nach der Höhe und Breite hin. Seine glühende Freundschaft, menschliche und künstlerische Verehrung für Gregorovius wurde durch dessen übergroße Körperlänge noch gesteigert. Es gewährte einen überwältigend komischen grotesken Anblick, wenn Beide zusammen auf der Straße erschienen, Dertel mit seinen winzigen Beinchen so weit als möglich ausschreitend, dicht neben dem über sechs Fuß hoch aufgeschossenen Freunde daherkam, welchem die Spitze seines Hutes noch nicht bis zum Ansatz des Oberschenkels reichte, lebhaft mit den Händchen perorirend, mit dem Stöckchen fuchtelnd und laut in den tiefsten Brustregistern sprechend, damit ihn die Begegnenden nur ja auch für einen Mann und keinen Knaben ansähen. Der Kleinheit seiner Gestalt entsprach übrigens die seines Talents. Wie zu dem hoch über ihm aufragenden schönen schmalen nervösen Jünglingsantlitz seines Freundes, so blickte er auch in neid- und kritikloser Bewunderung zu dessen vermeintlichem Genie empor.

Gregorovius' hoher Begabung aber gebracht es in Wahrheit ebenso an dem eigentlichen Mark, an der productiven Kraft, wie seinem Körper an Widerstandsfähigkeit und Dauerbarkeit. Im 34. Lebensjahr ist er (1853) an der Schwindsucht verstorben. Desto stärker, desto reicher entwickelt war in allen künstlerischen Dingen sein Erkenntniß- und sein Empfindungsvermögen.

Für die Natur, die Musik, die Poesie war er mit dem feinfühligsten Organen und mit einem erstaunlich früh gereiften, ebenso eindringenden Verständniß ausgestattet, wie für die bildende Kunst. Für mich, der ich damals noch tief und blind verrannt in der kindlichsten Cornelius- und Kaulbach-Anbetung steckte und nicht müde wurde „in diesem Sinne“ zu componiren, für meine hohen Ideale und künstlerischen Anschauungen hatte der ältere reifere Freund nur noch gutmüthigen Spott. Vorläufig gelang es ihm nicht, mich ihnen dadurch abwendig zu machen. Desto williger aber begleitete ich ihn auf seinen Begeisterungsflügen in die sublimsten Regionen der Poesie, besonders Shakespeares, der mir damals erst seit kurzem aufzugehen begonnen hatte durch unseren fünften Genossen und Landsmann, den Dichter.

In die Tertia der Realschule zu St. Petri in Danzig war, als ich in derselben saß, ein wohl vier Jahre älterer Schüler eingeführt worden, man wußte nicht recht, woher er kam. Ein gewisses Geheimniß umgab seine Person, seine Geburt, seine Familienbeziehungen. In allen Schulkennntnissen war er für sein Alter weit zurückgeblieben. Aber im selbstständigen Denken, im Beobachten der Menschen und Dinge und in der Originalität und Mannigfaltigkeit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks war er allen Mitschülern auch der oberen Klassen weit voraus. Wie ein unverstandenes Wesen aus einer fremden Welt saß er in seinem grünen Flausrock mit dem Pelzfragen und bewegte er sich zwischen uns anderen Jungen, die er meist halb spöttisch von oben herab behandelte und die doch bei aller Lust, ihn seiner seltsamen und komischen Seiten wegen zu verlachen und zu foppen, durch eine eigenthümliche Scheu zurückgehalten wurden, dieselbe zu befriedigen. Sein rundliches Gesicht behielt auch später eine gewisse Kindlichkeit der Form. Die von weichem, gekräuseltem, dunkelblondem Haar umlockte, hohe und breite Stirn zeigte die vollkommenste Wölbung. Die ein wenig vorliegenden, kurzfristigen, blaugrauen Augen hatten einen eigenthümlichen hellen feuchten Glanz; sie waren meist von einem seltsamen träumerischen Lächeln umspielt und schienen an den Menschen vorbei in's Leere zu schauen oder den Blick in seine innere Traumwelt zu versenken. Wenn sie aber den, mit dem er sprach, anblickten, so geschah es fast nur aus den Winkeln heraus. Die Heimat dieses jungen Menschen, welcher sich Otto von Skepsgardt nannte, war ein Landgut in dem ostpreußischen Litthauen. Seine und seiner Schwester Olga Mutter hatte sich nach dem Verlust ihres ersten Mannes mit einem zweiten verheirathet, der, wie man aus gelegentlichen Andeutungen des Sohnes schließen mußte, sich als kein besonders würdiger Gatte und ein nichts weniger als zärtlicher Stiefvater bewies.

Skepsgardt, dessen ganzes Wesen und Geistesleben mit seinen Aeußerungen den Lehrern kaum minder befremdlich, ungewohnt und räthselhaft erscheinen mochte, als uns Mitschülern, blieb übrigens nicht lange auf dieser Schule.

Er wurde auf das Gymnasium gegeben, und ich verlor ihn für ein paar Jahre aus den Augen. Dann aber kamen mir von befreundeten Primanern jener Anstalt merkwürdige überraschende Nachrichten über ihn. Sein Vormund habe ihn, da keine Mittel zur weitem Ausbildung des jungen Menschen vorhanden seien, vom Gymnasium genommen und zu einem „Chirurgus“ alias Barbier und Heilgehülfsen, in die Lehre gethan. Trotzdem habe sich mehr und mehr seine ungewöhnlich dichterische Begabung offenbart, von welcher man schon auf dem Gymnasium manche überraschende Beweise empfangen hätte. Zu den beredtesten jugendlichen enthusiastischen Aposteln und Verbreitern dieses jungen Dichterruhmes gehörte unter Andern auch der Primaner Foh, dessen Fleiß und Wissen die größten Erwartungen von seiner Zukunft erweckte, welche der spätere Berliner Professor Foh, der bekannte Schulmann und Historiker, denn auch, wie man weiß, im ganzen Umfang erfüllt hat. Unter den Schülern der Oberklassen circulirten Abschriften Skepsgardt'scher Gedichte, welche in uns allen helle Begeisterung entflammten, trotzdem sie durchaus nicht auf den Ton gestimmt waren, welcher sonst in noch halb knabenhaften Seelen den mächtigsten Widerhall zu erwecken pflegt. Das „tönende Erz und die klingende Schelle“ waren in diesen Jugendgedichten schon sehr wenig vernehmbar; wohl aber Töne der tiefen und wahren Empfindung. Ein bizarrer Humor und ein Hang zu nachdenklichen, schwermüthig und bitter gefärbten Betrachtungen machten sich nicht minder in ihnen geltend.

Skepsgardts entschiedene poetische und auch sonstige ungewöhnliche geistige Begabung hatte allmählich die Aufmerksamkeit einiger wohlwollenden und vielvermögenden Männer Danzigs auf ihn gelenkt und ihre lebhafteste Theilnahme an seinem Geschick erweckt. Man bemühte sich eifrig, ihm den Zugang zu einer seinen Anlagen entsprechenderen höheren Lebenssphäre zu eröffnen, ihm das Studium auf der Universität und die volle Ausbildung seines Talentes zu ermöglichen. Ein genügender Fond wurde zusammengebracht, um ihn dazu in Stand zu setzen. Skepsgardt sollte, damit ausgerüstet, nach Berlin gehen, hier zunächst als „Immaturus“ an der Universität eingeschrieben werden und, wie er es freudigen und hoffenden Herzens versprach, nachträglich die Abiturientenprüfung abzulegen streben. Es blieb seiner Wahl überlassen, entweder Philosophie und Geschichte oder Medicin zu studiren.

So war er mit seinen jungen Danziger Freunden und Bewunderern, die um Ostern 1841 ihr Abgangsexamen am dortigen Gymnasium bestanden und sich für Berlin entschieden hatten, mit Foh, Boyke und Andern, hierher gekommen, wo auch ich eben eingetroffen war, um — ein Maler zu werden. Hier hatten wir uns denn auch bald wiedergefunden und uns inniger aneinandergeschlossen, als es in Danzig geschehen war.

Es wehte damals eine ganz eigenthümliche geistige Frühlings- oder Vorfrühlingsluft in Berlin. Die großen Neben und Rundgebungen Friedrich

Wilhelms IV. bei seiner Thronbesteigung und den Guldigungsfesten zu Königsberg und Berlin im vorangegangenen Sommer und Herbst hatten die lange gleichsam begraben gewesene, frische junge Saat der deutschen Hoffnungen wieder lustig ins Kraut schießen lassen. Man legte sich jene vieldeutigen blumenreichen hochtönenden Königsworte den eigenen Wünschen entsprechend aus, ohne sich vorläufig auch durch die zahlreichen kaum mißzuverstehenden, wenig ermuthigenden deutlichen Zeichen, daß man sich in dieser Auffassung gründlich täuschte, darin irre machen zu lassen. Die Philosophen sogar von den Kathedern, die Journalisten in den Zeitungen, die Romandichter in ihren Novellen, die Lyriker in ihren Liedern, die Dramatiker in ihren Schauspielen und Tragödien, die Redner in den Kammern der kleinen deutschen Staaten verkündeten unermüßlich das Evangelium vom nahe bevorstehenden Aufgehen des hohen hellen Tages der „neuen, treuen, freien Zeit“, deren Morgenroth bereits den Horizont goldig und purpurn färbte. Die Hegel'sche Philosophie, bis dahin gleichsam königlich preußisch privilegiert und in unserm Staat als die allein selig machende erklärt, sah sich plötzlich aus dieser officiellen Machtstellung in das Lager der Opposition herübergedrängt, ins Unrecht gesetzt, genöthigt sich ihrer Haut gegen die wider sie anstürmende kirchliche Orthodoxie und die neue, gleichsam zu ihrer Bekämpfung erfundene, Schelling'sche „Philosophie der Offenbarung“ zu wehren. Dasselbe philosophische Rüstzeug, welches so lange als das staatlich aprobirte bei der Vertheidigung des Bestehenden, Wirklichen gegen die daran rüttelnden Parteien, gegen den sogenannten „leichten Liberalismus und Rationalismus“ in Staat und Kirche gegolten hatte, war zur schneidigen Waffe in der Hand der verwegenen Reformer und Vorfechter der „Umsturzparteien“ geworden. Von dem Verdacht, ihnen anzugehören, blieben unter dem Ministerium Eichhorn auch die bisher erprobtesten Säulen der officiellen Wissenschaft, die ruhigsten loyalsten Althegeleaner nicht mehr gänzlich befreit. „Die Posaune des jüngsten Gerichts wider Hegel, den Atheisten und Antichristen“ war einmal erklungen; und vergebens waren die Beteuerungen und Proteste seiner ältern Schüler und Apostel gegen jene anklagenden „Wesstimmen“, welche den Meister mit den entarteten jüngsten Jüngern zusammenwarfen und für deren Sünden und Verbrechen verantwortlich machen wollten.

Wie Schelling, so waren auch andere deutsche Geistesgrößen, deren Bildung und Bedeutung aber in einem ganz anders gearteten Zeitalter wurzelte, durch den neuen König nach Berlin berufen worden, in der Hoffnung, sie durch ihre lehrende oder schöpferische Thätigkeit an der Aufrichtung eines Damms gegen die immer gefährlicher erscheinende andringende Fluth der neuen Ideen wirksam mitarbeiten zu sehen. Ludwig Tieck von Dresden hierher übersiedelt, wurde der intime Günstling und Berather des Monarchen in allen literarischen und theatralischen Dingen. Friedrich Rückert docirte Geschichte der orientalischen Poesie an der Universität. Peter v. Cornelius

traf in dem Monat unserer eigenen Ankunft in Berlin ein. Der König hoffte von ihm die Begründung einer neuen romantisch-kirchlich-monumentalen Malerei in dem skeptischen, spöttischen, liberal-philosophischen „Berlin, mit seinem dürrn Sande, mit seinem dünnen Thee und witz'gen Leuten, die Gott, die Welt und was sie selbst bedeuten, begriffen längst mit Hegel'schem Verstande.“ Der Verfasser des „Lebens Jesu“, David Strauß, sandte in seinen Epigrammen unter dem Eindruck dieser Berufungen unter andern auch jenen treffenden satirischen Pfeil gegen den König: „Manches Selt-same sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam. Ueber eines jedoch war ich am höchsten erstaunt: Denkt nur, aus aller Welt verschrieb man nieder-gebrannte Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt; diese nur sollen erleuchten die Welt“ zc.

In diese aufgeregte Welt sahen wir Jungen uns aus der stillen alten Heimatstadt plötzlich hineingeworfen. Meine studentischen Freunde und ich selbst, die wir noch mit naiver Wonne im Fahrwasser der Romantiker plätscherten, blieben freilich während des ersten Jahres noch wenig berührt, geschweige denn ergriffen, von der neuen kritischen, antiromantischen, der Revolution vorangehenden Bewegung der Geister in Berlin und Deutschland. Wir sangen die Lieder von Arndt, Schenkendorf und Follen zum billigen Rumpunsch oder dünnen, mit Zimmet (grauendolle Erinnerung!) gewürzten Chambrégarnistenthe, träumten von der Auferstehung der im Koffhäuser noch begrabenen alten Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, drängten uns im Auditorium Rückerts, mehr um andachtsvoll zum greifen lockenumwallten Haupte „Freimund Reimars“, des Sängers der geharnischten Sonnette und der Gräber von Ottenen aufzublicken, als um uns mit der von ihm vorgetragenen Geschichte der orientalischen Poesie vertraut zu machen; gingen nicht ohne einen heiligen Schauer der Ehrfurcht und Begeisterung an dem von Cornelius bewohnten Hause Lennéstraße 2 und an dem Ludwig Tieck's in der Friedrichstraße zwischen Zimmer- und Mauerstraße vorüber, in der unbestimmten süßen Hoffnung, daß uns einmal das Glück walten würde, den gewaltigen Zeichner der Nibelungen und den Dichter des Kaiser Octavianus, des Blaubart, des Phantafus selbst von Angesicht zu Angesicht zu erschauen. Erst im folgenden Jahr 1842 begann in uns die Wandlung und die alten Ideale geriethen auch für uns mehr und mehr ins Schwanken, ebenso durch literarische, künstlerische, persönliche Einwirkungen der mannigfachsten Art als durch das von ihnen erweckte und angeregte, eigene Denken.

Stekesgardt hat nie, weder vor noch nachher, das gleiche Lied mit uns gesungen. Er wandelte seine eigenen Wege, hielt sich fern von der allgemeinen herrschenden Bewegung und vom Kultus unserer Ideale. Er hörte mit Eifer philosophische Collegia, Logik und Geschichte der Philosophie bei Werder, Aesthetik bei Gotho, Geschichte bei Ranke, der uns in diesen Jahren durch sein lebendiges Wort in seinen Collegien und durch seine,

von uns verschlungenen, historischen Schriften, — besonders die „deutschi-italienischen Geschichten“, — die „Geschichte der Päpste“ und die „Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation,“ — entzückt und begeistert hatte; consumirte ein ungeheures Quantum poetischer und philosophischer Literatur; entwarf dichterische Pläne, schrieb Lieder, Ansätze zu Romanen und Dramen nieder. Aber die übernommene Verpflichtung, nachträglich an der Erwerbung seiner Maturität zu arbeiten, schlug er sich bald gänzlich aus dem Kopf. Alle Mahnungen der correcteren Freunde wies er von sich. Die für ihn sehr üble und empfindliche nächste praktische Folge davon war das Ausbleiben des ihm bewilligten Stipendiums. Er sah sich auf sich selbst und Hilfe befreundeter Landsleute, zumal von Studenten gemiesen, welche ohne Ausnahme nur über sehr bescheidene Monatswechsel verfügten.

Aber sein unverhohlenes keizerisches Verhalten gegen das, was ihnen als das „Höchste und Heiligste“ galt, seine cynische Verspottung ihres studentischen Maskenspiels, ihres Comments, ihrer Burschen- und Freiheitslieder, die er für die elendesten Versmachereien erklärte, ihrer Ceremonien, ihres Glaubens, ihrer Vaterlandsliebe, ihres Deuththums, ihrer Hoffnungen und zur Schau getragenen Schmerzen um das „statliche Haus“, in dem sie „auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Graus“ zu haben in lauten Chorgesängen immer wieder von Neuem betheuerten, — das Alles entfremdete ihm mehr und mehr diese Burschen-Gemüther. Während er sich von den Kreisen seiner ehemaligen Schulgenossen zurückzog, schloß er sich desto näher an unsere Malergruppe an. Er bezog mit dem kleinen Dertel ein gemeinsames Quartier. Bei den jungen Künstlern fand er weniger Zunftgeist, größere Vorurtheilsfreiheit, geringere Befangenheit in politischen Ansichten und patriotischen Tendenzen, die ihm gänzlich fern lagen, als bei den Studenten, und andrerseits doch eine ebenso starke Begeisterungsfähigkeit für die Gegenstände, welche ihm die Theuersten waren. Sein oberster Gott aber war und blieb Shakespeare. In Bezug auf diesen hat mir Stepsgardt damals, so jung ich war, den gleichen für das ganze fernere geistige Leben Epoche machenden, Dienst erwiesen, wie der Goethe'sche Jarno dem Wilhelm Meister. „Bald lebten und webten“ auch wir „in der Shakespearischen Welt“ und „mit unbekannter Bewegung wurden tausend Empfindungen und Fähigkeiten in uns rege, von denen wir keinen Begriff und keine Ahnung gehabt hatten.“

In seinen Unterhaltungen — eigentlich waren es vielmehr Monologe oder Predigten, welche mir und den anderen die ganze Herrlichkeit Shakespeare'scher Dichtung erschließen sollten — entfaltete Stepsgardt eine glühende hinreichende Beredtsamkeit, deren Eindruck selbst durch eine gewisse Komik des Klanges seiner Worte nicht verringert wurde, welche er im unverfälschtesten ostpreussischen Heimatsdialekt sprach. In seinem oder meinem Zimmer, wie auf langen Abendspaziergängen im Thiergarten, wurde er nicht müde, in immer wieder neuen rednerischen Ergüssen seine Gedanken, Anschauungen und Empfindungen

über jedes einzelne Drama, jede Gestalt, jeden Satz desselben in meine empfängliche Seele auszuschütten. Bald konnte ich mit ihm und Gregorovius in der „Shakespearefestigkeit“ wetteifern; jeder stand dem anderen, der ihn in Shakespeare'schen Worten ansprach, in Shakespeare'schen Worten Rede und Antwort. Ja man ruhte nicht, als bis man einzelne unserer Lieblingsdramen — Richard III., Heinrich IV., Hamlet, Lear, Was ihr wollt, Macbeth — von Anfang bis Ende dem Gedächtniß einverleibt hatte und sie ohne Stocken mühelos herfagen konnte.

Je heimischer wir in dieser poetischen Welt wurden, desto fremder blieb uns die wirkliche. Verkehr in Familien, in geselligen Häusern kamten wir kaum und mieden ihn viel mehr, als daß wir ihn gesucht hätten. In diesem seltsamen Berliner „Vie de Bohême“ fehlte dabei das ewig Weibliche fast gänzlich. Keiner konnte sich einer Geliebten oder auch nur einer sentimentalen Flamme rühmen. Die Bierkneipe war für uns in jener Zeit (bis 1845) ein unbekannter Begriff. Dies Getränk selbst berührte nie unsere Lippen; die meinen ebensowenig eine Pfeife oder Cigarre; unsere Hände keine Spielkarte, unser Fuß die Schwelle keines Tanzsaals. Unsere Genüsse waren ein Besuch der Galerie des Schauspiel- oder Opernhauses und des Königl. städtischen Theaters — viel später erst der Concertgärten und Säle, in welchen man klassische Musik für 25 Pf. Eintrittsgeld von erträglichen Capellen ausgeführt, hörte — und gemeinsame Lectüre, und Unterhaltung, die häufig in phantastische Tollheiten echt Hoffmann'schen Genres auslief, wobei der dünne Theeaufguß der Zimmervermieterin das einzige Erquickungsmittel für die trocken werdenden Kehlen bildete.

Skepsgardt allein begann indeß mehr und mehr die Nothwendigkeit einer intimeren Beschäftigung mit dem wirklichen Menschenleben zu erkennen und suchte mit wachsendem Eifer die Gelegenheiten zu dessen Beobachtung und zu eigenen Erfahrungen auf.

Die Richtigkeit des Goethe'schen Wortes:

„Alles weg, was Deinen Lauf stört,
Nur kein düstres Streben,
Eh' er singt und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben“

empfund Niemand stärker und inniger als er. Im Winter 1841 zu 42 ging er mit einem hier neugekommenen Bekannten, einem sehr gelehrten Studenten, zum Besuch in dessen ländliche Heimat, mit der bestimmten Absicht und dem festen Entschluß, Romane zu erleben, ein wirkliches Drama einzufädeln und anzufangen, dessen Ausgang es je nach der Entwicklung, welche die Dinge nehmen würden, zu einem Lustspiel oder einer Tragödie machen wollte. Er verfuhr darin ähnlich wie Jean Paul, dessen verschiedene Geliebten es nicht ahnten, daß der Dichter sie nur dazu machte, um an ihnen, als seinen in diese Situation versetzten Modellen, die Wirkungen

der Leidenschaft behufs der Verwerthung in der eben von ihm in Angriff genommenen Romandichtung zu studiren.

Skepsgardts Absicht schien nur zu gut erfüllt, der Versuch ganz programmgemäß ausgeführt und nach Wunsch gelungen zu sein. Triumphirend erzählte er das bei seiner Rückkehr. Sofort ging er denn auch an die Verarbeitung des Erlebten. Was er niederschrieb, war in der ersten Fassung eine ziemlich einfache Erzählung der alten Geschichte, die ewig neu ist, von Liebe und Leid, vom Scheiden und Meiden, von Eifersucht, Untreue, Trennungsschmerz, Reue und bitterem Herzensjammer. Es fehlte nicht an fein beobachteten Scenen und Charakteren, wahr und aufrichtig empfundenen Partieen, lebendigen, zarten, stimmungsvollen Schilderungen darin. Viele seiner besten älteren lyrischen Poesieen waren in die Erzählung mit eingestreut, wie es Mörike im „Maler Nolten“ gehalten hatte. Manches neue Lied war noch hinzugekommen. Eins von den letzteren, in welchem mir der Volksliedton sehr gut getroffen scheint, klingt mir noch, immer im Gedächtniß. Es mag hier seinen Platz finden:

„Im Sommer ist gut wandern,
Da scheint die Sonne warm.
Mein Schatz, der wandert nach Andern;
Ich bin ihm viel zu arm!

Ach hätt' ich tausend Thaler,
So lauft' ich mir ein Haus
Mit vierundzwanzig Fenstern,
Zum obersten fäh' ich hinaus.

Und meine Thränen fallen.
Auf einen breiten Stein.
Darauf ich einst gestanden
Wohl mit dem Liebsten mein.

Und meine Thränen fallen
Auf einen Apfelbaum;
Ich glaub', er trug einst Blüthen;
Mir ist's als wie im Traum.

Ich glaub', er trug einst Blüthen;
Sie fielen ab im Mai,
Mit ihnen ist gefallen
Auch meines Liebsten Treu!

Die Blüthen sind gefallen —
Die Frucht, die lastet schwer! . . .
Traut nicht den jungen Burschen.
Ihr Mädchen, allzusehr!

Wie roth und weiße Aepfel
Mit schwarzen Kernen drin,
So sind die jungen Burschen
Sie hegen falschen Sinn.“

Gregorovius versprach den kleinen Roman mit Federzeichnungen zu illustriren. Skepsgardt wiegte sich in kühnen Hoffnungen von seinem Erfolge. Aber jene ursprüngliche einfache Gestalt der Erzählung befriedigte ihn schon nicht mehr, als er sie kaum niedergeschrieben hatte. Shakespeare war nicht ganz ohne Nebengötter in unserer Seele geblieben. Einer der verehrtesten von diesen aber hieß Yorick = Sterne. „Das Leben und die Meinungen des Herrn Tristram Shandy“ erregten unser ganzes Entzücken. Wir konnten uns nie satt an ihnen weiden, lasen sie mit immer erneutem Enthusiasmus. Die darin beliebte Form oder Formlosigkeit der Erzählung mit ihren steten Abschweifungen, Einschaltungen, phantastischen Arabesken, Monologen des Erzählers an den Leser, übte einen ebenso unheilvollen Einfluß

auf Skepsgardt, wie vor ihm auf Jean Paul und Immermann. In gleicher Art begann er seinen Roman umzuarbeiten und damit mehr und mehr zu schädigen, indem er sein natürliches ursprüngliches Geflecht gleichsam aufbröselte, mit allerlei überflüssigen närrischen bunten Fäden durchflocht und aus der Façon brachte.

Inzwischen war Skepsgardt, ich weiß nicht mehr auf welchem Wege, mit Ludwig Tieck persönlich bekannt geworden. Dem verehrten alten Haupt der romantischen Schule las er Stücke aus seiner Erzählung vor, welche dieser freundlich und nachsichtig aufnahm. Skepsgardts dringender Wunsch war darauf gerichtet, daß Tieck ihm eine Vorrede schreiben und dies Erstlingswerk des jungen Dichters empfehlend bei dem deutschen Publikum einführen möchte. Eine solche Vorrede von L. Tieck war in jener Zeit noch immer eine sehr wichtige und wirksame Beigabe einer neuen Erscheinung der poetischen Literatur. Eifrig warben die deutschen Schriftsteller darum, daß ihren Geisteskindern eine solche Günst von dem Altmeister der romantischen Poesie zu Theil werde. Skepsgardt glaubte verstanden zu haben, daß derselbe auch ihm die Zusage gemacht habe, eine Vorrede zu seinem Roman schreiben zu wollen, rechnete sicher darauf und versprach sich die besten Wirkungen davon auf Verleger und Publikum. Auch Friedrich Rückert hatte er sein Manuscript vorgelegt. Von diesem schien es wirklich gelesen worden zu sein. Ein freundlich anerkennender Brief an den Verfasser, womit jener das nach einiger Zeit zurückgesendete begleitete, ließ darauf schließen.

Inzwischen hatte Skepsgardt einen Entschluß ausgeführt oder geschehen lassen, der für sein kurzes folgendes Leben verhängnißvoll werden sollte. Seine Schwester, an der er mit wahrhaft fanatischer Zärtlichkeit hing, war ihm nachgekommen und von ihm in Berlin einquartiert worden. Erst 1843 bezog er mit ihr eine gemeinsame Wohnung. Die Erscheinung des dunkeläugigen, rundwangigen, schlanken etwa 17-jährigen Mädchens schien uns den enthusiastischen Schilderungen des Bruders von ihrer Schönheit nicht ganz zu entsprechen. Seine Liebe für dasselbe aber steigerte sich nur mehr und mehr bis zu einem wahrhaft unheimlichen Grade über den durchschnittlichen Wärmegrad der geschwisterlichen weit hinaus. Die Sorge für die Schwester erfüllte ihn ganz und gar. Für sie wollte er arbeiten und erwerben, baute er die kühnsten und glänzendsten Schlösser — in die Luft. Auf das nächstliegende Erwerbsmittel, die journalistische Thätigkeit, freilich ist er seltsamer Weise nie verfallen. Immer sollte es der reiche Ertrag seiner Dichtungen sein, der ihn befähigen werde, der Schwester ein goldnes Loos zu bereiten. Der Roman sollte den ersten wichtigen Grundstein zu ihrem Glück legen helfen. Aber die Schwester selbst würde zu der Verwirklichung der gemeinsamen Träume thätig mitarbeiten. Hatte der Bruder doch in ihr ein außerordentliches Talent für die Bühne entdeckt. Er stellte sie Ludwig Tieck und dem damaligen Generalintendanten der königlichen Schauspiele

vor, bekam einige Höflichkeiten zu hören und glaubte darin die sichere Bestätigung seiner eigenen Ueberzeugung von der Begabung und dem Beruf seiner Olga empfangen zu haben.

Nun endlich war der Roman in seiner neuen Bearbeitung vollendet und Skepsgardt wandte sich an Ludwig Tieck mit der Bitte, das gegebene Versprechen zu erfüllen und die Vorrede zu schreiben. Die Antwort lautete niederschmetternd für ihn. Er, Tieck, sei sich nicht bewußt, jemals eine solche Zusage gegeben zu haben. Skepsgardt hätte irgend eine Aeußerung von ihm ganz falsch gedeutet. Er könne ihn nur ersuchen, von dieser Idee zurückzukommen und seinen Roman ohne eine Vorrede von Tieck zu veröffentlichen.

Der Zusammenbruch der auf diesen gesetzten Hoffnungen verstorke den Armeisten zunächst ganz und gar und versetzte ihn in eine verzweifelte und ingrimmige Stimmung. Vergebens suchten seine Freunde dieselbe zu bannen. Vergebens stellten wir ihm vor, daß sein Erfolg nicht von einer Vorrede des alten Tieck abhängen könne und ebenso, daß nicht dieser ihn, sondern er selbst sich getäuscht haben werde. Skepsgardt ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen.

Indem er sich immer mehr dem Brüten über sein Unglück überließ, kam er auf den verrückten Gedanken, Tieck habe ihn aus Neid, und um sein Talent nicht auskommen zu lassen, verrathen. Dafür sollte derselbe von ihm seine grausame literarische Züchtigung erhalten. Noch einmal nahm er seinen Roman vor, von dessen ursprünglicher Gestalt bereits so wenig mehr übrig geblieben war, und sückte von Neuem ein Motiv und ein Capitel daran, das mir nach Inhalt und Form durchaus verwerflich, thöricht und lächerlich erscheinen wollte. Er verlor sich völlig in die schattenhafteste Allegorie, versuchte Tieck als Mensch und Dichter öffentlich zu brandmarken, ihm eine infernalische Handlungsweise zur Schädigung des Verfassers und des unglücklichen Mädchens anzudichten und in ihrer ganzen Bosheit darzulegen, und giefel sich darin, alle seine Schmerzen in wilde Klage laute vor dem Publikum zu ergießen.

In Achim von Arnims phantastisch-wundersamer Erzählung „Isabella von Aegypten“ — dieser erotischen, prächtigen Blüthe der Romantiker-Poesie — werden wir mit den grauenhaften Wesen, den „Golems“, bekannt gemacht. Es sind aus Thon geformte Gebilde, welche von einem zauberkundigen teuflischen jüdischen Meister in vollkommenster Aehnlichkeit mit bestimmten wirklichen Personen hergestellt werden. Sie leben, bewegen sich, sprechen, täuschen die Menschen, sind aber ohne Seele. Sie haben ein den Menschen verborgenes Auge im Nacken, mit dem sie sehen können, was hinter ihrem Rücken geschieht. Auf ihrer Stirn, unter dem hereingezogenen Haare sorglich verborgen, steht hebräisch das Wort „Wahrheit“ geschrieben. Wenn man den Golem als solchen erkennt, diese Haare zurückstreicht, und, wie er sich

auch sträuben möge, dies Wort auslöscht, so fällt die ganze scheinbar lebendige Gestalt wieder zu einem Haufen todtten Lehms zusammen.

Als einen solchem „Golem“ führte Stepsgardt den armen Tiedt ein! Ganz wüßtes unheimliches Zeug ließ er ihn begehren und erleben. Die Schwester mußte nun auch noch mit in diesen allegorisch-spukhaften Theil der Geschichte hineingezogen werden. Das Ganze war ein literarisches Verbrechen des Verfassers gegen sich selbst, wie gegen die gesunde Vernunft. Aber unsre Proteste und Warnungen blieben unbeachtet. Nun setzte er noch gar statt der ausgefallenen Tiedtschen Vorrede den älteren freundlichen Brief Fr. Rückerts an ihn an die Spitze des Buches. Der gewählte, gesuchte und schmerzfüllige Titel in Jeans Pauls Manier lautete schließlich: „Drei Vorreden, Rosen und Golem Tiedt.“ Alexander Dunder in Berlin, der sich Stepsgardts in gütiger liebenswürdiger Weise wiederholt schon angenommen hatte, bewies ihm seine Theilnahme nun auch noch dadurch, daß er diese romantische Mißgeburt von einem Roman drucken ließ und verlegte.

So viel ich weiß, erregte das dem Publikum theils völlig unverständliche, theils langweilige Buch, das gleichsam einem versunknen literarischen Weltalter zu entstammen schien, keine Spur von der in jenen Tagen unerläßlich geforderten Tendenz zeigte, nichts „Zeitgemäßes“ hatte, und zudem noch die Goldstufen echter Poesie unter wüsten Schlacken völlig vergraben enthielt, nicht einmal das sicher erwartete Aussehen. Mir ist keine einzige öffentliche Besprechung desselben zu Gesicht gekommen. Sogar der literarische Skandal blieb aus, zu welchem doch die, ob auch in allegorische Formen gekleideten, schmählischen Anklagen gegen eine Berühmtheit wie Ludwig Tiedt mehr als genügenden Anlaß boten. Stepsgardt stand dieser Gleichgültigkeit des Publikums wie einem unlösllichen Räthsel gegenüber. „Entweder die Welt ist verrückt, oder ich bin verrückt,“ hörte ich ihn sagen. Ach und ich mußte im Stillen hinzufügen: mein armer Freund, in diesem Falle bist es unzweifelhaft Du! —

Als er in jenes Dachzimmer Behrenstraße 50 einzog, hatte er den Schmerz der Enttäuschung bereits ziemlich überwunden und sich in neue dichterische Pläne und Arbeiten versenkt. „Denn darum schlägt das Schicksal ja den Dichter, daß ihm das innere Saitenspiel erklinge. Ist doch das Lied jedweden Leids Vernichter —“ so hieß es in einem seiner in jenen Leidenstagen geschriebenen Gedichte. Die Wahrheit dieses Satzes schien sich an ihm zu bewähren. Ein großes Drama war es, worin er sich eingesponnen hatte.

Cola Rienzi, der letzte der Tribunen, war der Held desselben. Leider hatte unseres Poeten leidenschaftliche Beschäftigung mit dem Studium der Hegel'schen Philosophie ihm die Naivetät im dichterischen Schaffen bereits sehr merkbar zu zerstören begonnen. Es ging schon von der „Grundidee“ aus. Jede Gestalt seines Dramas sollte die Verkörperung eines abstracten

Begriff sein und empfing dadurch etwas Schattenhaftes, Blutloses. Aber gerade auf diese Krankheit seiner Schöpfung war er besonders stolz. Eine der handelnden Hauptpersonen, für die er noch keinen Namen gefunden hatte, sollte z. B. die „Verkörperung der Zeit“ darstellen. Mit freudiger Beredsamkeit wußte der Dichter es uns auseinander zu setzen, wie fein und tief sinnig er das in allem Thun und Reden dieses Charakters durchgeführt hätte. An „schönen Stellen“, schienen mir die Fragmente, die er uns gelegentlich vorlas, sehr reich zu sein. Seine Virtuosität in der Behandlung aller Versformen bewies er glänzend darin. Der fünffüßige Jambus war das vorherrschende Versmaß. Aber häufig waren Partien in sehr verschiedenen mannigfachen Rhythmen darin eingeflochten. Im Gedächtniß blieb mir noch dunkel ein Bruchstück eines Nachtgesanges, welchen der ritterliche Geliebte der Schwester Nienzis (das Schwesternmotiv war das Haupt-Leitmotiv der ganzen Dichtung) am Abend eines Kampftages vor dem Fenster seiner Schönen anstimmt:

. . . „Laß mich ein nach der tosenden Schlacht. Auch der Tag ja, der Held, freut sich der Ruh' in der Kammer der Nacht. Den flammenden Schild des Streites, roth von Blut, Ihn kühl't ihm die Nacht, die Geliebte, mit Perlkrautluth . . .“

. . . Ich sehe und höre ihn noch immer, wie er mit seltsamem verklärtem Lächeln, wie von dem Tonfall der eigenen Verse, zumal des letzten Worts, gleichsam berauscht, im reinsten ostpreussischen Dialect, der fast ebenso komisch wirkt, wie der reine sächsische, diesen Gesang in meiner Dachkammer vor uns recitirte, während seine blauen feuchtglänzenden Augen ganz in die Ecken gedreht und aus diesen Winkeln hervorschauend, mich von der Seite her fragend anblickten.

Ah, diese Vorlesungen seiner eigenen Poesien und der Shakespeareschen Dramen, und diese sich daran anschließenden Nachtsitzungen der ganzen Gesellschaft in meiner von der armeneligen Studentenlampe nothdürftig erhellten Dachspelunke; mit den flammenden Gesprächen, der hochfliegenden Begeisterung, dem phantastischen humoristischen Ueberwitz! Der sogenannte Thee und das Brot und Butter standen auf der birkenen Commode vor dem Dachfenster, während die Tischplatte noch zum Sitz für ein paar Genossen dienen mußte, da Sopha, Bett und die beiden Stühle für die Gesamtheit der Theilnehmer, den dünnhaarigen Naturforscher, den blondlockigen Philologen, den langen Gregorovius, den kleinen Dertel, Skepszgardt, meinen Stubenkameraden, mich und einen hier bisher noch nicht genannten Freund, den Musiker D., nicht ausreichten! Wie oft im spätern Leben sind mir die Bilder dieser Abend- und Nachtsunden von einem seltsamen Glanz umstrahlt, vor meines Geistes Aug' wieder aufgetaucht! Wie oft haben sie der alternden Seele den Seufzer entlockt: O gieb mir jene Zeiten wieder! Gieb sie mir wieder — trotz ihrer Armuth, ihrer Lebensnoth und aller kindischen Thorheit im Denken und im Handeln!

Der Musiker war mit Gregorovius in Warschau bekannt geworden; ein geborener Böhme. Von seinem Talent hatte uns jener bereits Wunderdinge berichtet. Nun, im Herbst 1842, kam er nach Berlin, um seine mit großem Ernst betriebenen Studien hier unter Dehns Leitung fortzusetzen. Durch ihn, der mir im folgenden Jahr sehr nahe trat und innig befreundet wurde, lernte ich dann seinen später so berühmt gewordenen Studien-genossen Friedrich Kiel kennen, dessen Begabung uns ziemlich gering im Vergleich zu dem „Genie“ erscheinen wollte. Genie glaubten wir ihm schon allein aus dem mächtigen, großen, tiefen, bald träumerischen, bald heiß aufblitzenden, dunkelbraunen Augen in dem hageren volllippigen Gesicht lesen zu können, dessen breite weiße leuchtende Stirn schlichtes dunkelblondes seidenweiches leicht gewelltes Haar umschmiegte. Seine hagere Gestalt hielt sich leicht vorgebeugt. Seine Sprache hatte einen ganz eignen slavisch gefärbten Klang, der auf mein Ohr einen seltsamen, kaum erklärlichen Zauber ausübte. Was er sprach, war so ganz anders, als wir es gewohnt waren. Ein tiefer, origineller überlegener Künstlergeist schien sich darin zu offenbaren. Mit kaustischem Humor behandelte und zerpfückte er Manches, was uns andern noch groß und wichtig dünkte. In der Shakespearekenntniß und der Shakespeare-Begeisterung kam er uns ziemlich gleich. Zugleich aber hatte er sich den allersonderbarsten Nebenheiligen erkoren: den mystischen Schuster von Görlitz, Jacob Böhme, in dem er den Urquell göttlicher Weisheit erkannt haben wollte. Ich besitze noch das kleine Exemplar der „Morgenröthe im Aufgang“, das ich, begierig gemacht, auch meinerseits von diesem Weisheitsquell zu kosten, mir — Dank einem glücklichen Zufall, der es mich bei einem kleinen Antiquar entdecken ließ, — in jenen Zeiten für wenige Groschen erstand. Aber vergebens vergrub ich mich in diese Lectüre. Mir ist der Fels immer verschlossen geblieben, und der Quell wollte mir niemals fließen. Desto besser gelang es mir die Wonne zu verstehen und zu theilen, die ihm ein anderer, ein moderner Schriftsteller gewährte: Washington Irving, dessen klarer heiterer, vornehmer Geist, poetischer Humor, reiner Natursinn, kluger Weltverstand vollendetes Formengefühl, Geschmack und Stil ihn zum äußersten Gegensatz des Görlitzers machen. Aber in D.'s Kopf und Herzen wohnten die disparatesten Lieblinge und Ideale friedlich neben einander. Ich danke dieser damals begonnenen immer intimer gewordenen Bekanntschaft mit dem großen amerikanischen Erzähler und Humoristen eine reiche Fülle der schönsten Geistesfreuden. Er hat auch im späteren Leben einen starken und dauernden Einfluß auf meine innere Bildung geübt, der für mich von höchster Bedeutung und Wichtigkeit geworden ist.

In seiner Haupteigenschaft als Musiker sollte ich D. einen Monat nach unserer ersten Begegnung kennen lernen. Mit meinem Stubengenossen, dem Juristen im Reime, war ich überein gekommen, unsere Dachkammer aufzugeben und gemeinsam ein anderes, wenn auch nicht eben schöneres

Zimmer in einem Hofgebäude der Karlsstraße zu beziehen. In den von uns verlassenen Raum zog D. ein. Er trat ahnungslos über dessen Schwelle, wie Egmont über die des Alba'schen Hauses. Keine innere Stimme warnte ihn und schreckte ihn von dem Orte zurück, der für ihn so schicksalsvoll werden und den kläglichen Schiffbruch seines Lebens verschulden helfen sollte.

Statt des Tisches ließ er zwischen dem alten Sopha und dem Bett ein geliehenes tafelförmiges Clavier aufstellen. Auf diesem hörte ich ihn im December jenes Jahres zum ersten Mal spielen, eigene Compositionen, die mich tief ergriffen und mir ganz herrlich erschienen. Zum ersten Mal auch von ihm gespielt eine Beethoven'sche Sonate. Mit 18 Jahren war mir diese ganze Musikwelt noch ein völlig unbekanntes Land geblieben! Ich werde nie die beglückte Stunde und nie den völlig überwältigenden Eindruck vergessen, den dies Werk und dies Spiel auf meine junge Seele hervorbrachte. Es war eine der frühesten Sonaten Beethovens, die kleine in F moll Op. 2. Man blickt heute, ich weiß es wohl, etwas geringschätzig auf diese Sonaten der ersten Periode von der Höhe der gemaltigen späteren Schöpfungen des Meisters herab. Aber mir ist es immer so erschienen, als sei gerade jenes Jugendwerk eine ganz wundervolle und mächtig hinreißende, beglückende und erschütternde Offenbarung desselben Geistes und derselben Leidenschaft, welche in den großen späteren Tongebilden des Meisters leuchten und glühen. Im diesjährigen April hörte ich sie einmal wieder in der Singakademie spielen, von keinem Geringeren als Hans von Bülow. Selbstverständlich — intabelloser Vollendung. Aber auch da hatte ich die Empfindung: das ist sie dennoch nicht, was sie mir war, als D. sie mir spielte und mir aus den bekannten fortstürmenden Tonfolgen im letzten Satz immer die Worte eines Skepsgardtschen Gedichtes dröhnend und mit herzergreifender Gewalt in dem gleichen Rhythmus zu erklingen schienen: „und der Schmerz stampft trotz'gen Fußes meiner Seele Nachtgefild!“ —

Die Shakespeare- und Gesprächsabende wurden den ganzen Winter hindurch nun in D.'s Zimmer fortgesetzt. Sie gewannen noch bedeutend an Reichthum und Interesse. Trat nun doch die Musik zu den poetischen Begeisterungsquellen hinzu, um die Geister doppelt zu erakstiren.

Aber jede detartige Gemeinsamkeit mit den Genüssen, die sie den zu ihr Gehörigen bietet, ist wie alles Lebendige dem Gesetz des Werdens, Wachsens und Welkens unterworfen, und auch ihr endliches Geschick ist die Auflösung. Im April 1843 sagte ich mir: nun ist es hohe Zeit ernstlich an's Lernen und Arbeiten zu gehen! Ich trat in das Atelier des in jenen Jahren als Maler und Lehrer über Gebühr geschätzten Professor Otto ein, das, in Neu-Cölln am Wasser gelegen, mich nöthigte, auch meine Wohnung weit fort von der Behrenstraße nach der Wallstraße zu verlegen. Mein Stubenkamerad gab die Abschreibethätigkeit auf und übernahm eine kleine Hauslehrerstelle.

Gregorovius verließ gleichfalls den bisherigen Romantikerbau. Skepsgardt bezog mit der Schwester gemeinsam ein möblirtes Zimmer in der Alexanderstraße. Er, sein ganzes Dasein und Dichten, nicht zum wenigsten auch dies Geschwisterverhältniß, waren mir unheimlich geworden. Wir sahen uns nur noch selten. Desto häufiger unsern Musiker, der allein noch als einzige Säule, die von verschwundener Pracht zeugte, unter dem wanzenfreundlichen Dache zurückgeblieben war; dann auch Gregorovius und Vertel. Letzterer verschwand mir aber wenig später völlig aus dem Gesichtskreise. Des langen Freundes abenteuerliches, an unerhörten Glücksfällen und bitterem Elend überreiches, ferneres Leben aber habe ich bis zu seinem letzten Ende am 22. Februar 1853 aus nächster Nähe sich abspielen sehen und gleichsam mitgelebt.

Das Jahr 1844 brachte ich in meiner Danziger Heimat und bei lieben Verwandten in Ostpreußen zu. Im Herbst dort schwer erkrankt, erhielt ich zwei Briefe aus Berlin, den einen von Gregorovius, den andern von dem Musiker. Der des letzteren, in der räthselvollen Sprache eines frommen Mystikers gehalten, verkündete mir die Thatsache seiner inzwischen erfolgten inneren Erleuchtung und Bekehrung. Er habe das Licht und den Frieden der Kinder Gottes gefunden und sich für immer abgewendet von den Freuden der Welt und ihrer Thorheit. Leider habe er sich einer schweren Sünde aus den Tagen, da er noch in der Finsterniß wandelte, anzuklagen. Die eine Tochter unserer Stubenwirthin (ein armes mit ewigem Stockschnupfen behaftetes junges Frauenzimmer von nur zu zärtlichem Gemüth, für das wir Alle immer wenig Mitgefühl, aber desto mehr ziemlich grausamen Spott übrig gehabt hatten) sei das Opfer dieser Sündhaftigkeit geworden. Aber er werde das Vergehen binnen Kurzem sühnen. Alle Schritte seien bereits gethan. In nächster Zeit würde er das Mädchen zum Altar führen. — Diese Nachricht wirkte tief schmerzlich auf mich. Deutlich stand mir in demselben Moment das ganze unabwendbare Elend, die Verkümmernng dieses Künstlerlebens vor dem inneren Blick, das so vielverheißend begonnen hatte. D. — verheirathet mit Fräulein S.! und D. zugleich verstrickt in jene geistigen Bande, die seine frische Kraft noch stärker zu hemmen, noch sicherer zu zermürben drohten, als selbst eine solche Ehe! Ich mußte weinen, wie um einen Verlorenen.

Auch Gregorovius sprach sich in seinem Briefe in ähnlichem Sinne über das Schicksal und Beginnen des gemeinsamen Freundes aus. Dann aber folgte eine Nachricht, die mich noch ganz anders packte und erschütterte, als diese. Skepsgardt, so schrieb er, ist wahnsinnig geworden, und tob süchtig nach der neuen Charité gebracht!

Ein paar Monate später, — ich verweilte immer noch in Danzig — bekam ich eines Tages eine Nummer der Augsburger Allgemeinen Zeitung zur Hand. Mein erster Blick fällt auf eine Correspondenz aus Berlin, und ich lese ungefähr Folgendes: ein jüngerer sorgsamer Schriftsteller, welcher

durch seine, wenn auch etwas krankhaften und phantastischen Dichtungen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, wurde vor mehreren Monaten vom Wahnsinn befallen und in die Charité aufgenommen. Als er neulich, anscheinend bereits völlig wiederhergestellt, unbeaufsichtigt in seiner Zelle gelassen war, hat er, wahrscheinlich in einem neuen Anfall der geistigen Verstorung, Hand an sich gelegt und sich mit dem Handtuch am Fensterriegel aufgeknuüpft . . .

Also hatte ich doch Recht behalten. Nicht „die Welt“ war verrückt gewesen.

Als ich nach zehnmonatlicher Abwesenheit nach Berlin zurückkehrte, konnte ich nicht einmal in Erfahrung bringen, wohin die Schwester und wohin der ganze literarische Nachlaß gekommen sei. Vor etwa zwei Jahren las ich in einer Berliner Zeitungsbeilage die Anzeige des Todes eines Fr. D. v. Skepszgardt.

Der lange Gregorovius und der Zwerg Dertel sind traurig verstorben und gestorben. Der Musiker D. führte hier während mancher Jahre ein armseliges kümmerliches Leben an der Seite einer ihm fest anhängenden, beschränkten, fleißigen, keifenden, wenn auch gutmüthigen Frau, die mit Waschen und Plätten ihre durch die Arbeit, das Musikunterrichtgeben und Componiren des Hausvaters allein nicht wohl zu erhaltende Familie ernähren half. Er wurde nie ein kirchengläubiger, orthodoxer Frommer, sondern zeigte sich immer nur von einer freudigen und demüthigen Gottergebenheit erfüllt, die ihn ein sehr bescheidenes, oft hartes schweres Loos mit einer gewissen stillen Feiterkeit ertragen ließ. Er hat auch Manches componirt. Aber wie in seinem Leben war auch in seinem Kunstschaffen „der stolze königliche Wuchs des ersten Schusses“ für immer dahin. Später soll D. sich wieder nach Polen gewendet haben. Für uns ist er dort völlig verschollen.

Unser Naturforscher, soll, wozu er immer schon eine entschiedene Anlage rigte, das Schicksal Skepszgardts wenigstens insoweit getheilt haben, als er von einer schweren nicht wieder geheilten Gehirnkrankheit ergriffen wurde, oder — in der gemeingebräuchlichen Sprache zu reden — seinen Verstand verlor.

Nur wir drei, der blonde Philologe, der heute eine Professur für neuere Sprachen an einem berühmten staatlichen Erziehungs- und Bildungsinstitut in der Nähe Berlins bekleidet, der Justizrath, mein einstiger Stubenkamerad, und ich selbst, wir haben nicht nur aus allen Stürmen und Fluthen der folgenden Jahre das Leben, sondern — so glauben wir wenigstens — auch den Verstand bis jetzt noch glücklich aus allen Gefährdungen gerettet, welche wohl alle Geistesarbeiter, zumeist aber diejenigen bedrohen, die der Phantasie eine zu ausschließliche Herrschaft in ihrem Geistesleben einräumten, die Romantiker und ihre Epigonen.



Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses.

Don

Jacob v. Falke.

— Wien. —

I.



Ideen — das will sagen, Gedanken in skizzenhafter Gestalt vorgetragen, den Gang in großen Zügen darstellend, wie sie einmal als Grundlage einer ausgeführten Geschichte des Wohnhauses dienen können. Eine solche Geschichte haben wir leider noch nicht. Wir haben wohl Abbildungen von dem Aeußeren vieler Wohnhäuser und Paläste, auch vieler und origineller Land- und Bauernhäuser, selbst wohl, doch seltener, mit ihren Grundrissen; wir haben viele und gelehrte Abhandlungen über das griechische und römische Haus — aber wie das alles in Zusammenhang zu bringen, in Beziehung zu einander zu setzen sei, das anzugeben hat eigentlich noch niemand versucht. Niemand hat eine Untersuchung darüber angestellt, wie das heute so mannigfach gestaltete Wohnhaus aus seinem offenbar doch einfachen Anfange sich entwickelt hat, wie es zu all den verschiedenen Formen und Gestalten gelangt ist, welche für Land und Stand, für Leben und Sitte so charakteristisch erscheinen.

Wenn ich den Versuch machen will von all dieser Mannigfaltigkeit eine Erklärung zu geben und ihre Entstehung und ihren Zusammenhang aufzudecken, so kann es sich nicht um die Ausführung, sondern nur um die leitenden Gedanken handeln, um allgemeine Züge, die auch in dieser Menge und Vielartigkeit der Erscheinungen die Einheit aufweisen.

So unvollkommen unsere Kenntniß von dem prähistorischen Menschen ist, d. h. von dem Menschen vor der Zeit, in welcher Aufzeichnungen irgend einer Art von ihm reden — so wissen wir doch das Eine, oder

können es wenigstens mit Fug und Recht behaupten, daß seine erste Wohnung, wenn wir schon diesen Ausdruck gebrauchen wollen, in Höhlen bestand. Er suchte die Höhlen auf, wo sie im Gestein vorhanden waren, und grub sie anderswo, wo er sie nicht fand, tief in die Erde. Solche Höhlen letzterer Art giebt es z. B. in jenen leichten Anhöhen, welche die March bei Stillfried begleiten. Noch bei den Germanen der ersten römischen Kaiserzeit, wie sie Tacitus in der Germania schildert, sind die nachlebenden Spuren dieser ersten und ursprünglichen Behausung erkennbar.

Was war es nun, das die frühesten Menschen zwang solche Stätten aufzusuchen und sodann, als sie die Höhlungen verließen, sich wirkliche Wohnstätten zu erbauen? Ohne Zweifel in erster Linie das Klima und sodann der Schutz vor den Feinden, das ist zunächst vor den wilden Thieren. Nun ist aber das Klima je nach der Lage auf unserem Erdtheil in Art und Wirkung verschieden. Während im Norden Kälte, Regen, Schnee und Eis den Menschen veranlassen das Freie zu fliehen und unter Dach und Fach Schutz zu suchen, gestattet die Milde und Gleichmäßigkeit des südlichen Klimas den ununterbrochenen Aufenthalt unter offenem Himmel. Und hier mag es denn der Schrecken der wilden Thiere, die damals zahlreicher und gewaltiger hauseten, vor allem gewesen sein, welcher die Menschen zwang sich eine Sicherheit zu suchen und zu schaffen.

Auf diesem Unterschied des Klimas und der geographischen Beschaffenheit beruht ein Unterschied in der Anlage der Wohnung, welche in der ganzen nachfolgenden Geschichte des Wohnhauses bis auf den heutigen Tag erkennbar bleibt, ja diese Geschichte recht eigentlich beherrscht und das leitende und wirkende Grundprinzip unter allen Veränderungen ist. Es ist auch der Grundgedanke, der diese Darstellung leitet.

Das Haus des Nordens entsteht als Hütte, d. h. als ein von vier Wänden umgebener, mit einem Dache gedeckter, völlig geschlossener Raum. Das Haus des Südens entsteht als offener Hof, d. h. als ein offener, ungedeckter, von einem Zaune oder vier Mauern umgebener Raum. An dem nordischen Hause geht die Veränderung unter dem einen, alles überspannenden Dache vor sich; bei dem südlichen Hause lehnt sich die ganze Entwicklung an die Innenseite der vier Mauern an, und zwar so, daß der offene Hof stets gewahrt bleibt und die Mitte und den Mittelpunkt des Hauses bildet. Er theilt das Licht an die verschiedenen, neu entstehenden Räume aus, während das nordische Haus sein Licht von außen her durch das Dach oder durch Fensteröffnungen erhält.

Man muß diesen Unterschied, diesen totalen Gegensatz des nordischen und des südlichen Hauses festhalten; er wird unter allen zahllosen Formen und Varianten des Wohnhauses, wie sie die wachsende Kultur, dann nationale Eigenthümlichkeiten, dann die wechselnden Epochen der Kunst hervorgerufen haben, den Gang der Entwicklung völlig klar machen.

Um einen kurzen Ausdruck der Bezeichnung zu haben, welcher die

charakteristische Weisheit beider in sich enthält, nenne ich das nordische Haus das Hallenhaus, weil es von der Halle als dem einen und einzigen geschlossenen Raume ausgeht, und das südliche Haus das Hofhaus, da es ja niemals den Hof, der seinen Ausgangspunkt bildet, als seine Mitte verliert.

Hofhaus und Hallenhaus, das sind also die Gegensätze von Süd und Nord, zwischen denen der Zug der Alpen die ursprüngliche Scheidung macht. Dem scheint nun zwar zu widersprechen, daß in italischen Grabstätten, wie gleicher Weise in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands Urnen gefunden worden sind (sogenannte Hausurnen), welche offenbar Wohnhäusern nachgebildet und als uralte Modelle derselben zu betrachten sind, d. h. viereckige mit einem Dache geschlossene Hütten, wie jene, von denen das nordische Hallenhaus seinen Anfang genommen hat. Ebenso lassen die Reste der Pfahlbauansiedelungen am Po in der sogenannten Terramare auf ähnliche Wohngebäude schließen. Nun wissen wir aber, daß diese Ansiedlungen in Nord-Italien Völkerschaften angehören, die vom Norden eingewandert sind, und daß ja auch die Rhäter und Etrusker aus den Alpen oder über die Alpen nach Italien kamen. Sie hatten also die geschlossene Hütte, wie sie sich in jener Aschenkiste darstellt, aus der nordischen Heimat mitgebracht, so daß sich statt eines Widerspruchs nur eine Bestätigung unserer Auffassung in ihnen findet. Daß Häuser oder Hütten dieser Art überhaupt in den Alpen und nordwärts derselben heimisch waren, erkennt man noch an ihren Resten bei den Pfahlbauten der Schweizer Seen und sieht man auf der Antoninssäule, wo die Dacier ihre kleinen viereckigen oder auch runden, mit Stroh gedeckten hölzernen Häuser anzünden.

Wie die südliche Cultur der nördlichen um Jahrtausende voranschreitet, so war auch das Hofhaus dem Hallenhaus in seiner Entwicklung um Jahrtausende vorangegangen. Theoretisch betrachtet ist der Gang in der Geschichte des Hofhauses der folgende. Die vier Mauern erhalten nach innen ringsum ein von vier Pfeilern oder Säulen gestütztes Dach, das sich nach innen senkt und einen viereckigen offenen Raum, also den Hof, in seiner Mitte frei läßt. Der gedeckte Umgang dient zum Schutze gegen den Sonnenbrand oder sonstige Unbilden des Wetters. In der Mitte des Hofes befindet sich der Herd, der bei fortschreitender Ausbildung des religiösen Bedürfnisses zugleich zum Altare wird und damit auch den Charakter der Heiligkeit annimmt. Er ist, wie local, so nun auch geistig der Mittelpunkt des Hauses, an dem sich die Familie versammelt und das Mahl einnimmt, auf dem das Haupt der Familie das heilige Feuer anzündet und den Göttern die Opfer darbringt.

Zu der Zeit aber, da sich die Cultur soweit erhoben hat, ist auch das Haus schon weiter in seinem Bau, in seiner inneren Gestaltung vorge schritten. Die Civilisation hat das Zartgefühl geweckt, das Bedürfnis der Intimität der Abgeschlossenheit hervorgerufen; die Cultur sonderte die Geschlechter, die Entstehung des staatlichen Lebens trennte den Herrn und den Diener, den Freien und den Slaven. So wurde der Raum unter dem Dache,

der viereckige Umgang durch innere Wände geschlossen und vom Hofe getrennt, doch so, daß das Dach nunmehr auf's Neue vortrat und einen neuen Umgang zwischen den neu entstandenen Gemächern und dem Hofe bildete. Das Hofhaus hatte in dieser Gestalt wiederum seinen ursprünglichen Charakter bewahrt. Der geschlossene Raum konnte durch Quermände in einzelne Gemächer getheilt werden, je nach Größe und Bedürfniß, von denen eines und das andere den Dienern oder Sklaven, ein anderes wieder der Familie zugetheilt wurde, ein drittes auch wohl den Kochherd aufnahm und einstweilen noch zum Speisen diente, während der Herd als Altar noch längere Zeit die Mitte behauptete. Ihr Licht erhielten diese Gemächer nicht von außen her, sondern vom Hofe durch die Thüren oder Fenster über denselben, welche auf den gedeckten Umgang hinaus sich öffneten. Fenster, die ins Freie gingen — nach der Straße hinaus, wenn man sich schon eine städtische Anlage denken will — erscheinen erst auf einer späteren Stufe der Entwicklung und sind und bleiben immer, wie heute noch im mohammedanischen Hause und Palaste, etwas Nebensächliches.

Das südliche Haus war also auf diesem Standpunkte ein von Gemächern und einem inneren Umgang geschlossener Hof mit seinem Heiligtum in der Mitte. Mit der Außenwelt hatte es keine weitere Beziehung als den Eingang und die Thüre. Da Gemächer rings den Raum umschlossen, so führte zwischen denselben ein Gang von der Thüre in den Umgang und in den Hof. Nun aber in dieser Gestalt vermochte das Haus der gewöhnlichen Familie zu genügen, nicht aber reicheren und vornehmeren Verhältnissen, zumal bei der eigenartigen Entwicklung, welche das häusliche wie das staatliche Leben im Orient annahm. Zum Theil war es die Abschließung der Frauen, welche eine Trennung, eine Abschließung ihrer Behausung von derjenigen der Männer verlangte, zum Theil die staatliche und politische Bedeutung des Mannes und seiner Stellung im Leben, welche ihn zwang, viele Leute in seinem Hause zu empfangen. Diesem letzterwähnten Bedürfniß hätte nun wohl die Vergrößerung der Dimensionen genügt, und sie trat auch ein. Dadurch verwandelte sich der Umgang, dessen sich herabsenkendes Dach bisher auf den vier Eckposten geruht hatte, in einen von Säulen getragenen Porticus, in ein Peristyl, wie er später im griechisch-römischen Hause genannt wurde. Diese Vergrößerung befriedigte aber nicht die verlangte Intimität für die Frau und die Familie. Sowie das Haus des vornehmen Mannes zugleich dem öffentlichen Leben zu dienen hatte, erhielt die Familie ihre eigene Behausung und zwar in ganz gleicher Gestalt, indem ein zweites Hofhaus hinter das erste gelegt wird, oder auch seitwärts, wenn etwa das in der Enge der Stadt gegebene Terrain oder die Beschaffenheit des Bodens solche Abweichung von der Regel verlangt. So entstand das Doppelhaus, das wir als die Grundlage des griechisch-römischen Hauses alsbald wieder erkennen werden.

Dem wachsenden Reichtum, der wachsenden politischen Bedeutung ver-

mochte aber auch diese Gestaltung nicht immer zu genügen. Der Herr wurde zum Fürsten, zum Herrscher; es sammelten sich die Slaven; die Dienerschaft wurde zum Hofstaat; es kamen die Beamten, die Klienten, das bewaffnete Gefolge, die Leibwache mit allen den zahllosen Bedürfnissen eines orientalischen Luxus. Alsdann erweiterte sich der Raum; aus dem Doppelhause wurde ein vielfaches Haus; ein Hof legte sich an den andern, ein jeder von Gemächern umgeben, bis das Gesammthaus, nunmehr der Palast, eine weite Bodenfläche bedeckte. Darin hatte jede bedeutende Persönlichkeit ihren eigenen Hof, der Herr den seinen, die Fürstin den ihren, desgleichen wohl die Söhne und Töchter, wenn sie herangewachsen waren und ihre eigene Dienerschaft erhielten, desgleichen der Hofhalt, die Leibwache u. s. w. Alle diese Hofhäuser hingen räumlich mit den Zwischenwänden aneinander, waren durch Gänge verbunden und bildeten so nur ein Ganzes, das sich an der Außenseite durch eine umgebende Mauer vielmehr abschloß, als daß sie durch eine glänzende, fensterreiche Façade sich ihr geöffnet hatte.

Hierbei ist noch Eines als wesentlich zu bemerken. Dieser ganze weite Palast breitet sich zur ebenen Erde aus, Hof legt sich an Hof mit seinen Baulichkeiten als Erdgeschosß. Das ist durchaus die Regel und die ursprüngliche und erste Gestaltung. Es ist, wenn nicht grade Ausnahme, doch im Gange der Entwicklung das Zweite, wenn sich ein zweites Stockwerk über das erste legt oder gar das Haus in einer Reihe von Geschossen emporsteigt. Es konnte die Enge des Raumes dazu zwingen, wie bei den theuren Preisen des Bodens in den Großstädten des Alterthums oder innerhalb der ummauerten Bergfeste, wo Ausdehnung über den Felsen hinaus unmöglich war. Es konnte auch wohl, so bei der Villa, das Bedürfnis nach freierer Luft oder die Lust der Fernsicht dazu veranlassen, daß einzelne Theile thurmartig emporgeführt wurden.

In dieser Weise ist, theoretisch erörtert, das südliche Haus, der südliche Palast zur Ausbildung des Princips, zur vollendeten Gestaltung gekommen. Wenn wir aber diesen Gang an den Monumenten oder den Ueberresten selber geschichtlich verfolgen wollen, so sind wir einerseits auf Combinationen angewiesen, andererseits stoßen wir auf Varianten, auf locale und nationale Veränderungen und Beugungen des Princips, auf individuelle Gestaltungen, in denen man jedoch das Grundprincip, wenn man einmal denselben Glauben schenkt, ohne Schwierigkeit wiedererkennt. Die leichten und ursprünglichen Bauten ältester Zeiten sind überall zu Grunde gegangen; über die Stätten einfacher Behausungen, welche uns zunächst den ersten Gang der Entwicklung hätten darstellen können, ist ungezählte Male die zerstörende Zeit langsam oder gewaltsam hinweggeschritten. Was geblieben, was der vernichtenden Gewalt der Jahrtausende entgangen ist, das sind die Riesenbauten, die dem Cultus errichtet waren, die Totenstätten, die Tempel der Götter. Gerade sie aber stehen in ihrer Art der bürgerlichen Behausung entgegen und scheinen in ihrem mächtigen,

völlig geschlossenen Bau unserer Theorie zu widersprechen; und doch werden auch sie für uns zeugen, wenn man über diese Schöpfungen einer vollendeten Kunst und einer hohen Cultur hinausgehn und ihre Geschichte bis auf den ersten Ursprung zurückverfolgen will.

So z. B. um mit den Monumenten der ältesten Cultur anzufangen, was kann in größerem Contrast mit unserem Hofhause stehen, als die Pyramiden mit ihren engen Gängen und winzigen Kammern in den colossalen Steinmassen? was steht ihm ferner als die schweren, lichtlosen, mit flacher Steindecke geschlossenen Tempelhallen, wie wir sie uns aus den Ruinenstätten von Karnak und Luxor reconstruiren? Und doch weisen die weiten mit Säulen umgebenen Vorhöfe, denen die Tempel nur zum Schlusse als Opferstätten oder Ausnahmeorte des höchsten Heiligthums dienten, darauf hin, daß auch die ganze gewaltige Tempelanlage der Aegypter, gleich der späteren muhamedanischen Moschee, von einem rings geschlossenen Säulenhofe ausgegangen ist, in dessen Hintergrund das Heiligthum seine Stellung erhielt.

Aber ganz anders als diese Tempel und Tempelanlagen waren die Wohnhäuser und Paläste der Aegypter. Ein hochcultivirtes, heiteres, lebenslustiges, den Freuden der Geselligkeit hingeebenedes Volk, erbauten sie sich in ihren Wohnsitzigen Stätten des Vergnügens und eines heiteren Lebensgenusses. In den fruchtbaren Niederungen des Nil, an den Ufern des Flusses, an den Canälen, welche überall die Ebene durchschnitten und die Felder bewässerten, erbauten sie sich Häuser, Villen und Paläste. Es sind freilich die Spuren desselben rings vernichtet; nicht einmal von den Grundmauern ist etwas übrig geblieben, aus dem wir auch nur den Grundriß uns aufzeichnen könnten. Aber die Bilder an den Wänden der Totenstätten geben uns Darstellungen genug, aus denen wir, die Kunstzeichensprache der Aegypter in die unsere übersetzend, uns die ägyptischen Wohnstätten, wie sie schon einige Jahrtausende vor Christo beschaffen waren, wieder erbauen können.

Darnach waren die reicheren Wohnsitzige und Paläste, wo sie Freiheit hatten sich auszubreiten, also auch dem Principe treu zu bleiben, regelmäßig Anlagen zur ebenen Erde. Ein viereckiges Gebäude von gleicher oder ähnlicher Gestalt lehnt sich an das andere, durch Gänge verbunden, die sich als Säulenhallen, den Hof umschließend, fortsetzen. Der Hof aber war bereits in den Garten verwandelt, dessen Mitte ein viereckiges Wasserbecken einnahm. Sykomoren und Platanen umstanden dasselbe in gleichmäßigen Abständen, der Lotus wiegte an schlanken Stengeln seine breiten Blätter und weißen Blüten auf der Wasserfläche, bunte Schiffelein lagen bereit zur Lustfahrt. Alles deutet an, daß die Civilisation, Jahrtausende bevor das nordische Hallenhaus seine Entwicklung begann, sich hier bereits eine Stätte der Ruhe, des Friedens, des heiteren Glückes geschaffen hatte. Das ursprüngliche einfache Hofhaus war zu einem complicirten und reich

geschmückten Gebäude des Luxus und der Kunst geworden, aber das alte Princip der Anlage ist vollkommen erhalten geblieben.

Ebenso findet es sich wieder ein Jahrtausend später im altgriechischen Königspalaste und wieder ein Jahrtausend später im griechisch-italienischen Wohnhause; ja so deutlich, daß gerade an den größeren und kleineren, den reicheren und ärmeren Häusern Pompejis sich der Gang der Geschichte nachweisen läßt.

Ueber den altgriechischen Königspalast der Heroenzeit ist viel Streit gewesen. Homer selbst giebt in der Odyssee keine Schilderung weder des Palastes von Ithaka, noch desjenigen des Königs Menelaos zu Sparta. Er deutet nur an und nennt die Theile, wie eben der Lauf der Begebenheiten, die er besingt, ihn zur Erwähnung des einen oder des anderen Theiles gelegentlich hinführt. Wo lag das Megaron, die Halle der Männer, in welcher die Freier sich aufhielten? wo der Vorhof, in welchem sie ihre Spiele hatten? wo und wie die Gemächer der Frauen, das Obergeschloß, aus welchem Penelope zu den Freiern herabstieg? wo die Waffen und Vorrathskammer und die Räume der dienenden und arbeitenden Mägde? wo das Eingangsthor und die verschiedenen Ausgänge? Unter all diesen bei Homer erwähnten Räumlichkeiten wird man sich unschwer zurecht finden, wenn man eine klare Vorstellung von dem Hofhause hat, und nur annimmt oder zugiebt, daß die Zeit den Grundplan weiter gebildet, auch wohl an ihm geändert hat, und auch das Bedürfniß der fürstlichen Familie und die Beschaffenheit des Locales Varianten an ihm hervorrufen konnten. Das Haus des Odysseus begann mit dem säulenumgebenen Hofe, dessen Vorderseite den hallengleichen Eingang bildete; in seiner offenen Mitte stand der Altar, und seine Rückseite bildete der Männersaal, und zwar an jener Stelle, wo das spätere griechisch-italische Haus das Tablinum zeigt. Hinter diesem lagen die Gemächer der Frauen, der herrschenden wie der dienenden, ohne Zweifel gleicherweise einen Hof umgebend, mit einem Obergeschloß, das der Königin speciell zur Wohnung diente. Es konnte auch sein, daß das Frauenhaus so zu sagen, der Complex ihrer Gemächer, zur Seite lag, wenn anders die Beschaffenheit des Bodens der Längenausdehnung widerstrebte.

Diese Annahme über die Anlage eines königlichen Palastes der griechischen Heroenzeit hat erst in allerjüngster Zeit die vollkommenste Bestätigung erhalten. In der Königsburg von Tyrus, welche Schliemann in diesen letzten Jahren vom Schutte der Jahrtausende freigemacht hat, liegt der Grundplan in völliger Klarheit vor uns. So sehr hier auch die Bodenbeschaffenheit dem Grundschema Zwang angethan hat, indem ein schmaler, sich abwärts senkender Felsen die Wohnräume alle, wie es scheint, auf dem höchsten Punkte, in der „Oberburg“, zusammendrängte, so ist es doch das alte Princip, welches die ganze Anlage beherrscht. Das Centrum ist wiederum der säulenumgebene Hof mit hallenartigen Propyläen als Eingang und dem Männersaal an

der entgegengesetzten Seite, mit einer Vorhalle angelehnt an den Säulengang. Der Hof hat einen Altar unter freiem Himmel, der Männeraal, dessen Dach sich auf vier Säulen stützt (gerade wie das Atrium des alten römischen Hauses) einen Herd in seiner Mitte. Ob das Dach sich darüber zog oder der Raum innerhalb der vier Säulen ein offener war, ist nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich ist das letztere, und nicht bloß aus der Analogie des späteren griechisch-römischen Hauses, sondern auch wegen der Stellung des Herdes, dessen Rauch sonst den ganzen Saal erfüllt hätte. Von hier aus erhielt auch der Saal sein Licht. Das Haus des Odysseus hatte einen Herd an gleicher Stelle, auf welchem die Freier der Penelope die Ochsen und Ziegen zu ihrem Schmause zurichteten und brieten.

Diesen, dem Leben der Männer gewidmeten Räumen liegt auf der Burg von Tiryns die Frauenwohnung zur Seite; der absteigende Fels verhinderte sie hinter jenen zu errichten. Ihre Anlage ist fast wie eine Wiederholung der Männerwohnung, nur in verkleinertem Maßstabe; es ist kein einzelnes Gemach, sondern eine Anlage: ein säulengeschmückter Vorhof, an den sich rückwärts ein Saal oder ein großes Zimmer mit einer Vorhalle anlehnt. Auch dieses Zimmer hat einen Herd in seiner Mitte, nur ist es ohne Säulen. Wie es gedeckt war, wie es sein Licht erhielt, ob durch die Thüre allein, ist heute nicht mehr zu bestimmen. Rings um den Männer- und den Frauensaal liegen noch eine große Anzahl anderer Gemächer, Badezimmer, Schlafzimmer, Corridore, selbst noch ein dritter Hof, das Ganze ziemlich unregelmäßig, wohl nach und nach aus dem Bedürfniß entstanden und dem verfügbaren Raume angepaßt. Unter all diesem Nebeneinander aber ist das Grundprincip der Anlage klar erkennbar. Es bleibt auch dem geschichtlichen Hause der Griechen wie der Römer.

Ueber die Anlage des griechischen wie des römischen Hauses in geschichtlicher Zeit nämlich herrscht kaum ein Zweifel. Außer den Beschreibungen der Alten, z. B. bei Vitruv, giebt es ja die aufgegrabenen Städte Unteritaliens, Pompeji zumal, und so viele Häuser und Paläste und Villen, deren Ueberreste in Rom wie im ganzen römischen Reiche wieder an das Licht gebracht worden sind. Danach ist der Grundplan des griechischen wie des römischen Hauses in seinen allgemeinen Zügen ein und derselbe. Zwar giebt es Verschiedenheiten, über welche auch wohl noch Streit unter den Gelehrten obwaltet; aber sie sind für das Ziel, das in dieser Untersuchung verfolgt wird, unwesentlich und bedeutungslos.

Wie der Palaß auf der Königsburg der Heroenzeit zerfällt auch das griechisch-römische Haus in zwei Theile, in eine Männerwohnung und in eine Frauenwohnung; oder anders ausgedrückt, in einen Theil, welcher dem Leben und Treiben der Männer, und in einen zweiten Theil, welcher dem Leben der Familie, den Frauen und Kindern, auch wohl der häuslichen Geselligkeit gewidmet war. In der Regel, wenn nicht der gegebene Raum

es anders verlangte, lag die Frauenwohnung hinter derjenigen der Männer. Auf kleinem Raume, in kleinen Verhältnissen mochte auch die Frauenwohnung ein Obergeschloß einnehmen und in dürftiger Lage ganz hinwegfallen. Wir halten uns indeß, der gestellten Aufgabe entsprechend, nur an die Regel.

Also das Haus zerfällt in zwei Theile, welche einer hinter dem anderen liegen; und diese Theile folgen der gleichen Anlage, und diese Anlage ist genau so, wie wir sie in der theoretischen Erörterung aus dem geschlossenen Hofe haben entstehen lassen. In der Mitte ist der offene, vierseitige Raum, der nach allen vier Seiten hin in den gedeckten Umgang und in die diesen wieder umgebenden Räume sein Licht hin verbreiten muß. Fenster nach außen sind wie Ausnahmen; alle Thüren und lichtgebenden Oeffnungen führen auf den Umgang. Das Dach des Umgangs ist ursprünglich auf die vier Pfosten in den Ecken gestützt gewesen; aus den vier Pfosten sind Säulen geworden in kleinerer oder größerer Zahl bis zu dreißig und vierzig, und der kleine Umgang ist zu einem wahren Säulengange, einem Peristyl, herangewachsen. Der Herd in der Mitte, der ursprünglich Herd und Altar zugleich war und mit seinem Rauche Säulen, Wände und Decken schwärzte und so dem Hof zu seiner Bezeichnung als Atrium, d. i. schwarzer Raum (von ater schwarz) verholfen hat, dieser Herd hat seinen Platz verlassen müssen. Das Haus hat nunmehr am Ende der Frauenwohnung oder hinter derselben eine Küche erhalten. Mit dem Herde sind auch die Heiligthümer, die Bilder der Penaten gewandert, welche sonst am Herde als dem Altare ihren Platz hatten. Für sie und andere Heiligthümer und Erinnerungen des Hauses ist ein eigenes Gemach bestimmt worden, das Tablinum, gerade die Mitte des Hauses, jenes Gemach, welches zwischen dem vorderen und hinteren Theile des Hauses liegt und nach beiden Seiten offen (wenn nicht durch Vorhänge geschlossen), auch nach beiden Seiten einen Einblick durch das Haus gestattet. Wie der Herd das Atrium verlassen hat, ist seine Stelle, d. h. der innere offene Raum zwischen den Pfosten oder Säulen, zu einem Hausgarten geworden; er hat ein Wasserbecken und einen Brunnen erhalten, ist mit Rasen und Blumen und Gesträuchern umgeben worden und die Kunst hat ihn auch wohl mit Statuen geschmückt. Und wie in dieser Weise das Atrium verwandelt worden, so ist es auch dem zweiten Theile des Hauses, dem Peristyl oder Cavadium, geschehen, oftmals noch in reicheren Maße. Denn wie bei fortschreitender Ausbildung des bürgerlichen und staatlichen Lebens das Atrium für den Herrn zum Verkehr mit der Außenwelt dienen mußte, so wurde das Cavadium die Stätte einer Geselligkeit, von welcher die Frauen nicht ausgeschlossen waren. So war ein gewisses System auch in der Art der Bewohnung des Hauses. Zuerst in den nach der Straße zu gelegenen, aber nach innen auf das Atrium sich öffnenden Gemächern lag die Wohnung der wartenden und dienenden Sklaven. Zwischen diesen Gemächern hindurch führte vom Vestibul ein Gang geradeaus in das

Atrium. Dann rechts und links lagen die Räume, welche dem Herrn und seinem Verkehr mit der Außenwelt gewidmet waren. Dann folgte gegenüber dem Eingang das Tablinum mit einem Gange (fauces) zur Seite, welcher beide Theile des Hauses, Atrium und Cavadium, mit einander verband. Im Cavadium nun lag die Wohnung der Frau, die Familienzimmer, das oder die Speisezimmer, das Gesellschaftszimmer, die Credra, unser Salon, und hinter dem Cavadium endlich, auch wohl noch dazu gehörend, die Küche und die Wirthschaftsräume und etwa noch ein kleiner Garten.

Dergestalt zeigt die ganze Anlage des griechisch-römischen Hauses die logische Consequenz des Princip's, die vollendete Durchbildung des Hofhauses. Locale Schwierigkeiten, die Enge und Unregelmäßigkeit des verfügbaren Raumes, die Dürftigkeit und Unzulänglichkeit des Vermögens, konnten Aenderungen in der Anlage hervorrufen, wie man das häufig genug in Pompeji sieht; aber nirgends verleugnet sich das Princip. Selbst in Rom, wo die Enge und der theure Preis des Bodens die Miethhäuser (insulae) bis zu zehn Stockwerken hinauftrieb und diese in Einzelwohnungen zerlegte, bleibt das Princip insofern gewahrt, als auch sie um einen Hof herum angelegt sind. Die Insula ist immer noch ein Hofhaus, wenn auch für viele, meist ärmere Familien bestimmt. Wo aber Freiheit war, im Palast, auf dem Lande in der Villa, in der Luxusvilla, so groß und phantastisch sie sein mochte, da legt sich Hofhaus an Hofhaus zu einem Ganzen zusammen und umschließt Garten und Brunnen und Teiche. Auch die Villa rustica, der Meierhof, so sehr er praktischer Verwendung dient, bewahrt das Princip: die vierseitige Anlage um einen Hof herum.

Wie anders nun, wie völlig im Gegensatz hierzu das nordische Haus, das Hallenhaus, in seiner ursprünglichen Form und in seiner Entwicklung! Wenn ich sage: das nordische Haus, so meine ich damit nicht allein das skandinavische Haus, sondern ich nehme den Norden im weiteren Sinne als Gegensatz gegen den Süden; und wenn ich es das Hallenhaus nenne, so geschieht es, weil es in seiner ursprünglichen Gestalt eine einzige Halle bildete und weil es in dieser Gestalt schon in alter Zeit so genannt wurde. Halle (halla oder sal, was dasselbe bedeutet) ist so alt wie das Haus selbst, und das Wort ist bis auf unseren Tag, wenn auch in veränderter Anwendung, bedeutung geblieben. Die Geschichte der Halle ist die Geschichte des Hauses im Norden.

Das nordische Haus beginnt also als ein einziger durch Zwischenwände nicht abgetheilter Raum, der mit einem Dache von Stroh oder Baumrinde überdeckt ist. Wie es in der Natur der Sache liegt, ist der Raum viereckig. Daß dieses ursprüngliche Haus manchmal aber auch runde Gestalt gehabt hat, wird sowohl durch die in Grabstätten gefundenen Hausurnen wie auch durch die Darstellungen auf der Antoninsäule erwiesen; für die weitere Entwicklung hat die runde Form keine Bedeutung. Inmitten

dieses Hauses stand ein Herd, dessen Rauch durch Thür und Dach seinen Ausgang nahm. Es giebt heute noch Wohnstätten, wo es nicht anders ist.

Aus dieser Urform nun geht nun im Laufe der Geschichte die ganze vielgestaltige Menge der Haus- und Palastformen des Nordens hervor, und zwar so, daß alle auch noch so mannigfache und verschiedenartige Gliederung unter einem gemeinsamen Dache erfolgt und alle nunmehr neu geschaffenen Gemächer ihr Licht von außen her durch die Fenster, und nicht von einem rings umschlossenen Hofe erhalten. Das ist, wie schon angegeben, der wesentliche Unterschied vom antiken südlichen Hofhause. Das nördliche Haus steigt empor mit seinem spitzen Giebelbache und hat das Bestreben, alles unter diesem Dache zu sammeln und zu vereinen. Bei dem Hofhause dagegen fällt das Dach rings nach innen ab, und jeder neue Theil, den das wachsende Culturbedürfniß schafft, lagert sich neben den anderen. Es ist ein größerer formeller Gegensatz in Anlage und Bau kaum denkbar.

Den ersten Gang der Entwicklung beim nördlichen Hause an den Monumenten, d. h. an erhaltenen Wohngebäuden jener frühen Zeit nachzuweisen, ist noch viel schwieriger als bei dem südlichen Hause, obmohl die Entwicklung erst um Jahrtausende später beginnt. Wir müssen schon die schriftlichen Quellen, die Sagen und Erzählungen des Nordens zu Hülfe nehmen, und uns nach heutigen Wohnstätten umsehen, welche alte und ursprüngliche Typen erhalten zu haben scheinen. Solche finden wir nicht mehr in der ganzen Mitte Deutschlands, wo die freie Theilung und Zersplitterung des Grundbesitzes kleinliche Verhältnisse und darum auch leichte Veränderlichkeit herbeigeführt hat; wohl aber im deutschen Norden, an den Küsten der Nord- und Ostsee und weiter hinaus. Und insbesondere sind es zwei Arten des nördlichen Hauses, das niedersächsische Bauernhaus und die Stube der nordischen Helden, wie sie in den Sagen und Liedern geschildert werden, welche, einander nahe verwandt, das Hallenhaus in ausgebildeter und doch ursprünglicher Gestalt erkennen lassen. Ihre Schilderung wird den Gegensatz zum südlichen Hofhause klar machen.

Wir haben gesagt, daß das Hallenhaus das Bestreben hatte Alles unter einem und demselben Dache zu vereinen, was zum Hause gehörte; alles Lebende und Alles, was die Ernte brachte. Und so war es auch von Anfang an. Andererseits hat aber die Cultur das Bestreben auszuscheiden, was widerstrebt, und alsdann erst, nachdem das Ungehörige ausgeschieden, in der Ausbildung des Hauses weiter zu gehen. Auf jener Stufe vor der Ausscheidung ist das niedersächsische Haus in der Hauptsache stehen geblieben, indem es Pferde und Kühe und die ganze Frucht des Feldes in sich aufnimmt, während es heute einen Abschnitt des Raumes bereits in Wohngemächer eintheilt. Das nordische Herrenhaus hingegen hat die Ausscheidung vollzogen, zu jener Zeit aber, das ist etwa im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, die Abtheilung in Gemächer noch nicht durchgeführt.

Das niedersächsische Bauernhaus, der Sitz höchst wohlhabender, ihres Reichthums wohl bewußter Leute (ich schildere aus eigener Anschauung in treuer Erinnerung aus der Jugendzeit), stellt sich von außen dar als ein mächtiges, längliches Viereck mit sehr niedrigen Seitenwänden und gewaltigem, hohem, strohgedecktem Satteldache. In einem Hofe gelegen, der gewöhnlich noch Nebengebäude enthält, kehrt es seine schmale Giebelseite der Straße zu. Auf dieser vorderen Giebelseite befindet sich ein Thor, so groß und breit, daß der kornbeladene Leiterwagen auf die Tenne hineinfahren kann, um seine Last direct unter das Dach abladen zu lassen. Der weite Raum nun, den die Halle bildet, birgt die Menschen und das Vieh, letzteres wohl abgetheilt, wenn nicht mit Wänden, so doch mit Pfosten, Pfeilern und Brüstung. Zwei Reihen Pfeiler, die als Stützen des Dachbodens dienen, ziehen sich etwa zwei Drittel oder auch mehr des Raumes hinab und bilden so gewissermaßen drei Schiffe, von denen das Mittelschiff eben die breite Tenne ist, die zwei Seitenschiffe aber, kleine Gellasse für die dienenden Knechte und Mägde übrig lassend, zur einen Seite von den Pferden, zur anderen von den Ochsen und Kühen eingenommen werden. Das letzte Drittheil, also die hintere Giebelseite, ist heute durch eine Wand von der Tenne getrennt und in wenige Wohngemächer abgetheilt. Vor dieser trennenden Wand aber nach der Tenne zu befindet sich offen stehend der Herd mit dem Sitz der Hausfrau, welche somit das ganze Haus mit seinem ganzen Inhalt von ihrem ständigen Platze aus übersieht.

Diese Gemächer an der hinteren Giebelseite sind offenbar eine Zuthat späterer Civilisation, hervorgerufen durch das Bedürfniß, erst die Herrschaft von den Dienenden, dann das Schlafgemach vom Wohnzimmer abzutrennen. Ursprünglich war dieser letzte Raum der Aufenthalt der Frau und der Kinder, so offen wie die Tenne und alles Uebrige. Der Herd mit dem Sitze der Frau daneben befand sich ganz am Schluß. Sein offenes Feuer entzündete den Rauch durch die ganze Halle. Der Rauch schwärzte die Balken und mußte sich seinen Weg durch das Dach, durch das große Thor oder die schmalen Seitenthüren suchen, die sich heute noch rechts und links vom Herde befinden. Und diese frühere Anlage ohne Gemächer, auf welche uns die Logik hinführt, wird in der That noch heute durch Häuser bestätigt, welche ihr genau folgen. Die erste Stufe ist damit angedeutet, die Halle hat ihre erste innere, aber noch überall offene Eintheilung erhalten. Sie scheidet die Thiere von den Menschen, weist jenen die bestimmten festen Staubplätze an, scheidet sie aber von der Tenne, von der aus sie gefüttert werden, durch einen Brüstungsbalken.

Diese Trennung, die Ausscheidung der Thiere, hat das Hallenhaus der nordischen Helten in der ältesten Zeit, von welcher unsere Nachrichten zu melden wissen, bereits vollzogen. Die Stallungen sind vollständig vom Wohngebäude getrennt. Ja mehr noch: selbst die Schlafstätte, die Wohnung der Frauen, ist abgetrennt; desgleichen das Backhaus, die Küche, ja jede

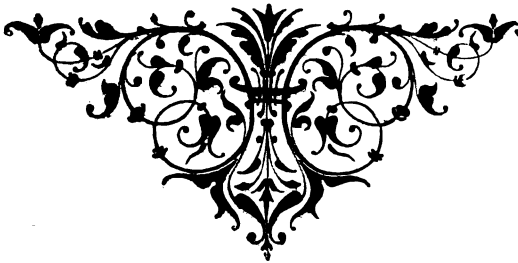
Berrihtung, die einen eigenen Raum erfordert, hat auch, nicht ein eigenes Gemach, aber ein eigenes Haus erhalten, innerhalb dessen keine weitere Scheidung statt findet. Im Schlafhause schläft Alles in einem und demselben Gemach, Herrschaft wie Dienerschaft, Männer wie Frauen. So ist die Ansiedlung eines nordischen Fürsten oder vornehmen und reichen Mannes ein Hause einzelner, von einem Wall oder Zaun umschlossener Gebäude, welche alle von der Halle oder dem Hallenhause in ihrer Mitte überragt werden.

So ist das Hallenhaus, der Tagesaufenthalt der Männer wie auch der Frauen, nicht bloß an Größe und Ausstattung das bedeutendste Gebäude in der ganzen Anlage, sondern auch insofern, als es die geschichtliche Bestimmung hat und auch vollzieht, alle die abgetrennten und doch zu ihm gehörigen Theile, mit Ausnahme der Ställe und der Scheunen, wieder unter seinem mächtigen Dache zu vereinen.

Dieses Dach überspannt ein großes längliches Viereck, grade wie es bei dem niedersächsischen oder altjächsischen Bauernhause der Fall ist; nur daß der Eingang oder vielmehr die zwei Eingänge, welche einander gegenüber liegen, mit Vorhallen versehen sind. Sie dienen als Vorrathsräume für den Heizbedarf, aber auch sicherlich als Schutz, um die kalte Luft des Winters nicht unmittelbar in die Halle eindringen zu lassen. Die Halle ist, gleich dem Bauernhause, durch Holzpfeiler dreischiffig getheilt; von den Pfeilern ragen zwei, welche den Hochsitz in ihrer Mitte haben, mit ihren Köpfen reich geschnitzt hoch über das Dach empor. Diese Eintheilung ist offenbar der Ueberrest aus jener Zeit, da Pferde und Kühe noch ihren Stand in den Seitenschiffen hatten. Das breite Mittelschiff, die Tenne, die Diele oder Flur, im Norden auch der „Golf“ genannt, ist als Aufenthalt der Männer eingerichtet. Rechts und links ziehen sich der Länge nach Bänke hin, in deren Mitte sich einerseits der Hochsitz des Herrn, gegenüber ein zweiter Ehrensitz befindet. In der Mitte bietet sich Raum genug zu einem oder mehreren offenen Feuern aus großen Scheitern, welche die Halle erwärmen und zugleich beleuchten. Der Fensteröffnungen sind noch wenige, wenn überhaupt vorhanden; der Rauch entweicht durch eine Luke im Dachfirst, die durch einen Schieber geschlossen werden kann, oder durch die Thüren. Wo es Fensteröffnungen gab, hatten sie Läden zum Schließen, so daß zur Winterszeit große Dunkelheit in der Halle herrschte. Quertüber, dort wo im altjächsischen Bauernhause der Herd mit dem Sitze der Frau und heute die Abtheilung der kleinen Gemächer sich befindet, war der Aufenthalt der Frauen, eine etwas erhöhte, mit einem Gitter abgetrennte Bühne. Hier arbeiteten auch die dienenden Mägde, spannen und webten. So waren die Frauen gegenwärtig bei den Gelagen und Geschäften und Gesprächen der Männer und doch getrennt von ihnen. Es entsprach also auch dieser Raum, wenn auch bereits mit einer gewissen Kunst zu seiner Bestimmung hergerichtet, dem altjächsischen Bauernhause. Doch nicht dieser

ist es, welcher in der Weiterentwicklung des Hallenhauses die zerstreuten Glieder wieder sammelt und in sich aufnimmt; sondern, wie es scheint, vor allem die von dem Hausvieh verlassenen Seitenschiffe, welche, sowie bei wachsender Civilisation das Bedürfnis nach besonderen und doch verbundenen Gemächern sich zeigte, zu Zimmern eingerichtet wurden. Diese Zimmer erhielten alsdann auch ihr Licht von außen her durch Fensteröffnungen.

Mit diesem Schritte beginnt dann erst das moderne Wohnhaus; zugleich aber auch die Vielgestaltigkeit seiner inneren Eintheilung, bei der es schwer, oft sehr schwer wird den Weg rückwärts von der gegenwärtigen Mannigfaltigkeit zum einfachen Grundprincip zu gehen und die einzelnen Stufen und Stationen zu erkennen. Aus Mangel an älteren Monumenten der Privatarchitektur, aus Mangel der schriftlichen Quellen oder aus Mangel ihrer ausreichenden Benützung durch die heutige Wissenschaft fehlt uns das Material, um diese Zwischenstufen alle und überall aufdecken zu können.





Der falsche Czar Peter III.

Eine Episode aus der Geschichte Montenegros.

Von

Moriz Hoernes.

— Wien. —



Kürzlich sahen wir ein Bild des Fürsten Nikolaus von Montenegro, welches — offenbar aus jüngster Zeit stammend — uns fast wehmüthig berührt hat. Noch trägt der „erste Ritter der Schwarzen Berge“ die angestammte bunte Nationaltracht, an der sein Volk und er selbst so unverbrüchlich festhält, wie am cyrillischen Alphabet, der orthodoxen Kirche und — den russischen Sympathien; aber das goldgestickte cylindrische Barett steht ihm mehr zu Gesichte, wie das Haustüppchen eines guten Familienvaters. Haar und Bart sind ergraut; das Antlitz, in dem früher die Nase und die Backenknochen so energisch vorsprangen, ist voll und fett geworden, und selbst die früher so heldenmäßig dreinblickenden Augen schauen jetzt gutmüthig und behäbig, wie es am Ende natürlich ist, wenn man zehn Jahre in Frieden gelebt hat und inzwischen Großvater geworden ist. Gern möchte man in dieser Veränderung, welche allerdings den romantischen Hauch jener Fürstengestalt zerstört hat, aber dafür eine sehr gesunde und angenehme Wirklichkeit zu bezeugen scheint, ein Symbol des Umschwungs erblicken, den Montenegro früher oder später durchzumachen hat, ja, in den es vielleicht schon eingetreten ist. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist dieses Land schon seit Jahrzehnten auf dem Wege, die Ausnahmestellung aufzugeben, die es bisher in der Reihe der europäischen Staatengebilde eingenommen hat und noch heute einnimmt.

Montenegro gewährt uns ein interessantes lebendes Beispiel jener alterthümlichen Culturen, welche durch die ungebrochene Herrschaft der Naturgewalt über den Menschenggeist gekennzeichnet sind. Lebensgewohn-

heiten und Volksanschauungen stehen hier noch ganz unter dem übermächtigen Einfluß, welchen die Beschaffenheit des Bodens, des Klimas und der allgemeinen Naturerscheinung, theils fördernd, theils schädigend, stets aber beschränkend auf die Bewohner ausüben. Die durchgehende Dürftigkeit des Bodens verhinderte von Anbeginn die rasche Erwerbung und somit die ungleiche Vertheilung von Wohlstand. Dies ist eine Hauptquelle des stolzen Selbstbewußtseins, welches den hervorstechendsten Charakterzug der Bevölkerung Montenegros bildet. Auch zwang diese Kargheit das Volk in früherer Zeit seinen Unterhalt vorwiegend in Fleischnahrung, und zwar in stetigen Beutezügen auf Kosten anderer, zu suchen. Daher jener mit Grausamkeit und Edelmuth gepaarte kriegerische Geist, der die Bewohner auszeichnet, und der durch die Natur ihrer schwer zugänglichen Wohnsitze wesentlich unterjügt wurde. Minder allbekannt ist der Ruhm Montenegros und der angrenzenden halbfreien Gebiete als der Heimstätten jener fesselnden und oft hinreißenden Volkspoesie, welche Luk Stephanović Karadžić (von montenegrinischer Abstammung) und seine Uebersetzer auch unter uns verbreitet haben. Diese eigenthümlich-archaische, vielfach an Homer erinnernde Epik*) wurzelt nicht nur in den wirklichen Heldenthaten des Volkes, das dem Sänger allerdings ein uner schöpfliches Füllhorn von Stoffen in den Schooß geschüttet hat, sondern ebenfalls wieder direct in der Natur des Ländchens, in dem gefährlichen und rauhen, an erhabenen und schauerlichen Scenerien, wie an gewaltigen und verheerenden Erscheinungen (Schneestürme, Karstphänomene) reichen Charakter desselben, welcher die Mächte der Phantasie in der Brust des Volkes frühzeitig geweckt und — vielleicht auf Kosten der logischen Functionen — unaufhörlich genährt hat.

Dies genüge, um an die Hauptzüge des montenegrinischen Stammescharakters zu erinnern, bevor wir uns einer tragikomischen Episode zuwenden, welche dieselben schlagend illustriert, und die sich vor etwas mehr als hundert Jahren abgespielt hat.

Die Geschichte Montenegros ist höchst ruhmvoll, aber auch höchst eintönig. Sie ist fast auf jedem Blatte voll von Türkenkämpfen, kleinen Fehden und großen Kriegen, die manchmal von einem vorübergehenden Erfolge der osmanischen Waffen gekrönt, meist aber von einem erheblichen Verlust der Sultankrieger und einer ebenso namhaften Steigerung des Selbstgefühls ihrer christlichen Gegner begleitet sind. Interessanter, als die Aufzählung dieser durch ihre Anzahl ebenso erstaunlichen, als durch ihre Gleichförmigkeit ermüdenden Waffenthaten, sind die Beziehungen des kleinen Landes zu den auswärtigen

*) Eine ausgepönnene Vergleichung der homerischen Griechen und der Montenegriner, welche die dreifache Ähnlichkeit des täglichen Lebens, des Heldenthums und der Volkspoesie mit lebendiger Wärme ins Auge faßt, s. bei Stohl, Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro I. S. 300 ff. Heute, wo wir die materielle Cultur der homerischen Griechen um Vieles genauer kennen (s. Helbig, das hom. Epos aus Denkmälern erläutert), dürfte die Parallele noch erheblich zutreffender ausfallen.

christlichen Mächten, seine Reibungen mit der venetianischen Republik, mit Oesterreich und Frankreich, und seine fanatische Hingabe an die Sache Rußlands. Ohne Zweifel hat die räumliche Entfernung der russischen Grenzen diese kindliche Sympathie nicht minder begünstigt, als die große und gefährliche Nähe der venetianischen, später vorübergehend der französischen und endlich der österreichischen Grenzen für die Antipathie der Montenegriner gegen diese Mächte entscheidend gewesen ist. Hier ist wieder die Hinneigung der Montenegriner zum Phantastischen, die Stärke ihrer Einbildungskraft im Spiele. Diese beschäftigt sich am liebsten mit dem Entlegenen, Unbekannten; zu diesem fühlt sie sich hingezogen, dabei verweilt sie am liebsten. Auch in dieser Hinsicht war also Rußland geeignet, den großen Freund und Beschützer des wehrhaften kleinen Ländchens abzugeben*).

Vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurde Montenegro theokratisch regiert.

Die Identität der geistlichen mit der weltlichen Macht war die natürliche Folge des rastlosen Kampfes, welche die Montenegriner nicht nur um ihr Land, sondern auch um ihren Glauben gegen den türkischen Erbfeind geführt haben. Der Vladika (Bischof) erscheint als der natürliche Führer der Christen in diesem Glaubenskampfe, welcher manche Aehnlichkeit mit dem von den Spaniern gegen die Saracenen geführten Vernichtungskriege aufweist.

Auch hier finden wir, wie in den Bergen Asturiens, bei den bedrängten Christen die höchste Neigung zu abergläubischen Vorstellungen und aller Art wunderbaren Auslegungen. Wohl das crasseste Beispiel dieser frommen Leichtgläubigkeit bildet das Auftreten und die Herrschaft des falschen Czaren Peters III. in Montenegro.

Im Jahre 1766 starb der Vladika Basilje Petrović Njegus zu St. Petersburg, wohin er gereist war, um Katharina II. zur Thronbesteigung zu beglückwünschen und von ihr die Investitur zu erhalten.

Wir besitzen noch den Ukas, welchen die Kaiserin aus diesem Anlasse an die Christen der westlichen Balkanländer erließ und worin sie „die edlen und ehrfamen Herren der serbischen Gebiete in Macedonien, Albanien, Montenegro und der Meeresküste, die Gouverneure, Wojwoden, Fürsten, Hauptleute, sowie die übrigen geistlichen und weltlichen Vorsteher des montenegrinischen Volkes“ abermals ihres selbstherrlichen Wohlwollens versichert und mit neuen Gnaden überhäuft. Wir erfahren aus diesem Ukas, daß die Jahressubvention Rußlands an den Vladika damals nur 500 Rubel

*) Durch diese und ähnliche Betrachtungen widerlegen sich wohl die oberflächlichen Urtheile eines Schwägers wie Gustav Rasch, der da meint, daß Oesterreich, wenn es den südslavischen Stämmen gegenüber eine andere Politik befolgt hätte, „alle die Sympathien besitzen könnte, welche sich jetzt Rußland zugewendet haben.“ (Rasch, die Türken in Europa, II. S. 258 f.)

betrug; außerdem wanderte jedoch ab und zu ein Bildniß des Selbstherrschers aller Reußen, garnirt mit tausend Dukaten „für das Volk“, Brillantenkronen, kostbare Christusbilder, Meshgewänder und dergleichen für die Geistlichkeit, nach Montenegro. Dagegen wurde von beiden vorausgesetzt, daß sie sich der fortwährend bewiesenen kaiserlichen Milbthätigkeit aus allen Kräften würdig erzeigen und zum Dienste Rußlands mit schuldiger Treue und Opferwilligkeit für alle Fälle bereit halten würden.

Unter diesen Umständen erschien 1767 zuerst im venetianischen Küstenlande, dann in Montenegro ein Mann, der nach seiner Körpergestalt Stephan der Kleine (mali) genannt wurde, und über dessen Herkunft Dunkel gebreitet war. Später vermuthete man in ihm einen österreichischen Deserteur aus der croatischen Lika. Er war ungefähr 30 Jahre alt, wohlgebaut und hübsch, von brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzem Haare und Backenbart. Seine Bildung war sehr gering; wenn er wirklich lesen und schreiben konnte, wußte er das wenigstens gut zu verheimlichen.

Bosnien schien er zu kennen; das Serbische sprach er nach Art der Likaner und Norddalmatiner, welches die Bewohner Süddalmatiens von ihrer Mundart genau zu unterscheiden wissen. Im Reiten zeigte er gute Fertigkeit, außerdem stete Aufgelegttheit zu Spiel und Scherz und große Vorliebe für Wein und Branntwein. Politische oder Gesetzeskenntniß konnte man nicht an ihm bemerken.

Anfangs diente er als Knecht im Hause eines gewissen Buk Marković zu Crndani, Gemeinde Maina, bei Budua und zog nebenbei als Kurpfuscher auf den Märkten des Küstenlands umher. Plötzlich eröffnete er seinem Herrn das große Geheimniß: er sei der russische Kaiser Peter III.!

Die Geschichtschreiber Montenegros lassen es unentschieden, ob diese Idee seinem eigenen Kopfe entsprang oder eine Eingebung der auf den russischen Einfluß eifersüchtigen Venetianer war. Der Erfolg war vollständig. Zunächst erfüllte die Enthüllung den biedereren Buk Marković mit der größten Ehrfurcht vor seinem Diener; aber noch blieb die Sache ein Geheimniß. Als jedoch Buk einmal bei einem Hochzeitsmahle zu Njeguši in Montenegro den kleinen Stephan das Glas zum Munde führen sah, überwältigte ihn der Respekt: er erhob sich und küßte die Mütze. Die Montenegriner lachten über den Spas und riefen ihm zu: warum giebst du deinem Diener kein Staatskleid, wenn du ihn so hoch verehrst, warum giebst du ihm keine Waffen? Häng' ihm wenigstens einen Stecken an, wenn du keinen Säbel hast" u. dgl. Allein so kam es doch auf, daß der Kaiser von Rußland im Küstengebiet weile, und bald fand das Märchen allgemeinen Glauben. Die Hochstefen, Volk und Signori, strömten herbei ihn zu begrüßen und ihm zu huldigen, aus Ragusa, der Herzegovina und Bosnien kamen Schaaren begeisterter Anhänger; die Rući, Piperi, Bjelopavlići und andere Geschlechtsverbände des vergrößerten Montenegro von heute warfen das Türkenjoch ab und erklärten sich für den „Czaren“.

In Montenegro, wohin sich dieser alsbald begab, wurde er mit Jubel aufgenommen und fast ohne Widerrede als Gospodar anerkannt. Er erzählte die wunderbare Geschichte seiner Rettung aus dem Gefängniß, wohin ihn sein treuloses Weib Katharina II. verstoßen hätte, und erregte damit den unbegrenzten Enthusiasmus der loyalen Bevölkerung.

Der serbische Patriarch von Zpet, welcher früher die Einweihung der Fürstbischöfe von Montenegro vornahm, sandte ihm ein schönes Pferd zum Geschenke und mußte, als dies im Türkenlande ruckbar wurde, selbst nach Montenegro flüchten. *) In Risano an der Bocche kam es sogar zu einem Gefechte zwischen den Einwohnern und venetianischen Truppen.

Einer der Vornehmen dieser Stadt, Peter Djaja, der früher selbst in Rußland gewesen, sandte dem falschen Czaren Waffen und Kleider, um deren huldvolle Annahme er brieflich bat. Diese Kundgebung erschien den Venetianern bedenklich, und da die Hauptleute von Risano ihren Vorstellungen kein Gehör schenkten und auf wiederholte Vorladungen nicht erschienen, sandte man Soldaten, welche aber von der wehrhaften Jugend, — „den Kindern“, wie sich die Gemeinde später mit südslavischer Schlaueit entschuldigte — aus der Stadt hinausgeschlagen wurden. Man verzieh den Risanoten nachmals gegen das Versprechen, sich mit gleichem Eifer für den Dogen zu schlagen.

Dhnmächtig gegen den kühnen Abenteuerer, überdies alt und unfähig, zog sich der Vladika Sava unter Protest in das Kloster Stanjevići zurück; auch sein von ihm als Nachfolger bezeichneter Schweftersohn Arsenije Plamenac aus Crmnica gelangte nicht zur factischen Herrschaft und starb nach drei Jahren im Kloster Brčela. Auch Stephan — da es nun einmal ein Geistlicher sein mußte, der als „schwarzer Mönch“ das Land beherrschte — schlug seine Residenz in einem Kloster zu Crmnica auf. Die Bewegung zu seinen Gunsten schien Sultan Mustapha III. im Hinblick auf Bosnien und die Herzegovina so gefährlich, daß er die Paschas von Bosnien, Albanien und Rumelien beorderte, Montenegro von drei Seiten anzugreifen, während die Venetianer im Küstenlande von Spica bis Grahovo einen Grenzcordon zogen, um den in früheren Kriegen massenhaft erfolgten Uebertritt flüchtiger Montenegriner zu verhindern; gleichzeitig verboten sie ihren Unterthanen bei Todesstrafe, den Montenegrinern

*) Der serbische Dichter und Geschichtsschreiber Montenegros, M. Andrić, schreibt die Flucht des Patriarchen Basilje Ivanović Vrčić griechischen Männen zu. Als der in Cypern verbannt gewesene Patriarch nach Hause entlassen wurde, bedeutete man ihm, der Sultan wolle keinen Kirchenvorsteher in Zpet haben, der dem Patriarchen von Constantinopel nicht unterworfen sei und die Raja zur Waffenergreifung gegen die Türken aufheße, d. h. mit anderen Worten: Die Griechen wollten kein serbisches Patriarchat dulden. Geheime, von Constantinopel entsandte Begleiter gingen dem Basilje nach, um ihn in Zpet zu enthaupten. Hiervon unterrichtet entsprang der Patriarch in einer Nacht aus dem Bette und flüchtete zum Vladika Sava von Montenegro.

Pulver zu verkaufen. Das Aufgebot der drei Beziere betrug 120 000 (nach anderen sogar 180 000) Mann, wogegen die Ernagora nur 10 000 Krieger in's Feld stellen konnte. Von Nikšići, Podgorica und Plavnica aus drangen die feindlichen Heersäulen in das Land; größer als je zuvor war die Gefahr; als aber die Türken die Auslieferung des falschen Czaren verlangten, übersandte man ihnen dessen Leibross mit der Versicherung, er selbst sei im Kampfe gefallen. Dies hielt die Angreifer natürlich nicht auf; die Montenegriner wehrten sich wie Löwen, aber bald ging ihnen der Schießbedarf aus. Sie mußten nun den Türken einige Ortschaften zur Plünderung überlassen und sich mit der Munition behelfen, die sie vom Feinde selbst durch Ueberfälle auf seine Zufuhr erbeuten konnten. Für eine Patrone zahlte man damals in Montenegro einen Dukaten. Einmal gelang es einem christlichen Heerhaufen 60 Saumlasten Pulver auf einen Streich zu erbeuten. Solche Glücksfälle belebten den Muth der Abwehr, und siegreiche Gefechte, in deren einem die Türken nach dem Volksliede 20 000, die Montenegriner aber nur 215 Todte verloren haben sollen*), steigerten ihn zu wahren Freudentaumel. Ebenso märchenhaft klingt die Nachricht, daß zwei Tage später zur selben Stunde ein Blitzstrahl in den türkischen Pulverturm zu Crmnica und ein zweiter in den der Venetianer zu Budua gefahren sei und unter Vernichtung zahlreicher Mannschaft beide in die Luft gesprengt habe. Aus Schrecken hierüber sei der Rest dieses türkischen Heerlagers nach Skutari, die venetianischen Grenztruppen ebenso nach Cattaro entwichen. Thatsächlich schlug man sich zwei Monate lang herum, ohne daß die Türken Cetinje erreichen konnten; Der Anbruch des Winters, der in Montenegro früh und mit großer Strenge auftritt, zwang sie zur Umkehr.

Während dieses Krieges, den sein Erscheinen heraufbeschworen, that der falsche Czar nichts, um sich in den Augen Derer, die sich für ihn so tapfer schlugen, auszuzeichnen. Er beschäftigte sich Anfangs damit, bei Dstrog zur Deckung von Bjelopavlići Schanzen aufzuwerfen, die noch heute nach ihm benannt werden. Als die Türken herannahten, entwich er nach Cevo und von da nach Crmnica, wo er im Kloster Brčela eine geheime

*) Zu den numerischen und ähnlichen Angaben der südslavischen Epik bemerkt einer ihrer deutschen Uebersetzer S. Kapper (Christen und Türken, II S. 224 f.), „daß der südslavische Sänger die Macht des türkischen Gegners immer möglichst, oft bis in's Fabelhafte, erhöht, die eigenen Mittel aber möglichst verkleinert, dem Feinde alle möglichen Vortheile der Stellung und Bewaffnung zutheilt, den eigenen Helden dagegen mit allen möglichen Verlegenheiten und Hindernissen überhäuft, damit nur sein Sieg um so wunderbarer, staunenswerther erscheine . . . Wer seinen Helden siegen ließe, ohne ihn erst in die desperateste Situation zu versetzen, würde sich wenig Beifall zu erwerben im Stande sein.“ Unter diesem Gesichtspunkt sind die obigen, in anderer Hinsicht genauen und zuverlässigen poetischen Kriegsberichte anzusehen. Das Wesentliche über den combinirten Angriff der türkischen Statthalter auf den „kleinen Stephan“ wird auch von nüchternen abendländischen Quellen (Vrognard) bestätigt.

Zusucht fand und von seinen Getreuen gut behütet wurde. Man bemerkte wohl den Abtich dieser Aufführung gegen die Gewohnheiten der angestammten geistlichen Herrscher, die sich mit dem Crucifix in der einen, dem Handzar in der andern Hand an der Spitze ihrer Gläubigen beim Sturmangriff auf den Feind zu stürzen pflegten; aber man begriff wahrscheinlich, daß ein, wenn auch entthronter, Monarch aller Neußen andere Rücksichten zu nehmen habe, als ein armer Metropolit.

Während die Nachricht von diesem Kriege auf dem Wege durch das nationale Volkslied in Montenegro zur Darstellung einer der wunderbarsten und ruhmvollsten Begebenheiten in der Geschichte des Landes emporgehieh, gelangte sie nach Constantinopel in ganz entgegengesetzter Gestalt. Dort wurden schon am 18. October 1768 bei Gelegenheit der feierlichen In-stallirung des neuen Tatarhanes Krimgirai 40 eben angekommene Köpfe von Montenegrinern aufgesteckt; zugleich mit diesen hatte der Statthalter von Bosnien Mohammed-Pascha eine allgemeine Bittschrift der Bewohner Montenegros eingesandt, worin sie die Ungewalt des großen Padiſchah, dessen Heere das Land verwüsteten und die Einwohner tödteten, anerkannten, auf das Heiligste schwuren, die Aufwiegler Stephan und Basilje, wenn sich dieselben unter ihnen weiter zeigen sollten, auszuliefern und bei dem Grabe des Propheten und dem Blute Christi um Wiederannahme zu getreuen Unterthanen baten. An der hohen Pforte wußte man wohl, was man von diesem Schriftstück zu halten habe. Zudem drängten jezt ernstere Sorgen den „allgewaltigen“ Padiſchah; acht Tage vor der Aufstreckung jener Köpfe war nämlich der Krieg an Rußland erklärt worden, wozu der Musti ungern das Fetwa gegeben hatte. Den Vorwand bildete die gewalthätige Parteinahme Rußlands für die polnischen Dissidenten, welche den vor vier Jahren mit der Pforte geschlossenen Verträgen zumiderlief. Doch war der Sultan längst auf diesen Krieg bedacht, den er nur unvorsichtig um sechs Monate zu früh erklärte. Während des Winters rüsteten die Russen aus aller Kraft und griffen im Frühjahr das osmanische Reich mit überlegener Macht von drei Seiten an. Am 29. Januar 1769 erließ Katharina einen langen, sehr ausführlichen und verheißungsvollen Ukas an die christlichen Balkanvölker, an „die hochwürdigen Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe und alle sonstigen geistlichen Behörden, die edlen und tapferen Fürsten, Wojwoden, Erbaren, Arambaschen, Hauptleute, Armatolans und sonstigen Militär- und Civilbefehlshaber, sowie alle christliebenden Gemeinden unserer Glaubensgenossen des ehrwürdigen, heiligen, morgenländischen Religionsbekenntnisses und der griechischen und slavischen Völker.“ Nach huldvollen Versicherungen und einer Darlegung des Conflicts, sowie der Rechtmäßigkeit der russischen Sache, wird den Balkanvölkern das Ziel gezeigt, welches „alten Kriegern und rechtschaffenen Männern aus dem besseren Theile der ehemaligen Welt“ — d. h. aus der östlichen Hälfte des römischen Reiches — „vorgesteckt ist: die Einnahme Constantinopels und die Wiederaufrichtung

des Kreuzes an diesem alten Sitze der Orthodorie. „Dieser Ruhm gebührt nur Euch, und der Allerhöchste wird selbst Euer unsichtbarer und unbeziegter Führer sein.“

Fürst Georg Wladimirovič Dolgoruki überbrachte das Manifest, welches hauptsächlich auf die Montenegriner berechnet war und am 6. August 1769 in Cetinje feierlich verlesen wurde. Das Erscheinen dieses Gesandten hatte außerdem den Zweck, durch eine unzweideutige Erklärung den falschen Czar Peter zu beseitigen und die Dynastie Petrovič Negeuš wieder in die Herrschaft einzusetzen. Die versammelten Häuptlinge aller Geschlechtsverbände nahmen die kaiserliche Botschaft mit Begeisterung auf und unterwarfen sich gläubig der Versicherung, daß Czar Peter III. gestorben und der kleine Stephan ein großer Betrüger sei. Man gab sich allseitig das Versprechen, ihn nicht mehr als Oberhaupt anzuerkennen. Aber noch war die Versammlung nicht auseinandergegangen, als Salutschüsse die Ankunft Stephans und seines Geleits verkündigten. Auf dieses Zeichen schossen auch die um den russischen Sendboten geschaarten Kapetani fröhlich ihre Flinten ab, ließen dem „Kleinen“ entgegen und schrien aus vollem Halse: „Glück uns für heute und immerdar! Da kommt unser Herr!“ Trotz seines Aergers mußte Dolgoruki lachen. Es gelang ihm dann, den falschen Kaiser im Obergeschoß des Hauses, das er selbst bewohnte, gefangen zu setzen und einige Montenegriner zur Bewachung desselben aufzustellen. Der kleine Stephan aber unterhielt sich mit den Leuten, die ihn bewachten, in aller Gemüthsruhe. „Seht Ihr,“ sagte er, „daß Dolgoruki selbst mich als Kaiser anerkennt; sonst würde er mich nicht oberhalb, sondern unterhalb seiner eigenen Wohnung einquartirt haben.“ Dieses Argument machte auf die biederen Bergbewohner so tiefen Eindruck, daß sie den kranken Schwindler nicht weiter behelligten, ja in ihrer Ehrfurcht nur noch mehr bestärkt wurden. Zwei Monate weilte Dolgoruki in Montenegro, ohne daß es seinen und Savas vereinten Bemühungen gelang, das Völkchen aufzuklären. Als er sich von der Nutzlosigkeit aller dieser Anstrengungen überzeugt, that er das Beste, was ihm übrig blieb: er verehrte dem kleinen Stephan eine russische Stabsoffiziers-Uniform und gab ihm eine Art Vollmacht zur Mitregierung. Dann empfahl er dem Volke, in Gottesnamen auch seinem Liebling Gehorsam zu leisten, reiste ab und hinterließ den Montenegrinern nichts als jenes Manifest und einen Krieg mit den Türken auf eigene Rechnung wie bisher*).

Geschweige, daß sich die Hoffnung auf Constantinopel verwirklichte, scheinen die Montenegriner in diesem Kriege, wenn sie an demselben über-

*) So Andrić (Geschichte des Fürstenthums Montenegro, S. 53) der hinzufügt: „Hätte er ihnen doch wenigstens Pulver, Blei und Waffen hinterlassen!“ Nach russischer Darstellung (s. Hammer, Gesch. des osmanischen Reiches IV. S. 588) wurden die Montenegriner zu diesem Kriege mit Geld, Geschützen, Munition und Offizieren ausgerüstet.

haupt ernstlich theilgenommen, nichts Nennenswerthes ausgerichtet zu haben. So heiß und folgenschwer das Ringen an der Donau und am schwarzen Meere gewesen ist, das serbische Volkslied in der Crnagora schweigt völlig von dem Kampfe und dem Frieden, welchen der Geschichtschreiber des osmanischen Reiches den Ursprung des Zerfalls der Türkenmacht in Europa nennt. Vielleicht hieß es auch hier, „point d'argent, point de Monténégrins“. Von Rußland nicht unterstützt und mit Venedig seit dem letzten Kriege gänzlich überworfen, blieb ihnen nichts übrig, als ruhig zu harren, was das Schicksal bringen würde. Zu dieser Zeit entwickelte der kleine Stephan große Energie nach einer Richtung, die man von ihm vielleicht am wenigsten erwarten durfte. Er trat der überhandnehmenden Unsicherheit des Eigenthums mit kräftigen Mitteln entgegen, ließ einige Montenegriner wegen Diebstahls erschießen und brachte es so dahin, daß ein wahrhaft exemplarischer Rechtszustand im Lande eintrat. Wie es heißt, legte er zehn Dukaten und ein Paar mit Silber beschlagene Pistolen auf einen Stein am Rande des Weges von Cetinje nach Cattaro und ließ sie erst wegnehmen, als durch einige Wochen constatirt worden war, daß Niemand diese Sachen anzurühren gewagt hatte.

Diese Seite seiner Thätigkeit läßt uns beinahe das traurige Schicksal beklagen, welches den seltsamen Menschen bald nachher betraf. Nicht im Kriege, wo er sich vorsichtig zurückhielt, noch durch die Macht der Wahrheit, gegen die er so glücklich kämpfte, ereilte ihn das Verhängniß, sondern bei einem friedlichen Segenswerk. Bei einer Felsenprengung zum Straßenbau wagte er sich unbedacht in die Nähe einer brennenden Mine; sie flog auf, und von zahlreichen Felsenstücken getroffen, an beiden Augen geblendet und mit 62 Wunden bedeckt, erfuhr er zum ersten Male den Rückschlag der Schicksalsmächte. Aber auch in diesem Elend sah er sich von dem treugläubigen Volke nicht verlassen. Blind, aber von seinen Wunden geheilt, saß er noch vier Jahre im Kloster Brčela, und seine bloße Anwesenheit erschien dem Pascha von Skutari Mehemed Büsatli so störend für seinen Angriffsplan auf Montenegro, daß er sich eines Meuchelmörders bediente, um ihn zu beseitigen, sowie man etwa dem Feinde irgend ein Heiligthum oder göttliches Unterpand entwendet, um seine Siegeszuversicht zu schwächen. Er bestach den Diener Stephans, einen Griechen, und dieser ermordete seinen schlafenden Herrn; dann schloß er das Gemach und sagte den außen harrenden Leuten, sie sollten bis zu seiner Rückkehr weder eintreten noch Lärm machen, sein Herr habe sich ein Heilmittel auf die Augen gelegt und bedürfe der Ruhe. Nach eintigen Stunden, während der Griechen über Seoce nach Skutari entfloh, erbrach man die Thüre und fand den kleinen Stephan mit durchschnittener Gurgel, in Blut gebadet auf seinem Bette liegend. Er wurde in der Klosterkirche St. Nikolaus begraben, und da der Traum von einem russischen Kaiser im Mönchsgewand nunmehr ausgeträumt war, übernahm Bladika Sava wieder die unbestrittene Herrschaft über sein Land.

Die Geschichte des falschen Czaren Peter III. zeigt, wie wenig bei der Geistesrichtung und dem Bildungsgrade, welche vor 100 Jahren in Montenegro herrschten, dazu gehörte, um dieses Ländchen im Sinne seiner historischen Mission erfolgreich zu regieren, ja die Montenegriner ihren Feinden noch fürchtbarer zu machen, als sie es unter ihren angestammten Herrschern jederzeit gewesen sind. Diesem Manne stand die unerschütterliche Macht der menschlichen Einbildungskraft zur Seite bis ans Ende, und es darf dreist behauptet werden, daß es einem wirklichen venetianischen Proveditore, einem russischen oder österreichischen General nie gelungen wäre, denselben Effect zu erzielen. Napoleon I. war doch gewiß eine märchenhaft großartige Erscheinung; aber seinem Herzog von Ragusa gelang es nicht, die Montenegriner auch nur zur Annahme eines französischen Consuls zu bewegen, und als er ihren spröden Freiheitsinstinct mit Waffengewalt beugen wollte, wurden seine Soldaten mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Es steht außer Zweifel, daß es den Russen als Nachbarn Montenegros, die sie glücklicherweise nicht sind, gleichfalls beschieden wäre, über kurz oder lang ähnliche Erfahrungen zu machen, und daß sie hier nicht minder über schreienden Unthun zu klagen haben würden, wie derzeit im Osten der Halbinsel über die Haltung Bulgariens.

Vergleicht man den „kleinen Stephan“ mit den anderen geschichtlich bekannten Personen, die sich nach dem raschen und räthselhaften Tode Peters III. für diesen Czaren ausgegeben haben, so stellt sich eine Unähnlichkeit heraus, die sehr zu Gunsten unseres illyrischen Abenteurers spricht. Der Kosak Nemilian Pugatschew, Häuptling einer Räuber- und Söldnerbande, entfesselte unter diesem Lügentitel die Rachsucht und Beuteluft gedrückter Bauern, verfolgter Sectirer und asiatischer Barbaren. Mord und Brand bezeichneten seinen Weg, dessen Ziel das Schaffott war, und die Auferstehung des Helden in den Tragödien Ruffenbergs und Guzkows konnte doch keinem der hunderttausend Opfer dieses Aufstandes die blutig verkürzten Lebensstage wiedergeben, noch uns mit der Gestalt eines Märtyrers, der ein Schwindler ist, versöhnen. Vollends widerwärtig ist aber die Geschichte des Bauern Kondratij Sseliwanow, des Hauptes der Flagellanten im Orlow'schen Gouvernement, der zuerst geknüttet und nach Sibirien geschickt, dann abwechselnd in's Irrenhaus gesperrt, durch kaiserliche Guld ausgezeichnet und mit Aemtern betraut wurde. Seine Anhänger, die „Leute Gottes“ lebten in dem Wahne, Czar Peter III. Feodorowitsch, mit dessen Thronbesteigung allerdings die frühere, blutige Verfolgung der verschiedenen Secten eingestellt und volle Glaubensfreiheit gewährt wurde, sei Christus der Erlöser selbst gewesen; er sei auch nicht gestorben, sondern lebe in der Gestalt Sseliwanows fort. Er habe die eitle irdische Gewalt von sich geworfen und führe unter seinen Getreuen ein Wanderleben. Einst aber werde er mit seinen gesammelten Heerschaaren von Osten kommen und den Thron aller Reußen besteigen, um das Weltgericht zu

eröffnen. (Worin die allgemeine Reinigung bestehen soll, kann hier nur durch den Hinweis auf die „Stopzen“, welchen Namen die Gottesleute in Rußland tragen, angedeutet werden.) Sein größter Triumph werde darin bestehen, daß sich auch der Antichrist, d. i. Napoleon I., ein Bastard Katharinas II. mit dem Teufel, der sich gegenwärtig in der Türkei herumtreibe, unterwerfen und die heiligende Operation erdulden müsse*).

Stephan Mali starb wie erwähnt 1774 durch Meuchelmörderhand, ein Jahr später wurde Pugatschew in Moskau hingerichtet; der freiwillige Eunuch Sseliwanow lebte, von den mystischen und pietistischen Zirkeln der russischen Gesellschaft gefeiert und fast wie ein Heiliger verehrt, bis 1832, in welchem Jahre er hochbetagt in einem Kloster verschied. Er war, wie neuere Untersuchungen erwiesen haben, wirklich irrsinnig und wurde von seiner geldgierigen Umgebung auf Kosten der gläubigen Gemeinde ausgebeutet. Trotzdem griff der Glaube, er sei Czar Peter III., immer mehr um sich, und selbst Alexander I., dem nicht unbekannt war, daß der Alte dies vorgebe, soll ihm Grüße gesendet haben.

Bedenkt man, daß noch vor wenigen Jahren sichere Anzeichen von dem Fortleben dieses crassen Wahnes unter der ländlichen Bevölkerung Rußlands constatirt wurden**), so wird man milder urtheilen über die treuherzige Verblendung jener Montenegriner, die in ihrer weltabgeschiedenen Felseinöde für den vermeintlichen Czaren sich schlugen, wie die Zigeuner für Göz von Berlichingen, und lieber das Härteste erduldeten, als daß sie denjenigen verrathen hätten, der sich, angeblich von aller Welt verfolgt, in ihre Mitte geflüchtet hatte.

*) S. Pelikan, gerichtlich-medizinische Untersuchungen über das Stopzenthum in Rußland nebst historischen Notizen.

**) Im Sommer 1872 erschien zu Galacz in der Moldau der von den Stopzen ersehnte Kaiser Peter III., begleitet von Johannes dem Theologen, Basilus dem Großen und dem Propheten Elias. Die gerichtliche Untersuchung erbrachte den Beweis, daß der neue Prätendent und seine Propheten Bauern aus verschiedenen russischen Gouvernements seien, die in Galacz lebten. Die Gesellschaft dieser Schwärmer und Schwindler überschritt die Grenze, sendete ihre Agenten voraus und kam dann, in allen Dörfern und Flecken widersinniges Zeug predigend, bis in die Nähe Moskaus. Sie versicherte überall, daß sie geradeswegs nach Petersburg zum Kaiser ginge, wo ihr Amt sei, das Weltgericht zu eröffnen u. s. w. (S. Pelikan a. a. O.).





Telepathie.

Das Märchen von einer neuen Wissenschaft.

Von

Wilhelm Bölsche.

— Berlin. —

I.



Es gehört zu den interessantesten Aufgaben im Gebiete der Entwicklungs-geschichte des menschlichen Denkens, die Umwandlung gewisser alter, seit Jahrhunderten angesammelter Erfahrungsreihen in eine planmäßige Wissenschaft zu verfolgen. Selten ist im historischen Verlaufe der Uebertritt ein unmittelbarer und entscheidender. Meist geht ihm ein Zusammenfassen des großen Wustes roher Thatsachen zu einer Pseudowissenschaft voraus; so verliert sich die einfache Sternkunde in Astrologie, aus der dann erst nachträglich eine exacte Astronomie hervorgeht, die Chemie durchläuft die Zwischenstufe der Alchimie, die Geologie kämpft sich durch die Nebel religiöser Kosmologien. Aber ob spät oder früh, direct oder indirect: alle die großen Beobachtungswellen münden schließlich dennoch in eine wahre Wissenschaft ein. Nur eine einzige scheint hartnädig zu widerstehen. Seit den ältesten Tagen der Menschheit spuken gewisse verlorene Erinnerungen und Andeutungen im Gebiete der Psychologie, die den Boden für eine ziemlich brüchige und tausend Mal durchlöcherter Pseudowissenschaft, die Magie oder Zauberei, abgeben mußten. Einzelne Fesseln daraus, wie die pathologische Erscheinung der künstlichen Willensaufhebung im Hypnotismus, sind nach langem Kampfe allerdings endgültig in die exacte Forschung hinübergerettet worden, haben sich dort aber in bereits bekannte Wissenszweige zwanglos eingefügt und keine Neuschöpfung nöthig gemacht. Der große Nest ist und bleibt steril. Es haftet ein schweres, fundamentales Bedenken daran, das keine noch so liebevolle

Beschäftigung damit beseitigen konnte. Als die Astrologie zusammenbrach, blieben doch die Bewegungen der Sterne; auch die Geologie knüpfte an dieselben Muscheln auf Bergen an, die der Sintfluthsage gebient; hier aber, im Gebiete der Zauberei, mangelte es eben an Gewähr für die einfachsten Grundphänomene. Alle jene angeblichen Beobachtungen von geistiger Wirkung in die Ferne, vom Lesen und Beeinflussen fremden Denkens über Berg und Thal weg, vom Errathen absolut verborgener Kartenbilder, vom Erscheinen in Gestalt einer Vision bei Andern, vom zweiten Gesicht, das den Tod ferner Freunde offenbart, Alles das war und blieb so unbeglaubigt, daß es bei bestem Willen nicht exact verwerthet werden konnte. So erhielt sich schließlich von dem Ganzen nichts, als im groben Spiritismus ein letzter Ausläufer der auf dem schwankenden Boden errichteten Pseudowissenschaft, eine Spielerei, die in kritiklosen, durchaus unwissenschaftlichen Kreisen gepflegt wurde und in unserer hellen Zeit stand wie ein wunderlicher Fezzen Mittelalter, der seine Brüder in der Astrologie und ähnlichen überwundenen Kinderkrankheiten der Erkenntnißlehre hatte. Neuerdings indessen ist hier eine Schwentung eingetreten, ob man jagen soll, zum Bessern oder Schlechtern, ist schwer zu entscheiden. Es läuft das auf die alte Streitfrage hinaus, ob Unsinn erträglicher oder häßlicher wird, wenn er Methode bekommt. Momentan gefährlicher wird er sicher, aber er ist auch logisch leichter zu vernichten. Der große Schritt, so hören wir, ist gethan, aus dem Wust von Verkehrtheiten in der Pseudowissenschaft ist das Goldkorn der unanfechtbaren Wahrheit herausgeschält und mit seiner Hülfe eine echte Wissenschaft gegründet, deren Name „Telepathie“ heißt. Wer das Fremdwort, das an sich nichts ausdrückt, als „Beeinflußtwerden aus der Ferne“ oder active „Fernwirkung“ (also daselbe, was streng genommen, alle physikalischen Anziehungs- und Abstoßungskräfte, ja überhaupt alle und jede Wirkung eines Körpers auf den andern besagen, da in dem „Fern“ keine Specialisirung enthalten ist) näher definirt haben will, bekunnt folgende Umschreibung: „Wissenschaft von den Eindrücken, welche anders als mittels der bekannten Sinneswerkzeuge von einer Person in einer anderen hervorgerufen werden.“ Das heißt mit andern Worten: Wissenschaft von der freien Gedankenübertragung von Gehirn zu Gehirn ohne Zwischenglieder der physikalischen, molecularen Welt; Uebertragung von Bewegungszuständen der Gehirnmolecüle ohne eine factische, continuirliche Welle lebendiger Kraft zwischen Erreger und Erregtem; Depeschendienst ohne leitende Dräthe durch das absolute Nichts; Naturvorgänge, die wohl einen Anfang und ein Ende in der uns bekannten Natur haben, dazwischen aber eine beliebig weite Strecke durch das hypothetische Gebiet der Metaphysik laufen in der Weise z. B., daß Einer den Namen seines Freundes in einem Moment höchster Bedrängniß ausruft und der Freund diesen Namen nicht durch seine Sinneswerkzeuge, d. h. durch Schallwellen, die sein Ohr treffen, erfährt — was bei angenommener großer räumlicher

Entfernung ja schon ein Telephon nöthig machen würde —, sondern unmittelbar und in derselben Secunde via X zu hören bekommt. Das ist also eine „Fernwirkung“, die sowohl den Begriff der „Ferne“ illusorisch macht, also Zeit und Raum negirt, wie auch das, was der Physiker eine „Wirkung“ nennt, einfach umwirft, also das ganze physikalische Kraftgesetz, nach dem stets bloß Molecül auf Nachbarmolecül wirkt, aufhebt.

Ich muß gestehen, daß ich keinem Naturforscher übel nehmen kann, wenn er einer „Wissenschaft“ mit kältester Auffassung entgegentritt, die sich schon in ihrer Definition in so unlöslichem Conflict mit den Ergebnissen sämmtlicher anderen Wissenschaften befindet. Denn es gab bisher keine Wissenschaft, die das Gesetz von der Erhaltung der Kraft beanstandete, in welcher einzelne Wege der Objecte Bahnen außerhalb aller Physik einschlugen und willkürlich aus dem Jenseits wieder zurückamen und die Molecularbewegung beeinflussten. Es ist das genau ebenso, wie wenn neben der Mathematik, in der $1+1=2$ ist, eine Wissenschaft sich aufthäte, die lehrte, in besonderen Fällen sei $1+1=3$, indem aus einem metaphysischen Wunderlande hier eine mystische dritte Eins zu der Zwei träte, ein Gleichniß, das überhaupt wohl zu genüge zeigt, daß hier etwas definiert wird, was unser Gehirn gar nicht fassen kann.

Entnommen habe ich, um Mißdeutungen vorweg auszuschließen, die Definition dem vor einiger Zeit bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienenen Hefte „Telepathie, eine Erwiderung auf die Kritik des Herrn Professor W. Preyer von Edmund Gurney“. Zugestanden, daß die Telepathie jemals eine wirkliche, anerkannte Wissenschaft würde, muß der Engländer Gurney als ihr exacter Begründer gefeiert werden. Er verlangt, gestützt auf ein reichhaltiges Studienmaterial, das eine englische Gesellschaft zur Förderung psychologischer Forschung, die tüchtige Namen in ihrer Liste führt, an den Tag gebracht haben will, in einer durchaus würdigen und anständigen Form Prüfung der Thatfachen, die er unter dem wie oben definirten Namen „Telepathie“ vereinigt. Der erste und wesentlichste Fehler in seiner ganzen Beweisführung ist aber schon in der wunderbaren Ruhe enthalten, womit er die genannte Definition, die aller Physik in's Gesicht schlägt, vorbringt. Da liest man kein Wort von der unermesslichen Tragweite einer derartigen neuen Wissenschaft, die uns unser kostbarstes Gut, den bisheran völlig unbestrittenen, allem molecularen Geschehen zu Grunde gelegten logischen Zusammenhang, die Einheit der physikalischen Welt, mit einem Ruck zerstört. Ein so grobes Uebersehen des ganzen theoretischen Standpunktes bei einem fein gebildeten Manne, der, wie wir annehmen, selbst doch wohl mit den Cardinalfragen der Physik vertraut ist, läßt sich nur erklären aus dem allerdings ganz beispellosten Mißbrauch, der in allen möglichen philosophischen und halbwissenschaftlichen Kreisen mit dem Begriffe „psychische Kraft, geistige Kraft“ getrieben wird. Daß im Publikum hierüber die verworrensten Vorstellungen

umlaufen, ist kein Wunder bei dem Minimum von Physik, das der Gebildete heute durchweg noch auf seinem Bildungsgange mitbekommt. Geradezu unglaublich aber ist es, wie viele Leute, die sich berufen fühlen, in Philosophie und exacter Psychologie mitzureden und ihre Ansichten drucken zu lassen, sich in vollkommenster Unkenntniß darüber befinden, daß der Geist als solcher nie und unter gar keinen Umständen das, was der Physiker Kraft nennt, selbst aus einem metaphysischen Nichts und Nonsens schaffen kann; daß durch das menschliche Gehirn, wofern das Gesetz von der Erhaltung der Kraft irgendwie wahr und unsere Physik nicht ein baarer Wahnsinn sein soll, eine Kraftwelle geht, wie durch alles andere in der Welt, die beim Eintritt ziffernmäßig genau ebenso groß ist wie beim Austritt, und von der also absolut keine noch so kleinen Stücke sich willkürlich in ein finsternes Jenseits verlieren können, um nachher nach eigenster Directive in einem andern Gehirn wieder auftauchen zu können. Mag man über die Freiheit des Willens denken, wie man will: ganz unbedingt kann der Wille nur mit den Kräften arbeiten, die von außen in das Gehirn eintreten, und muß mit der Zeit alle bis auf das kleinste Trilliontel des Kraftmaßes wieder weiterziehen lassen. Psychische Kräfte in diesem Sinne, die mystische Nullen hinter die empfangene Kraft Eins setzen und diese so verzehnfachen, giebt es für die Physik in unserem Sinne nicht. Die Frage ist also durchaus die Existenzfrage dieser Physik: entweder Gesetz von der Erhaltung der Kraft oder Telepathie. Das Wort „geistige Kraft“ im Sinne der Telepathiker umschließt eine Wortverdrehung, die nothwendig dazu angethan ist, den Hörer hinter's Licht zu führen, indem es ihn glauben macht, es handle sich hier thatsächlich nur um eine neue Erscheinungsform des gewöhnlichen physikalischen Kraftbegriffes, ein neues Aequivalent für Wärme, Bewegung, Elektrizität, wo es sich doch in Wahrheit um etwas handelt, was völlig außerhalb dieser echten, unter sich gleichwerthigen und niemals verloren gehenden und neu auftauchenden Kräfte steht. Zugeben will ich allerdings, daß unsere Physiker selbst gelegentlich Anlaß zu solcher verkehrten Auffassung liefern, indem sie beispielsweise Gravitation als „Anziehungskraft des einen Körpers auf den andern durch den leeren Raum“ definiren. Ein solcher leerer Raum entspräche fast genau dem metaphysischen Hintergrunde, durch den die Pseudokraft des Telepathikers läuft, und die Anhänger der neuen Lehre lieben es bereits, auf diese Verwandtschaft triumphirend hinzuweisen. Das große Unglück für sie besteht nur eben darin, daß jene zweideutige Definition des Gravitationsgesetzes zwar noch in schlechten Schulbüchern spukt, daß aber kein einziger wirklich mitarbeitender Physiker mehr an jene mystische Wirkung durch's Leere glaubt, schon deshalb nicht, weil ein absolutes Vacuum weder für die praktische Physik existirt, noch für die theoretische denkbar ist. Man könnte füglich verlangen, daß diese Thatsache von Allen respectirt würde, die der modernen Physik erfolgreiche Einschränkungen

judiciren, ja sie durch Aufstellung eines ganz neuen Princip's neben der Naturkraft in ihrer Basis erschüttern wollen.

II.

Gegen alle diese theoretischen Einwände giebt es aber nun eine sehr brauchbare Waffe, nämlich Thatfachen. Wenn die Definition von Telepathie, wie wir sie erhalten, uns bloß die Wahl läßt zwischen der neuen Wissenschaft und der ganzen bisherigen Physik, so ist das zwar ein Punkt, der uns vorsichtig machen muß, aber keine Entscheidung im factischen Phänomen. Das kleine Buch von Gurney, auf das ich zurückkomme, da es meiner Meinung nach das erste und einzige ist, das in diesen Dingen einen Ton anschlägt, der eine wissenschaftliche Discussion ermöglicht, giebt sich nun reblische Mühe, die Thatfächlichkeit der Beobachtung auf dem streitigen Boden über jeden Zweifel zu erheben und, vorläufig ohne alles raisonnirende Beiwerk, die nackten Facta vorzuführen, die zur Begründung der Telepathie geführt haben. Auf den Laien muß die geschlossene Masse des Gebotenen unbedingt einen sehr ermunternden Eindruck machen. Ich bin fest überzeugt davon, daß Hunderte das Buch mit der Ueberzeugung aus der Hand legen werden, diese Dinge seien zwar sehr unbegreiflich, aber die Thatfachen könnten auf Grund solcher Aussagen schlechterdings nicht mehr angezweifelt werden.

Der wissenschaftlich gebildete Leser jedoch — und ich fasse das wissenschaftlich hier im weitesten Sinne, so daß ein auf moderne kritische Methode eingeschulter Philologe mir ebenso competent ist, wie ein Mathematiker oder Physiker von Fach, — wird sich erst sehr genau die ganze Art und Weise des Vortrages anschauen müssen, ehe er die erzählten Thatfachen für voll ansehen darf. Wir sind in diesem Punkte heute ganz anders erzogen, als die älteren Generationen. Früher glaubte man so ziemlich Alles, was ein Mensch erzählte, für den man nicht schon Beweise hatte, daß er bewusst unehrlich war. Was dabei herauskam, wissen am Besten die Geschichtsforscher und die Geographen. Heute verfährt man strenger. Man legt sich nicht mehr bloß die Frage des moralischen guten Willens zur Wahrheit beim Erzähler vor, sondern man sucht sich aus der Art und Weise seines Vortrages womöglich darüber zu unterrichten, ob er im Sinne exacter Methode zu beobachten weiß, ob er aus dem, was er vor Augen hat, einen logischen Schluß ziehen und sich selbst davor bewahren kann, betrogen zu werden. Sehr kleine Züge genügen hier meist, um den Standpunkt zu finden. Aus dem nebensächlichsten Umstande, der irgend etwas allgemein Bekanntes betrifft, kann ein kritischer Geograph mit Sicherheit entnehmen, ob er dem Berichte eines Reisenden vertrauen darf, auch wenn weiterhin das Sonderbarste an Thatfachen darin mitgetheilt wird. Nun denn: die Ehrlichkeit des Berichterstatters in der schweren Frage der Telepathie,

Gurney, sowie seiner engeren Mitarbeiter, anzuzweifeln, liegt auch nicht der entfernteste Grund vor; seine Kompetenz in der wissenschaftlichen Beobachtung und logischen Durchdringung des Gegebenen aber scheint mir im eben angedeuteten Sinne durchaus nicht stichhaltig, und ich entnehme die Beweise hierfür ganz in der Weise methodologischer Kritik, wie sie dem Historiker bei seinen Documenten einzig noch zusteht, seiner Darstellung selbst, da ich bisheran unfähig bin, die Thatfachen als solche nachzuprüfen. Ich bitte, folgende Stelle des Gurney'schen Werkes aufmerksam zu verfolgen (es handelt sich um den Nachweis von Fällen des „zweiten Gesichts“, wo ein Lebender zu der Zeit, wo ihm ein Freund stirbt, eine Vision des Sterbenden hat) a. a. O. pag. 47:

„In einem Zeitraum von 12 Jahren hatte je eine unter 90 Personen die Hallucination, daß sie wachend deutlich eine bekannte Stimme hörte, und je eine unter 248 sah in diesem Zustande ein bekanntes Gesicht oder eine bekannte Gestalt. Auf Grund dieser Angaben ist berechnet worden, daß in einem Zeitraum von 12 Jahren die Wahrscheinlichkeit des Eintretens einer Gesichts- oder Gehörshallucination dieser Art innerhalb 12 Stunden vor oder nach dem Tode der Person, deren Stimme anscheinend gehört oder deren Gestalt gesehen wurde, 1 in 1 500 000, beziehungsweise 1 in 4 114 545 beträgt. Es wäre daher sehr wahrscheinlich gewesen, daß die Zahl der von uns zu Grunde gelegten Fälle in dem erwähnten Zeitabschnitt nicht ein einziges derartiges Beispiel von Coincidenz geliefert hätte. Wir verfügen jedoch auf Grund zuverlässiger Berichte über 13 Fälle von Coincidenz bei Gehör- und 31 bei Gesichtshallucinationen. Die Wahrscheinlichkeit, daß diese Fälle des Zusammentreffens nicht dem Zufall zuzuschreiben sind, wird ausgedrückt durch das Verhältniß von einer Trillion zu Eins, beziehungsweise von Tausend Billion mal Trillion Trillion zu Eins. Wenn in die Rechnung nur Fälle aufgenommen würden, in denen jene Bedingung erfüllt ist, daß der Bericht des Percipienten vor dem Bekanntwerden der entsprechenden Todesnachricht abgegeben sein muß, dann würden wir das Verhältniß: Million zu Eins beziehungsweise hundert Billion Billionen zu Eins erhalten, und so würde die Wahrscheinlichkeit zu Gunsten einer anderen Ursache als des Zufalls natürlich praktisch gleichfalls der Gewißheit gleichkommen.“

Jedenfalls kommt praktisch der Gewißheit gleich, daß der Laie durch die enormen Ziffern in dieser Rechnung vollkommen betäubt wird und gleichsam in einen hypnotischen Zustand dem Vortragenden gegenüber geräth. Es ist daher im höchsten Grade angemessen, daß man ihn — wie sehr auch Gurneys Sache dabei leiden mag — mit Ruhe darauf hinweist, daß Wahrscheinlichkeitsrechnungen dieser Art in's praktische Leben übertragen durchweg fast gar keine beweisende Kraft besitzen. Da wir vollkommen unfähig sind, das Gewebe des Zufalls in der Welt irgendwie zu durchschauen,

so bleiben alle Schlüsse der Rechnung, und schwirren auch noch so viele Trillionen darin umher, gänzlich werthlos. Wenn ich drei Partien Sechs- undsechzig hintereinander spiele, so ist die Wahrscheinlichkeitsziffer, daß nicht dreimal dieselbe Karte Atout wird, unbedingt eine sehr hohe, der Gewißheit sehr nahe kommende. Dennoch ist bei der vollendeten Freiheit, die der Zufall uns gegenüber besitzt, das Factum, daß dieselbe Karte dreimal herauskommt, für den praktischen Fall genau ebenso möglich, wie jede andere Combination. Es ist richtig, wir wundern uns bei einer solchen Uebereinstimmung, gerade wie wir uns wundern, wenn wir in einer nie vorher betretenen Großstadt von mehreren Millionen Einwohnern nur einen Menschen kennen und bei der Ankunft zufällig der erste Mensch, der uns begegnet, dieser eine ist. Aber wir werden in einem solchen Falle doch noch nicht neue Naturgesetze erfinden, um dem Zufall einen Hintergrund zu geben. Wahr ist freilich, daß die Mehrzahl der Menschen nur eine sehr schwache Vorstellung von der grandiosen Verirkunst des Zufalls hat. Wir sind durch unsern Unterricht gewöhnt, immer die Regelmäßigkeit der Naturvorgänge im Auge zu haben; religiöse Postulate lassen uns die Freiheit des Willens aus allem menschlichen Thun herauslesen, die allen Zufall der Theorie nach ausschließt; endlich ist es seit alter Zeit das Streben der Dichter gewesen, in Tragödien und Romanen die Rolle des Zufalls nach Kräften zu eliminiren und als ein grobes, unlogisches Mittel unerbittlich zu verdammen. Aber dieses künstliche Verhärten schafft die unberechenbare Zufälligkeit der Ereignisse nicht aus der Welt, und wo es sich um ernste Dinge handelt, gilt es im Gegentheil sie zu betonen. Herr Gurney erzählt, daß er bei nahezu 6000 Personen Listen geführt habe über Hallucinationen im wachendem Zustande. Das ist gewiß eine verdienstliche Arbeit. Es wäre aber nicht uninteressant, in ähnlicher Weise einmal größere Tabellen über merkwürdige Zufälle, besonders gehäufte nach derselben Richtung, aus dem Leben auch nur eines einzigen Menschen irgendwo zu lesen. Das Wenige, was ich selbst in dieser Hinsicht gesammelt, ist zum Theil schon ganz unglaublich, und ich bin dabei zu der sichern Ueberzeugung gekommen, daß so gut wie ein Würfel ohne Betrug und Zauberei sechs Mal hintereinander auf dieselbe Fläche fallen kann, auch im großen Leben nahezu Alles möglich ist und immerfort Unwahrscheinlichkeitsziffern uns um die Köpfe schwirren, die kein Papier fassen könnte. Wenn also Gurney (Seite 56) rund sagt, lediglich „die Unerbittlichkeit des Probabilitätskalküls“ führe zur Hypothese der Telepathie, und nicht die „Hartnäckigkeit abergläubischer Psychiker“, so ist mir das erste zwingende Moment nicht im Mindesten werthvoller, als das zweite.

Nun ist aber auch abgesehen von der geringen Beweiskraft solcher rechnenden Methode überhaupt die Art und Weise, wie Gurney seine Rechnung aufbaut, eine sehr eigenthümliche. „In einem Zeitraum von 12 Jahren“ sagt er, „hatte je eine unter 90 Personen die Hallucination,

daß sie wachend deutlich eine bekannte Stimme hörte, und je eine unter 248 sah in diesem Zustande ein bekanntes Gesicht und eine bekannte Gestalt.“ Zunächst fehlt bei dieser Aufstellung jede Angabe über den Gesundheitszustand der Personen. Wenn man sich erinnert, daß jede pathologische Reizung des Gehirns, jede nervöse Anlage, jedes geringe Fieber, um nicht von ernster Geistesgestörttheit zu reden, die Hallucinationen in unverhältnißmäßiger Weise häuft, also mit dem normalen Zustande unmöglich zusammengeworfen werden kann, wo es schwerwiegende Rechnungen anzustellen gilt, so muß man sich über diese Flüchtigkeit verwundern. Weiterhin aber ist der Ausdruck „wachend“ zwar dem gewöhnlichen oberflächlichen Leser vielleicht ein hinlänglich klarer Begriff, der strenge Kritiker aber weiß damit gar nichts anzufangen. Wach und wach ist je nach den Umständen etwas Grundverschiedenes. Traum und Wachen in ihrem Uebergang zu definiren ist so außerordentlich schwer, weil wir nicht im Stande sind, mit Bewußtsein den Moment zu fassen, wo der Schlaf und Traum beginnen. Fallen die Hallucinationen eines Irrsinnigen und eines Fieberkranken in's Gebiet des echten Wachseins oder des Träumens mit offenen Augen? Wer ausführliche und echt wissenschaftliche Studien über die Naturgeschichte aller Hallucinationen sucht, mag das prächtige Werk über den „Verstand“ von Hippolit Taine zu Rathe ziehen. Betonen will ich nur eins: es ist gradezu unverantwortlich, zusammenzuwerfen: Hallucinationen, die ein Mensch von absolut normalen Sinnen, etwa ein Naturforscher in voller Arbeitskraft des Geistes, am helllichten Mittage ohne jede an ihm selbst bemerkbare Ursache plötzlich bekommt, ein Fall, der in der That so selten ist, daß jene Gurneyschen Ziffern ungefähr maßgebend sein mögen — und Hallucinationen, die — sei es bei normaler oder gereizter Verfassung des nervösen Centralapparates — Abends oder Morgens kurz vor oder kurz nach dem wirklichen Traume eintreten und nichts sind als Vor- oder Nachspiel eben dieses Traumes, die aber bei dem noch nicht oder nicht mehr erfolgten bewußten Zusammenhange mit der Außenwelt im Moment des Auftauchens als Hallucination erfaßt werden. Dieser letzte Fall ist ein so gewöhnlicher, gradezu alltäglicher, daß es in's Gebiet des einfachen Unsinn's verwiesen werden muß, wenn obige Ziffern auch hierauf Anwendung finden sollen.

Zimmerhin will ich zugeben, daß auf der betreffenden Seite bei Gurney die Unklarheit bloß eine stilistische sein könne; daß er in der That nur absolut gesunde Menschen (Ärzte wissen, daß es nicht eben leicht ist, deren 6000 zusammenzufinden) gemeint und nur jenen ersteren Zustand bei dem Worte „wachend“ im Auge gehabt haben könne. Leider habe ich aber constatiren müssen, daß die beiden einzigen Beispiele, die das Buch aus der Fülle des Materials herausgreift und im Detail erzählt, diese wohlwollende Annahme geradezu unmöglich machen. In dem ersten handelt es sich um eine Hallucination, die ein Beamter hat, der Abends kurz vor 9 Uhr in eingestandenermaßen nervösem Zustande (er klagt über Kopfschmerzen

und ungewöhnliche Hitze) im Halbdunkel abseits von dem Kronleuchter auf dem Sopha sitzt, den Kopf gegen das Kissen gelehnt. In dem zweiten wacht eine Dame um 4 Uhr Morgens auf, fühlt sich in einem hochgradig nervösen Zustande, geht in die andere Stube, um ein Glas Sodawasser zu trinken, und auf der Treppe erfolgt die entscheidende Hallucination.“ (S. 48 f. und 52 f.) Nach diesen Proben dürfte juristisch exact bewiesen sein, daß Herr Gurney die oben angebeutete Einschränkung nicht in seine Rechnung eingeführt hat.

Wer aber in den Prämissen so leichtsinnig verfährt, kann nicht auf Anerkennung rechnen, wo er Schlüsse von enormer Tragweite zieht. Was die Beispiele im Uebrigen angeht, so leiden sie wieder an dem fatalen Fehler, den alle ihre Vorgänger in ähnlichen Büchern an der Stirn tragen: sie sind nicht Erlebnisse des Verfassers, sondern werden von diesem andern Leuten nach erzählt, das eine einem Beamten, das andere einem Geistlichen. Man fragt sich unwillkürlich: ist denn Gurney selbst nicht einmal etwas dieser Art passiert, was er uns vorführen könnte? Er verweist zwar auf ein größeres Buch, in dem er viel mehr Beispiele gegeben habe. Vielleicht finden sich dort auch eigene Beobachtungen. Aber wenn dem so ist, weshalb giebt er bei Auswahl des Besten für die kleinere Schrift nicht vor allen diese?

Wird ein Astronom seiner Sache nützen, wenn er die Welt über ein Meteor unterrichten will und die Aussagen von einigen Köhlern und Schäfern publicirt, dagegen verschweigt, was er selbst mit sachmännischem Blicke gesehen?

Es ist hier genau so wie bei den spiritistischen Medien. Stets sind die Medien zweifelhaft gebildete Leute aus der Menge und die Professoren bloß Zuschauer. Wie glatt und über jeden ferneren Zweifel erhaben wäre die Sache, wenn endlich einmal ein Professor der Physik, dessen wissenschaftliche Ehrlichkeit und Beobachtungsgabe außer Frage steht, dahin gelangte, selbst mediumistische Eigenschaften in sich zu erwecken, ähnlich wie jetzt fast jeder Professor der Physiologie sich zum brauchbaren Hypnotiseur heranbildet. Kein Mensch bezweifelte seiner Zeit die Lauterkeit der Gesinnung und eine gewisse wissenschaftliche Competenz in der unmittelbaren Beobachtung bei dem bedauernswerthen Astrophysiker Böllner in Leipzig. Hätte er selbst vor seinen Collegen die Wunder Slades vollführt: man würde die Sache sehr ernst genommen haben. Aber als er das Vertrauen, das man ihm entgegenbrachte, für diesen Slade in Anspruch nahm, da suchte man mit vollem Rechte die Achseln, denn bei Slade lag auch nicht der mindeste Grund vor, gleiche Unbefangenheit und Competenz vorauszusetzen.

Es giebt übrigens andere Stellen des Gurney'schen Buches, die überhaupt beweisend dafür sind, wie schwach des Verfassers Kenntnisse im Praktischen sind und, wie er eben rein Compiler fremder Legenden ist. Professor Preyer, der seit langer Zeit mit einem nicht hoch genug zu

schätzbaren Eifer als nahezu ganz vereinzelter Kämpfer für wahre Wissenschaft sich auf diesem bösen Grenzgebiete mit Kreti und Plei herumschlägt, hatte gelegentlich als Beispiel für gehäufte Hallucinationen die Liebenden erwähnt, „welche bekanntlich sehr viel aneinander denken,“ so daß „es häufig vorkommt, daß Eins dem Anderen mit plastischer Gewalt erscheint.“ Dazu macht Gurney folgende, schier unglaubliche Randbemerkung: „Falls Professor Preyer in der That von einer Anzahl von Liebespaaren den Nachweis erhalten hat, daß sie wechselseitig durch plastische Erscheinungen ihrer selbst, welche sie für Wirklichkeit hielten, erschreckt wurden, so würde er mich sehr verpflichten, wenn er mir diesbezügliche Schriftstücke, von den betreffenden Liebenden unterzeichnete Berichte, zugänglich machen könnte. Dieselben würden einen unschätzbaren Zuwachs meiner Sammlung bilden, und könnten ferner vielleicht auch als abschreckende Beispiele für Verliebte und die es werden wollen, dienen“ (Seite 37). Willkürlich in der Wiedergabe des von Preyer Gesagten ist hier zunächst das Wort „erschreckt,“ denn das lebhaft sich darstellende Bild des geliebten Wesens ist in den seltensten Fällen „erschreckend.“ Zum Ganzen aber muß man denn doch bemerken, daß es rein unbegreiflich ist, wie ein Beobachter, der bei 6000 Personen Tabellen über Hallucinationen geführt hat, noch niemals auf die gegenseitige Neigung als Agens zu vermehrten Visionen des Anderen gestoßen sein soll und überhaupt von dem ganzen erotischen Gebiete sich in Worten ehehen kann, als handle es sich um Dinge, die bloß in der Specialpraxis des Professors Preyer vorkämen. Freilich würde Herr Gurney, wenn er sich auf diesem Boden wie auf so manchem anderen etwas mehr umgesehen und eigene Erfahrungen gesammelt hätte, sehr rasch darauf gekommen sein, daß thatsächlich bei den meisten Menschen unendlich viel mehr Hallucinationen vorkommen, als er denkt, daß aber die große Masse derselben ebenso thatsächlich absolut indifferent ist und allen seinen telepathischen Hypothesen offenkundig Hohn spricht. Ich will auf negative Beweise nicht allzu großes Gewicht legen, aber die Frage wird doch wohl erlaubt sein: wenn in einer kleinen Anzahl von Fällen beispielsweise ein Todesfall im Bekanntenkreise mit einer Hallucination von dem Verstorbenen zeitlich nahe oder ganz zusammenfällt und hier eine telepathische Erscheinung vorliegen soll, warum erleben wir dann in unzähligen Fällen das Wunder, daß wir eine Hallucination haben, ja den Freund sterben sehen und dann nachträglich erfahren, daß derselbe keineswegs um diese Zeit wirklich gestorben sei, sondern fröhlich weiterlebe? Keine Braut, die ihren Liebsten im Felde hat, wird dem entgehen, ihn Duzende von Malen in nervös erregten Stunden blutend, mit einem Schuß in der Brust, vor dem inneren Auge zu sehen, ohne daß in Wahrheit dem Betreffenden ein Haar gekrümmt ist. Umgekehrt, wie oft sehnt man sich mit allen Mitteln der Seele nach einem Anderen, ruft nach ihm in höchster Bedrängniß, und Jener merkt nicht das Geringste davon. Ich könnte hier ein ganzes

Arsenal von eigenen Erfahrungen auffahren, wenn ich nicht voraussetzte, daß es keinen denkenden Leser giebt, der nicht hier selbst seine Beobachtungen in Gedächtniß bloß aufzufrischen brauchte.

Herr Gurney betont gegen Ende seines Werkes mit Nachdruck, daß „in Deutschland, wo der philosophische Idealismus so zahlreiche und so bedeutende Anhänger gefunden hat, ein Unternehmen, welches durch sein Gelingen dem idealistischen System eine leicht faßliche concrete Grundlage, dem Begriff der Einheit alles Lebens eine reale Bedeutung, dem individuellen Geiste das Bewußtsein seiner potentiellen Universalität bieten würde, und welches auf diese Weise dem rohen Materialismus unserer Tage auf seinem eigenen Gebiete der in der Gegenwart verificirten Thatfachen zu begegnen im Stande wäre, gewiß nicht einer willkommenen Aufnahme entbehren sollte.“ Aehnliches hat der verstorbene Utrici schon seiner Zeit zur Befürwortung der Böllner-Sladeschens tafelschreibenden und tischbewegenden Gespenster vorgebracht; sie sollten für die Unsterblichkeit der Seele eine wichtige Stütze liefern. Mir kommt das alles vor wie eine recht alberne Phrase, die einerseits von der Discussion ablenkt, andererseits nicht einmal in der Sache ihre Begründung findet. Denn wenn das telepathische Wunder hier die Macht des Geistes darthun soll, so hebt es zugleich dort, bei dem beeinflussten Theil, die absolute Willensfreiheit, an die der Idealismus sich anklammert, noch weit energischer auf als alle hypnotischen Phänomene und was sonst zu Gunsten des bedingten und im Sinne von Albert Lange's unsterblichem Werke eingeschränkten wissenschaftlichen Materialismus in neuerer Zeit vorgebracht worden ist. Ich glaube übrigens, es bedarf der Berufung auf den Idealismus in Deutschland gar nicht mehr, um der Telepathie bei uns Eingang zu verschaffen. Die Bewegung für dieselbe ist bereits derartig im Wachsen begriffen, daß die Begründer ihre helle Freude daran haben müssen. Bei allem Reden von Monismus, von wissenschaftlicher Forschung, von psychischer Kraft und Aehnlichem kann man sich der Vermuthung nicht entziehen, daß es sich dabei viel mehr um eine Art von religiöser Bewegung, eine neue Religionsstiftung wunderlichster Art, handelt. Es fehlt nur bis jetzt noch der rechte Mann, der alle die zerstreuten Irrlichter in einen großen Brennpunkt sammelt und uns eine Philosophie der Mystik großen Stiles baut. Die treuen Verehrer der Sache in München sind alle noch zu sehr angekränkt vom grauen Hauche exacter Wissenschaft: es muß eine belebende Dosis echter, schrankenloser Dichterphantasie hinein gebraut werden, dann kann die Telepathie eine glänzende Zukunft bekommen. Der Versuch aber, sie in eine strenge Wissenschaft zu verwandeln, scheint mir ein wesentlich hoffnungsloser, falls nicht noch ganz neue, ungeahnte Thatfachen an's Licht kommen sollten. Diesen würde sich selbstverständlich Jedermann beugen, und viele auch die ganze bisherige Physik darüber zusammen wie ein Kartenhaus. Bis dahin aber ehrliche Gegnerschaft!



Eine unheilvolle Heirath.

Serbisches Culturbild aus der Hercegovina.

Von

Duk Drčević †.*)

Aus dem Serbischen von M. v. S.

„Sonderbares Ding ist Weiberlaune;
Um dem Wunsch des Herzens zu genügen,
Wird sie hundert Mal den Glauben ändern.“
(Gorški Bijenac.)



Im Dorfe Kapavica des Rabiluk Ljubinje sprossen zwei Blumen hervor: Rittersporn und Röslein. In einem Garten wuchsen sie, und Eines blühte stolz dem Andern gegenüber. Sie sahen sich und liebten sich, doch konnten sie sich, bevor es ihnen bestimmt war, nicht vereinen. Der Rittersporn war Milovan Jovičin, das Röslein Staka Andrina. Sie waren Nachbarn und liebten sich im Geheimen. Sei

*) Duk Drčević wurde am 26. Februar 1811 zu Rifano in der Bocca di Cattaro als Sohn armer Eltern geboren. Sein Vater war Gemeindefecretär und Lehrer der serbischen und italienischen Sprache daselbst. Als derselbe 1831 starb, folgte ihm Duk in beiden Aemtern und übernahm die Sorge für die zahlreiche Familie. Anfangs wollte er sich in Budua dem Handelsstande widmen, nahm aber später, da dieser Beruf seinen Neigungen nicht entsprach, die Stelle eines Gemeindefecretärs und Steuereinnehmers an. 1848 war er Schriftführer der Gemeinde Cattaro und 1853 Privatsecretär des Fürsten Danilo von Montenegro auf Cetinje. 1861 ward er zum österreichischen Vice-Consul in Trebinje ernannt, welchen Posten er unter sehr schwierigen Verhältnissen 17 Jahre hindurch bekleidete. 1878 pensionirt und mit dem Ritterkreuze des Franz Joseph-Ordens ausgezeichnet, zog er sich nach Ragusa zurück, wo er am 13. August 1882 starb.

Drčević war Autodidact, wie der um die serbische Volksliteratur und Sprache so

es im Wald, auf dem Felde, auf dem Markte oder auf dem Sijelo*) — sie waren unzertrennlich. Ohne Zeugen hatten sie einander wohl Manches zu sagen, vor einem Dritten haben sie immer züchtig geschwiegen. So oft aber ihre Blicke sich begegneten, hätte ein kluger Beobachter leicht errathen können, was ihnen im Herzen ruhte. Wenn auch der oder jener in der Nachbarschaft etwas von ihrer Liebe ahnen mochte, so wußte doch Niemand, daß sie entschlossen waren zusammen zu leben und zu sterben.

Wenn der St. Georgs-Tag kommt, da will der Wald Blätter treiben, da schmücken sich die Wiesen mit Klee und das Lamm ist reif zum Braten. Wenn beim Burschen der dunkle Flaum spriecht und das Mädchen die Solufe**) wachsen läßt, soll man ihn verheirathen, damit er nicht dicke, und sie vermählen, weil sie ja doch nicht für ihr eigenes, sondern für ein fremdes Haus geboren ward. Staka war zum Mädchen gereift. Ihre Schönheit bezauberte alle Jünglinge des Dorfes, und da sie zudem noch einem angesehenen Geschlechte angehörte, kamen die Freier, öffentliche und geheime, von allen Seiten. Ihr Vater Andrija und ihre Mutter Savica hatten kein anderes Kind als sie, die sie warteten und hegen wie eine Blume im Gartenbeet. Sie wiesen jeden Freier ab mit den Worten: „Sie ist fast noch ein Kind, ist noch zu jung zum Heirathen.“ Solch eine Blume, auf die es alle Burschen abgesehen haben, wie die Mora***) auf einen jungen Burschen, war nun zur schönsten Entfaltung gelangt und harrete der glücklichen Hand, die sie im Garten pflückte.

Ein ganzes Jahr lang hatte Andrija Zeit um einen Schwiegerjohn zu wählen: „Diesen will ich und diesen will ich nicht.“ Er versprach sie am St. Petrus-Tage dem Miloš Stankov für dessen Sohn Djurica, ohne daß Jemand es gewußt hätte, mit der Verabredung, die Verlobung

hochverdiente Vuk Karadžić auch, dessen eifrigster Mitarbeiter beim Sammeln der Geistesproducte des serbischen Volkes er war. Diese schwierige und mühevollen Arbeit setzte er später allein fort. (Volks-Lieder, =Erzählungen, =Märchen, =Sprüchwörter, =Spiele zc.) Als Originalschriftsteller war Vuk Brđević sehr productiv. Er schrieb verschiedene gediegene historische Abhandlungen und Aufsätze über die Voche, Montenegro und die Hercegovina („Die Kirchen und Klöster in der Hercegovina“, Biographie des Vladika Petar II. von Montenegro zc.) und außerdem eine Reihe höchst interessanter und lehrreicher Erzählungen aus dem Volksleben der Serben in der Voche, Montenegro und der Hercegovina, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Rechtsverhältnisse. Ein echter Sohn seines Volkes und fortwährend mit dem Volke lebend, hat es Brđević wie kaum ein Zweiter verstanden den Charakter und die Sitten desselben mit größter Naturtreue niederzulegen, und seine Erzählungen sind von um so größern Werthe, als sie alle ohne Ausnahme auf wirklichen Begebenheiten beruhen.

*) „Sijelo“ = „Spinnabend“. An Winterabenden versammelt sich die Jugend des Dorfes abwechselnd in einem oder dem anderen Hause. Die Mädchen spinnen, die Burschen singen und treiben allerlei Kurzweil.

**) Das kurzgeschchnittene Haar am Ohre.

***) Mora = Alp, personificirt als altes Weib, das sich den Leuten auf die Brust setzt und ihnen den Athem benimmt.

am St. Elias-Tage, und die Hochzeit am St. Demetrius-Tage zu feiern. Nur seinem Weibe Savica vertraute er dies Geheimniß an, doch befahl er ihr strengstens reinen Mund zu halten. Aber wenn ein Mann einem Weibe ein Geheimniß anvertraut, braucht er kein Geld für den Telegraphen auszugeben, sie sagt es unentgeltlich doch unter dem Siegel der Verschwiegenheit einer Zweiten, und diese einer Dritten. Auf diese Weise ging auch dies Geheimniß von Ohr zu Ohr, nur bis zu Staka und Milovan war es noch nicht gedrungen. Staka saß ganz allein im Schatten eines Nußbaumes und stückte. Vor ihr stand der Stückerahmen und sie stückte auf Leinwand. Ihr Vater war auf's Feld gegangen, die Mutter aber um Wasser; da begann sie ein Liebeslied zu singen.

„Was ist das für ein Singen heute, o Staka?“ rief ihr plötzlich die Mutter vom Hause aus zu. Nach Hause geschwind, möge die Kehle Dir heute verstummen!“ — Staka erstarrte, und das jungfräuliche Blut stieg ihr heiß in die Wangen. Sie klappte den Stückerahmen zusammen und ging mit zu Boden geschlagenen Blicken in's Haus. „Weh Dir, wenn ich noch einmal höre, daß Du solche Lieder singst,“ sprach die Mutter und befahl ihr: „Geh und mähe jenen Weizen ab.“

Raum hatte Staka zu mähen begonnen, als Milovan unvermuthet zu ihr trat. Athemlos und wie außer sich fragte er: „Staka, ist es wahr, daß der Vater Dich versprochen hat? — „Es ist nicht wahr,“ erwiderte sie ernst. „Aber ich habe gehört, daß es wahr ist. — „Und ich sage Dir, es ist nicht wahr.“ — Aber ich sage Dir es ist wahr, doch gleichviel, sprich, hältst Du fest an der Treue, die wir einander versprochen?“ — „Ja, Milovan, ich gebe Dir mein festes, unverbrüchliches Wort: Dein bin ich und bleib' ich!“ „Gieb mir die Hand, hier hast Du meine statt des Ringes.“ — Sie reichten einander die Hände, und ihre Augen beschworen den Bund. Damit gingen sie auseinander.

Der Elias-Tag war gekommen. Da erschien Miloš Stankov mit zwei Begleitern im Hause des Andrija Bojadinov. Sie brachten den Ring, den Branntwein und den Apfel. Nachdem der Branntwein getrunken und der Ring angenommen war, speisten sie; nach dem Essen aber, beim Verlassen des Hauses, feuerte jeder der Brautwerber einmal die Flinte ab, womit die Brautwerbung förmlich angekündigt war. Von dem Augenblicke an, wo die Brautwerber kamen, bis zu ihrem Abgange hatte selbstverständlich weder das Mädchen Jemand gesehn noch Jemand sie, noch weniger aber wußte sie, mit wem sie verlobt worden war. Von den Eltern konnte sie natürlich nichts erlauschen, geschmeige denn etwas erfahren.

Tags darauf kamen ihre zunächst wohnenden Freundinnen und Altersgenossinnen um ihr Glück zu wünschen.

Sie wünschen ihr Glück zu ihrer Verlobung, doch wissen sie nicht, mit wem sie verlobt wurde, noch in welches Dorf. Milovan aber wird es wohl wissen, er der nicht müßig ist, sondern alle möglichen Pläne entwirft,

wie er Stafa erringen könnte. Was zwei Väter bei der Verlobung vereinbart hatten, das mußte sich auch verwirklichen. Nur der Tod des Bräutigams oder der Braut und keine andere Macht konnte den Vertrag lösen. Männer bindet man bei der Zunge, und wo das gegebene Wort ist, da ist auch die Ehre, und selbst der Kopf muß dafür einstehn.

Milovan kämpfte mit schweren Gedanken. Kindliche Scheu unterdrückte Alles, was er dem Vater oder der Mutter von seiner Heirath hätte sagen müssen. Noch größer aber war Stakas Scheu, doch das Herzeleid warf sie nieder, und von Tag zu Tag welkte sie hin, wie eine abgerissene Blume ohne Wasser. Doch der St. Demetrius-Tag steht vor der Thüre. Bei Miloš Stankov versammeln sich die Hochzeitsgäste, und die Mädchen kommen mit den gebräuchlichen Kolatschen. Andrija Bojadinov aber sorgt für Wein und Branntwein, bäckt Brot und will einen Ochsen und mehrere Hammel zum Braten schlachten. Kurz, jedermann macht Vorbereitungen, doch Milovan und Stafa denken nur an das, was sie einander gelobt haben.

Am Vorabende des St. Demetrius-Tages ist Andrijas ganzes Hausgesinde in großer Bewegung. Die Mädchen, die Freundschaft, die Kume*) und Pobratiso**) sind schon zur Hochzeit gekommen. Es wird gegessen und getrunken, Hochzeitslieder werden gesungen und am nächsten Morgen erwartet man die Svati***), die um's Mädchen kommen sollen.

Das ganze Haus lag schon in tiefem Schlafe, nur Stafa war noch munter. Jeden Augenblick huschte sie zur Hausthüre und horchte. Kurz vor dem Morgengrauen hörte sie, wie Jemand ein Steinchen nach dem Dache des Hauses warf. Sie lief hinaus und fand sich von drei Männern umringt. Wer war es wohl? Milovan mit seinem Bruder und einem Verwandten.

Sie nahmen Stafa in ihre Mitte, und fort ging es nach Milovans Hause.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und sein Vater Jovica schlief noch. Aber das Stimmengewirr aller Stammes-Verwandten weckte ihn plötzlich. Er sprang auf. „Was giebt es, Brüder?“ fragte er.

*) Kum = Beistand oder Taufpathe.

**) Pobratisim = Wahlbruder. Die Sitte der Wahlbruderschaft ist bei den Serben allgemein verbreitet und trägt einen religiösen Charakter. Zwei Männer, oder zwei Mädchen, in besonderen Fällen auch ein Jüngling und ein Mädchen, wählen einander zum Bruder (Pobratisim) oder zur Schwester (Posestrima) „im Namen Gottes und des hl. Johannes“. Dieses Verhältniß wird heilig gehalten und legt beiden Theilen die Verpflichtung auf, einander in allen vorkommenden Bedrängnissen mit Gut und Blut beizustehn. Eine Heirath zwischen einem „Pobratisim“ und einer „Posestrima“ ist, wie bei leiblichen Geschwistern, unmöglich. Selbst ein Mohamedaner kann zu einer Christin in das Verhältniß der Wahlbruderschaft treten, welches dann ebenso bindend ist wie das zwischen zwei Christen.

***) Svati = Bräutigamsbegleiter, Hochzeitsgäste. Es werden immer Männer darunter verstanden.

„Hier haben wir Dir eine Schwiegertochter gebracht, möge sie Dir Glück bringen,“ antworteten sie. „Was für eine Schwiegertochter, weh' mir, und euch mit mir!“

Sie sagten ihm, daß sie das Mädchen entführt hätten, und wessen Tochter sie sei. Jovica, als kluger Mann, wußte was ihm bevorstand, darum sagte er: „Seid ihr übermüthig und von Sinnen — so bin ich es nicht; wollt ihr, daß mein Haus noch heute von Grund aus zerstört werde, so will ich es nicht. Es ist keine Kleinigkeit eines Andern Braut zu rauben und die Ehre der Svati zu verletzen, die heute um sie kommen werden. Hinaus aus meinem Hause! Zuerst sage ich mich von meinem Sohne los, und dann von euch allen. Tragt ihr die Verantwortung für alles, wofür euch heute noch das ‚Gericht der Brüder‘*) zur Rechenschaft ziehn wird. Nun machten sich alle aus dem Staube. Milovan und Staka aber entflohn in's nächste österreichische Dorf Djojnif.

Morgendämmerung ist's. Alles erwartet die Hochzeitsgäste — nur Staka nicht. Man ruft sie, um ihr die Brautgewänder anzulegen, doch sie ist nicht da, und Niemand weiß, wo sie hingekommen.

Man sucht sie, man ruft nach-ihr — sie ist nirgends zu finden. Einer fragt bestürzt den Andern, ob er nicht wisse, wo sie sei?

Wem hätte es auch nur im Traume einfallen können, daß sie entflohen wäre? — Die Sonne ist aufgegangen, die Svati sind schon in Sicht; die Hochzeitsfahne weht, Flinten knallen und Hochzeitslieder erschallen. Alles ist bereit — es fehlt nur die Braut.

Andrija, seine Familie und seine Gäste waren verwirrt und erschrocken wie Kraniche bei unbeständigem Winde. Was sollten sie thun, wenn die Svatis in's Haus kämen und kein Mädchen vorfänden? Wie sollten sie dieselben vermögen, ohne die Braut abzuführen?

Das Unheil war da und der Tod stand vor ihren Augen. Zum Ueberlegen war keine Zeit, so machten sie sich denn Alle auf, ohne Waffen und die Mützen in den Händen, um den Svati entgegenzugehen und ihnen zu sagen, was sich zugetragen hatte.

Zugleich aber sandten sie zwei Burschen nach dem Popen und dem Knez**), um sie eilig herzurufen, und zwei Andere, um alle Männer des Dorfes, die eine Flinte trugen, zu versammeln, damit sie, sollte es zum Blutvergießen kommen, Andrija zur Seite stünden.

Da kam auch schon der Muštuludzija***) auf seinem Pferde den

*) Bratski Sud — Schießgericht. Die christlichen Gemeinden der Hercegovina hatten bis zur österreichischen Occupation ihre vollkommen autonome Verwaltung und wandten sich in ihren Streitigkeiten niemals an die türkischen Gerichte.

**) Knez wörtlich „Fürst“, Gemeindevorstand. Wird von den Bauern gewählt.

***) Muštuludzija = Bote. Er reitet dem Hochzeitszuge voran, um sein Kommen anzukündigen.

übrigen voraneilend, Andrija mit seinem Geschlechte und den Hochzeitsgästen hielt ihn an.

„Steh, Kume,“ rief er, — „bei Gott und Sanct Johannes, bis die Svati nachkommen.“

Nach einer Weile kamen auch die Svati. Andrija und seine Genossen erwarteten sie barhäuptig, mit über der Brust gekreuzten Händen. Sie sagten ihnen Alles der Wahrheit gemäß und baten sie nicht weiterzugehen, bis das Mädchen gefunden sei. Doch der Prvijenac wandte sich auf seinem Pferde und rief den Svati zu:

„Mir nach, wer für mich ist!“

Nun ritten Alle auf Andrijas Haus zu. Vor dem Hause stiegen sie von den Pferden und Einer nach dem Andern traten sie in's Haus. Da begann der Stari Svat:*)

„Hausvater, das Mädchen her!“

Andrija: „Was wir Dir sagten, sagen wir Dir wieder: In diesem Augenblick ist das Mädchen nicht da. Aber hier bin ich und mein Geschlecht, und da sind Euere Säbel, haut ein, wenn Ihr wollt. Ist es auch meine Schuld, daß ich Schlechtes zeugte, so bin ich doch unschuldig an dem, was geschehen ist. Kommt, lasset uns trinken und etwas essen, vielleicht wird unterdessen das Mädchen gefunden.“

Der Prvijenac: „Wieso bist Du unschuldig! Wo ist Deine Tochter?“

Der Vojvoda:**) „Das Mädchen her, oder es wird Blut fließen.“

Der Pope des Dorfes: „Haltet ein, Ihr Leute, ich beschwöre Euch bei meiner Kirche! Nehmt Ueberlegung an, Ihr Herren Svati, im Namen Gottes! Leicht ist das Böse gethan, aber schwer ist es gutgemacht. Ich weiß wohl, daß dies ein harter Schlag für Euch und Euere Ehre ist, aber wisset, daß auch Andrija nicht schuldig ist. Ich werde Euch das sagen, was Andrija nicht weiß. Das Mädchen befindet sich im Hause des Milovan Jovičin. Vorige Nacht ist sie geheimerweise zu ihm entflohen. Ich habe den Knez und zwei, drei Hausväter ausgesandt, um sie oder den alten Jovica herbeizuführen; und trügen mich meine Augen nicht, so seh' ich sie dort jenen Wald entlang herkommen.“

Es kommt der Knez und seine Gefährten, sie führen Jovica. Ihn fragt Andrija:

„O Jovica, bis gestern mein Bruder, seit heute Verderber meines Hauses! Wo ist meine Stafa?“

Jovica: Dort, wo auch mein Sohn ist; doch bin weder ich noch Du schuld, daß wir sie zu unserem Uebel gezeugt, und zum Unglück groß

*) Stari Svat = Zweiter Beistand.

**) Vojvoda = Führer des Hochzeitzugez.

gezogen haben. Sie sind heut' morgens unauffhaltsam über die Grenze entflohen. Ich habe ihn vor dem ganzen Dorfe verstoßen, und jetzt thu' ich es vor Euch. Hat er gehandelt wie ein Hund, so handle ich wie sein Todfeind. Wenn ich schuldig bin, da habt Ihr mich!"

Stari Svat: „Also ist weder Jovica noch Andrija schuldig! Wir kommen um's Mädchen und das Mädchen ist verschwunden! Wenn es je von Anbeginn der Welt bis heute Svati gab, die ohne die Braut von einer Hochzeit heimkehrten, so werden wir es auch. Dies ist aber bis heute noch niemals vorgekommen, und wir wollen nicht, daß diese Schmach auf uns ruhe. Das Mädchen heraus, oder es wird ein Blutvergießen geben, daß man noch in späteren Geschlechtern davon erzählen soll.“

Der Pope: „O Stari Svat und all Ihr Herren Svati! Was nicht ist, das speist auch der Kaiser nicht. Der Bursche und das Mädchen haben sich gegen Gott und die Menschen vergangen. Wollten wir die Schande auf die Waage legen, unser Theil wäre der schwerere. Leicht ist 's eine Wunde mit Balsam zu heilen, doch die Mannesehre zu wägen ist schwer. Aber Männer finden immer einen Ausweg, und man sagt doch, selbst verwundet sein, ist besser als todt. Ich weiß auch einen Rath. In unserem Dorfe giebt es noch andere Mädchen, ebenso schön und von ebenso gutem Geschlechte als Andrija Stafa. Wählt, welche Ihr wollt, wir werden sie Euch schenken, und möge sie Euch Glück bringen!"

Nachdem die Svati sich untereinander berathen hatten, fragte der Djever:*) „Hast Du, Pope, oder Du, Knez ein heirathsfähiges Mädchen?"

Der Pope: „Ich habe zwei, und der Knez hat drei; wähle, mein Falke, welche Du willst.“

Djever: „Stari Svat, Kum und Prvijenac, und Ihr anderen Herren Svati! Erlaubt Ihr daß ich ein Mädchen für meinen Bruder wähle und heimführe?"

Stari Svat: „Wenn Du sie für Deinen Bruder und Dein Haus wählst, so sind wir Alle damit einverstanden.“

Nun sprach der Djever zum Popen: „Auf Pope, zeige mir den Weg nach Deinem Hause.“

Underthab Stunden mochten vergangen sein, da kehrten sie mit der einen Tochter des Popen zurück. Das Mädchen war hoch und schlank, weiß und roth; ihr schwarzes sechszehnjähriges Auge hätte den Adler unter den Wolken in's Herz getroffen — wie sollte es einen feurigen Burschen fehlen? Die Svati nahmen sie in ihre Mitte und wandten sich heimwärts, unter Gesang und Flintengeknatter.

Weder dem Vater Miloš, noch weniger aber seinem Sohne, sagten

*) Djever = Brautführer, gewöhnlich Bruder des Bräutigams, oder, wenn kein Bruder da ist, ein unverheiratheter naher Verwandter oder Freund.

sie, was sich zugetragen hatte. Aber Djurica erfuhr zu seinem Unglück nach einigen Tagen, daß Milovan Jovićin seine rechte Braut Staka Andrina entführt habe und beschloß ihm früher oder später dafür das Leben zu nehmen.

Was er sich vorgenommen hatte, das führte er auch nach dritthalb Monaten aus. Er paßte dem Milovan, der schon mit Staka vermählt war, auf, und erschloß ihn.

Als das Geschlecht Milovans erfuhr, daß ihn Djurica aus Rache und treulofer Weise ermordet habe, nachdem er doch nach dem Beschluß der angesehensten Leute ein anderes Mädchen heimgeführt, forderte es Kopf für Kopf.

Die ganze Gemeinde that ihr Möglichstes um durch ein Blutgericht*) den Mord zu sühnen, aber vergebens. Milovans Verwandte erwarteten Djurica, als er vom Markte heimkehrte und trafen ihn tödtlich.

So fielen durch diese unglückliche Heirat zwei Bräutigame, die weder Junggesellen noch Väter waren; und sie hinterließen zwei Wittwen, die weder Jungfrauen noch Mutter waren. Die Gemeinde versammelte sich, und damit das Blutvergießen zwischen den zwei Geschlechtern ein Ende habe, erklärte sie, daß der Kopf des Milovan durch Djuricas Kopf aufgewogen sei.

So blieben die beiden Geschlechter in Frieden, die zwei Wittwen aber wurden in schwarzen Kopftüchern zu ihren Verwandten zurück geschickt. Zu jener Zeit entstand im Volke das Sprichwort:

„Also möge Jedem es ergehen,
Der da seinen Eltern nicht gehorchet!“

*) Blutgericht = „Krvno Kolo“, besteht aus der ganzen Gemeinde, die zusammentritt um bei einem Morde einen Ausgleich herbeizuführen und der Blutrache Einhalt zu thun.



Illustrierte Bibliographie.



P. A. Hofeggers ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. Lexicon-Octav. Vollständig in 75 Lieferungen von je drei bis vier Bogen à 50 Pf. A. Hartlebens Verlag in Wien.

an weiß, daß Schiller einst den „Wilhelm Tell“ geschrieben hat, mit seiner wunderbar treffenden Auffassung des Schweizer Landes und der Schweizer Menschen, ohne daß er dieses Land und diese Menschen jemals selbst gesehen hatte. Woher hatte er seine Kenntnisse von denselben? Nur aus Büchern. Und woher nahm er die Gabe, sie dennoch so treffend darzustellen? Erstens aus dem philosophischen Geiste, der edelsten Mitgabe, die er von der Erziehung auf der Karlschule mit in's Leben genommen hatte, jener Karlschule, die sonst in

allen Punkten (nur eben in diesem wichtigsten nicht!) sich dem modernen Menschen einfach als eine Verbindung von Realschule und Cadettencorps definiren läßt (vergl. Bd. 45, 101 ff. unserer Zeitschrift). Und zweitens schöpfte Schiller aus seinen — eben auch mit philosophischem und univierellem Streben betriebenen — Geschichtsstudien.

Diese beiden Richtungen seiner Geistesthätigkeit ließen ihn das „geistige Band“ finden, durch welches er die Einzelemente seiner Darstellungen, wenn er sie auch aus zweiter oder dritter oder zehnter Hand empfangen und nicht aus eigener Anschauung geschöpft hatte, dennoch in so lebenswahren, in allen bedeutenden Zügen mit der Wirklichkeit übereinstimmenden Zusammenhang zu setzen wußte.

In unserer Zeit, die sich von dem Schiller'schen Idealismus recht weit entfernt hat, giebt es dagegen Kritiker und Aesthetiker genug, die vom Roman- und Novellensreiber vor Allem verlangen, daß er die eingehendsten Vorstudien an Ort und Stelle mache. Am vollkommensten wird ihren Anforderungen der Schriftsteller entsprechen,



Ungarische Wallfahrer, durch Steiermark ziehend.
 Aus: Rosegger, ausgewählte Werke. I, 41 f. Wien, A. Hartleben's Verlag.

der die Landschaft, welche den Schauplatz einer Handlung bilden soll, vorher mit einem der neuesten Liebhaberapparate photographisch aufnimmt und auf der Reise die Züge jedes Lohnkutschers, der ihn fährt, jeder Kellnerin, die ihm einen Schoppen bringt, mit der zwischen den Westenkнопfen versteckten Detective-Maschine festhält, weil die

Ahnungslos ihm als „Modelle“ für seine nächste Novelle dienen sollen, naturgetreu copirt bis auf die kleinste Faser.

Ein solcher Naturalist aber ist Hofegger nicht, fast ebenso wenig wie Schiller. Freilich hat er zu fast allen seinen Werken die Stoffe aus dem Volksleben seiner



Unbekehrter Liebesbrief.

Aus: Hofegger, ausgewählte Werke. I. 328. Wien, A. Carl Leben's Verlag.

steirischen Heimat geschöpft. Aber hören wir, was er selbst in seiner „Lebensbeschreibung“ (Bd. 1, 369 der vorliegenden Ausgabe) von den literarischen Anfängen seiner Jugend berichtet.

„Ich versuchte nun auch Dorfgeschichten zu schreiben, doch fiel es mir nicht ein,



Frühbarnenbus reitet heim. Aus: Rosegger, ausgewählte Werke. I, 123. Wien, K. Hartleben's Verlag.

als solche, wie sie ihm im Volksleben der deutschen Alpenländer persönlich nahe getreten waren; aber neben voller Achtung vor den religiösen Ideen, die das Volksleben seiner Heimat erfüllen und leiten, lebt doch in allen seinen Büchern auch der Geist der Toleranz und Resignation, den er aus der Geschichte der Menschen und der Philosophie gezogen hat. Der „fogenannten Welt“ hat er nach seinem eigenen Geständniß nie genug Geschmack abgewonnen; vieles, worin die „gute Gesellschaft“ lebt, erscheint ihm flach, leer, ja geradezu abgeschmackt; aus den gelehrten Büchern hat ihn allzu oft der Dünkel und die Menschlosigkeit zurückgeschreckt, deshalb hat er sich auf die „Naturmenschen“ der deutschen Alpenländer beschränkt. Aber auch in dieser Beschränkung wich er stets mit feinem Tacte der Nothheit des Bauernthumes aus und suchte nur das Menschliche und Seelische in seinen Schriften zu fixiren; und er hat voll erkannt, daß das Glend, dem nicht mehr zu helfen ist, kaum jemals Gegenstand eines wirklich poetischen Wertes sein kann und darf. Er selbst hat seine

meine Motive aus dem Leben zu nehmen, sondern ich hatte die Stoffe aus den Büchern. Ich schrieb Kalender, die ich auch eigenhändig illustrierte, Gedichte, Dramen, Reisebeschreibungen aus Ländern, die ich nie gesehen. Alles nach alten Mustern. . . .“

Eine Dorfgeschichte von August Silberstein, die er in einem illustrierten Volkskalender gefunden, hatte seinen schriftstellerischen Nachahmungstrieb zuerst geweckt; in reiferen Jahren kam ihm Adalbert Stifter zur Hand, biefer wahrhaft gemüthvolle und zu harmonischem Kunststreben durchgebildete Novellendichter, der in jüngster Zeit wieder allgemeiner gewürdigt wird. „Ich nahm die Werke dieses Poeten in mein Blut auf und sah die Natur im Stifter'schen Geiste.“

Und dann erst, nach mannigfachen Studien und Reisen, begann die Hauptperiode seiner so ungemein fruchtbaren schriftstellerischen Wirksamkeit. Allerdings vermied er mit feiner und richtiger Erkenntniß der ihm verliehenen Gaben es durchaus, andere Stoffe zu bearbeiten,



Viehdoctor. Aus: Rosegger, ausgewählte Werke. I, 177 f. Wien, K. Hartleben's Verlag.



Abgelehnter Schulmeister, bei der Erntearbeit behäftigt.

Aus: Mosegger, ausgewählte Werke. I, 41 f.

Wien, A. Hartleben's Verlag.

Stellung gegenüber dem Naturalismus und Pessimismus klar bezeichnet in den Worten: „Mir scheint nicht Alles, was wahr ist, werth, vom Poeten aufgeschrieben zu werden; aber Alles, was er aufschreibt, soll wahr und wahrhaftig sein. Und dann soll er noch etwas dazugeben, was versöhnt und erhebt; denn wenn die Kunst nicht schöner ist als das Leben, so hat sie keinen Zweck. Furchen ziehen durch die Aecker der Herzen, daß Erdgeruch aufsteigt, dann aber Samen hineinlegen, daß es wieder grüne und fruchtbar werde — so wollte ich's halten.“

Und durch alle seine so unendlich mannigfaltigen Geschichten und Schilderungen geht der Zug, den er selbst in dem Schlusssatz seiner Lebensbeschreibung in die schönen Worte gefaßt hat: „Ich, ich selbst möchte mich an Dich, Du liebe, arme, unsterbliche Menschheit, klammern und mit Dir sein durch der Jahrhunderterte Dämmerungen hin — und Weg suchen helfen — den Weg zu jener Glückseligkeit, die das menschliche Gemüth zu allen Zeiten geahnt und gehofft hat!“

Das Beste aus allem Guten, was dieser steirische Dichter geschaffen hat, dauernd der Familien in „Nord und Süd“ unseres ganzen Vaterlandes zu machen — das ist das Ziel, das sich sowohl in zahlreichen, schön ausgestatteten Einzelausgaben, als auch in dieser jüngst begonnenen und rüstig geförderten illustrierten Gesamtausgabe die Verlagshandlung gesetzt hat. Wenn wir Schiller, von dem unsere Betrachtung ausging, hochhalten, so sollen wir nie vergessen, daß der Cotta'sche Verlag es war, der vom Beginn der eigentlich klassischen Periode an für die Verbreitung und würdige Ausstattung seiner Werke mehrere Generationen hindurch mit weitschauendem Blicke gewirkt hat. Ein ähnliches, vom Verfasser selbst stets dankbar anerkanntes Verdienst hat sich A. Hartleben um Mosegger erworben, den er mit Stolz nicht nur seinen Autor, sondern auch seinen Freund nennt. Und mit wie feinem Verständniß die beiden bildenden Künstler es verstanden haben, das Charakteristische der von Mosegger geistig geschaffenen Gestalten unserem Auge zu zeigen, das wird selbst aus den wenigen Proben, die wir unserem

Texte beifügen dürfen, ersichtlich sein. O.

Dichtungen in Versen.

Es giebt gegenwärtig recht viele Schriftsteller, aber sehr wenig Dichter. Dieser Satz wird zwar häufig bestritten, am häufigsten von den Schriftstellern selbst, welche natürlich sich durchweg für Dichter halten, aber er behält seine Gültigkeit, wenn wir als Dichter nur den ansehen, der seinen Werken auch eine wahrhaft künstlerische, durch metrische und poetische Gesetze gebundene Form zu geben weiß. Gewöhnlich nehmen sich unsere literarischen Talente nicht mehr diese Mühe, denn die schnell wechselnde Mode ist einer fortgesetzten bessernden Arbeit nicht günstig. Einer der Letzten, welcher das horazische „*num prematur in annum*“ auf seine Bücher anwandte, war Friedrich Theodor Wischer. Seinem Andenken widmet daher mit Recht ein erster Schriftsteller, dessen Romane seit Jahren von Alt und Jung, wenn auch nicht immer gelesen, so doch bewundert werden, seine neueste Dichtung. Georg Ebers schreibt in Versen ein romantisches Epos aus altägyptischer Zeit: „*Elisen, ein Wüstenraum*.“ (Stuttgart und Leipzig, deutsche Verlagsanstalt.) So befreuend dies erscheinen mag, so verdient das Beginnen selbst entschieden unsere Anerkennung. Mit Debauern hatten wir gerade an den letzten Romanen des berühmten Gelehrten eine auffallende Vernachlässigung des Stils und des sprachlichen Ausdrucks im Einzelnen bemerkt; dafür ist strenge metrische Kunstform die einzige Abhilfe. Nun hat es sich der Dichter nicht gerade leicht gemacht, denn die von ihm gewählte achtzeilige Strophe (Stanze), die Lord Byron im Englischen so meisterhaft behandelte, ist schwerflüssig; aber im Großen und Ganzen ist ihm sein Vorhaben gelungen: wir finden recht viele melodische Stellen in der Dichtung und nur vereinzelt mißglückte. Die letzteren sind meist dadurch veranlaßt, daß der Dichter einen ihm lieb gewordenen modischen Ausdruck nicht unterdrücken wollte; das führt einmal sogar zu einer Geschmacklosigkeit (S. 43):

„Die Gottheit,“ ruft begeistert Juvenal,
 Sie zeigt sich mir stets und allerwegen,
 Ich trinke sie aus diesem Weinpokal,
 Fühl' sie in diesem Hirn sich schneidig regen“ u. f. w.

Daß der Inhalt von „*Elisen*“ wieder viel Reizvolles enthält, brauchen wir nicht erst zu versichern. Das anmuthige Kind der Wüste, welches der Dichtung den Namen giebt, ist die oft wiederholte echt Ebersche lichte Frauengestalt, ihr Geliebter vor ein Künstler von jenem echten Idealismus, der selbst im Untergang noch lächelt unter dem Weibeluß des Genius. Der tragische Ausgang des Epos entspricht der Grundanlage durchaus und ist mit lebendiger Darstellungskraft und hohem sittlichen Ernste herbeigeführt, so daß der Leser sich in eine feierliche Stimmung versetzt fühlt.

Ebenfalls auf ernstere Leser, berechnet mit besonderer Betonung der Lehren der christlichen Religion ist die neue Sammlung von Gedichten Julius Sturms: „*Palme und Krone. Lieder zur Erbauung*“ (Bremen, M. Heinsius). Der fromme Dichter hat in diesem stattlichen Bande von 570 Seiten die besten Gedichte seinen früheren Sammlungen: „*Ich bau' auf Gott*“, „*Dem Herrn mein Lied*“ und „*Wilderfahrt*“ wieder aufgenommen; das Buch soll sein literarisches Testament sein, wenigstens soll keine neue Sammlung seiner künftigen Lieder erscheinen. So erhebt „*Palme und Krone*“ den Anspruch, als das poetische Glaubensbekenntniß eines christlichen Dichters angesehen zu werden, und als solches verdient es die Anerkennung einer vorurtheilsfreien Kritik. Mit Recht hat der Verfasser noch zahlreiche ungedruckte Lieder hinzugefügt. Die ersten drei Abschnitte des Buches enthalten ausschließlich fromme Lyrik in vielfach wechselnden Rhythmen. Nicht immer steht die Form auf der Höhe der Kunst, aber dafür ist sie wahr und schlicht. Eine innige, zarte Naturempfindung spricht uns in zahlreichen Liedern an; mit seiner Vorliebe für Kleinpoesie erinnert Sturm unwillkürlich an Brocks, selbstverständlich ohne die Geschmacklosigkeiten jener vergangenen Tage. Die beiden letzten Theile: „*Beschauliches*“ und „*Vermischtes*“ ziehen etwas weitere Gesichtspunkte in Betracht, ohne daß der religiöse Grundgedanke davon zurückträte; neben kurzen, markigen Gedeksprüchen finden sich auch seelenvolle Lieder (vgl. z. B. S. 383: „*Frieden*“), anmuthige Legenden u. f. w. Selbst kunstvolle Sonette behandelt der Dichter mit Glück. Sein Buch dürfte namentlich als Ginfegungsgeschenk erwünscht sein, wozu es sich auch durch die schöne Ausstattung vortrefflich eignet. Für die gebunden gelieferten Exemplare hätten wir allerdings eine etwas freundlichere, nicht

eben tiefschwarze Einbanddecke lieber gesehen. — Neben den dichtenden Geistlichen stellt sich der dichtende Ritter; das war schon vor 700 Jahren so. Deshalb sei hier sofort auf die in zweiter verbesserter Auflage erschienenen „Gedichte“ von Albrecht Graf Wickenburg (Wien, Carl Gerolds Sohn) verwiesen. Der Verfasser gehört ebenso wie seine lebenswürdige Gemahlin, deren Gedichte schon in 3. Auflage vorliegen, dem höchsten österreichischen Adel an, und Hand in Hand mit der äußeren hervorragenden Lebensstellung geht bei ihm jene vornehme Gesinnung, die ihren Eindruck nie verfehlt. Er ist ein Dichter, der es nicht nöthig hat, dem aber in edler Muße frei und formvollendet die poetische Schaffenskraft erwächst. „Alles wird poetisch, was ein Poet erfährt“, sagt er von sich selbst, aber er erfährt nur „das Hohe und Reine: Familien Glück, die schöne Natur und Vaterlands liebe sind seine Leitbilder. Ueber Alles geht ihm sein „Deutsches Wien“ (S. 67) und sein liebes Oesterreich. Dem Volksleben weiß er recht anmuthige Züge abzulauschen, so in dem launigen Gedicht: „Der schiefe Thurm von Terlan.“ Dieser ist nämlich schief, weil er sich einst vor einer schönen, reinen Maid zu tief geneigt hat; nun muß er warten, bis eine solche von der anderen Seite kommt. Doch wehe:

„Wohl kommt so manches Mägdelein
Und scheint gar fromm und tugendrein.
Und doch — und doch — wie schade,
Es muß halt doch ein Häklein han;
Der schiefe Kirchturm von Terlan
Wird nimmermehr gerade!“

Recht glücklich ist der Dichter in der Behandlung des Sonetts, während die im Anhang beigegebenen Uebersetzungen aus dem Englischen, darunter Thomas Hood's berühmtes „Lied vom Hemde“ eigentlich zu ernst und düster sind, um in einem so liebreizenden Büchlein ihre rechte Stelle zu finden. — Wenn die gute Absicht, dem Leser nach besten Kräften gebiegene Kunstwerke zu bieten, immer auf eine wohlwollende Beurtheilung rechnen darf, so kann diese den „gesammelten Dichtungen“ von Emil Pirazzi nicht verjagt werden. Schon der Titel: *Im Herbst des Lebens* (Offenbach a. M., Theodor Steinmetz) deutet an, daß der Verfasser keine unklaren Gefühlsausbrüche eines jugendlichen Gemüths mittheilt; die große Mehrzahl seiner Lieder stammt aus weit früherer Zeit, sogar schon aus den fünfziger Jahren, und wagt sich endlich, sorgsam überarbeitet, jetzt ans Licht. In der That enthalten die Abschnitte „Jugendzeit“, „Sonette“, „Vermischte Gedichte“ und „Ein Liebestraum“ manches zart und innig empfundene Gedicht. In der Nachahmung Heines ist Pirazzi wenig selbständig (vgl. S. 20), aber daß er seine Muße sorgsam geschult hat, zeigt die recht gelungene Nachbildung der schwierigen Platen'schen iambischen Tetrameter in dem Gedichte: „Mussa Paschas Lob“ (1854). Unter den vaterländischen Gedichten sind die meisten den Sangesfesten seiner engeren Heimat und Vaterstadt gewidmet, aber einzelne verrathen doch einen höheren Schwung, so das Festgedicht zur Einweihung des Niederwald-Denkmales. Vielleicht hätte von den „Gelegenheitsgedichten“ noch einiges gestrichen, vielleicht hätten einige offenbar durch den Dialekt veranlaßte sprachliche Härten verbessert werden können; der Gesamteindruck eines nicht aufdringlichen, aber ehrlichen und wackeren Strebens bleibt dem Buche trotzdem gesichert. — Einen recht bescheidenen Eindruck macht ein Büchlein von Josef Grünstein „Wegerich“, das im Verlage von Rich. Wilhelmi in Berlin bereits in 2. vermehrter Auflage erschienen ist. Aber der Inhalt desselben ist äußerst ansprechend; es ist eine Sammlung von etwa 400 Sinnsprüchen voll freundlicher Lebensweisheit in anmuthiger Form. Diese „lofen Blätter“, wie der Verfasser seine Verse auch nennt, wollen nicht nach einander gelesen sein, sondern ein derartiges Buch gehört auf den Schreibtisch, namentlich den Damenschreibtisch, damit die Besizerin recht oft einen Blick in dasselbe werfe. Diese „Wegerich“-Blätter besitzen dichterischen Schwung und eine gewisse Idealität der Empfindung, die nur einem zufriedenen Gemüthe eigen ist. Selbst gelegentliche satirische Spizen verzeiht man diesem „Brustton der Ueberzeugung.“ Besonders hervorzuheben ist, daß Grünstein sich als ein feiner Kenner und aufrichtiger Bewunderer des Frauenherzens verräth, dagegen sogenannte brennende Tagesfragen von der dichterischen Behandlung ausschließt.

Während bei uns jetzt häufig ein Zug ruhigen und frohen Behagens durch die Epik geht, beginnt im Nachbarlande Oesterreich eine gewaltige Strömung politischer Kampfesdichtung sich geltend zu machen, die in der heftigen Bewegung, der dort das Deutsch-

thum unterworfen ist, ihre Erklärung, aber darum nicht immer allseitigen Beifall findet. Nur wenige Talente sind es, in denen sich mit dem ehrlichen Willen ein genügendes Können vereinigt, das ihnen auf weitere Beachtung ein Recht giebt. Zu diesen gehört inbess'n sicher Edward Samhaber, der in seinen „Dichtungen“ (Laibach, Kleinmayr u. Bamberg,) sich höhere Ziele gesteckt hat. Unsere Zeitschrift hat seiner bereits ehrend gedacht, als wir seinen sinnigen Versuch das Leben Walthers von der Vogelweide nach Umdichtungen von Liedern Walthers zu schildern, zu erwähnen hatten. Diese „Dichtungen“ enthalten recht verschiedene Dinge, aber ein warmer, zu Herzen gehender Ton ist ihnen allen eigen; von der jugendlichen Lyrik des Verfassers hätten wir ihm Manches gern geschenkt, namentlich die abgerissenen Scenen aus den beiden Dramen. In den Liedern „Aus Wald und Feld“, „Meiner Mutter“, „An Doru“ u. s. w. verräth sich tiefe und eble Empfindung, die wieder in anderen Gedichten, z. B. in den „Frühlingsstimmungen“ ans Elegische streift. Am Benigsten sagt uns der Abschnitt „Zeit und Gelegenheit“ zu, denn gerade diese deutschen Vorkämpfer beweisen, so ehrenwerth ihr Streben sein mag, doch immer die Nichtigkeit des Sages: „Politisch Lied, ein garstig Lied.“ Weit mehr Theilnahme schenken wir den eigenen Seelenkämpfen des Verfassers, die ihn die finstern Klostermauern fliehen ließen, weil die schöne Gotteswelt ihn lockte, und die er uns in edler, markiger Sprache in der „Glegie“ schildert. Wo der Dichter alte Lieblingsstoffe deutscher Poesie neu behandelt, wie in dem schönen Märchen vom kleinen Däumling (selbstanerwies in Hexametern!) oder vom Schneewittchen, hören wir ihm gerne zu, denn Samhabers Sprache und Verstand ist tüchtig; störend ist uns nur eine Wendung aufgefallen, und diese ist ein — Slavismus: „Im kühlen Grunde spielten sich die Fische.“ (S. 123.) Noch sei anerkennend der wenigen Gedichte gedacht, in denen der Verfasser sich der heimischen Mundart bedient; eines von diesen: „Der Kestut“ ist ein kleines Juwel, dessen Schönheit jeder mit tiefer Nührung nachempfinden wird. — Wir schließen diese Wanderung durch den noch immer frisch grünenden deutschen Dichtervald mit dem Hinweis auf ein vornehm ausgestattetes Bändchen dramatischer Dichtungen. Heinrich Kruse's: „Fastnachtsspiele“ (Leipzig, S. Hirzel) sind ein herziges Büchlein, dessen frischer, neckischer Humor unübertrefflich ist. Mit Recht weist der Verfasser in dem kernig geschriebenen Prolog darauf hin, daß von Hans Sachsens Beispiel wohl noch eine fruchtbare Anregung kommen könne für unsere Bühne; die von ihm hier gebotenen drei Stücke ahmen den Ton und Inhalt ihrer Vorbilder vorzüglich nach. Die Handlung ist durchweg sehr einfach und durchsichtig, aber man verfolgt sie mit Theilnahme. Besonders gelungen erscheint uns das Drama: „Der eifersüchtige Müller“, weil dem Dichter darin eine äußerst wirkungsvolle Steigerung des Humors gelingt und auch die wortlose sogenannte Situationskomik zu ihrem Rechte kommt. „Standhafte Liebe“ ist vielleicht etwas zu lang, um eine Auf- führung zu erlauben, aber es ist gleichfalls reich an launigen Stellen. Für Liebhabertheater dürften sich gerade diese Stücke ganz vortrefflich eignen, denn die kurzen Mittel- verse lassen sich ja so leicht lernen. Der Dichter scheut sich auch nicht, gelegentlich einen derben Hans-Sachs'schen Ausdruck zu verwenden, denn er weiß wohl, daß diese Stücke keine Zimverlichkeit vertragen; so läßt der Leser sich ein kerniges deutsches Wort gern gefallen. Der Schalk blickt überall durch, selbst in dem Latein des fahrenden Schülers, das wir als Probe unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Die schwierige Stelle lautet mit der Uebersetzung des Dichters (S. 52): „Juvenis — ein Pseifenkopf — Si cadit — wenn er fällt — In virginem — auf die Erde — Nec osculatur — und nicht zerbricht — Stultus est — ist von Meerschäum.“ Das ist doch prächtig!

V.

Bibliographische Notizen.

Geschichtsbilder aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern von Georg Weber. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann.

Jugendeindrücke und Erlebnisse von

Georg Weber. Ein historisches Zeit- bild. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Die Abhandlungen, welche Georg Weber in dem ersten der genannten Bücher zusammengestellt hat, gehören zu dem Besten, was aus seiner emigen Feder hervorge-

gangen ist. Einige von ihnen, die bereits in Zeitschriften gedruckt waren, erscheinen in etwas erneuter Gestalt; der bei Weitem größte Theil des Werkes aber tritt hier zum ersten Mal vor den Leserkreis der Gebildeten. Ich wähle mit Absicht den Ausdruck „Gebildete“, weil die Aufsätze sich an alle diejenigen wenden, denen der Gang der Weltgeschichte im Großen und Ganzen nicht fremd ist. Im Gegensatz zur modernen Detailforschung, welche nur zu oft den Zusammenhang mit den höchsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft verliert, behandelt Weber mit Vorliebe Stoffe von welthistorischer Bedeutung, Personen und Ereignisse, in denen sich der Geist eines ganzen Zeitalters wieder spiegelt. Sein historisches Glaubensbekenntniß hat Weber in dem einleitenden Aufsatze: Gedanken über Geschichte und Geschichtsschreibung niedergelegt. Aus einer Betrachtung der bedeutendsten historischen Werke aller Zeiten gelangt er zu der Erkenntniß, daß nicht die Arbeitstheilung, sondern die Arbeitsvereinigung das Erstrebenswerthe sei; daß nicht die Specialgeschichte, sondern die Universalgeschichte als das letzte Ziel der historischen Wissenschaft betrachtet werden müsse. Nach ihm liegt der Werth und die Bedeutung eines historischen Werkes nicht in der erschöpfenden Fülle des Stoffes, nicht in der Menge urkundlicher Belege, sondern in dem Ordnen und Zusammenschließen der Einzelglieder zu einem gefälligen, lehrhaften Ganzen. Wir wiederholen ein von Weber citirtes, nur wenig bekanntes Gedicht von Rückert, in welchem die gleiche Ansicht zum Ausdruck kommt:

Wie die Welt läuft immer weiter,
Wird stets die Geschichte breiter.
Und uns wird, je mehr, je länger
Nöthig ein Zusammendränger.

Nicht der aus dem Schutt der Zeiten
Wähle mehr Erdärmelsteine,
Sondern der den Munder steute
Und zum Bau die Steine schicht;

Nicht das Einz'le unterdrückend,
Noch damit tollkühlich schmückend,
Sondern in des Einz'len Fülle
Vegend allgemeine Fülle;

Der gelesen Alles habe
Und festige Dichtergabe
Alar zu schildern mir das Wesen,
Der ich nicht ein Wort gelesen.

Von den folgenden Aufsätzen muß ich mich begnügen nur die Titel zu nennen: „Aus einer trüben Periode der deutschen Geschichte“, gegen Johannes Zausen gerichtet; „Jean Froissart und seine Zeit. Streif-

lichter auf das Literatur- und Gesellschaftsleben des späteren Mittelalters“; „Der Uebergangsproceß zweier Weltalters und Francois Rabelais“; „Zur Geschichte der englischen Revolutionsbewegungen n 17. Jahrhundert“; „Streiflichter auf t s 18. Jahrhundert“; „Zur Geschichte Itali ns im 19. Jahrhundert“; „Rückblicke a f die badische Revolution von 1848 und 9.“

Die zweite der oben erörtheten Schriften von Georg Weber enthält mehr, als man nach dem bescheidenen Titel; i vermuthen geneigt ist. Den Lebensga q des Verfassers kennen wir bereits aus den Abriß, welcher seit einer Reihe von Jahren dem jetzt in 20 Auflagen vorlie enden Lehrbuch der Weltgeschichte beigegeben wird. Diesen Abriß hat Weber in der Weise umgestaltet, daß die eigenen Erlbnisse den Mittelpunkt bilden, von dem aus eine belehrende Umschau über die Zeit- und Ortsgeschichte geboten wird. Spricht Weber von seiner Heimat, so benutz er dies, um die Schicksale der Pfalz zur Zeit der französischen Revolution und der Napoleonischen Herrschaft zu schildern; an die Studienjahre in Heidelberg schließen sich die interessantesten Mittheilungen über die der Romantik zugewandten Universitätskreise; wichtige Beiträge zur Gelehrtengegeschichte gewähren die Charakteristiken der Philosophen Hermann und Creuzer und des Dichters Joh. Heinr. Voss; daß auch hier wieder Schloßers ausführlich gedacht wird, wird man demjenigen nicht verdenken, der sich mit Stolz einen Schüler dieses großen Historikers nennt. Das Wanderleben des Verfassers führt uns zunächst nach Genf, aber nicht bloß in das Genf der dreißiger Jahre, sondern auch in die Zeiten Calvins und Jean Jaques Rousseaus. Und das Capitel „Italien“ ist eine Kunst- und Kulturgeschichte des Landes in nuce. Mit wirklichem Vergnügen folgt man den Ausführungen dieses geistreichen und gelehrten Führers, wohin er auch seine Schritte lenken mag; und so groß wie das Behagen, so reich ist die Belehrung, die man überall empfängt.

Die Poetik auf der Grundlage der Erfahrungsseelenlehre in zwei Bänden von Heinrich Viehoff. Herausgegeben nebst einer biographischen Skizze: Heinrich Viehoff, aus persönlichem Umgang. Von Victor Kin. Trier 1888.

Das hinterlassene Werk des verdienten Mannes ist mit den Lehrbüchern der Poetik, wie sie den meisten Lesern bekannt sein

werden, nicht auf eine Linie zu stellen. Indem Viehoff im ersten Theile die Poetik auf der empirischen Psychologie, oder, wie er sagt, der Erfahrungseelenlehre, aufbaut, würdigt er vorurtheilsfrei die Ansichten alter und neuer Philosophen, namentlich Theodor Fechner's, und weiß bei aller Wissenschaftlichkeit den Nebelregionen der Metaphysiker so fern zu bleiben und so verständlich zu schreiben, daß das Buch wirklich Geschmack an der Philosophie erweckt, was den Philosophen von Fach nicht immer gelingt. Dabei sind auch die Ergebnisse der neuesten Naturforschung berücksichtigt und mit dem Seelenleben in Verbindung gebracht. Der zweite Theil, welchen der Verfasser im Wesentlichen auf Grund seiner rühmlich bekannten früheren Arbeiten aufgebaut hat, behandelt die sprachlichen Formen der Poesie und die Lehre von den Dichtungsarten. Als die Frucht eines langen, arbeitsreichen Lebens ist das Buch nicht nur für den Lehrer des Deutschen von hohem Werthe, sondern es wird auch jedem Gebildeten den Genuß dichterischer Werke erhöhen. R. J.

Poetisches Tagebuch von Friedrich Rückert (1830—66). Aus seinem Nachlasse. Frankfurt a. M. 1888. J. D. Sauerländer. 557 S.

Was von den vielen tausend bereits gedruckten Gebichten Rückert's gilt, das gilt in noch höherem Grade von diesen durch seine Tochter pietätvoll veröffentlichten kleinen Poesien seines Greisenalters, die er selbst nicht zum Druck bestimmt hatte: wir finden manche schönen und edlen Gedanken in seiner, freilich allzuoft in's Virtuosenhafte hineinspielender Form; aber wir finden auch viele inhaltslosen Reimereien und namentlich manche mißrathenen Distichen, die besser ungedruckt geblieben wären.

Als zeit- und literargeschichtlich interessant hebe ich 10 Sonette hervor (S. 436 ff.), die Rückert als Antwort auf Glückwünsche zu seinem 75. Geburtstag (1863) nach Wien, Lüneburg, Nürnberg, Berlin, Frankfurt, Göttingen, Leipzig, Hamburg sandte. Die Aufstellung seiner Büste im Goethehause lehnt er mit folgenden Worten ab (S. 440):

„Nur Goethe soll' in Goethes Hause thronen;
Und wenn ihr sucht nach einem Nebenmanne,
So set es jener, den er fand in Weimar.“

Von beiden, die in unsres Ruhmes Kronen
Sich theilen, ist zu weissenreut die Spanne
Des Abstands bis zu weissenreut Frei und Rei-
mar!“

Möchte diese bescheidene Selbsterkenntniß, die Rückert nie gefehlt hat, auch auf das Urtheil seiner oft allzu enthusiastischen Verehrer einwirken! Nur in einer ganz beschränkten Auswahl seiner unzähligen Dichtungen kann Rückert im deutschen Publitum noch fortleben. O.

Der Rusitan von Tegernsee. Hochlandsgeschichte. Von Maximilian Schmidt. Leipzig, G. A. Liebeskind.

Der Verfasser ist ein Meister in der Schilderung des bayerischen Hochlandes und seiner Bewohner. Er weiß auch in dieser Erzählung unser Interesse bis an's Ende zu fesseln. Kernig und derb, aber treuherzig, werden uns die Hochländer in ihren Typen so plastisch vor Augen geführt, daß wir an deren Wahrhaftigkeit glauben müssen. Den Inhalt der Erzählung wollen wir nicht verrathen, der billige Preis des Buches ermöglicht Jedermann die Anschaffung; sein bleibender Werth, erhöht durch vorzügliche Ausstattung, gereicht jeder Familienbibliothek zu Aug und Zierde. mp.

Lebenskünstler. Ein Sittenbild von Gustav Schwarzkopf. Dresden und Leipzig, Heinrich Witten.

Gustav Schwarzkopf hatte sich mit seinem Erstlingswerk „die Bilanz der Ehe“ recht vortheilhaft bei der Lesewelt eingeführt und uns neugierig gemacht auf die Weiterentwicklung seines Talents. Sein neuestes Werk hat unseren Erwartungen nicht entsprochen. Lebenskünstler nennt er jene zweifelhaften Existenzen, welche es verstehen aus dem Dunkel ihres Daseins plötzlich an die Oberfläche emporzuschmelzen, um dort bei hellster Tagesbeleuchtung eine Zeit lang eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Aber nicht etwa durch hervorragende Fähigkeiten gelangen sie zu dieser dominirenden Rolle, sondern durch die mit Raffinement betriebene Kunst, aus den Schwächen der Menschen Nutzen zu ziehen, wobei sie Dinge begehen, die zwar von keinem Strafgesetzbuch vorgesehen sind, jedoch vor den Gesetzen einer höheren Moral absolut nicht bestehen können. Wir befinden uns in der Erzählung Schwarzkopfs durchweg in der schlechtesten Gesellschaft, und wenn wir ihm auch scharfe Beobachtung socialer Mißstände nicht absprechen können, so bedurfte es doch nicht der Anhäufung so vieles Materials für

seine Argumente. Der Autor wiederholt sich und langweilt dadurch den Leser. Auch sind die Contraste gar zu grell; der Verfasser läßt alle diejenigen Personen, welche mit festem Charakter und unerschütterlichen Grundsätzen ausgestattet sind, im Kampf um's Dasein zu Grunde gehen — das nennen wir nicht ein Bild des Lebens, sondern dessen Zerrbild. Wir erhoffen von dem Talent Schwarzkopfs später wieder erfreulichere Gaben.

Der schwarze Romulus. Eine Erzählung aus der Jetztzeit von Karl Gjellerup. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Karl Gjellerup gehört zu den hervorragendsten Vertretern der neuen dänischen Literatur und hat sich auf den verschiedensten Gebieten derselben in seinem Vaterlande einen gefeierten Namen gemacht, der, so weit es sich in seinen Werken um den Tagesstreit handelt, zwischen der Parteien Haß und Günst hin und her schwankt. Die vorliegende Erzählung, von Gjellerup selbst für die deutsche Ausgabe umgearbeitet, verfolgt rein künstlerische Interessen und hält sich frei von jeder Tendenz. Wir haben das Buch mit vielem Interesse gelesen; die gelungene Charakterisirung der Personen, die einfach und originell gestaltete Handlung, in welcher neben einem gefunden Realismus innige Gemüthstöne angeschlagen werden, werden das deutsche Publikum gewiß ebenso ansprechen, wie sie das dänische bereits angesprochen haben.

mz.

Mit Feuer und Schwert. Roman in vier Bänden von Heinrich Sienkiewicz, überfetzt von C. Hillebrand (Adolf Landsberger, Berlin).

Sienkiewicz war bisher nur durch kleinere Arbeiten in Deutschland bekannt. Durch die Uebersetzung des großen Romans „Mit Feuer und Schwert“ tritt er uns näher. Er ist unzweifelhaft einer der ersten Erzähler der Gegenwart. Die von Raphael Löwenfeld geschriebene Einleitung charakterisirt seine Stellung innerhalb der Literatur seines Vaterlandes so: „Polens glänzende Vergangenheit in lebendigen Bildern heraufzubeschwören, um durch sie den Vaterlandssinn zu kräftigen; all die Fehler der Vergangenheit in das grellste Licht zu rücken durch wahrheitsgetreue Schilderung der auch

heute noch nicht gehobenen Uebelstände — das ist in allgemeinsten Bezeichnung Sienkiewicz's ausgesprochenes Streben.“

Ganz besonders erweist sich die Erzfindungsgabe des Dichters als beispiellos fruchtbar. Minder bedeutend ist seine Fähigkeit der Charakterisirung; neben den etwas blassen, mehr typischen als individuellen Hauptpersonen des Romans, dem Ritter Strzetuski und seiner Geliebten Helena, treten jedoch zwei hervorragende Gestalten dem Leser entgegen: Sagloba, der schlaue, an Listen und Ränken reiche Bürgersold, und Wolodyjowski, ein äußerlich unscheinbarer Mann, der durch Entschlossenheit und Geschicklichkeit in allen Ritterkünsten die allgemeine Bewunderung erregt.

Der Roman baut sich auf dem Hintergrunde des blutigen Kosakenkrieges auf, den Schmielnicki hervorgerufen hat und der das damals schon auf dem Wege des Niedergangs befindliche Polen zum Tummelplatz der furchtbarsten Leidenschaften und einer unerfülllichen Beutegier machte. Es giebt dem Roman für den deutschen Leser einen besonderen Reiz, daß er Verhältnisse schildert, wie sie unsere Erzähler nie darstellen, und daß er überdies, seinen Stoff aus der Geschichte holend, doch nicht in eine Zeit zurückgreift, für deren Denken und Empfinden in uns kein Verständniß lebt. Sienkiewicz wird sich mit diesem Roman einen großen Leserkreis in Deutschland erwerben; er verdient ihn mehr als die vielen russischen und französischen Autoren, deren Bekanntschaft uns geschäftige Uebersetzer tagtäglich zu vermitteln bemüht sind.

av.

Moderner Todtenkranz. Kohlenstizzen von Karl Bröll. Zweite Auflage. Berlin, Adolf Landsberger. — **Bilderbuch eines Dummers.** Zweite Auflage. Berlin, Adolf Landsberger.

Karl Bröll hat sich als Politiker einen Namen gemacht. Seit Jahren wirkt er in einer bestimmten, jedem Deutschen sympathischen Richtung, und seine Thätigkeit ist auch von glücklichem Erfolge begleitet. Als Verfasser von novellistischen Stizzen kennen ihn nur die Eingeweihten; aber auch weitere Kreise werden es ihm Dank wissen, daß er dieselben jetzt in den zwei vorliegenden Bänden gesammelt hat. Karl Bröll hat eigene Gedanken und eine eigenen Stil. Er faßt, was er sieht, in: fühlendem Herzen auf und schildert es in einer

bilderreichen (manchmal vielleicht zu bilderreichen), kernigen Sprache. Die beiden Bändchen „Moderner Lobten Franz“ und „Bilderbuch eines Bummlers“ enthalten allerlei: allgemeine sociale Betrachtungen,

politische Satiren, Verflügelten unfruchtbarer Forscherarbeit u. a. Ueberall aber sehen wir ernste Lebensbetrachtung eines reifen Mannes, der sich trotz nüchternen Urtheilsgabe Ideale benahmt hat. av.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Anderson, R. B., Die erste Entdeckung von Amerika. Eine historische Skizze der Entdeckung Amerikas durch die Skandinavier. Autor. Uebers. von Mathilde Mann. — Virchow-Holtzendorff Vorträge. III. Serie. Heft 49. 50. Hamburg, I. F. Richter.

Archiv für die Gesamtinteressen des Frauen-Arbeits-, Erwerbs- und Vereinslebens im Deutschen Reiche und im Auslande. Herausg. von Amelie Sohr und Marie Loeper-Houssel. Zweiter Jahrg. 1887. Heft I. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Archivale Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg im 16. u. 17. Jahrhundert. Beiträge zur deutschen Cultur- u. Kirchengeschichte, gesammelt u. mit Anmerkungen herausgegeben.

Artaria's Universal-Administrativ-Karte der Oesterreich-ungarischen Armee mit der Einteilung des Reiches in die Territorial- und Eränzungsbezirke des k. k. Heeres und der Kriegsmarine, der k. k. und k. ungarischen Landwehr und des Landturnes. Wien, Artaria & Co.

Bibliothek der Gesamt-Literatur No. 201—210. Halle a. d. S., Otto Hensel.

Bilderbuch, kulturgeschichtliches aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Fünfter Band. Lieferung 54/56. Leipzig u. München, G. Hirth.

Bedes, K., Der deutsche Patriot Ulrich von Hutten als Ritter und Volkmann, als Dichter und Schriftsteller. Dem deutschen Volke geschildert. Mit Text-Abbildungen und Titelbild. Leipzig, Otto Spamer.

Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann-Fallersleben mit Hendrik van Wyn. Nebst anderen Briefen zur deutschen Literatur. Herausgegeben und erläutert. Bremen, C. Ed. Müller.

Böttner, Franz, Aus der Heimat. Sagen und Märchen der Halloran. Leipzig, Gustav Wolf.

Bongert, August, Hutten und Sickingen. Ein dramatisches Festspiel für das deutsche Volk. Mit drei Plänen des Festspielhauses in Kreuznach — Münster am Stein. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Berschenschaftliche Blätter. Zweiter Jahrgang. No. 1. Berlin, Carl Heymann.

Bücherschatz, Deutscher. Band 2. (Die Alffinge. Altdeutscher cultur-histor. Zeitbild. Von Marie Hanstein. Mit einführenden Worten von Felix Dahn. Zweiter Band). Eisenach, J. Bacmeister.

Daudet, Alphonse, Der Nabob. Zweiter Band. (Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Vielter Jahrgang. Band 21.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Dilling, Lars, Neue Novellen. Deutsch von Emil Jonas. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, S. Fischers Verlag.

Dornblüth, Fr., Gesundheitspflege in Hans und Familie. Praktische Beiträge zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit. Stuttgart, Carl Krabbe.

Erdmann, O., Grundzüge der deutschen Syntax.

Nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Stuttgart, Cotta. M. 3, 50.

Farina, Salvatore, Um den Glanz des Ruhmes. (Engelhorns allgemeine Roman - Bibliothek. Vielter Jahrg. Band 19.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Farner, Ulrich, Die Befreiung von Glarus. Allegorisch-dramatische Dichtung in drei Bildern. Festgabe zum fünfundertjährigen Jubiläum der Näfeler Schlacht. Glarus, Verlagsbuchhandlung von J. Vogel.

Führer, Illustrirter officieller durch die nordische Ausstellung 1888 nebst Kopenhagen und Umgebung. Einzig berechtigte und allein zum Verkauf in der Ausstellung zugelassene Deutsche Ausgabe. Kopenhagen, H. Hagerup.

Gaedertz, K. Th., Zur Kenntniss der altenglischen Bühne nebst andern Beiträgen zur Shakspere-Literatur. Mit der ersten authentischen inneren Ansicht des Schwan-Theaters in London und Nachbildung von Lucas Cranachs Pyramus und Thisbe. Bremen, C. Ed. Müller.

Ganghofer, Ludwig, Der Unfried. Ein Dorfroman. Stuttgart, Ad. Bonz & Co.

Gegen den Strom, Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. XVII. Pikante Lectüre. — XVIII. Moderne Wohlthäter. Wien, C. Gerolds Sohn.

Goethes Gedichte. Zwei Bände. Stuttgart, Carl Krabbe.

Geoggy, Amand, Ueberseische Reisen. Zürich, Verlags-Magazin.

Goldschmidt, F. u. P., Das Leben des Staatsraths Knuth. Zweite vermehrte Aufl. Mit dem Bildniss Knuths und einer Abbildung seiner Grabstätte. Berlin, Julius Springer.

Hackländer, F. W., Handel und Wandel. Mit 240 Illustrationen von A. Langhammer. Stuttgart, Carl Krabbe.

Hahn, Otto, Perpetua. Ein Trauerspiel aus der Zeit der ersten Christen. Tübingen, in Commission bei der H. Laupp'schen Verlagslandlung.

Hanulick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper“ IV. Theil.) Neue Kritiken und Schilderungen. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Hausbücher der alten Geschichte, I. Serie. Erste Abtheilung: Aegyptische Geschichte von A. Wiedemann. Supplement. Gotha, Fried. Andreas Perthes.

Heine, Heinrich, Buch der Lieder. — Neue Gedichte. Letzte Gedichte. Stuttgart, Carl Krabbe.

Hillern, Hermine von, Um Eid und Ehr'. Erzählungen aus alter Zeit. Mit Illustrationen von M. Zeno Diemer. Stuttgart, Carl Krabbe.

Higeney, A., Milkaiser Monet-Bletter. Elsiassische Märle, Sage, Erzählunge u. Schwänke. Mühlhausen, Schick & Philipp.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1887—1888. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausg. von Dr. M. Wildermann. Mit 24 in den Text gedruckten Holzschnitten. Freiburg im Breisgau, Herder.

- Jansen, K.**, Der Kampf gegen die Fremdwörter ein Kampf gegen die Welschsucht. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer.
- Jean, St.**, Lebensbeschreibung des Gregor Alexandrowitsch Potemkin des Tauriers. Als Beitrag zu der Lebensgeschichte der Kaiserin Catharina II. von Russland. Nach dem noch ungedruckten Manuscripte des Verfassers, frei aus dem Französischen übersetzt von einem seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Friedrich Rohrmel. Karlsruhe, Verlags-Verein für Wissenschaften.
- Kaiser, die deutschen von Karl dem Grossen bis Friedrich III.** 54 Bildnisse, nach Münzen, Siegeln, Denkmalern, Stichen u. Gemälden ausgeführt in reichem Gold-Farbe- u. Lichtdruck. Dazu als Textbeigabe: Geschichte Deutschlands von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von H. Buchholz. Berlin, Friedrich Pfeilstücker.
- Kinder-Gartenlaube.** Farbige illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Band V. Heft 4-8. Nürnberg, Verlag der Kindergartenlaube.
- Kindt, Aemil.** Aus der Schule geplaudert. Moderne Gesellschaftsbilder. Berlin, Freund & Jeckel.
- Kleinpaul, Rudolf.** Sprache ohne Worte. Idee einer allgem. Wissenschaft der Sprache. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Kohut, Adolph, Friedrich Wieck.** Ein Lebens- und Künstlerbild. Mit zahlreichen ungedruckten Briefen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. — Heinrich Heine u. die Frauen. Mit sechs Portraits. Berlin, Alfred H. Fried Verlag. — Naturgeschichte des Berliners, mit besonderer Bezugnahme auf diejenige der anderen Residenzler: Dresdner, Münchner, Wiener. Berlin, Hermann Lazarus Verlag.
- Kretzer, Max, Meister Timpe.** Socialer Roman. Berlin, S. Fischer.
- Logander, Ludwig.** Ein Wort für unsere Fremdwörter. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer.
- Mont, Pol de.** Aus Flandern und Brabant. Episches und Lyrisches. Uebersetzen aus dem Flämischen von Heinrich Flemmich. Freiburg i. B., Adolf Kiepert.
- Mustersammlung von Holzschritten aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern.** Berlin, Franz Lipperheide.
- Müller, Wilh.** Deutsche Geschichte bis zum Jahre 1888. Illustrierte Volksausgabe. Stuttgart, Carl Krabbe.
- Natzmer, Gneomar.** Ernst von, Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. I. Theil 1840—1848. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Noé, Heinrich.** Die Jahreszeiten. Naturbilder. Görz, Ferd. Wokulat.
- Puls, Otto.** Der wirthschaftliche Werth der Main-Canalisation und der Güterverkehr von Frankfurt am Main. Frankfurt am Main, Commissionsverlag der Alfred Neumann'schen Buchhandlung.
- Raffalovich, Arthur.** L'année économique 1887—1888. Paris, Maison Quantin.
- Rechenberg, C.** Freiherr von, Hausherr und Hausfrau. Lieferung 3. 4. Kassel, Th. Fischer.
- Reimar, W.** Berliner Kinder. Bunte Bilder aus der Reichshauptstadt. Berlin, J. J. Heine.
- Reuter, F.** Friedrich Rückert in Erlangen und Joseph Kopp. Nach Familienpapieren dargestellt zum 100jährigen Geburtstag des Dichters. Hainburg, Herm. Seipel.
- Riegel, Herm.** Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Der allgem. deutsche Sprachverein und die Errichtung einer Reichsanstalt für die deutsche Sprache. Mahraf an alle national gesinnten Deutschen. Zweite umgearb. Aufl. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.
- Rossmässler, E. A.** Die Geschichte der Erde. Vierte Auflage. Vollständig umgearb., mit neuen Illustrationen versehen und auf den Stand des heutigen Wissens gebracht von Th. Engel. Liefg. 1—11. Stuttgart, Otto Weisert.
- Rückert, Friedrich.** Poesisches Tagebuch. 1850—1866. (Aus seinem Nachlass.) Frankfurt a. M. I. D. Sauerländers Verlag.
- Sammlung gemeinnütziger Vorträge.** No. 129. Turnvater Jahrb. Prag, Verlag d. deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.
- Schiller's Gedichte.** Stuttgart, Carl Krabbe.
- Schmidt, A. S.** Neue Bismarck-Anecdoten. Mit 8 Illustrationen. Leipzig, Zangenberg & Himly.
- Schmidt, Hans.** Die letzten Menschen. Ein Sommernachtstraum. Der Schatten. Drei Märchen in Versen. Zweite Auflage. Hamburg, Gebr. Behres Verlag in Mitau, E. Behres Verlag.
- Schmidt, Maximilian.** Der Musikant von Tegernsee. Hochlandsgeschichte. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Schrattenthal, Karl.** Hypolite Taine und Julius Schœrez. Eisenach, J. Bacmeister.
- Schtchedrin, N.** (M. J. Saltykow.) Des Lebens Kleinigkeiten. Bilder und Typen aus dem Russischen Leben. Autorische Uebersetzung von Johannes Eckardt. Hamburg, Gebr. Behres Verlag.
- Schwab, Gottfr.** Tisiphone. Eine Geschichte aus dem Dekumatlande. Stuttgart, Ad. Benz & Co.
- Tolstoi, Graf Leo.** Zwei Erzählungen. Albert. Eine Winterfahrt. Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischer.
- Uzanne, Octave.** Les Zigsags d'un Curieux. Causeries sur l'art des livres et la littérature d'art. Paris, Maison Quantin.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Band XV. No. 4. u. 5. Berlin, Dietrich Reimer.
- Volkslieder deutsche aus Böhmen.** Redigirt von Alois Hruschka u. Wendelin Tischer. I. Lieferung. Prag, Verlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.
- Zeitschrift, der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Herausg. von A. von Danckelmann. 23. Band. 3. u. 4. Heft. Berlin, Dietrich Reimer.
- *** **Marie Charlotte.** Unausgesprochene Liebe u. ander. Novellen. Stuttgart, Carl Krabbe.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottländer in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1888^{er}. Frische Füllung. 1888^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn . .	40 "
Schlossbrunn	41 ⁸ "
Theresebrunn	47 ¹ "
Kaiserbrunn . .	47 ³ "
Marktbrunn . .	34 ⁵ "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser-Karl-Qu.	33 ⁴ "
Kaiserbrunn . .	39 ¹ "

— † —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseseische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

Die Füllingen am Apollinaris-Brunnen

(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen im

Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,

UND REMAGEN A. RHEIN.



Band 46. — Heft 138.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

September 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

Das *Mittheilung* *aus* *der* *Redaction*

September 1888.

Inhalt.

	Seite
Josef Weilen in Wien. Während der Fahrt. Eine Erzählung.....	277
Dietrich Schäfer in Breslau. Das neue Deutschland und seine Kaiser.....	294
Jacob v. Falke in Wien. Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses. II.....	331
Paul Lindau in Berlin. Auf die Spitze!	347
Eriz Förster in München. Jean Paul in Weimar. Nach Originalbriefen.....	352
Kurd Laßwitz in Gotha. Mirag. Träume eines modernen Geistessehers, erläutert durch Träume moderner Metaphysik	381
Bibliographie.	397
<small>Kaiser Wilhelm und seine Zeit. (Mit Illustrationen.) — „Zwei Seelen.“ Roman von Rudolph Lindau. — Professoren und Studenten auf der Bühne. — Zur Geschichte Katharinas von Westfalen.</small>	
Bibliographische Notizen.	409

Hierzu ein Portrait von Josef Weilen.
Radirung von Joh. Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirt oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLVI (Juli bis September 1888), wie auch zu den früheren Bänden I—XLV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

..... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV.

elegant broschirt zum Preise von *M* 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M* 8.— pro Band.

..... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137

zum Preise von *M* 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XLVI. (Juli bis

September 1888)

..... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV.

zum Preise von *M* 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

.....
Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

1000



Portrait of J. Weiler

J. Weiler



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

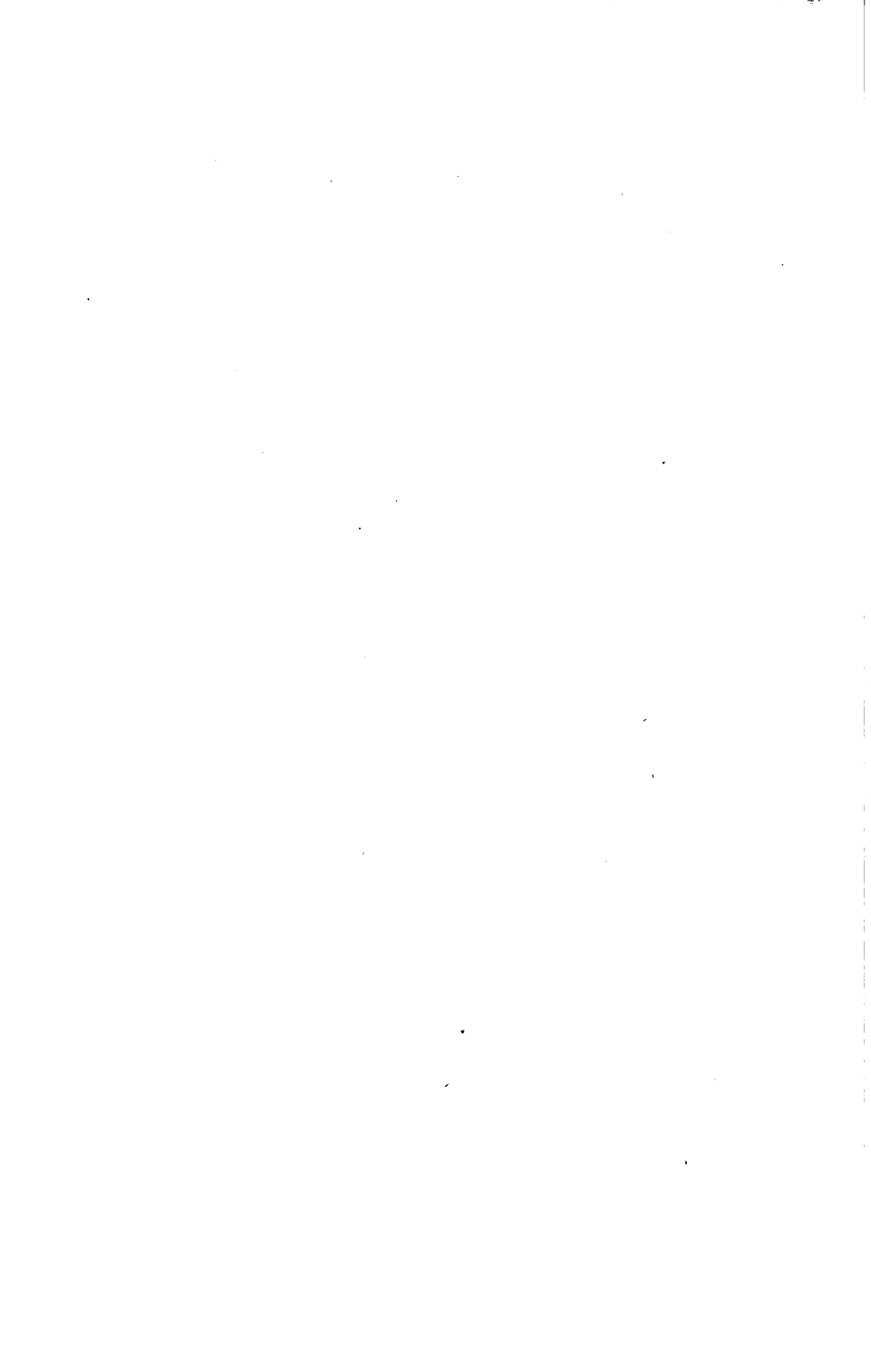
XLVI. Band. — September 1888. — Heft 138.

(Mit einem Portrait in Radirung: Josef Weilen.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Während der Fahrt.

Eine Erzählung.

Von

Josef Weilen.

— Wien. —



in dunkelgrauer feuchter Novembernebel hatte sich mit schwerfälliger Behaglichkeit, als ob er vom Plaze nicht sobald wieder zu rücken beabsichtige, auf das weit gedehnte Thal hingelagert, in welchem die Landeshauptstadt von Steiermark an beiden Ufern der Mur, das vielgefeierte Graz, sich ausbreitet.

Ich hatte dort einige genussreiche Tage verlebt; dienstliche Verrichtungen, die mich dahin geführt, waren durch oftmaliges Beisammensein mit lieben Freunden auf das Erfreulichste unterbrochen worden. Das unaufschiebbare Abschiednehmen wurde mir so schwer gemacht, daß ich den letzten Händedruck über alle Reisevorsicht hinaus verzögerte. Nicht ein Augenblick war mehr zu verlieren; durch Nebel und rieselnde Rässe mußte ich dem Bahnhof mit keuchender Hast zueilen, wollte ich den Sitzzug, der 4 Uhr Nachmittags nach Wien abging, noch erreichen. Einige Freunde ließen es sich nicht nehmen, nebenher im Dauerlaufe trabend, mir bis zum Bahnhof und an der Kasse vorbei, bis zur Halle, wo eben das dritte Glockenzeichen zur Abfahrt ertönte, das Geleite zu geben.

Ich fand nur noch Zeit in ein offenes Coupé zu springen, die Thüre hastig zuzwerfen, „lebt wohl! Auf baldiges Wiedersehen in Wien!“ den mir zuwinkenden Freunden nachzurufen — ein polsternder Knack des Waggons, ein schriller Ton der Locomotiv-Pfeife, und vorwärts ging es, in die trostlos nebelumhüllte Landschaft hinaus.

Als ich eine Zeitlang durch das offene Fenster in den undurchbringlichen Nebel gestarrt und es mich zu frösteln begann, lehnte ich mich auf meinen Sitz zurück und hielt Umschau in dem Coupéraum, in welchem ich mich hineingeschwungen hatte.

Ich war nicht allein.

Bei dem zweifelhaften flackernden Lampenlicht sah ich mir gegenüber einen Mann sitzen, der, in einem dunklen Rock eingehüllt, eine Pelzmütze auf dem Kopfe, vor sich hin starrte. Meinen freundlichen Gruß: „Guten Abend“ erwiderte er kurz und kalt, ohne mich weiter zu beachten, ohne die glimmende Cigarre aus dem Munde zu nehmen. —

Wenn ich bei unfreundlichem Wetter, das keinen Ausblick gestattet, in Eisenbahncoupé eingepfercht bin, so pflege ich mir die Zeit meist zu kürzen, indem ich meine zufälligen Reisegegnossen in's Auge fasse, beobachte und ihren Lebensberuf und ihre gesellschaftliche Stellung zu errathen suche.

So wandte ich jetzt, nachdem Graz schon lange hinter uns lag und wir uns dem Knotenpunkte Bruck an der Mur näherten, dem ernst vor sich hinblickenden schweigenden Gegenüber meine ihn insgeheim durchforschende Aufmerksamkeit zu.

Das kurzgeschnittene Haar, der wohlgepflegte Schnurr- und Wangenbart, welcher das Kinn frei ließ, die einfache, dem Körper stramm angepasste Gewandung, ließen auf einen Mann von Accurateffe und Ordnungsliebe; die stolze Haltung, das hoch erhobene Haupt, die streng geschlossenen Lippen auf eine Persönlichkeit schließen, welche aufhorchende Untergebene unter sich zu sehen und ihnen jeden Widerspruch ausschließende Befehle zu ertheilen gewohnt war. Ich hatte zweifellos einen höheren Militär, einen in Ruhestand versetzten Offizier, einen einstigen Regiments-Commandanten vor mir, der die reizende Stadt an der Mur, welche man scherzend Pensionopolis zu nennen pflegt, zu bleibendem Aufenthalt für seine letzten Lebenstage gewählt. Ich knüpfte, mir Gewißheit für meine scharfsinnige unbezweifelbare Vermuthung alsobald zu holen, dem Fremden näher rückend, indem ich Feuer für meine Cigarre erbat, ein Gespräch mit ihm an.

„In Graz leben wohl viele Offiziere, die sich von dem ermüdenden Waffendienste zurückgezogen haben?“

Mein Gefährte sah mich fest, aber nicht unfreundlich an und erwiderte: „O ja! Sehr viele“ und setzte nach kurzer Pause hinzu: „Es findet sich gewiß unter ihnen Mancher, der noch fähig wäre dem Staate weitere gute Dienste zu leisten.“

Diese Erwiderung schien meiner Ahnung vollste Gewißheit zu geben. Ich hatte einen gegen seinen Willen in Ruhestand versetzten Offizier vor mir, der die Empfindung in sich trug, daß ihm schweres Unrecht geschehen und der, so argumentirte ich weiter, jetzt nach Wien, in die Reichsmetropole sich begiebt, dort Klage zu führen, einflussreiche Persönlichkeiten in Bewegung zu setzen, um das ihm widerfahrene Unrecht rückgängig zu machen.

Und so unfehlbar und sicher wählte ich mich auf dieser meiner Fahrt, daß ich mich über unsere gegenwärtige Militärverwaltung, über die überhastete Umwandlung der Wehrverfassung, über das Heißeischieben bewährter älterer Kräfte zu Gunsten junger unerfahrener Streber, welche die Kriegsschule kaum absolvirt haben, in bitteren Bemerkungen erging, welche natürlich bei meinem Gegenüber vollkommenste Uebereinstimmung wecken und voraussichtlich ihm die Zunge lösen mußten.

Aber seltsam! Er schwieg; schwieg hartnäckig, widersprach nicht, raifonnirte nicht! Das letzte entschied! Ich mußte mich getäuscht haben. Ich reiste mit keinem, weder activen noch pensionirten österreichischen Offizier.

Mein Gegenüber hatte, nachdem er die Cigarre in die am Fenster angebrachte Metallschale gesteckt, die Hände über der Brust gekreuzt und sich bequem in die weichen Polster zurückgelehnt.

Und ich blickte wieder prüfend, forschend, ja geradezu gereizt zu ihm hinüber, als hätte er mir ein Unrecht angethan, daß er sich mir nicht als Offizier im Ruhestande enthüllt.

Wenn nicht Offizier, was konnte er sonst sein? Diese stark hervortretende Stirne, diese streng blickenden grauen Augen, die Lippen zusammengepreßt, das trozig feste Kinn — wie hatte ich doch nur einen Augenblick eine andere Vermuthung hegen können, als daß ich einen Justizbeamten zum Reisegefährten habe, einen Vertreter der Themis, der gewohnt Verbrechern, ihr Innerstes durchwühlend, in's Auge zu sehen und laut mit metallener Stimme zu verkünden: „Im Namen des Kaisers, erkenne ich zu Recht u. s. w.“

Und ich begann rasch, nahezu erleichtert und innerlich beruhigt, näher rückend, ein Gespräch, welches mir zweifellose Gewißheit verschaffen und meine oft bewährte Divinationsgabe diesmal wieder zu Ehren bringen sollte.

Ich bedauerte, daß man bei dem gegenwärtig in Oesterreich herrschenden politischen System begonnen habe, auch in der Justizpflege die sprachliche Gleichberechtigung durchführen zu wollen. Die Nachtheile, die eintreten müßten, setzte ich, wie ich mir wenigstens einbildete, mit ebensoviel Wärme als Klarheit auseinander; wie sehr zu fürchten wäre, daß der Richter künftighin bei uns im Linguisten untergehen werde u. s. w. Darauf mußte er eingehen, darauf mußte er als ein Mann des Rechts, sei es zustimmend sei es widerlegend, antworten.

Und abermals wurde mir eine demüthigende Enttäuschung. Ob bei den österreichischen Landes- und Oberlandesgerichten die Entscheidungen künftig bloß in deutscher oder auch in einer andern landesüblichen Sprache ausgefertigt würden, das schien meinem Reisegefährten nicht im Geringsten nahe zu gehen. Er war kein Justizbeamter.

Mich machte mein abermaliges Fehlgreifen noch hartnäckiger. Es war mir geradezu eine Marter nicht herausklügeln zu können: wer es sei, welchem Stande derjenige angehöre, mit welchem ich bereits durch mehr als zwei Stunden das Coupé theilte.

Mittlerweile keuchte die Locomotive mit stoßweisen schweren Athemzügen durch den Tunnel, der auf die Höhe des Semmering führte; dort, an der Vergessscheide zwischen Steiermark und Niederösterreich, begann die Nebel- und Dunsthülle nach und nach auseinander zu reißen, und einzelne Sterne glitzerten an der bläulich-schimmernden Himmelsdecke hervor.

Nachdem ich über den wunderbaren Bau der Semmeringbahn einige preisende Worte hingeworfen, griff ich zu einem letzten Mittel. Ich begann von mir, von meinen Lebensverhältnissen, meinen gesellschaftlichen Beziehungen zu erzählen. Offenheit und Vertrauen von der einen Seite, dieses Mittel hat sich mir bis jetzt noch immer bewährt, lockt endlich auch Mittheilbarkeit von der andern Seite hervor.

Wie wenn man an einem kunstvoll gearbeiteten, wohlverschlossenen Schreine, in welchem man geheime Läden und Fächer vermutet, lange neugierig und vergeblich tappend herum greift, bis man endlich zufällig an die richtige Stelle geräth, an diese drückt und ein Räderwerk sich in Bewegung setzt und das lang geborgene Innere aufklappt und Fach um Fach sich öffnet, so kann man oft durch ein zufällig hingeworfenes Wort selbst den Verschlossensten bewegen, fast gegen seinen Willen, sich zu eröffnen und sein Inneres bloß zu legen.

Ich erzählte von Graz und den genussreichen Tagen, die ich dort verlebte. Ich vertraute ihm an, was mich dahin geführt, mit welchen lieben Menschen mich dort ein freundlicher Zufall bekannt gemacht.

Er hörte mir zu, mit einer Aufmerksamkeit, deren Quelle offenbar nur die Höflichkeit war. Besonders zu interessiren, schien ihn all das, was ich ihm mittheilte, nicht. Auf die Gefahr hin, aufbringlich zu erscheinen, schwagte ich aber weiter: daß ich gerne noch einige Tage geblieben wäre, daß aber das Ausbleiben aller Nachrichten von den Meinigen in Wien mich besorgt gemacht. Ohne Zweifel trägt die Unaufmerksamkeit und Nachlässigkeit der Post, sei es in Graz, sei es in Wien, die Schuld. Ja, unsere Post! Wer sich auf diese verlassen könnte!

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als mein Reisegefährte in sichtlichlicher Erregung, sich aufrichtete und hastig und scharf mir zurief: „Da haben Sie sehr Unrecht mein Herr! Unsere Post ist gut und verlässlich. Unsere Postbeamten pflichtgetreu, gewissenhaft und aufopfernd!“

Was war das? Sollte ich zufällig die Stelle gefunden haben, welche diese bisher verschlossene Individualität mir zu eröffnen vermöchte?

Ich versuchte nun eine Reihe von Erfahrungen, eigene und fremde, auszukramen, welche sammt und sonders sich um der Post anvertraute Briefe bewegten, die entweder gar nicht oder nicht rechtzeitig eingelangt waren.

„Das ist meist leeres Gerede,“ unterbrach mich mein Reisegefährte, „und wenn man der Sache nachgeht, stellt es sich fast immer heraus, daß entweder falsche Adressirung oder Vergesslichkeit des Absenders die Schuld tragen.“ Und dann begann er — der Mann war wie umgewandelt, das

Geficht belebt, die Worte entströmten berebt seinen Lippen — dann begann er zu schildern, mit welcher Aufopferung und Pünktlichkeit die Tausende von Postbediensteten, meist kärglich besoldet, der Eine vom frühen Morgen bis zur eintretenden Nacht, der Andere die Nacht hindurch bis zum Morgen grauen, ihres schweren Amtes walten. „Ich kann und muß ein solches Ehrenzeugniß den österreichischen Postbeamten geben. Seit dreißig Jahren diene ich selbst in dieser Branche im Handelsministerium, und seit zehn Jahren bereise ich die ganze Monarchie und inspicire die Postämter in allen Kronländern.“

Der Mann war warm geworden bei dieser Rede, und sein früher so hartes und ausdrucksloses Gesicht begann zu leben.

„Lassen Sie mich freimüthig gestehen,“ erwiderte ich, „daß unter allen, die in den Staatsdienst treten, ich immer die bei den Postämtern Angestellten am meisten bedauert habe. Das ganze Leben hindurch mit Couverts umhüllte Geheimnisse durch die Hand laufen lassen zu müssen, sie ordnen und erpediren — wie langweilig und peinlich zugleich muß dies sein.“

„Da sind Sie sehr im Irrthum mein Herr, sehr im Irrthum! Ich hänge mit Begeisterung an dem Berufe, den ich mir erwählt, und in jeder der dienstlichen Stellungen, die ich eingenommen, habe ich nicht nur in einer strengen Pflichterfüllung die innigste Befriedigung gefunden, sondern auch manche oft unerwartete und meist erhebende Lebenserfahrung gemacht. Vor circa 20 Jahren hatte ich den Postboten-Dienst auf dem flachen Lande in's Leben gerufen, und es war meine Aufgabe, die Boten, welche beim nächsten Postamte Briefe und Päckete holten und diese oft in einem Umkreise von drei bis vier Stunden in wenig bewohnte Gebirgs-Gegenden auszutragen hatten, zu überwachen. Um mich zu überzeugen, ob diese kärg besoldeten Leute auch ordnungsmäßig ihren Dienst versähen, gesellte ich mich, dessen amtliche Stellung ihnen unbekannt blieb, als ein zufälliger Reisender ihnen bei. Welche köstlichen Erfahrungen habe ich da gemacht, welche belehrenden Blicke in das Leben der ländlichen Bevölkerung geworfen!“

Und mit einer Lebhaftigkeit, einer Wärme, die ich dem trockenen ernstern Beamten niemals zugetraut hätte, entwarf er mir eine nahezu poetische Schilderung von einem der Wandertage, wie er sie, an der Seite eines ländlichen Postboten schreitend, erlebt. Wie hier ein altes Mütterchen ihnen entgegengewankt kam und mit zitternden Händen das Schreiben des Sohnes aus einer fernen Garnisonsstadt erfaßte; wie dort ein kleiner Kaufmann froh aufathmete, als der Postbote beim Vorübergehen ihm zurief: „Heute ist nichts für Euch da!“ — denn er hatte einen bösen Mahnbrief erwartet; wie hinter dem Dorfe unter dem Busche eine blondhaarige Dirne lugte und freudig aufjauchzte, als ihr ein Briefchen des heimlich Geliebten zugesteckt wurde, das sie rasch unter ihrem Busentuche verbarg. Eine ganze Reihe interessanter und lebenswarmer Scenen führte mein Begleiter vor meinen Augen vorüber und schloß mit den Worten: „Sie sehen, mein

Herr, das Leben eines Postbediensteten ist nicht so nüchtern und trocken, als Sie es sich vorgestellt hatten; auch in ihm liegt, wie in jedem Berufe, den man mit voller Seele erfährt, innere Befriedigung und geistige Erfrischung, also auch Poesie.“

Während dieser Schilderung, die mich fesselte, der ich mit vollster Aufmerksamkeit folgte, waren wir die Semmeringhöhe durch Tunneln und über breite hochgetürmte Viaducte hinabgerollt, hatten bereits Payerbach und Gloggnitz hinter uns und näherten uns dem industriereichen Markte Neunkirchen. — Die Nebel, welche in Steiermark jede Aussicht behindert hatten, waren vollkommen weggefegt; am reinen Himmel, inmitten von schimmernden Sternen, glänzte der Vollmond und breitete sein Licht über die sich immer mehr verflachende Landschaft aus.

Mein Reisegefährte, der eine Zeit lang schweigend hinaus gesehen, wandte sich plötzlich zu mir mit der Frage: „Sehen Sie den spitzen Kirchturm, welcher dort am Saume eines Hügels sich erhebt? — An den Markt, der um jene Kirche sich breitet, knüpft sich für mich eine unvergeßliche Erinnerung. Soll ich Ihnen dieselbe erzählen? Ermüde ich Sie nicht?“

Ich versicherte ihm, daß mich Alles, was er mir bisher erzählt, auf das Höchste interessirt habe. Er war gerne zu weiteren Mittheilungen bereit.

Der Schweigame und Verschliffene, wenn ihm nur erst einmal die Zunge gelöst ist und wenn das, was er mitzutheilen hat, ihm am Herzen liegt, ist dann gewöhnlich auch der Unermülichste.

Und mein Reisegefährte begann: „Es dürfte Ihnen wohl noch in Erinnerung sein, wie es bei uns in Oesterreich im Frühjahr 1873 aussah. Der Eröffnung der Weltausstellung am 1. Mai folgte wenige Tage später jene Börsenkatastrophe, welche plötzlich vor aller Welt, Schrecken erregend, enthüllte, wie hohl der Boden war, auf dem unser gepriesener, volkswirtschaftlicher Aufschwung sich seit Jahren aufgebaut, und welche unglaublich weiten Kreise der Börsenschwindel, die Sucht arbeitslos sich zu bereichern, in seine Nebe gezogen hatte; und mit jedem neuen Opfer, dessen Name an die Deffentlichkeit trat, wuchs das allgemeine Mißtrauen, die allgemeine Unsicherheit, und die maßlos hervortretende Verdächtigung.“

Ich habe Ihnen bereits meine Ueberzeugung ausgesprochen, wie sehr ich unsere Postbeamten für verläßlich und pflichtgetreu halte. Das Miasma war aber dazumal zu ansteckend, die Verlockung zu mühelosem Erwerbe zu stark gewesen, als daß nicht auch die unserem Ressort Angehörenden von dem allgemeinen Schwindel erfaßt worden wären.

Eines Vormittags, es war in den ersten Junitagen, wurde ich in das Cabinet meines damaligen Chefs — ich selbst nahm dazumal noch eine untergeordnete Stellung ein — gerufen. Ich habe für Sie,“ sagte mit ernster Miene mein wohlwollender Vorgesetzter, „ich habe für Sie eine unangenehme Mission, die ich Ihnen aber nicht ersparen kann. College N., welcher die Postämter

in der Umgebung Wiens zu inspiciren hat, ist seit dem letzten fatalen Begebnisse in nervöser Aufregung und mußte beurlaubt werden. Sie müssen an seiner Statt nach B“

„Ist dies jener Markt am Fuße des Gebirges, von welchem eben einige Lichter herüberschimmern?“ unterbrach ich den Erzähler.

„Derjelbe,“ erwiderte er, und die Hand an die Stirn legend, flüsterte er: „Wie lebendig tritt mir alles wieder in Erinnerung, was ich dort erlebt! — Mein Chef gab mir den Auftrag, wo möglich noch im Laufe desjebigen Vormittags in Begleitung eines in Civil verkleideten Polizeibeamten mich dahin zu begeben. Es wären von höchst verlässlicher Seite Anzeigen gekommen, daß der dortige Postleiter sich mit an dem Börsenspiele bethelligt, natürlich in letzter Zeit große Verluste erlitten und diese Verluste, um für die Zukunft sich eine Chance zu sichern, auf irgend eine Weise beglichen hätte. Da derselbe aber, wie allgemein bekannt, kein eigenes Vermögen besitze, so sei zu fürchten, daß er die Börsendifferenz aus Mitteln der Amtskasse gedeckt haben könnte. — Darüber sollte ich mir Gewißheit verschaffen, rasch, klug und vorsichtig handeln und jedes unerwünschte Aufsehen vermeiden.“

„Das Beste ist, Sie machen sich gleich auf den Weg“ — mit diesen Worten reichte mir mein Chef die Hand und ich war entlassen.

Peinlicheres konnte mir nicht leicht übertragen werden als diese Mission. Das fatale Begegniß des Collegen N., auf welches mein Chef angespielt, war mir nur zu wohlbekannt. Er hatte in ähnlicher Mission vor kaum 14 Tagen die Postamtskanzlei in der Nähe der Station Baden betreten. Und kaum hatte er sich dem Postamtsleiter als Revisor legitimirt und die Einsicht in die Bücher und die Schlüssel der Amtskasse verlangt, als dieser, ein gewesener Offizier, eine Pistole hervorzog, den Lauf an die Schläfe setzte und sich eine Kugel durch den Kopf jagte. Das hervorschießende Blut hatte meinen Collegen, der vor Entsetzen zu Boden gesunken war, überströmt, und von dieser Dienstreise war er in's Bureau in einer so aufgeregten überreizten Stimmung zurückgekehrt, daß Nichts übrig blieb, als ihn für unbestimmte Zeit aller Dienstesverpflichtungen zu entheben. Und zu einer ähnlichen Mission in einer Zeit, wo alles in Aufregung war, wo Morde und Selbstmorde in erschreckender Weise sich folgten, war ich jetzt auserselbst!“

„Ich begreife, daß Sie nicht ohne bange Ahnung, nicht ohne ernste Befürchtung sich auf den Weg machen konnten,“ warf ich theilnahmevoll ein.

„So war es auch in der That. Ich verschone Sie mit der Schilderung der Vorsichtsmaßregeln, die ich mir zurechtlegte, mit Aufzählung der strengen Weisungen, die ich meinem Begleiter erteilte. — Um die zweite Nachmittagsstunde kamen wir dort in dem Markte an, stiegen im Gasthose ab, ließen unseren Wagen dort und begaben uns zu Fuß nach dem

freundlichen ebenerdigen Gebäude, das man mir als Sitz des Postamtes bezeichnete. Lindenbäume, unter welchen zwei reizende Kinder, Mädchen, blondhaarig, rothbackig und blauäugig, im Alter zwischen vier und fünf Jahren spielten, standen vor dem Hause. Aus dem geöffneten Fenster rechts steckte eine junge Frau, offenbar die Mutter der Kinder, den Kopf neugierig heraus und grüßte uns voll Anmuth und Freundlichkeit. Wir traten in das Haus und wendeten uns zur Thüre links, auf welcher die Aufschrift „Amtsstunden von 8 bis 12 und von 2 bis 6 Uhr“ das Postbureau bezeichnete. Bevor ich die Thür öffnete, sah ich nochmals meinen Begleiter bedeutungsvoll, zur Vorsicht mahnend, an und dann traten wir rasch in die niedere, reinlich gehaltene, dem Postdienst gewidmete Stube. Bei meinem Eintritt wandte der Mann, der an dem mit Papieren, Briefen und Dienstbüchern bedeckten Tische saß, den Kopf uns zu. Ich nahm mir, ehe ich mich vorstellte, Zeit, ihn genau anzusehen. Er mochte im Alter von 30 Jahren sein; die Stirne war niedrig, der Blick etwas unstät, der Gesichtsausdruck gutmüthig; das braune Haar trug er kurz geschnitten, und ein in der Farbe nahezu blonder Vollbart umschloß Wangen und Kinn.

„Sie wünschen?“ fragte er in jenem raschen Tone, mit welchem man Geschäftliches abzumachen pflegt. Ich nannte meinen Namen, meine dienstliche Stellung, und daß ich Bücher und Cassa zu revidiren, hierher beordert sei und wies meine amtliche Beglaubigung vor. Er erhob sich rasch. Seine Haltung war eine sichere, stramme; man sah ihm den ehemaligen Militär an. Doch kam kein Wort über seine Lippen. War es Täuschung, daß sein Mund zuckte, seine Wangen bleicher wurden, daß er ängstlich, wie hilfesuchend um sich blickte? Und endlich sprach er, doch klang es heiser und gepreßt. Dieser Ton stimmte nicht zu seiner kräftigen Erscheinung, die mich ein volles klingendes Organ hätte erwarten lassen.

„Ich stehe zu Ihren Diensten,“ sagte er sich verneigend und legte mir das Tagesjournal, das Verzeichniß der eingelangten und abgefertigten recommandirten und Geldbriefe, sowie das Hauptcassabuch auf dem Schreibtische zurecht. — Ich nahm den Sessel ein, den er mir einräumte, und indem ich meinen Begleiter, der im Hintergrunde stehen geblieben war, mit einem raschen Seitenblicke nochmals zur Achtbarkeit aufforderte, sah ich die mir vorgelegten Ausweise durch, überzeugte mich von der vorschriftsmäßigen pünktlichen Gebahrung, erfreute mich an den festen schönen Schriftzügen, mit welchen alles eingezeichnet war, und nahm dann, als das Wichtigste, eigentlich einzig Entscheidende, das Buch, in welchem Einnahmen und Ausgaben verzeichnet waren, zur Hand. In bester Ordnung war dieses Buch geführt: Ziffer hinter Ziffer gereiht, fest und sicher, wie auf dem Paradeplatze bei einer Revue in wohlgeordneter Zeile ein Soldat hinter dem anderen unbeweglich steht; und als ich Seite um Seite summirte und endlich das Facit zog, schien Alles, im Buche wenigstens, in vollster Ordnung zu sein.

Während dieser meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Arbeit stand der junge Postmeister hinter mir. Ich hätte seine Anwesenheit nahezu vergessen, wenn nicht sein keuchender Athem mich von Zeit zu Zeit an ihn gemahnt hätte. —

„Alles nach Vorschrift!“ sagte ich. „Geradezu musterhaft!“ — Ein Lächeln der Befriedigung erhellte sein Antlitz. „So können Sie zu dem heutigen Datum Ihre Namensfertigung in die Bücher setzen und bestätigen, daß Sie alles richtig gefunden“ — warf er hastig hin.

„Noch nicht“ entgegnete ich. „Erst müssen Sie mich die Tages-Kasse prüfen lassen und mir dort die Kasse (ich wies nach einem dunkeln eisenbeschlagenen Kasten in der Ecke) öffnen, um mich zu überzeugen, ob Vaarvorrath und Rechnungsausweise sich auch vollkommen decken.“ — Er zuckte, wie mir schien, zusammen und krallte die Hände in einander.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre. Die beiden Kinder, die vor dem Hause gespielt, springen mit dem jubelnden Rufe „Papa“ ins Zimmer, und hinter ihnen kommt jene junge anmuthige rothwangige Frau, mittelgroß und hellblond, die ich bereits am Fenster gesehen, offenbar die Frau des Postmeisters. — Der junge Mann wehrt die sich an ihn drängenden Kinder ab, ruft der jungen Frau, die, wie es scheint, verwundert und nicht ohne Besorgniß mich ins Auge gefaßt hatte, zu: Sie möge nur schnell die Kinder wieder hinausführen, er habe zu thun.

Die Mutter faßte die Hände der Kleinen, zog sie mit sich fort und warf, ehe sie die Thür schloß, noch einen scheuen ängstlichen Blick auf ihren Mann. — Wir drei waren wieder allein.

Nach einer Pause erwartungsvollen Schweigens von meiner Seite, jagte ich, das Cassa-Journal mit den Augen streifend: Nach diesem Rechnungsabschlusse müßten sich 6742 Gulden 48 Kr. in der Postkasse vorfinden.“

„6742 Gulden 48 Kr.“ wiederholte der Postleiter.

„Wollen Sie mir den Schlüssel geben, damit ich die Kasse öffne und mich überzeuge, daß diese Summe auch ordnungsmäßig vorhanden ist.“

„Den Schlüssel? ja den Schlüssel!“ flüsterte der junge Mann, griff wie tastend nach dem Kopf, nach der Brust und zog ihn endlich aus der Schublade des Schreibtisches hervor.

„Bei diesem ängstlichen Benehmen des Mannes trat mir, zu meinem Leidwesen, die Befürchtung: es dürfte sich nicht alles in Ordnung finden, nur zu deutlich entgegen. Ich steckte langsam den Schlüssel in die Kasse und sah dabei meinen Begleiter an, der seine Blicke unverwandt und scharf beobachtend auf den Postmeister gerichtet hielt.

Jetzt begann ich die in der Kasse liegenden Staats- und Bank-Noten herauszunehmen, nach ihrem Werthe zu ordnen und sie abzuführen. Es waren schon nach dem ersten flüchtigen Ueberblick weniger als ich dort zu finden erwarten mußte. — „Ist hier Alles?“ fragte ich den jungen Postmeister,

welcher auf seinen Sessel niedergesunken, den Kopf zu Boden neigte und wie geistesabwesend um sich blickte. — „Haben Sie vielleicht einen Theil des Geldes anderswo bewahrt?“ Er sah mich so verzweifelnd an, daß er mein tiefstes Mitleid erregte.

Ich zählte und zählte, zeichnete jede Gattung Noten auf, die durch meine Hand gegangen, rechnete die Summen zusammen, und es ergab sich, ein Irrthum war nicht möglich, daß von den 6742 Gulden die sich in der Kasse hätten vorfinden sollen, nahezu 5000 Gulden fehlten. — „Unglücksmensch!“ rief ich. „Wo ist die Ihnen vom Staate anvertraute Summe? Was haben Sie mit dem Gelde gemacht?“

„Ich bin verloren!“ stöhnte er und schlug sich verzweifelnd mit der flachen Hand vor die Stirne.

So laut hatte er diese Worte gerufen, daß die Thür sich öffnete und seine Frau, die vielleicht an derselben lauschend schon längere Zeit gestanden haben mochte, in das Zimmer stürzte.

Aus den früher so sanft gerötheten Wangen war jeder Blutstropfen gewichen, unfägliche Angst blickte aus ihren Augen, und mit den Worten: „Andreas! es ist nicht möglich! Mein Gott! Was hast du gethan?“ — eilte sie auf ihren Gatten zu und presste seinen Kopf an ihre Brust.

„Reich wollte ich werden, ich wollte besser für Dich und die Kinder sorgen können,“ nurrmelte er dumpf — „und habe jetzt uns alle elend gemacht.“

Die Frau ließ ihren Mann fahren und trat auf mich zu, der ich mit aufrichtigem Mitgefühl auf die Beiden blickte. Mein Gott, wie viele ähnliche Scenen mochte die jüngste Zeit allerorts bei uns gesehen haben! — Entschiedenheit und Entschlossenheit lag in dem Tone, mit welchem die Frau mich fragte: „Mein Herr! Wozu sind Sie hier? Was wollen Sie jetzt mit meinem Manne beginnen?“

Ich zuckte die Achseln und sagte in mildestem Tone:

„Liebe Frau, es ist das Beste, Sie entfernen sich aus dem Zimmer und lassen mich mit Ihrem Gatten allein.“

„Entfernen! und allein lassen?“ erwiderte sie. „Ich habe mir meinen Mann schwer genug errungen, frohe Tage mit ihm verlebt und sollte ihn jetzt in dieser Unglücksstunde — denn hat er gefehlt, hat er es nur mir und den Kindern zu Liebe gethan — mit einem mitleidlosen Fremden allein lassen?“ Und wie drohend sich vor mir stellend, rief sie: „Was, mein Herr, werden Sie jetzt vornehmen?“

„Ich muß zuerst ein Protocoll über den Thatbestand, mit genauem Nachweis der Summe, die in der Kasse fehlt, verfassen und dieses Protocoll wird Ihr Mann unterfertigen.“

„Und dann?“

„Werde ich nach Wien telegraphiren, damit Jemand zur provisorischen Uebernahme des Postamtes sogleich hierher beordert werde.“

„Und dann? Was werden Sie mit meinem Manne dann thun?“

„Ihn mit mir nehmen.“

„Mitnehmen?“ schrie sie auf. „Von Weib und Kindern reißen und ihn als Verbrecher dem Gerichte überliefern?“

Ich gab keine Antwort. Ich hatte nicht die Kraft, der Kernsten in's Antlitz zu sehen. — Eine tiefe Stille war jetzt im Gemache. — Der unglückliche junge Mann saß noch immer regungs- und fassungslos und unbeweglich; jammern und schluchzend stand die Frau vor mir.

Plötzlich erfaßte sie meine Hände, und im Tone tiefster Verzweiflung, der mir das Herz durchschnitt, schrie sie:

„Herr, haben Sie Erbarmen! Machen Sie nicht ihn, nicht uns für alle Zeit unglücklich. Gibt es denn gar keine Rettung für uns?“

Der Erzähler machte hier eine Pause. —

Unser Zug war eben in Wiener-Neustadt angelangt. Waggons wurden aufgerissen und geschlossen, Passagiere stiegen ein und aus; ich besorgte, daß uns diese Station einen unwillkommenen dritten Reisegefährten störend beschleeren könnte. Doch Gott sei Dank, die Locomotive pfiß, der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Wir waren allein geblieben, und in höchster Spannung wandte ich mich an mein Gegenüber mit der Bitte, in seiner Erzählung, deren weitere Entwicklung ich kaum erwarten konnte, fortzufahren.

„Wo war ich doch geblieben?“ setzte mein Gefährte ein. „Richtig! Bei dem Momente, da die Frau verzweifelnd vor mir stand, mich um Rettung beschwor, und ich endlich, von der traurigen Situation auf das Tiefste ergriffen, sie fragte: Ob es ihr nicht möglich sei, die abgängige Summe binnen einer Stunde aufzubringen, dann vielleicht könnte das Aller schlimmste wenigstens von ihrem Mann abgewendet werden.“

Einen Augenblick leuchtete etwas wie erwachende Hoffnung in ihren Augen auf, aber traurig senkte sie bald darauf wieder das Haupt und seufzte:

„Es wird vergeblich sein. Er wird uns nicht helfen wollen.“

Dann aber, nach kurzem Nachsinnen, trat sie entschlossen an ihren Mann heran:

„Du hast mich schwören lassen, daß ich nie wieder jene Schwelle überschreite! Willst Du mich dieses Eides jetzt entbinden? Darf ich zu unserer Rettung diesen Schritt wagen?“

Man merkte an seinen Zügen, an seinem keuchenden Athem, welchen Kampf er durchkämpfte. Dann stieß er zwischen den Zähnen hervor:

„In Gottes Namen! Geh! Versuch's!“

Sie eilte aus dem Zimmer. Durch das Fenster blickend, sah ich, wie sie, ein Tuch um den Kopf geworfen, die Kinder, die sich an sie hängten und sie begleiten wollten, zurückwies und um die Ecke verschwand.

„Es scheint kein leichter Gang zu sein, den Ihre Frau jetzt antreten,“ sprach ich den Unglücklichen an.

„Es ist der schwerste ihres Lebens!“ erwiderte er und erzählte in abgerissenen Sätzen, während er halb voll Grimm die Faust ballte, dann wieder düster zur Zimmerdecke emporblickte, wie er vor sieben Jahren, ein junger Offizier, in diesen Markt gekommen, im Hause des Bürgermeisters einquartirt gewesen; wie dessen Tochter, damals siebzehn Jahre alt, ihm gleich sehr gefallen, wie er ihr Herz nach und nach gewonnen und nach zwei Jahren, nachdem er seinen Militärcharakter abgelegt, sich die Postmeisterstelle hier zu verschaffen gewußt habe und nun mit seiner Werbung um das Mädchen offen hervorgetreten sei, von dem stolzen Vater aber, der auf seinen Reichtum pochte, mit Hohn und Spott zurückgewiesen worden. Er habe das Mädchen entführt, gegen den Willen des Vaters geheirathet. Der Mann aber sei unversöhnlich, habe ihm allen möglichen Schimpf angethan, wolle weder seine Tochter, noch seine Enkel anerkennen. Und wenn er sich jetzt in dieser verzweiflungsvollen Lage befinde, niemand anders als der harte, herzlose Schwiegervater trage die Schuld. Immer habe er mit den Seinen ein zwar knappes, aber ehrliches Auskommen gefunden, und nur um zu Besitz und Reichtum zu gelangen und damit den Alten zu ärgern, habe er sich zu Börsenspeculationen verführen lassen, die ihn nach dem „Krach“ im Mai, um sich zu retten, zu jenem leichtsinnigen Streiche verführt hätten. — Bei den letzten Worten stöhnte er auf und verbarg Stirne und Antlitz, als ob er sich vor uns, vor sich selber schäme, in den Händen.

Durch die Thüre, welche von Außen eine Magd öffnete, schlichen die Kinder herein; sie wollten auf den Vater zustürzen, blieben aber bei dem Anblicke, den er bot, erschreckt und entmuthigt an der Thüre stehen.

Es waren zwei reizende kleine Geschöpfe. Die Augen blickten so treuherzig, die Wangen waren so rund und gesund. Ich bin immer ein Kinderfreund gewesen; ihr Erscheinen bei der bangen Stille, die in dem Zimmer herrschte, war mir eine wahre Erleichterung. Ich rief sie zu mir und nahm das kleinere Mädchen auf den Schooß; das ältere, über meine Schenkel gebeugt, spielte mit meiner goldenen Uhrkette und fragte schüchtern: Woher ich sei? Und als ich ihr erklärte, ich komme aus Wien, da leuchteten ihre Augen und sie erzählte, sie sei schon in der großen, großen Stadt gewesen, habe dort viele Soldaten, viele Wagen und so schöne Puppen gesehen und sich eine wunderschöne Puppe mitgebracht, die sie mir eingehend schilderte und mir auch vorzuführen versprach.

Und ich mußte unwillkürlich während dieses kindlichen Geplauders auf den unglücklichen Vater blicken, der mir gegenüber saß und wie von der Last seines Verhängnisses zusammengedrückt, den Kopf gesenkt hielt und den Leib zusammenpresste — der wahrscheinlich in der nächsten Stunde mit Schmach bedeckt, für Jahre den Seinen entrisßen werden würde; ich

zürnte mir selbst, daß ich gezwungen war, solch ein Elend über diese Menschen herbeizuführen, und indem ich die Köpfechen der lieben Kleinen streichelte, wünschte ich von Herzen, daß ein glücklicher Zufall mir ersparen möge, zwischen Gatten und Gattin, zwischen den Vater und seine holde Kinder wie ein böses Verhängniß treten zu müssen.

Da wurde die Thüre rasch aufgerissen und die junge Postmeisterin trat ein. An ihrem bleichen Antlitz, den traurigen Augen, den zuckenden Lippen erkannte ich, daß ihr Gang vergeblich gewesen war. Sie warf sich schluchzend an die Brust ihres Gatten, der sich bei ihrem Eintritt erhoben hatte und ihr einen Schritt erwartungsvoll entgegengegangen war und rief: „Er hat mir, ohne mich auch nur anzuhören, die Thüre gewiesen!“ Der unglückliche junge Mann strich ihr mit der Hand wie tröstend über die Stirne und sagte: „Ich wußte es im voraus.“

Und sich zu meinem Begleiter wendend, der bisher in stumpfer Gleichgültigkeit, unbeweglich, der Thüre nahe, an der Wand gelehnt hatte, sagte er in dumpfer Resignation: „So ziehen Sie doch aus der Tasche die Handschellen hervor mich zu fesseln, mich nach Wien zu führen und dem Landesgerichte einzuliefern. Ich bin bereit.“

„Dich mitnehmen! In Ketten werfen?“ — schrie die junge Frau und stellte sich trotzig, wie abwehrend vor ihren Mann. Als aber ihre Augen auf die Kinder fielen, welche sich geängstigt, nahe aneinander gedrückt, in eine Ecke zurückgezogen und mit scheuen Augen nach Vater und Mutter blickten, da machte der Troß dem tiefsten Schmerze, dem Gedanken der verzweiflungsvollen Verlassenheit Platz, die ihr drohte. Sie eilte auf die Kinder zu, umfaßte sie, führte sie zu mir, und ehe ich es hindern konnte, lag sie vor mir auf den Knien, streckte mir die Hände entgegen und schrie: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, wenn Sie selbst Weib und Kinder haben, wenn Sie nur Ein Wesen auf der Welt besitzen, das Ihnen theuer ist, machen Sie uns nicht unglücklich, retten Sie uns!“

Erschreckt trat ich bei diesem verzweiflungsvollen Aufschrei zurück; ich konnte nichts thun, als die Armste meines innigsten Mitgeföhls zu versichern, mußte aber zugleich auseinander setzen, daß es nicht in meiner Macht liege, das Drohende von ihnen abzuwenden.

Diese unglückliche Gattin, diese verzweifelnnde Mutter hatte für Alles was ich ihr auch sagen mochte, nur die eine Antwort: „Sie können es, Sie müssen uns retten. Und was verlange ich! Daß Sie uns drei oder vier Tage Zeit lassen: Was ich an Schmuck besitze, es ist zwar wenig, ich will es verkaufen, die Kleider vom Leibe, die Einrichtung meiner Zimmer, Alles, Alles; ich will nach Wien, bei entfernten Verwandten, die sich freilich noch nie um uns bekümmert, betteln gehen, wir werden die fehlende Summe gewiß zusammenbringen. Nur Zeit gewinnen! Haben Sie Erbarmen; sehen Sie doch diese meine lieben, holden, unschuldigen Kinder an. Kinder, kniet nieder vor diesem harten Herrn, hebt die Hände

empor, helfst eurer Mutter bitten, daß er uns nichts Böses anthun, euch nicht den Vater wegführen soll!“

Ich war bewegt, gepeinigt, erschüttert; mir trat der Angstschweiß auf die Stirne. Wie gerne hätte ich von dieser armen Frau, von ihren lieben Kinderchen, die ohne die Situation zu begreifen, so angstvoll, so voll Erwartung mich anstarrten, das Schlimmste abgewendet. Aber mein Gott! Wie konnte ich das? Welche Mittel standen mir zu Gebote? War es nicht meine beeidete Amtspflicht, dem Staate sein Eigenthum zu wahren und gegen denjenigen, der es geschädigt und veruntreut hatte, erbarmungslos und rücksichtslos vorzugehen?

Da plötzlich tauchte ein Gedanke in mir auf; ich wußte selbst nicht wie er mir gekommen, er war thöricht und verwegen. Aber was lag daran! Ich beging kein Unrecht! Ich verletzte damit keine Pflicht. Ich durfte, ich mußte dem Drange meines so gerne hülfbereiten Herzens folgen. Warum sollte ich nicht dieses Eine versuchen; wenn auch ohne jede Aussicht auf Erfolg versuchen?

„Wo wohnt Ihr Vater?“ fragte ich die Frau hastig und griff nach meinem Hut.

„In der nächsten Gasse rechts, in dem zweistöckigen Hause; es ist das einzige im Markt.“

„Gut!“ sagte ich, ermahnte meinen Begleiter die Augen offen zu halten, nichts in dem Zimmer vom Platze rücken zu lassen, ich käme gleich wieder und — eilte hinaus.

Während meines Ganges — ich brauchte nicht erst zu fragen und zu suchen, denn von dem zwei Stock hohen Hause leuchtete mir die Inschrift „Bürgermeisteramt“ entgegen — während meines Ganges fand ich Zeit zu überlegen, ob ich nicht im Begriffe stehe, mich durch menschliches Mitgefühl zu einem Schritte hinreißen zu lassen, der ohne Zweifel resultatlos bleiben würde und überdies mit meiner amtlichen Stellung vielleicht nicht ganz zu vereinbaren wäre. Das Erste mußte ich in Gottes Namen, meiner guten Absicht bewußt, abwarten; über das Zweite glaubte ich beruhigt sein zu dürfen. Ich kannte die augenblicklich herrschende Stimmung in meinem Amte; ich wußte, wie unangenehm gerade jetzt, bei dem allgemein herrschenden Mißtrauen, es meine Vorgesetzten berühren würde, wenn in den nächsten Tagen durch alle Zeitungen die Notiz lief, daß abermals bei einer Postkasse eine Defraudation entdeckt wurde, die mit dem Börsenschwindel und dem „Krach“ in unmittelbarem Zusammenhange stehe, und daß man mir es gewiß danken würde, wenn ich die Sache in einer Weise ausglücke, bei welcher der Staat nicht zu Schaden käme und die schuldtragende Persönlichkeit in aller Stille, ohne jedes Aufsehen von ihrem Posten entfernt würde.

Entschlossen stieg ich die Steintreppe des zweistöckigen Hauses hinan, fragte eine mir begegnende Magd: Ob ich den Herrn Bürgermeister träfe, pochte an die Thüre, die man mir bezeichnete und trat, auf ein

scharf klingendes „Herein“ in ein Zimmer, offenbar die Gemeindefanzlei, denn offene Schränke mit Actenstücken und Amtsbüchern deckten die Wand; ein schwarzer eiserner Geldschrank stand in einer Ecke und ein großer gelb angestrichener Tisch, mit Papieren bedeckt, in der Mitte des viereckigen großen Gemaches. Ein hochgewachsener kräftiger Mann, etwa ein Fünfziger, die kurz geschorenen Haare grau melirt, das Gesicht bartlos, trat mir, halb bäuerlich, halb städtisch gekleidet, entgegen und fragte: was ich wünsche?

Der Mann sah unverkennbar seiner Tochter ähnlich; doch Alles, was bei ihr weich, fleischig und rosig angehaucht war, erschien bei ihm eckig, hart und sahl, die grauen Augen blickten mittheilslos, der hoch emporgeshobene Kopf, die vorgestreckte Brust, die fest an den Leib geschlossenen Arme, die Füße, die wie mit stolzem Bewußtsein den Boden nieder zu treten schienen — Alles an diesem Manne drückte Bauernstolz, Selbstüberhebung und Erbarmungslosigkeit aus.

Ich nannte ihm meinen Namen, meine amtliche Stellung, und daß ich in Angelegenheit seines Schwiegersohnes . . .

„Schwiegersohnes?“ unterbrach er mich rasch, und sah mich mit seinen grauen stechenden Augen feindselig an — „Habe keinen!“

„In Angelegenheit des hiesigen Postmeisters also,“ verbesserte ich mich schnell und setzte ihm auseinander, in welcher Lage sich augenblicklich der Aermste befinde, wie ohne Zweifel nur die Liebe zu Weib und Kindern, nur der Wunsch ihnen ein angenehmeres Heim zu bereiten, ihn zum Börsenspiel verleitet und zum Verbrecher gemacht hätten.

Er hörte mich an, ohne daß eine Muskel seines marmorglatten Gesichtes in's Zucken kam. Die kurze Tabakspfeife hatte er im Munde behalten und stieß zwischen den Lippen von Zeit zu Zeit bald eine Dampfwolke, bald zischend die Worte hervor: „Der hergelaufene Lump! Ist es endlich gekommen? Hab' es vorausgesehen! Gott ist gerecht. Gut! Gut!“

Ich faßte jetzt Alles, was ich von Beredsamkeit besaß, zusammen. Ich schilderte ihm die unschuldigen reizenden Kinder, die verzweifelte Mutter, den unglücklichen jungen Mann, den allzugroße Liebe zu den Seinen und der Leichtsinns, zu welchem die Verlockung in letzter Zeit so zu sagen in der Luft gelegen, mit Kerker und Entehrung bedrohe. Es handelte sich um den ehrlichen Namen seiner Tochter, seiner Enkel!

„Tragen sie meinen Namen?“ unterbrach er mich.

„Doch,“ rief ich, „sind sie Ihr Fleisch und Blut. Und der Hinblick auf das große Unglück, welches diesen Aermsten bevorsteht, die bittere Pflicht, daß ich der Gattin den Gatten, den Kindern ihren Ernährer wegführen muß, haben mich, den Fremden, den ferne Stehenden, Unbetheiligten so tief bewegt und erschüttert, daß ich mir herausnehme, im Namen der Seinen mit einer Bitte zu kommen.“ Ich hielt einen Augenblick inne und sah ihn forschend in's Gesicht, ob sich nicht eine Regung von Theilnahme, von aufmunterndem Entgegenkommen dort zeige. — Nichts! Nichts! Er preßte die

Lippen nur noch fester zusammen, die Falten in den Mundwinkeln traten stärker hervor, und empfindungslos sahen mich die stahlgrauen Augen an.

„Ich kann mir denken,“ sagte er endlich, ruhig und kalt „was Sie zu mir führt. Sie besorgen, wenn Sie den Defraudanten von hier fortführen, daß es Spektakel und eine aufregende Scene auf der Straße geben könnte, was mir im Interesse der öffentlichen Ruhe selbst nicht erwünscht sein kann. Sie möchten, daß ich Ihnen zur Assistenz meine beiden Gemeindediener beigebe. Hat keinen Anstand. Werde sie gleich herbeirufen.“

Damit wollte er sich gegen die Thüre wenden, blieb aber plötzlich stehen und fragte: „Sie werden ihn doch hier vor meinem Hause vorbeiführen? Ich möchte gern am Fenster stehen und zusehen, wie endlich den Menschen, welcher hinterlistig mein einziges heißgeliebtes Kind von mir wegschleppte, die wohlverdiente Strafe erreicht.“ — Einen Augenblick zuckte es durch sein Gesicht, trat etwas wie eine Wolke vor seine Augen, dann war alles wieder marmorglatt und kalt und er sagte mit fester Stimme: „Ich rufe die Gemeindediener!“

Da aber konnte ich mich nicht mehr halten. Empörung über solche Herzlosigkeit und Erbarmungslosigkeit überwältigte mich. Ich schleuderte ihm meinen ganzen Grimm unverhohlen in's Gesicht; ich rief ihm zu, daß mir ein Mann, der in solcher Weise gegen diejenigen, die ihm die Nächsten auf der Welt seien und welchen das größte Unglück bevorstehe, niemals noch vorgekommen sei, ja, daß ich solche Grausamkeit und Unmenschlichkeit bis zur Stunde nicht einmal für möglich gehalten habe. „Soll ich nicht ganz an der Menschennatur verzweifeln, so habe ich für einen solchen Vater und Großvater nur eine Entschuldigung. — Sie gelten zwar allgemein für einen vermögenden Mann, Ihre Tochter lebt selbst in dem Wahne, daß es Ihnen ein Leichtes wäre, sie zu retten. Dies aber kann unmöglich sich so verhalten. Die allgemeine Meinung von Ihrem Wohlstand, von Ihrem Vermögen muß auf einem Irrthum beruhen, den zu erhalten Sie wahrscheinlich alle Ursache haben; darum wollen Sie lieber grausam und herzlos erscheinen, als eingestehen, wie Ihre Verhältnisse eigentlich sind, und daß Sie, selbst beim besten Willen, nicht in der Lage wären, Ihrem Kinde helfen zu können.“

Als ich in wilder Hast zu meiner eigenen Herzenserleichterung, kaum selbst daran glaubend, diese Rede hervorgestoßen, war der Bürgermeister nach und nach von der Thüre, deren Klinke er schon in der Hand gehalten hatte, in die Mitte des Zimmers zurückgetreten. Eine dunkle Röthe lagerte sich auf seine Stirne. Noch höher hob er das Haupt, noch herausfordernder streckte er die Brust hervor.

„Ich! nicht helfen können, wenn ich wollte?“ lachte er höhnisch auf, zog einen Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn in den Geldschrank, schloß auf, öffnete weit die Thüren desselben und zeigte triumphirend auf die in mehreren Abtheilungen dort aufgehäuften Papiere. „Da!“ rief er, „da

liegen wohlgeschichtet: Hunderter, da Fünfziger und Zehner, und dort unten in den grauen Säcken, da man ja doch in dieser schlimmen Zeit den gottverfluchten Papieren nicht trauen kann, blanke Ducaten, harte Thaler. Das Zehnfache, das Zwanzigfache von dem, was der Lump im Postamte braucht, um das Loch wieder zuzudecken, das er gegraben. — Eher aber soll . . .“

Von einem kühnen Gedanken erfaßt, unterbrach ich ihn in dem Schwure, den er eben sprechen wollte. Wenn ich ihn dabei faßte? Wenn ich dieses selbstbewußte, prahlerische Pochen auf Reichthum und Besitz als meinen Bundesgenossen anwürbe? — „Wohl,“ sagte ich, „aufgespeichertes Geld sehe ich, und daß es mehr als genügend wäre, merke ich auch. Ich kann mir aber auch denken, warum Sie nichts davon hergeben wollen und können.“

„Nicht können?“ fragte er verwundert.

„Das ist sicherlich die Gemeinde-Kasse; hier liegen Depositen von Wittwen und Waisen, über welche Sie wachen, aber nicht verfügen können. Und wenn Sie von diesem Gelde das Geringste wegnehmen würden, dann machten Sie sich der gleichen Veruntreuung, des gleichen Vergehens wie Ihr Schwiegerjohn schuldig. Es ist nur zu natürlich, daß Sie von diesem Gelde Nichts hergeben können. Leben Sie wohl!“

„Halt!“ rief er mir zu, „Gemeindegeld? Anvertraut? Darf nichts davon nehmen? Ich? — Oho! Das lasse ich mir nicht nachsagen! — Da!“ schrie er, „da nehmen Sie,“ und er riß fünf Päckchen abgezählter Noten aus dem Schranke — „hier sind fünf Tausender; und einen Tausender mehr kann der Lump noch von mir an dem Tage bekommen, wo er von hier sich fortmacht, damit er und seine Brut mir nie mehr vor die Augen kommen.“

Mit welch freudiger Hast ich das Geld ergriff, die Treppe hinabstürzte, mit welchem Jubel ich die Banknoten triumphirend hoch haltend im Posthause empfangen wurde, können Sie sich denken. Ich legte das Geld in die Kasse, fertigte das Protokoll aus, daß ich Alles in Ordnung gefunden, steckte die Schlüssel zu mir und sagte dem jungen Manne, nachdem ich ihm vorher noch eindringlich in's Gewissen gesprochen, daß das Vorgefallene ein Geheimniß zwischen uns bleibe, er zwar seines Postens enthoben sei, ich aber sorgen werde, daß er, nach einiger Zeit eine andere passende Stellung finde.

„Doch mein Gott,“ rief der Erzählende, „wie habe ich mich verschwagt! Wir sind gleich im Wiener Bahnhof“ und seine Reisetasche fassend, rief er mir hastig zu: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie gelangweilt!“

Ich fand nur noch Zeit ihm herzlich die Hand zu drücken und ihn zu versichern: es werde mir immer unvergesslich bleiben, was er, die Zeit angenehm kürzend, mir mitgetheilt „während der Fahrt.“





Das neue Deutschland und seine Kaiser.

Von

Dietrich Schäfer.

— Breslau. —

Die persönlichen Geschehnisse unseres Kaiserhauses stehen seit Jahresfrist im Vordergrund des Interesses der gebildeten Welt. Das Unerhörte war in unserer Mitte Ereigniß geworden. Es war uns vergönnt gewesen, unseren ersten Kaiser zum neunzigsten Geburtstag in ungewöhnlicher körperlicher und geistiger Frische begrüßen und feiern zu dürfen! Dann drangen bald besorgnißerregende Nachrichten in die Öffentlichkeit von unheilbarer Erkrankung des Thronerben, in dessen vollendet männlicher Persönlichkeit man sich gewöhnt hatte eine der sichersten Bürgschaften für die Dauer unseres jungen deutschen Staatswesens zu erblicken. Monate banger Erregung folgten. Wenige Wochen nachdem, um das Leben des Kranken zu erhalten, ein schwerer operativer Eingriff nöthig geworden war, setzte Gott den irdischen Tagen Kaiser Wilhelms ein Ziel. Noch einmal flackerten die Hoffnungen auf, als der Todtkranke die Zügel der Regierung mit unerwarteter Lebhaftigkeit ergriff. Sollte er gesunden trotz alledem? Konnte die fast übermenschliche Kraft und Energie seiner Natur leisten, was Menschen sonst nicht möglich ist? Nur zu bald sollte es sich zeigen, daß diese Fragen verneinend zu beantworten seien. Nach kaum Monatsfrist trat an die Stelle der vorübergehenden Besserung ein rascher Verfall der Kräfte. Eines der wichtigsten Lebensorgane von der heimtückischen Krankheit buchstäblich beraubt, unterlag die eiserne Constitution dem schleichenden Feinde. Die Leitung Deutschlands und Preußens ging in Hände über, die man gewohnt war als jugendliche anzusehen. Eine Fluth von Hoffnungen und Befürchtungen knüpften sich an diesen Thron-

wechsel. Auch wer nicht ganz befriedigt war von der Richtung, die das Staatsschiff unter des kranken Friedrich Steuer zu nehmen schien, legte sich doch zweifelnd die Frage vor, ob der Prinz in der Auffassung Gesamtdeutschlands die Männer werde ersetzen können, unter deren Führung die Siege von 66 und 70 erkämpft worden waren. Die Stimmen des Auslandes verkündeten mehr Mißtrauen als das Gegentheil. Alle diese Bedenken hat unser Kaiser in kürzester Frist zerstreut. Auch dem blödesten Auge ist klar geworden, daß unsere politischen Geschicke in sicherer und kundiger Hand ruhen. Wer für die Einheit des Reiches fürchtete, der kann, so weit Deutschlands Regenten in Frage kommen, nach den Vorgängen gelegentlich der Reichstagssthronrede sich beruhigen. Wer kriegerische Abenteuerlust witterte, der wird sich überzeugt haben, daß Deutschland, so viel an ihm liegt, der starke Friedenshort bleiben wird, der es seit 71 gewesen. Wer sich noch fortgesetzt an der Jugend unseres dritten Kaisers stoßen sollte, möge sich erinnern, daß die drei bedeutendsten Herrscher, die das alte Preußen gehabt hat, jünger den Thron bestiegen als er: der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große.

Wenn wir uns dieser Sachlage freuen, so danken wir sie zunächst der vertrauensermächtigenden, ihrer Stellung gewachsenen Persönlichkeit Kaiser ^xWilhelms II. Aber tiefere und zusammenhängende Erwägung wird sich doch auch bewußt bleiben, daß in unseren deutschen Verhältnissen selbst, wie sie sind und wie sie geworden, eine weitreichende Gewähr liegt für ihre Fähigkeit, auch so rasche und unter so erschwerenden Umständen sich vollziehende Thronwechsel ohne Erschütterung zu ertragen. Sie wird zeigen, daß unsere deutsche Einheit in der Form, in der sie erstand, die reife Frucht einer tausendjährigen Entwicklung ist, deren Verwerthung zum Besten des Welttheils und seiner Cultur erst in ihren Anfängen steht. Historische Betrachtung wird uns lehren, ruhigeren Blickes in die Zukunft zu sehen, und uns sicherer erhalten, was in den Parteikämpfen der letzten Jahre manchmal verloren zu gehen schien — die Freude an unserem Volke. In diesem Sinne möge es in dem Folgenden versucht werden, die Bedeutung unserer neuesten Kaisergeschichte im Zusammenhange mit dem großen Gange der Geschichte unseres Vaterlandes klar zu legen und die Thätigkeit unserer drei ersten Kaiser gleichsam in ihrer allgemein historischen Bedeutung zu erfassen. Es wird sich aus solcher Betrachtung ergeben, daß Deutschlands neues Kaiserhaus fester verkettet ist mit Deutschlands Volk und Deutschlands Fürsten, als man häufig geneigt ist anzunehmen; und daß Deutschlands gegenwärtige Stellung in Europa für absehbare Zeiten als ein Erforderniß der allgemeinen politischen Weltlage betrachtet werden darf.

* * *

Dr. J. J. ...

Den Nationen ist die geschichtliche Erinnerung, was den einzelnen Menschen ihr Selbstbewußtsein: die Quelle des Vertrauens auf die eigene Kraft, des Glaubens an das eigene Selbst, des nationalen Stolzes. Ein Schatz ruhmreicher historischer Ueberlieferungen — und mögen selbst erträumte Großthaten an die Stelle wirklicher Leistungen treten — ist Bedingung für jede größere nationale oder staatliche Bildung. Unser Volk, dessen einzelne Stämme mit besonders stark entwickeltem nationalen Bewußtsein und mit ungewöhnlich reicher Tradition über die Thaten der Vorfahren in die Geschichte eintraten, hat sich in trüben Tagen wiederholt erfrischt und verjüngt in dem stärkenden Vorn einer thaten- und ruhmreichen Vorzeit, in der Erinnerung an die gewaltigen Kämpfe der Urväter mit den Römern, in dem Gedanken an die mittelalterliche Größe und Herrlichkeit von Kaiser und Reich.

Historischer Betrachtung wird es nicht leicht, sich zu lösen von den Fragen der Gegenwart. So hat auch unsere Zeit das seltsame Schauspiel gesehen, daß nationaler Ubereifer die glanzvollste Periode unserer mittelalterlichen Geschichte gekennzeichnet hat als eine kurzsichtige, bellagenswerthe Verirrung. Das Ringen der deutschen Könige um die römische Kaiserkrone und die mit ihr verbundene Weltstellung sollte anzusehen sein als eine verhängnißvolle Ablenkung von den eigentlichen nationalen Aufgaben. Und doch war es wesentlich der Gedanke des römischen Kaisertums, der die bisher nur lose vereinigten Stämme zu einem wirklichen Volke verschmolz, der ihnen zuerst einen gemeinsamen Namen gab, der sie von den Alpen bis zum Meere scharte um den ernstlich von keiner Seite bestrittenen Anspruch, daß es deutsche Nation sei, die in ihrem Könige zugleich den künftigen Kaiser zu wählen, die, wie unsere Vorfahren im Bewußtsein ihres Werthes es ausdrückten, der Welt den Herrn zu setzen habe. Um diesen Gedanken erwuchs unsere Nationalität, wie die der Franzosen um ihre Kämpfe mit den Engländern, wie die spanische im Ringen mit den Mauren; sie erwuchs früher und kräftiger, als jene beiden. Die römischen Kaiser unseres Volkes waren es dann, die Italien, die Wiege moderner Cultur, bewahrten vor moralischer und politischer Vernichtung; die das Papstthum erretteten aus dem Versinken in locale Factionswirren, es seinen universalen Aufgaben wieder zuführten; die so die äußeren Bedingungen schufen für die gemeinsame christlich-abendländische Cultur des Zeitalters der Kreuzzüge. An dem Aufschwunge des 12. und 13. Jahrhunderts nahm gerade unser Volk den glänzendsten Antheil, ihm verdankte es dauernde Erfolge. In den Tagen, da seine Kaiser mit den Päpsten um die Welt Herrschaft rangen, da sie unseren Nachbarn südlich der Alpen mit eiserner Faust ihre Gebote aufzwangen, da sie Hunderttausende zum Kampfe gegen Muhameds Söhne ins Morgenland führten, da wuchs, wie der einzelne Mensch, so gleichsam das ganze Volk mit seinen größeren Zwecken; da ver-

mochte man, überwiegend in friedlicher Culturarbeit, den Nordosten unseres Vaterlandes fremdem Volksthum abzugewinnen und so auch jene Gegenden deutsch zu machen, in denen dereinst der Staat erwachsen sollte, der berufen war, die Trümmer der alten Herrlichkeit zu neuem Baue zusammenzufügen.

Dem es gab Trümmer. Noch nie hat ein Volk ungestraft seine Kraft der Lösung von Aufgaben gewidmet, die der Entwicklungsgang der Menschheit stellte. Das Verhältniß politischer Gewalten zu einander kennt weder Selbstlosigkeit noch Dankbarkeit im gewöhnlichen Sinne. Mochte das Streben der Kaiser, die Christenheit auch staatlich zu einigen, noch so förderlich einwirken auf den Gang der Cultur — es war einerseits nicht frei von nacktester Herrschsucht und stieß andererseits auf den hartnäckigsten Widerstand gerade derjenigen, die sich zunächst durch dasselbe gehoben sahen. In dem Kampfe der rivalisirenden kaiserlichen und päpstlichen Gewalt mußte naturgemäß das Kaisertum unterliegen. Waren theokratische Ansichten über den Staat die richtigen, so konnte, so lange die Lehren der Kirche wirklich lebten in den Völkern, das Gebäude kaum anders gipfeln als im Stathalter Christi. Indem dieser aber der ihm drohenden Unterordnung unter das Kaisertum sich glücklich erwehrte und nach erfolgtem Siege den gedemüthigten Rivalen zum Vasallen zu erniedigen, sich selbst an seine Stelle zu setzen suchte, fand er einen natürlichen Bundesgenossen in den territorialen Gewalten, die in Deutschland wie in allen mittelalterlichen Reichen kräftig emporgeblüht waren unter und neben der zusammenfassenden monarchischen Herrschaft. Den Kämpfen, in die unsere Könige verwickelt wurden im Ringen um eine leitende Weltstellung, um das imperium mundi, verdankt unser Vaterland das Ueberwuchern des Territorialwesens, dies Schicksal theilend mit dem Lande, das als Sitz einer noch universaleren Gewalt noch weniger zur Ausgestaltung eines nationalen Staatswesens gelangte, mit Italien. Das Reich löste sich auf in Bestandtheile, aus denen es nicht erwachsen war; das politische Band, das diese noch umschlang, war Jahrhunderte hindurch zu schwach, um sie zu einheitlichem Handeln zusammenzufassen.

Das herangewachsene nationale Bewußtsein aber lebte fort trotzdem. Der Deutsche aus den Zeiten Luthers dachte nicht geringer von sich als jener aus den Tagen der Stauer. Selbst was sich loslöste vom Reich, wollte doch sein Deutchthum bewahren, ja machte es zur Grundlage seiner Sonderstellung. Als deutsche Eidgenossenschaft hielten sich die Schweizer frei von jeder Vermischung mit den Welschen; ihr deutsches Recht und deutsches Volksthum stellten die Niederländer in Gegensatz zu der spanischen Herrschaft, und sie bezeichneten ihre Sprache noch als niederdeutsche, als sie längst sich einer reichen eigenen Literatur rühmen konnten; als deutsche Hanse vertraten die Städte an Nord- und Ostsee das Recht ihrer Kaufleute gegen das Ausland; sich dem Reiche gegenüber selbständig zu machen gleich Schweizern und Niederländern fehlte ihnen weniger der Wille als die Geschlossenheit der Lage. Noch heute vertheidigt der Blame

seine Mundart gegen wallonische Staatsgenossen als het duitsche taal, die deutsche Sprache; noch heute rühmt der gemeine Mann des Elsasses seine Biederkeit und Brauheit als „Dietischer“ im Gegensatz zu der Unzuverlässigkeit, die ihm bei den Nachbarn im Osten und Westen heimisch zu sein scheint.

Der entsetzliche Krieg, der, zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus confessionellem Hader entsprungen, mit einem Auskämpfen der politischen Gegensätze Europas auf deutschem Boden und mit deutschem Blute endete, versetzte dem nationalen Stolze unseres Volkes einen schweren, fast tödtlichen Stoß. Das zertretene, um des Leibes karglichste Nothdurft ringende Volk trennten blutige, rauchende Trümmersstätten von den hellen Tagen seiner Vorzeit. Die Erinnerung war wie abgeschnitten. Unseres Volkes Geschichte mußte gleichsam neu begonnen werden.

Ihr wieder einen Inhalt zu geben, Thaten, an denen das gesunkene Volksbewußtsein sich wieder aufrichten konnte, hat kein deutsches Staatswesen entfernt so viel beigetragen, als das brandenburg-preußische. Aus einer Zerrüttung sonder Gleichen erstand unter Führung des großen Kurfürsten die Vormacht der deutschen Territorialgewalten. Ihre vom entferntesten Osten bis zum äußersten Westen zerstreuten Gebietstheile ließen sie jegliche Wendung deutschen Geschickes, jede Regung deutschen Lebens an eigenen Leibe mitempfinden. In einer für seine Zeit beispiellosen Unparteilichkeit gegenüber den verschiedenen Confessionen seiner bunt zusammengewürfelten Lande gab der Sieger von Jehrbellin ein leuchtendes Vorbild für die Lösung einer schwierigen Aufgabe, der deutsche Herrscher zu allen Zeiten gegenüberstehen werden. Seine Nachfolger beharrten auf der betretenen Bahn. So wurden die mageren Gefilde, die feuchten Brüche, die Rieserwaldungen unserer östlichen Gemarkungen der Mittelpunkt eines Staates, in dem ein begabtes, pflichttreues Herrschergeschlecht deutsche Stämme zu einem Volke voll mannhaften Muthes, kriegerischen Stolzes, ausdauernder, selbstloser Hingebung heranzog. Gegen eine Welt in Waffen erhob Friedrich der Einzige diese Hand voll Menschen zur Stellung einer europäischen Großmacht. Als die französische Revolution die moderne Umgestaltung unseres Erdtheils einleitete, war wieder eine rein deutsche Macht vorhanden, deren Stimme im Rathe der Völker gehört werden mußte.

Die Stürme, die unter dem corsischen Eroberer über Europa dahibrausten, stellten allerdings ihren Bestand noch einmal in Frage. Nach seinem Sturze hat bekanntlich Napoleon es als seinen größten Fehler beklagt, vor dem Zuge nach Rußland Preußen nicht vernichtet zu haben. Es ist müßig, zu erwägen, was dann 1813 aus Deutschland geworden wäre. So aber war Preußen auch nach der Verstümmelung von Tilsit noch die Monarchie Friedrich des Großen geblieben. Es wurde der Fels, an dem die Macht des Unbesiegten zerschellte. Auf den Schlachtfeldern des Jahres 1813—15 floß vor allem andern preußisches Blut. Aber es wurde vergossen auf dem Altar des gemeinsamen Vaterlandes. Unter dem Jubel

des ganzen Deutschlands schlug der greise „Marschall Vorwärts“ mit seinen schlichten Linien und Landwehren die Generäle und Marschälle des Kaiserreichs und ihre goldstrogenden Garden. Bis in das fernste Stranddorf und die entlegenste Alpenhütte hinein schlugen die Herzen wieder höher, als man jah, wie der Altvordern Kampfesmuth und Siegesstolz wieder auflebte im preußischen Waffenruhm. Es war wieder der Mühe werth, ein Deutscher zu sein, nachdem die Thaten des siebenjährigen und des Befreiungskrieges uns wieder ein Recht gegeben hatten, vor allen Fremden deutsche Männer mit Stolz zu nennen.

Und diese Bereicherung unseres nationalen Seins fiel zusammen mit einem Aufschwünge unseres geistigen Lebens, der uns in wenigen Decennien in die vorderste Linie europäischer Bildung stellte. Die ewig unvergänglichen Schätze antiker Cultur wurden in der classischen Periode in einem Grade Gemeingut unseres Denkens und Empfindens, wie es kaum irgend einem anderen Volke zu Theil geworden ist. Nicht in letzter Linie wirkten sie befruchtend auf den vaterländischen Sinn, führten zur Einker und Vertiefung in die eigene Volksseele, die unerschöpfliche Quelle aller wahren Kunst. Selbst die Irrwege der Romantik schlugen diese Richtung ein. Man vertiefte sich in die Urzeit, deutsches Wesen besser zu erkennen und — wärmer verehren und lieben zu lernen. In Sprache und Recht, in Glaube und Kunst that sich staunenden Blicken eine Größe auf, die dem befangenen Auge des Zeitalters der Aufklärung verborgen geblieben war. Nibelungenepos und Sachsenpiegel, Kölner Dom und Thomas a Kempis wurden gleichsam neu entdeckt. Die deutsche Alterthumswissenschaft erblühte und stellte sich in den verschiedensten Formen durch Decennien in den Vordergrund unseres geistigen Lebens und besonders auch — unseres politischen Denkens. Denn auch die Männer, deren Leben und Wirken vollauf in Anspruch genommen war von den Aufgaben der unmittelbaren Gegenwart, wurden doch tief ergriffen von dem Zuge der Zeit. Freiherr von Stein selbst war es, der den Plan faßte zur Herausgabe der gesammten Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters, und der auch seine Durchführung begann. Was deutsch dachte und fühlte, träumte von Wiederbelebung der mittelalterlichen Herrlichkeit, ersehnte die Aufrichtung eines mächtigen nationalen Reiches.

Die Verhandlungen des Wiener Congresses 1814—1815 erfüllten diese Wünsche nicht. Aber sie schufen für Preußen eine Lage, die es ihm unmöglich machte, sich seiner deutschen Aufgabe zu entziehen. Gegen die gefährlichsten Nachbarn im Osten und Westen erhielt Preußen die Grenzwehrmacht. Jeder Verlust deutschen Gebietes mußte in preußisches Fleisch schneiden. Nur durch äußerste Anspannung seiner Kräfte konnte der dürstige Staat seine Großmachtsstellung behaupten, seiner Pflicht gegen Deutschland gerecht werden. Er mußte sich bemühen, in die schwere Rüstung hineinzuwachsen, die der allzu schwächliche Körper tragen sollte. Friedrich von

Gagern hatte Recht, wenn er zur Wiener Fixirung der preußischen Grenzen bemerkte: „Diese Gestaltung macht den Ehrgeiz zur Lebenslust dieses Staates.“

Und eben diese Empfindung beherrschte im nächsten halben Jahrhundert die Diplomatie der deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Mochte Preußens Loyalität in Verträgen noch so unbestreitbar sein, mochte man noch so klar erkennen, daß eine Unterordnung unter Preußen freiere Bewegung, leichtere Wahrung der besonderen Interessen gestatten werde als eine solche unter Oesterreich, daß alle gegebenen Verhältnisse auf einen Anschluß an den Norden hinwiesen: an den maßgebenden Stellen begegnete Oesterreich entschieden der größeren Sympathie, erschien es als der natürliche Schutz gegen Preußens Streben nach Machterweiterung. Selbst das Zustandekommen des Zollvereins, die unvergleichliche Geduld und Nachgiebigkeit, die Preußen in den Verhandlungen, die unübertroffene Loyalität, die es in der Handhabung der Verträge bewies, konnten an der Auffassung der politischen Lage in diesen Kreisen nichts Wesentliches ändern.

Und doch begannen Stimmen der Nation immer lauter und vernehmlicher für Preußens Führung zu reden. In den Tagen der Befreiungskriege wurde zuerst aus der Umgebung Karl Augusts von Weimar das Programm vernommen: Deutsches Reich mit Preußen an der Spitze unter Aussonderung von Oesterreich! Es verhallte damals wirkungslos in engen Kreisen. Aber der Gedanke brach sich doch Bahn mit natürlicher Gewalt. Nicht der Widerwille gegen die Reaction, gegen Denunciantenthum und Demagogenverfolgungen, nicht Heines und Börnes Lobpreisungen des Bürgerkönigthums und französischer Revolutionsherrlichkeit, nicht ihr und ihrer Genossen bitterer Spott über Pickelhauben und Gardejunker vermochte ihm Einhalt zu thun. Aus der schwäbischen Heimat des Hohenzollern'schen Geschlechts sang Pfizer unmittelbar nach der Julirevolution die begeisterten Verse:

Ader Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimatlosen
Mit der gold'nen Schwinge zu;
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih;
Steig empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

Als 1848 in's Land kam, da war es, wie Dahlmann am 9. März in der Adresse der Bonner Universität an den König es darstellte: „Durch ganz Deutschland geht die Sehnsucht, in Preußens König künftighin den höchsten Leiter und Gewährleister der deutschen Angelegenheiten zu verehren und so Preußen zu einer Höhe der Bedeutung steigen zu sehen, die selbst das Adlerauge des großen Friedrich nicht erreichen konnte.“ Wenn Dahlmann aber eine Woche später an Gervinus schrieb: „Hätte ich Macht und dürfte mich an Preußens Stelle setzen, so hätte ich

acht Tage nach Louis Philipps Verjagung die deutschen Angelegenheiten in die Hand genommen, provisorisch zwar, aber hätte sie als Kaiser behandelt“, so standen einem solchen Verfahren unübersteigliche Hindernisse gegenüber. Sie lagen in Preußens inneren Verhältnissen und in der Persönlichkeit seines Königs.

Unabweisbar verlangte die Zeit nach constitutioneller Regierungsform. Lange blieb die Forderung in Preußen unerfüllt. Als sie gewährt wurde, geschah es unter Formen und Umständen, die Denkweise und Haltung des Königs in ungünstigem Lichte erscheinen ließen. Seinen und Preußens Gegnern fehlte es nicht an Stoff zu Tadel und Vorwurf gegen Herrscher und Staat. Als trotzdem das Frankfurter Parlament, mit knapper Mehrheit, Friedrich Wilhelm IV. zum erblichen deutschen Kaiser wählte, allerdings unter Bedingungen, die auch einem Manne von anderen Anschauungen das Annehmen schwer gemacht haben würden, da lehnte der König ab. Er wollte keine Krone aus Händen, die sie nicht zu vergeben hätten, wollte keine Vergewaltigung deutscher Mitfürsten, wollte vor Allem wegen deutscher Fragen keinen Krieg mit Oesterreich. Seitdem der hohenzollernsche Burggraf von Nürnberg die Augen der deutschen Wähler auf den Habsburger Grafen gelenkt und dem befreundeten schwäbischen Hause den Weg zur deutschen Königskrone gebahnt hatte, war Hohenzollern-Brandenburg-Preußen nur einmal, nur in den Tagen Friedrichs, freiwillig und entschieden herausgetreten aus den Geleisen habsburgischer Gefolgschaft. Auch Friedrich Wilhelm IV. wollte bei aller deutschen Gesinnung die Angelegenheiten des größeren Vaterlandes doch nur in die Hand nehmen im Anschluß an Oesterreich. Das hieß freilich sie ihrem Schicksal überlassen. In Olmütz entsagte Preußen selbständiger deutscher Politik. Mühsam erwehrte es sich während des Krimkrieges der Gefahr, vollständig herabzusinken zum Vasallen Oesterreichs. Die inneren Verhältnisse nahmen eine Wendung, die eine verhängnißvolle Entfremdung zwischen Regierung und Volk möglich erscheinen ließen. Und doch konnten auch in dieser trüben Zeit die Hoffnungen nicht erstickt werden, die Deutschland auf dieses Fürstenhaus, auf diesen Staat gesetzt hatte. Sie gaben dem Nationalverein Leben und Gedeihen. Sie zu erfüllen, war berufen unser erster Kaiser.

* * *

Eine selten schwierige, verantwortungsvolle Stellung war es, in die Wilhelm I. zunächst als Stellvertreter des leidenden Bruders, dann als Regent und demnächst als regierender König eintrat. Er sollte die alt-preußischen Traditionen monarchischer Herrschaft in Einklang bringen mit den constitutionellen Anschauungen der Zeit; er sollte in einer überaus schwierigen allgemeinen politischen Lage die mühsam errungene, mühsam behauptete europäische Stellung Preußens stärken und festigen; er sollte die

verfahren deutsche Frage lösen in einheitlichem, nationalem, constitutionellem Sinne. Er wurde diesen Aufgaben gerecht. Er übertraf die Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte.

Wenn man nach dem Entwicklungsgange des Mannes forscht, der als Sechzigjähriger die gelockerten Zügel des Staates in seine feste Hand nahm, so ist der Umfang der Nachrichten, die Kunde geben, spärlich genug. Und doch treten die leitenden Züge deutlich hervor; überraschend klar erscheint das Bild dieser schlicht einfachen, durchsichtigen Persönlichkeit. Im Empfindungs- und Gedankenkreise der Familie, die herkömmlich den Fürsten nicht als den Staat selbst, sondern als den ersten Diener des Staates ansah, wuchs er auf; schon bei dem Ahtzehnjährigen fanden sie Ausdruck in dem Gelöbniß: „Mein fürslicher Stand soll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auferlegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Versuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, erinnern.“ Er wuchs auf in einem Elternhause, das als ein Muster christlich-deutschen Familienlebens dasteht, zu jener Haltung und jenen Anschauungen, die bei der Vermählung des Kronprinzen die Stadt Berlin mit den Worten anerkannte: „Seit fast 30 Jahren haben Eure Königlichen Hoheiten Hohen und Niederen ein Vorbild gegeben, daß häusliches Glück nur in höchster sittlicher Keinheit begründet und gewahrt werden könne, und dieses Vorbild ist nicht ohne segensreiche Folgen für alle Stände geblieben.“ Er wuchs auf zu jener religiösen Gesinnung, die im Glauben nicht nur die Quelle alles Lebensglückes, sondern auch Grund- und Inbegriff alles sittlichen Handelns sieht; zu jener Wahrheitsliebe, die dem Strengkirchlichen nothwendig erscheinen ließ, in seiner ersten Ansprache an's Staatsministerium (8. November 1858) zu erklären: „Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken, ist zu entlarven, wo es nur möglich ist“. Er wuchs auf zu jener Zuverlässigkeit, die einen der radicalsten Achtundvierziger, einen erbitterten Gegner, zu der Anerkennung nöthigte: „Keiner wagte des Prinzen Privatcharakter anzutasten; seine Ehrenhaftigkeit und aufrichtige Gradheit, die Zuverlässigkeit und aller Halbheit feindliche Entschiedenheit seiner Sinnesart wurden als seltene Eigenschaften in unserer Zeit selbst von Gegnern anerkannt.“ Den Dreizehnjährigen nennt die Mutter, der, wie Belege zeigen, in der Beurtheilung ihrer Kinder Schönfärberei fremd war, „einfach, bieder und verständig, gleich dem Vater;“ der militärische Erzieher, Hauptmann von Reiche, rühmt an ihm „schnelle Auffassung, praktischen Verstand, große Ordnungsliebe und einen für sein Alter ernsten und gesetzten Charakter“. „Es lag in ihm der wahre, zuverlässige Soldat und Anführer“, setzt Reiche später hinzu. Die eiserne Zeit, der Kindheit und Jugend angehörten, regte militärische Neigungen und Begabungen des Prinzen noch mehr an, als es des Hauses und Staates Art ohnehin schon mit sich brachte. Sie gelangten zu hoher Entwicklung. Von entscheidender Bedeutung aber für sein

Leben wurde der rasche Wechsel in Preußens Geschick, der den mit der todtfranken Mutter durch Schneesturm und eisige Meereswogen über den Sand der öden kurischen Hehrung durch 3 Tage und 3 Nächte nach Memel fliehenden Knaben binnen wenigen Jahren zweimal als siegreichen Soldaten in die Hauptstadt des Herrschers führen sollte, der mit brutaler Rohheit der edelsten Königin, die je einen Thron zierte, begegnet war. Als das Herz der Mutter gebrochen war unter der Last des unendlichen Schmerzes, da lebte neben dem festen Gottvertrauen im Sohne fort der Glaube, der in Quiete nicht wankend geworden war, der Glaube an Preußens Zukunft, der ihr, wie sie sagt, war wie der religiöse, „eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet und nicht siehet.“

Das Vierteljahrhundert, das nach den Erfolgen von 1815 dem Vater noch vergönnt war, sodann die ersten Regierungsjahre des Bruders verbrachte Prinz Wilhelm in einflussreichsten Stellungen in der Armee, in der Verwaltung, im Staatsrath. Diesen Jahren verdankt er wesentlich die Ausgestaltung seiner politischen Anschauungen, die Kenntniß von Land, Volk und Heer, die Vertrautheit mit dem ganzen Organismus der Regierung; ihnen auch die Ausbildung jener männlichen, nach Gagerns Ausdruck vollendet edeln Persönlichkeit, über deren sicheres, maßvolles, würdiges und doch gewinnendes Auftreten in Europa nur eine Stimme ist. Im Staatsrath nahm er einen hervorragenden Antheil an den Beratungen, die der Berufung des vereinigten Landtags vorausgingen. Er stand den betreffenden Maßnahmen nicht sympathisch gegenüber. Sein Urtheil faßte er, als die Frage der Berufung unter seiner eigenen Zustimmung entschieden war, in die Worte zusammen: „Ein neues Preußen wird sich bilden. Das alte geht mit Publicirung dieses Gesetzes zu Grabe! Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist.“ Als der Landtag zusammengetreten war, gab er „als erster Untertban des Königs, als vermöge des Vertrauens sein erster Rathgeber“ in der Herrencurie die Erklärung ab: „Aber eine Voraussetzung haben wir gehabt, als diese Verordnungen berathen wurden: daß sie, die zum Besten des Vaterlandes gegeben wurden, Freiheiten und Rechte der Stände niemals auf Kosten der Rechte und Freiheiten der Krone gewähren sollten.“

Es waren die Anschauungen seines königlichen Bruders. Sie wurzelten in der Ueberzeugung, daß die Krone von Gott verliehen sei, einer Ueberzeugung, welcher König Wilhelm wiederholt Ausdruck gegeben hat, am klarsten und bestimmtesten gelegentlich seiner Krönung mit den Worten: „Von Gottes Gnaden tragen Preußens Könige seit 160 Jahren die Krone. Von Gott habe ich die Krone empfangen, sie von Gottes Tisch genommen und sie auf mein Haupt gesetzt, auf daß ich sie in Demuth trage, weil er sie mir verliehen.“ Es ist die Auffassung, die, vielfach bei thatsächlich beschränktester Königsgewalt, überall und zu allen Zeiten geherrscht hat, seitdem

christliche Gesinnung das Leben der germanischen Völker durchdrang; nicht in jenem rohen Sinne, in dem das „Königthum von Gottes Gnaden“ vielfach verspottet worden ist, sondern in jenem, in dem Luther sie verstand, wenn er lehrte, daß alle Obrigkeit von Gott gesetzt sei. Jener Zeit erschien sie vielfach unerträglich. Sie trat ihr entgegen in der schroffen Weise, die dem ersten Paragraphen des österreichischen Verfassungsentwurfs 1848 die Form gab: „Alle Staatsgewalten gehen vom Volke aus“, die in Frankfurt dem erblichen Kaiser das unbedingte Veto versagte, die in der preußischen Nationalversammlung selbst in den einleitenden Worten der Verfassung den Titel „Von Gottes Gnaden“ streichen ließ. Nicht mit Unrecht sprach Friedrich Wilhelm IV. solchem Vorgehen gegenüber von Zeit- und Schulmeinungen; und wenn er anlässlich jenes Beschlusses der Nationalversammlung mahnte: „Danken Sie Gott, daß es bei uns nicht ist wie in Frankreich, daß Sie noch eine angestammte Obrigkeit von Gottes Gnaden haben“, so möchte ihm heute kein Besonnener widersprechen. * Die Continuität der Geschichte, die nicht ungestraft durchbrochen wird, hatte er für sich. Das Wesen der erblichen Monarchie aber erkannte Fürst Schwarzenberg besser als sein Reichstag, wenn er erklärte, daß es in ihr überhaupt unzulässig erscheine, den Ursprung der Regierungsgewalt neu festzustellen. Wie immer, auf Popularität konnten in jener Zeit die Anschauungen des Prinzen nicht rechnen, um so weniger, als man nun gerade in ihm den Mann sah, der bereit und im Stande war, Gesinnungen in Handlungen umzusetzen. So wurde der „Prinz von Preußen“ der bestgehaßte Mann in seinem Volke. * *

Und doch sollte gerade er den neuen constitutionellen Einrichtungen Bestand und Leben verleihen. Daß auch mit ihnen ein Staat blühen und gedeihen könne, war ihm schon bei seinem ersten Aufenthalte in England 1844 zur Ueberzeugung geworden; sie festigte sich bei seinem zweiten unwilligen Besuche in jenem Lande 1848. „Die constitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor Allem also die meinige als des ersten Unterthanen des Königs.“ Diese Worte, die der Prinz am 8. Juni 1848 als gewählter Vertreter des Wirsiger Kreises in der preußischen National-Versammlung sprach, bezeichneten seinen Standpunkt. Er hat ihn unentwegt festgehalten, entschlossen, wie er 5 Wochen früher einer Adresse des Belgarder Kreises antwortete, „die in eine constitutionelle Monarchie verwandelte Verfassung des Staats mit ihren nothwendigen Folgen anzunehmen, und, wie in früheren Tagen, Gut und Blut auch heute noch für denselben zu opfern.“ In diesem Sinne begegnete er auch dem deutschen Verfassungsentwurf der Siebzehner mit Sympathie und sicherem Urtheil. Als dann in den 50er Jahren in

Preußen Schwierigkeiten entstanden, als weithin die Befürchtung sich verbreitete, die Verfassung selbst stehe in Frage, da wandten sich die Blicke vertrauensvoll dem Manne zu, von dem der englische Prinz-Gemahl schrieb, daß seine „bekannte Loyalität des Charakters den Deutschen als Typus ihres ältesten Wahlpruches „Ein Wort, ein Mann“ vorschwebt.“ Der Beginn seiner Regierungsthätigkeit wurde zur „neuen Aera.“

Als in den folgenden schweren Tagen mehr als einmal an den König die Versuchung lockend herantrat, den unüberwindlich scheinenden Gemmissen zu entgehen durch einen Angriff auf die Verfassung, widerstand er trotz aller Zweifel, ob die neue Regierungsform den Wunsch verwirklichen werde, den er ausgesprochen, unter ihr „das neue Preußen so erhaben und groß zu sehen, wie es das alte mit Ehren geworden sei.“ Die glänzende Rechtfertigung, welche seine königliche Politik 1866 erfuhr, konnte ihn nicht veranlassen, dem Rathe derer zu folgen, welche die Gelegenheit hätten benutzen mögen zu einer Vermehrung der königlichen Gewalt im Innern; sie ließen ihn in der Indemnitätsvorlage mit seinem Volke Veröhnung suchen nach den schweren Konfliktswirren. Seitdem ist Wilhelm I. der feste Eckstein geblieben für die Grundlagen der preußischen und der deutschen Verfassung, getragen und geleitet von der Ueberzeugung, der er zu Beginn seiner Regentschaft Worte lieb: „Es giebt keinen berechtigten Conflict der Interessen zwischen dem Souverän und seinen Unterthanen.“

Diesem Manne, dessen feste und bestimmte, aber unerschütterlich ehrliche und zuverlässige Haltung unserer jungen constitutionellen Entwicklung einen eigenartig schlichten und durchsichtigen Charakter aufgedrückt hat, trat als oberste Aufgabe der äußeren Politik seines Staates die Lösung der deutschen Frage entgegen, mit der Preußen stand und fiel. Schon in dem Erlasse „An mein Volk“ vom 7. Januar 1861 gab der König dieser Sachlage mit den folgenden Worten Ausdruck: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heile Aller einnehmen muß. Seine Politik muß vor allem von dem Grundsatz getragen und geleitet werden: die Interessen Deutschlands sind die Interessen Preußens.“ Auch König Wilhelm erwartete, obgleich ihm der Nationalverein wenig Sympathie abgewinnen konnte, zunächst Erfolg von moralischen Eroberungen. Solche zu machen, schien Aussicht vorhanden. „Meine Hoffnung,“ schreibt Prinz Albert, „wie die der meisten deutschen Patrioten, steht auf Preußen, steht auf Dir.“

Wie seine Vorgänger faßte er in erster Linie die Sicherheit Deutschlands ins Auge. Aber seine Bemühungen, die reiche deutsche Wehrkraft zu entwickeln und der festen preußischen Führung anzuschließen, hatten kaum mehr Erfolg, als die Versuche seines Bruders in gleicher Richtung gehabt hatten.

Selbst die Gefahren von 1859 konnten diese Bestrebungen nicht wesentlich fördern. Im Gegentheil begegneten sie bei Oesterreich und den übrigen deutschen Regierungen größerem Mißtrauen als je zuvor. Man fing an, sie mit kaum ernstlich gemeinten Gegenvorschlägen reformirender Art zu beantworten, um Preußen das Gebiet moralischer Eroberungen zu versperren. Da trat durch das Ableben des Königs Friedrich VII. von Dänemark an Deutschland die Aufgabe heran, die Rechte der stammverwandten Herzogthümer zu schützen. In einem 25jährigen opferreichen Kampfe für seine Einheit und sein Volksthum war Schleswig-Holstein der Brennpunkt geworden, in dem sich damals das deutsche Nationalgefühl gleichsam concentrirte. In einer seiner ersten Thronreden hatte der Prinzregent es für nöthig gehalten zu betonen, daß „die Bemühungen seiner Regierung fortdauernd darauf gerichtet seien, die unter dem Scepter des Königs von Dänemark stehenden deutschen Herzogthümer endlich in der vollen Uebung derjenigen Rechte zu sehen, auf welche ihnen die Gesetze des Bundes und die seiner Zeit zwischen dem deutschen Bunde und dem Kopenhagener Cabinet getroffenen Vereinbarungen einen wohlbegründeten Anspruch verliehen.“ Der Verlauf zeigte, daß dieses Ziel nur zu erreichen war durch Loslösung der Herzogthümer von Dänemark. Preußens Führung, im Bunde mit Oesterreich, erkämpfte und behauptete sie aller europäischen Diplomatie zum Trotz — die schwerste Arbeit, die, nach unseres Reichskanzlers eigenem Geständniß, ihm je gelungen. Die neue Armeearganisation*) hatte sich glänzend bewährt.

Auch größeren Aufgaben sollte sich das Heer bald gewachsen zeigen. Es fehlte nicht viel, so wäre der errungene Erfolg auf die Schaffung eines neuen Particularstaats hinausgelaufen, ohne wesentliche Förderung für die Lage Preußens und Deutschlands. Dieses Ergebnis zu hindern sollte nur ein Bruderkrieg im Stande sein, in dem die größere Hälfte Deutschlands gegen Preußen stand. Nach den eigenen Aeußerungen unseres Reichskanzlers hat es „fürchterliche Kämpfe gekostet, um den König zu der Ueberzeugung zu bringen, daß er schlagen müsse.“ Wie sollte es anders! Hatte doch Königin Luise selbst an den Bruder, als er sich zum ersten Male vor ihr in Uniform zeigte, die Worte gerichtet: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rock, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine österreichischen Brüder zu rächen.“ Schmerzlich genug kam endlich auch in König Wilhelm die Erkenntniß zum Durchbruch, daß „Oesterreich der Ansicht sei, ihm fromme, was Preußen schade; es könne in Preußen keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen“; daß ähnliche Gesinnungen die meisten deutschen Regierungen beherrschten, und daß, „wohin er und sein Volk in Deutschland

*) Ueber diese, die in der vorliegenden Darstellung nicht ausführlich behandelt werden konnte, verweisen wir auf Bd. 45, S. 367 von „Nord und Süd“. Red.

auch schauten, man nur von Feinden umgeben sei, deren Kampfgeschrei: Erniedrigung Preußens.“ „Wenn sie denn Alle wirklich gegen mich sind,“ soll der König beim Eintreffen der Nachricht von der Bundesabstimmung des 14. Juni gerufen haben, „so werde ich mich selbst an die Spitze meiner Armee stellen und will lieber mit ihr untergehen, als daß ich in dieser Lebensfrage nachgebe.“

Die Wunden des unnatürlichen Krieges sind rasch vernarbt. Das Andenken an ihn ist verlöscht worden durch den größeren Erfolg, den er nach sich zog. War 1866 der Bann des Dualismus gebrochen worden, der lähmend auf Deutschland gelastet, so wurde 1870/71 dem verderblichen Einfluß ein Ende gemacht, dem Frankreich seit Jahrhunderten geübt und allmählich als sein gutes Recht anzusehen sich gewöhnt hatte. Seit den Tagen Heinrichs II. hatte es unentwegt das Ziel verfolgt, dem der erste Napoleon den prägnantesten Ausdruck gab in den Worten: „Il faut dépayser l'Allemagne.“ In diesem Sinne schrieben Richelieu und Ludwig XIV. die libertas Germaniae, Talleyrand, Thiers und Napoleon III. die Freiheit Deutschlands auf ihre Fahne. Lange hatten die Locktöne willige Ohren gefunden; uns Glücklichen wurde es beschieden, zu sehen und zu fühlen, wie nationales Denken und Empfinden seit den Tagen der Freiheitskriege sich bei uns vertieft hatte. Fürsten und Völker waren eins, es nicht zu dulden, daß Frankreich einem deutschen Fürsten sein Verhalten vorschreibe. Was lange getrennt, was so oft in Feindschaft gespalten gewesen war, das flog zusammen mit der unwiderstehlichen Kraft lange verhaltener Liebe. In der Spitze Alldeutschlands und nur Deutschlands konnte König Wilhelm nach Frankreich hinein, nach Paris ziehen, konnte er zurückkehren als „Deutscher Kaiser.“ Sein mächtigster Bundesgenosse war es, der neidlos und in reiner Freude nach der Capitulation von Metz dem Könige schrieb: „Wenn einst die Nachwelt die glänzenden Erfolge überblickt, welche die deutsche Heere unter Ihrer Führung unaufhaltsam erfochten, so wird sie mit Recht Ihnen den Namen „Wilhelm der Siegreiche“ beilegen.“ Wenn bald darauf derselbe König Ludwig die Anregung gab zur Erneuerung des Kaisertitels, wenn er und seine süddeutschen Mitfürsten auf werthvolle Rechte verzichteten zu Gunsten Preußens und der Gesamtheit, so ehrten sie sich selbst durch eine Entjagung, von der die Geschichte nicht zu oft zu berichten weiß, legten zugleich aber auch ein glänzendes Zeugniß ab für das Vertrauen, das sie in die Loyalität preußischer Politik und zunächst in Kaiser Wilhelm setzten.

Deutschland war wieder ein Reich, die Mitte Europas nicht mehr bloß ein geographischer Begriff. Die Hoffnungen und Träume zweier Generationen waren erfüllt, unser Volk einig und frei. Was das Mittelalter glänzend errungen hatte, was später in Strömen von Blut untergegangen war — unsere Zeit hatte die Kraft gefunden, es wieder aufzurichten unter der Führung des Mannes, dessen Mutter mit ihm selbst vor

dem Dinkel des jetzt überwundenen, landesvertriebenen Gegners in den äußersten Winkel ihres Landes hatte flüchten müssen. Wenige Jahre später sollte der Speer eines Kaffern die letzte Hoffnung jenes Geschlechts vernichten, dessen Begründer das alte Europa durch einander gerüttelt hatte wie den Inhalt eines Gefäßes. Des Herrn Wege sind wunderbar. Aber seine Gnade waltete sichtlich über unserem Kaiser und seinem Volke. Gott war mit der Wahrhaftigkeit und dem Rechte.

Es ist in frischer Erinnerung, welchem Mißtrauen in weiten Kreisen des In- und Auslandes das neuerstandene Reich begegnete. Deutsche Kaiser hatte es ja nie gegeben. Wenn der Titel, an den sich unserem Volke die Vorstellung seiner nationalen Einheit und Größe unauflöslich geknüpft hatte, neu belebt wurde, so lag der Verdacht nicht allzu fern, daß auch die Aspirationen der mittelalterlichen römischen Kaiserkrone, welche die deutschen Könige getragen hatten, neuerdings Gestalt gewinnen möchten. In der Schweiz, in Holland und in Belgien erinnerte man sich mit Bangen, daß man Lande bewohnte, die sich einst aus dem Zusammenhange des Reiches gelöst hatten. In Frankreich galt es als selbstverständlich, daß das abgetretene Gebiet dem Ehrgeiz der Deutschen nur als Abschlagszahlung gelten könne, daß Deutschland binnen Kurzem einen neuen Krieg beginnen werde, um auch den Rest von Lothringen, die Franche Comté, Flandern und gar das Arelat zu gewinnen und Frankreich auf den Stand des Jahres 1050 herabzubringen. Das war erklärlich genug, wenn man die Sachlage unbefangen würdigt. Gab es doch auch in Deutschland Leute, die das Herbeibringen der alten Reichsgebiete für eine wesentliche Aufgabe des neuen Reichs ansahen, die nun durchaus den Rhein von der Quelle bis zur Mündung deutsch sehen wollten, und die sich verpflichtet hielten, Nancy und Besançon wieder zu nehmen, weil unsere Vorfahren diese Städte mit deutschen Namen zu nennen pflegten, ein Grund, mit dem man auch eine Annexion von Florenz, Rom und Neapel rechtfertigen könnte. Der Vorstellung, daß das alte Reichs- und Bundesösterreich binnen kürzester Frist in die Verbindung mit den deutschen Brüdern zurückkehren werde, konnte man in diesseit und jenseit der beiderseitigen Grenzpfähle überall begegnen. Was schien nach solchen Erfolgen, bei so unerhörter militärischer Leistungsfähigkeit unerreichbar? Das Ausland war gewohnt, sich seine Vorstellungen von der Weltlage mehr nach französischen als nach deutschen Quellen zu bilden. „Mit wem wird Deutschland jetzt Krieg anfangen?“ Das war eine Frage, die man in den früheren 70er Jahren außerhalb unserer Grenzen nur zu häufig vorgelegt bekam. Was immer man an Friedensbetheuerungen vorbringen mochte, wurde nur mit ungläubigem Lächeln

angehört. Hatte doch auch Napoleon III. nach der Befiegung Rußlands und Oesterreichs zum Kriege mit England und Preußen gerüftet.

Und die nun so von außen her die neue europäische Vormacht mit mißtrauischen oder feindlichen Blicken betrachteten und ihr vielfach auch Absichten unterschoben, von denen man wohl wußte, daß sie nicht vorhanden waren, die fanden doch auch innerhalb unserer Grenzen Anhaltspunkte genug, an denen sie ihre Hoffnungen aufrichteten, die ihre Wünsche und Bestrebungen neu beleben konnten. War es denn sicher, daß die deutschen Fürsten und Regierungen stets von solcher Selbstentfagung und deutschpatriotischer Gesinnung erfüllt sein würden, wie gegenwärtig unter dem blendenden Eindruck unerhörter kriegerischer Erfolge? War nicht schon beim Verhandeln von Regierung zu Regierung der Abschluß der Versailler Vorträge wiederholt auf die ernstlichsten Schwierigkeiten gestoßen? Hatte nicht der zur Vorberatung dieser Verträge von der bayerischen zweiten Kammer niedergesetzte Ausschuß mit 12 gegen 3 Stimmen der Kammer die Verwerfung dieser Verträge dringend empfohlen? Hatten nicht die 32 patriotischen Stimmen, die dann abschwenkten und mit knapper Noth die erforderliche Zweidrittelmehrheit herstellten, es für nöthig gehalten, ausdrücklich zu erklären, daß die Verträge ihren Grundsätzen für eine bundesstaatliche Einigung nur in unvollkommenem Maße entsprächen, daß ein wahres Föderativverhältniß durch die Uebermacht der Präsidialgewalt, durch das ihr gerade in den wichtigsten Fragen eingeräumte Veto und durch die Unbilligkeit des Stimmenverhältnisses illusorisch gemacht worden sei? Gab es denn nicht auch noch sonst in Deutschland starke particularistische Strömungen? War die schwäbische demokratische Volkspartei mehr als zeitweise zurückgebrängt? War in Sachsen trotz aller Bundestreue, die König und Volk im Kampfe gegen Frankreich bewiesen hatten, nicht auch ein tiefgewurzelter Particularismus lebendig? Gab es nicht noch eine starke Welfenpartei? Wie kam es, daß aus den Reichstagswahlen des März 1871, während unsere Armee noch die Forts von Paris besetzt hielt, die welfische Gruppe in verdoppelter Stärke hervorging? Verweigerten nicht im Juni desselben Jahres die Stadtverordneten von Hannover jeden amtlichen Empfang der siegreich heimkehrenden Truppen? Und war denn in Schleswig-Holstein und Hessen, in Nassau und Frankfurt volle Zufriedenheit eingezogen? Weigerte nicht die Hälfte der Gemeindevorsteher Nordschleswigs den Eid, und wurde nicht im März 1871 in Frankfurt Sonnemann gewählt? Gab es nicht endlich auch in Preußen selbst eine Richtung, die sich gegen das Aufgehen des ruhmgekrönten Staates in ein deutsches Gesamtreich sträubte? Mußte nicht der Reichskanzler alsbald gegen die feudal-conservative Partei Front machen, aus deren Mitte er selbst einst in die Politik hineingewachsen war?

Und nun das katholische Drittel des neuen Deutschlands, in dem anläßlich der Infallibilitätsklärung ohnehin die Wogen hoch gingen! Wie oft seit den Tagen des Kölner Kirchenstreits war aus diesen Kreisen

* *O. J.*

heraus gegen Preußen und gegen ein protestantisches Kaiserthum geeifert worden! Das „Nieder mit dem Halse, Sigamber“ des Görres'schen „Athanasius“ war doch der Grundton der Stimmung unter diesen unseren Landsleuten geblieben, so oft Preußen mit den speciell katholischen Interessen in Conflict zu gerathen schien. Und war das nicht der Fall, als Oesterreich, die alte katholische Vormacht Deutschlands, hinausgedrängt wurde aus dem Bunde? Wie oft ist dieses Thema variirt worden in den historisch-politischen Blättern! Wie oft gaben die populären Schriften, die unter dem Namen Konrads von Volanden zu Hunderttausenden hinausgingen unter das katholische Volk, in dieser Richtung die deutlichsten Winke! „Ja, diese Brandenburger“, heißt es dort einmal (in dem Roman: Franz von Sickingen, Mainz 1859), sind schlimm bedacht um Kaiser und Reich. Der Deutschmeister Albrecht von Brandenburg zieht die Güter seines Ordens ein, wird zum Diebe am Besitz unserer heiligen Kirche, bricht Eid und Treue, fällt vom Vaterglauben ab, und dies Alles, um sich eine Hausmacht zu gründen, Alles zur Befriedigung von Geiz und Ehrsucht. Pfui — tausendmal pfui! — Und welche Sprößlinge mag dieser Brandenburg treiben? Werden sie nicht im Hass, in Verfolgung und Unterdrückung unserer heiligen Kirche ihrem Abnherrn gleichen? O trübe, unheilswangere Zukunft“. Und nun trugen diese Brandenburger die Kaiserkrone! Und nun waren sie es, auf deren Hilfe man zunächst angewiesen war in der Lösung der beiden wichtigsten Aufgaben, die dem Katholicismus im Augenblick gestellt waren, der Erstückung der aufkommenden altkatholischen Opposition und der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes. Preußen und das Reich versagten. Seitdem am 19. Januar 1871 v. Mühler es abgelehnt hatte, der Forderung des Fürstbischofs von Breslau entsprechend den Director und 11 Lehrer des katholischen Matthias-Gymnasiums in genannter Stadt, die sich öffentlich gegen die Infallibilität erklärt hatten, zum Widerruf aufzufordern oder zu versetzen, wußte man, woran man war. Am 18. Februar richteten dann 56 clericale Mitglieder des preussischen Abgeordnetenhauses erfolglos an den Kaiser und König nach Versailles die Bitte um Wiederherstellung des Kirchenstaats und der weltlichen Souveränität des Papstes. Hier trat in der That das Bestreben hervor, das neue Reich in mittelalterliche Bahnen zu drängen. Es folgte bei den Neuwahlen im März die Begründung der Centrumspartei im Reichstage. Sie trat hier mit 63 Mitgliedern auf, während sie im Parlament des norddeutschen Bundes eine kleine Gruppe von 8 oder 9 Leuten gewesen war. Sie konnte es wagen, gegenüber der Hoffnung, die in Beantwortung der Thronrede im Adressentwurf ausgesprochen war, daß die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren würden, jede Hervorhebung des Principes der Nichtintervention energisch zu bekämpfen. „Man wolle dem Heereszuge über die Alpen nicht das Wort reden, ihm aber auch nicht den Niegel vor-

schieben.“ Wenige Wochen später wandten sich die österreichischen Kirchenfürsten mit der Bitte um Wiederherstellung des Kirchenstaates an ihren Kaiser, begann auch in Frankreich die Agitation für Erstrebung desselben Ziels. Bei der Discussion über die Reichsverfassung, zwei Tage nach der Adressdebatte, hielt es die Fraction für nothwendig, einen Antrag auf die Aufnahme von „Grundrechten“ zu stellen. Die Dinge spitzten sich immer mehr zu. Anfang Juli 1871 wurde die katholische Abtheilung im preussischen Cultusministerium aufgehoben, Ende November nahm der Reichstag den von Bayern angeregten Kanzelparagraphen an. Es folgte die Ausweisung fremder Ordensangehöriger aus den Gebieten polnischer Zunge, das Vorgehen gegen die Jesuiten und ihre Verwandten, dem im Bundesrath nur Neufß ä. Linie widersprach. Ende Januar 72 bezeichnete Fürst Bismarck die Bildung der Centrumspartei als eine „Mobilmachung gegen den Staat“. Im Juni sprach Pius IX. in einer Antwort an den deutschen Leseverein in Rom von dem Steinchen, das sich bald loslösen könne von der Höhe und den Fuß des Colosses zertrümmern. Anfang des nächsten Jahres kamen die Falk'schen Gesetzentwürfe. Bischof Martin von Paderborn sah den Namen Christi verfolgt wie in den Zeiten des Diocletian. Dem Erlaß der Maigesetze folgte der Briefwechsel zwischen Papst und Kaiser. Den preussischen ähnliche Maßregeln wurden in andern deutschen Staaten getroffen. Der „Culturkampf“ war auf der ganzen Linie entbrannt.

Es war nicht zu verwundern, wenn gegenüber diesen durcheinander wogenden Strömungen, deren Stärke und Nachhaltigkeit Niemand mit Sicherheit ermessen konnte, wenn Angesichts der exponirten Lage Deutschlands im Herzen Europas im Inland und Ausland ernste Zweifel aufstiegen, ob das neue Gebilde Dauer haben werde. Wenn man in den 70er Jahren auswärts jene oben erwähnte Frage nach den weiteren kriegerischen Absichten der deutschen Staatslenker häufig zu hören bekam, so kaum minder häufig die andere: „Wird denn das deutsche Reich wirklich zusammenhalten?“ Und eine der Zukunft vertrauende Beantwortung derselben pflegte keiner geringeren Skepsis zu begegnen als friedliche Versicherungen gegenüber jener. Wie konnte man denn auch nur gleich glauben, daß diese so lange gespaltene Nation nach der gemeinsamen Besiegung Frankreichs sofort eine allezeit geschlossen handelnde politische Einheit bilden werde?

Wenn diese Zweifel im Wesentlichen verstummt sind, wenn heute nur noch übertriebene Aengstlichkeit einerseits, unverföhnlicher Haß andererseits solche Befürchtungen oder Hoffnungen hegen kann, wenn heute jeder ruhig und unbefangene Denkende die Existenz des deutschen Reiches auf absehbare Zeiten für gesichert hält, so ist das eine Frucht der Regierung unseres ersten deutschen Kaisers, in erster Linie sein und seines Reichskanzlers Werk. Sie haben es verstanden, die vorhandenen Einheitstendenzen zum entscheidenden Siege zu führen über alle gegentheiligen Bestrebungen.

Es ist noch nicht lange her, daß man den Gegensatz der Anschauungen über den Weg, der zum ersehnten deutschen Staate führe, in die Formeln faßte einerseits „durch Einheit zur Freiheit“, andererseits „durch Freiheit zur Einheit“. Wenn die letztgenannte Auffassung in unserem politischen Leben lange mit der ersten um die Herrschaft ringen konnte, so hatte das doch seinen Grund vor Allem in dem Fehlen der Einsicht, daß das Wesen des Staates die Macht ist. Wenn dem Angehörigen der seit Jahrhunderten fest begründeten Nationalitäten des Westens diese Einsicht als unverleugbare Empfindung gleichsam angeboren wird, so war sie dem größten Theile unseres Volkes durch die Zersplitterung ganz abhanden gekommen, weil man völkerrechtlich anerkannten Gebilden angehörte, die in Wirklichkeit keine Staaten waren und staatliches Leben nicht entfalten konnten. Im engsten Zusammenhang mit dieser Erkenntniß steht die Anschauung, der unser Reichskanzler in all seinem politischen Handeln den unzweideutigsten Ausdruck gegeben hat, die sich aber doch nur sehr allmählich bei uns zu allgemeinerer Geltung unter den politisch Denkenden durchringt, daß die Leitung der auswärtigen Politik, die zunächst die Aufgabe hat, den ungeschmälerten völkerrechtlichen Bestand des Staates zu sichern, ausschlaggebend wie kein anderer Factor; zumal für Deutschland, das mit sämtlichen drei alten continentalen Großmächten grenzt, und der maritimen seine mercantil am meisten entwickelte Küste entgegenstreckt. Wer den Gang der britischen Geschichte verfolgt, dem drängt sich auf Schritt und Tritt die Ueberzeugung auf, daß dieses Land verfassungsmäßigen Lebens nie und nimmer seine inneren Kämpfe hätte unversehrt durchschreiten, einen König auf's Schaffot bringen, einen anderen vertreiben können ohne seine insulare Lage. Wäre Großbritannien und gar noch Irland mit Frankreich landfest, was wäre aus den keltischen Katholiken der grünen Insel, was aus Schottland geworden? Frankreich wäre nicht ohne Verlust am territorialen Bestande aus seiner Revolution hervorgegangen, wenn es in der Mitte Europas gelegen hätte mit einem starken westlichen Nachbar. Was innere Wirren ein Land kosten können, das zeigt ja ein Blick, wenn man unsere Westgrenze von 1250 mit der von 1810 vergleicht. Daß wirkliche Machtfragen, wenn sie einmal aufgeworfen werden zwischen der Monarchie und der Volksvertretung, durch Neben und Drückerschwärze zu endgültiger Entscheidung gelangen, davon weiß doch die Geschichte kein Beispiel. Das Gegentheil erleben wir vor unseren Augen in Dänemark. Wollen wir unsere verfassungsmäßigen Rechte, die durchaus anderen Ursprungs sind, ausbilden nach dem Muster englischer und französischer Zustände, so werden uns auch die Wege nicht erspart bleiben, die in Westeuropa zu den erstrebten Zielen geführt haben. Daß aber diese Wege zugleich zu einer Vernichtung oder

einer der Vernichtung nahekommenen Beschränkung unserer nationalen Selbstständigkeit führen würden, kann unbefangene Erwägung nicht bezweifeln.

Diese Exponirtheit unserer geographischen Lage, die uns im Auskämpfen innerer politischer Differenzen in viel höherem Grade Mäßigung auferlegt als irgend einer anderen europäischen Nation, erschwert auch der Leitung unserer auswärtigen Politik ihre Aufgabe in ungewöhnlicher Weise. Als vor nahezu drei Jahrzehnten, in den Tagen des aufkommenden Nationalvereins, der Gegensatz klein- und großdeutscher Gesinnung seine Schatten auf die historische Betrachtung unserer mittelalterlichen Kaiserzeit warf, wurde von Ficker, dem eifrigen Verfechter der alten Kaiserherrlichkeit, nachdrücklich betont, daß das deutsche Volk in seiner centralen Lage zur Sicherung seiner Existenz eines gewissen politischen Einflusses auf seine Nachbargebiete unbedingt bedürfe; daß es numerisch zu schwach sei, um sich halten zu können, wenn nicht das politische Verhältniß zu den Nachbarn eine geschlossene, gegen Deutschland gerichtete Coalition derselben unmöglich mache. Dieser Gedanke hatte unzweifelhaft etwas Richtiges, wenn er auch nicht im Stande war, für den deutschen Bund die Nothwendigkeit zu erweisen, daß Oesterreichs Stellung in Lombardo-Venetien gestützt werden müsse. Mit dem Sturze der Staufer, mit dem Aufgeben der deutschen Vorherrschaft in Italien und Burgund beginnt die erste Periode französischer Vorherrschaft in Europa. Die Anjou's nehmen die verlassene Stellung ein; der Papst wird nach Frankreich gebracht; seine universale Gewalt wird französischen Interessen in einer Weise dienstbar, die unter Ludwig dem Baiern das deutsche Reich der Auflösung entgegenführt. Wesentlich die englischen Angriffe auf Frankreich haben dann Karl IV. Raum gelassen, das Reich wieder etwas zu festigen, vor Allem das Papstthum französischem Einfluß und damit ausgesprochen deutschfeindlicher Haltung wieder zu entziehen. Als Frankreich die englische Gefahr glücklich überstanden hatte und unter Karl VIII. neuerdings seine Hand auf Italien und damit auf die europäische Vormachtstellung legen wollte, trat ihm die neu erstehende spanisch-burgundisch-habsburgische Macht heimmend in den Weg. Die Zusammenfassung dieser weiten Gebiete, in die bald auch Böhmen und Ungarn und fast die Hälfte Italiens einbezogen wurden, ist, was immer man auch sagen mag über des Hauses Habsburg egoistische Politik, für den territorialen Bestand des deutschen Reiches von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen, wenn andererseits auch die Kräfte des Reiches, was unsere neuere Geschichtsauffassung mehr zu betonen pflegt, sehr stark herangezogen wurden, um diese heterogenen Bestandtheile zusammenzuhalten. Viel weiter würde das geschlossene Frankreich nach Osten vorgebrungen sein, wenn es nicht so mächtiger Coalition gegenüber gestanden, wenn es die Möglichkeit gehabt hätte, sich mit unmittelbaren Grenznachbarn im Süden und Südosten Deutschlands zu gemeinsamem Angriff zu verbinden. So ging das Reich in seinen

deutschen Bestandtheilen im Wesentlichen unversehrt hervor aus dem Ansturm von Türken und Franzosen im 16. und 17. Jahrhundert; so blieben die Niederlande vor französischer Herrschaft bewahrt. Diese Lage hielt sich bis zur französischen Revolution, und der Wiener Congreß schien ihr mit der dreifachen Stellung, die er der österreichischen Monarchie in Deutschland, in Italien und an der mittlern Donau gab, neues Leben geben zu wollen. Aber gebieterisch forderte das Jahrhundert nationale Staatenbildung bei den beiden großen Völkern, die als tausendjährige Träger universaler Ideen am weitesten auf diesem Wege zurückgeblieben waren. Für Deutschland verlangte schon der Schutz seiner Westgrenze, seitdem Oesterreich durch das Aufgeben Belgiens und des Breisgaus, durch seine Weigerung, neuerdings im Elsaß Stellung zu nehmen, sich von ihr zurückgezogen und Preußen die Wacht am Rhein hatte übernehmen müssen, ein engeres Zusammen-schließen seiner kriegerischen Kräfte um die militärische Vormacht. So wurde das Haus Habsburg hinausgedrängt aus Deutschland wie aus Italien. Aber die Kette, mit der es beide Länder an einander geknüpft, mit der es beide wieder seinen 25 Millionen magyarisch-slavischer Unterthanen nahe gebracht hatte, in irgend einer der Zeit entsprechenden, von ihren Ideen getragenen Form wiederherzustellen, das war eine historische Nothwendigkeit, wenn nicht die Existenz der neuen nationalen Reiche fortwährender ernster Bedrohung ausgesetzt bleiben sollte. Dieser Nothwendigkeit entspricht die Staatengruppirung, die Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck seit 1871 geschaffen, entspricht das deutsch-österreichisch-italienische Bündniß; und in ihr liegt die feste Gewähr für dessen Dauer.

Wenn man die Geschichte des Jahres 1866 verfolgt, so staunt man über die Sicherheit und Bestimmtheit, mit der Ziel und Grenze des bewaffneten Vorgehens von vornherein in's Auge gefaßt wurden: Aus-schluß Oesterreichs aus Deutschland, unbehinderte Leitung der eigenen Angelegenheiten durch das unter Preußens Führung zu einigende Deutschland. Den Versuchungen, die an die Leiter der preußischen Politik herantraten, die Gelegenheit zu benutzen zu einer Schwächung Oesterreichs, wenigstens die Eroberung Schlesiens zu vollenden, wurde leicht widerstanden; den entscheidenden Persönlichkeiten waren solche Gedanken nie ernstlich gekommen. Die Versuche, die schon in den nächsten Jahren gemacht wurden, Oesterreich dem norddeutschen Bunde und zugleich auch den süddeutschen Staaten wieder zu nähern, konnten naturgemäß einen nennenswerthen Erfolg nicht haben, zumal Bismarck damals die Geschicke des Kaiserstaats lenkte. Aber nach der Niederwerfung Frankreichs, nach dem freiwilligen Eintritt der Südstaaten in das deutsche Reich, nach der definitiven Constituirung desselben als eines nationalen Kaiserthumes war doch auch für Oesterreich die Sachlage eine andere. In der Denkschrift des Berliner Auswärtigen Amtes, die unmittelbar nach der Schlacht von Sedan die Nothwendigkeit eines gesamtdeutschen Bundesstaates darlegte, war neuerdings auseinandergesetzt, daß „Preußen

den ungeschwächten Fortbestand Oesterreichs als eine europäische politische Nothwendigkeit erkenne.“ Schon im Sommer 71 nahm Kaiser Wilhelm die Gastbesuche wieder auf. Zweimal, vor und nach der Kur, in Böhln und Salzburg, traf er mit Franz Joseph zusammen, das zweite Mal in Begleitung der beiderseitigen leitenden Minister. Seitdem haben sich diese Begegnungen fast alljährlich wiederholt. Im November 71 vertauschte Beust seine Stellung mit dem Londoner Botschafterposten; Andrassy nahm seinen Platz ein. Das gegenseitige Vertrauen begann sich von Jahr zu Jahr mehr zu festigen. Im Nachbarstaate griff in immer weiteren Kreisen die Ueberzeugung Platz, daß Deutschland der Gedanke fern liege, habsburgischen Besitz zu schmälern; daß es weiter nichts verlange als ehrlichen Verzicht Oesterreichs auf die 1866 verlorene Stellung in Deutschland. Auch das politische Urtheil der Menge klärte sich hüben und drüben. Bei uns verstummten allmählich die Schreier, die eine nationale Pflicht zu erfüllen glaubten, wenn sie die Hereinziehung der österreichischen Deutschen in's Reich als eine Naturnothwendigkeit hinstellten; drüben lernte man sich mehr und mehr freimachen von der Vorstellung, daß die einzige Rettung für das Ungemach, das die Deutschen des Kaiserstaates vielfach traf, der Anschluß an's deutsche Reich sei. Man lernte den ungeschmälerten Bestand der habsburgischen Monarchie als eine historisch-politische Nothwendigkeit erkennen, an der auch Deutschland ein großes Interesse habe. In neuer und voraussichtlich festerer Form war die alte Garantie dafür wiederhergestellt, daß Ungarn, Tschechen und Polen nicht gegen uns im Felde erscheinen konnten.

Indem auch Italien in diese wiederangeknüpfte Verbindung hineingezogen wurde, fand dieselbe nur ihre hergebrachte Ergänzung. Naturgemäß fiel der deutschpreussischen Politik hier die vermittelnde Rolle zu. Im Mai 72 erschien das italienische Kronprinzenpaar in Berlin. Im September des nächsten Jahres besuchte Victor Emanuel nach einander den österreichischen und den deutschen Kaiser; im October 75 war Kaiser Wilhelm in Mailand. Die Bestrebungen der „Irrredenta“ haben vorübergehend noch zu scharfen Reibungen zwischen Oesterreich und Italien geführt, zwischen denen naturgemäß die Empfindlichkeit größer war als zwischen Oesterreich und Deutschland; sie haben aber eine dauernde Verstimmung nicht hervorgerufen, da die italienische Regierung selbst ihnen in besonderer Weise immer entschiedener in den Weg trat. Auch hat Lamarmoras Buch „Ein wenig mehr Licht“ das wenige Tage vor Victor Emanuels österreichisch-deutscher Reise erschien, seinen Zweck, Mißtrauen zu säen gegen die deutsche Politik, nicht zu erreichen vermocht, so wenig wie Gramont durch seine Enthüllungen über die österreichische Politik vor und nach dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges die Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich hatte stören können. Im Gegentheil ist auch Italiens Anschluß fester und fester geworden. Seit Crispis Besuch in Friedrichs-

ruhe im vorigen Jahre erscheint die Einigung der drei mitteleuropäischen Großmächte vollendet; eine sichere Bürgschaft ihres eigenen Bestandes und des Friedens überhaupt, da sie jeder andern in Europa möglichen Coalition militärisch mindestens gewachsen sind, und zugleich ein zuverlässiger Anknüpfungspunkt für alle, die in Europa des Friedens bedürfen und ihn wünschen.

Der Vollendung dieses Werkes, das sechszehnjährige Arbeit bewährtester Staatskunst glücklich zum Ziele geführt hat, standen, abgesehen von der den Ereignissen von 1859 und 66 naturgemäß nachfolgenden Spannung unter den beteiligten Mächten, wesentlich zwei Hindernisse im Wege: das Verhältnis Italiens zu Frankreich und das Deutschlands zu Rußland. Trotz des nackten Egoismus und der Hinterhältigkeit, die in Napoleons III. Politik zu Tage getreten war, lastete unzweifelhaft auf dem neu geeinigten Italien eine starke moralische Verpflichtung gegen den französischen Nachbarn. Dazu kamen das lateinische Racengefühl gegenüber dem mächtig emporstrebenden germanischen Element und die natürlichen Sympathien des demokratischen Italiens mit dem neuen französischen Republikanismus. Wenn diese Bande sich gelockert haben, so tragen daran in erster Linie die Franzosen selbst die Schuld: durch ihre legitimistischen Kreuzzugsideen in den ersten Jahren nach dem Kriege, durch ihr tunesisches Vorgehen, durch die zahlreichen kleinen Eiferfüchteleien gegen Italien, endlich nicht am wenigsten durch die unerquickliche Gestaltung ihrer eigenen inneren Verhältnisse. Das monarchische Italien fühlte sich zurückgestoßen von den wüsten Ausartungen republikanischen Staatslebens in Frankreich. Kaiser Wilhelms fest gegründete Stellung und bewährte Gesinnung mußten um so mächtiger anziehen. Das enge persönliche Verhältnis unseres ritterlichen Friedrich zu König Humbert knüpfte das Band noch fester. Seitdem die Balkanfrage durch die russischen Aspirationen auch Italien nahe rückte, seitdem Frankreich entgegen seiner traditionellen Orientpolitik auch in dieser Frage blindlings um die russische Gunst buhlte, schwand gänzlich dahin, was Italien vom vollen Anschluß an die mitteleuropäischen Kaisermächte abgehalten und seine Politik durch mehr als ein Jahrzehnt zu einem nicht völlig sicher zu berechnenden Factor gemacht hatte.

Schwieriger war es, Deutschland und seinen österreichischen Bundesgenossen in das richtige Verhältnis zu Rußland zu bringen. Preußen stand in sechzigjährigen engen Beziehungen zu Rußland; es hatte manchen Anlaß zu gerechten Klagen über dieses, verbandte ihm andererseits aber doch auch unendlich viel. Im preussischen Königshause war der Anschluß an Rußland traditionelle Politik geworden, bei Niemand mehr als bei Kaiser Wilhelm. Die dem Kaiser Alexander erstattete Anzeige vom Abschluß der Friedenspräliminarien im Februar 1871 begleitete er mit der Bemerkung: „Preußen wird niemals vergessen, daß es Ihnen zu verdanken ist, wenn der Krieg nicht die äußersten Dimensionen angenommen hat.“ Andererseits befand sich Oesterreich in einem natürlichen Gegensatz zu

Rußland. War es auch nicht eigentlich dessen Mitbewerber um die Balkanhalbinsel, so konnte es doch Rußlands Herrschaft über diese nicht dulden. Rußland war sicher, auf dem Wege nach Konstantinopel Oesterreich zu begegnen. In klarer Würdigung dieses Verhältnisses hatte Preußen bei den ersten Annäherungsversuchen, die bayerische Vermittelung im April 1867 unternahm, die Bedingung gestellt, daß „seine Karten für Rußland offen liegen müßten.“ Also nur wenn sich die heterogenen Interessen Oesterreichs und Rußlands wenigstens zeitweise ausöhnen ließen, war das Dreikaiserbündniß, das Deutschland anstrebte, möglich. Es wurde möglich durch die Zurückhaltung, die Rußland zunächst bewies, indem es sich mit der ihm zurückgegebenen Actionsfreiheit auf dem schwarzen Meere zu begnügen schien. Im September 1872 trafen die drei Kaiser in Berlin zusammen. Der Mai 1873 sah Kaiser Wilhelm in Petersburg, der Juni den Zaren in Wien; im Februar 1874 erwiderte Franz Joseph den Besuch, traf 1875 mit Zar Alexander in Eger, 1876 in Reichstadt zusammen. Der deutschen Politik war es gelungen, die seit dem Krimkriege Großen einander zu nähern. Frankreich war isolirt.

Dieses Resultat wurde durch den letzten türkischen Krieg von 1877 und seine Folgen wiederholt ernstlich in Frage gestellt. Die deutsche Politik suchte Rußlands überkommenes Bedürfniß, sich als Beschützer der christlichen Unterthanen des Sultans in die inneren Angelegenheiten der Türkei einzumischen, dadurch in friedlichen Bahnen zu erhalten, daß es dem russischen Vorgehen die deutsche und österreichische Mitwirkung anzuschließen suchte. Aus diesen Bemühungen entstand das türkische Reformprogramm der drei Großmächte vom December 1875 und das Berliner Memorandum vom Mai 1876. Die „wirksamern Maßregeln“, von denen das letztere im Falle der Ablehnung durch die Pforte sprach, erwiesen sich, Rußlands innersten Wünschen und letzten Zielen entsprechend, gar bald als nothwendig. Als der serbische Feldzug unglücklich abgelaufen war, griffen die Russen selber ein. Sie erkämpften den Frieden von San Stefano. Unter Deutschlands Vorsitz wurde derselbe in den Berliner Vertrag verwandelt. Wir haben vor wenigen Monaten von kompetentester Seite erfahren, daß Rußland damals ausschließlich vor dem Drängen Oesterreichs und Englands zurückwich. Von russischer Seite selbst ist das zugestanden worden; die deutsche Politik auf dem Congreß hat sich mit Recht russischer als russisch genannt — und doch ist schon unmittelbar nachher „dem ehrlichen Makler“ der Vorwurf gemacht worden, Rußland schwer geschädigt, die schuldige Dankbarkeit vergessen zu haben. Die Mißstimmung, vom leitenden russischen Minister aus persönlichen Empfindungen eifrig geschürt, gewann in kaum Jahresfrist einen so drohenden Charakter, daß sich die deutsche Politik gezwungen sah, gegen einen combinirten russisch-französischen Angriff festere Garantien zu schaffen, als sie in den bisherigen Bundesverhältnissen bestanden hatten. So entstand die österreichisch-deutsche Allianz

vom October 1879. Kaiser Wilhelm traf das schwere Loos, zwischen Rußland und Oesterreich wählen zu müssen. Er gehorchte der gebieterischen Nothwendigkeit und folgte seinem Reichskanzler.

In dem Wechsel der folgenden Jahre hat sich dieses Bündniß Deutschlands mit Oesterreich, dem nun auch Italien fest angegliedert erscheint, als die unerschütterliche Grundlage deutscher auswärtiger Politik und europäischer Staatengruppirung überhaupt erwiesen. Gegenüber den Wandlungen der Tagesmeinungen und Preßstimmen, die mit der Empfindlichkeit eines Barometers bei jedem monarchischen Höflichkeitsaustausch in ihrer politischen Witterung unsicher hin und her schwankeu, thut man wohl, an dieser Thatsache festzuhalten und sich der natürlichen Bedingungen zu erinnern, auf denen diese Gruppierung beruht. So lange von einer europäischen Gesamtgeschichte geredet werden kann, ist das Bedürfniß empfunden worden, die politischen Interessen der Mitte Europas durch ein gemeinsames Band zu umschlingen. Findet das neue Deutschland in der Befriedigung dieses Bedürfnisses die erwünschte Rückendeckung, so hat in ihr der österreichische Kaiserstaat die unentbehrliche Stütze gegen russische und panslawistische Machtansprüche, Italien die Gewähr, daß es in seiner Mittelmeerstellung von dem mächtigeren Frankreich nicht ganz bei Seite geschoben wird. Gegenüber Rußland kann die Aufgabe der deutschen Politik nur darin bestehen, die bestmöglichen Beziehungen zu diesem alten Freunde, von dem uns direct kein Gegensatz politischer Interessen trennt, zu pflegen und dadurch zugleich die Möglichkeit zu gewinnen, den mächtigen Nachbar soweit zu beeinflussen, daß er sich eines directen Eingriffs in unfragliche österreichisch-ungarische Lebensinteressen enthält; Aufgabe der habsburgischen Staatsleitung wird es sein, zu verhüten, daß ihre magyarischen und polnischen Unterthanen berechnete Empfindlichkeiten des russischen Nachbarn reizen. So lange Kaiser Wilhelms I. und des Kanzlers Geist in unserer Politik walten, wird sie auf diesen Bahnen wandeln; und wir haben allen Grund, zu hoffen, daß das noch lange der Fall sein wird.

Es ist so oft hervorgehoben worden, daß dieses mitteleuropäische Bündniß in eminentem Sinne ein Friedensbündniß ist, daß es hier genügt, an diese Thatsache zu erinnern. Es handelt sich um Staaten, denen das Schlachtenglück begehrenswerthe Früchte nicht in den Schooß werfen kann; ihnen winkt kein Constantinopel, kein Metz und kein Straßburg. So lange die innere Lage Frankreichs nicht eine wesentliche Umgestaltung und Festigung erfährt, bleibt ein russisch-französisches Bündniß dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit fern. Glänzend bewährt sich auch hier wieder die Leitung unserer auswärtigen Politik, die vor anderthalb Decennien der Bethätigung Arminischer Anschauungen über die inneren Verhältnisse Frankreichs entgegentrat. Sieht man von der Zeit der Ermüdung ab, die der Niederwerfung des ersten Napoleon folgte, so hat unser neues Kaiserthum Deutschland die längste Friedensperiode geschenkt, von der unsere Geschichte

überhaupt zu berichten weiß. Wer hätte das 1871 vorherzusagen mögen? Mit der unwiderstehlichen Kraft der reinen, lauterer Wahrheit bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß das deutsche Reich ein Reich des Friedens ist, sein mächtigster Hort. Nur wer ein Interesse daran hat, den Frieden zu stören, wagt noch, das zu bestreiten. Vertrauen ist wieder eingekehrt in die europäische Staatengesellschaft. Auch die Kleinen haben aufgehört zu fürchten, seitdem sie sich überzeugt haben, daß die neue europäische Vormacht jegliches Recht achtet. In der starken monarchischen Gewalt der Mitte und ihrem zutrauenenerweckenden ersten Träger hat monarchische Ordnung überhaupt eine werthvolle Stütze erblicken lernen. Den Feinden staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung ist kein Gegner unbequemer. Erschließt sich doch selbst der Inhaber des päpstlichen Stuhles der Einsicht, daß in dem neuerstandenen protestantischen Kaiserthum, dem Coloss, den Pius' Steinchen fällen sollte, allen auflösenden Tendenzen ein starker Damm entgegengebaut, aller Autorität ein starker Hort erwachsen sei. Wohl konnte Fürst Bismarck am Todestage Kaiser Wilhelms sich des Vertrauens trösten, „das sich die Dynastie des deutschen Kaisers bei allen Nationen erworben“ und konnte sie als ein Erbtheil bezeichnen, das aus des Kaisers Nachlaß gleichsam auf die Nation übertragen werde.

* * *

Mit nicht minderm Geschick und Glück waltete Wilhelm I. der innern Angelegenheiten des Reichs. Wenn Umsicht, Mäßigung und Festigkeit dem revancheburftigen Nachbar jede Chance einer stützenden Bundesgenossenschaft zu nehmen wußten, so vermochten sie nicht weniger alle Gefahren, die dem Bestande des Reiches von innen heraus drohten, unschädlich zu machen. Alle jene Bestrebungen, die auf Schwächung oder Vernichtung des Reiches oder seiner Institutionen hinarbeiteten, haben in siebenzehnjährigem erfolglosen Ringen so sehr an Kraft und Frische eingebüßt, daß ihr Ersterben nur noch eine Frage der Zeit ist. Um Einfluß und Macht im Rahmen des Reiches wird der Kampf fortbauern; den Bestand des Reiches selbst in Frage zu stellen, ist, Undeutsche ausgeschlossen, kaum eine Richtung gejonnen. Der Reichsgedanke hat Wurzel gefaßt, unausrottbar.

Die Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses der deutschen Staaten zu einander stand bis in die siebziger Jahre hinein unter dem Einfluß der Erfahrungen der napoleonischen und Rheinbundszeit. Man hatte sich gewöhnt, die Einzelstaaten als das Haupthinderniß deutscher Einheit zu betrachten. In den dreißiger und vierziger Jahren begann man mit besonders scharfen Blicken auf die Kleinstaaten zu sehen; sie erschienen lächerlich, vollständig lebensunfähig. Noch vor kurzem sind wir zwei Mal daran erinnert worden, durch den Koburger Herzog und die Mittheilungen aus Otto Abels Papieren, daß man wunderlicher Weise im Jahre 48 die

deutsche Einheit zu fördern gedachte durch Verschmelzung der ernestinischn, schwarzburger und reußischen Ländchen zu einer thüringischen „Großmacht“. Brauns „Bilder aus der Kleinstaaterie“ fanden 20 Jahre später einen weiten und leicht erbauten Leserkreis. Man fand es vielfach verkehrt, daß Preußen 1866 diesen Scheineristenzen nicht in größerem Umfange ein Ende machte; es wäre in einem hingegangen, und mehrere hatten ja genügenden Anlaß zu solcher Maßregel gegeben. Auch deshalb hat man die damalige preußische Politik vielfach gescholten, weil sie in den Friedensschlüssen mit den Südstaaten nicht tiefer in deren Gebiete hineingriff. Das alte burggräfliche Besizthum der Hohenzollern hätten doch manche gar zu gern wieder herausgeschnitten aus dem bayerischen Königreiche.

Wie haben sich auch in diesen Dingen die Anschauungen gewandelt durch die Lehren, die die Zeit ertheilte! Wer möchte jetzt noch die Kleinstaaten missen? Wie weise war es ausgedacht, daß durch die Stimmenvertheilung im Bundesrath in ihre Hand die Entscheidung gelegt wurde, wenn Preußen und die Mittelstaaten einander in Meinungsverschiedenheit gegenüberstanden? Allein die Zurückhaltung, die man sich 1866 gegenüber den Südstaaten auferlegte (und nicht erst durch den Druck der französischen Vermittelung!), machte die an den Frieden unmittelbar sich anschließenden Schutz- und Trugverträge möglich, welche 1870 Mitdeutschland nach Frankreich hineinführten. In welche Einseitigkeit wäre Bayern gedrängt worden, wenn man ihm die überwiegend protestantischen ehemals brandenburgischen Gebiete genommen hätte, durch welche die liberale, reichsfreundliche Partei wesentlich mit in den Stand gesetzt wurde, den Patrioten der bayerischen Kammer so erfolgreich die Waage zu halten!

Die schwierige Aufgabe, den Mittel- und Kleinstaaten ihr Mißtrauen und ihre Furcht vor Vergewaltigung in dem neuen Bundesstaate zu benehmen, ist so gründlich gelöst wie nur immer denkbar. Die ersten Versuche, die Reichscompetenz auszudehnen, begegneten vielseitigem Widerstande, obgleich es sich dabei um ein Gebiet handelte, auf dem Einheitlichkeit lange ein dringender und tief gefühlter Wunsch der Nation gewesen war. Der vom Reichstag mit großer Majorität angenommene Lasker-Miquel'sche Antrag auf Ausdehnung der Reichscompetenz über das gesammte bürgerliche Recht fand die Zustimmung des Bundesraths nicht; unter der ablehnenden Majorität waren die drei mittelstaatlichen Königreiche. Zu einer eigentlichen Abstimmung kam es dabei allerdings nicht, und den eingeleiteten Verhandlungen gelang es dann doch, in Jahresfrist die vorhandenen Bedenken zu zerstreuen. Am 12. December 1873 beschloß der Bundesrath gegen die Stimmen der beiden Mecklenburg und Neuß die Einsetzung einer Commission zur Entwerfung eines bürgerlichen Gesetzbuches. Dagegen scheiterte der Versuch, dem Reiche die Leitung des gesammten Eisenbahnwesens zu verschaffen. Obgleich in Preußen beide Häuser des Landtages die Uebertragung der preußischen Staatseisenbahnen auf das Reich ge-

nehmigt hatten, mußte man diesen Plan aufgeben. Ein Reichseisenbahngesetz kam nicht zu Stande, und die Regelung des Güllertarifwesens von Reichswegen, die der Kanzler vorschlug, stieß auf Schwierigkeiten. Sachsen kaufte seine Privatbahnen an, um besser Widerstand leisten zu können, und trieb seinen Widerspruch gegen die Erwerbung der Berlin-Dresdener Bahn durch Preußen bis zur Eruirung eines Schiedspruches vom Lübecker Oberappellationsgericht, der allerdings gegen Sachsen ausfiel. Preußen mußte versuchen, sich auf Umwegen dem erstrebten Ziele zu nähern, und begann mit der Verstaatlichung der heimischen Eisenbahnen. Auch von einem neuen Reichsamt für Vereinswesen und Presse, das der Entwurf des Socialistengesetzes forderte, wollte der Bundesrath nichts wissen, weil es der Souveränität der Einzelstaaten nachtheilig sei. Es handelte sich hier doch um Fragen, die zu tief in das innere Leben besonders der Mittelstaaten eingriffen, als daß sie glatt hätten gelöst werden können. Weit größeres Entgegenkommen fand aber die Reichsleitung für das Bestreben, das Reich finanziell selbstständig zu machen und die Matricularbeiträge zu beseitigen. Der preußische Antrag von 1877, die sämmtlichen Stempelsteuern dem Reiche zu überweisen, wurde allerdings im Bundesrath noch arg verstümmelt; aber die Heidelberger Conferenzen der Finanzminister der Einzelstaaten im August 1878 ergaben Einstimmigkeit in dem Wunsche, durch Erhöhung der indirecten Steuern zu Gunsten des Reiches die Matricularumlagen zu beseitigen. Auf dieser Bahn hindernd in den Weg zu treten, war dem Reichstag vorbehalten, in dem die nationalliberale Partei sich an ihre constitutionellen Garantien klammerte, das Centrum aber principiell einer Stärkung der Selbständigkeit des Reiches widerstrebte. Und diese Signatur blieb nun die dauernde für das nächste Jahrzehnt der Reichsgesetzgebung. Es ist verhältnißmäßig leicht gewesen, den Bundesrath zu gewinnen für all' die wirthschafts- und socialpolitischen Maßregeln, die an leitender Stelle für nothwendig erachtet wurden zum Schuß der nationalen Arbeit, zur Finanzreform in Reich und Einzelstaaten und zur Besserung des Looses der unteren Klassen; die Hindernisse, die diesen Bestrebungen entgegentraten, lagen in den politischen Parteidoctrinen, die in der Arbeit des Reichstages wirksam wurden. So konnte der Reichskanzler neuerdings mit Recht darauf hinweisen, daß gerade die verbündeten Regierungen, sie, in deren Selbstständigkeitsgefühl man anfangs vorzugsweise die zerjekenden Tendenzen gewittert hatte, sich als eine feste Stütze des Reiches bewährt hätten. Die spontane Theilnahme an der ersten Reichstagsöffnung unseres jetzigen Kaisers hat aller Welt dargethan, daß unsere sämmtlichen Regierungen gesonnen sind, fest zum Reiche zu stehen, daß sie in ihm die Garantie ihres Bestandes, ihren „starken Schuß nach außen“ sehen. Die jüngsten traurigen Ereignisse haben bei der waltenden Gesinnung den Bestand des Reiches nicht erschüttert, sondern gefestigt. Verschwunden sind die Rheinbundsgedanken wie ein böser Traum, aus dem man erwacht ist. Wer

hinter diese traurige Episode, die sich breit in unsere Auffassung eingebrängt hatte, zurückblickt, der wird sich erinnern, daß in den Zeiten, wo wirklich eine Reichsregierung vorhanden war, Verrath am Reiche doch nicht allzu häufig gewesen ist. Die Loyalität, mit welcher Kaiser Wilhelm an den geschlossenen Verträgen festgehalten hat, die Gewissenhaftigkeit, mit der er auch den Schein jeder Vergewaltigung von Sonderrechten vermieden hat, die Vorsicht, mit der in den letzten zehn Jahren die Reichsgesetzgebung unter Heranziehung der Einzelstaaten und im Anschluß an sie vorgegangen ist, endlich nicht am wenigsten die persönlichen Beziehungen, die unser erster Kaiser zu pflegen wußte, denen er durch seine Art eine seltene Wärme und Jünnigkeit gab, haben das erfreuliche gegenseitige Zutrauen und Einvernehmen der deutschen Regierungen geschaffen, das uns berechtigt, mit Hoffnung und Zuversicht unserer weiteren bundesstaatlichen Entwicklung entgegenzusehen.

Schwieriger erwies sich die Aufgabe, im Hin- und Herwogen der Parteimeinungen ausschließlich die Erfordernisse des Reiches im Auge zu behalten. Politisches Denken löst sich schwer von den Vorbildern, an denen es groß gezogen ist. Es fällt uns nicht leicht zu fassen, daß die Regierung eines constitutionellen Staates nicht nothwendig eine Parteilregierung sein muß; ist sie das doch überall in den sogenannten Musterländern des constitutionellen Systems. Diese Vorstellung zu durchbrechen, war der Regierung Kaiser Wilhelms vorbehalten. Kein Wunder, daß sie es keiner Partei vollkommen recht gemacht hat. Bis zu den Attentaten und der sich daran knüpfenden Reichstagsauflösung hin behauptete die nationalliberale Partei eine hervorragende Stellung und gewann einen weitreichenden Einfluß auf die Gesetzgebung, jedoch auch nur, indem sie sich in zahlreichen und wichtigen Fragen zu Compromissen herbeiließ. Sie verlor diesen Einfluß, als sie nach den Neuwahlen sich weigerte, den Wegen der neuen Wirtschaftspolitik zu folgen, und hat ihn erst nach der Septennatsauflösung in stark verringertem Maße wiedererlangt. Seither hat die conservative Partei der Regierung am nächsten gestanden, ohne daß diese ihr doch je dienstbar geworden wäre. Eine Annäherung an die alte Fortschritts-, die spätere freisinnige Partei hat nie ernstlich versucht werden können, da dieselbe, wie sie 1867 gegen die Verfassung des norddeutschen Bundes, 1870 gegen die Verträge mit den Südstaaten stimmte, so auch später fast allen organisatorischen Vorlagen der Regierung einen mehr oder weniger principiellen Widerstand entgegensetzte. Das Centrum, das bald nach seiner Bildung der Mittelpunkt aller Opposition wurde, hat sich doch veranlaßt gesehen, der Regierung in der Zollgesetzgebung eine Stütze zu gewähren, Zujagen über den erwarteten Dank aber nicht erlangen können. So ging die Regierung ihren Weg, unbeirrt von den Zielen der Parteien. Manch schöner Traum wurde dadurch gestört, und viel zornige Tinte ist deshalb verschrieben worden. Aber als unseres ersten Kaisers Lebensstage sich zu

ihrer Ende neigten, da waren der Grollenden und Schmolldenden, die Alles als verfahren und hoffnungslos ansahen, denn doch nur wenige; gar manches Neue, was das Reich geschaffen, hatte sich Freunde erworben gerade in den Kreisen, die sich demselben auf das Heftigste widersetzt. In dem Kampf der politischen Parteien aber, der in Wort und Schrift bis in das letzte Küsten- und Alpendorf seine Wellen warf, ist das Gefühl der Zugehörigkeit zum Reiche unzweifelhaft erstarrt; es bleibt dem Menschen nicht gleichgültig, was ihm Gegenstand seines Strebens und Denkens wird. Selbst von der Centrumspartei darf man sagen, daß sie in dem schweren Strauße, den sie durchzukämpfen hatte im neuen Reiche, fester und fester Wurzel schlug in seinem Boden, seitdem sie erkennen und fühlen lernte, welch starker, unübersehbarer Factor der Katholicismus im innern Leben des Reiches ist. Vom Freisinn gilt noch heute, was 1870 vom Fortschritt bemerkt wurde, als er gegen die Verträge stimmte: er würde es nicht gethan haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß er doch in der Minorität bleiben würde; von Reichsfeindlichkeit kann doch im Ernste bei seinen Vertretern nicht die Rede sein. Im Anfang 1887 stimmte er gegen das Septennat, um die so seltene Gelegenheit, eine Handhabe zu gewinnen zur Einflußnahme auf das Heer und zur Durchsetzung der gepriesenen zweijährigen Dienstzeit, nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen; ein Jahr später, bei der Landsturmvorlage, wo politische Lieblingsdoctrinen nicht in Frage kamen, stimmte er rückhaltslos zu, obgleich es sich um einen viel tieferen Griff in den Beutel der Steuerzahler handelte. Wir wissen aus den letzten Stunden des Kaisers, wie sehr ihn die Geschlossenheit freute, mit welcher der Reichstag in diesem Falle bewilligte, was ihm als nothwendig für die Sicherstellung des Reiches bezeichnet worden war. Ausdrücklich wollte es der sterbende Kaiser ausgesprochen wissen, wie sehr ihn dieser Beweis der Einmüthigkeit des deutschen Volkes gestärkt und erfreut habe. Er tröstete sich ferner in diesen schweren Stunden des Gedankens, daß „er auf die Entwicklung der Lösung, welche seine Hauptaufgabe, die Wiederherstellung und Consolidirung der Nationalität des Volkes, dem er angehörte, genommen habe, mit Befriedigung zurückblicken könne.“ Wer wird dem Sterbenden die Berechtigung dieses Trostes absprechen wollen? So lange deutsche Herzen schlagen, wird Kaiser Wilhelm I. genannt werden als Neubegründer des deutschen Reiches, als der mächtige und besonnene Walter nach außen und innen, der deutschen Namen wieder zu Ehren brachte und deutsche Herzen wieder füllte mit Stolz und Freude am Vaterlande.

* * *

Dieser glorreichen, zu beispiellosen Erfolgen getragenen Regierung sollten traurige Wochen folgen. Binnen 100 Tagen sollten wir zwei Kaiser beweinen. Es schien, als sollten sich die schweren Geschehnisse wiederholen, die

mehr als einmal unsere mittelalterlichen Kaiserfamilien aus höchster Machtfülle hinabgestoßen hatten in Schwäche und Auflösung. Als eine Verwessenheit erschien der Jubelruf, der noch vor wenigen Jahren erklungen war: „Hurrah! Bier Kaiser!“

Hat je eine Nation ihren Thronfolger mehr im Herzen getragen als unser preußisches und deutsches Volk seinen Fritz? Ausgerüstet mit den herrlichsten Gaben an Körper und Geist war er herangewachsen zum Stolz des Vaterlandes. Es war der Mann, der als Fünfundzwanzigjähriger die Kaiserin Eugenie an die Germanen des Tacitus erinnerte und ihr den Ausruf entlockte: „Es ist eine imponirende Race, die Deutschen!“, der Mann, der durch gedankenreiche, formvollendete Reden so oft seine Hörer begeisterte und entzückte, durch treffendes Urtheil und sinnige Bemerkungen bei Männern der Kunst und Wissenschaft Staunen erregte. Seinem regen Geiste blieb kaum irgend etwas fremd, was die edleren Interessen des Menschen in Anspruch nimmt. Und dabei war Friedrich vollauf, was jeder Hohenzoller in erster Linie sein soll, Soldat. Am schleswig-holsteinischen Feldzuge nahm er im Hauptquartier ohne eigenes Commando Theil; bald nachher wurde er an die Spitze des pommerischen Armeecorps gestellt, im Feldzuge von 1866 ihm eine verantwortungsvolle Aufgabe übertragen. Die von ihm befehligte zweite Armee umfaßte fast die Hälfte der gesammten preußischen Streitkräfte: die Garde, das 1., 5. und 6. Armeecorps. Seine Truppen siegten bei Nachod und Skalitz, im zweiten Gefecht von Trautenau, bei Königinhof; sie entschieden durch rechtzeitiges Eintreffen bei Ohlum den Tag von Königgrätz. Der Feldherrnruhm des Kronprinzen war begründet. In hellem Jubel loberten 1870 die Herzen der Süddeutschen empor, als sie hörten, daß dieser Mann bestimmt sei, sie mit Schlesiern, Posenern, Thüringern und Hessen gegen den Erbfeind zu führen. Ihnen und ihrem Führer war es dann vergönnt, sich mit dem ersten Siegesreiß zu schmücken. Wie athmete Deutschland auf, als die Kunde von Weißenburg kam; die hehre Gestalt des Kronprinzen erschien als Schild und Schwert Germaniens. Es folgten Wörth, der Flankenmarsch in den Ardennen, die Entscheidung von Sedan, die Einschließung von Paris. In seiner Cabinetsordre vom 28. October 1870 bemerkte König Wilhelm auf diese Erfolge hinweisend: „Das alles zusammengenommen bezeichnet den großen, den glücklichen Feldherrn.“ Er ernannte seinen Sohn zum General-Feldmarschall. „Es ist das erste Mal, daß diese Auszeichnung, die ich auch Friedrich Karl verleihe, Prinzen unseres Hauses zu Theil wird! Aber die Erfolge, welche bisher in diesem Feldzuge errungen sind, erreichen auch eine Höhe und eine folgenreiche Wichtigkeit, wie wohl nichts Aehnliches zuvor, und darum bin ich berechtigt, von dem Herkommen in unserem Hause abzugehen. Was mein Vaterherz dabei empfindet, daß ich Dir auf eine solche Art meinen und des Vaterlandes Dank aussprechen kann und muß, bedarf keiner Worte.“

Dieser Anerkennung an allerhöchster Stelle ging rückhaltlose Hingabe der Untergebenen zur Seite. Der Kronprinz hatte sich die Herzen Aller gewonnen. „Bei dem Kronprinzen,“ schrieb damals ein bayerischer Offizier in die Heimat, „vermag wohl selbst der Fernstehende zu beobachten, wie jenes persönliche Verhältniß des fürstlichen Feldherrn zum Soldaten in dem Gemüthe des Fürsten sich darstellt; auch die Gemeinen sind ihm Kameraden auf Leben und Tod.“ „Unser Fritz“ genoß eine beispiellose Popularität.

In den langen Friedensjahren, die folgten, hat die Erinnerung daran sich nicht abzuschwächen vermocht. Sie wurde bei den süddeutschen Waffengefährten alljährlich aufgefrischt durch die Inspectionen. Auch sonst fand die bezaubernde Persönlichkeit des Kronprinzen reiche Gelegenheit zur Geltung zu gelangen. Repräsentation in den verschiedensten Formen brachte ihn mit den weitesten Kreisen Deutschlands in nächste Berührung. Ueberall war sein Auftreten des Erfolges sicher, zuletzt noch in glänzendster Weise auf dem Jubelfest unserer ältesten Universität. Auch nach außen hin verbannte Deutschland dem ritterlichen, gewinnenden Wesen seines Kronprinzen manche warme Sympathien. Sein Verhältniß zu König Humbert von Italien, seine Besuche in Spanien und beim Papst waren von politischer Bedeutung. In Deutschland gewöhnte man sich, beruhigt in die Zukunft zu blicken, da schon die persönliche Beliebtheit des Thronfolgers eine Garantie zu bieten schien für gute Beziehungen zu den auswärtigen Mächten. Vor Allem erachtete man den dauernden Anschluß Süddeutschlands als besonders gesichert durch die Verehrung, die Friedrich dort entgegengetragen wurde.

Es sollte anders kommen. Deutschlands geliebtestem Haupte sollte es versagt bleiben, in selbständiger und verantwortlicher Stellung einen wesentlichen Einfluß zu üben auf den Gang seiner Geschichte.

Gegenüber dem Vertrauen, dessen sich Sachkunde, Wahrheitsliebe und Pflichttreue deutscher Wissenschaft bis jetzt denn doch noch würdig gezeigt haben, kann nicht mehr bezweifelt werden, daß die Leitung der ärztlichen Pflege des Erkrankten in die Hände eines Unwürdigen fiel. Kaiser Friedrich III. gelangte zum Throne in einem Zustande, der den Nächstebetheiligten als hoffnungslos bekannt war.

Was bis jetzt weiteren Kreisen zugänglich geworden ist über Friedrichs politische Anschauungen, genügt nicht, um diese Seite seines Denkens in sicherem Umriß zu zeichnen. Wenn die Parteipresse ihm einen bestimmten Stempel aufgedrückt hat, so zeigt das nur, mit welcher unzureichenden Mitteln der Journalist an die Arbeit geht, weil es der Tagesbedarf fordert. Durch ein halbes Jahr vertrat nach dem zweiten Attentate der Kronprinz den verwundeten Vater. Diese Frist gab ihm wohl Gelegenheit, seine Befähigung für die Staatsgeschäfte und seine hohenzollernsche Pflichttreue zu bewähren, aber nicht, eigene Ansichten zu bethätigen. Die strenge Disciplin des Regentenhauses ließ bei einem Manne von der Besonnenheit und Selbst-

X v. d. ...
... Unter ...
... in ...

beherrschung des Kronprinzen gar nicht den Gedanken aufkommen, aus der Zurückhaltung herauszutreten, zumal nicht gegenüber einem solchen Vater. Wenn dieser Zurückhaltung vielfach ein frondirender Charakter beigelegt wurde, so beruhte das doch auf Mittheilungen und Combinationen, denen meistens erst die Parteianschauung ein bestimmtes Gepräge gab. Als feststehend kann ja wohl betrachtet werden, daß Friedrich nicht unwesentlich beeinflusst war von englisch-constitutionellen Anschauungen, wie sie bei seinem Schwiegervater eine, man kann wohl sagen, klassische Vertretung gefunden hatten und in der den Vater vergötternden Gemahlin lebten. Ob aber diese Anschauungen, in die Praxis überseht, wesentlich hinausgegangen wären über das streng (verfassungsmäßige) Regiment, das Wilhelm I. etablirt hatte, das vermag niemand zu sagen. Kein Satz der einzigen authentischen Kundgebungen des Kaisers berechtigt zu einer solchen Annahme. Ausdrücklich erklärt der Ausruf „An mein Volk“: „Es wird mein ganzes Bestreben sein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde.“ Der Erlaß an den Reichskanzler bekennt sich in den vom Freisinn so energisch bekämpften socialpolitischen Maßregeln „einig mit den Anschauungen meines kaiserlichen Herrn Vaters“; er verkündet: „Ich sehe die nothwendige und sicherste Bürgschaft für ungestörte Förderung der vorliegenden Aufgaben in der ungeschwächten Erhaltung der Wehrkraft des Landes, meines erprobten Heeres und der aufblühenden Marine, der durch Gewinnung überseeischer Besitzungen ernste Pflichten erwachsen sind. Beide müssen jeberzeit auf der Höhe der Ausbildung und der Vollendung der Organisation erhalten werden, welche deren Ruhm begründet hat, und welche deren fernere Leistungsfähigkeit sichert“. Wie stimmt das zu den Ansichten der Opposition über den Werth unserer Colonien und unsere militärischen Verhältnisse? Kann einigermassen ausgereiftes politisches Denken glauben, jemals unserer Art constitutioneller Staatslenkung eine entschieden andere Richtung geben zu können, ohne vorher maßgebenden Einfluß gewonnen zu haben auf die Gestaltung des Heeres, dieses Angelpunktes bei allen inneren politischen Machtfragen? Wenn sich die Hoffnungen des Freisinns, wenigstens die seiner Presse, während Friedrichs Regierung theilweise in's Ungemessene steigerten, so beruhte das doch wesentlich auf Erwägungen, die mit der Umgebung des Kaisers rechneten, und — last not least — auf seiner wohl als Thatsache anzuerkennenden directen Gegnerschaft gegen die antisemitische Bewegung. In dem einen Falle, der das System unserer auswärtigen Politik berührte, entschied der Kranke, trotz stärkster gegentheiligter Einwirkungen, für die bisherige Leitung. Ob die Entlassung Puttkamers, die der schon mit dem Tode Ringende vollzog, mehr bedeutete als einen Personenwechsel — wer möchte das zu entscheiden wagen? Wer auch, wie weit die erschöpften Kräfte des Herrschers, der den Tod im Herzen trug, ausreichten, System und Consequenzen der eigenen Anschauungen in jedem gegebenen Augenblicke

klar zu überblicken? Man möge nicht übersehen, daß auch die Thronrede unseres gegenwärtigen Kaisers von dem Vorbilde spricht, „welches Kaiser Wilhelm nach schweren Kriegen in friedliebender Regierung seinem Nachfolger hinterlassen, und dem auch meines hochseligen Herrn Vaters Regierung entsprochen hat, soweit die Bethätigung seiner Absichten nicht durch Krankheit und Tod verhindert worden ist.“

So sind wir vergeblich bemüht, unserem zweiten Kaiser im politischen Leben unseres Volkes eine besondere Stellung anzuweisen; seine Regierung blieb ein kurzes, schmerzefülltes Nachspiel zu der seines Vaters. Daran kann der Parteien Mythenbildung nichts ändern. Die Erinnerung unseres Volkes wird Friedrich III. festhalten als den Retter auf der Höhe von Eblum, den Sieger von Weisenburg und Wörth, den begeisterten Führer der Süddeutschen zu engster Waffengenossenschaft mit den norddeutschen Brüdern. Sie wird Kunde bewahren von den namenlosen Leiden, die über dieses stolze Haupt, diesen echten Typus deutscher Art, im besten Alter hereinbrechen sollten. Sie wird berichten, wie diese Ueberfülle von Manneskraft verzehrt wurde im schmerzvollsten Ringen, ohne je einen Laut der Klage hören zu lassen, in ununterbrochener gleichmäßiger Milde und Leutfeligkeit gegen Alle, die ihm nahten. Wo wohnten Güte und Festigkeit, Energie und Wohlwollen, lebhafteste Theilnahme und sicherste Selbstbeherrschung harmonischer neben einander als in Kaiser Friedrich? Es war ihm nicht vergönnt, uns zu regieren; aber was er war und was er leistete, verknüpft ihn trotzdem unauflöslich mit den glänzendsten Tagen unserer Geschichte und ~~sichert ihm für alle Zeiten den Platz unmittelbar neben dem glorreichen Vater, dem Wiederhersteller unseres Reiches.~~

* * *

Es ist eine schwere Probe, gemessen zu werden nach dem Maßstabe solcher Männer. So weit menschliches Urtheil reicht, darf von Wilhelm II. gesagt werden, daß er sie bestehen wird. Frohesten Herzens dürfen wir der Hoffnung leben, daß unser dritter Kaiser sich würdig anreihen wird seinen Vorgängern. Darüber haben schon die ersten wenigen Wochen auch dem Zweifelnden Gewißheit gegeben. Unser Reich wird bewahrt, unseres Volkes geseknmäßige Freiheit, seiner Fürsten Macht und Stellung erhalten bleiben. Von berufenster Seite ist uns in diesen Tagen Kaiser Wilhelm II. „nach der Natur gezeichnet“ worden. Hinzpeters Schriftchen ist eine harte Nuß für die Parteilogik, schon in der Thatfache ihres Erscheinens, mehr noch in Ton und Haltung. Sicher ist, daß sie trotz ihrer schrankenlosen Offenheit diejenigen nicht befriedigen wird, die eine Interesse daran zu haben glauben, das reichlich vorhandene Mißtrauen wach zu halten; aber eben so sicher ist auch, daß, wer sich so besprechen lassen kann — daß die Veröffentlichung nach ertheilter Genehmigung des Kaisers geschehen

ist, kann keinem Zweifel unterliegen — nichts zu verbergen hat vor seinem Volke und fest in seiner eigenen Natur ruht; sicher auch, daß, wer so gezeichnet wird, wohl sein kann, was er gelobt hat zu sein, der erste Diener seines Staates, aber niemals der Diener einer Partei.

Das aber ist es, was Deutschland und Preußen brauchen. Den historischen Bahnen, auf denen ein staatliches Gebilde zur Entwicklung gelangt ist, kann man nicht ungestraft untreu werden. Bei keiner Nation Europas aber, die russische ausgenommen, steht die Dynastie so sehr im Mittelpunkte des staatlichen Lebens wie in Deutschland. Die Hohenzollern haben Preußen und ein preußisches Volk geschaffen. Niemals hätten sie dasselbe erweitern und umgestalten können zu einem deutschen Reiche ohne ein deutsches Nationalgefühl, wie unser Jahrhundert es wieder hat erstehen sehen; aber die Wege, die zu diesem Ziele führten, die waren ihre und nicht unsere Wege und wurden erst unsere, als wir sahen, wie alles herrlich hinaus ging. (Nie, so lange unsere Staatswesen gedeihen soll, kann man wünschen, unsere Dynastie in die Stellung der englischen oder der piemontesisch-italienischen Krone hinabgedrückt zu sehen.) Unser erster Kaiser sah in den Verfassungen, deren Preußen und Deutschland sich erfreuten, die Rechte der Krone und des Volkes gleich gut gewahrt. Die gleiche Ueberzeugung theilt der „als Kaiser und König in des Großvaters Wegen wandelnde“ Enkel. „Es liegt mir fern, das Vertrauen des Volkes auf die Stetigkeit unserer gesetzlichen Zustände durch Bestrebungen nach Erweiterung der Kronrechte zu beunruhigen. Der gesetzliche Bestand meiner Rechte, so lange er nicht in Frage gestellt wird, genügt, um dem Staatsleben das Maß monarchischer Einwirkung zu sichern, dessen Preußen nach seiner geschichtlichen Entwicklung, nach seiner heutigen Zusammenziehung, nach seiner Stellung im Reich und nach den Gefühlen und Gewohnheiten des eigenen Volkes bedarf. Ich bin der Meinung, daß unsere Verfassung eine gerechte und nützliche Vertheilung der Mitwirkung der verschiedenen Gewalten im Staatsleben enthält, und werde sie auch deshalb, und nicht nur meines Gelöbnisses wegen, halten und schützen“. „Die Reichsverfassung zu wahren und zu schirmen in allen Rechten, die sie den beiden gesetzgebenden Körpern der Nation und jedem Deutschen, aber auch in denen, welche sie dem Kaiser und jedem der verbündeten Staaten und deren Landesherren verbürgt, gehört zu den vornehmsten Rechten und Pflichten des Kaisers.“ Wie könnte uns festere Gewähr für ein gerechtes Regiment gegeben werden als in diesen Grundsätzen? So lange ihnen die Treue bewahrt wird, bleibt Deutschlands Einheit unauflöslich.

Der klare Blick, der sich hier offenbart für die historischen Bedingungen unseres staatlichen Lebens, erkennt mit gleicher Sicherheit die gegebenen Grundlagen unserer auswärtigen Politik. „Unser Bündniß mit Oesterreich-Ungarn ist öffentlich bekannt. Ich halte an demselben in deutscher Treue fest, nicht bloß, weil es geschlossen ist, sondern weil ich in

diesem defensiven Bunde eine Grundlage des europäischen Gleichgewichts erblicke, sowie ein Vermächtniß der deutschen Geschichte, dessen Inhalt heute von der öffentlichen Meinung des gesammten deutschen Volkes getragen wird und dem herkömmlichen europäischen Völkerrechte entspricht, wie es bis 1866 in unbestrittener Geltung war. Gleiche geschichtliche Beziehungen und gleiche nationale Bedürfnisse der Gegenwart verbinden uns mit Italien. Beide Länder wollen die Segnungen des Friedens festhalten, um in Ruhe der Befestigung ihrer neu gewonnenen Einheit, der Ausbildung ihrer nationalen Institutionen und der Förderung ihrer Wohlfahrt zu leben.“ Was wir oben ausführlich darzulegen versuchten, man kann es kaum knapper und treffender ausdrücken, als es hier geschehen ist. Es handelt sich nicht um eine Politik des augenblicklichen Bedarfs, sondern um die Erfüllung einer historisch-geographischen Nothwendigkeit.

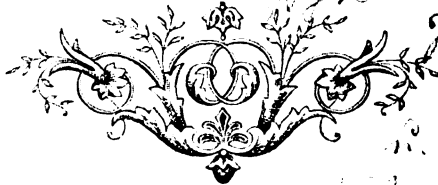
Und in dieser Thatsache liegt die festeste Gewähr der Dauer, die überhaupt möglich ist. Um ihren Kaiser geschaart stehen die Fürsten und Völker Deutschlands als die festesten Bürgen der friedlichen Entwicklung des Erdtheils, als die ausschlaggebende Gewalt in der Lenkung seiner politischen Geschicke. Auf den letzten Mann fällt ein Schimmer des Ansehens und der Achtung, die Deutschland genießt. Wie sind die deutschen Fürsten in Inland und Ausland wieder zu Stellung und Bedeutung gelangt, seitdem sie wieder, von einem großen Gedanken getragen, mitarbeiten an den nationalen Aufgaben des deutschen Staats! Windthorst hat oft Unglück gehabt mit seinen Prophezeihungen; kaum mit einer mehr als mit dem Ausspruche, den er 1873 gelegentlich der Debatten über die Justizgesetzgebung that, daß „in 20 Jahren das Haus Wittelsbach nicht mehr bedeuten werde als das Haus Hohenlohe“. Was Deutschland im Rathe der Völker ist, muß unwiderstehlich auch seinen Einfluß äußern auf das innere politische Leben. Auch die heftigste Opposition, so weit sie nur nicht antideutsch aus Princip ist, kann sich dem Zauber nicht verschließen, den Größe, Macht und Ansehen der eignen Nation auf jeden ihrer Angehörigen üben. Da unsere verfassungsmäßige Ordnung unverbrüchlich gesichert ist, so darf man hoffen, daß in dem weiteren Ausbau unseres inneren Staatslebens die Gegensätze der politischen Anschauungen sich nur innerhalb derjenigen Grenzen bethätigen werden, die das Förderliche und Ersprießliche vom Bedenklichen und Gefährlichen scheiden. Es kann nicht ausbleiben, daß mit der Consolidirung unserer inneren Verhältnisse auch unsere wirtschaftliche Geltung stetig steigt; unzweifelhaft hat ja schon der Aufschwung unserer politischen Stellung in dieser Richtung auf das Erfreulichste gewirkt.

Es ist aber unser ganzes Hinaustreten in den größeren Wirkungskreis, der unserem Volke doch wahrlich schon lange gebührt hätte, nicht der Art, daß es fremde Interessen in brüsker und einschneidender Weise verletzte. Nie

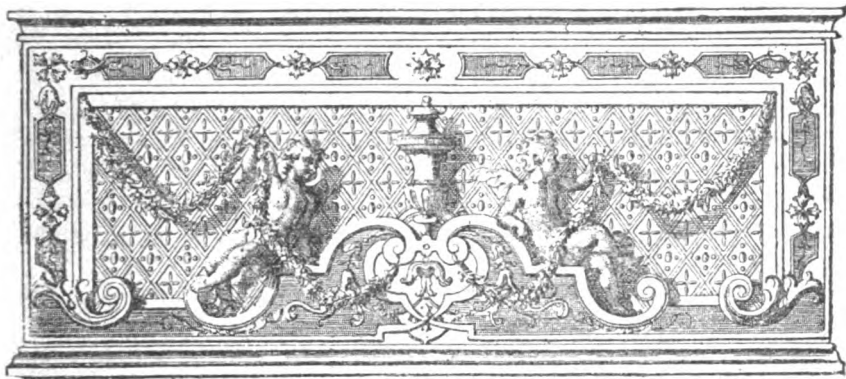
Handwritten signature and notes at the bottom of the page.

ist größere Machtfülle bei Wahrung der eigenen Rechte maßvoller gebraucht worden; das gesteht das besonnene Ausland unumwunden zu. Unsere steigende Größe ist das natürliche Ergebnis einer langsamen, aber stetigen und sicheren Entwicklung. In Jahresfrist feiert Frankreich mit einem wirthschaftlichen Feste den Centenartag seiner Revolution. Wenn nicht alles trügt, so wird diese Feier offenbaren, daß die Revolution mit ihren Folgen Frankreich auf absehbare Zeit von der Führerrolle in Europa verdrängt hat. Dieselbe ist übergegangen an das Land, das anfangs in erster Linie bestimmt schien, das Opfer jener Erschütterung zu werden. Es hat in sich aufgenommen, was aus den Ideen jener Bewegung dem eigenen Wesen förderlich schien; aber es hat dieses eigene Wesen unverfehrt bewahrt, die historische Continuität nicht durchbrochen. Wir sind zu Einheit und Macht gelangt und haben doch unserer mannigfach ausgebildeten Eigenart einen genügenden Spielraum gelassen. So ist unsere Macht zwar stark zur Vertheidigung, aber zum Angriff liegt wenig Neigung in ihr. Wir wollen unsere eigenen Herren sein, aber unsere geographische Lage, unser überlieferter Volkscharakter, unsere mannigfaltige Gliederung macht uns wenig geeignet zur Herrschaft über Andere. Wir sind, in uns befriedigt und stark genug, Vergrößerungsfucht der Nachbarn abzuschrecken, ein Moment der Ruhe. Um was drehten sich die europäischen Kriege der letzten Jahrhunderte anders, als um die Herrschaft über die zerfallene Mitte, Deutschland und Italien? Mit 1870 hat eine neue Entwicklung begonnen. Die geschichtliche Periode, die 1789 ihren Anfang nahm, hat eine Art Abschluß gefunden. Andere Vorstellungen beginnen zu herrschen über das Verhältniß der Völker zu einander, andere über ihr inneres politisches Leben. Und diese neuen Anschauungen sind wesentlich deutschen Ursprungs. Wir können beruhigt sein über die Zukunft. Das nächste Jahrhundert gehört unserem Volke, und deutsches Wesen wird ihm seinen Stempel aufdrücken.

Breslau, den 24. Juli 1888.



"Die Anna Grund" von
Joseph ...
...



Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses.

Don

Jacobi v. Falke.

— Wien. —

II.

Wenn man sich von der Vielgestaltigkeit der Wohnhäuser in Europa oder nur von denen auf deutschem Boden eine Vorstellung macht so scheint es unglaublich, daß dieselbe von zwei Grundformen allein ihren Ausgang genommenen habe. Und doch ist es so; doch ist es das nordische Hallenhaus und das südliche Hofhaus, welche die Grundlage der Entwicklung und die Urformen der heutigen Wohnhäuser bilden.

Die Sache vereinfacht sich aber, wenn man nicht an die äußere Gestaltung denkt, an die Fassade und ihren künstlerischen Aufriß, an welcher die Kunstgeschichte nach allen ihren Stilen und Stilarten mitgearbeitet hat. Das Haus ist von innen heraus geschaffen worden; die Fassade, wenn richtig, ist nur der Ausdruck des Inneren. Das Erste und Entscheidende ist daher überall der Grundriß, die Eintheilung und Bestimmung der Räumlichkeiten im Innern. Der verkehrte Weg, erst die Fassade zu zeichnen und dann das Haus nach Belieben dahinter zu bauen, dieser Weg ist unserer Zeit vorbehalten worden.

Was nun den Grundriß, also die Eintheilung geschaffen, verändert, ausgebildet hat, das ist die Culturgeschichte, die steigende oder auch fallende Civilisation, je nach zeitlichen oder localen Umständen und Ereignissen. Es ist die verfeinerte Sitte gewesen, das wachsende Gefühl für Wohlständigkeit, welches zuerst die Theilung des gemeinsamen Raumes veranlaßt hat; dann kam die Trennung der Herrschaft von der Dienerschaft, die

Trennung der gesellschaftlichen Räume von denen der Familie oder den privaten Räumen, die Befriedigung der Gastlichkeit und Beherbergung in besonderen, den Gästen gewidmeten Schlafgemächern, endlich der verschiedene Beruf, der, wie er besondere und eigenthümliche Räume erforderte, so auch auf die Gestaltung des Hauses in seinem Inneren und in zweiter Linie auch des Aeußeren einwirkte. Es sei bloß an das Kaufhaus der nordischen Seestädte erinnert.

Wie die Cultur selbst in dieser Richtung fortgeschritten ist, wie sich aus den Gelagen der Männer nach und nach im Laufe der Jahrhunderte eine feine und geistige Geselligkeit herausgebildet hat, wie die Frau, die Schaffnerin im Hause, in die Gesellschaft der Männer hineingezogen, wie sie diese und zugleich sich selbst zu edlerer Sitte herangebildet hat, wie sie dann zur Dame, zur Herrin geworden — dieser culturgeschichtlichen Entwicklung parallel geht die Geschichte des Hauses.

Freilich, wie in den verschiedenen Ländern oder Gegenden dieser Gang der Cultur unterbrochen oder durchbrochen wurde durch oft gewaltsame historische Ereignisse, wie die Bildung nur auf den Höhen der Gesellschaft zur Vollendung kam, in den bürgerlichen Schichten nur theilweise und stufenweise sich vollzog, im Bauernstande aber stehen blieb, so ist es auch dem Wohnhause ergangen. Auch das Bauernhaus ist größtentheils stehen geblieben, nachdem es zu einer gewissen Höhe und Ausbildung gelangt war und in derselben gar verschiedene Formen angenommen hatte. Anderswo hat die Armuth der Gegend oder die Verwüstung durch den Krieg den Fortschritt gehemmt, und man findet nur Hütten, die weder primitiv sind noch überhaupt einen bestimmten Charakter tragen. Anderswo hat die Cultur einen neuen Weg eingeschlagen und ist an Stätten vorübergegangen, an denen sie einst geblüht hatte.

Vergleichen Zustände, in einer ausgeführten Geschichte des Wohnhauses wohl zu beachten, sind in dieser kurzen Darstellung nicht zu berücksichtigen. Ich muß mich an große und allgemeine Verhältnisse, an die typischen Erscheinungen halten, um wenigstens den Gang nachzuweisen, den die Dinge genommen haben. Doch will ich an der heutigen überaus vielf gestaltigen Mannigfaltigkeit des Bauernhauses nicht vorüber gehen, ohne wenigstens einige Worte zu ihrer Erklärung zu sagen.

Wir haben das norddeutsche Bauernhaus in der höchst charakteristischen Form des niederländischen Hauses kennen gelernt, und auch gesehen, wie es, durch Leben und Cultur sich verwandelnd, aus dem ungetheilten Hallenhaus hervorgehen können. Gehen wir von hier, von Holstein oder der Elbemündung, wo das niederländische Haus landeseigenthümlich ist, nach Süden, so stoßen wir überall auf neue Gestalten bis in die Alpen hinein. Im gewerblichen Mitteldeutschland — wie anders die bauliche Erscheinung in den Dörfern! Wie sehr haben sich die kleinen Fachbauhäuser den Wohnhäusern der kleinen Leute in den kleinen Städten genähert,

nicht anders wie hier der große Bauernstand verschwunden ist und der Kleinbauer dem Kleinbürger verwandt geworden! Wie anders wieder die Anlage der Höfe in den bayrischen Niederungen südwärts der Donau; wie anders das Gebirgshaus in den Schweizer, Tiroler und österreichischen Alpen! Sollten diese Gebirgshäuser mit dem nordischen Hause desselben Ursprungs sein? Man hat oft versucht sie aus dem Süden vom antiken Hause herzuleiten; auch von Semper ist der Versuch gemacht worden. Er ist immer mißlungen. Außer hier und da architektonischen Detailmotiven ist keine Aehnlichkeit aufzufinden gewesen. Ueberall ist die Anlage, der Grundriß, das Baumaterial, alles Entscheidende total verschieden. Das gilt vom Schweizer, vom Tiroler, vom österreichischen und steirischen Gebirgshause gleicherweise. Ich sage nun nicht, daß die Holzhäuser, denen man bei aller Verschiedenheit doch die große Aehnlichkeit unter einander nicht absprechen kann, direct aus dem Norden herabgekommen oder etwa gar aus dem norddeutschen Bauernhause abzuleiten seien; dennoch sind sie des gleichen Ursprungs und stammen von dem Hallenhouse, nicht vom Hofhause ab. Allerdings haben sie aus der gemeinsamen Quelle sich anders entwickelt und im Laufe der Zeiten eine andere Gestaltung genommen, zum Theil eine viel reichere. Sie haben ein Obergeschosß erhalten, oder vielmehr das eigentliche Hauptgeschosß, das Parterre, wegen des abfallenden Bodens mit einem Untergeschosß, Souterrain, unterbaut und dieses zur Stallung für Kühe und Pferde verwendet, wozu das niederländische Bauernhaus seine Seitenschiffe gebraucht. So fährt in dieses Gebirgshaus der Getreidewagen von der Seite her oder von rückwärts in das erste Stockwerk, wie im norddeutschen Hause direct auf die zur ebenen Erde liegenden Tenne. Das Alpenhaus ist über dem Souterrain rings oder theilweise außen mit einer Gallerie umzogen, während das antike südliche Haus einen Umgang im Innern um den Hof herum hat. Das ist keine Aehnlichkeit, sondern der volle Gegensatz. Das norddeutsche Bauernhaus besitzt jene Gallerie nicht; es hat auch keinen Platz dafür, da ja alles zur ebenen Erde liegt. Als im Alpenhause der Unterbau entstand und damit das Hauptgeschosß, das ist das eigentliche Haus, gehoben wurde, erhielt es die Gallerie wie eine Nothwendigkeit, da man sonst den Weg aufwärts mitten durch die Viehställe hätte nehmen müssen. So führt die Treppe von außen hinauf. Die umlaufende Gallerie ist eine Art Reminiscenz, eine Erinnerung daran, daß das Originalhaus, bevor es in das Gebirge auf den abschüssigen Boden verpflanzt wurde, mit seinem Hauptgeschosß, vielmehr mit seinem einzigen Geschosß, zur ebenen Erde lag. Heute hat freilich auch das Alpenhaus in der Thalebene auf flachem Wiesengrund die gleiche Gestaltung, die gleiche Gallerie, und das ist leicht zu erklären. Was auf den Bergen und wegen der Berge entstanden ist, das ist für das ganze Alpenland zum Typus geworden.

Wann nun aber diese verschiedenartige Gestaltung begonnen hat, ob

die germanischen und keltischen Völkerschaften, als sie in diese Gegenden einwanderten, die Motive schon mitbrachten, oder ob nicht vielmehr die ganze Wandlung erst seit ihrer Ankunft auf diesem Boden selbst, wo sie heute festhaft sind, sich vollzogen hat, das müssen wir einstweilen dahingestellt sein lassen. So viel wir auch in artistischen Publicationen Abbildungen solcher Häuser besitzen, so oft diese auch beschrieben sind, so wenig hat man daran gedacht, ihre Geschichte herauszuarbeiten, ihre Entstehung, Herkunft und Ausbildung uns zu erzählen. Und doch wäre das, mit Hilfe logischer Combinationen und Folgerungen, wenn man einmal erst auf richtiger Basis steht, nicht unmöglich.

Es wäre ebenso möglich, auch die geschichtliche Entwicklung des städtischen Hauses darzustellen, über welche wir heute noch weniger unterrichtet sind. Ueber Burgen und Paläste ist reichlich das bildliche und baugeschichtliche Material zusammengetragen, doch das städtische Haus, zumal das einfache und darum in seiner Ursprünglichkeit vielleicht lehrreichere, hat weniger den wissenschaftlichen Forschertrieb gereizt. Abbildungen von Hausfassaden sind zahlreich; Grundrisse aber, die uns allein über Entstehung und Weiterbildung Auskunft geben können, sind selten.

Es ist wohl selbstverständlich, daß, so wie die Kultur in verschiedenen Gegenden und Ländern ihre verschiedenen Wege gegangen ist, so auch das Haus von seinem Ursprunge, der Halle, aus verschiedene Entwicklung nehmen mußte. Der Gang im Allgemeinen ist überall der, daß die Halle von ihrer Bedeutung als Ein und Alles herabsteigt; daß sie von ihrem Raume an Wohn- und Schlafgemächer abgeben oder solche in neuer Entstehung neben sich dulden muß, bis sie selber zur bloßen Flur oder Diele, zum Eingangs- oder Vorraume herabgefunken ist. In dieser Gestalt hat sie in England den alten Namen hall behalten. Während das Landhaus, d. h. der Herrensig, sich in dieser Weise frei nach der Breite entwickeln konnte, wurde das städtische Haus, veranlaßt durch die Enge der ummauerten Städte, in die Höhe getrieben. Es legte sich nun Stockwerk über Stockwerk.

Ist so, ganz allgemein gesprochen, der Gang oder das Ziel der Richtung ein gleiches, so wird dieses Ziel doch auf verschiedenen Wegen verfolgt, unter denen sich zwei als die hauptsächlichsten hervorheben lassen. Der eine ist derjenige, bei welchem das Haus mit seiner schmalen Giebelseite sich nach der Straße zulehrt, während der andere ihr die Längenseite mit dem abfallenden Pultdache und dem Tropfenfalle zuwendet. Bei der ersten Art steht in der Regel Haus an Haus, Mauer an Mauer, während die zweite Art sich mehr in den kleineren offenen Landstädten vorfindet, wo man mit dem Raume weniger geizig zu sein brauchte. Doch ist das kaum als Regel auszusprechen, da das Wesentliche und Unterscheidende in etwas Anderem liegt.

Offenbar zeigt das erste Haus — ich will es das Giebelhaus

nennen — eine größere Verwandtschaft sowohl mit dem niederländischen Bauernhause wie mit dem altnordischen Herrenitz. Es hat sein Licht und seinen Eingang und Ausgang auf den Schmalseiten und läßt selbst in seiner inneren Eintheilung und Gestaltung sich ohne viel Schwierigkeiten auf ursprüngliche Stufen der Entwicklung zurückführen. Ich habe dabei vorzugsweise das Haus der norddeutschen oder nordischen Städte im Sinne, wie es sich von der Ostsee zur Nordsee, über Holland nach Belgien und Flandern und von den Küsten hinein auch tiefer in das Land erstreckt. Es ist die Gegend des rothen Ziegelbaues. Wenn bei diesen Giebelhäusern der Giebel in treppenförmiger Gestaltung aufsteigt, anstatt daß die Seiten bei dem nordischen und bei dem Bauernhause schräg zum spitzen Winkel zusammenlaufen, so liegt die Ursache eben in dem Ziegelbau anstatt des Holz- und Balkengezimmers. Der Ziegel führt nach seiner rechteckigen Gestaltung logisch zu einem treppenförmigen Aufbau, wenn er einen Giebel bilden soll; nur sind hier die zahllosen kleinen Stufen in wenige große verwandelt.

Der Eingang findet sich bei diesen Häusern gewöhnlich in der Mitte, nur bei kleineren Häusern ist er auf die Seite gerückt, und damit die Halle auf einen Corridor verengt, der von einer Giebelseite zur anderen läuft, nur in der Mitte für die Treppe sich erweiternd. Anders ist es bei den größeren Häusern, zumal bei den Kaufhäusern, wie ja noch heute ihrer viele in den Hansestädten bis in oder an das Mittelalter zurückreichen. Hier folgt dem Eingang zunächst ein Vestibül, das zur einer Seite den Kaufladen, zur anderen Seite ein Wohn- oder Geschäftszimmer hat. Es ist ein Stück wie von der alten mächtigen Halle abgeschnitten, denn diese folgt unmittelbar, hoch hinaufreichend bis mindestens zum zweiten Stock oder zum Beginn der Dachgeschosse. Dieser weite Raum, welcher die alte Halle in unverkennbarer Tradition bewahrt, dient dem Kaufherrn größtentheils zum Magazin. Eine frei liegende Treppe führt zu den Wohn- und Schlafgemächern, welche auf der Vorderseite bis an oder unter das Giebeldach hinaufsteigen. Reichen sie nicht aus, so ist nicht rückwärts ein Hof umbaut, sondern nur ein schmaler Seitenflügel erstreckt sich an ihm entlang. Das ist altüberkommene Tradition, die noch überall in Uebung steht, wo auf schmalem Grundstück sich Haus an Haus lehnt.

Ganz anders nun die zweite Art, welche tiefer im Lande, zumal im ganzen Mitteldeutschland wohl die herrschende ist. Wie gesagt, kehrt dieses Haus seine Längseite der Straße zu und läßt die Seiten seines Satteldaches nach vorn und rückwärts abfallen. Steht es frei, so verwandelt es auch die Giebelseiten in schräg abfallende Dächer. In diesen Häusern ist die Ausbildung des Inneren etwa so vor sich gegangen, daß von dem Ein und All der Halle rechts und links je ein Gemach abgeschnitten wurde, sodaß das Ganze, von vorn nach rückwärts getheilt, in drei ziemlich gleiche Theile zerfällt. Der mittlere Theil mit dem Kochherd im Hintergrunde

blieb als Halle, Flur oder Diele. Da die weitere Entwicklung auch die Trennung der Küche verlangte, so wurde diese übrig gebliebene Halle quer durch in zwei Räume getheilt, von denen die hintere die Küche bildete mit einem Ausgange nach dem Hofe, die vordere aber die Diele mit dem Eingang. So bereits auf ein Sechstel der ganzen Grundfläche reducirt, mußte die Halle auch noch die Treppe aufnehmen, als das wachsende Bedürfniß, die gesteigerte Cultur mehr Gemächer verlangte, ein Bedürfniß, dem man nur durch ein oder mehrere Stockwerke genügen konnte. Wie das nun geschah, wie diese Obergeschosse in Gemächer getheilt wurden, darin ist schließlich so viel lokale oder individuelle Willkür eingetreten, daß man kaum noch das alte und ursprüngliche Grundschema auffinden kann.

Und doch ist es auch unter dieser individuellen, für private Bedürfnisse zugeschnittenen Gestaltung erkennbar, wenn auch nicht mit der gleichen Deutlichkeit und Regelmäßigkeit wie bei dem englischen Hause. Wie dieses englische Wohnhaus, das städtische wie das Landhaus, einfach und klar in seiner Anordnung ist, so ist es auch deutlich in seiner Entstehung und in seiner Geschichte zu verfolgen, welche in allen Zeiten der Culturgeschichte auf englischem Boden parallel geht.

Das englische Haus nimmt, vielleicht auffallender Weise, seinen Ausgang nicht von dem römischen Hause, also nicht von dem Hofhause, wie man doch auf dem Boden einer mehrhundertjährigen römischen Provinz hätte erwarten sollen. Den Ausgang bildet vielmehr das angelsächsische Haus. Gerade wie im Norden, bildete nämlich der Wohnsitz der angelsächsischen Fürsten und Vornehmen eine Anlage von vielen vereinzeltten Gebäuden, deren jedes, ein Haus, ein Raum für sich, auch nur eine Bestimmung hatte, Alles von einem Zaun und Graben umschlossen. Aus ihrer Mitte ragte das Gebäude der Halle mit seinen nach nordischer Art geschmückten Giebeln mächtig empor. Das Innere war ein Raum bis unter das Dach, durch welches der Rauch der Feuerherde seinen Weg zu nehmen hatte. Solche Feuerherde, auf denen große Blöcke loderten, waren eingemauert in der Mitte des Estrichs zwischen den Bänken, die sich an den Längsseiten der Halle entlang zogen. An der Querseite stand der Ehrensitz. Hier in dieser „Methhalle“ weilte, speiste und zechte der Fürst mit seinen Gefolgsmännern und Lehnsleuten. Vor den Bänken waren Tische aufgeschlagen, die zur Nachtzeit entfernt wurden. Dann wurden Polster herbeigetragen, und das Gefolge lagerte sich zum Schlaf ebenda, wo es soeben gezecht hatte.

Aber damals in der Zeit der kleinen sächsischen Könige schloß die fürstliche Familie nicht mehr in der Halle. Sie hatte ein eigenes Schlafhaus, ebenfalls einen einzigen ungetheilten Raum, welcher auch den Frauen und Kindern zum Tagesaufenthalt diente, allenfalls auch einen hohen Gast zur Nacht beherbergte. Wahrlich, kein vorgeschrittener Stand der Behausung für die Königinnen und Prinzessinnen der angelsächsischen Fürstenhäuser,

welche als Stickerinnen berühmt waren und, seitdem sie christlich geworden, fromm wurden bis zum Stand der Heiligkeit und religiöse Bücher schrieben. Neben diesem Schlaf- und Familienhause hatte die Wirthschaft ihre Räume oder vielmehr ihre Häuser; es gab ein Haus zum Waschen, eines zum Kochen, eines zum Baden u. s. w.

Der Gang der Entwicklung war nun der, genau wie im Norden, daß die Halle alle die zerstreuten Häuser, soweit sie den Menschen dienten, an sich zog und wenn nicht gerade unter einem Dache, doch zu einem einzigen zusammenhängenden Gebäude vereinigte. Dieser Proceß wurde aber durch ein gewaltsames Ereigniß unterbrochen, durch die normannische Eroberung nach der Mitte des elften Jahrhunderts. Die neuen Herren, welche in ihrer nordischen Heimat nur den Holz- und Fachbau gleich den Angelsachsen gekannt hatten, waren in der Normandie, auf der Stätte und an den Resten einer ehemals blühenden römischen Cultur, zu Architekten und Steinmestern geworden. Als Eroberer auf beiden Seiten des Canals unter einer weitaus zahlreicheren, feindseligen Bevölkerung lebend, waren sie in die Lage gekommen, in der Normandie wie in England, in festen Burgen ihre Sicherheit zu suchen. So wurden sie die Urheber einer eigenthümlichen Art des Burgenbaus, welche nur einen Uebergang bezeichnete, aber noch bis heute imponirende Reste hinterlassen hat.

Diese Burg der Normannen, Donjon genannt, war ein viereckiger Thurm von gewaltigen Dimensionen. Bis zu hundert Fuß stiegen die Mauern, welche oft eine Dicke von fünfzehn Fuß hatten, empor. Der Thurm enthielt in der Regel vier Geschosse, jedes nur ein einziges Zimmer bildend. Der Eingang befand sich im ersten Stock und war nur von außen durch eine hölzerne Treppe, die leicht abgebrochen werden konnte, erreichbar. Das Erdgeschos, in das man von oben gelangte, hatte nur Schlitze in der Mauer; es diente als Vorrathsraum. Als Behausung betrachtet, von seiner Bestimmung als fester Burg abgesehen, vertrat dieser Thurm die nordische Halle nach ihrer alten Bedeutung. Das erste Geschos war der Waffenjaal, der Aufenthalt der Diener und der Knechte; in Zeiten der Gefahr wurde hier gefocht und gebacken und wurden alle die Dienste verrichtet, für welche es sonst Gebäude außerhalb der Halle gab. Das zweite und dritte Geschos bildeten ungetheilt einen einzigen, großen Raum, die Halle, den Aufenthalt der Lehnsleute, des kriegerischen Gefolges, die Stätte des Gelages und der Geschäfte für den Herrn der Burg. Erst das vierte Geschos gehörte der Familie, den Frauen, den Kindern. Hier wohnten und schliefen sie alle in einem ungetheilten Raume. Diese Gemächer waren freilich von großer Ausdehnung, oft von hundert Schuh im Geviert.

So lebten und wohnten die vornehmen normannisch-französischen Familien, welche mit Wilhelm dem Eroberer nach England herüber gekommen waren. Nicht anders lebte auch die königliche Familie, die sich

im Tower zu London eine gleiche Thurmurg erbaut hatte. Der Tower besaß freilich schon eine Kapelle, und jedes Geschoß war durch eine Querswand in zwei Theile getheilt — ein Fortschritt auf dem Wege der Intimität und Absonderung der Geschlechter, der Herrschaft und der Dienerschaft.

Aber dabei blieb es auch in der Entwicklung dieser ritterlichen Thurmurg. Als die Eroberung sicher geworden und der Besitz der neuen und fremden Herren nicht mehr bestritten war, stiegen die normannischen Barone wieder von der unbequemen Höhe herab und siedelten sich zur ebenen Erde an. Der weitere Gang knüpft an die angelsächsische Anlage wieder an; aber mit Hilfe der normannischen Bauleute und Architekten wird nun in Stein ausgeführt, was früher nur leichtes Gezimmer war.

Wie schon mehrfach angedeutet worden, hatte die Halle das Bestreben, die zerstreuten Gebäude der ganzen vornehmen Ansiedlung an sich zu ziehen. Zuerst ist es das Familienhaus — wohlverstanden, immer nur ein Gemach bildend — welches sich an die eine Seite der Halle anlegt, die Wand mit ihr theilend. Damit rückt auch die Frau der Männergesellschaft nahe. Sie erhält erst die Einsicht, dann den Eintritt in dieselbe, was ebenso sehr einen socialen wie einen architektonischen Fortschritt von außerordentlichen Folgen bedeutet. An die andere Seite der Halle lehnt sich gleicherweise die Küche, die Wirthschaft an. Das Familienhaus hatte aber bisher nicht die Höhe der vorragenden Halle; nunmehr mit ihr Eins, strebt es zu ihrem Dache empor und erhält darum ein Obergemach, den Söller, der dem Herrn zum Geschäfte, auch wohl der Familie zum Speisen und zum separirten Gelage dient. Der Baron trennt sich damit, emancipirt sich von der Halle und seinen Lehnsleuten. Damit ist der Anfang eines nach seinen verschiedenen Bestimmungen wohl abgetheilten Hauses gegeben; freilich in baulicher Beziehung noch von sehr unvollkommener Ausbildung, denn jeder Raum hatte noch seinen besonderen Eingang, und der Söller, von dem man vermittelst einer Oeffnung in der Wand in die Halle hinabsehen konnte, war doch nur durch eine außerhalb liegende Stiege zu erreichen.

In dieser Gestalt führt der englisch-normannische Landsitz den Namen manor, manor-house oder französisch manoir. Die Halle war in ihm noch immer der weitaus dominirende Theil, baulich wie social; und sie blieb es noch ein paar Jahrhunderte, obwohl nun die Gemächer der Familie sich mehrten nach der Bestimmung wie nach der Zahl. Wie die Dame alsbald in der blühenden Zeit des Ritterthums social die erste Rolle spielte, die Königin der Feste und Turniere und der gefeierte Gegenstand aller Dichtungen wurde, so stieg sie auch in der Architektur des Hauses und erhielt ihr besonderes Gemach, das boudoir oder the lady's bower, das anfangs als Schlaf- und Empfangszimmer zugleich diente, dann aber in bedroom und drawingroom (Salon) getheilt wurde. Gleicherweise erhielt der Herr sein parlour oder Sprechzimmer, und für die Familie entstand ein stehendes besonderes Speisezimmer, das dining-room. Ebenso

sonderten sich die Schlafzimmer und wuchsen an Zahl für die Familie wie für die Gäste.

Trotz dieser Vermehrung und Absonderung der Gemächer behielt aber die Halle in Schloß und Landhaus ihre Bedeutung, so lange Ritterthum und Feudaladel in Blüthe standen. Sie war eben die Stätte der Feste und der großartigen Gastlichkeit, welche der Lord seinen Lehnsleuten zu gewähren hatte. Es war ähnlich in Deutschland auf den großen Burgen und Schlössern. Der kleine Ritter freilich war dürftig genug behauset. Seine Burg war lange Zeit nichts als ein festes Haus, mehrstöckig vielleicht, jedes Geschloß aber gleich der normannischen Thurnburg (nur ohne ihre Gewalt und Größe) ein einziges Gemach bildend. In einem solchen haufete die ganze Familie bei einander. Als die Zeit kam, daß man die Nothwendigkeit der Absonderung der Geschlechter, der Kinder und des Gesindes fühlte, schuf man zuerst für die Frau einen besonderen Raum durch aufgehängte Teppiche, wo sie sich ungelesen wenigstens ankleiden konnte. Aus diesem flüchtigen Anfange ging dann die feste Eintheilung in mehrere Gemächer hervor, und mit steigendem Wohlstand verwandelte sich dieser Burgstall in ein die ganze Burganlage beherrschendes und überragendes Hauptgebäude.

Anders war es auf der Burg der Herzoge und der Landesherren, wo auch die Gastlichkeit im großen Stil eine Stätte hatte. Hier war der Beginn wie bei den Angelsachsen gewesen. Die Pfalzen Karls des Großen hatten noch aus einem Haufen zerstreuter Einzelgebäude bestanden, die sich dann später zu einer Burg-, Schloß- oder Palastanlage zusammenschlossen. In allen Liedern und Erzählungen der Ritterzeit, das ist also im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, in denen die Halle den Namen *sal* oder *palas* führt, erscheint sie als der Hauptbestandtheil der Burg wie des Palastes. Die Schloßherrin mochte in ihrem *Boudoir* (*kemenäte*) einzelne Gäste empfangen und zum Niedersitzen auf die Bank am Fußende ihres Bettes nöthigen, die gewöhnliche Empfangstätte aber war der *Palas*. Die ankommenden Gäste ritten vor denselben und stiegen eine breite Freitreppe hinauf, auf welcher sie vom Burgherrn erwartet und empfangen wurden. Der *Palas* lag also, wie im Norden und in England, zur ebenen Erde, nur um wenige Stufen erhöht. Das ist wenigstens in jener frühen Zeit die Regel. So war der *Palas* auf der Wartburg, der vielbesungenen Residenz der Landgrafen von Thüringen, welcher bis auf unsere Tage in seinem ganzen Bau sich wohl erhalten hatte, bis ihm moderne Restauration seine Ursprünglichkeit zu nehmen verstand. Doch bildete in Palästen die Halle auch den ersten Stock, so im Hohenstaufenpalast zu Gelnhausen, der noch in Ruinen besteht, und im Krönungspalast zu Aachen, dem moderne Restauration ebenfalls seine Originalität genommen hat. An den *Palas* schlossen sich die Wirthschaftsgebäude an, die Stallungen, die Behausung

der Burgwache u. s. w., über deren Lage die Beschaffenheit und Formation des Felsenbodens mit entschied, so daß es an Unregelmäßigkeit nicht fehlt.

Solche Unregelmäßigkeit war auch noch während des späteren Mittelalters der vorherrschende Charakter der großen englischen Schloßanlagen, obwohl dieselben doch zumeist auf ebenem Boden standen. Sie verleugneten damit ihre Entstehung nicht und standen ganz in Harmonie mit dem Architekturstil der Zeit, mit der Gothik, die ja das Pittoreske, Unregelmäßige und Wechselvolle zu lieben scheint, trotz ihrer rechnenden und messenden Natur. Die ganze Anlage, obwohl ein Gebäude bildend, von der Halle überragt, hatte im Lustprofil verschiedene Höhen, und nach allen Fronten sprangen die Theile vor und zurück. Es fehlte an einem gemeinsamen Eingang, an einer gemeinsamen Stiege für die oberen Räume. An ein Stiegenhaus in unserem Sinne wurde noch gar nicht gedacht. Die Stiege hatte in der Architektur noch so wenig Bedeutung, daß z. B. zu dem mächtigen Krönungsaal der deutschen Kaiser in Aachen nur eine kleine Wendelstiege hinaufführte, welche alle Kaiser und Churfürsten und das ganze hohe und niedere Gefolge zu ersteigen hatten.

Diese Unregelmäßigkeit des Grundplans ging in England selbst noch im sechszehnten Jahrhundert in den s. g. Elisabethstil hinüber. Erst gegen Ende dieses Jahrhunderts und in dem folgenden trat mit der schweren Renaissance, mit dem Palladiostil, wie er in England heißt, eine gewaltige Aenderung ein. Man unterwarf nach italienischer Art den ganzen Grundplan einer vollständigen Regelmäßigkeit und Symmetrie. Der Grundplan, schon in seiner Eintheilung, war ein ausstudirtes Kunstwerk; die Façade wurde gleicherweise als ein regelmäßiges symmetrisches Kunstwerk behandelt; bei den großen Landsitzen lagerten sich die zahlreichen Gemächer um einen quadratischen oder rechteckigen Hof, in welchem ohne Zweifel ein Ausfluß des südlichen, in Italien fortgepflanzten Hofhauses zu erkennen ist, durch den Kunststil der Renaissance nach England hinübergetragen. Auch die Treppe wurde ein Gegenstand kunstvoller Architektur. In das Innere des Hauses, in die Halle, welche ihre Bedeutung verloren hatte, hin verlegt, wurde sie zum Stiegenhause. An ihre Stelle traten Gesellschaftssäle. Die Halle, welche ihre Gäste verloren hatte, war also zur Eingangshalle, zum Platz der wartenden Dienerschaft herabgesunken. Sie hat in dieser Gestalt ihren alten Namen hall im englischen Hause behalten; es ist die einzige Erinnerung an ihre ehemalige so große und beherrschende Bedeutung.

Im itädischen Wohnhause war und ist sie nichts als ein enger winziger Raum, wie ihn das enge, auf schmalem Boden erbaute Stadthaus allein duldet. Dieses englische Stadthaus erhielt seine gegenwärtige, so schematische Gestaltung erst spät, erst dann, als die Cultur alle die einzelnen, für die Bedürfnisse der Cultur nothwendigen Gemächer und Räumlichkeiten geschaffen hatte. Auf seiner schmalen Grundfläche enthält es alles, was der breite Landsitz einschließt: die Wirthschaftsräume, das Speisezimmer und Familienzimmer, Schlafgemächer

und Gastzimmer, alles gesondert von einander mit voller Wahrung der Intimität und doch ein jedes für sich leicht zugänglich. Aber wie auf dem Lande sich alles in die Breite legt, so lagern sich im Stadthause die Gemächer über einander, zu unterst im Souterrain die Wirthschaft im Parterre und im ersten Stock die Räume für Familie und Geselligkeit, im zweiten und dritten Stock die Schlafgemächer, zu oberst allemal die Dienerschaft.

Das ist ein Schema, das echte Schema eines städtischen Familienhauses, das sich mit Nothwendigkeit, parallel der Civilisation, aus dem Hallenhause hat entwickeln müssen. Aber auch nur aus dem Hallenhause. Ganz anders ist das moderne Haus dort geworden, wo es auf der Grundlage des südlichen Hofhauses erwachsen ist.

Ich habe im vorigen Abschnitt das südliche Hofhaus verfolgt bis zu seiner gewissermaßen vollendeten und schematischen Ausbildung in der römischen Kaiserzeit auf italischem Boden. Von den großen Palästen abgesehen, die ja auch nur eine quantitative Erweiterung des Grundschemas sind, fanden wir das griechisch-italische Haus als eine Anlage zahlreicher Gemächer um zwei Höfe herum, deren einer hinter dem andern liegt, der vordere mehr dem Leben und Verkehr des Mannes, der hintere dem der Frauen, der Familie gewidmet. Jeder Hof, das Atrium wie das Cavadium, ist von einem Säulenumgange umgeben, von dem aus die Thüren und die Lichtöffnungen in die Gemächer führen. Das Außere, selbst die Façade ist vernachlässigt, als gleichgültig betrachtet. Die ganze Anlage ist in der Regel zur bloßen Erde; obere Gemächer bilden die Ausnahme.

Dieses Haus nun, welches durch die griechisch-römische Cultur seine Vollendung erhalten hatte, ist auch durch das ganze römische Reich in alle romanisirten Provinzen, nach Westen und nach Osten und südwärts in die Wüstenländer Afrikas verbreitet worden. Der Hellenismus hat es dem Orient, von wo es ja dem Principe nach seinen Ursprung genommen, in vollendetere Gestalt wieder zurückgegeben.

So ist es gekommen, daß eben dieses selbe antike Hofhaus heute noch das Grundschema für das Wohnhaus in allen mohamedanischen Ländern bildet von Marokko bis nach Indien. Wenn die Paläste in Constantinopel davon eine Ausnahme zu machen scheinen — auch nur scheinen, denn der Unterschied ist seinem Wesen nach nur äußerlich —, so beruht das auf dem Einfluß italienischer Künstler im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, welche nach Constantinopel berufen wurden.

Als die Araber, entflammt von ihrem neuen Glauben, ihre Eroberungszüge begannen, stürzten sie sich auf hellenisirte und romanisirte Länder, auf die Provinzen des byzantinischen Reiches, Syrien, Kleinasien, Aegypten u. s. w. Was sie hier vorfanden, war das griechisch-römische Wohnhaus, in welchem sie sich auch häuslich niederließen, da sie selber keines hatten und kein Schema mitbrachten. Es ist ja auch nicht anders mit der arabischen Kunst gegangen. Byzantinische Künstler und Werkmeister waren ihre Lehrer,

byzantinische Ornamentik ihr erster Kunststil. Rasch genug haben die Araber sich freilich von ihren Lehrmeistern losgemacht und binnen wenigen Jahrhunderten einen neuen und eigenen Stil geschaffen, der seinen Ursprung kaum ahnen läßt.

Etwas anders ist es mit Wohnhaus und Palaß. Wie sehr auch hier die arabische Kunst Schmuck und architektonisches Detail verwandelt hat, so ist doch der Grundplan des antiken Hofhauses unverändert geblieben. Ein reich verzierter Hof, das Atrium des antiken Hauses, ist durchaus das Wesentliche, der Mittelpunkt des muhamedanischen Hauses, reich geschmückt, mit einem lebendigen Brunnen in der Mitte, von Blumen und blühenden Gebüsch umgeben, sodann von der Säulenhalle und den Gemächern umlagert, alles wie im griechisch-italischen Hause: der Vergleich läßt sich bis ins Einzelne durchführen.

Vielleicht erinnert sich ein und anderer der Leser noch von der Wiener Weltausstellung von 1873 des kleinen marokkanischen Hauses. So klein es war, so gab es doch ein völlig getreues Bild des alten, unverdorbenen muhamedanischen Hauses, was weder bei den persischen noch bei den ägyptischen der Fall war. Das letztere zumal, welches Haus und Moschee und Meierhof mit einander verbinden sollte, gewährte eben darum eine falsche Vorstellung.

Das muhamedanische Haus vernachlässigt, wie das ja auch durchgängig in Pompeji der Fall ist, das Aeußere gegenüber dem Inneren; seine Straßenseite ist unansehnlich, und wo es Fenster zeigt, sind diese vergittert, so dicht, daß man wohl heraus, aber nicht hineinschauen kann. Es legt sich gleichfalls wie das antike Haus, wo der Raum es gestattet, fast allein zur ebenen Erde und lagert einen mit Gemächern umgebenen Arkadenhof hinter oder neben den andern, einen jeden in einen blühenden, von Wasser gekühlten und durchflossenen Garten verwandelt. Eine Einrichtung, welche schon die Zurückgezogenheit der griechischen Frau, ihre Entfernung vom öffentlichen Leben hervorgerufen hatte, die Einrichtung nämlich, die Familienwohnung mit den Frauengemächern abzusondern und hinter die Männerwohnung zu legen, kam den Muhammedanern wohl zu statten. Die Abgeschlossenheit, ja Unsichtbarkeit, welche der Islam seinen Frauen auferlegt, ließ die hintere Abtheilung des Hauses leicht in den Harem verwandeln.

Nicht überall aber auch in den orientalischen wie in den eroberten Städten des Westens gab es Raum für eine solche doppelte Hausanlage zur ebenen Erde. Alsdann war man freilich gezwungen ein zweites Geschloß aufzuführen, und dieses wurde den Frauen übergeben. Aber auch in diesem Falle erkennt man das Bestreben dem Princip treu zu bleiben, indem die oberen Gemächer mit einer Gallerie so um den Hof oder an seiner Stelle um die offene Halle so gelegt wurden, daß die Frauen vom Hofe und Garten Luft und Licht genießen konnten und, selber ungesehen, den Blick auf die Kommenden und Gehenden hatten. Im griechischen und griechisch-

italischen Hause hatte nicht das Bestreben geherrscht, das Innere des Hauses und insbesondere auch die Frauen den Blicken der Vorübergehenden oder Eintretenden zu entziehen; vielmehr konnte man, wenn nicht aufgehängte Teppiche den Blick abhielten, vom Vestibül bei offener Eingangsthüre durch das ganze Haus hindurchsehen. Das entsprach nun freilich in keiner Weise den Sitten des Muhammedanismus; aber man half, wo die Gefahr vorlag, in leichter Weise dadurch ab, daß man den Gang, der im antiken Hause vom Vestibül zwischen den vorderen Gemächern der Dienerschaft gradeaus in das Atrium führte, in krummer Linie anlegte.

Wie gesagt, kann man dieses orientalisches-muhammedanische Hofhaus verfolgen vom äußersten Westen, von den Küsten des atlantischen Oceans bis zum Ganges und darüber hinaus, soweit der Islam seine Eroberungen ausgedehnt hatte. Man findet es heute so, man erkennt es in den erhaltenen Monumenten des Mittelalters wie in den schriftlichen Nachrichten und Erzählungen früherer Zeiten. So aus den Kreuzzügen. Wie fabelhaft klingen aus jener Zeit die Beschreibungen vom Chalifenpalast in Kairo, und doch ist bei aller Pracht und allem Glanze die antike Hofanlage unverkennbar. Hof legt sich an Hof, einer reicher geschmückt als der andere, verziert mit goldener Pracht, ausgestattet mit Säulenhallen, Brunnen und Bächen lebenden Wassers, mit Blumen, Blüthen- und Fruchtgewächsen, mit Vögeln und seltenen Thieren von fremder Art.

Wozu aber nach den schriftlichen Nachrichten suchen? An den äußersten Enden der muhammedanischen Welt sind ja zwei Monumentalbauten erhalten, welche bei aller Pracht der Ausstattung das Grundprincip in treuester Weise bewahrt zeigen, im Westen die Alhambra, die rothe Burg der Könige von Granada, im Osten der Palast der Großmoguln von Delhi. Wenn nicht das zierliche Detail der arabischen Architektur wäre, die Hufeisenbogen und Stalaktitengewölbe, die überschlanken Säulen und die unendliche Fülle der Arabesken, man könnte auf der Alhambra sich in der Villa eines römischen Großen wähen, wie sie Plinius beschreibt. Die Alhambra wie die Paläste der muhammedanischen Fürsten Indiens sind Conglomerate von Hofhäusern mit Colonnaden und Gemächern in ihrer Mitte, mit Brunnen und Canälen und Teichen und den blühenden und duftenden Gewächsen des Südens gefüllt, Alles zur ebenen Erde gelegen. Aber so in Indien auch nur die Paläste der muhammedanischen Herrscher, denn der Hindufürst wohnt in den oberen Geschossen, womöglich in Zelten auf dem Dache seiner hochgebauten, burgartigen Paläste.

Weniger treu vielleicht hat das Abendland, nicht das muhammedanische sondern das christliche, das Princip des antiken griechisch-römischen Hauses bewahrt. Die nordischen Völkerschaften sind über die Länder des europäischen Südens hereingebrochen, wilde, zerstörende Zeiten sind gekommen und haben die antike Cultur ausgelöscht, und dann hat auf diesen Stätten eine neue, eine christliche Cultur sich erhoben, welche während des Mittelalters

einen völligen Gegensatz zum antiken Geiste bildete. Wo classische Tempel standen, wurden christliche Kirchen romanischen und gothischen Stils erbaut; wo heitere, lustige, offene römische Villen dem Lande eine Zierde waren, da entstanden feste Häuser und eng ummauerte hochgethürmte Burgen. Und demnach ist das südlüche Hofhaus im ganzen Süden Europas, in allen ehemals latinisirten Provinzen des Römerreiches wieder zu erkennen und die Stufen seiner Umwandlung sind ohne viel Mühe aufzufinden und zu verfolgen. Und oft findet man sie, wo man sie am wenigsten erwartet. Man will heute zum Beispiel die christliche Kreuzbasilika aus dem Inneren des römischen Hauses herleiten, indem man aus dem Atrium mit den beiden Flügelräumen, den alae, zur Noth ein Kreuz herausfindet. Das ist nun wohl ein Irrthum, denn man kann nicht von der Gestalt eines offenen Raumes die Gestalt eines geschlossenen Gebäudes ableiten, da ja beide im Gegensatz stehen. Aber die christliche Architektur hat ein Anderes, das direct auf das römische Haus zurückzuführen ist, und das ist der säulenumgebene Klosterhof, der Kreuzgang. Wer in Italien oder Sicilien einen wohl erhaltenen Kreuzgang aus alter Zeit betritt, und sieht den Brunnen in der Mitte, zu dem die Wege im Kreuz führen, und sieht den Hof mit Blumen und blühenden Gesträuchen in einen Garten verwandelt, der kann darüber nicht im Zweifel sein, wo er Vorbild und Ursprung zu suchen hat. Er findet es im Atrium und Peristyl des antiken Hauses.

Ueberall da, wo das Haus sich im Viereck um einen Arkadenhof lagert, stehen wir auf dem Boden des antiken Hofhauses, sei es, daß die Tradition sich direct herleitet oder indirect erst die italienische Renaissance durchwandert hat. In Spanien sind die Arkadenhöfe mit ihren Gallerien, Teichen und Blumen in der Mitte und ihrem Blumenschmuck zunächst auf die arabisch-maurische Behausung zurückzuführen, die ja, wie wir gesehen haben, selber ein Abkömmling des antiken Hauses ist. In Italien haben die Paläste ihre Höfe durch das ganze Mittelalter bewahrt und in den Stil und in die Bauanlage der Renaissance hinübergeführt, und mit den größeren Häusern ist das ja auch durchgängig der Fall. Man erkennt, daß hierin, im viereckigen Hof der Mitte, das eigentliche Princip der italienischen Anlage besteht.

Die Zeit hat freilich Veränderungen vorgenommen. Sie hat die bloße Parterreanlage, welche im Alterthum die Regel war, aufgegeben und hat, gleich den insulae des alten Rom, Geschöß über Geschöß gelegt. Sie mußte die alleinige oder fast alleinige Beleuchtung von innen, vom Hofe aus, aufgeben und vielmehr die Fronten, wo sie frei waren, zur Beleuchtung mit benutzen. Dadurch wurden die Fenster ein architektonisches Motiv des Aeußeren, und es bildete sich der künstlerische Façadenbau. Die Stiege, welche in den antiken Häusern kaum aufzufinden ist und architektonisch von gar keiner Bedeutung war, mußte selbstverständlich durch die Nothwendigkeit einer Verbindung der verschiedenen Geschosse von größerer Wichtigkeit

werden, aber erst die Renaissance hat sie zu einem künstlerisch bedeutungsvollen Theile des Innern gemacht; sie erst hat das sogenannte Stiegenhaus geschaffen. Man hat ferner die umlaufenden Arkaden geschlossen und damit in einen Corridor verwandelt, was aber zumeist erst dann geschehen, als die Fensterverglasung leichter und allgemeiner wurde.

Trotz dieser Veränderungen aber hat der Süden seine offenen Arkadenhöfe bewahrt oder bei Häusern gewöhnlicher Art mit Eisen gestützte Gallerien um jedes Stockwerk herumgelegt, von welchen aus die Thüre direct in jedes Gemach hineinführt ganz nach Art des antiken Hauses. Und nicht bloß im Süden ist das der Fall. Wir können die Arkadenhäuser und Arkadenhöfe mitten durch die Alpen, also durch das Gebiet der ländlichen Hallenhäuser hindurch, bis zu den nördlichsten Provinzen des Römerreiches verfolgen. Und das ist ja nicht zu verwundern, es ist nicht bloß die classische Cultur in die Provinzen gewandert; römische Bauleute, Maurer und Steinmeger sind auf den Römerstraßen gezogen und haben weit nordwärts den Rhein hinunter ihre Bauwerke aufgeführt.

So ist denn das Römerhaus, wie zu anderen Städten des deutschen Südens, wo der „Bayrische Hof“, der „Bamberger Hof“, der „Rheinische Hof“, noch ein lebendes Zeugniß ablegen, auch zur alten Windobona gekommen und das moderne Wien hat trotz allem Wandel der Zeiten das Princip der Hofanlage mitsammt der Bezeichnung treu bewahrt. Haben wir doch noch einen Heinrichshof, Marienheresienhof u. a. entstehen sehen. Betrachten wir die alten Wiener Arkadenhäuser von diesem Gesichtspunkt aus und ziehen wir in Betracht, was andere Culturverhältnisse, was eine ganze Kunstgeschichte haben ändern müssen, so können wir die Vergleichung mit dem römischen Hause Punkt für Punkt durchführen bis auf unseren Hausmeister, den Nachkommen des Ostiarus, des römischen Thürhüters, der Platz und Wohnung am Eingang hatte. Das nordische Hallenhaus kennt ihn nicht.

Aber nicht in Wien allein ist das der Fall. Das Hof- und Arkadenhaus kennen alle alten Städte südwärts der Donau und zum Theil noch jenseits, wenn auch durchsetzt mit dem Hallenhaus und nordischen Einflüssen; und mit dem Arkadenhaus, mit den Hofgallerien, welche den Eingang in die Gemächer vermitteln, stehen wir überall auf dem Boden antiker Reminiscenzen und Bautraditionen. Und wie das römische Stadthaus, so ist auch die Villa rustica, der römische Meierhof, gewandert und hat seine Anlage vielfach den ehemaligen römischen Provinzen hinterlassen. Diese viereckige, einen oder mehrere Höfe umschließende Anlage, an deren Eingang vorn die Wohnung des Villicus, des Meiers liegt, während die hinteren Räume zu Stallungen, Scheunen und sonstigen Wirtschaftslocalen bestimmt sind, der völlige Gegensatz des niederländischen Bauernhauses, sie findet sich genau wieder im Elsäßer Bauernhause mit der Wohnung vorn am großen Thoreingang. Wir haben das Gleiche auch in Oesterreich.

Die viereckigen, um einen Hof gebauten Anlagen der Bauern- und Meierhöfe in Steiermark, Ober-Oesterreich und Niederbayern, die in solchen Contrast zum Gebirgshause stehen, sie sind alle die directen Nachkommen der römischen Villa rustica.

Das kann man, wenn man einigermaßen den antiken Plan im Kopfe hat, schon im Vorüberfliegen von der Eisenbahn aus erkennen. Wer aber suchen will, der findet, wenn er den alten Römerstraßen von Italien aus durch unsere Alpen folgt, noch mehr von antiker Tradition und römischer Erbschaft. Er braucht nicht in die Erde zu graben, er findet auch oberhalb noch des Interessanten genug. So sind, um nur ein paar Beispiele anzuführen, die horizontalen Giebel der alten Häuser von Gmunden, Böcklbruck und verwandten Städten römische oder römisch-italische Reminiscenz; und wer sollte glauben, daß die Gestalt und Einrichtung der Kaufläden in Pompeji sich heute noch gerade so z. B. in Sterzing am südlichen Fuß der Brennerstraße findet! Selbst in Wien giebt es noch Beispiele.

Solche Entdeckungen, welche die Gegenwart an die Vergangenheit knüpfen und den Weg rückwärts klären, lassen sich noch viele machen, freilich nicht in Büchern. Man muß, was die Bücher lehren, im Kopfe haben und damit wandern, beobachten, vergleichen; man muß das Leben der Zeiten im Grundriß der Wohnhäuser erkennen — alsdann wird es möglich sein, in den Phasen, welche das Wohnhaus durchgemacht hat, bis es zu seiner gegenwärtigen Vielgestaltigkeit gekommen, den Werdegang aufzufinden. Dann erst und nur auf diesem Wege wird sich die Aufgabe einer Geschichte des Wohnhauses lösen lassen. Sie ist ebensowohl baugeschichtlicher wie culturgeschichtlicher Natur. Wer im Stande ist, zu den Materialien beizutragen, insbesondere durch Abbildungen, aber immer mit Grundrissen, das sind die Local- und Provinzvereine und die Alpenvereine. Wir lenken ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand.





Auf die Spitze!

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

„Die Besteigung der Gersdorfer Spitze, der höchsten der Tatra, ist sehr schwierig und gefährlich (von Schnefs hin und zurück 17—20 Stunden; Führer 5 Gulden).“

Handbuch für Reisende durch Ungarn.*)

Den Sack auf dem Rücken, das Seil um den Leib,
Die Axt in der Hand . . . „Lebwohl, mein Weib!
Mein Junge, schlaf wohl!“ Der Führer spricht's
Beim Schwinden des goldigen Sonnenlichts . . .
fünf Gulden, das ist die Tage.

„Grüß Gott, Euer Gnaden! Zum Ausbruch bereit?
Heut ist's bequem, unser Ziel ist nicht weit!
Wir kommen zur Hütte vor Einbruch der Nacht,
Da wird bis zum Tagesgrau'n Raft gemacht;
Doch morgen geht's auf die Spitze!

Der Aufstiege, Herr, ist mühsam, ist schwer!
Und wenn mein Weib daheim nicht wär'
Und mein Bube mit Locken blonder als Flachs —
Ich thät's jetzt nicht um die doppelte Tag'l
Doch zu Weihnacht ist wiederum Kindtauf'!

*) Am 18. Juli d. J. verunglückte der Führer Johann Mahler und ein polnischer Edelmann bei dem Versuche, die Gersdorfer Spitze zu besteigen. Es war starker Nebel. Der junge Pole erlitt schwere Verletzungen, der Führer blieb auf der Stelle todt.

Bin sonst nicht ängstlich, scheu keine Gefahr,
 Bin Führer dahier schon fünfzehn Jahr',
 Mein Arm ist stark und sicher mein Fuß,
 Bei Schneeestöber und Regenguß
 Bin ich durch die Tatra geklettert.

Ich sag's Euch, Herr, ohne Ruhmredigkeit:
 Ihr fündet im Lande weit und breit —
 Und bötet Ihr zwanzig Dukaten in Gold, —
 Nicht Einen, der jetzt Euch führen wollt'
 Hinauf auf die Gertsdorfer Spitze!

Vielleicht legt Ihr noch einen Gulden zu?
 Herr! Nichts für ungut! Ich laß Euch in Ruh!
 Doch ein Anderer hätt' Euch jetzt nicht geführt!
 Ich weiß es ja, daß mir nicht mehr gebührt:
 Fünf Gulden, das ist die Tare!"

Sie schreiten weiter, sind beide nun stumm,
 Und wunderfames Schweigen ringsum.
 Die Sonne sinkt, roth glüht der Schnee,
 Da ist der schöne smaragdgrüne See,
 Und da die schützende Hütte.

Dahin die Sonne! . . Der Abend ist kalt,
 Schwarz starrt auf dem Felsen der mächtige Wald.
 Das Lager ist bald zurecht gemacht,
 Der Imbiß verzehrt . . . „Nun, gute Nacht!
 Denn morgen geht's auf die Spitze!"

Sachgrauer Nebel überall . . .
 Wie von qualemendem Pech ein feuriger Ball,
 Wie ein flammenklumpen aus rußigem Schlot,
 Unheimlich trübe und dunkelroth,
 So steigt die Sonne im Osten.

„'s wär besser, Herr, wir ließen es heut!
 So laßt doch schwatzen die dummen Leut'
 Und höhnen, daß Ihr umgekehrt! . .
 Ihr wollt beim Wein am glimmenden Herd
 Von der Gertsdorfer Spitze erzählen?"

Ich fürchte mich nicht, scheu keine Gefahr,
 Ich kenne die Tatra schon zwanzig Jahr'!
 Ich kenne jeden Steg und Stein . . .
 Und Ihr wollt den Freunden beim Glase Wein
 Vom kühnen Aufstieg berichten?

Ihr wollt es? Dann vorwärts! Und frischen Muths!
Der Nebel leuchtet! Das deutet nichts Gut's!
Schaut, wenn's im Nebel so flimmert und blinkt,
Dann dauert's, bis er als Regen sinkt;
Wir haben nicht Zeit zum Warten.

Hier über den Bach — nur hart an mich an!
Da liegen ja Blöcke! 's ist leicht gethan!
Ihr seht sie nicht? So gebraucht Euren Stock!
Da wieder im schäumenden Wasser ein Block!
Nun springt! . . . Jetzt sind wir hinüber.

Ein Jammer, daß der Nebel nicht fällt!
Da unten im Kessel das Trümmerfeld,
Da drüben die steile zerriffene Wand —
Die Leut' sagen bei uns zu Land:
Da hätten die Teufel gekegelt!

Verwünschter Nebel! daß Dich die Pest —!
Verschnauft Euch nur! das Seil hält fest!
Jetzt heißt es: die Kräfte angespannt!
Die steil zerriffene Felsenwand —
Die müssen wir nun übersteigen!

Ihr seht den Kessel, den Felsen nicht?
Herr! haltet Euch an mich, ganze nahe, ganz dicht!
Nur Ruhe! bedächtig! Schritt für Schritt!
Nur langsam, Herr! Ich schlepp Euch schon mit!
Ich habe geübtere Augen!

Gottlob! Wir haben die Rinne jetzt
Mit dem ewigen Schnee! Fest aufgesetzt
Den Stock zuerst, den Fuß hinterdrein . . .
Nur langsam! Ich haue Stufen ein!
Ihr spürt sie schon mit dem Stocke!

Ein schwerer Weg! Ich hab's Euch gesagt!
Ihr könnt nicht weiter? Nur unverzagt!
Hier läßt sich nicht rasten! Herr, rappelt Euch auf!
Wir können nicht rückwärts, wir müssen hinauf!
Hinauf zum steinigen Grate!"

Das Seil ist fest um die Beiden geschnallt.
Es knistert der Schnee. Der Nebel wallt.
Die Lungen kochen. Die Finger sind klamm.
So geht es hinauf zu des Berges Kamm,
Und dann zur Gerlsdorfer Spitze.

Sie sprechen nicht mehr, sie sehen nicht . . .
 Zu mühsam der Weg, der Nebel zu dicht.
 Der Schweiß auf der Stirn, die Füße im Eis,
 Durchnäßt und stöhnend, zu kalt und zu heiß —
 So klettern die Beiden im Nebel.

Ringsum nur Nebel, weit und breit . . .
 Eine fürchterlich graue Einsamkeit.
 Kein Laut, kein freudiger Widerhall —
 Ein stummes, feuchtes Graun überall.
 Graun ist die Tiefe, die Höhe.

Graun, lautlos, eifig kalt und feucht . . .
 Schwer athmet der Führer, der Fremde feucht.
 „Brav, Herr! Spannt all Eure Kräfte an!
 Das schwerste Stück Arbeit — bald ist es gethan!
 Bald ist der Grat erklommen!

Von da bis hinauf — 's ist der Rede nicht werth!
 Und seid Ihr erst glücklich heimgekehrt,
 Und sitzt Ihr beim Glase Wein zu Haus,
 Dann lacht Ihr die kindischen Prahler aus!
 Ihr wart auf der Gersdorfer Spitze!

Nur jetzt keine Schwäche, nur Kraft und Muth
 Und fester Wille und kaltes Blut!
 's wird lichter! Ich sehe den Kamm! Hurrah!
 In fünfzehn Minuten sind wir da!
 Dann wollen wir weidlich rasten!

Nur vorwärts! — Nicht rückwärts!! . . . Beim Element!
 Ihr zerrt mich nach hinten!“ Der Führer stemmt
 Die Brust nach vorn mit aller Gewalt . . .
 Vergebens! Kein Stillstand mehr! Kein Halt!
 Sie rutschen und torkeln und kollern.

In's Keere greift die krampfende Hand,
 Der Fuß, er tastet nach Widerstand . . .
 Ein furchtbarer Ruck! . . . In den Kessel hinab! . . .
 Da finden die Beiden ihr schauriges Grab,
 Da, wo die Teufel gekegelt.

Still liegen sie da. Und Stille ringsum.
 Der Nebel wallt. Es ist Alles stumm.
 Zertrümmert die Schädel am harten Gestein,
 Die Glieder zerschmettert . . . so hüllet sie ein
 Das graue Bahrtuch des Nebels . . .

Ein dumpfes Gemurmel geht durch den Ort:
Die Beiden bleiben zu lange fort.
Umsonst das Weib mit dem Krauskopf harrt
Des Mannes. Fünf Gulden verdienen ist hart!
Fünf Gulden, das ist die Lage.

Und als vorüber die dritte Nacht,
Da haben zwölf Männer sich aufgemacht,
Und stöhnend schleppen sie Sänften herbei,
Verbandzeug bringt und gute Arznei
Der Arzt vom benachbarten Städtchen.

Sie haben da unten in schauriger Schlucht
Gefunden, was sie so lange gesucht.
Stumm hat man die Leichen in's Dorf gebracht.
Die Frau bricht zusammen, der Krauskopf lacht . . .
Zu Weihnacht ist wiederum Kindtauf'.

Und der Fremde nimmer zurückkehrt
Zur Heimat, zum traulich glimmenden Herd;
Und nimmer erzählt er bei funkelndem Wein
Vom kühnen Aufstieg zum grauen Gestein
Der hohen Gerlsdorfer Spitze.





Jean Paul in Weimar.

Nach Originalbriefen.

Herausgegeben von

Brix Förster.

— München. —

Da liegen sie vor mir die halbvergilbten Blätter aus dem vorigen Jahrhundert, mit scharfen und verschwommenen, fremdartigen Schriftzügen bedeckt, momentane Ergüsse von Seelen, die Jahrzehnte lang den Schlaf der Vergessenheit geschlummert: es sind Briefe Jean Pauls an Freunde und Frauen und von diesen an ihn. Ich nahm sie aus alten Koffern und weggeschobenen Kisten und lese und lese, ganz bestrickt von dem Zauber, den das Vertiefen in die persönlichen Verhältnisse einer längst vergangenen, aber großen Zeit hervorruft. Manche Zeile klingt mir bekannt, wie schon einmal gehört oder gelesen. Ich nehme „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ (Breslau 1831) zur Hand, blättere in „Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto“ (Berlin 1829) und in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jean Pauls“ (München 1863) — richtig! da treff ich sie wieder die eben gehörten Stimmen, aber entstellt und verworren: sie rühren und bewegen mich nicht so wie die, welche aus den geschriebenen Worten tönten. Wie kommt das? Da sind manche Briefe ganz unterdrückt; andere aus Schonung für den Dichter und die noch Lebenden im Ausdruck gemildert oder geschwächt; und viel, sehr vieles im Druck veremigt, das mit seiner langweiligen Masse das wirklich Werthvolle, wie dazwischen Gestreutes, förmlich erstickt.

Ich denke mir: Jean Paul kann Alles vertragen, nur nicht Verwässerung. Die Briefe an Otto enthalten seine geheimsten Gedanken, hin-

geworfen, wie die Stimmung des Augenblicks sie erzeugte, und trotzdem mahnte er diesen diesen einmal ausdrücklich: „Ich beschwöre Dich (ich erscheine Dir sonst!), daß Du nach meinem Tode über mich derb und frei schreibst, nicht verdammt kleinstädtisch, zart und delicat über Alles.“ Wenn man ihn wiedergäbe, ganz wie er war, mit allen realistischen Einzelzügen, ohne Besorgniß, seine in den Himmel ragende Gestalt zu erniedrigen? Er würde dem Empfinden unserer Zeit wieder näher gebracht, und man wagte sich wieder, an seine Werke, die durch ihren Ruf des Ueberschwenglichen und Himmlischschwärmerischen nahezu ein verschlossenes Heiligthum geworden sind.

So greif ich denn, erfüllt von seinem Willen und Geiste, nach einem Abschnitt seines buntbewegten Lebens und wähle mir seine goldenen Tage in Weimar. Ich schreibe nur nieder, was ich in Original vor mir habe; ich gebe die Sätze in ihrer Ungebundenheit und Unförmlichkeit, in ihrer Orthographie, ja mit ihrer Interpunction, wie sie auf dem Papiere stehen. Vielleicht bekommen sie dann für den Leser etwas von dem Reiz des Manuscripts: das altmodische, ungezwungene, ungesuchte Colorit.

Eins aber sag ich Allen im Voraus, die empfindliche Nerven haben: Jean Paul war trotz seiner Idealität zuweilen schroff in seinen Anschauungen und derb in seinem Humor. Wie er wirklich war, so soll er auferstehen!

I.

Den 3. März 1796 erhielt Jean Paul in dem abgelegenen, kleinstädtischen Hof folgenden Brief von unbekannter Hand:

Weimar den 29ten Februar 1796.

In den letzten Monathen wurden hier Ihre Schriften bekannt, sie erregten Aufmerksamkeit, u. vielen waren sie eine sehr willkommene Erscheinung. Mir gaben sie die angenehmste Unterhaltung — u. die schönsten Stunden in dieser Vergangenheit verdanke ich dieser Lecture — bey der ich gerne verweilte, u. in diesen Gedankenraum schwanden die Bildungen ihrer Fantasie, gleich Lieblichen Fantomen aus den Geisterreiche meiner Seele vorüber!

Oft ward ich durch den Reiz und Reichthum Ihrer Ideen so innigst beglückt — dankbar — ergreif ich die Feder. Aber wie unbedeutend wäre dieß einzelne Zeichen von einer unbekanntem gewesen, — also unterfagte ich mir an Sie zu schreiben: Bis in einer glücklichen Stunde ich Ihr Lob von Männern hörte die Sie längst kennen u. verehren. Dann ward der Vorsatz von neuen in mir rege. Jetzt ist es nicht mehr die einsame Blume der Bewunderung die ich Ihnen übersende sondern der unverwelkliche Kranz den Beyfall u. Achtung von Wieland u. Herder Ihnen wand!

Wieland hat vieles in Hesperus u. Quintus ausnehmend gefallen, er nennt Sie unsern Dorik, unseren Nabelais, das reinste Gemüth, den höchsten Schwung der Fantasie, die reichste Laune die oft in den anmuthigsten überraschendsten Wendungen sich ergießt. —

Sie finden hier noch mehrere Freunde deren Namen ich Ihnen auch nennen muß. Herrn von Knebel, den Übersetzer der Elegien von Propertius in den Horen, Herrn von Einsiedel u. von Kalb. Ihre Schriften gehören zu ihrer Lieblingslecture

— die noch lange ihr Lese-Bult zieren. Ja wir hoffen — daß bei dieser Empfänglichkeit für Welt u. Menschenkenntnis — u. diesen Talent keine Individualitäten zu zeichnen — Sie uns noch viele werke Ihrer Feder schenken.

Charlotte von Kalb, geb.
Marchall von Dstheim.

Jean Paul hatte nach der Einsendung seines „Hesperus“ einen begeisterten Brief des Buchhändlers Moriz in Berlin erhalten; die Stimmen mehrten sich plötzlich, die ihn als auftauchendes Gestirn am poetischen Himmel Deutschlands begrüßten. Aber noch lebte er in stiller Verborgenheit in dem spießbürgerlichen Hof, im Umgang nur mit den vertrautesten Freunden seiner Jugend. Er klagt darüber mit einem Rückblick auf frühere Zeiten seinem Freunde Dertel (1. October 1796):

„Ich wolte Dir noch viel sagen z. B., daß ich Hof nichts zu verdamen hätte, als Härte, daß ich hier die ersten 10 Jahre ganz allein u. verachtet — nur meine Otto's ausgenommen — lebte, daß kein Mädchen mich ansah, daß ich überall Haß, zumal im Herold'schen Hause fand, daß ich in Leipzig abends nie mehr zu essen hatte als für 6 Pfennige, daß ich in Hof samt meiner Mutter nichts zu essen, immer zu fürchten hatte, u. daß wir vom Verkaufe alter Papiere für die Höter zuletzt lebten — daß ich unter Geizhalsen, Kleinstädtern stand, aber mein Herz nie beugen ließ.“

Wie ein Jubelruf mußte es deshalb in seinem Inneren erklingen, als er jenen Brief einer hochadeligen Dame erhielt, aus der glänzenden Metropole deutschen Geisteslebens; als er hörte, wie er von einem Herder, einem Wieland laut gepriesen werde. Dort mußte er finden, was sein von Phantasie und Poesie überquellendes Gemüth sich immer ersehnt: den Verkehr mit geistig gleich hochstehenden Männern und Frauen. Den Namen „Goethe“ vermifste er in dem Schreiben der Frau Charlotte von Kalb nicht; er empfand es im voraus, daß die Majestät dieses Mannes ihm nur Gnaden ertheilen werde.

Jean Paul beschloß nach Weimar zu reisen. Anfangs Juni 1796 ist er unterwegs; in Jena, wo er eine Nacht bleibt, läßt er sich nicht einmal Zeit, Schiller aufzusuchen, denn „die Postpferde ziehen sein frohbanges Herz dem längst ersehnten Eden“ unaufhaltsam entgegen.

Am 12. Juni schreibt er aus Weimar seinem treuen Freunde Christian Otto in Hof:

„Gott sah gestern doch einen überglücklichen Sterblichen auf der Erde u. der war ich — ich war es so sehr, daß ich wieder an die Nemesis denken mußte u. daß mich Herder mit dem deus averruncus tröstete. Ich gieng um 11 Uhr — weil ihr Einladungs-Billet mich zweimal verfehlte — zur Dstheim, und ich glaube, ich habe mir im Billet eine einsame Minute zur ersten ausbedungen, ein coeur à coeur. Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich noch keine sah, u. eine große Seele. Sie spricht gerade so wie Herder in den Briefen der Humanität schreibt. Sie ist stark, vol auch das Gesicht. $\frac{3}{4}$ der Zeit brachte sie mit Lachen hin u. $\frac{1}{4}$ mit Ernst, wobei sie die großen fast ganz zugefunkenen Augenlieder himlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselweise verhüllen u. entblößen. (Ich scheere mich um keine Nichtigkeit des Ausdrucks aus Mangel der Zeit, ich wil Dir bloß viel schreiben).

„Sie sind ein sonderbarer Mensch“ das sagte sie mir dreißigmal. Ach hier sind Weiber! Auch habe ich sie alle zum Freunde, der ganze Hof bis zum Herzog liebt mich. Alle meine männlichen Bekanntschaften hier — ich wolte, diese nicht allein — stengen sich mit den wärmsten Umarmungen an. Du findest hier nichts vom jämmerlich Gezierten in Hof, von der jämmerlichen Sorge für die Mode — ich wolt, ich hätte den grünen Talar behalten, oder bloß den blauen Stuzrok noch einmal wenden lassen. Knebel*) wolte mich zu Herder, u. heute mittags zum Essen zu Göthe führen; aber ich blieb bei dem Vorsaz des *cœur à cœur* (wenn ich nämlich jemand zum erstenmal sehe).

Gegen 5 Uhr giengen wir 3 in Knebel's Garten: unterwegs fuhr uns Einsiedel entgegen, der mich geradegu bei dem Kopf nahm u. der nur die 3 Worte sagen konte, weil er die Herzogin in die Komödie begleiten mußte, nachher aber sogleich wieder kam.

Nach einigen Minuten sagte Knebel: „wie sich das himlisch fügt, dort kömt Herder u. seine Frau mit den 2 Kindern“. U. wir giengen ihm entgegen u. unter dem freien Himmel lag ich endlich an seinem Mund u. an seiner Brust u. ich konte vor erstickender Freude kaum sprechen. Mit Herder bin ich jetzt so bekant wie mit Dir. Er lobte fast alles an meinen Werken — sogar die grönländischen Prozesse. Ich wolt' ich könnte so unverschämt sein, daß ich Dir alles sagen könnte. Er sieht nicht so edel aus als ich mir ihn dachte; spricht aber so wie er in den Humanitätsbriefen schreibt.

Er liebt die Satire unendlich u. hat sie, zumal die Ironie, mehr im Munde als den Ernst. Er gab mir ein erdrückendes Lob, daß Sprechen von Deinem Paul mag etwan, obwohl in Intervallen, 5 Stunden den ganzen Abend gedauert haben. Ich bekäme Sündenbezahlung, sagten alle, da der „Meister“ u. die Horen zu 4, 5 Louisdor den Hogen abgehen. Ich würde jetzt in Deutschland am meisten gelesen, in Leipzig hätten alle Buchhändler Kommissionen auf mich.

Herder spricht von Kant's System im höchsten Grade — verächtlich. Von seinen eigenen Werken sprach er mit einer solchen Geringschätzung, die einem das Herz durchschneit, daß man kaum das Herz hatte, sie zu loben: er wil nicht einmal die „Ideen“ fortsetzen. „Das Beste ist, was ich austreiche,“ sagt er, weil er nämlich nicht frei schreiben darf, denn er denkt von der christlichen Religion, was ich u. Du.

Abends aßen wir alle bei der Ostheim. Sie sind alle die eifrigsten Republikaner. Denke Dir den unter Wein, Ernst, Spot, Witz u. Laune verschwelgten Abend u. die Vormitternacht; ich machte so viele Satiren auf die Fürsten wie bei Herold, kurz ich war so lustig, wie bei euch.

Beim Himmel! jetzt hab ich Muth — ich getraue mir, mit dem 44ten Herrn zu sprechen u. noch mehr mit dem Bürgermeister Dertel, Köhler u. deren Sippschaft**). Aber ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem Heidelberger Freudenbecher: was Jean Paul gewan, das verliert die Menschheit in seinen Augen: ach meine Ideale von größeren Menschen***)!“

*) Von ihm sagt Jean Paul in einem Brief an Baron Dertel (22. August 1796) „er ist ein geschmackvoller seiner epikureischer — Horaz, für den die andere Welt nichts reelleres ist als ein Regenbogen: ihm gefällt nur Satire und eine Empfindung, deren Raupenfüße oder Ringe auf der Erde kriechen.“

***) In Hof.

***) Ähnlich äußert sich Jean Paul im August 1798 über den Eindruck, den ihm die Weimarer Größen im persönlichen Verkehr gemacht: „Wenn diese Erde so lumpig u. so unter allen meinen Erwartungen ist, daß ich eine erfülle u. etwas bin: so kan mich über den Verlust der angeborenen, gehofften, erschmachten Ideale nichts trösten als die Gewisheit, daß diese Leute mehr sind als das was sie loben, weil sie für Natur halten — da es ihre ist — was (wenigstens zur Hälfte) nur Mechanik u. Fleiß geboren haben. Man hat nur die Wahl der Scham, entweder über die menschliche

Weimar 17. Juni 1796.

„Du hast hoffentlich einen Brief aus Jena u. einen aus Weimar vom Sonabend. Das sp6te Datum des Dritten sage Dir mein freibetrunkenes Leben an; mich schnelltet gleichsam ein Bl6tengipfel in den anderen hinein. Ich habe in Weimar zwanzig Jahre in wenigen Tagen verlebt — meine Menschenkenntniß ist wie ein Bißz Mansshoch in die H6he geschossen. Ich werde Dir von Meerwundern, von ganz unbegreiflichen, unerh6rten Dingen zu erz6hlen haben. Ich sehe keine M6glichkeit, Dir nur eine Duodez-erz6hlung von meiner Universalhistorie zu schenken. Ich brauche fast so viele Tage als sonst Seiten, um Dir nicht diesen Weg, sondern diese Flur meines Lebens zu malen. Ich bin ganz gl6cklich, ganz, nicht bloß 6ber alle Erwartung, auch 6ber alle Beschreibung. — Heute eß' ich bei G6the — Gestern fr6h war ich mit der Ostheim zur Herzogin-Mutter nach Tiefurth geladen, und ich werde n6chstens bei ihr essen.

Bei Herder hab ich 2 Abende gegessen u. verlebt u. war fast alle Tage an seiner Seite. Die Ostheim sieht fast mit allen großen Deutschen im Briefwechsel u. mit allen Weimarerern in Verbindung u. ich k6nnte alles bei ihr sehen, wenn ich wollte, daß sie es invitierte. Aber wir beide bleiben jeden Abend ganz allein beisammen. Sie ist ein Weib wie, feines, mit einem allm6chtigen Herzen, mit einem Felsen=Ich, ejne Wolbemarın, // ihre Fehler kommen nur auf meine Zunge, nicht auf mein Papier.

Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil f6r groÙe Autoren ab als w6reus andere Leute; hier weiÙ jeder, daÙ sie wie die Erde sind, die von weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht u. die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus bouo de Paris besteht u. einigem Gr6in ohne Zunelemmitbus. Ein Urtheil, das ein Herder, Wieland, G6the f6lt, wird so bestritten wie jedes andere, das noch abgerechnet, daÙ die 3 Thurmspitzen unserer Pitteratur einander — meiden. Kurz ich bin nicht mehr dum. Auch werd ich mich jetzt vor keinem groÙen Man mehr 6ngstlich blicken, bloß vor dem tugendhaftesten.

(Gleichwol kam ich mit Scher zu G6the. Die Ostheim*) u. jeder malt ihn ganz kalt f6r alle Menschen u. Sachen auf der Erde — Ostheim sagte, er bewundert nichts mehr, nicht einmal sich // jedes Wort sei Eis, zuntal gegen Fremde, die er selten vorlasse — er habe etwas feines reichst6dtisch Stolztes — bloß Kunstschaffen w6rmen noch seine Herzuerven an (daher ich Knebel bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrifizieren und zu intrusieren, damit ich mich ihm etwan im vortheilhaften Lichte einer Statue zeigen k6nnte — Ostheim r6th mir liberal K6lte u. SelbstbewuÙtsein an). Ich gieng, ohne W6rme, bloß aus Neugierde. Sein Haus — Pallast — frappiert, es ist das einzige in Weimar in italienischem Geschmack, mit solchen Treppen, ein Pantheon vol Bilder und Statuen, eine K6hle der Angst presset die Brust — endlich tritt der Gott her, kalt, einsylbig, ohne Akzent. Sagt Knebel z. B., die Franzosen ziehen in Rom ein. „Hm!“ sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig u. feurig, sein Auge ein Licht (aber ohne eine angenehme Farbe). Aber endlich sch6urete ihn nicht bloß der Champagner sondern die Gespr6che 6ber die Kunst, Publikum u. s. w. sofort an, u. — man war bei G6the. Er spricht nicht so bl6hend und str6mend wie Herder, aber

Natur oder 6ber die eigne.“ Anders dachte er im November 1800, als er an Jacobi schrieb: „Der Jugendwahn ist vor6ber, der zu ber6hmten Leuten treibt. Wir m6gen es uns verh6hlen, wie wir wollen, so suchen wir in Menschen — die uns im Lande der Seeligen, n6mlich auf dem Parnas erscheinen — Wolendete u. verzeihen keinen Fehl; wir suchen 6beral G6tter in den Menschen, bloß weil jede Liebe unendlich ist u. also G6tter braucht. — U. daher wirkt uns ein mafehafter Autor so hart vom Parnas ins Thal — er sol volendet sein wie sein Werk. In Weimar fehlte mir dazu die Illusion, obgleich die Leute da am meisten approgimieren.“

*) Andererseits schrieb ihm Ch. v. Kalb am 19. Juni 1796:

„G6the hab ich immer wahr gefunden in seinen 6ußerungen — die Zukunft wirds Ihnen zeihen. Sie sind — ein Wesen, daÙ ihn interessiren muÙ.“

scharf=bestimmt u. ruhig. Sein Vorlesen ist nichts als ein tieferes Donnern vermischt mit dem leisen Regengelispel: es giebt nichts ähnliches. Zuletzt las er uns — d. h. spielte er uns — ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Jean Paul (mein Gesicht war es, aber meine Zunge nicht, wie ich denn nur von weitem auf einzelne Werke anspielte, mehr der Unterredung u. des Beleges wegen) die Hand drückte.

Beim Abschied that ers wieder u. hieß mich wiederkommen. Er hält seine dichterische Laufbahn für beschloffen. Beim Himmel wir wollen uns doch lieben. Ostheim sagt, er giebt nie ein Zeichen der Liebe. Hunderttausend Sachen hab ich Dir von ihm zu sagen. Auch frisset er entsetzlich. Er ist mit dem feinsten Geschmack gekleidet.

Ich kan hier wenn ich wil an allen Tafeln essen. Als ich am Thor ankam, wurd es ordentlich der Herzogin gemeldet u. am anderen Tag wußt es jeder. Ich lebe fast bloß vom Wein u. englischem Bier.

Im Klub strit man ob Flasenfingen nicht ein Abris von Wien oder Manheim wäre wegen des Lokalen — Wieland war des höhnischen Dafürhaltens, Flasenfingen liege in Deutschland sehr zerstreut.

Ich schick Dir diese Zeichnungen des Heiligenscheins, den sie hier um meinen kahlen Scheitel führen, darum ohne alle Scham nach Hof, damit Du es weiter erzählst (denn ich werde alles zusammen nur Dir erzählen, keinem weiter in Hof, wo mir so oft Unrecht wiederfuhr, daß ich, wenn Du nicht da wärst, geradezu hier sitzen bliebe).

Weibliche Betanthschaft hab ich wenig gemacht, wenn ich die Kanzlerin Koppensfels in Rohrbach ausnehme, die Jetzhausen (Hofdame), die Fräulein Imhof (u. die Mutter), die Frau von Stein, von Werther, 2 Fräulein von Seebach, von Deust, die Schauspielerin Schröder. Hier sind alle Mädgen schön.

Ich wolt, ich äße nicht beim Oberkonsistorialrath Bötticher, dessen Schreibfinger u. Briefe durch das ganze gelehrte Deutschland laugen u. der alle französischen u. englischen Journale um sich liegen hat, um die Auszüge für die Litteratur Zeitung daraus zu machen. Wenn man diesen gelehrten Wenzel (denn gelehrt ist er bis zum Uebermaß) in Händen hat, so kann man den halben Spielteller vol Bibliotheken erbeuten. Er drängt sich mit Ketten-Hätgen an jeden Fremden aus Eitelkeit.

Sogar in Paris sol nicht so viel Freiheit von gene sein als hier: Du führst niemand, du küssest keine Hand (du müstest denn dabei nicht aufhören wollen) Du machst bloß eine stumme Verbeugung, Du sagst vor u. nach dem Essen nichts. Das ist der Ton des Adels, der des Bürgers sol wie meine Halsbinde oft gesteift u. gestärkt sein. Worüber man hier klagt, ist geschminkter Egoismus u. ungeschminkter Unglaube — dazu thut ihnen eine Seele, die beides nicht hat, so wol wie ein warmer Tag.

Der Teufel sitzt in mir — ich kann gar nicht weg — ich zähle keine Tage mehr, ich lebe auf dem fixen Pol der beweglichen Kugel. Ich kann mich schon gegenwärtig nach meiner jezigen Gegenwart innigst sehnen.“

War Jean Paul durch seine schriftstellerische Thätigkeit ein enthusiastischer Empfang in Weimar gesichert, so eroberte er während seines Aufenthaltes durch seine geistprühende Persönlichkeit im Fluge alle Herzen, vornehmlich die der Frauen. Wie rasch das Gefühl der Bewunderung und Verehrung in den Ton intimer Beziehungen umschlug, erkennt man aus einem Brief der Charl. v. Kalb vom 17. Juni, worin das „Sie“ schon zu lästig und das „Du“ als doch zu vertraulich anfangs vermieden und deshalb zum Hülfsmittel des Gedankenstrichs gegriffen wurde.

„Ich bin auf — Billet sehr verlangend — und ich schreibe, ehe ich es bekomme damit ich soviel ich kann nüchtern schreibe.

Ach mein Gott da ist — Billet — ich habe schmählen wollen — über die Stunde

von gestern — Der Teufel mag's nun thun — Aber um Gotteswillen zeich' — Keinem andern als mir — alle Die — fassen werden für — sterben wollen — Nein um Gotteswillen nicht: Wie in einem Spiegelzimmer stehst Du da, u. wirfst überall Deine Gestalt — blickst aus ihr mit Deinem Gemüth — Geist. — Aber wir sind keine Spiegel so kalt u. kalt — Nein, Nein, Nein — eine idealische Schilderung liebt die Seele — einen idealischen Menschen liebt das Herz — u. will es, u. will es — u. will ihn. —

Lieber rede mit der Schröbern — Sie hatte auch gestern sich mühe gegeben — u. für — schön gesungen! — Sie zieht mich herab ich gehe nie allein mit ihr — aber sie ist mir gut. Die Imhof ist ein Kunstfräulein — sie kann alles mit Kunst — ihre Mutter hat sie aber gewiß — Pfui ich will aufhören es ist häßlich von mir abscheulich.

Der Knebel hat Sie sehr lieb — er war gestern ordentlich schöner. Das heißt es war so ein Widerschein auf seinen Gesicht von seinem Gefühl für — das gefällt mir.

Morgen gehn Sie mit Böttcher in die Comödie, zu Herder — Einsiedel — alle Welt will ihn haben bey Gott alle Welt — Nein nein — nein. Sie soll ihn nicht haben — oder ich will vergehn — ich will erst vernichtet sein — dann kann sie ihn haben. Wie oft war ich nicht schon vernichtet, wie oft — Ach nichts als die allerfeinste Diät der Seele, die reinsten wärmsten Genüsse — können mich wieder bessern u. erquicken. In dem Dreiklang Otto, Jean Paul u. Lotte — Sie stehn zwischen uns — so glaube ich können reine Harmonien.“ —

Die stürmende See ihrer Empfindungen scheint Jean Paul durch verständige Reden besänftigt zu haben; der tiefe, bleibende Eindruck, den er in ihrer Seele gelassen, spricht aus folgenden Zeilen:

9. Juli 1796. — „Heute sind's 4 Wochen, als Sie nach Weimar kamen u. vorüber ist, was ich so lange erwartete. Vorüber — Nein — u. wenn ich Sie nie wiedersehe — so weiß ich doch nun das Wesen zu finden den ich meine geheimsten Gedanken u. Gesinnungen mittheilen kann — Was gleich einer Ephemere nur in mir lebte, mit den Sonnenblick entstand — u. an Abend vergangen war — erhält nun ein zweites, ein längeres Leben. Wenn ich es den sage, der mich versteht, mich berichtigt wo ich irre — mir auch die Schätze meines Geistes vertraulich mittheilt:“

Auf der Rückreise von Weimar nach Hof besuchte Jean Paul Schiller in Jena. Dort war er durch Frau v. Kalb bereits angemeldet: aber auf eine freudige Aufnahme war hier schwerlich zu rechnen. Sie schreibt aus Jena am 19. Juni 1796 an Jean Paul.

„ — Man fragte mich nach Weimar, ich sagte, Richter sei da — Er hat sie in Ihren Schriften nicht erkannt! Das wußt ich schon in Ton merkte ichs wieder. Ich sagte mit einem herausfordernden Blick — u. einen gepreßten Ton, er ist sehr, sehr interessant. Ja sagte Schiller ich verlange auch ihn keinen zu lernen —

So bald müssen Sie ihn nicht besuchen. Er muß Sie erwarten — u. der Eindruck den Sie auf die Menge machen muß ihn von den Geist und beglücktesten Seyn ihres Wesens überzeugen, nein ich streiche es wieder aus so ist er nicht — aber sehr von seiner individualität —“

Dann am 23. Juni:

„Schiller kann Ihre Ankunft nicht erwarten. Göthe muß sehr interessant von Ihnen geschrieben haben.“

Die Begegnung selbst schildert Jean Paul seinem Freunde Otto am 26. Juni 1796.

„Ich trat gestern vor den sessigten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremde zurückspringen; er erwartete mich aber nach einem Brief von Göthe. Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, vol Gesteine, vol scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig u. setzte mich (durch seinen Antrag) auf der Stelle zu einem Kollaborator der Horen um — u. wolte mir eine Naturalisationsakte in Jena einbereiden.“

II.

Durch den Aufenthalt und die begeisterte Aufnahme in Weimar wurde Jean Paul sich seiner Größe, seiner Stärke bewußt; seine Gestaltungskraft gewinnt an Klarheit und Abrundung; er beginnt sein bedeutendstes Werk, den „Titan“. — „Diese dreiwöchentliche Stelle in meiner Lebenslaufbahn“, sagt er selbst, „ist eine Bergstraße, die eine neue Welt in mir anfängt.“

Sechzehn Jahre hatte er mühselig und versteckt sein Brod als Hauslehrer und Schriftsteller verdient; erst jetzt in seinem 33. Lebensjahre streckten nach ihm die Buchhändler aller Orten die Arme aus und begehrten seine Freundschaft. Magdorf in Berlin, der den „Genius“ zuerst erkannt und den Hesperus verlegt hatte, freut sich des in Weimar errungenen Erfolges und ist stolz auf seine eigene Sehergabe.

Er schreibt an Jean Paul am 27. Juli 1796:

„ — — Mit einem Wort, Sie konnten in Weimar nur gewinnen. Wie klein mußte Ihnen jeder andere Gewinn u. so mancher merkantilsche Troßbube erscheinen. Wol mir, daß Sie mich nicht zu den letzteren zählen dürfen u. daß ich früher Sie kennen, schätzen und lieben lernte! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich durch dieses Bewußtsein über die Menge erhoben u. an diejenigen angeschlossen fühle, in deren Kreise Sie am liebsten verweilen. Auch wird die Zahl dieser Lieblinge immer größer, sowie die Sehnsucht nach Ihnen sich vermehrt. Jetzt können wir an eine neue Ausgabe des Hesperus denken.“

Und er bietet ihm 10 Thaler für den Bogen der neuen Auflage!

Hennings, Buchhändler in Gera, wendet sich am 31. December 1796 mit folgenden Worten an Jean Paul, der eben das „Kampanerthal“ vollendet:

„Es würde mich schmerzen, wenn Sie mich unter die niedrige Klasse der Buchhändler, wo nur Eigennuß die Triebfeder ihrer Handlungen ist, setzen wollten. Nur Ihre warme Schreibart u. die Ehre mit einem solchen Artikel ins Publikum zu treten, ist die Veranlassung zu meiner Bitte. Glauben Sie meiner Versicherung, was Ihnen einer nur zahlen kann, zahle ich gewiß auch. Ich will Ihnen den gedruckten Bogen mit 3 Louisdor*) honoriren. Wie ich höre, wollen Sie mich mit einem Werkchen von 4—5 Bogen beglücken; ich wünschte sehr, Sie könnten die Zahl zu 12—16 vermehren.“

Magdorff und Hennings wetteiferten später um die „Ehre“, den Titan verlegen zu dürfen; Jean Paul hielt zu dem älteren Freunde, und dieser belohnte ihn mit Goethe'schem Honorar, nämlich mit 5 Louisdor in Gold.

Die Rosanen, die jetzt seinen Ruhm verkündeten, störten aber nicht

*) 1 Louisd'or = c. 17. Mark.

den Gleichmuth des Dichters. Er beobachtet nur und berichtet an seine Freunde: „Die Welle, die mein geworfener Dintentropfen macht, dehnet sich immer weiter aus, besonders unter den höheren Klassen.“ Und aus Leipzig: „Mich mus hier jeder lesen, u. wenn es ihm auch Dualen macht, mus er mich doch wenigstens vom Verleiher holen lassen und durchstöbern.“ Als sein Freund Otto sich schmerzlich äußerte, daß er, der Gefeierte, jetzt Kühler werde gegen die alten Genossen, schrieb er ihm:

„Ich bethure Dir, mein Inneres konnte durch all die Lorbeerbäume nicht um 1 Zol höher gehoben werden als es vor den Mumien war. Ich habe eine Demuth in mir, die niemand erräth u. die kein Sieg, sondern eine Nothwendigkeit ist, weil ich meinen Fleis (Gewisheit zc.) von meinen Kräften abzusondern weis.“

Aber Hof war ihm im folgenden Jahr doch zu dürftig für längeres Bleiben geworden; der Tod der Mutter, am 24. Juli 1797, für die er als treuer Sohn aufopfernd gesorgt, entschied. „Hof ist nunmehr düster, eng u. ein drückender umschließender Schacht für mich“. Er erkannte in dem Entschluß, die altgewohnte Heimat für immer zu verlassen, einen tief eingreifenden Abschnitt seines Lebens. Wie wenn er sich selbst apostrophirte, klingen die Abschiedsworte an Otto vom 27. October 1797:

„Mein letztes Wort an Dich ist noch: sei muthig, strebe gegen kränkliche Phantasien männlich an und trete wie ich immer muthiger u. weiter ins thätige Leben hinein damit Deine Kraft noch mehr anderen u. dadurch Dir nütze. U. so mit diesem Wunsche, mit diesen Hoffnungen schließe sich für mich meine Jugendzeit u. wir wollen von einander gehen u. schweigen.“

Jean Paul wählte zunächst Leipzig, weil sein Bruder auf der dortigen Universität unter seiner Aufsicht studiren sollte. Als ihn aber dieser im Juli 1798 auf die undankbarste Weise hinterging und verließ, trieb ihn das Bedürfnis lebhaften literarischen Verkehrs wieder nach dem leuchtenden Weimar.

„Ich bedarf eines gymnastischen Orts, wo meine Seele eine Palästra findet; einen Kampf- u. Waffenplatz; Leute die einen anstrengen u. übertreffen.“

Gelegentlich eines Ausfluges von Leipzig nach Jena und Halberstadt im August 1798 sondirte er vorerst das Terrain; die herzliche Aufnahme namentlich im Herderschen Hause, befestigte sofort seinen Entschluß zur Uebersiedelung. Ueber diesen Besuch schreibt er an Otto:

Weimar d. 30. August.

— — Sonnabends ging ich zu Wieland nach Ösmansstädt. Er ist ein schlanker, aufgerichteter mit einer rothen Schärve u. einem Kopfbund umbundener, sich u. andere mäßigender Nestor, viel von sich sprechend aber nicht stolz — ein wenig aristippisch u. nachsichtig gegen sich wie gegen andere — vol Vater- u. Gattenliebe — aber von den Mäusen so betäubt, daß ihm einmal seine Frau den Tod eines Kindes 10 Tage sol verborgen haben — inzwischen nicht genialisch über diese Reichsstadt-Welt erhaben, nicht tief eingreifend wie etwan Herber — vortrefflich im Urtheil über die bürgerlichen, u. weniger im Urtheil über die menschlichen Verhältnisse. Gott schenke jedem Dichter eine

so anstellige, weich anfassende, nachsehende u. nachlaufende Frau wie Wieland das Glück hat. Da im Reichsanzeiger über die Noth von Erkältung gelesen wurde, brachte sie mir warme Strümpfe aus Angst. In seinen Cölibats- u. Wittwen-Töchtern liegen schöne Herzen, aber mit den Gesichtern wilk nicht fort. Wieland schlug mir vor, von Leipzig wegzuziehen, im entgegengesetzten Hause zu wohnen u. bei ihnen zu essen (für Geld); er bekäme neues Leben durch mich — u. alle liebten mich; — natürlich weil ich sie immer lachen mache. Allein das geht nicht, weil zwei Dichter nicht ewig zusammen passen — weil ich keine Kette, u. wäre sie aus Duff an der blassen Mondsgluth geschmiedet, anhaben wil — u. weil ich gewis weis, daß ich in der Einsamkeit u. in der Gesellschaft darauf am Ende eine von seinen Töchtern heirathen würde, welches gegen meinen Plan ist.

— Neulich saß ich mehrere Stunden mit Herder allein in einer Laube. Wie soll ich Dir diesen großen Geist auf der rechten Anhöhe zeigen, vor dem mein kleiner sich spanisch und türkisch beugt — diesen durchgötterten Menschen, der den Fuß auf dieser Welt, u. Kopf u. Brust in der andern hat — sein Erfassen aller Zweige des Baumes der Erkenntnis — wie wohl er nur Massen, nicht Theile ergreift u. stat des Baumes den Boden schüttelt, worauf dieser steht.

Ich war auch bei Göthe, der mich mit ganz stärkerer Verbindlichkeit u. Freundschaft aufnahm als das erstemal. Ich war dafür freier, kühner u. weniger vol Liebe u. darum in mich gegründeter. Er fragte mich nach der Art meiner Arbeiten, weil es völlig seinen Kreis überschreite, — wie mir Fichte gefallen. Ueber letzteren sagte er: „er ist der größte neue Scholastiker — zum Poeten wird man geboren, aber zum Philosophen kan man sich machen, wenn man irgend eine Idee zur transzendenten fixen macht — die Neueren machen das Licht zum Gegenstand, den es doch nur zeigen sol.“ — Er wird nach 9 Monaten den Faust vollenden; er sagt, er könne 6 Monate seine Arbeit voraus sagen, weil er sich zu einer solchen Stimmung der Stimmung durch geschickte leibliche Diätetik vorbereite. — Schiller kauft 6 Loth Kaffee auf 1 Tasse u. braucht Malaga u. alles — nicht jeder ist im Kaffee so mäpzig als ich.

Im October ziehe ich hierher. Ich müßte des Teufels u. des Henters sein, wenn ich in der plat getretenen Leipziger Gegend u. unter sonst lieben Menschen, worunter ich aber bei keinem eine Anspannung oder ein Verständnis hatte wie jeden Tag bei Herder, bleiben wolte (u. unter den abgegriffenen Krämern) da ich hier lauter ohne Häuser u. fast Herzen vor mir habe — die beste Musik — den Adel — ein Ansehen u. einen bestimmten Rang ohne Adresskalender — einen ewigen Sporn — u. den Park u. meine Lust. Aber dan liebes Geschick, treibe mich nicht wieder aus, binde mich an meine Frau u. an meinen Stuhl u. führe mich in die Ruhe, die ich sonst so mied.

Als einen Begriff der höhern Libertinage führ' ich folgendes an: der Herr von Wolzogen sagte in Weisheit der Verfasserin der Agnes von Lilien: „Die Hetären in Frankreich fodern sogleich nach der Befriedigung ihres Temperaments ihr Geld (sein Ausdruck) — hingegen die Italienerinnen küssen einen darauf noch sehr — u. die Engländerinnen passen phlegmatisch auf den Lohn.“ — Er gehörte in Paris zum corps diplomatique. Auf die Verfasserin der Agnes macht' es keinen Effect.

— Du hältst mich in Rücksicht der Ansichten u. Menschenliebe für veränderter als ich bin; ich bin der Alte in neuen Lagen; u. bin den Menschen so gut wie sonst u. ich habe nichts verloren als — einige Hoffnungen oder Träume.“

III.

Der kurze Besuch in Weimar vom 22. August — 4. September 1798, wo er auch von der Herzogin Amalie auf das gütigste aufgenommen worden war, die ihm versicherte, daß der ganze Hof ihn läse, genügte, seinen

Vorfaß, Leipzig zu verlassen, sofort auszuführen. Ende October siedelte er nach Weimar über. An Dertel schrieb er darüber am 21. October 1798:

„Am Mittwoch fahr ich wieder in einen neuen Welttheil hinein; aus dem mich nichts bringen sol als ein Ehebett, auf das ich mich dan legen u. betten wil bis zur letzten Ruhe der Ruhe. — Wenn ich Lessings oder Dein Auf- und Abschiffen in der Welt bedenke: so komt mir der Lärm, den ich innerlich über meine zweite Ausfahrt (in die 3. Stadt) erhebe, lächerlich vor. U. doch schiff mir dieser ewig blaue Himmel des Herbstes zu viele Gedanken des ewigen Weggehens u. bekommene Träume der Einsamkeit zu, in die ich auch in Weimar komme.“

Jean Paul wurde nach seiner Ankunft am 27. October sofort in den Strudel der gefelligen Freuden gezogen. Er schreibt an Otto am 3. November.

„Wolt ich das Neukere rechnen so könnt ich die Liebe anführen, die ich hier immer wärmer gewinne. Gleich auf den andern Tag lud mich am ersten Analle in der Ketoude zum Diner; auch die andere Herzogin, mit deren 2. Hofdame ich lange sprach, pries wie diese mich am Tisch. — Gegen das neue Theater sind die anderen deutschen nur Eulissen. Ich bin mit genug Komödianten bekannt geworden. Die Sängerin unter meinem Tisch, Madiſchel, besuch ich abends zuweilen nach dem Essen; sie ist eine Geradbrechte*) von Philine, u. ohne Schönheit. Indes ist's für mich eine Gymnastik des Netzes. Sie lacht u. singt mehr als sie spricht u. mit Recht. Sie erzählte mir, daß sie Götthen gefragt, wie sie mich zu empfangen habe u. sie wolle mir trillernd entgegen tanzen. „Kind, mach's wie bei mir u. sei natürlich“ sagt er.

Von Leipzig schied ich mit ganzem u. fast kühlem Herzen. Für Dorothea wurd' ich kein Herman. Eine andere heißere Verwicklung, die immer sünder wurde, löste sich gerade durch den Abschied, ohne es zu sehr geworden zu sein. Der Teufel zieht mir die verdammtesten Wolfsgruben über den Lebensweg — besonders dadurch, daß entweder nur die andere Person liebt, oder nur ich; jenes ist für das Gewissen gefährlicher, dieses für das Glück.“

Ähnlich spricht Jean Paul sich über die ersten Tage in Weimar an Dertel aus:

„Ich habe so recht mitten in der Furche des Zuckersfelds mein Nest. Sogar mein Zimmer, u. die vortreffliche Hausfrau, die mit Mutterjorge mir nicht die kleinste Fracht des Leben läffet u. bei der ich zum erstenmale die volendete aisance genieße, halten mich durch Lust an den Lesetisch gekettet, damit ich keine ferneren suchen solle. Ich thn' es aber nicht u. finde hier unter allen meinen Bekanten recht große; u. ich werde immer mehr geliebt, zumal da ich jetzt in meine ohne u. warme Brust zuweilen wie Polypthem ein Auge einseze. — Ich sprach mit dem Erbprinzen; die Blumengöttin gab ihm die Rosen der Jugend, die schlanke Länge; u. die Jdyllensschuld. — Auch die regierende Herzogin trägt ein jungfräuliches u. mütterliches Herz hinter einer männlichen Brust. — Ich war hier bei Göthe, in Jena bei Schiller, der in 3 Monaten seinen Wallenstein ausgeschaffen haben wird: an „Wallensteins Lager“ ist wenig so wie an Sternbalds 2. Theil. Ich kritisiere nur überhaupt jetzt selten, weil ich Verzicht auf ausfüllende Genüsse gethan**).

*) Participium von „radebrechen.“ Gemeint ist offenbar: eine unbeholfene Nachahmerin der Ph.

***) Dies verwunderliche, absprechende Urtheil über Schiller läßt sich nur dadurch erklären, daß im ganzen Herberischen Kreise, in welchem Jean Paul nahezu aufging, kein Verständniß für die dramatische Poesie Schillers existirte. So schrieb die geistvolle Gattin Herbers an Jean Paul am 12. April 1803, nachdem sie ihr Entzücken über Göthe's „Natürliche Tochter“ ausgesprochen: „Es ist eben wie reines Licht gegen das Schiller'sche

An Otto. 12. December 1798.

— „Mein Leben hier hat Leben u. dauert so fort. Ich gewinne die gutmüthige Amalie*) immer lieber, die gern die Freuden austheilt, die das Osterlam**) wegtrifft. Neulich rief sie mich, Wöttiger, — (auch Herder, der aber nicht kam, weil er sich vom Neger über die zum erstenmal beschaueten sittlichen u. aesthetischen Fehler von „Wallenstein's Lager“ einen Katarrh geholet) — u. Hofvolk mitten in Italien hinein. Eine mailändische Sängerin mit ihrer Mutter, unaussprechlich hold, kultiviert, kindlich u. feurig zugleich — so schön, daß das Osterlam sich immer neben sie stellte, um sie zu fressen; denn gefressen wird sie doch einmal, an irgend einem Hof — sang zwar nicht mit dem geschliffnen Metallklang unserer Jageman, aber doch — weit himmlischer. In einem Hofe bis ins Herz hinunter aufgeregt zu werden, dazu gehört viel, aber doch nur ein solches Zaubernesen, das einen auf die Flügel nimmt u. ohne hörbaren Flug, so zwischen Drangen u. unter welsche Goldsterne niederseht.

— — So gut man hier am Hofe auch ist, so schreitet doch das Oeffentliche im Kurialhohlweg fort. Sonntags z. B. giebt der Hof ein Konzert; unter den Bürgerlichen auf der Gallerie ist wenig zu hören. In den Saal können nur Obelleute. Doch durft' ich mich ergötzen, aber „man muß einen Degen anhaben, um nicht aufzufallen“ sagte mir der gute rebliche Prinzenhofmeister Nibel. (Ich versetzte: so ist's vorbei; andere werden durch Degenabnehmen degradiert, ich würd' es durchs Gegentheil.) Und als ich probierungsweise bei Amalien sagte, daß ich das Konzert entbehrte, weil auf der Gallerie nichts zu hören wäre, lud sie mich blos zu ihrem mit der Mailänderin ein.

Die regierende Herzogin lies mich (auf meinen durch allerlei Hände gehenden Wunsch) zu sich rufen. Ich liebe diese edle stolze u. so mütterliche Frau herzlich. Bei der ersten Vorstellung hat mans mit diesen Leuten leicht. Da nur sie fragen (daher sie auf Biographie, die Quelle ihrer Fragen, so aus sein müssen), so lebt man ganz ruhig, man erwartet seine Question u. giebt dan sein Feuer.“

Der nächste Brief vom 28. December 1798 enthüllt eine stürmische Liebesscene zwischen Jean Paul und Charlotte v. Kalb. Urplötzlich taucht sie auf; keinerlei Andeutung weder in den Briefen an Otto noch an andere Freunde verkünden vorher den nahenden Ausbruch. Wohl hatte Charlotte eine schwärmerische Zuneigung für den Dichter bei seinem ersten Besuche in Weimar gefaßt, aber bald nach seiner Abreise beruhigte sie sich wieder und schrieb ihm sogar nur „kühle“ Briefe nach Leipzig (im Anfang von 1798).

Ein schmerz Augenleiden, welches sie der Erblindung nahe brachte, mag Lebensfeuer und Lebenslust auf längere Zeit in ihr gedämpft und auch das einförmige Dasein auf ihrem Landgut Kalbsrieth die Gedanken ganz auf den Familienkreis beschränkt haben. Da war sie am 28. November 1798 nach Weimar gekommen, hatte den einstmals Geliebten wieder gesehen, und sofort loberten in ihrem Herzen die verborgenen

Irrlicht — Simplicität gegen seinen Bombast und Klingklang. Deshalb aber hat es (die Natürliche Tochter) auch nicht allgemein gefallen — der Schiller'schen Parthie gar nicht — sogar Schiller soll gesagt haben: „es sei schade, daß so viel Natur darinnen sei.“ Die zwei Geister haben eine neue Lage gegeneinander bekommen. Das Wahre scheint sich vom Falschen zu trennen. Das neue Stück von Schiller „Die Braut von Messina“ ist ein Ungeheuer — und doch hält es Wöttiger sehr hoch.“

*) Die Herzogin Amalie.

***) Der Herzog Karl August; vgl. die Note S. 379.

Flammen mit steigender Gluth auf. Jean Paul wurde zu dieser Zeit von den Frauen geradezu vergöttert; er gab sich immer ganz, die ungebändigte Natur mit dem Heiligenschein eines sentimentalischen Idealismus erklärend, ohne Zwang und Rückhalt und schwelgte in den Wonnen eines vertrauten Umgangs, nicht darauf achtend, daß, wenn einmal Frauenherzen ihr innerstes Wesen einem Manne enthüllen, sie nach dem Alleinbesitz desselben drängen.

Es liegen vor mir eine Reihe von Briefen der Charlotte v. Kalb, aber ohne Datum; ich versuche sie hier zu ordnen, und sie mögen als Vorspiel zu dem kommenden Drama dienen.

„Ich habe hier die Briefe die ich immer mit zärtlicher Aufmerksamkeit u. Innigkeit lese u. hätte ich ein besseres Auge so müßte ich vieles vielmahl lesen. Ich war gestern 1 Stündchen bey Herders, sie waren gegen mich verschlossen u. gespannt sie faßten meine Hand nicht wenn ich die Ihrige hielt. Ich kann es mir erklären u. werde es Ihnen erzählen*). Ich bin heiter u. auch gut. Gut mit Einem u. Allen.“

„Ich bin heute von 2 bis um 8 Uhr zu Hause. Lassen Sie mir die Stunde wissen wann ich Sie sehen werde. Es hat mir auf keiner Reboute noch so wohl gefallen wie auf der Letzteren — wenn so fort geht will ich wohl sehen, wie jugendlich ich im 40. Jahr sein werde**). Es giebt eine Stimmung des Gemüth — wo der leiseste Hauch die Seele bewegt. Aber Freude u. Schmerz wie das Ruder über den See Furzen ziehn — die aber schnell wieder in glatten Spiegel sich verwandeln. — Ich gehe mit leichten Schritten den Berg hinan. Den die Wahrheit, die Liebe u. die Begeisterung begleiten mich!“

„Ich bemerke das die Welt u. der Mann u. der Dichter ebensowenig dies geistige herzliche Wesen kennt als wie Fichte den Theologen schuld giebt das Sie Gott nicht kennen! — — Wenn der Geist u. das Herz mehr verstanden wird u. die Natur reif ist für die reinste Wahrheit dann dürfen dann sollen Frauen reden u. schreiben.“

„Ich soll Sie in Rahmen Ihres Beneidens des Herrn von Kalb auf heute Mittag zu uns einladen (doch thun Sie allein was Ihnen bequem angenehm u. gemüthlich ist, u. kommen Sie nicht wenn unsere Gesellschaft Ihnen das nicht wäre).

Was das Neiden anlangt sagt er er hätte vorgestern nicht taub — aber blind sein mögen; doch dies ist sehr scherzend gesagt! — Obgleich so meine Tochter nicht scherzen darf. Der Liebe alles. — Die Gedruft eine Diotima sein kann, sollte keine Circe sein wollen — u. nicht viele Männer beleidigen, in den sie einen berauschen möchte! —

Ich sage die Wahrheit wie ich sie bemerke u. die lang bekannte; zu der sich in diesem Augenblick gar keine eigennützig Rückzicht mischt, sondern in jeden Verhältnis hätte ich das gesagt u. sagen müssen! — Wir lieben Dich u. sind treu — trenne Dich nicht von uns u. beharre!“

„Ich bin heute von 3 Uhr Nachmittags bis Abends um 6 Uhr allein; ich muß Sie sprechen! — den ich habe etwas sehr wichtiges mündlich zu sagen was meinen

*) Charlotte vermuthete damals, wol mit Unrecht, daß Herders auf Jean Paul als Schwiegersohn rechneten.

**) Ch. v. Kalb war damals 36 Jahre alt, also ein Jahr älter als J. Paul.

gestrigen Brief auch eine äusserliche Politisch Praktische Realität giebt. — ich kenne nicht allein die Menschen sondern auch die Welt, u. weisz was sich darin thun u. nicht thun läßt.“

„Heinrich von Kalb ist heute Vormittag angekommen. Kommen Sie diesen Abend nicht. Aber morgen Abend nach 6 Uhr u. zum Abendessen wenn es Ihnen gefällig ist. Fr. v. Imhoff u. meine Schwägerin werden auch da sein. Ich kann Ihnen angenehme Dinge sagen. — Wann wird wieder der Tag kommen der den Mittwoch an Schmerzen u. Freuden gleicht! Heute gehe ich in die Oper!“

„Morgen von 6 bis 9 bin ich zu Hause, u. für wem? — Kein andrer Geist ist bei mir — Wie gehts den Dir Liebe Seele! — Ich Schaffe schon wieder an einer neuen Welt.“ —

„Hier sind die Briefe Deiner Freunde wieder, unter Ihnen habe ich Deine Geliebten erkannt. — Und meine Seele hat sich mit Ihnen vereinigt — meine Gedanken sollen auch bey den Ihrigen ruhn! Auf morgen Mittag bitte ich Dich durch ein Billet bey mir zu Gast. — Oder vielleicht ist's noch besser komme gegen 4 Uhr zu mir. Dann bin ich einige Stunden allein. Ich habe Dir nichts zu sagen was nicht alle Seelige hören könnten. — Schick wieder Brief der durstenden Seele Deiner Freundin.“

„Wenn Sie für diesen Abend kein project haben — so kommen Sie nach den Suppe etwa um 8 Uhr zu mir. Wir wollen zu die Kinder gehen — Bunsch trinken u. Clavier spielen u. Singen — Heinrich Kalb wird ihr Besuch auch recht sein, thun sie aber nur als wenn ihr eigner Genius Sie hierher führte u. nicht meine Bitte. — Damit der Weinachts Abend ein heiliger Abend für mich werde!! —

Das Schicksaal — die Gelegenheit — alles vereinigt sich! u. balde werde ich in Vater Unser sagen, Dein Wille geschieht wie in Himmel also auch auf Erden.“

In den nächsten Tagen hat sich dann jene Scene ereignet, von welcher Jean Paul im folgenden Brief an Otto berichtet.

Weimar. 28. Dez. 1798.

„Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften. Jene Frau — künftig heiße sie die Titanide, weil ich dem Zufall nicht traue — die von Weimar zuerst nach Hof an mich schrieb, die ich bei meinem ersten Hiersein als eine Titanide malte, mit der ich, wie Du weisz, einmal eine Szene hatte, wo ich im Pulvermagazin Tabak rauchte, diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück u. wil mich heirathen u. sich scheiden. Nim meinen Leichtsin nicht falsch. Weiter! Die alte Lebensweise kehrte bald um, nur verklärter. Kurz nach einem souper bei Herder u. einem bei ihr, wo er bei ihr war (er achtet sie tief u. höher als die Verlespich u. küßte sie sogar im Feuer, neben seiner Frau) u. als der Widerschein dieser Aetna Flamme auf mich fiel, sagte sie mir es geradezu. Meine moralischen Einwürfe gegen die Scheidung wurden durch die 10 jährige Entfernung des Mannes widerlegt, u. durch den früheren Vorfaz für Schiller — alle Güter sind die ihrigen — u. als ich auf kameralistische Indemnisation des Mannes u. der Kinder (preliminarisch) drang, war alles ihre Meinung.

Ich sagte der hohen, heißen Seele einige Tage darauf Nein! u. da ich eine Größe, Gluth, Bereitsamkeit hörte wie nie: so bestand ich eisern darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun solle. Denn sie glaubt, ihre Schwester u. deren Man u. ihre anderen Verwandten würden alles thun; ach im März wäre alles vorbei, nämlich die Hochzeit.

Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe geniale Liebe, die ich Dir hier nicht mit diesem schwarzen Wasser malen kann — aber es paßt nicht zu meinen Träumen.

O Emilie*), Du sprachst mir die Liebe ab, u. nur dieser opfer' ich Stand u. Reichthum schon zum 2ten mal!

Wild bin ich ordentlich! Sieh, gerade um diese Zeit 97, gerade da ich Hermine malte, u. jetzt, da ich in den gedruckten Briefen**) an Dich im Jenner mein künftiges Leben u. Lieben wieder malen wil: da kehret dieser Sturm zurück. Jene Werlep'schen Verhältnisse banden meine Augen u. Hände zu u. ich versäumte vielleicht ein Herz, das mir gehörte. Sol ich immer so spielen u. hoffen u. ausschlagen u. verfehlen? — Solche Weiber wie beide verbleiben gegen jede stillere weibliche Luna.

Sonderbar setz sich das Schicksal an meinen Schreibtisch u. kunkt ein. Ich machte in Leipzig einige Briefe voraus fertig, wo mein Landgütlein Mittelspiz oder Spiz vorkam — sieh! Und meine Heirath. — Noch sonderbarer werd ich zu höheren Zwecken erzogen, die länger stehen sollen als mein Glück u. mein Grab. Ich meine, ich kan Dir nicht sagen, mit welcher ernstn Berechnung auf meinen Titan das Geschik mich durch alle diese Feuerproben in u. außer mir, durch Weimar u. durch gewisse Weiber führt. Jetzt kann ich ihn machen, indes ich früher manche Fehler leichter dargestellt u. begangen als gesehen hätte. Ich suche im ausgeleerten Leben außer der liebenden altväterlichen, mein Tobiz palingenisirenden Ruhe auch nichts weiter als ein Instrument zu sein in der Hand des Verhängnisses, es werfe mich dan weg in die stille Höhle, wenn es mich gebraucht.

Der Man Charlottens begegnet mir mit schöner Liebe, u. ich kan ruhig vor ihm stehen, weil mein obiges Nein eifern steht. Ich habe zu viele Ursachen dazu. Diese Titanide ist viel leichter zu wenden wie die Werlep'sch. Ueberhaupt solt ich mich nicht bei Perspectivesen so weinerlich geberben, die für andere Himmelsthore wären. Mit Mädgen hab ich jetzt einen schwereren Stand als fogar sonst, weil sie mich fürchten. Ach ich Armer! Denn werden sie kirre, so sehen sie ihren Irrthum u. setzen sich auf den Feltscheu selber.“

Die kühle Besonnenheit des über sich triumphirenden Mannes kam nicht sobald in das Herz der enttäuschten Frau. Ihre folgenden Briefe, ebenfalls ohne Datum, geben davon Zeugniß.

„Ich habe kein Auge geschlossen. Ich habe heftiges Kopfweh, ich wünschte daß mir dieses Räthsel endlich gelöst würde. Ich bin auch fest u. gehe von keiner Wahrheit — keinen Vorsatz u. keiner Ueberzeugung ab. Ewig will ich sein was ich bin — u. mein Herz u. meine Seele meine Natur nie nie wieder verläugnen! — Kommen Sie diesen Vormittag zu mir u. bestimmen mir die Stunde! —“

„Ach komme ich beschwöre Dich um meine Seelicheit — komme jeto Du wirst Ruhe finden! Laß mich nicht in den fürchterlichen Leiden allein bis den Abend kann ich's nicht tragen — Lieber den Tod!“

„Kommen Sie ja Sie müssen mich hören! ich schreite fort. ich bin unveränderlich bis in den Tod! bis in den Tod!“

*) G. v. Werlep'sch, eine reiche Wittwe, welche ihn in Hof 1797 besuchte und später mit ihrer Liebe bestürmte und welcher er im Winter 1798 in Leipzig erklärte, er könne sie nicht heirathen.

**) Jean Paul's Briefe und bevorstehender Lebenslauf. 13. Band der sämmtlichen Werke. Berlin 1841.

„Daß ich meine Lippen auf die Wunden Deines Herzens legen werde. Sey still liebe Seele“ — Ich habe seit gestern um 10 Uhr nichts anderes gedacht.

„Werde ruhig und hoffend“ — bey der ewigen Wahrheit — ich will es werden —

Von einem Mächtigen Geist vernichtet zu werden, ist viel Erhabener — als die höchste Ehre Genuß u. Fülle so die Welt geben kann — — O nim mich auf damit ich sterben kann — den ich kann entfernt von Dir nicht Leben u. nicht sterben.

Heiliger Gott gieb Deinem Unsterblichen alles — alle die Seelichkeit die Deine Geschöpfe nur entbehrten, alle die Seelichkeit, die sie verkennen! Gieb ihm mein Herz gieb ihm meine Wonne — Laß mich nur in seiner Nähe das ich sein Antlitz schaue! — Laß mir den Schmerz laß mir die Thränen um Jhn!“ —

„Ich fange an zu zittern u. trockene Kälte umfährt mich — ich kann nichts thun bis ich weiß ob Sie den Abend kommen. — — Sie werden von nichts hören als was von der Wahrheit, der Güte kommt. Ich will dann auch lange keinen Besuch von Ihnen erwarten. Ja wollen, wolten Sie mich auch nie wiedersehen!“

„Es war mir ganz eigen, als ich meine Briefe erblickte u. sie als von einer anderen Person las. Alle anderen Briefe scheinen mir Geistreicher u. als Briefe gebilbeter zu sein. — Ich sagte mir selbst Du kannst nicht schreiben. — Wenn ich sie nur alle hätte die ich — gab, damit ich mich noch deutlicher schaute.“

Ich bin treu wie eine Deutsche u. meine Treue ist nicht eine Tugend, eine Pflicht eine Empfindung, sondern sie ist das Feuer selbst, was den Kern meiner Existenz erwärmt! ich konnte sie verlieren, dan ist es aber auch mit meiner Existenz aus, u. ich erblicke nur in düsterer Nacht die Trümmer meiner Heimath! Ich lese in meinen Briefen ich mag schreiben was ich will nur die Worte — Halte meine Seele fest! —

Dann will ich den Flug ins unendliche wagen. Ich will nichts. — Aber Dir will ich das Dehlblatt u. den Mirtenzweig bringen u. Viole u. Rosen um Dein Haupt winden. Die Sorge soll entfliehen u. die Zornigkeit soll jeden Augenblick des Lebens — er mag Nahmen haben wie er will, mit gleichem Werth fassen — Und Dein Vertrauen Deine Erinnerungen die Du mir giebst, soll gleich einer Perlschnur Seelicher bereichernder Ideen in meiner Seele verwahrt sein. Und nur Du sollst mich immer schöner dadurch geschmückt erblicken.“ —

Am 6. Januar 1799 schreibt Jean Paul an Otto.

„Ich habe jetzt mit der Titanide ein Gylsum ohne Schwaden, alles ist leicht u. recht u. gelöst. Ich schickte ihr den Tag nach der eisernen Stunde ein linderndes Blätgen.“

Ich sah sie darauf in ziemlichen Zwischenräumen immer nur vor Zeugen. Am Neujahrstage fand ich die Liebe ohne Gleichen u. ohne Ansprüche auf die quälende Aenderung, die künftige Treue für Man u. Kinder, u. etwas höheres als alle Verhältnisse geben. Nein es giebt nichts heiligeres als ihre Liebe. Sie ist weniger sichtlich als irgend ein Mädggen; man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinlichkeit nicht für die Neigung zur letzteren. — Tausendmal leichter als mit der Verleppsch geh ich mit ihr durch alle Saiten der Seele; sie sol immer froher durch mich werden. Sogar ihren Man liebt sie jetzt mehr; u. ich mauere hoff ich einige aus dem Altar ihrer Ehe-Liebe gefallenen Steine wieder ein. Er sieht u. hört ihre Neigung; liebt mich aber nur mehr. Im Frühling geh ich auf das schönste ihrer Güter u. hab' alles.“

Die Leichtigkeit, mit welcher Jean Paul dies liebebeglühende Herz abschüttelte oder „zu reinerer Liebe erhob“, wie er sich ausdrückte, beweist,

wie frei er mit der Liebe der Frauen spielte und wie er zurückzuckte, wenn die Blumenguirlanden in Ketten sich zu verwandeln drohten. Doch auch die Lebensanschauungen waren zu jener Zeit in dieser Beziehung ungebundener wie heut zu Tage. Der so gewissenhaft und streng moralische Freund Otto macht ihm nicht den geringsten Vorwurf, vielmehr äußert er seine Freude über die „glückliche“ Lösung.

„Ich schene für Dich jeden Stillstand, alle Fesseln u. weiß für Dich kein anderes Leben, als gerade das, was Du hast. Wenn Du heut Weimar ausgenossen hast, gehe morgen weiter: Du hast die Freiheit des Lebens!“

Und Charl. v. Kalb selbst, wie früher Em. v. Berlepsh, fügte sich nach weniger als Monatsfrist in die veränderte Lage, machte ihre Liebe zur „heiligsten“ Freundschaft, die sie ihm bis ans Lebensende treulich bewahrt hat.

Jean Pauls Liebe zu den Frauen führte immer „hart an den Abgründen der Sinnlichkeit“ hin; er stürzte sich aber nie in die tosenden Fluthen. Seine Phantasie und seine Gefühle spielten mit den weiblichen Herzen ein gefährliches Spiel. Himmlische Worte verdeckten mit einem Schleier die irdische Gluth und gaben ihm Kraft, sich aus der drohenden Umarmung der Sirenen zu befreien. Er war sich klar und bewußt geworden, namentlich seit seinem Verkehr mit den Heroinen Weimars, daß die Frauen seiner Zeit, von hingebender Liebe erfaßt, leicht den sittlichen Halt verlieren und alles vergessend ganz dem unüberwindlichen Drängen ihrer Natur sich überlassen. Daraus entsprang seine Toleranz gegen weibliche Fehltritte. Als ihm später einmal sein Freund Otto mit Entrüstung berichtete, Caroline, die erste Jugendliebe des Dichters, habe vor ihrer Verheirathung mit Liebmann die Freuden der Ehe vorzeitig genossen, schreibt er ihm am 16. Mai 1800:

„Was Du von der Liebmannin schreibst, diese Sinlichkeit war ihr längst anzusehen und anzuhören. Aber hierüber bin ich Deiner theologischen orthodoxen Meinung längst nicht mehr so wenig wie Herder. Schon in meinem Hesperus sagt ich von Clotilden ahnend, aber verdeckt: in der höchsten Liebe sind die besten Mädchen wie die guten. Anders: jezt weis ichs gewis: aus Liebe sind sie alle, alle finlich u. es komt nur auf die Schlechtigkeit, gehaltene Stufenfolge u. das besomene Feuer des Mannes an, jede die ihn heftig liebt, zum letzten Punkt zu führen, weil diesen die Natur mit ebenso vielem Rechte begehrt wie den Kus, u. weil der Punkt nicht an u. für sich, sondern nur unter Bedingungen (wie Essen u. Trinken u. Küffen) unamoralisch ist, indes z. B. Lüge u. f. w. es unter jeder ist. Hier veracht ich blos den Man; denn das Weib nützet, aber giebt nicht den Anlas. Liebe aus Sinlichkeit hat die Bessere nicht, aber wohl Sinlichkeit aus Liebe. — Und doch nehme ich nichts von meiner alten Achtung für die weibliche Reinheit zurück; keine (gute) glaubt, daß sie fallen könne, weil keine sogar ihre körperliche unbändige Reizbarkeit d. h. Betrunktheit kennt; daher kommen ihre komischen Verwunderungen, daß eine fiel und anders handelte als sie sprach (da sie doch dachte wie sie sprach); sie glauben, weil sie die Versuchung nicht wünschen, sie darum auch besiegen zu können, oder auch weil sie sich bei derselben nie den Geliebten, sondern einen Fremden denken oder weil sie sich dieselbe gleich mit dem Höllenfeuer denken ohne den langen Hölleweg dazu. Diese Kenntis macht einen eigentlich nicht sonderlich moralisch stark bei diesem Geschlecht, weil man dabei auf keine Subsidien zu rechnen hat als auf

eigene. Ich habe entscheidende Erfahrungen; u. bin bloß über die Art verlegen, wie ich öffentlich die Mägdgen hierüber warren sol. — —

Ach wie meine Seele sonst so heilig war u. so dumm! Der Teufel hole das erste zerrüttende Wort, das mir die Kalb sagte u. was fortbrante.

In den folgenden Briefen erzählt Jean Paul an Otto von dem Verkehr mit den Dichterheroen und den gesellschaftlichen Freuden Weimars.

27. Jan. 1799.

„Noch in keinem Jahre strit u. trank ich so viel. Mit Schiller neulich bis um 12 Uhr Nachts; u. mit ihm und Göthe bei der Kalb. Ich bin jetzt kaker als je, bloß durch das Errathen des fremden Haltens von mir, nicht durch mein eignes. Göthen sagt ich etwas über das hiesige Tragische, worüber er empfindlich $\frac{1}{4}$ Stunde den Teller drehte (ich hatte Champagner u. einen Vulkan im Kopf). Böttiger, alles lobend, lobte mich auch darüber: „wir denken alle dasselbe, aber es hats ihm noch keiner gesagt.“ Auch Wieland sagte, so wärs recht u. ich gewänne ihn dadurch*) — wir würden noch die besten Freunde; „er hat mit Respekt von Ihnen gesprochen.“ Als ich zu einem Diner bei Göthe geladen war — Schiller zu Ehren — nebst Herder, der ihm aber nicht ein Delzweig, geschweige einen Delzweig des Friedens (den Göthe gern schlösse) reichte, wurd' ich u. Herder zu Göthe's Einfassung gemacht, ich der linke Rahmen u. er der rechte; hier sagte mir Göthe, der nur allmählig warm werden wil — so ist er gegen Schiller so kalt wie gegen jeden —: „er habe seinen Werther 10 Jahre nach dessen Schöpfung nicht gelesen; u. so alles: wer wird sich gern eines vorübergehenden Affekts, des Jorns, der Liebe u. s. w. erinnern?“ U. so ekelt Herder auch vor seinen Werken, (So etwas sollte den Selbst-Gözendienern von Litteratoren u. Aektoren gesagt werden. damit sie, wenn solche Männer demüthig sind, — wenigstens — nichts wären. — Ich schämte mich vor ihnen, nicht so zu sein, sagte aber auch, daß mir meine Sachen zwar sogleich nach dem Abdruck ungemein gefielen, aber vor demselben um so schlechter, weil ich da das Ideal noch nicht vergessen hätte.

Schiller nähert sich sehr der Titanide u. sagte schon 3 mal zu ihr: wir müssen mit einander nach Paris. Hier ist alles revolutionär kühn und Gattinen gelten nichts. Wieland nimt im Frühling, um aufzuleben, seine erste Geliebte, die La Roche, ins Haus u. die Titanide stellte seiner Fran den Nuzen vor.

Schiller achtet unendlich den fürchterlichen Rötif de la Bretonne,**) der das höllisch- u. himlisch geschriebene Buch le coeur humain dévoilé gemacht; u. wil ihn zu sehen hin. Humbold aus Paris schrieb ihm, dieser Gott-Teufel sehe wie — ich; u. Schiller, der mich ganz gelesen, findet unter uns nur den Unterschied der Erziehung; u. darum sucht u. liebt er mich jetzt. Ich habe alles von der Titanide. Indessen merk ich von jenem Suchen nichts.

So viel ist gewis, eine geistigere und größere Revolution als die politische, u. nur ebenso mörderisch wie diese, schlägt im Herzen der Welt. Daher ist das Amt eines Schriftstellers, der ein anderes Herz hat, jetzt so nöthig u. braucht so viel Behutsamkeit. Ich nehme in meine Brust keine Veränderung auf, aber desto mehr in mein Gehirn; nur dieses hat in Weimar Irthümer abzulegen.“

2. Februar.

„Ich sende Dir $\frac{1}{3}$ meines Buchs***), die Konjektural-Autobiographie; die anderen $\frac{1}{3}$ sind kräftiger, wechselnder u. lustiger; Hof wirst Du in Kuchschappel finden.

*) Doch bemerkt Jean Paul später in einem Brief an Dertel (6. Apr. 99): (Göthe war ich näher, hätt ich ihm nicht einmal an einem Champagnerabend, wo Schiller dabei war, zu tete Sätze gesagt.“

**) Ein „Pola“ des revolutionären Frankreichs; geb. 1734.

***) „Briefe und bevorstehender Lebenslauf.“

Ich habe jetzt die Mittagsseite des Wein- oder Mufenbergs; ich lese den Homer, u. die Tragiker mit einer namenlosen Borne. Sophokles ist (Shakespeare ausgenommen) ein Siebengestirn u. die Neueren sind Nebensternelein. — Der 2. Theil des Wallensteins ist mit großer Pracht (über 400 Thlr. neue Kleider, weil alles ächt war) abgepielt, er ist vortreflich, passabel u. langweilig u. falsch. Die schönste Sprache — kräftige, poetische Stellen — einige gute Szenen — keine Charaktere — keine fortströmende Handlung — oft ein dramatisirter Pöppel oder Eßig — Staches Interesse — u. kein Schluß. Der Dritte noch nicht fertige Theil ist der Schwanz am Rückrat des 2ten; es sind nicht einmal jene zusammengewachsenen Zwillingsschweftern in Ungarn*). Herber geht heute hinein u. wird gewis meiner Meinung, wie ers überal ist.“

Die Ergebung Charlottens in das „eiserne“ Nein! Jean Pauls, in die rein idealistische Auffassung ihrer Verehrung für den Dichter, dauerte nicht lange. Ihre kräftige weibliche Natur vermirrt die sentimentale Heiligsprechung ihrer heißblütigen Gefühle. In dieser Entwicklung ihres Seelenzustandes dürften folgende Briefe entstanden sein.

„Wenn ich schreiben dürfte und könnte, wenn meine Phantasien auf das Papier flögen u. — sichtbar werden könnten wie sonst mein Leben — das heißt meine Liebe hörbar wird, wenn Du in meiner Seele bist. — So hättest Du den ganzen Tag nichts anders zu thun als meine Briefe zu lesen. —

Warum sagtest Du — habe keine Irthümer das heißt Liebe mich — weißt Du den ganz was das in meinem Herzen heißt: Lieben? Giebst Du mir dieses Recht so wird bald die Macht dieses Einzigen beglückendsten Gefühls die Zauberey meines Lebens sein. O mein Freund mein Holber — mein Liebenswürdiger mein göttiger — o dürfte ich auch sagen mein Treuer!! Was ist alles Herrliche ohne das Beständige! —

Aber glaube mir ich bin eigennützig u. mehr noch — mich kann jede Sehnsucht von Dir verwunden — u. wäre sie nach dem Paradies. — Warum willst Du etwas anderes wünschen als ich wünsche?

Schreib mir Morgen früh das heißt . . ! Ich nehme nie so von Dir gute Nacht ich darf Dich nicht an den flüchtigen Kuß gewöhnen! —

Nenne mich nicht Titanide, man fühlt wenig Mitleid — Liebe u. Schmerz — für das kühne Sonderbare. Denke daß das Leiden u. die Freuden der Wesen sich nach ihren Kräften messen. — Schon bemerkst Du die mächtigen Stürme der Seele die in meinem Wesen vorübergehen — gebiethe ihnen zu schweigen u. fasse jetzt auf ewig die noch liebende Seele. ich bin zufrieden u. nicht traurig.“

„Ohne die Macht der Liebe — hat kein Weib in der Welt etwas zu thun, u. zu wollen. Kein Ideal darf aufgegeben werden — oder die Seele vernichtet ihre Würde u. ihr Selbst!

Ich bin gut. Je connois l'Amitie, Lamitie qui toujours Souvent est l'amour a vos Cote: Donne moi L'Amitie mais avec la Jalousie delamour. Jede Gesinnung hat Ihren Himmel u. Ihre Hölle in sich.“

„Nein mein Nichts soll untergehn! Nichts als das Licht des Geistes u. die Macht eines hohen flammenden Gemüths kann eine Welt erhalten. — Beantworte Du mir dieses. Ueberhaupt ich will jetzt oft Briefe von Dir haben — ich kann auch

*) Ganz ähnlich äußert sich Jean Paul gegen Jacobi (12. Febr. 1799):

„Schillers Piccolomini wurden hier als der 1. Theil des Wallensteins gegeben. Der herrlichen Sprache darin u. vielen ächt poetischen bowling-greens fehlten nur die Charaktere, die Entwicklung u. die Einheit des Interesses — — doch auch in diesem

wollen, daß man mir das giebt was ich erhalten kann für die Hoffnung unseres Lebens.

Ich werde Ihnen die Einsamkeit auch bey mir nicht verweigern wie ich es nie that. — Wenn Sie die Amöne*) besuchen so lassen Sie mir ein Wort merken — ich werde so diese Woche immer Abends erst spät nach Hause kommen, den es wäre mir wiebrig wenn nur eine Thüre mich von — trennen sollte u. müßte! — Ich muß auch scheinen nicht zu wollen — wenn ich nicht wollen soll. Was sagen Sie dazu! —

Aber Welch ein Einfall ich könnte allein zu Ihnen kommen. Sind Sie Gerding! etc. — Ist unser Verhältnis so unbedeutend — ich bin nicht spröde u. nicht pedantisch u. das glaubt auch Niemand von mir!“ —

„Guter J. P. ich fasse mein Herz es gehört nur Dir an u. Deinen Freunden da kann es beglücken da wird es beglückt. Ja ich kann Dir nicht sagen wie sehr ich das Glück anbede Dich gefunden zu haben!! —

Wir haben noch nicht alles erkannt was uns unser Herz gewähren kann. — Erhalte Dich mir, Dein Leben Deine Liebe aber auch Deine Treue. Der Mensch kann u. darf nicht um sich die Sehnsucht so vieler vereinigten!

Wann sehe ich Dich Du Lieber! Ja die Gegenwart ist Stärkender aber glaubst Du nicht das mich Deine Briefe u. Büllete zweimal mehr erfreuen als Dich die meinigen. Gedente mein! wie ich Deiner Gedente.“

Jean Paul ließ sich durch solche Herzensergüsse nicht erweichen noch in der Richtung des neu eingeschlagenen Weges stören. Er theilt es seinem Freunde am Schluß des Briefes vom 27. Januar 1799 überlegen und gelassen mit.

„Die Titanide hat an ihren Schwager, den Praesidenten in Manheim geschrieben wegen der Scheidung**). Sie sprach mit einer Gräfin Bernstorff, ohne ihren Man zu nennen, über eine hiesige reiche Engländerin Gore, die sie ihm zudent. Er u. sie werden es annehmen. Hier sind Sitten im Spiel, die ich Dir nur mündlich malen kan. — Ich beharre fest auf meinem Stand; auch ist ihr die Scheidung ohne alles weitere schon erwünscht, zumal da er mit einem neuen Nis die copula carnalis ganz zerrissen. Sie nahm, weil ihre Phantasie ihr nichts von der Unveränderlichkeit der Verlepfch giebt, ihre Neujahrs Resignazion schon oft u. heftig zurük — die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Nein ohne Orkane wiederholen konte. Aber es geht leicht, da ich sie ganz kenne; ich muß ihr nur nicht schreiben, sondern sprechen. — Müßt ich ihr freilich auf einmal den Namen einer Geliebten ansagen — leider weiß ich keinen — so thäte sich ein Fegfeuer auf.“

1. März 1799.

„Du sagst, ich soll mein Leben schonen. Dit wolt' ich, ich hätte es nicht mehr. Es wird mir täglich — eben weil Alles außer mir gelingt — abgeschabter; eine Frau**) wäre noch der einzige Firnis. Zuweilen ergrimme ich über meine von allen

Welt spricht der himmelfürmende Titanen-Geist der Zeit, der sich von den Nephilims u. Faustrecht habern nur darin unterscheidet, daß er die geistige Stärke an die Stelle der körperlichen setzt.“

*) Amöne Herold, die Freundin Jean Pauls und später die Gattin Christian Ottos, war aus Hof zum Besuch bei der Frau v. Kalb und scheint in dieser, wie auch in anderen Briefen angedeutet ist, anfangs eifersüchtige Regungen hervorgerufen zu haben.

**) Unter dem 14. März jedoch findet sich die kurze Notiz: „Die Titanide läßt die Ehescheidung wieder fahren.“

***)) Deutlicher spricht sich seine damalige Sehnsucht nach einer Gattin in dem

meinen Verhältnissen ermordete Vergangenheit, über die bewölkte Jugendwelt, die mir die Spitzbuben um mich verbarben u. die mir kein Gott wiedergeben kan. Welchen Samen zu einem Paradies trug ich in meinem Herzen u. wie wenig liebten mir die Raubbögel. Oft ärger' ich mich komisch, daß mir allein das Schicksal kein Praesent macht; hart und kämpfend erobert' ich mir meinen Bissen — an einen Glücksfall ist nicht zu denken. — Der Erdball ist für mich durchlöchert; das macht mich aber fester u. fester: was hab ich zu verlieren als die Korkkugel? Nur die grüne und die gestirnte Natur liegt noch wie sonst an meiner Brust*.) —

Inmitten des gesellschaftlichen Trubels und der Verwirrungen und Lösungen des aufregenden Verkehrs mit Charlotte v. Kalb vollendete Jean Paul im Frühjahr 1799 den ersten Theil des Titan. Das war nur möglich, indem er sich in eine kühle Objectivität, in eine olympische Seelenruhe und Majestät, ähnlich wie Goethe, hineingelebt. An Otto schickt er das Manuscript am 4. April mit folgenden Worten:

„Hier hast Du den 1. Band des Titans**), dem nur noch 2 wichtige, bald nachkommende Kapitel fehlen. Ein jeder Autor hat nur die Empfindung u. Einsicht der Theile, nie des Ganzen. Die letzten Theile würd' ich Dir kühner geben; aber den ersten, der erst die Ruhhaut zur Stadtmarkung ausschneidet u. der im Verhältnis des Hesperus eigentlich nur dessen 3 erste Kapitel enthält, bring ich blöde. Sage mir blos, ich bitte Dich, den reinen hellen Eindruck, den es auf Dich in Vergleichung der früheren Werke macht. Ich habe beinahe das Publikum durch meine Aviso's gezwungen zu glauben, der Titan sei besser als der Hesperus, indes er nur anders (höchstens besser im Plan) sein sol u. kan. Da die Geschichte in den höhern Ständen regiert: so ist mir die Fingeleinse u. Siebenfäßische Individualität genommen, wenigstens für die bürgerlichen Leser, die zum Glük den kleineren Theil ausmachen. — Meine inneren Gestalten trösten mich über die äußern, nur ergreifen sie mich stärker als diese u. zu stark.“

Briefe vom 4. März 1799 an Jacobi aus: „Ich komme vielleicht zu Dir, mit der Hoffnung mich zu verloben. Beim Himmel! Das ist mir nöthiger als Himmelsbrod. Hätt' ich eine Frau — das heißt bei mir blos ein junges, ganz sitzlich-reines, helles weibliches Wesen — kein genialisches — so frag' ich nach dem Gelde u. nach dem Abendessen etwas, u. nach Gesellschaften weniger u. nach dem Leben mehr, das meine poetischen Träume immer durchsichtiger u. sätterhafter schlagen. Deutsche Weiber such ich zuerst in Niedersachsen; gallische u. Teufelsgrösmutter viel südlischer.“ Und am 4. Juni (nachdem er Caroline v. Feuchtersleben, mit der er sich später verlobte, kennen gelernt): „Ich kenne nun das Leben, besonders das auflösende bei genialischen Weibern, die zugleich verwirren u. zerzerzen u. verspäten — nein, ich wil ein einfaches stilleres Herz, damit meine Kindheit u. das Leben bei meinen Eltern wiederkommen u. Alles was das erinnernde Herz ewig vormalt.“

*) Auf den Jammer des Freundes über solchen Pessimismus antwortet er am 13. März: „Die Hiobsklage über das Leben ist nur mit meinen biographischen Farbenkleksen hingeworfen. Du irrst Dich über meine Gegenwart, die eben u. hel ist; ich klagte vielmehr über die zertretene Vergangenheit. Begegnet ist mir jetzt gar nichts als ein zu gutes Leben.“

**) An Jacobi schreibt er unter dem 20. August 1799, nachdem er das Manuscript von Otto zurückerhalten und vieles geändert hatte: „Eben send ich den ersten Band des Titans und das 1. Bändgen in den Druck und mit Furcht, da leider jeder auspringende Winkel im Menschen, der den Strom breiter bettet, einen einspringenden findet oder macht. Um nicht die Weiber und Kritiker durch Extrablätter aus der Historie zu jagen, bau' ich jedem Tomus ein dünnes Bändgen an, wo ich nichts mache als Spas und vorher weniger; wer will mir dann in meinem Hausrecht etwas anhaben? Sag' es!“

Der Schaffungstrieb und das Vertiefen und Leben mit den eigenen Schöpfungen drängten den Dichter aus dem betäubenden Gesellschaftsleben zur Sehnsucht nach eigener, stiller Häuslichkeit, zur Glückseligkeit ehelichen Beisammenseins. Absichtslos hatte er in der „Titanide“ das Feuer der Leidenschaft entfacht; als er die Gefahr für sich erkannte, suchte er dämpfend und lindernd den Uebergang zu einem reinpoetischen Verhältnis. Er konnte und wollte sie nicht durch schroffes Benehmen aufgeben; erfüllte sie doch immer seine Phantasie mit leuchtenden Bildern. Charlotte ergab sich in ihr Schicksal mit bitterer Wehmuth; krampfhaft durchzudte sie der Gedanke, ihn ganz zu verlieren, und oft bricht wieder die Flamme verzehrender Liebe aus ihren Worten. Ihre Briefe vom Frühjahr 1799 bekunden dies:

„Laß Deine Seele nicht gegen mich ermatten. Bleibe meinem Willen treu — ich kann nichts anderes auf der Erde mehr wollen. Liebe mich u. kein anderes Wesen so wie mich. Ich kann u. will mich nicht ändern. Den ich fürchte das Unglück u. die öde u. die trauer meines Lebens. Wir müssen miteinander Leben u. sterben. Mein ganzes Wesen findet nur wohlsein in dem Umgang, in dem Einsamen mit Dir — u. mit den innigsten Freunden.“

„Unsihtbares Wesen. Stummer, schweigender — kalter Entfernter. Warum ist so alles? — Sie können zu mir kommen wenn sie wollen; überall in meinem Herzen u. meiner Wohnung können Sie sein.“

„Wir haben uns so lange nicht gesprochen, daß ich wohl glaube ich bin Ihnen Fremd geworden. Den schnellen Tod bemerkt ein jeder, der langsame wird nur zu zeiten mit seiner drohenden Kälte von der aufmerksamen Seele bemerkt. — Durch das sehnen u. streben — wird eine Starke Seele doch endlich auch kleinmüthig u. lebend.“

„Es giebt nichts Schmerzlicheres als die Gleichgültige Gegenwart eines Wesens das sonst uns mehr war — das einst zu unserem Herzen sagte Du bist mein — „Die Zeit ist vorbehey in der wir nicht Liebten uns nicht kannten — jezo ist die Ewigkeit in der wir thun“ — das ist die schönste Zeile Deiner Hand die ich besitze — als ich neulich Deine Briefe wieder Las haben diese Worte einen hohen Muth mir gegeben. Du wirst mich nicht mehr verkennen u. in dieser Stimmung liegt alles — was meine Seele verlangt!“

„Du hast mir oft tiefe Schmerzen gegeben! — Dichter biografen wie Du — das heißt wie Du allein bist — Sehen fassen — bilden, zeignen u. Schaffen tief die Menschheit. Aber die Wirklichkeit eines festen unzerstörlichen Liebenden Gemüths fassen Sie nicht — Ich glaube fest sie sind besorgt, daß in den Herzen in der Seele der Menschen etwas ist was ihren Ideale gleich. Sie sind Eifersüchtig auf die Kinder ihres Gemüths u. ihrer Fantasie! Die Wirklichkeit darf ihre Begeisterung nicht erfüllen — sie sind zu Stolz u. zu Muthlos. — Ja mein Theurer ich sage Dir jezo nicht wie oft ich gelitten habe wie zerstörend — so daß ich mein Herz Deiner Gewalt entziehen müßte; (wenn Du es nicht haben willst) als länger den Tod der Liebe, so oft zu schmecken, den Sie erwacht immer wieder in Deiner Gegenwart ach leider auch durch Deine Bücher. Du bist nicht schuld daran — ich weiß es wohl — verzeih also meiner Klage — Du bist — das weis mein Herz und darum will es zu dir!! Wenn einig glücklich ich neben Dir Ruhe — will ich Dir vieles erzählen — u. dann wird die

Thräne der Wehmuth sich mit den Thränen der Freude mischen — dann küssen wir die letzte Zeichen unserer Vergangenen Leiden innig von den Wangen. U. keine ähnlichen Klagen erpressen wieder diese Zeugnisse einer Ewigen Liebe!!“

„Mann wunderte sich daß ich so allein kam*) — u. mein Sohn hat das Geheimniß ausgeplaudert sie haben gewettet J. B. käme mit — Aber er kam nicht er komt nicht — ob ich gleich immer an Dich denke, so will ich Johanni den ganzen — Tag — u. auch den Abend so an Dir denken als wenn Du da wärest. — Ich werde Deine Stimme hören: u. meiner Nahmen — Charlotte sanft dringend u. leise an Deiner Lippe belauschen —“

IV.

Jean Paul hatte den blüthenreichen Lenz nicht zu einem Aufenthalt auf dem Gute der Freundin, wie er im Januar noch vorgehabt, sondern zu einem Ausflug nach Gotha und Hildburghausen benützt. Er wurde überall, besonders an den Höfen, mit huldvoller Verehrung aufgenommen. Von Hildburghausen schreibt er an Otto:

29. Mai 1799.

„ — Hier fängt es an allmählig wichtig zu werden. Erstlich denke Dir, male Dir die himmlische Herzogin mit schönen kindlichen Augen — das ganze Gesicht vol Liebe u. Reiz u. Jugend — mit einer Nachtigallen-Stimmrize — u. einem Mutterherzen**) — dan denke Dir die noch schönere Schwester, die Fürstin von Solms, u. ebenso gut — u. die dritte Schwester, die Fürstin von Thurn u. Taxis (erlaß mir die Männer!) Mit der von Solms wolt' ich in einem Kohlenbergwerk hausen, dürft ich ihren Galan da vorstellen. Diese Wesen lieben u. lesen mich recht herzlich u. wollen nur, daß ich noch 8 Tage bleibe, um die erhabene schöne 4te Schwester, die Königin von Preußen***) zu sehen; Gott wird es aber verhüten. Ich bin auf Mittag u. Abends für immer gebeten. Der Herzog machte anfangs nicht viel fait von mir; aber jetzt ist er mir recht gut, u. er merkte an, daß ich mir zu wenig Svargel genommen u. gab mir außer diesem noch die ersten Hirschkolben zu essen, die nicht sonderlich sind. Gestern hab' ich vor dem Hofe phantasiert auf dem Klavier. Du erschrickt; aber ich habe seit 1 1/2 Jahren phantasiert vor Gleim, Weiße, Herder, vor der Herzogin Mutter — passimque. Undank wäre es von mir, wenn ich nicht die Liebe meiner Deutschen für den reichsten Lohn meiner Federfchtereien hielte.

Ich studiere an diesem Höfgen doch die Kurialien mehr ein für meine Biographien. Wenn alles aus den Vorzimmern in den Speiseaal zieht: so schreitet das kurze Kammerjunker- u. sonstige Volk (u. ich mithin mit) wie die Schule vor der Wahre voraus u. die fürstlichen gepaarten Personen schleifen nach. Wieland aber (das erzählt' er mir selber, immer mit Spas über seine Unwissenheit) gedachte anfangs höflich zu sein u. gieng nicht voran, sondern fügte sich zum Nachtrab u. kam so zugleich mit den Fürstenpaaren an.

Uebrigens was ich mir durch den Hof an Gasthofs-Essen u. Trinken erspare, das trägt der Bader wieder fort, weil ich den verdamnten Pin-Zgel öfter scheeren lassen muß.“

*) Frau v. Kalb war im Juni auf ihr Gut Kalbsrieth gereist.

**) An Dertel: „Ihr Kopf ist für mich so schön, daß ich immer darüber ver-geffe, daß ein Fürstenthut darauf sitzt. Der Titan wird ihr u. ihren 3 Schwestern debiziert; sie gab mir die liebevollste Erlaubnis dazu.“

***) Die Königin Louise.

Gegen Vertel äußert er sich ähnlich über den Aufenthalt in Hilburgshausen:

„Ich fand da meine 3 schönsten Leserinnen, die Herzogin u. s. w. u. ich sollte die schönste Schwester erwarten, die Königin. Die Männer waren anfangs kalt, aber zuletzt recht herzlich warm, so wie ich auch ohne Hofkünste den gothaischen Herzog gewonnen habe. Die Nachwelt wird es vielleicht durch die Weltgeschichte erfahren, daß mir der Herzog (von Hilbb.) einen Kuz gab u. auch Hirschkolben, welche letztere mir ganz neu.

Hier wollte mich die Königin in der Komödie sich vorstellen lassen, aber ich war nicht darin; am Morgen der Abreise verlangte sie es vom Herzog, aber der — vergas es. Ihrem weichen, schönen, zarten, edlen Bruder (Erprinzen von Mellenburg-Strelitz) könnte ich meine freundschaft geben; u. er mir seine auch. — Inzwischen hatten doch alle diese gekrönten Urtheile über mich den Erfolg, daß unsere Herzogin (von Weimar) mich; da ich vorgestern im Park vorüberfahs, eigenhändig zurückrief u. viel mit mir sprach u. viel zu gnädig.“

Solche allerhöchste Gunstbezeugungen berührten Jean Paul angenehm, aber nicht tief. Am 12. Juli 1799 schreibt er darüber an Otto:

„Ja ich bin oft eitel, aber frant und frei u. spielend, weil ich immer etwas in mir habe, was sich um keinen Beifal schiert. In meinem 10. Jahr erhob ich mich ohne Muster u. Nachahmer schon über Stand und Kleider u. war ein Republikaner im 18., u. finde noch jetzt hier einen Muth und eine Denkart gegen Fürsten in mir, die ich bei den großen Männern hier eben nicht so finde*). Ueberhaupt stieg ich ja in die Kletter der höheren Stände nur der Weiber wegen hinauf, die da wie bei den Raubvögeln größer sind als die Mänchen.“

Der gesellschaftliche Verkehr besonders in den kleinen Residenzen Deutschlands war damals ein anderer als jetzt; was wir die „gebildete Gesellschaft“ nennen, bestand fast nur aus dem Adel (an diesen schlossen sich die Dichter und Gelehrten an), weil er hauptsächlich ihre Werke las und verstand. Um nun als vollgültig von den höheren Ständen angesehen zu werden, bedurfte man eines Ranges, eines Titels. Diesem Gefühl konnte sich auch der republikanisch gesinnte Jean Paul nicht entziehen. So schrieb er schon am 27. Januar 1799 an Otto:

„Dein Stolz kan nicht mehr dagegen einwenden als] meiner gegen einen Kommerzienraths Titel — u. doch kauf ich mir noch einen, wenn man mir keinen schenkt. Der Titel sol nicht meine Verdienste repraesentiren, sondern praesentiren.“

Erklärlich wird uns dadurch seine wirkliche Freude über die Verleihung des Titels Legationsrath; er äußert sich gegen Otto am 22. August 1799:

„Das Wetterglas springt dem schönsten Wetter entgegen, und weißt Du was ich geworden? Den 15ten d. hat mich die Geheimrätthin Stoppenfels zum Thee, überreichte mir ein Dekret vom Herzog von Hilburgshausen, das mich zu nichts wenigerem erkläret

*) Am 13. Juli ebenfalls an Otto: „Du hast keine Vorstellung wie hier (in Weimar) um ein Eigen Regenschirm vom Thronhimmel geschoben und gezankt und gestoßen wird; ich sehe im Regen der Gruppe zu und bleibe Philosoph.“

als zu einem — Legationsrath, was doch immer etwas ist. Das Diplom verlangt, daß ich „von männiglich alle von diesem Karakter abhängende Praerogativen u. Personalfreiheiten genießen solle.“ Ich kenne noch keine einzige von diesen Personallizenzen u. habe noch wenig davon genossen; mache mich damit bekannt, damit ich darauf bestehen kan. Herder hatte die größte freude darüber*).

Anders Ch. v. Kalb, die in dem Stadium der Abkühlung wohl mit einiger Bitterkeit gegen Jean Paul bemerkte:

„Du Solst den Nahmen Deines Gottes nicht mißbrauchen“ das heißt Du solst Dir keinen Titel geben lassen. Ich vergesse immer alles. Darum vergaß ich auch zu sagen wie sonderlich mir neulich das gespräch bei Herders vorkam. Was Sie manchmal für Einfälle haben. Jeder ausgezeichnete Mensch raubt sich jeden Rang u. bekennet einen Unglauben — der sich einen Titel geben läßt — ein Titel ohne Amt — ist mir so wiederwärtig wie ein hölzernes Schaugericht. Ich mag nicht den Herrn Rath Richter bekomplimentiren es sey den daß Sie einmal für eine Pension von 1000 fl. aus Dankbarkeit sich einen Titel von einem Großen ausbitten. Aber mir schwand, das Titel Rang Abel u. Prinzen nicht lange mehr genannt werden.“

Jean Paul hatte auf der Frühlingsreise in Hilburghausen ein Fräulein am Hofe, Caroline von Feuchtersleben, kennen gelernt, „das edelste weibliche Wesen, das er noch je gefunden.“ Zu ihr zog es ihn wieder im September, und über sie schreibt er am 7. October 1799 an Otto:

„Ich kenne sie jetzt tiefer; noch in keiner weiblichen Seele fand ich diese hohe, strenge, unnachlassende, religiöse Moralität, die unerschütterlich und unbeflehtlich bis in die kleinsten Zweige treibt. Bei ihrer moralischen Zartheit fühlt man, daß man leider in Weimar lange gewesen. Sie würde, wenn ich mit ihr verbunden wäre, mein ganzes Wesen bis auf den kleinsten Flecken austreinigen. Sie liefert nicht, wie Mädchen blos um ein sentimentalisches Manna auf der Zunge zerfließen zu lassen: sondern um auch zu lernen. Sie macht Verse; daher kan sie die Satire über die weiblichen Verse in J. P.'s Briefen, nicht vergessen, sie sei wahr, aber zu bitter.

Den ersten Tag kam ich in Hilburghausen an u. gieng unangemeldet zu ihr. Das Zimmer war leer; sie wurde aus dem Garten von der Magd geholt. Sie kam fast sprachlos und schrieb es dem — Laufen zu, welches glaublich genug ist. — Zwei Tage darauf war ich bei ihrer Schwester, der vermittelten Frau von Bet, in Gesellschaft geladen. Im größeren Zimmer stand der geheizte Ofen, dan kam das, worin die Gesellschaft war; aber die Thüren waren offen für den Durchzug der Feuerung. Ich meines Orts begab mich oft ins größere, dunklere und Caroline kam nach. Hier giengen wir auf u. ab, u. häufig vor der hellen bevölkerten Oeffnung vorbei; aber immer feltener; blieben länger am Ofen -- sie sagte mir ihr Herz und sank mit ihrem Kopf an meines und ich gab ihrem Auge den ersten Kuß.“

Doch gleich in den nächsten Tagen trat das Schreckgespenst auf, das hauptsächlich ein halb Jahr später den ganzen Liebestraum vernichtete:

*) Der „Legationsrath“ zwang ihn auch zu einer Verfeinerung seiner äußeren Erscheinung. Er schrieb darüber an Otto unter demselben Datum in derb humoristischer Weise: „Ich bekomme so ein Stück des bürgerlichen Lebens nach dem andern auf den Leib. Vorgesestern lies ich mir Moralitätshosen (Unterhosen) anmessen, weil ich bisher nicht klug werden konte, warum gerade meine Hosen so verdamt indezent aussahen, ich mochte es farten wie ich wolte, — niemand kan für Segen —, bis ich den Doctor (Herder) fragte, der ein Wort zu seiner Zeit fallen lies. U. eine Woche vorher hat' ich mich heftig gegen diese enge eitle Einhülzung erklärt. So wird der Mensch erzogen u. geplagt.“

der Widerspruch der aristokratischen Verwandten. Zur Zeit der ersten und heimlichen Verlobung bekämpften er und sie es mit Erfolg.

„Wenn man meine Liebe stört und martert, windet mein Inneres wie eine Schlange sich auf und steht fest; wenn man sie erduldet und nährt, bin ich ohnmächtig u. folge (doch mehr in den Höfer Zeiten). — Widersprüche sind die weiblichen Reime in einem weiblichen Kopf. Ich sagt ihrs. Aber dan bleiben wir ungeschieden bei einander. Ich schweige über den Regenbogen und Morgenthau der lichten Stunden, die nun hinter einander zogen — u. über Ihr Hingeben u. Vertrauen u. Gehorsam. Der Grundton, aus dem sie den ganzen Tag spielt, ist — ewige Heiterkeit u. Scherz, die unerwartet in einem so weichen Herzen wohnen. Da sie etwas zurückhaltendes gegen vornehme, u. etwas kurzabthwendendes gegen gemeine Leute hat: so scheint sie stolzer als sie ist. Die Gute sagt immer, sie sei zu kühn, nämlich eine Hermine sein zu wollen sie ist aber für den J. P. gut genug, geschweige für den H. Fünf u. zwanzig Jahre wurde sie am Sonabend, wo ich abreisete. Auf ihren Muth, künftig durch alle adeliche Verhaue durchzudringen, kan ich bauen; die feine Mutter erräth gewis alles; u. da sie schweigt, bejaht sie.“

An Dertel 27. December.

„Das edelste weibliche Wesen, G. v. Feuchtersleben, mit dem ich meine vorigen Spiel-Kameradinnen der Liebe gar nicht vergleichen darf, wird im künftigen Jahre die Meinige, wenn die verneinenden Verwandten bejahren.“

Nach Weimar im October zurückgekehrt wirft J. Paul in einem Brief an Otto (2. November 1799) einen kurzen Rückblick auf seine früheren Liebesverhältnisse:

„Ich erschreke, wenn ich jezt zu den ausgebranten Ehe-Skratern hinübersehe, in die ich so oft zu fallen im Begriff war, wenn keine fremde Hand mich gehalten hätte. In Jena, in Leipzig, Eisenach, Gotha (denn ich habe Dir nicht alles schreiben können) Hof u. s. w. u. s. w. hieng alles nur an einem Haar, so hieng ich selber im Haar als elender Schmeusvogel. In ihr schlingen sich so viele moralische Staubfäden u. Farben zusammen, wovon Du keine einzige nehmen kannst, ohne den Kunstgärtner — mich — zu verderben.

Wir unerwartet, macht mich meine durch Caroline befriedigte Seele härter urtheilend über alle Weiber. — „Jugendliche Wünsche“ gewisse hat freilich der Teufel geholt, aber schon vor 7 Jahren; andere leben mit mir fort bis ans Sargheil hinan.“

4. Febr. 1800.

„Mein Herz schmachtet nach meiner Caroline u. Gott hat uns beide für einander erzogen. Wie mußst' ich Irwege betreten so hart neben dem richtigen Weg! Die gute sich selber nur nicht fassende Charlotte hat viel zu verantworten u. doch hat sie mehr auf meine Urtheile als Gefühle und Thaten gewirkt. Wie wollen wir (Caroline u. ich) unsere gegenseitigen Unähnlichkeiten auswechseln u. gerade dadurch ähnlich werden. Mit Charlotte bin ich außer Verhältnis; aber durch ihre Schuld. Meine Seele sol nie eine Liebe über die höchste vergessen. Ich kan ihr keine heißere und heiligere Freundin geben als meine Caroline.“

Charlotte, welche Jean Paul während seiner Herbstreise nach Hildburghausen zum Besuch auf ihrem in der Nähe gelegenen Gute vergebens erwartet hatte, gratulirt zur Verlobung, die sie durch andere erfahren, in folgender höchst eigenthümlichen, ja spöttischen Weise:

„Einen Brief waren Sie mir nicht Schuldig — aber nur die wenigen Worte, „Ich kann nicht kommen, ich Reise jezo wieder nach Weimar.““ Oder wie es im Evangelio stehet als die Gäste nicht kommen wolten: „Siehe ich habe ein Weib genommen darum kann ich nicht kommen u. s. w.“ — Damit hätten Sie alle Heilige im Himmel verstanden. — U. so wären Sie wahr und höflich und glücklich zugleich gewesen. Ich hatte die Meynung schon aufgegeben Sie hier zu sehen. Aber ich mußte ja den schriftlichen Worten Glauben mit denen Sie mir sagen, „Ich schreib Ihnen aus Hilburghausen u. bitte Sie um Pferde.“ — Also blieb ich zu Hause u. schonte die Pferde. So vergingen einige Wochen. Endlich schickte ich einen Booten nach Hilburghausen, dieser brachte die Nachricht zurück, daß Sie in einer Witterung die alle Straßen in Wähe verkehrt ihren abflug nach Weimar unternommen hätten; wie sonderbar ist es doch, daß man in derselben Witterung wohl 30 stunden Reisen kann, aber ohnmöglich wegen dieser Witterung in einer Leichten Equipage 4 stunden bequem fahren. Das wasser war wohl das Element nicht was Sie fürchteten!

Fräulein von Feuchtersleben wird als eine verständige angenehme Person geachtet. ich u. Herr von Kalb freuen uns Ihrer Verlobung!“ —

Die Zustimmung der vornehmen Verwandten erfolgte erst Anfang Februar 1800. Es scheint aber weniger die bürgerliche Abkunft Jean Pauls das Hinderniß gewesen zu sein, als die Sorge um die künftigen finanziellen Verhältnisse. Das geht aus dem Briefe Jean Pauls an Otto vom 5. Februar 1800 hervor:

„Heute wurde mein Schicksal mit Caroline entschieden. Sie gestand im December ihrer Mutter das Verhältnis. Ernestine (v. Bek, ihre Schwester) meldete mir die Stürme; die Herzogin nahm die Leidende in Schutz. Das packte nicht für meinen Charakter; Herder rieth mir, durch die Herzogin mir ein Kanonikat bei der Königin zu verschaffen; das schlug ich noch mehr aus. Nun schrieb ich meine litterarischen u. kameralistischen Verhältnisse an die altdeutsche Ernestine. Endlich erfolgte der Sieg. U. so hab ich mein Herz am Herzen, die Reine u. Feste u. nichts tritt mehr zwischen die Geister. Ach ich hatt' ihr alle Martern mit einem (früheren) Briefe meiner Verhältnisse ersparen können, wenn ich Erlaubnis gehabt hätte, ihn zu schicken. Und diese Gute selber errieth nichts davon; u. gab ihre Zukunft fast der vermutheten Armuth hin.“

Einige Monate später (1. April 1800) schildert er sie an Jacobi mit folgenden Worten, aus welchen jedoch eine scharfe Ungleichheit der Charaktere hervorgeht:

„Sie hat einen ernsten strengern Geist als meiner ist, der oft das Steckenpferd des Sternischen ist; desto besser wird sich Strenge u. Nachgiebigkeit ausgleichen. Bei der zartesten Weichheit der Empfindung die kühnste Festigkeit des Entschlusses u. allen Stolz der weiblichen Ehre. Gegen die Verwandten, die uns zertheilen wolten, kämpfte sie, indem sie sich zum Doppelopfer der Liebe für jene u. mich machte, schonend, fest u. siegend an. Ihr sind alle künftigen Schicksale mit mir gleichgültig; sie treibt jetzt eben so eifrig die Haushaltungskunde als sonst Botanik und Astronomie. Wie wil ich mit lustigen Worten ihre überströmende Liebe, die Kraft, Wünsche unterzuordnen u. Leiden mit Lächeln zu bedecken, die äußere Heiterkeit dieses von Jahre langen Schmerzen erzeugenen Herzens malen! Ich werde mich neben Caroline heiligen.“

Das Leben in Weimar glitt in diesen Wintermonaten fröhlich und ermunternd für Jean Paul dahin. Tagsüber vertiefte er sich in die

schwierigsten Probleme fichtischer Philosophie*) und vollendete seine *Clavis Fichtiana*; Abends erholte er sich meistens in Herders Familienkreise mit der spielenden und liebenswürdigen Art, welche ihm eigenthümlich war und wie ein leichter Schleier sein tieferes Empfinden überdeckte. Er schreibt an Otto 14. März 1800.

„Mein Verlust, wenn ich von 'meinen Herders' scheide, ist weder zu ersetzen noch zu vergleichen. Ein solches Verstehen — eine solche Ergiebigkeit — eine solche Spas-
haftigkeit kann ich nicht mehr selber haben oder bei anderen finden! Ich habe endlich ein gewisses logisches Uebergewicht über den göttlichen Pegasus**) erworben; nur mach ich zuviel Spas u. preise mich zu oft, was jetzt er u. die andern auch für ihre Person anfangen. Uebrigens bin ich der alte Nar u. die Hauptquäsion jeden Abend ist blos, sobald mein Geliebter um 10¹/₃ Uhr fort ist, wie der Liebende von den 2 Märgen***) fortzutreiben sei. Wir haben einmal alle eine lange Disputierübung über das (mein) Küffen gehalten. Die wichtigste Eroberung, die ich seit Jahren gemacht, ist eben die Tochter, die mich sonst „als einen zu gelehrten Herrn“ vermied. Es ließe sich viel darüber sagen, d. h. denken, daß diese Schöne — das schönste Märgen in Weimar — nebst meiner Cousine (jener Auguste) in voriger Woche abends in scherzender Märgetracht mit mütterlichem und väterlichem Vorwissen) zu mir gekommen um mir ein Billet von der „Luise Herder“ zu bringen. Ich hatt' es sogleich heraus aus den niedrigsten Augen und strafte auf der Stelle solche widerrechtliche Täuschungen des Publikums, so gut ich in der Eile konnte.“

Am 25. März.

„Ein weicher Gott stieg an meinem Geburtstag in mein Herz herab. Ich feierte ihn des Frühlings wegen am 20.; den wahren weiß ich nicht; in Leipzig feierte ich 2 hinter einander. Auguste schickte mir die erste Schöpfung ihrer stückenden Kunst — Caroline eine, selber Herdern entzündende, Stickerie — Luise u. die Herder einen Blumenstock u. Biscuit; u. um 11 Uhr kamen sie alle selber, himmlisch gekleidet. Ich weinte vor Freude und Liebe. Nachmittags schickte die Herzogin einen blühenden Rosenstock — für den Bedienten 1 Thlr. doucour. O Gott, wenn man immerfort lieben könnte u. dürfte u. recht innig, was brauchte man dann noch auf der Erde oder hinter der Erde? — Gute Caroline, ich sagte Dir die Zusammenkunft in Ilmenau aus guten Gründen ab: könntest Du es wissen, wie sich jetzt auf einem andern Blatte meine Seele so unaussprechlich nach Deiner reinen, frommen, festen sehnt). — Wie wil ich Dir sagen, Otto, wie ich sie achte! Nicht blos liebe; denn das ist viel leichter.“

*) So schrieb er an Jacobi 3. März 1800: „Du solltest nur wissen, was täglich u. wie eilig; u. nicht etwa Welten, sondern Weltssysteme in Nebelstücken-Gestalten durch meine Seele brausen. Mich wundert nur, daß ich noch den gemeinen Menschenverstand habe.“

**) Schon früher hatte J. Paul an Otto geschrieben, daß er „der syragistischen Zufälle wegen“ folgende Chiffren gebraucht:

Arche für Götze
Taube für die Herzogin
H. Geist = verwittwete
Pegasus = Herder
Nachtigal = die Gattin Herders
Osterlam = den Herzog.

***) Louise, die Tochter Herders, und Auguste, die 14-jährige Tochter der Frau von Bel in Hildburghausen, welche in Benstou bei Herders wohnte.

†) C. v. Herder warnte ihn dringend, das gewünschte Zusammentreffen in Ilmenau nicht abzulehnen: „Nach dem, wie ich die weibliche Natur kenne, wird u. muß es die

Am 2. Mai 1800 fand endlich doch die Begegnung zwischen Caroline von Feuchtersleben und Jean Paul in Ilmenau statt; letzteren begleiteten Herder und seine Frau. So glückverheißend jenes Wiedersehen von Weiden*) erstrebt worden, so schroff, jäh und zerreißenb endete es der Verlobte selbst. Die langwierigen, kleinlichen Verhandlungen mit den Verwandten hatten ihn, den nun hochberühmten Schriftsteller tief verletzt; zu dem kam, daß ihm bei näherem, wenn auch brieflichem Verkehr, einzelne Eigenschaften Carolinens unsympathisch berührten. Er schreibt an Otto:

„Lauter moralische kleine Ecken, Unähnlichkeiten (die aber das ganze Glück der Ehe nehmen) trieben mich anfangs in Ilmenau in mein altes trotziges Fieber“ — — „In einem alten Brief an Dich gab ich Dir den Fingerzeig dieser Zukunft. Ein gewisses Absprechen, Unnachgiebigkeit u. eine parziale Liebe, die nicht zugleich eine kosmopolitische ist, erbuld ich schwer. Herder fand Caroline über alle meine Malereien u. fast über alle Weiber, und betete sie an, wie sie ihn anbetete. Herder hielt mir eine (leere, unrechtmäßige, aber) liebende Predigt vor ihr, aber leider mit der Berechtigung seiner rührenden Stimme, welche sie in hysterische Krämpfe stürzte, — aber er rieth u. fragte u. entschied nicht (wenigstens nicht vor mir). Die Herder hingegen zankte sich, während Caroline in Zuckungen lag, mit mir mit Furienaugen. Ich wurde auch wild, aber nicht zu wild. Später nahm man zurück. Mein erster Brief (nach diesen räuberischen Griffen zwischen 2 entblößten Herzen) an Caroline stellte ihrem Entscheiden alles heim, legte ihr aber das Nein am nächsten; mein zweiter sagte das Nein.

Das Schicksal hat mich in meinen Herznerven gemishandelt — es schenkt mir alles über u. um das Herz, aber das Innerste zerschneidet es. — Mein Geist flattert wieder poetisch in weiten ätherischen Räumen, blickt aber doch neben der Wolke auf ein festes Steinrizen-Nest herab, um im Schneegeföber des Lebens darein zu kriechen.“

Einige Tage später schließt er einen kurzen Brief an Vertel mit den Worten:

„Der Ris ist gethan u. auf einmal — aber alles ist gut u. wir stehen, obwohl mit zerschnittenem Bande, nebeneinander. Ich habe 2 fürchterliche Tage gehabt u. weiter nichts.“

Freitag den 23. Mai 1800 reiste Jean Paul nach Berlin; hier enthusiastisch von Männern und Frauen empfangen, blühten ihm neue Lebensfreuden auf, die im Frühjahr 1801 ihren Höhepunkt in der glücklichen Verheirathung mit Caroline, der Tochter des Obertribunalrath Mayer erreichten.

Caroline unsäglich schmerzen, der Aufschub des Rendezvous in Ilmenau. Diese Reise, die Veränderung des Orts, Ihr Wiedersehen würde der Guten Geistige u. Körperliche Arznei seyn — glauben Sie mir das Lieber — haben Sie indessen andere Pläne, so muß ich wohl meine reizere Ueberlegung Ihrer nicht so reifen unterwerfen.“

*) Denn er schreibt noch am 1. Mai an Vertel: „Morgen fahr ich mit den Herders nach Ilmenau, wohin uns Caroline, nach der Herder sich ebenso sehnet wie ich, mit Augustens Mutter entgegenkommt. Möge Dein Mai ebenso schön ausfallen.“



Mirax.

Träume eines modernen Geistessehers, erläutert durch Träume
moderner Metaphysik.

Don

Kurd Tafwitz.

— Gotha. —

Heino Mirax hatte eben in der Zeitschrift „Mysterium“, Organ für überfinnliche Weltanschauung und Experimental-Metaphysik, einen seiner tiefsinnigsten Artikel veröffentlicht: „Ueber die Anwendung der Entwicklungstheorie auf die künstliche Züchtung der Weltseele.“

Man fand denselben epochemachend überall, wo man überzeugt war, daß die moderne Wissenschaft auf dem Holzwege sei. Daß sie sich in der That auf dem Holzwege befindet und umkehren muß, ergiebt sich für einen Kopf, der nicht durch gelehrte Studien gründlich verdorben ist, äußerst einfach. Es ist nämlich ungemein schwer, den gesammten Gedankenvorrath richtig zu verdauen, welchen die Geistesarbeit von Generationen unter dem Namen der Wissenschaft angehäuft hat. Der Mensch möchte doch aber gern etwas vom tiefsten Wesen der Welt verstehen, ohne ein halbes Leben lang darüber zu studiren. Da es nun nicht mehr möglich ist, beim Zeitungslesen nebenbei zur Wissenschaft zu gelangen, so muß die Wissenschaft zum Menschen kommen, der so beschränkt in seiner Zeit ist; das heißt: sie muß umkehren, sie muß wieder einfach werden, so einfach, daß ein Jeder sie versteht, der nur hin und wieder einen Blick in ein Journal wirft.

Es ist eines der gelehrten Vorurtheile, welche endlich ausgerottet werden müssen, daß es schwierig sei, eine Wissenschaft zu reformiren. Man braucht dazu weiter nichts als einige Principien und eine Methode. Heino Mirax hatte Beides.

Als Principien nahm er irgend welche beliebigen Sätze aus dem täglichen Leben, aus dem Sprichwörter- oder Märchenschatz der Völker oder aus einer der umzukehrenden Wissenschaften, vorausgesetzt nur, daß sie Niemand bezweifeln konnte. So z. B.: „Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist“, oder: „Ein Tischlein = deck' = dich wäre eine schöne Sache“, oder auch den ziemlich feststehenden Satz: „Die lebenden Wesen sind in einem allmählichen Vervollkommnungsproceß begriffen.“

Seine Methode bestand darin, daß er diese Sätze auf ein beliebiges fremdes Gebiet anwandte, nur mit der Vorsicht, daß man auf keine Art nachweisen konnte, ob sie dort auch anwendbar wären. Darin lag eben das Neue, wodurch er die schwierigsten Räthsel des Daseins mit Leichtigkeit löste. So bewies er z. B., daß es auf der Sonne Bewohner gäbe, welche sich von Meteorsteinen nährten. Denn da man das Eisen schmieden muß, so lange es heiß ist, da aber die Spektralanalyse nachweist, daß es auf der Sonne glühende Eisendämpfe giebt, so muß es auch Wesen auf der Sonne geben, welche das Eisen schmieden; und da ein „Tischlein = deck' = dich“ eine hübsche Sache ist, so steht zu vermuthen, daß jene Wesen auch gern vom Himmel gefallene Speisen haben möchten. Nun fallen aber die Meteorsteine vom Himmel und bestehen aus Eisen — folglich sind sie die Lieblingsspeise der Sonnenbewohner. Da endlich wir Menschen noch nicht Eisen verdauen können, die lebenden Wesen jedoch in einer Fortentwicklung begriffen sind, und endlich die Sonne älter ist als die Erde, so folgt daraus: 1) Die Sonnenbewohner sind höher organisirte Wesen als die Menschen; 2) Die Menschen werden später dazu kommen, Eisen zu verdauen; 3) in einer — allerdings noch weit entfernten — Zukunft wird man zum Nachtsich den Gästen Granaten in den Mund schießen. Es muß freilich hinzugefügt werden, daß die letzte Folgerung nicht von allen Anhängern des Heino Mirax zugegeben wurde, und daß sie auch in der That nicht ganz unbedenklich ist; die Neu-Miraxianer, welche dieselbe leugnen, haben vielleicht Recht. Aber auf Grund der beiden ersten Sätze hatte sich Mirax eine zuverlässige Schule geschaffen, welche Alle umfaßte, die das Bedürfniß hatten, etwas bisher gänzlich Unbekanntes durch eine unbefangene Logik zu erfahren. Sie erklärten Heino Mirax für einen der tiefstinnigsten und zugleich klarsten Denker aller Zeiten. Er auch.

Aber Mirax führte nicht nur die Naturforschung neue Wege, er brachte auch die Philosophie in erstaunlichen Schwung. Es ist unleugbar, daß ein Faß Wein nicht ausläuft, wenn man nur ein einziges kleines Loch hineinbohrt; daß dagegen der ganze Inhalt ausströmt, wenn man dem Faße den Boden ausschlägt. Auch muß zugegeben werden, daß das Gedächtniß gewissermaßen das Gefäß ist, welches das Gesamtwissen der Menschheit zusammenhält. Mirax berief sich in dieser Hinsicht auf Kant und Goethe, und man weiß, daß Mirax ein Kenner dieser nicht unbedeutenden Schriftsteller ist. Das lächerliche Geschrei einiger Professoren, daß sich ein solcher

Ausspruch weder bei Kant noch bei Goethe finde, noch auch nach der ganzen Eigenart dieser Geister bei ihnen sich finden könne, ist als lediglich dem Brotneid entflammend kurzer Hand zurückzuweisen. Man darf zuversichtlich erwarten, daß kein Miraxianer die Schriften jener Männer selbst nachlesen wird. Mit Hilfe der beiden obigen Principien schloß Mirax, daß, wenn man nur in das Gedächtniß der Menschheit ein genügend großes Loch schlagen könne, sofort der gesammte Wissensinhalt auslaufen würde. Man könnte denselben alsdann auffangen und auf Flaschen ziehen. Darauf wollte er seine neue Pädagogik gründen und so die Erziehung der Menschheit endlich in Ordnung bringen. Die Zeitschrift „Mysterium“ veröffentlichte eine Reihe von Artikeln, worin mit Replikten und Duplikten heftig gekämpft wurde, welche Gestalt die anzuwendenden Geisflaschen haben sollten; es ist bedauerlich, daß darüber Streit entstehen konnte, da die altdeutsche Form des „Nürnberger Trichters“ zweifellos die einzige ist, welche der nationalen Würde entspricht. Hoffentlich nimmt der Staat bald die Sache in die Hand.

Nicht zufrieden mit seinen bisherigen Erfolgen gedachte Heino Mirax nunmehr die Weltentwicklung überhaupt in beschleunigtere Gangart zu versetzen. Längst hatte er erkannt, daß die Schwäche der modernen Naturwissenschaft in ihrer Beschränkung auf die Gesetze der stofflichen Welt bestehe. Mit dem Ausmessen und Berechnen der Sternenbahnen, der Erforschung von Land und Meer, dem Abwägen von Kohlenstoff und Sauerstoff, mit der Beobachtung der Nervenproceße, der Zellenbildung, der organischen Fortpflanzung — mit alledem sichtet man ja doch nur an dem äußeren Gewande der Natur herum. Man mag dadurch die materielle Welt beherrschen, aber man lenkt sie nur künstlich wie ein Pferd am Zügel, nicht durch die Anfeuerung des inneren Triebes. Mirax ging tiefer; er beschloß, die Weltseele selbst zu züchten.

Es ist einleuchtend, daß die gesammte Natur ebensogut wie der Mensch ein inneres Bewußtsein, ein Gefühl ihrer selbst besitzt. Die alten Griechen bis Plato waren darüber nicht im Zweifel gewesen; erst die moderne Wissenschaft seit Descartes und Galilei hatte es vergessen. Nicht so Mirax; er griff der Natur in den Busen, von innen heraus wollte er sie fördern. Man sage nicht, daß eben der Körper das Einzige sei, wodurch der Geist zugänglich und anderen vermittelt werde. Die Experimente über den körperlosen Verkehr der Geister haben diese Ansicht widerlegt; das Hellsehen und der Spiritismus bilden von nun ab die Mittel, der Natur nicht mehr auf den Leib, sondern direct auf die Seele zu rücken. „Der Darwinismus muß spirituell werden!“ Mirax sprach das große Wort gelassen aus. Noch mehr! Die Weltseele muß künstlich gezüchtet werden! Nicht mehr die Naturkräfte — Licht und Wärme — und die Naturerscheinungen — Sternenhimmel, Atmosphäre, Erdrinde — dürfen das Object der Wissenschaft bilden, sondern die Naturseelen, die Geister, welche die Innenseite

dieser Kräfte und Erscheinungen repräsentiren. Unmittelbar auf die Elementargeister sollte man wirken, in ihnen den Trieb nach Vervollkommnung wecken, und durch künstliche Auslese, Zuchtwahl und Vererbung — denn warum sollen nicht auch die Geister sich fortpflanzen? — sie zu einer gedeihlicheren Entfaltung ihrer Kräfte bringen. Man braucht dann nicht mehr die Gesetze der Electricität mühsam zu studiren; man ruft den Geist derselben — nennen wir ihn Elektra — und veranlaßt ihn, uns ohne Draht und Batterie zu dienen. Schon Faust hatte etwas Aehnliches gewollt, als er seine Geister beschwor; aber in jenem dunklen Zeitalter fehlten ihm noch die Mittel zur richtigen Durchführung, und deshalb hätte Goethe auch besser gethan, den Faust nicht zu schreiben. Mirax wußte die Sache methodischer aufzufassen. Das Darwin'sche Grundgesetz von der fortschreitenden Entwicklung der Organismen steht fest. Beruht nun diese Entwicklung auf dem mechanischen Einflusse der Naturkräfte? Da hat Häckel offenbar vorbeigeschossen; das Bewußtsein selbst ist es, welches zu entfalten ist! Mirax wandte das Entwicklungsgegesetz auf die Elementarseele an. Der Erdball hat eine Seele. Sie befindet sich noch in einem unvollkommenen Zustande des Bewußtseins. Wenn es nun gelänge, die Erdseele zu erziehen, zu entwickeln von innen heraus, welche Fülle von irdischem Fortschritt müßte sich ergeben! Was nützt das Herumgraben und Analysiren in der gravitirenden Masse, die man Materie nennt! Das Ursprüngliche ist der psychische Zustand, das Bewußtsein, und diese Erde ist nur eine niedere Form, eine untergeordnete Seinsart des Geistes. Mirax zog die Consequenz der neuesten Entdeckungen, indem er Spiritismus und Darwinismus zum metaphysischen Monismus oder sogenannten Mystotranscendentalismus verband. Wir Menschen sind die höchste Stufe der Wesensreihe, weil wir es bis zur Entwicklung des Selbstbewußtseins gebracht haben, zum Unterschiede von Ich und Welt, der wir gegenüberstehen. Jene niederen Geister, wie z. B. der Erdgeist, den die Geologen Erdrinde oder Lithosphäros nennen, sind noch nicht so weit. Sie haben ebenfalls Bewußtsein, aber sie sind bloßes Subject; sie erleben Alles nur als wechselnde Zustände, ohne zu wissen, daß sie selbst es erleben, daß sie etwas sind und etwas vermögen. Wenn der Erdrindengeist z. B. es dazu brächte, Selbstbewußtsein zu erlangen, so würde er dem Menschen ebenbürtig, ja durch die Größe und Mannigfaltigkeit seines Körperbaues — der Erdrinde — ihm vielleicht überlegen sein. Und wenn auch die Menschheit darüber zu Grunde ginge, ihr Wesen selbst, die höhere Stufe des geistigen Seins, würde als Idee in dem zum Selbstbewußtsein gekommenen Erdgeiste fortleben; er würde den Weltproceß weiter denken, wo die Menschheit ihn abgebrochen hat.

Das ungefähr war der Gedankengang, welchen Heino Mirax in seinem Artikel „Ueber die Anwendung der Entwicklungstheorie auf die künstliche Züchtung der Weltseele“ durchgeführt hatte. Jetzt kam es nur noch darauf

an, einen Elementargeist, also etwa den Geist der Erdrinde, zu veranlassen, daß er sich selbst über seine vielversprechende Zukunft aufkläre. Hätte er erst einmal eingesehen, daß ihm bloß das Selbstbewußtsein fehle, um in die höhere, ja die höchste Stufe des Geisterreichs einzurücken, so würde er sicher alles daran setzen, um zum Selbstbewußtsein zu gelangen. Welcher Erfolg, wenn Mirax diese künstliche Züchtung einer Seele der Natur zu Stande brächte!

Sollte es nicht genügen, daß der Erdgeist Gelegenheit bekäme die Abhandlung unseres Denkers zu lesen? Daß er ein niederer Geist ist, der vielleicht gar nicht lesen kann, macht dabei nichts aus. Denn die Elementargeister sind, wie Mirax zweifellos festgestellt hat, nicht niedere Geister in dem Sinne, wie z. B. die Hunde es sind, welche im Allgemeinen das Lesen nie lernen; sondern niedere Geister sind sie nur im mystotranscendentalen, nicht im organischen Sinne, sie sind ganz menschlicher Art, wie die Spirits, nur daß sie eben kein Selbstbewußtsein besitzen. Das ist gerade das Feine am Miraxianismus, daß er den bisher nur bekannten organischen durch den mystotranscendentalen Unterschied ersetzt hat, und wer das nicht versteht, der ist nicht werth, daß die Wissenschaft um seinetwillen umkehre.

Um sich seiner Sache zu vergewissern, ließ Mirax noch den Geist des großen Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim citiren, der sogleich erschien und ihm eröffnete, daß in der That der Erdrindengeist Lithosphäros ein Freund guter Lectüre sei. Die Einwirkung durch die Presse sei nicht nur für die politische Volksbildung, sondern auch für die mystotranscendental-entwicklungstheoretische Erziehung der Elementargeister der passendste und wirksamste Weg. Darum habe er auch seiner Zeit deutsch geschrieben. Aber die Adresse des Erdgeistes wußte er ihm nicht anzugeben. Das Sicherste sei, wenn Mirax mehrere Separatabzüge seiner Abhandlung in die tiefsten Bohrlöcher der Erdoberfläche hinabwerfen lasse. Heino Mirax fand zwar dieses Mittel etwas materialistisch; aber da es ein Experiment an werthlosen Objecten war, so konnte er es ja einmal probiren.

* * *

Der Erdgeist stand gerade in seinem Casino auf der Regalbahn und hatte soeben eine Kugel geschoben, daß sämtliche Porzellantassen in Mitteleuropa klapperten und die Geologen nach ihren Seismographen liefen, um zu sehen, ob es auch wirklich gebebt habe. Es waren da bei ihm noch einige außer Dienst gestellte Elementargeister, nämlich die pensionirten griechischen Götter Poseidon und Hephästos, welche aus Aerger über ihre Verbannung von den Menschen jetzt dem Erdgeist im Casino das Bier abgewannen; ferner ein abgestorbener Geistir aus Island und ein alter ausrangirter Gletscher, der mit der Zeit nicht mehr fortkommen konnte und deswegen zurückgegangen war. Diese Herren bildeten das Regelkränzchen des Erdrindencasinos, und es war recht gemüthlich dort; denn sie sprachen

alle nicht viel. Die Götter schwiegen, weil sie kein Deutsch verstanden und die andern nicht griechisch. Der Geisir war heißer, denn seine Luftröhre saß ihm voll Rißelsinter; und der Gletscher hatte Schmerzen in seiner Stirnmoräne, woraus durch Mißverständnis des Geologischen der Name Migräne entstanden ist. Der Erdgeist jagte auch nichts, weil ihm nichts einfiel; aber er bezahlte, so oft er verlor, und das war die Hauptsache.

Als sich der Erdgeist aus seiner Reglerstellung wieder aufrichtete, stieß er mit dem Kopfe an eine stählerne Röhre, die inzwischen aus der Decke hervorgebrungen war.

„Poß Glimmer!“ schrie er, indem er die Spitze des Hohlbohrers abbrach. „Was sich nur da oben für ein Gefindel breit macht, das Einem aller Ecken und Enden die Haut durchsticht!“

„Das ist vielleicht so ein Kabel,“ sagte der Gletscher, „wie sie es dem Vetter Meergreis um den Leib gelegt haben. Es soll gut gegen Rheumatismus sein.“

„Der Meergreis ist ein Esel,“ murmelte Poseidon. Aber weil er auf griechisch murmelte, so meinten die Andern, es wäre etwas sehr Schönes und gaben ihm ganz Recht.

„Ich bin mit einem Seehund befreundet,“ krächzte der Geisir; „der ist dort oben wohl bewandert; man sagt sogar, er sei ein Organismus, und als solcher —“

„Was ist denn das, ein Organismus?“ fragte der Erdgeist.

„Das weiß ich nicht genau, aber jedenfalls etwas sehr Vornehmes; denn er hat Verkehr mit den Zweibeinern, welche Sie in die Haut gestochen haben.“

„Wenn das ist,“ jagte der Erdgeist, und sah den Geisir wegen seiner hohen Bekanntschaft mit Interesse an, „so fragen Sie ihn nur einmal, was sich gegen das Krabbeln und Stechen in meine Rinde thun läßt.“

Dabei betrachtete er das abgebrochne Stück des Bohrers näher und bemerkte ein Papier in der Höhlung. Er zog es hervor und entfaltete die Abhandlung von Heino Mirax mit der Widmung: „Herrn Erdrindengeist Lithosphäros hochachtungsvoll der Verfasser.“ Das gefiel ihm, und er setzte sich sogleich auf sein Sopha, zündete ein Petroleumlager an und las, während die Andern weiterkagelten.

Mirax hatte die schöne Eigenschaft so zu schreiben, daß sich jeder bei der Lectüre seiner Aufsätze etwas dachte, und zwar allemal das, was ihm gerade in sein Behagen paßte; das war eben die neue Methode der reformirten Wissenschaft und ihr verdankte er seine Beliebtheit. So dachte sich auch der Erdgeist das Seine und schmunzelte. Er las die Abhandlung zu Ende, legte sie dann unter seine Steinkohlenpresse und sagte:

„Selbstbewußtsein also ist's, was mir fehlt! Es ist mir nur lieb, daß ich das weiß; es war mir schon immer klar, daß ich noch zu etwas Höherem bestimmt sei. Ich brauche mir also nur das Selbstbewußtsein zu verschaffen. Wenn ich nur auch das noch wüßte, was das Selbst-

bewußtsein ist und wie man's bekommt! Meine Herren, weiß keiner von Ihnen, was das Selbstbewußtsein ist?"

„Wenn Sie mir nicht sagen können, wie das auf Griechisch heißt, so kann ich Ihnen nicht helfen,“ meinte Poseidon.

„Wenn mir nur meine Stirnmoräne nicht so weh thäte,“ rief der Gletscher, „dann würde ich's gewiß wissen.“

„Ich bin mit einem Seehunde befreundet,“ grunzte der Geisir, „der ist sogar ein Organismus —“

„Das ist wahr,“ schrie der Erdgeist erfreut, „kommen Sie mit, wir wollen Ihren Seehund fragen. So ein Organismus muß das doch wissen.“

„Und er hat auch Verkehr mit den Zweibeinern,“ setzte der Geisir hinzu.

Sie kamen zu dem Seehund; der hatte sich gerade gewaschen, lag auf einer Eiszolle und philosophirte, d. h. die ganze Welt kam ihm als angenehme psychische Thatsache vor.

„Das ist hier der Herr Lithosphäros, Geist der Erdrinde,“ stellte der Geisir vor. „Sie würden, lieber Freund, mich sehr verbinden, wenn Sie ihm sagen wollten, was Selbstbewußtsein ist. Da Sie doch ein Organismus sind —“

„Was, Organismus?“ unterbrach ihn der Seehund unwillig. „Ich bin sogar ein Wirbelthier, und ich würde, wenn nicht die klimatischen Verhältnisse so ungünstig wären, ohne Zweifel schon längst zur Menschenwürde avancirt sein. Ich habe, wie Sie wissen, Umgang mit —“

„Entschuldigen Sie vielmals,“ sprach der Erdgeist, „wir wissen wohl, daß Sie mit Zweibeinern verkehren. Sie können mir daher gewiß sagen, was Selbstbewußtsein ist und wie man es bekommen kann; Sie haben es vielleicht sogar selbst?“

„Selbstbewußtsein? Man ist sich nicht ganz klar darüber, ob ich es habe; sollte ich es aber haben, so würde ich es Ihnen gern zur Verfügung stellen, falls Sie nicht etwa mein Fell damit meinen. Fragen Sie indes doch meinen Freund, den Eskimo.“

„Der Herr Seehund meint den Menschen,“ erklärte der Geisir. „Aber warum wollen Sie ihn nicht selbst fragen?“

„Ja, sehen Sie, unser Verkehr — nun natürlich, wir verkehren mit einander, das versteht sich von selbst — aber, der Verkehr ist etwas einseitig, wir verstehen uns nicht immer. Natürlich nur eine kleine Verschnüpfung, bei diesem Klima erklärlich.“

„Und worin besteht Ihr Verkehr, wenn ich fragen darf?“

„Er sichts nach mir mit seinem Spieße, und meine Familie liefert ihm dafür den Thran. Grüßen Sie ihn nur von mir.“

Damit schlüpfte der Seehund in's Wasser.

Der Erdgeist begab sich nun zum Eskimo, und der Geist fragte diesen, was Selbstbewußtsein wäre. Der Eskimo meinte, davon müßte er nichts. Aber der Geist setzte ihm auseinander, daß er es ganz bestimmt besäße, denn er sei ja ein Mensch; und das Selbstbewußtsein sei eben das, was den Menschen auszeichne, und es sei das Beste an ihm.

Da lachte der Eskimo und meinte, das hätte er ihm nur gleich sagen sollen; wenn es das Beste an ihm sei, so wolle er es ihm gern zeigen; er meine jedenfalls seinen Thranvorrath. Aber geben könne er ihm nichts davon. Wenn er indessen seine Frau mitnehmen wolle, so könnten sie sich eher einigen.

Der Erdgeist sah ein, daß er hier nicht an den Rechten gekommen war, und beschloß, die Menschen aufzusuchen, welche Bohrlöcher machen und Abhandlungen schreiben. Er reiste also nach Süden. Der Geist jedoch blieb zurück; er erklärte, es werde ihm dort zu warm, und außerdem würde ihm sein Freund, der Seehund, das übel nehmen.

Kaum war der Erdgeist nach Deutschland gekommen, als er alle Leute, die ihm begegneten, fragte, was Selbstbewußtsein sei und wie man es bekomme. Sie schüttelten aber den Kopf und verstanden nicht, was er meinte. Endlich sagte ihm Einer:

„Selbstbewußtsein? Das ist nämlich, wenn man sich was einbildet. So was können Sie bei uns überall finden. Gehen Sie man ruhig nach Berlin, das kenn' ich, weil ich dort gedient habe, und fragen Sie da, wo die eingebildetsten Leute sind.“

Sofort reiste der Erdgeist nach Berlin und fragte den Portier in seinem Hotel, wo die eingebildetsten Leute seien.

Der Portier konnte sich natürlich nicht denken, daß Jemand die eingebildetsten Leute suche; er glaubte sich verhöhrt zu haben, jedenfalls sei er nach den feingebildetsten Leuten gefragt worden. Daher sagte er:

„Die feingebildetsten Leute, mein Herr, sind die Herren Oberkellner der großen Hotels. Sie sprechen sämtliche Sprachen, machen die feinsten Verbeugungen und haben die neuesten Fräcke. Die gebildetsten Leute sind nächst dem die Herren Redacteurs und Journalisten. Sie wissen Alles und müssen auch Alles wissen, und wenn sie etwas nicht wissen, so brauchen sie sich bloß hinzusetzen um darüber zu schreiben, alsdann weiß es jedenfalls bald das Publikum. Recht gebildete Leute findet man übrigens auch zuweilen unter den Herrn Geheimrathen, Professoren, Commerzienrathen und geborenen Baronen.“

Der Erdgeist staunte über diese ungeheure Menge von Leuten, welche, wie er meinte, sich über den Begriff des Selbstbewußtseins klar seien. Sein Respect vor dem Menschengeschlechte stieg, seine Begierde nach dem Selbstbewußtsein wurde noch heftiger. Er ging zunächst zu dem Oberkellner und fragte ihn, was Selbstbewußtsein sei.

Der Oberkellner sah ihn von oben bis unten an, und da er ihm etwas schäbig vorkam, so niefelte er:

„Selbstbewußtsein ist, wenn man nicht unter fünf Mark Trinkgeld nimmt.“

„Können Sie mir nicht etwas davon ablassen?“ fragte der Erdgeist.

„Nun, weil Sie es sind,“ sagte der Oberkellner, „so will ich ausnahmsweise auch vier Mark annehmen.“

Da aber der Erdgeist keine Miene machte in die Tasche zu greifen, so begleitete ihn der Oberkellner an die Thür.

Der Erdgeist ging auf das nächste Redactionsbureau. Der Redacteur für das Feuilleton schwitzte gerade über seiner Sonntagsplauderei. Als er die seltsame Erscheinung des Erdgeistes sah, hoffte er auf einen interessanten Stoff und empfing ihn sehr höflich.

Gleich bei der stereotypen Frage des Erdgeistes erkannte der Redacteur, daß er es mit einem Original zu thun habe, glaubte aber, der Erdgeist wolle ihm einen Artikel anbieten. Er sagte daher:

„Selbstbewußtsein, mein Herr, ist ein philosophischer Begriff. Man hat darüber verschiedene Theorien, welche Sie im Conversationslexikon angedeutet finden. Sie müssen wissen, daß ich mich außerordentlich für Philosophie interessire, ich beschäftige mich selbst damit in meinen Mußestunden. Aber schreiben Sie um Himmelswillen nicht darüber! Ich zwar, für meine Person, würde Ihren Artikel mit Vergnügen lesen. Jedoch das Publikum! Ich bitte Sie, wie können wir unserem Publikum so etwas bieten! Die Zeitung verlöre sämtliche Abonnenten. Nur nichts Philosophisches! Das Publikum mag davon nichts wissen. Nur nichts, was ernste Aufmerksamkeit erfordert! Höchstens noch ein paar Gespenstergeschichten wie sie Mirag erzählt; aber mit ein paar Scataufgaben wäre mir besser gedient.“

Da der Erdgeist sah, daß er auch hier nicht zu seinem Ziele komme, so verabschiedete er sich und beschloß, sich nunmehr an die Herrn Geheimräthe zu wenden. Aber wie viele er auch fragte, über das Selbstbewußtsein konnte er keine Auskunft erlangen.

Ein Geheimer Medicinalrath hörte ihn aufmerksam an, befühlte seinen Kopf, sah ihm in die Augen und ließ sich die Zunge herausstrecken. Dann sagte er:

„Das Selbstbewußtsein beruht vermuthlich auf der Thätigkeit der Großhirnrinde. Es scheint, daß Sie kein normal entwickeltes Großhirn besitzen. Wenn es Ihnen gelänge, durch sorgfältige Kopfmassage die Hirnthätigkeit zu stärken, so wäre es möglich, daß Ihre geistige Organisation sich vervollkommnete. Auf jeden Fall sind Sie von meinen Kollegen falsch behandelt worden; sie verstehen sämmtlich nichts. Im Uebrigen rathe ich Ihnen zu dem von mir empfohlenen Krasileguminoßen-Extract. Mit den philosophischen Begriffen aber quälen Sie sich nicht weiter ab; das ist alles dummes Zeug. Was uns nicht in den Organen wächst, das kann

uns auch nichts helfen. Die Consultation kostet fünfzig Mark, die mein Diener in Empfang nimmt. Adieu!"

Endlich trat er in das Comptoir eines Commerzienrathes. Das war ein leutseliger Herr, der ihn zum Frühstück einlud, als er merkte, daß er ihn nicht anpumpen wolle. Als sie ein paar Gläschen Wein getrunken hatten, klopfte er ihm auf die Schulter und sagte:

„Lieber Herr, sehen Sie, ich bin ein Mann von allgemeinen Interessen, ein Mann, der ein Herz hat für sein Volk und sein Vaterland, und ich bin ein praktischer Mann. Man weiß das, und man wendet sich an mich. Ich gebe immer, wo es heißt, für Kunst und Wissenschaft etwas zu thun. Entriten Sie ein wissenschaftliches Unternehmen, das Geld kostet, es soll an mir nicht fehlen. Veranstellen Sie eine Polarexpedition, eine Tiefbohrung, einen Explosivstoffversuch — aber mit Selbstbewußtsein und Bewußtsein und dem philosophischen Zeug bleiben Sie mir vom Leibe! Ich habe noch nie gehört, daß man für die Philosophie Geld verlangt oder ausgegeben hätte, folglich kann sie auch nichts werth sein. Ich versichere Sie — und Sie können mir das glauben, weil ich mitten im Leben stehe und die Welt kenne —: kein Mensch mag heutzutage von Philosophie etwas wissen.“

„Aber ich habe doch gelesen,“ bemerkte der Erdgeist schüchtern, der durch seinen Umgang mit Menschen schon einigermaßen gebildet worden war und sich jetzt an einige Sätze aus der Abhandlung von Mirax erinnerte, „das eigentliche Wesen der Welt ist der Geist, und wer sich auf eine höhere Stufe des Geistes erheben könnte, der würde dadurch den Weltproceß selbst wesentlich fördern.“

„Ob Sie den Weltproceß damit fördern,“ erwiderte der Commerzienrath, „das verstehe ich nicht; aber ich rathe Ihnen, fördern Sie lieber Steinkohlen oder Strontianit, das wird Sie selbst mehr fördern. Ich habe da einen Neffen, der hat Philosophie studirt und schreibt den ganzen Tag, aber ich glaube nicht, daß ihm Jemand etwas für seine Bücher giebt.“

„Ein Philosoph, der Bücher schreibt?“ rief der Erdgeist in der frohen Erwartung, endlich sein Ziel gefunden zu haben. „Das ist vielleicht Heino Mirax?“

„O! Mirax? Der berühmte Mirax? Ja, wenn er der wäre! Der versteht es! Sehen Sie, der Mann macht Geld, der schreibt in alle unsere großen Revuen, und seine Bücher haben viele Auflagen. Das lasse ich mir gefallen! Aber mein Neffe meint, das sei überhaupt keine Philosophie, sondern Schwindel! Nun, sehen Sie, im Vertrauen gesagt, ich kann das nicht beurtheilen. Ich lese Mirax, weil es Mode ist, und man kann sich etwas dabei denken. Es kitzelt uns. Der Mann enthüllt die tiefsten Geheimnisse der Welt, wie unser Einer sein Pult aufschließt; es macht ihm gar keine Mühe. Was geht es mich an, ob er dabei flunkert? Das ist nicht mein Fach; wenn er eine Anleihe aufnehmen will, werde ich ihn mir

näher ansehen. Aber seine Bücher lese ich wie einen Roman; da freut es unser Eimen, wenn man so schön sieht, wie sich der Geist entwickelt und wie der Mensch später aussehen und speifen wird, und wie es unserer verstorbenen Urgroßmutter geht.“

„So sehen Sie doch, daß das Publikum an der Philosophie Antheil nimmt.“

„Ja, wenn Sie es so meinen — aber es ist doch eigentlich nur des Spafes halber; ich glaube nicht, daß sich einer im Ernste darauf verläßt. Man macht es eben mit, bis wieder einmal ein anderer kommt. Und dann, wie gesagt, mein Neffe hält nichts davon, und ich dachte, Sie meinten mit Philosophie das, was dieser treibt. Und das, so viel kann ich Sie versichern, das versteht Einer nicht so leicht. Aber wenn Sie es einmal versuchen wollen — dort drüben wohnt er.“

Der Erdgeist ging zu dem Philosophen. Auf dem Wege dachte er, daß es doch eine bedenkliche Geschichte sein müsse mit dem Selbstbewußtsein, wenn die Menschen sich so wenig darum kümmern und nichts damit anzufangen wüßten. Und die Philosophie! Die eine Art wurde nicht respectirt, weil sie bloß zur Befriedigung der Neugier dient, und die andere Art mochte überhaupt niemand näher ansehen. Sollte er nicht lieber ohne Selbstbewußtsein bleiben? Aber nun wollte er doch wenigstens noch einen Versuch machen.

Er war ungeduldig und ärgerlich geworden, und als er bei dem Philosophen eintrat, donnerte er ein wenig mit der Thür und rief ihn in seiner Erdgeistmanier an:

„Wie gelange ich zum Selbstbewußtsein?“

Der Philosoph sah ihn bedächtig an und sagte: „Wollen Sie nicht erst eine Cigarre nehmen? Bitte, hier. Und nun, womit kann ich dienen?“

„Ich bin der Erdgeist Lithosphäros,“ sprach der Geist etwas besänftigter, „und möchte wissen, was das Selbstbewußtsein ist, und wie man dazu gelangt.“

Der Philosoph lächelte ein wenig und sagte, indem er sich selbst eine Cigarre anzündete:

„Das Selbstbewußtsein ist die synthetische Einheit der Apperception, durch welche das Ich aus dem Zustande des lediglich subjectiven Erlebnisses heraustritt, indem es sich seinem Bewußtseinsinhalte als dem ihm gegebenen Objecte gegenübersezt. Das selbstbewußte Bewußtsein unterscheidet sich von der bloßen Bewußtheit dadurch, daß es ein Verhältniß zu seinem Erlebniß besitzt. Somit wissen Sie, was das Selbstbewußtsein ist. Aber wie man dazu gelangen kann, wenn man es nicht besitzt, das ist eine Frage, die niemand beantworten kann, weil sie über die Grenzen der Erfahrung hinausgeht. Wir können nur analysiren, was in unserem Bewußtsein gegeben ist; wie es hineinkommt, das ist eine unzulässige Frage, und sie zu discutiren ist unwissenschaftlich.“

Mit diesen Worten wandte sich der Philosoph wieder zu seinen Büchern. Der Erdgeist stand sehr niederge schlagen da und sagte:

„Lieber Herr Philosoph, nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich habe noch nicht recht verstanden, was Sie meinen. Könnten Sie mir die Sache nicht etwas populärer darstellen?“

„Nein,“ entgegnete der Philosoph kurz, „das kann ich nicht: das wäre unter meiner Würde und würde mich als Gelehrten discreditiren.“

„Aber giebt es denn wirklich keinen Weg, zum Selbstbewußtsein zu gelangen?“

„Ich sage Ihnen ja, daß man es nicht wissen kann. Der menschliche Verstand reicht nicht über seine Grenzen; wer Ihnen mehr verspricht, der phantastirt. Wenn Sie aber kein Selbstbewußtsein haben, so seien Sie froh; alsdann kann Sie die ganze Frage nichts kümmern. Die Räthsel des Daseins beginnen erst mit dem Augenblicke, wo Sie sich als Ich gegenüber der Welt erkennen; bleiben Sie in dem glücklichen Zustande, in welchem es nichts giebt als das unbesorgte Spiel Ihres eigenen Gemüths!“

„Aber Herr Mirax hat doch geschrieben —“

„Herr Mirax?“ rief der Philosoph und lachte laut. „Ja, wenn Sie Mirax gelesen haben, der weiß es freilich; der construirt Ihnen die Welt auf Bestellung und sieht überall Geister; der wird Ihnen auch sagen können, wie Sie zum Selbstbewußtsein kommen. Aber da müssen Sie sich schon zu ihm selbst bemühen. Ich empfehle mich Ihnen.“

Und so fragte sich denn der Erdgeist glücklich bis zu Heino Mirax hindurch. Da er ihm imponieren wollte, so erschien er ihm in seiner natürlichen Gestalt, wie er im Erdrindencasino zu fekeln pflegte. Aber Mirax war an Geistererscheinungen gewöhnt, und so erregte Lithosphäros bei ihm wenig Schrecken. Als er jedoch seinen Namen nannte, flog ein stolzes Lächeln über Mirax' Züge. Sein großer Plan war gelungen, er hatte den Erdgeist beschworen, und jetzt sollte die Erziehung des Elementargeistes zum Vernunftwesen beginnen!

Nachdem Mirax dem Erdgeiste nochmals kurz die Grundzüge des Mystotranscendentalismus gepredigt hatte, ermahnte er ihn eindringlich, sich nunmehr um das Selbstbewußtsein zu bemühen, indem er ein Verhältniß zu sich selbst zu gewinnen strebe.

„Wenn Sie erst begreifen,“ sagte er, „daß Ihr ganzes Leben von Ihnen selbst erlebt wird; wenn Sie merken, daß Sie selbst etwas anderes sind als das, was Ihnen begegnet; wenn Sie sich als Zuschauer Ihres eigenen Seins fühlen — dann haben Sie Selbstbewußtsein. Suchen Sie den Gegensatz von Ich und Welt zu erzwingen.“

„Und was kann ich dazu thun?“ fragte der Erdgeist etwas enttäuscht.

„Setzen Sie sich als Subject einem Object gegenüber. Haben Sie sich schon einmal verliebt?“

„Nein,“ sagte der Erdgeist beschämt.

„Nun, so versuchen Sie es,“ ermunterte ihn Mirag. „Wenn Sie etwas finden, von dem Sie fühlen, daß es zu Ihnen gehört, während es Ihnen doch nicht erreichbar ist, so hat die Spaltung des Bewußtseins begonnen. Dann werden Sie bald die Erscheinung der Erdoberfläche als Ihr äußeres Gewand erkennen, und Sie werden durch den Fortschritt Ihres Geistes im Stande sein, die Natur zu ungeahnter Bervollkommung zu bringen. Sie werden dann z. B. einsehen, daß es gut wäre, den Magen der Menschen zum Verdauen unmittelbar mineralischer Nahrung einzurichten, um uns den Sonnenbewohnern zu nähern; oder Sie könnten den Isthmus von Panama durchbrechen oder sonst eine Culturaufgabe lösen. Derartige Leistungen erwarte ich von Ihnen, sobald Sie aus Ihrem elementaren Traumleben in das Reich der selbstbewußten Geister getreten sind. Nun versuchen Sie ihr Heil und geben Sie mir bald wieder Nachricht, damit ich einen Artikel über Sie schreiben kann.“

„Wie?“ rief der Erdgeist unwillig. „Nur darum soll ich das Selbstbewußtsein erwerben, damit ich mich in den Dienst Eurer Cultur stelle? Damit ich Eure Arbeit auf meine Schultern nehme? Oder damit Sie einen Artikel schreiben können? Das will ich mir doch noch überlegen!“

Mit diesen Worten stampfte er auf den Boden, der ihn verschlang, während eine furchtbare Schwefelwasserstoffexhalation Heino Mirag' Studierzimmer erfüllte.

* * *

Mit den Menschen freilich wollte der Erdgeist nun nichts mehr zu thun haben, nachdem er erkannt hatte, wie es um sie stand. Um das höchste ihrer Güter, das Selbstbewußtsein, kümmerten sie sich nicht; und ihm wollten sie nur davon mittheilen, um sich selbst das Leben zu erleichtern. Aber der Gedanke, ob er nicht zum Selbstbewußtsein gelangen könne, ließ ihm doch keine Ruhe; er konnte es dann immer noch thun und lassen, was er wollte. So suchte er nach einem Object, dem er sich gegenübersetzen könnte.

Sobald er etwas bemerkte, was ihm gefiel, machte er sogleich den Versuch, ob es ihm erreichbar sei. Der Geist besaß eine schöne Tabakspfeife, denn er rauchte noch immer stark; aber kaum hatte der Erdgeist den Wunsch danach ausgesprochen, so wurde sie ihm schon dedicirt. Und so ging es ihm mit Allem. Es gab wohl vielerlei, was er nicht erlangen konnte, so z. B. das Selbstbewußtsein; aber er fühlte nicht, daß diese Dinge zu ihm gehörten, und so nützten sie ihm nichts zur Spaltung des Bewußtseins. Was aber zu ihm gehörte, die eisigen Spitzen des Himalaya und die Glutbäche des Erdinnern, das gehorchte seiner Gewalt, und die Spiele seiner Geisterlaune waren die Gesetze der Natur.

Eines Tages ging er höchst verdrießlich auf Grönland spazieren, wo er eben den Seehund besucht hatte. Da sah er lichte Strahlen emporzuden, in bunten Feuern erglänzte das Firmament, ein herrliches Nordlicht ent-

hüllte seine Pracht den staunenden Blicken des Erdgeistes. Er fühlte, daß diese Erscheinung zu ihm, zu seinem Erleben gehöre, und er wünschte die Strahlenkrone auf sein Haupt zu setzen. Doch wie er die Hand danach ausstreckte, wich sie zurück; von ihm fort flohen die Nordlichtgluthen, vergebens befahl und drohte, vergebens bat er und flehte — unerreichbar in der Höhe des äußersten Luftkreises, unerreichbar dem schwerfälligen Geiste der Erdrinde flatterte die flüchtige Lichtgestalt einher. Da erfüllte unendliche Sehnsucht sein Herz, und zum ersten Male rief er die Zauberformel: „Ich bin Dein!“

Der Erdgeist hatte sich in das Nordlicht verliebt. Wie es nicht anders sein konnte, erfüllte sich die Vorherjagung des Miragianismus. Die Spaltung seines Bewußtseins war in demselben Augenblicke vollzogen; weit klappten die beiden Hälften als Ich und Du auseinander. Ein seltsamer Schimmer erhellte seine Gemüth.

Von den Polen zuckten die Nordlichtstrahlen in das Erdinnere; das Dunkel wich zurück, und klar erleuchtet sah Lithosphäros plötzlich rings um sich eine Welt. Wie verändert war Alles auf einmal! Er sah den Wirbeltanz der Welten im All, sah die Sonnen in ihren Bahnen gehen und erkannte die großen Fügungen, welche das Universum zusammenhalten. Aber nun erkannte er auch sich selbst und fand, daß er gar nicht mehr der Erdgeist war, dem es auf seiner Regelbahn so wohl behagt hatte. Poseidon und Hephäst schienen ihm alte Märchen, welche er selbst gedichtet, und der Geisir und der Gletscher waren todtte Trümmerhaufen, über die er beim Spazierengehen stolperte; denn die Erde war jetzt für ihn ein äußerer Gegenstand. Und zu seinem Schrecken sah er sich an die Sonne gefesselt, zu ihr gezogen, um sie geschwungen, und er begriff, daß es mit all der Pracht einmal ein Ende haben müsse.

Da blickte er wieder auf das Nordlicht, das schwebte jetzt in all seinem Liebreiz zu ihm herab und umschlang ihn mit seinen Strahlenarmen. Er fühlte, wie seine Elementargewalt ihm verloren ging, und wußte nicht, ob das am Selbstbewußtsein läge oder vielleicht daran, daß er verheirathet war. Und er wollte noch klarer blicken, durch die leuchtenden Banden und Fesseln des Nordroths hindurch, bis an's Ende der Welt. Dort im Grunde der Dinge sah er ein Riesenweib sitzen, das fing Sonnen mit ihren Händen und warf sie in den Raum, daß sie sprühend verzischten.

„Das ist gewiß das Object,“ dachte er, „ich will mich ihm gegenüber setzen.“

Da sprach das Weib: „Was willst Du, Erdgeist? Ich bin die Endlichkeit; und wer mich schaut, dem springt das Weltkleid aus dem Haupte. Hebe Dich fort von mir!“

Er aber warf sich ihr zu Füßen und rief: „Sei mein Object, laß mich Dein Subject sein.“

Da zuckte es gewaltig um ihn rechts und links, daß sein Kopf in

Lobendern Feuer stand: starke elektrische Schläge durchschütterten ihn, und das Nordlicht rief:

„Was fällt Dir ein, vorwitziger Erdgeist? Mir hast Du Liebe geschworen und willst Dich hier zu diesem Object als Subject setzen? Ich bin Dein Object, und Du, armseliges Subject, gehörst zu mir. Jetzt hast Du Selbstbewußtsein, bist verantwortlich für Dein Ich und gebunden an Dein Du! Je höher im Geisterreiche man steigt, um so enger sind die Fesseln, die uns binden; wer ein Object hat, dem ist die Freiheit des Subjects verloren. Gleich mache Dich an die Arbeit und grabe einen hübschen Canal durch das Polareis, damit die Menschen ihre nächste Sommerfrische am Nordpol zubringen können.“

Da empörte sich im Erdgeist das alte Titanenblut der Elemente. Wild donnerte er gegen den Nordpol, daß der gesammte Erdmagnetismus außer Rand und Band gerieth, und das Nordlicht furchtsam in den Welt-raum floh, wo es schon längst mit einem Kometen kokettirt hatte. Lithosphäros aber verfluchte das Selbstbewußtsein und alle Objecte und erschien mit glühendem Haupte im Studirzimmer des Heino Mirax.

„Unseliger,“ donnerte er ihn an, „wie konntest Du es wagen, die Kräfte der Natur mit Deinem naseweisen Rathe zu stören? Beleuchte mit dem Lämpchen Deiner Vernunft die Irrwege Deines Eintagsgeschlechtes; spiegle ihm vor, daß Deine Phantasien reale Mächte seien, welche die Welt regieren, und dichte Deine Puppenspiele für die großen Kinder, die daran glauben. Aber hüte Dich ja, wieder die Geister zu berufen, welche nichts wissen wollen von euern Sorgen und Mühen! Ich werde mich hüten, den Weltproceß zu Ende zu denken; dafür magst Du hübsch allein sorgen!“

Wieder erschütterte ein Erdbeben das Haus, und der Erdgeist fuhr hinab in's Erdrendencasino, wo er sich bald mit seinen Freunden zum gemüthlichen Kegelspiel gesellte. Mirax aber fiel in eine Betäubung.

* * *

Als Mirax aus seiner Ohnmacht erwachte, sah er zu seinem Vergnügen, daß das Erdbeben weiter keinen Schaden in seinem Zimmer angerichtet hatte. Nur die beiden Büsten Kants und Goethes waren von ihren Postamenten gestürzt, und auf seinem eigenen Haupte fand er die beiden Kränze vereint, welche sie getragen hatten. Dies war ein schöner Beweis für die Existenz und Zurechnungsfähigkeit des Erdgeistes.

Mirax beeilte sich, einen Artikel über sein psychisches Experiment mit dem Erdgeiste zu schreiben. Diese Abhandlung machte ungeheures Aufsehen und begründete den Miraxianismus felsenfest. Denn wenn man auch zugeben mußte, daß der Versuch, dem Erdgeiste das Selbstbewußtsein zu verschaffen und dadurch die Natur mit einem Schläge zu einer höheren Daseinsstufe zu führen, nur theilweise gelungen war, so konnte man doch von einem ersten Versuche nicht mehr erwarten. Nur Unverstand ober

Mißgunst können glauben, daß die Elementargeister sofort den ganzen Werth der ihnen verliehenen Gabe begreifen werden; auch sie würden erst zum Selbstbewußtsein erzogen werden müssen, und man muß auf andere Wege denken, um ihnen das Selbstbewußtsein vorsichtiger beizubringen und die Weltseele nach und nach zu züchten. Die Möglichkeit dieser directen Einwirkung auf die Natur durch die pädagogische Behandlung der Elementargeister aber ist durch Mirax und sein Experiment mit dem Erdgeist ein für alle Mal bewiesen. Künftighin wird man sich nicht auf den Verkehr mit den Geistern verstorbenen Menschen beschränken, sondern man wird die Geister der Natur berufen und leiten. An Stelle endloser Experimente mit den todten Stoffen des Laboratoriums oder grausamer Vivisectionen wird die Interpellation der Weltseele und die Unterhaltung mit den Geistern der Erde, des Wassers und der Luft treten. Gegenüber dem Ausblicke in diese herrliche Errungenschaft des Miraxianismus kann es nur kleinlich und albern erscheinen, wenn boshafte Gegner das Erlebniß mit dem Erdgeiste für einen bloßen Traum erklären wollen, den Heino Mirax während eines nervösen Anfalls gehabt habe. Derartige Insinuationen richten sich selbst.

Wenn nicht schon die innere Wahrscheinlichkeit der Lehre und die unzweifelhafte Ehrlichkeit eines Mirax Beweis genug wären, so fehlte es auch nicht an einem sinnlichen Zeichen für den Besuch des Erdgeistes. Mit den Büsten Kants und Goethes war auch ein Buch aus Mirax' Bibliothek herabgestürzt, nämlich Kants „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik,“ und es war folgender Satz dieses Buches vom Erdgeist stark und deutlich angestrichen:

„Die anschauende Kenntniß der andern Welt kann allhier nur erlangt werden, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüßt, welchen man für die gegenwärtige nöthig hat.“

Die Gegner des Miraxianismus, welche leugnen, daß es eine Geisterwelt hinter der Natur gebe und daß dem Menschen die Erkenntniß dieser Geisterwelt möglich sei, diese kurzsichtigen Anhänger eines blöden Sinnlichkeitsphantoms, sie mögen sich die Mahnung des Erdgeistes zu Herzen nehmen, die er ihnen durch den Mund des von ihnen so vergötterten Kant gab! Es ist wahrlich Zeit, daß sie etwas von demjenigen Verstande einbüßen, mit welchem sie sich brüsten, Wissenschaft von der Natur zu errichten; es ist Zeit, daß sie wieder in den Zustand kindlicher Ahnung einer Geisterwelt zurückkehren, in welchem sie mit uns rufen:

„Es lebe Heino Mirax, der Umkehrer der Wissenschaft!“





Illustrierte Bibliographie.

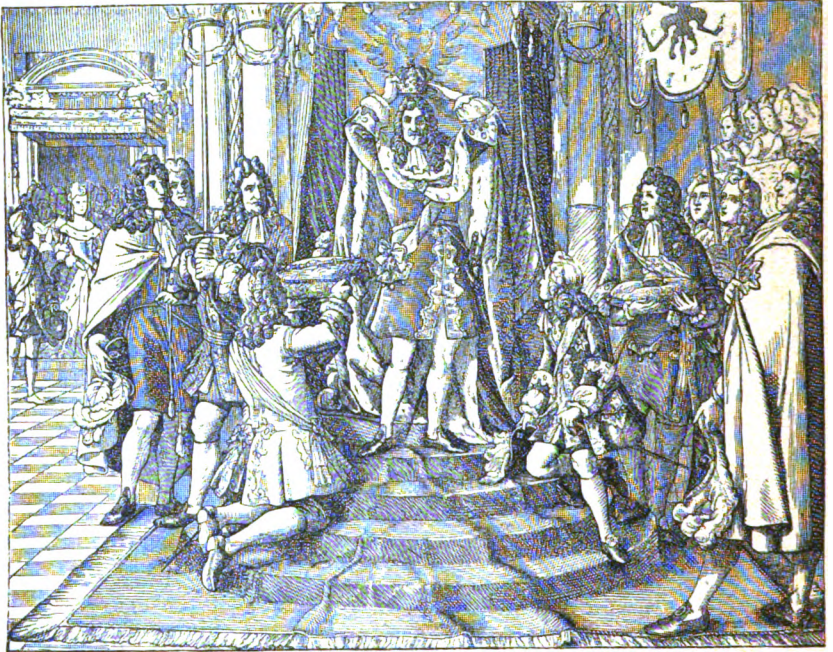


Ehrenhelm,
 bargebracht am 1. Januar 1857.
 Aus: Kaiser Wilhelm und seine Zeit.
 Berlin und Leipzig, Otto Spamer.

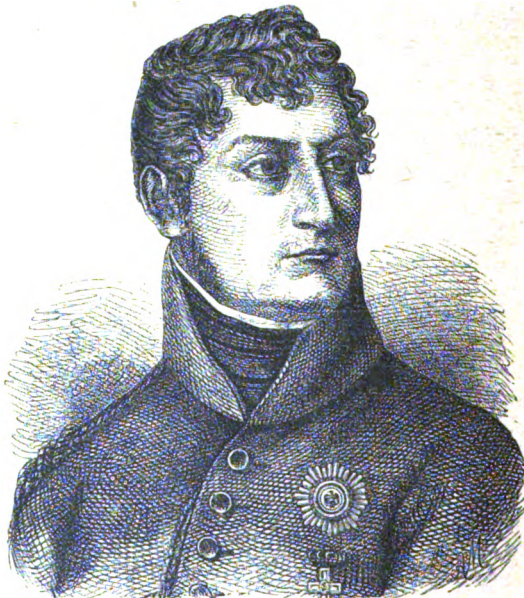
Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Von Ferdinand Schmidt. Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonbildern und dem Porträt des Kaisers in Stahlstich. Dritte umgestaltete Auflage. In vier Abtheilungen zum Preise von je 2 Mt. Berlin und Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Die bedeutenden und erhebenden Vorgänge unserer neuesten Geschichte, welche in dem „Kaiserartikel“ dieses Heftes von der Hand eines hervorragenden Historikers in großen Zügen dargestellt sind, den weitesten Kreisen lebendig zu erhalten und anschaulich nahe zu bringen, dazu ist dieses Buch, das jetzt schon in dritter, gänzlich neugestalteter Ausgabe erschienen ist, vortrefflich geeignet. Unter der kaum übersehbaren Zahl von großen und kleinen Schriften, welche das Leben und die Thaten Kaiser Wilhelms I. dem deutschen Volke erzählen, nimmt es eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Ferdinand Schmidt ist seit vielen Jahren bekannt als einer unserer fruchtbarsten Jugendschriftsteller; aber er gehört zu denjenigen — nicht allzu zahlreichen — Jugendschriftstellern, welche voll erkannt haben, daß für unsere Jugend das Beste nur eben gut genug ist. Ähnlich wie seine schon vor längeren Jahren verkaufte „Geschichte Preußens in Wort und Bild“ ist auch dieses Werk über Kaiser Wilhelm zwar auch für die reifere Jugend verständlich und anziehend geschrieben; aber es hebt sich durch die edle und mit warmer Begeisterung für das Große und Edle erfüllte Darstellung, durch die anschauliche, mit ausführlichen Mittheilungen aus Briefen, Urkunden und anderen Quellen durchzogene Schilderung, sowie durch besonnene und vorurtheilsfreie Auffassung und Anschauung der geschichtlichen Vorgänge aus dem Kreise der Jugendschriften im engeren Sinne weit heraus. Auch dem älteren Manne wird durch dieses

die edle und mit warmer Begeisterung für das Große und Edle erfüllte Darstellung, durch die anschauliche, mit ausführlichen Mittheilungen aus Briefen, Urkunden und anderen Quellen durchzogene Schilderung, sowie durch besonnene und vorurtheilsfreie Auffassung und Anschauung der geschichtlichen Vorgänge aus dem Kreise der Jugendschriften im engeren Sinne weit heraus. Auch dem älteren Manne wird durch dieses



Kronung Friedrichs I., Königs von Preußen.



Prinz Louis Ferdinand.
Aus: Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Berlin und Leipzig, Otto Spamer.

Buch die Erinnerung an das, was er vor zwanzig, vor dreißig, vor vierzig Jahren selbst erlebte, frisch und angenehm erneuert werden; und die jung heranwachsende Generation mag sich durch dasselbe in die neueste Geschichte Deutschlands einführen lassen, deren Darstellung in wohlberechneter Auswahl um die Person unseres ersten Kaisers so geschickt und übersichtlich gruppiert ist, daß das Buch trotz seines verhältnißmäßig geringen Umfangs dem Leser ein in sich geschlossenes Lebensbild und zugleich ein harmonisch gegliedertes geschichtliches Zeitgemälde darbietet.

Allerdings greift der erste Abschnitt des Buches noch viel weiter zurück. In der „Vorhalle“ wird eine gedrängte Uebersicht über die Brandenburg-preussische Geschichte von ihren ersten Anfängen an gegeben. Die bekanntesten Gestalten des Hohenzollerngeschlechtes — Burggrafen von Nürnberg, Kurfürsten von Brandenburg, Könige in und von Preußen — werden gezeichnet in knapper Darstellung, die bis auf das Ende Friedrichs



Wilhelm, Prinz von Preußen (um 1845).

Aus: Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Berlin und Leipzig, Otto Spamer.

des Großen herabreicht; wie Carlisle es unübertrefflich ausgedrückt hat: „eine Reihe wirthschaftlicher, standhafter, hellblickender Männer, . . . nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidbar war, jedoch schlagfertig, wo es sich nicht vermeiden ließ: fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlhafter Besinnung.“

Der erste Abschnitt des eigentlichen Werkes stellt, ausgehend von einer Schilderung der Zeitverhältnisse am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts, anschaulich das Familienleben Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise dar, und verfolgt dann den wechselreichen Lebensgang und die thatkräftige Persönlichkeit Wilhelms I. bis zur Uebernahme der Regentschaft im Herbst 1858.

Der zweite Abschnitt schildert den Prinz-Regenten, König und Kaiser bis zum



Empfang bei dem Kaiser (27. Okt. 1892). Links: Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Rechts: Bismarck und Reichstag. Otto von Bismarck.

Friedensschlüsse von 1871. Sowohl die vorbereitende und die Kräfte des preussischen Staates zum Wohle Deutschlands sammelnde Wirksamkeit des Monarchen und seines ersten Berathers, als auch die großen Thaten der Kriege von 1864, 1866, 1870 u. 71 treten in klarer Darstellung bedeutend hervor.

Der letzte Abschnitt erinnert uns an das, was wir in den letzten sieben Jahren der Regierung Wilhelms I. selbst miterlebt haben.



Die Kinder Friedrich Wilhelms III. im Schloßgarten zu Charlottenburg. Nach einem Kupferstich vom Jahre 1805. Aus: Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Berlin und Leipzig. Otto Spamer.

Wie wir es bei den Werken des Spamer'schen Verlages gewöhnt sind, ist das Buch reich mit trefflichen Illustrationen geschmückt. Manchen sind wir schon in anderen Werken dieses so sehr umfangreichen und mannigfaltigen Verlages begegnet. Doch ist auch die Zahl derjenigen, die speciell für „König Wilhelm und seine Zeit“ entworfen sind, nicht gering. Es war uns gestattet, aus diesen einige charakteristische Proben unseren Lesern vorzuführen.

P.

„Zwei Seelen“. Roman von Rudolph Lindau.

Rudolph Lindau nimmt unter den deutschen Erzählern unserer Tage eine besondere Stellung ein. Er hat verhältnißmäßig spät mit den Arbeiten freier schriftstellerischer Erfindung angefangen. Er zählte schon seit mehr als einem Jahrzehnt zu den angesehenen Mitarbeitern an wissenschaftlichen Werken, hatte die bedeutendsten europäischen Culturstaaten, die Stätten der alten Gesittung im fernen Osten wie der jüngsten im fernen Westen, während seines langjährigen Aufenthalts in Asien und America gründlich kennen gelernt und stand an der Schwelle seines vierzigsten Lebensjahres, als die erste kleine Erzählung von ihm erschien. Der Beifall, den diese und die nun in schneller Folge sich anschließenden fanden, förderte Rudolph Lindaus Lust an dichterischem Schaffen, und seit dem Jahre 1871 sind wohl an die zwanzig Bände Romane und Novellen von ihm veröffentlicht worden. So sind Rudolph Lindaus schriftstellerischem Schaffen die Jugendjahren und Flegeljahre, die heftigen Ausbrüche des Sturms und Drangs erpart geblieben. Wenigstens ist die Oeffentlichkeit nicht Zeugin seiner Entwicklung und seines Werdens gewesen. Als reifer Mann mit einer fertigen Weltanschauung, mit abgeklärtem Urtheil, mit reichen Erfahrungen, ist er gleich bei seinem ersten Erscheinen vor sie hingetreten, als ein Mann, der viel gesehen, viel beobachtet hat, und den seine Wahrnehmungen des Seins im Osten und Westen zwar nicht zu finstern Pessimismus, aber noch weniger zu rosigter Laune, vielmehr zu einer milden, verfühnlischen Schwermuth gestimmt haben.

Eine traurige Ergebung in die Schwächen und Unvollkommenheiten der menschlichen Natur zieht sich gewissermaßen als Leitmotiv durch alle Compositionen Rudolph Lindaus. Es scheint ihm mit seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe unvereinbar, es scheint ihm unmöglich zu sein, die Geschichte seiner Helden und Heldinnen zu einem freudigen Abschluß zu führen. Wenn nicht eine gewaltsame Katastrophe, selbstgewählter Tod oder ein qualvolles Dahinsiechen mit schuldbeladener Seele ihr Dasein beendet, so verzehrt es sich einsam in trüher Weltabgeschiedenheit. —

Auch der Schauplatz, auf dem sich die handelnden Personen bewegen, ist bei Rudolph Lindau nicht der gewöhnliche, und die Wahl des Ortes seiner Handlungen, der Nationalität seiner Helden hängt mit den eigenen Lebensschicksalen des Dichters eng zusammen. Die Geschöpfe Rudolph Lindaus sind Deutsche, Holländer, Franzosen, Engländer, Italiener, Russen, Amerikaner, Chinesen und Japaner, deren Schicksal sich gewöhnlich nicht auf der heimathlichen Scholle erfüllt, sondern die in der Fremde, in den großen Mittelpunkten der kosmopolitischen Zusammenfluthung zusammentreffen: in den Hauptstädten Europas, Americas, Asiens, in deutschen Badeorten, die das genussüchtige Wohlleben, in Californien und Japan — den Stätten, die die Gewinnsucht mit Zugütlern aus der Ferne bevölkert. Sie sind fast allesammt ohne Ausnahme vielgereiste Leute, wie der Verfasser selbst. Manche haben, wie dies durch den Ort, oder vielmehr durch die Dörter der Handlung gerechtfertigt, ja geboten ist, einen Stich in's Abenteuerliche.

Denn auch darin zeigt sich in den Rudolph Lindau'schen Erzählungen der Reflex seines eigenen Lebens, daß sich die Handlung fast niemals innerhalb eines engeren Bezirkes, innerhalb der Grenzen eines Staates bewegt, daß sie vielmehr diese Grenzen durchbricht, daß sie über ungeheure Strecken hinwegsetzt, Berge übersteigt und den Ocean durchschneidet.

Von allen Erzählern ist Rudolph Lindau wohl unzweifelhaft der größte Kosmopolit. Freilich merkt man ihm auch immer den echten Deutschen an, der sein Vaterland liebt und stolz darauf ist, und der das vaterländische Geschmeiß, das in der Fremde herumlungert und in unwürdiger Nachäffung des Fremdländischen einen kläglichen Ersatz für das mangelnde Vaterlandsgefühl zu finden hofft, ebenso gründlich verachtet, wie er die tüchtigen Deutschen im Auslande hochschätzt, die durch Umsicht und Fleiß, durch Schaffens- und Willenskraft ihr Glück in der Fremde und ihrem Vaterlande, dem sie eine ruhrende Anhänglichkeit bewahren, Ehre machen.

Aber auch in der Würdigung der Angehörigen der anderen Nationalitäten zeigt sich bei ihm immer das aufrichtige Bestreben, den Verdiensten des Individuums, ohne irgend welches nationale Vorurtheil, gerecht zu werden. Die politischen Widerwärtigkeiten, die uns seit dem großen Kriege oft zur äußersten Veringschätzung der französischen Gesamtheit, wie sich uns gegenüber eben bemerkbar macht, zu unserm Bedauern nöthigen, haben unsern Beobachter und Erzähler in seiner warmen Anerkennung der

vielen liebenswürdigen und achtungswerthen Eigenschaften der Franzosen im Einzelnen nicht irre machen können. Die Franzosen, denen wir in den Romanen und Novellen Rudolph Lindaus begegnen, sind zum Theil ausgestattet mit den tüchtigsten und gewinnendsten Eigenschaften: treue, hilfsbereite Freunde und Verwandte, muthig, zuvorkommend, gelehrt und wohlgezogen. Weniger günstig sind im Allgemeinen die Klaffen bedacht, die zwar blendende gesellschaftliche Vorzüge besitzen, die besten Formen, Wiß und Schlagfertigkeit in der Unterhaltung, aber doch in ihrer Mehrheit von einem unschönen Mangel an Wahrheitsliebe und Verlässlichkeit angekränfelt hier erscheinen. Ganz im Gegensatz dazu erscheinen die Engländer und die stammverwandten Amerikaner, für die Rudolph Lindau eine nicht zu meisternde Vorliebe besitzt, in diesen Erzählungen fast immer als wahrhafte, treue Menschen. Das unverkennbarste Behagen stößen unserm Erzähler die weitergebräunten furchtlosen Naturmenschen ein, die durch irgendwelche Schicksale vom heimathlichen Wirkungskreise losgelöst, in harter Arbeit, bei Sturm und Gefahr, auf hoher See, in den Wäldern Californiens, in den Urwäldern, in den Prairien, als Schiffer, Goldgräber, Jäger und Landbebauer, in der Verachtung des kleinlichen Getriebes der Menschen und in intimum Verkehr mit der gewaltigen Natur sich ein neues Dasein gezimmert haben.

Diese Bemerkungen über gewisse Eigenthümlichkeiten, die sich auf Rudolph Lindaus Dichtungen im Allgemeinen beziehen, sind auch für dessen neuesten Roman: „Zwei Seelen“*) im Besonderen zutreffend. Auch hier spielt sich die äußerliche Handlung unter Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten diesseits und jenseits des Oceans ab, und das Ganze erklingt in jenen wehmüthigen Mollaccorden und ist in jenem Abagio freudenarmer Ergebung gehalten, mit denen der Dichter uns immer zu rühren und zu ergreifen weiß.

Der Held ist ein vornehmer junger Deutscher, der Baron Günther von Wildhagen, der nach Absolvirung seiner Studien und des Waffendienstes zu seinem Vergnügen und zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris geht — in der Mitte der sechsziger Jahre, als Paris noch für Fremde aller Nationalitäten ohne Unterschied die liebenswürdigste, gastfreieste, heiterste und schönste Stadt der Welt war. Günther macht dort die Bekanntschaft einer bildschönen, blutjungen Wittwe, die einem italienischen Fürstenhause entstammt und sich mit einem alten französischen Marquis vermählt hat. Der alte Marquis ist nach kurzer kinderloser Ehe gestorben und hat durch seine Hinterlassenschaft seine verführerisch schöne Wittwe in den Stand gesetzt, auf großem Fuße ein vollkommen unabhängiges Leben zu führen. Ganz meisterlich ist die Schilderung des internationalen Aristokratensalons in den Champs Elysées, dieser wunderlichen Gastfreiheit in vollkommener Rücksichtslosigkeit von Seiten des Wirthes wie der Gäste, ohne irgend welches Opfer von der einen, ohne irgend welchen Zwang von der anderen Seite.

Da haben die Weiden, die italienisch-französische Marquise und der schlichte deutsche Landedelmann, die bequemste Gelegenheit in näheren Verkehr mit einander zu treten, und diese Annäherung wird bald sehr bedenklich. Der einfache Deutsche wird von den seltsamen Reizen der ganz und gar nicht einfachen Südländerin völlig bestrickt und verliebt sich in sie recht und schlecht; und auch sie empfindet für den guten, vornehmen und schönen Mann eine wärmere Theilnahme als sie je für irgend einen anderen Mann empfunden hat. Aber liebt sie ihn? Nein. Frene Marquise Brö de Verdier vermag überhaupt nicht zu lieben. Es ist in ihrem Wesen etwas Verhängniß- und Geheimnißvolles, das kaum angedeutet ist, ein Etwas, das wir mehr empfinden als verstehen, das in ihrem Herzen eine unheimliche Leere schafft und es der edelsten, reinsten und mächtigsten Regung unfähig macht. Günther ist der einzige Mann, der auf dieses unglückliche Wesen, von dem wir uns mit einem gemischten Gefühle des Bedauerns und des Grauens abwenden, einigen Eindruck macht. Sie bildet sich vielleicht sogar ein, daß sie in ihm endlich den einzigen Mann gefunden habe, den sie lieben könne. Aber es ist eitle Selbsttäuschung. In ihrem Egoismus, dem sich bisher Alles in ihrem Dasein gebeugt hat, verlangt sie auch von Günther ein unmögliches Opfer, und da dieser es nicht bringen kann, wendet sie sich lieblos von ihm und läßt ihn ohne Abschied von sich ziehen.

Große Ereignisse, an denen Günther Theil zu nehmen berufen ist, treten ein und reißen ihn gewaltsam aus dem Taumel, in den er mit allen Sinnen und in der vollen

*) Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1888.

Leibenschaft seiner Jugend verfallen war. Auch Frenens Bild erblaßt allmählich in seiner Erinnerung. Denkt er an sie, so erfasset ihn noch immer ein schmerzliches Gefühl, daß sie ihn, der sie dereinst so wahr und warm geliebt, nicht hat lieben können. Aber die Alles mildernde Zeit nimmt auch diesem Empfinden nach und nach alles Herbe und Grausame. Und nach Verlauf von vier oder fünf Jahren, während deren er zumeist mit seinem edlen Vater in herzlicher Vertraulichkeit auf dem Lande gewirthschaftet und gejagt hat, fühlt er sich von seiner seelischen Krankheit — als eine solche erkennt er nun seine Leidenschaft für die wunderschöne, herzlose Irene — so vollkommen geheilt, daß er daran denken kann, den Lieblingswunsch seines Vaters zu erfüllen und sich nach einer guten, liebenden Frau umzusehen. Bevor er diesen entscheidenden Schritt thut, will er sich die Erde noch einmal ansehen. Der Vater giebt ihm den erbetenen Urlaub auf ein Jahr, stattet ihn mit den erforderlichen Mitteln und Empfehlungsbriefen aus, und Günther zieht frohgemuth in die weite Welt.

Er durchreist Aegypten, China und Japan, schiffet sich in Yokohama ein und dampft über den Stillen Ocean nach San Francisco, um von da das amerikanische Festland zu durchfahren und endlich von New-York aus die Heimreise anzutreten.

In dem schönen, farbenleuchtenden San Francisco bleibt Günther jedoch über die vorgesezte Zeit hinaus; er hat da die Bekanntschaft mit einer prächtigen amerikanischen Familie gemacht, und für die mädchenhaften Reize der jüngsten der beiden Schwestern hat er nicht blind sein können. Florence Gilmore ist ein entzückendes Geschöpf, einfach, durchsichtig, frisch, natürlich, anmuthig, ohne alle Ziererei, gemüthlich und herzlich — seelisch und körperlich durch und durch gesund, just der Gegenfaz zu jenem räthselhaften, von ungesunder Hypercultur angekränkelten Wesen, das sich vor Jahren seiner bemächtigt hatte. Als es zum Abschied zwischen Florence und Günther kommen soll, vermag das junge Mädchen ihrem Gefühl reiner und keuscher Liebe den Ausdruck nicht zu wehren. Günther ist gerührt, ergriffen. Er empfindet für das liebreizende holde Kind die innigste Zärtlichkeit, die wärmste Herzlichkeit, er ist glücklich in dem Bewußtsein, von Florence geliebt zu sein, er verliebt sich in diese jungfräuliche Keinheit und Anmuth, und ehe er den Weg zur Heimat antritt, sind die Beiden ein glückliches, liebendes Brautpaar.

Sein Plan ist gefaßt: er will daheim mit seinem Vater, der im ersten Augenblick etwas erstaunt darüber sein dürfte, daß ihm sein Sohn die Tochter eines kaufmännischen Hauses von der anderen Seite des Meeres mitbringt, zunächst alles in Ordnung bringen. Dann will er alle Vorbereitungen zur Vermählung treffen, nach New-York zurückfahren, dort mit Florence Hochzeit machen und schließlich sein junges reizendes Weib heimführen, um mit ihr abwechselnd auf dem Gute und in der Hauptstadt ein Leben in Glück und Frieden und Freude zu verbringen.

Am ersten Tage aber, den er wieder auf europäischem Festland verlebt, ereilt ihn das Verhängniß. Er trifft in Paris, wo er einige Besorgungen für seinen neuen Hausstand zu machen hat, mit Frenen zusammen. Sie redet ihn an und ladet ihn mit so unwiderstehlicher Artigkeit ein, sie zu besuchen, daß er, ohne unhöflich zu sein, die Einladung nicht ablehnen kann. Und nun ist's um ihn geschehen! In Frenen lodert, als sie Günther wieder sieht, das Verlangen, einen Mann zu lieben, leidenschaftlich auf, sie zieht ihn in wildem Sinnesrausch an sich, und nun schlägt auch in Günther die Gluth, die er erloschen wähnte, die aber unter der Asche verhängnißvoll weiter geglimmt hatte, zu hohen verzehrenden Flammen auf. Er wird worthürdig an Florence.

Es ist nicht das reine Glück, das er in Frenens Armen findet, aber er kann sich der verderblichen Umschlingung nicht entziehen. Er liebt das herrliche Weib, wenn ihn seine Liebe auch nicht beglückt. Die Schilderung dieses seelischen Zustandes bildet den Höhepunkt des vorliegenden Romans. Von tiefer psychologischer Ergründung zeugen die Seiten, welche den Kampf, der in Günthers Innern tobt, veranschaulichen: die unwiderstehliche Macht Frenens über ihn und sein ganzes Sein, seine Ruhelosigkeit fern von ihr und seine nicht zu bannende Mißstimmung in ihrer Nähe. Der feinfühligste Leser wird auf das wohlthuendste berührt von der Kunst, mit der Rudolph Lindau es verstanden hat, der Gefahr des Trivialen in der Beschreibung dieses seelischen Zwiegesprächs aus dem Wege zu gehen. So tiefes Mißbehagen Günther auch beschleicht, wenn er in einem Augenblick ruhigen Nachdenkens sich klar macht, wie unverantwortlich er sich an der lieben, arglosen, vertrauenden Florence versündigt hat, so sehr ihn das Bewußtsein seiner mehrfachen Handlungsweise auch niederbeugt, es ist nicht eigentlich das folternde Gewissen, das ihn peinigt, es ist nicht das Bild des holden Mädchens,

das ihm die Stunden in Jrenens Nähe vergällt, es ist etwas anderes, das seine Unlust erweckt und stetig schürt: das unheimliche Grauen, das ihn widerwillig in Jrenens Nähe beschleicht, die klare Empfindung, daß sie sich ihm ebensowenig in echter, wahrer Liebe hingeben vermag, wie irgend einem anderen. Liebt sie ihn so recht aus voller Seele, so wie er sie liebt, so würde ihre Liebe ihn über alles hinwegheben, sogar über seinen Wortbruch, über die Verachtung seiner selbst; er würde sittlich erniedrigt, aber in seiner Liebe glücklich sein. Jedoch auch die Wonne des Kausches ist ihm versagt. Er ist nur elend. Die nüchternsten Fragen drängen sich an ihn heran: was soll er seiner Braut, was soll er seinem Vater schreiben? Er weiß, daß er ein großes Unrecht gethan, daß er Unglück angestiftet hat, ohne dafür Glück einzutauschen. Die gefeierteste Schöne von Paris, die er mit aller Leidenschaft liebt, drückt ihre heißen Lippen auf die seinen und schlingt ihre Arme um seinen Hals — und doch ist er elend; denn er ahnt, er weiß, daß sie nicht lieben kann, daß dem beängstigten und doch so schönen Traume ein graujames Erwachen folgen muß.

Es huscht da durch die Handlung noch ein anderes Weib, eine üppige Schönheit, eine Holländerin, Blanche von Naarden, die unter irgend welchem Vorwande, als Gesellschafterin oder Vorleserin der Marquise, im Hause Jrenens lebt. Sie ist nur in wenigen Strichen skizzirt und vom Verfasser mit offener Absichtlichkeit in tiefem Schatten gehalten. Man weiß nicht recht, weshalb diese sonderbare Person eine instinctive Feindseligkeit gegen Günther empfindet und kundgiebt, so lange dieser in den Gunsten der Marquise steht, weshalb sie höhnisch triumphirt, als er von ihr lieblos abgethan wird. Man weiß noch weniger, in welchen Beziehungen sie zur Marquise steht; aber man erräth aus gewissen Einzelheiten, daß ihr Einfluß kein geringer sein muß, denn sie entfernt einen alten braven Mann, einen Musikanten, der der schönen Marquise mit Leib und Seele ergeben war, und für den auch diese ein dankbares Wohlwollen empfunden hatte, aus dem Hause; und nach gewissen Andeutungen zu schließen, übt sie später auf das Geschick der unseligen schönen Frau die bestimmende Wirkung.

Was Günther immer geahnt, vollzieht sich mit brutaler Sicherheit. Eines schönen Tages wird die Marquise des schlichten deutschen Edelmannes überdrüssig, sie läßt ihn fallen, und Günther ist nun zu stolz, um auch nur den Versuch zu machen, das wieder zu gewinnen, was ihm durch die Herzlosigkeit geraubt ist. Seelisch gebrochen wendet er Paris und Jrenen den Rücken und kehrt in die Heimat zurück.

Er nimmt Theil an dem Kriege gegen Frankreich, thut in vollstem Maße seine Pflicht als Soldat, erfüllt auch seine Pflichten als Sohn, aber seine Lebensfreude ist dahin. Nachdem ihm auch noch das schwere Loos zugefallen ist, seinen theueren Vater begraben zu müssen, zieht er sich als einsamer Mann auf sein Gut zurück und gedentt in den langen stillen Stunden des Alleinseins seines verfehlten Lebens. Nur in langen Zwischenräumen sucht er die Hauptstadt auf. Bei einem dieser seltenen Besuche begegnet er dem alten Musikus, den die üppige Holländerin aus dem Hause Jrenens gesagt hatte, und von ihm erfährt er das Schicksal der Unseligen, die er so sehr geliebt und die seine Liebe zu erwidern nicht vermocht hatte: sie ist gestorben, verstorben, und jene Holländerin hat an deren Sterben und Verderben irgendetwas mysteriöses Antheil gehabt. Auch die liebe Florence, die sich nicht vermählt hat, ist dahingegangen.

Alle, die Günther geliebt hat, sind todt. Und auch für ihn ist das Leben dahin, wenn er auch noch athmet. Auf seinem stillen Gute, abgeschrieben von der Welt, ohne Freude und ohne Hoffnung, in der Erinnerung an die Vergangenheit, die die drei Bildnisse der geliebten Todten, die Bildnisse seines Vaters, Jrenens und Florencens ihm allezeit vergegenwärtigen, so sitzt er da in seinem stillen Stübchen am knisternden Feuer, zu seinen Füßen seine einzigen Genossen, seine Hunde, sinnend und allein, in ruhiger Ergebung des Tages harrend, da auch sein Stündlein schlagen wird.

Das ist die Geschichte, die uns Rudolph Lindau diesmal erzählt. Ist sie in ihrem Vorwurf vielleicht weniger eigenartig als manche der früheren, wie „Glückspendel“, „Schiffbruch“, „Gute Gesellschaft“, „Die kleine Welt“ zc., so dürfte sie in Bezug auf die Anordnung des Stoffes, auf die Leichtflüssigkeit der Handlung und die psychologische Vertiefung wohl unzweifelhaft den besten seiner Arbeiten zum Mindesten gleichzustellen sein, in Einzelheiten diese sogar überragen. Die Theilnahme des Lesers erlahmt nicht einen Augenblick.

P. L.

Professoren und Studenten auf der Bühne.



Unsere neueste Lustspielichtung ist ernstlicher bestrebt die wirklichen Zustände des gesellschaftlichen Lebens abzuspiegeln, als es bis vor etwa zwanzig Jahren gewöhnlich geschah. Dabei hat der alte gute Rath Diderot's, daß der Dramatiker sich für jedes Stück bestimmte Familien- oder Berufsstellungen (conditions) auswählen möge, um diese recht vielseitig erfassen und ihre Wechselwirkungen mit dem Gesamtleben der Gesellschaft andeuten zu können — dieser Rath, der einst Lessing zu seinem größten dramatischen Erfolge leitete — seine Berechtigung auch heute noch nicht verloren. Während es nun an ernsten und heiteren Stücken nicht fehlt, die ihre Figuren, Motive, Conflictte dem Wirkungskreise des Militärs, des Kaufmanns, des groß- oder kleinstädtischen Bürgers, des Arztes, des Journalisten entnehmen, haben die Dramatiker unseres Jahrhunderts (wie trefflich es Goethe verstand, beweisen die Schüler- und Wagner-scenen des Faust!) das eigenthümlich gestaltete und an Ernst und Scherz reiche Leben der deutschen Universitäten bisher fast gänzlich unberücksichtigt gelassen.

Man halte mir nicht etwa Roderich Benedig entgegen mit seinem „bemoosten Haupt“ (1839), seiner „Hochzeitsreise“ (1850), seinen „relegirten Studenten“ (1868). Er streift akademische Verhältnisse als ein Fernstehender, nur solche Züge herausgreifend, die auch den kleinstädtischen Philister an eigene Wahrnehmungen erinnern können. Auswüchse und Mißbräuche umgiebt er mit romantischem Schimmer, ohne für die ernste Lebensarbeit, die auf Universitäten geübt und gelernt wird, eine Spur von Verständnis zu zeigen. Seine Professoren sind nichts als kurzsichtige und lächerliche Pedanten; seine Studenten wissen wenig vom Studiren, sondern verbummeln oder sind verbummelt; und über den Mangel jeder tieferen Auffassung des Universitätslebens kann weder die dem erstgenannten Stücke beigemengte weinerliche Sentimentalität (alias: moralischer Klagenjammer!) fortbellen, noch die erhebende Moral des letzten, die in dem Nachweise gipfelt, daß relegirte Studenten unter Umständen noch brauchbare Musiklehrer, Schmiedemeister und Gutsverwalter werden können und — wenn das Glück gut ist — eine reiche Erbin heirathen. Daß aber gerade die genannten Benedig'schen Stücke noch jetzt häufiger als die meisten anderen seiner Producte auf der Bühne erscheinen, das beweist doch, daß unser Publikum Stoffen aus dem Universitätsleben, selbst in noch so oberflächlicher Darstellung stets ein lebhaftes Interesse entgegenbringt; ein Interesse, welches noch in jüngster Zeit zahlreiche öffentliche Besprechungen akademischer Zustände in der Presse und in den Verhandlungen unserer Parlamente beständig zu steigern geeignet waren.

Unregung zu tieferer Behandlung des akademischen Lebens hätte den Dramatikern seit der Mitte der sechziger Jahre der culturhistorische Roman bieten können.

Ich denke natürlich besonders an Freytags „verlorene Handschrift“ (1864), die ich nach Entwurf, Gedankeninhalt und Composition stets für den gelungensten und werthvollsten aller seiner Romane gehalten habe. Mit Recht ist auch dieser Roman beim 50jährigen Doctorjubiläum G. Freytags (30. Juni 1888) ehrenvoll erwähnt worden. Hier sind verschiedene Typen von Lehrenden und von Lernenden scharf in ihrer Eigenthümlichkeit erfaßt; neben klarer Veranschaulichung der wissenschaftlichen Forschung fallen auch humoristische Streiflichter auf manche Einseitigkeiten und Schwächen. Die Verührung, in welche die beiden bedeutenden Professoren gestalten gerade bei Verfolgung ihrer Lebenszwecke mit ganz anderen Kreisen, mit den Vertretern der Landwirthschaft und der städtischen Geschäftswelt wie andererseits mit Personen des Adels und des Hofes kommen, sind culturhistorisch ebenso interessant, wie sie zur harmonischen Durchführung der Handlung vom Dichter kunstvoll verwerthet sind. Daß Freytags erster Roman „Soll und Haben“ immer viel mehr gelesen worden ist, als dieser zweite, das mag wohl daran liegen, daß das Materialwaarengeschäft und die Hypothekerverhältnisse dem Lesepublikum vertrauter waren als die terra incognita alter Handschriften und

Volksmynthen, wie heredit auch Freytag seine Professoren die Bedeutung und den dauernden Werth beider darlegen läßt. Auf das moderne Schauspiel und Lustspiel, selbst auf die Pösse, hat „Soll und Haben“ sehr stark eingewirkt; die „verlorene Handschrift“ bisher wenig oder gar nicht.

Das im März 1868 in Breslau zur Aufführung gelangte Stück von Felix Friedrich „Der steinerne Vogel“ (Breslau, S. Schottlaender; für Bühnen im Debit von Felix Bloch Erben in Berlin) — ursprünglich als Dreiacter entworfen, dann aber in einen einactigen Schwant zusammengezogen — beginnt, wie mir scheint, diese Lücke sehr glücklich auszufüllen. Felix Friedrich, — es ist bereits allgemein bekannt, daß dies nur die Vornamen des juristischen Professors Dr. Bruck in Breslau sind —, der früher schon ein sociales Trauerspiel „die Schilbeds“ (Verlag von Schottlaender, 1887) verfaßt hat, bietet in seinem „Steinernen Vogel“ einerseits ein durch reiche eigene Erfahrung beleuchtetes Spiegelbild unseres heutigen Universitätslebens, dessen treffende Wahrheit wohl an die jenes Freytag'schen Romanes erinnert; andererseits läßt es in manchen Zügen der Charakteristik und der geschicht entwickelten, wenn auch enger begrenzten Handlung sich mit Freytags ebenfalls im Wesentlichen auf eine „condition“ beschränkten Lustspiel „Die Journalisten“ vergleichen.

Der etwas räthselhafte Titel, welcher den Ausgangs- und Zielpunkt der Handlung andeutet, hängt mit einer wirklich gemachten Entdeckung der neueren akademischen Forschung zusammen. In den siebziger Jahren fand man in den Solenhofener Schieferbrüchen den Abdruck eines urweltlichen Thieres, das eine Mittelstufe zwischen den Amphibien und den Vögeln repräsentirt. Die betreffende Steinplatte ist jetzt im Besitze der Berliner Bergakademie, und das in der Entwicklungsgeschichte der Thierwelt eine kassende Lücke ausfüllende Wesen ist unter dem Namen „Archäopteryx“ streng wissenschaftlich beschrieben und genau abgebildet worden. Diesen Fund hat unser Autor in eine mittel-deutsche Universitätsstadt verlegt. Der dortige Professor der Zoologie, Heinke, hat bei dem Antiquitätenhändler Stieber die kostbare, von diesem als Curiosität erworbene Steinplatte gefunden, und setzt natürlich Alles in Bewegung um diesen „steinernen Vogel“ für das naturwissenschaftliche Museum seiner Universität zu erwerben. Höchst geschickt ist von diesem Angelpunkte der Handlung aus der Charakter der ersten männlichen Hauptperson dargestellt. Der in exacter Forschung und verstandesmäßigem Dociren gealterte Junggesell, Gefühlsregungen sonst wenig zugänglich, entwickelt für den Archäopteryx eine fast schwärmerische Leidenschaft. Er ist nicht der Klügste beim Unterhandeln gewesen, denn erst sein Eifer hat Herrn Stieber bewogen den Preis des Objectes auf 30 000 Mark heraufzuschrauben. Aber in den Bemühungen zur Erwerbung des Schazes zeigt er die ganze Aufopferungsfähigkeit und Zähigkeit des deutschen Gelehrten. Auf sein Betreiben hat der Unterrichtsminister die Einsetzung der Summe in den nächsten Etat zugesichert; zur vorläufigen Befriedigung Stiebers will Heinke die ganzen Ersparnisse seiner Gelehrtenarbeit hingeben und wendet sich zur Deckung des Restes an seinen juristischen Kollegen Hildebrand, in dessen Hause die ganze Handlung an einem Vormittage sich abspielt.

Dieser Professor Hildebrand, die zweite männliche Hauptperson, seit zwei Jahren verwittwet, hat nämlich eine reiche Schwiegermutter (oder vielmehr Stief-schwiegermutter, einst zweite Gattin seines Schwiegervaters). Frau Mary von Welben ist nach dem Tode ihres ländlichen Gatten, noch jung und glückbegehrend, mit ihrer Stieftochter Elly (der rechten Schwägerin Hildebrands) nach der Universitätsstadt gezogen, der Wissenschaft und ihren Vertretern enthusiastische Verehrung entgegenbringend. Auch besitzt sie noch weibliche Eitelkeit genug, um die Annäherung Heinke's, die zunächst nur auf Erlangung des Vorschusses abzielt, als ihrer Person geltend aufzufassen und z. B. selbst den in einem Briefe gebrauchten Ausbruch „schöner Märchenvogel“ auf sich zu beziehen. Früher hatte sie freilich ihre Wünsche auf Hildebrand gerichtet und die deutlich hervortretende Neigung desselben zu Elly stiefmütterlich bekämpft. Die nach der

Gesetzgebung verschiedener Staaten der Verehelichung mit der Schwiegermutter oder der Schwägerin entgegenstehenden Hindernisse bieten Gelegenheit zu höchst komischen Erörterungen aus dem Gebiete der juristischen Facultät, welche die erwünschte Wandelung der Neigung bei Frau Mary herbeiführen helfen.

Sowohl in den Haushalt des jungen verwittweten Professors, als in den des alten Junggesellen Heinke eröffnet das Stück schalkhafte Einblicke. In Hillebrands Wohnung spielen sich aber auch Vorbereitungen zu einem wichtigen Ereigniß für die akademische Körperschaft ab, nämlich private Vorbereitungen zur Rectorwahl, bei welchen noch zwei — entfernt an Freitag's Professoren Strubelius und Raschke erinnernde — Nebenfiguren auftraten. Kleine Seitenhiebe auf Mitwirken persönlicher Motive recht materieller Art bei der Wahl fehlen nicht. Doch sind es schließlich rein sachliche Erwägungen, welche die Wahl Heinke's sichern; und auch der prunkvolle Rectormantel, der diesem für das nächste Jahr bestimmt ist, übt seine Zugkraft auf das Herz der Frau Mary. Gelegentlich werden auch andere äußere Verhältnisse der Professorenstellung gestreift; die trocken hingeworfene Bemerkung, daß mancher unbesoldete Professor erst so alt werden müsse, wie der Archäopteryx (20 Millionen Jahre!), bis ein erleuchteter Unterrichtsminister Geld für ihn übrig habe, erinnert an manche ebenso colossale Hyperbel des Freitag'schen Humors in den „Journalisten“.

Endlich vertritt eine episdische Figur auch wenigstens eine Seite des studentischen Lebens. Ein alter Corpsstudent, stud. jur. v. Salbach, sucht durch „patentes“ Auftreten und Berufung auf seine Leistungen beim Frühschoppen und auf Mensur, sowie durch galantes Benehmen gegen die Damen des Herrn Decans eine mildere Beurtheilung seiner wissenschaftlichen Schwächen zu erlangen, natürlich ohne bei den sachkundigen Examinatoren seinen Zweck zu erreichen.

Der Ausgang der geschickt combinirten und auf einen einzigen Vormittag concentrirten Handlung braucht kaum noch angegeben zu werden: Magnificenz Heinke erwirbt nicht nur den Archäopteryx für sein Museum, sondern auch die Hand der Frau Mary, wie Hillebrand die der jugendlichen aber höchst bildungsfähigen Elly. Daß Herr von Salbach, nachdem ihm durch den wohlverdientem Durchfall durch das Examen die diplomatische Carrière abgeschnitten ist, spurlos verschwindet, wird der Zuschauer verschmerzen; vielleicht wird er zwar nicht „Botschafter“, aber noch „Reiseinspector“ einer Versicherungsgesellschaft, wie ein im Gespräch erwähnter Studiengenosse.

Ueberall ist es dem Verfasser gelungen — ohne persönliche Satire — Typen des akademischen Lebens unserer Zeit aufzugreifen und zu Trägern einer wohlgefühten Lustspielhandlung zu machen. Regisseure und Schauspieler dürften darauf zu achten haben — was bei den Breslauer Aufführungen nicht sorgfältig genug geschehen war — daß die Darsteller der Professoren in Maske und Haltung nicht in die lächerlich-pedantische Art der Benedic'schen Gelehrtenfiguren zurückfallen. Hillebrand und Heinke sind als Professoren durchaus keine Caricaturen, ebensowenig wie etwa Frau Mary als Schwiegermutter. Alle Rollen bieten vielmehr dem denkenden und welterfahrenen Schauspieler höchst dankbare Aufgaben, und das Stück — dem der Verfasser bereits wieder ein neues: „Alte Freier“ hat folgen lassen — ist nach meiner Meinung als eine dankenswerthe Bereicherung unseres Lustspielrepertoires zu bezeichnen.

O. Erdmann.

Zur Geschichte Katharina's von Westfalen.

Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jérôme von Westfalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Württemberg. Herausgegeben von August von Schloßberger. Bd. 1—3. Stuttgart. W. Kohlhammer.

Die große Bedeutung archivalischer Publicationen für das richtige Verständniß von Personen und Ereignissen tritt für wenige Abschnitte der neueren Geschichte so glänzend

herbor wie für das Zeitalter Napoleons I. Die Persönlichkeit des Kaisers selbst hat in der Auffassung der nachfolgenden Generationen eine vollständige Wandlung durchgemacht. Die Legende, die Thiers gesponnen hat, ist schon durch die Veröffentlichung der Correspondenz Napoleons und die wichtigen Ergänzungen von du Casse aufs Grausamste zerstört worden. Man geht vor Allem den Briefen und Aktenstücken nach, den unerbittlichsten Zeugen der Vergangenheit, und benützt nur mit größter Vorsicht die stark subjectiv gefärbten Memoiren einer Kemusat oder Lucian Bonapartes.

Einen wichtigen Beitrag für die Geschichte jener Tage liefert der in der Ueberschrift genannte Briefwechsel, durch dessen Herausgabe sich Schloßberger ein großes Verdienst erworben hat. Zwar erschien bald nach dem Tode Jérômes, des einstigen Königs von Westfalen, ein fünfbandiges Werk: *Mémoires et correspondance du roi Jérôme et de la reine Cathérine*, aber man vermischte namentlich die Briefe, welche sich im Hausarchiv zu Stuttgart befanden, und deren Publication damals noch nicht zu ermöglichen war. Denn Jérômes Gemahlin, Katharina, war die Tochter des ersten Königs von Württemberg, Friedrichs I. Durch die Liberalität des jetzigen Königs ist die reiche Correspondenz zwischen der Tochter und ihrem Vater der historischen Forschung zugänglich gemacht worden; und eine unerwartete Vereicherung hat dieses Material dadurch erfahren, daß Prinz Napoleon, der noch lebende Sohn Jérômes und der Katharina, aus dem Napoleonischen Hausarchiv fast dritthalbhundert Briefe König Friedrichs an seine Tochter beigezeichnet hat. Der Briefwechsel reicht bis in das zwölfte Lebensjahr der unglücklichen Prinzessin zurück, bis ins Jahr 1794; aber von Bedeutung wird er doch erst von ihrem 18. Jahre an, weil er von da ab als ziemlich lückenlos betrachtet werden kann; seine Begrenzung findet er, nach der Aufgabe, die sich der Herausgeber gestellt hatte, im Jahre 1816, in welchem König Friedrich starb. Die Sprache der Briefe ist natürlich die französische. In Wömpelgart, wo die Prinzessin erzogen wurde, eignete sie sich leicht und rasch diese Sprache an, die ja auch am Stuttgarter Hofe eine eifrige Pflege fand, und sie hat seit dieser Zeit beständig französisch gesprochen, geschrieben und gedacht; nur behielt sie die Gewohnheit, deutsch zu beten. Fast bis ins kleinste Detail hinein wird sich mit Hilfe dieser Briefe das Bild der edlen Fürstin zeichnen lassen, die in Freud und Leid an der Seite Jérômes blieb und, als ihr Vater nach dem Sturze Napoleons und dem Ende des westfälischen Reiches mit dem Vorschlage einer Ehescheidung an sie herantrat, nur die Antwort hatte: „Ich werde den Gemahl, Sire, den Sie mir gegeben haben, nicht verlassen, wenngleich er seinen Thron verloren hat; ich habe sein Glück getheilt, er gehört mir auch in seinem Unglücke.“ Man muß hierbei bedenken, daß ihre Verbindung mit Jérôme aus rein politischen Motiven hervorgegangen war und daß der lustige König von Westfalen ihr manche Stunde bittersten Kummers bereitet hatte. Nicht ohne Grund hat Napoleon, als er bereits ein Gefangener auf St. Helena war, über Katharina das schöne Wort gesprochen: „Par sa belle conduite en 1815 cette princesse s'est inscrite de ses propres mains dans l'histoire.“

Die Vorreden zu den einzelnen Bänden orientiren den Leser über den allgemeinen Inhalt und bilden die beste Einführung in das Studium der Briefe selbst. Die Texte sind mit großer Sorgfalt corrigirt, und auch das mag hervorgehoben werden, daß die Ausstattung des Buches eine wahrhaft luxuriöse ist. Den weiteren Publicationen Schloßbergers aus dem Stuttgarter Hausarchiv wird jeder Geschichtsfreund mit großen Erwartungen entgegensehen. F. Pr.

Bibliographische Notizen.

Die vielfältigste Kunst der Gegenwart. Redigirt von Carl v. Lützow. I. Der Holzschnitt. Wien, Gesellschaft für vielfältigste Kunst.

Es ist ein hochbedeutungsvolles Unternehmen, welches mit der Veröffentlichung des zwölften Heftes den ersten Theil

der gestellten Aufgabe zu Ende geführt hat. Seit mehr als sechs Jahren haben berufene Kräfte eine reiche Fülle von Stoff gesammelt, um eine wirkliche Uebersicht über die Geschichte der vielfältigsten Künste aller Länder in der Gegenwart möglich zu machen. Durch an-

erkenntnisswerthe Liberalität der Künstler und Verleger aller einschlägigen Fächer ging der Gesellschaft ein Material von seltenem Reichthum zu, welches den Grundstock der Illustrationen abgab. Die Bearbeitung des Textes wurde für jedes Territorium einem speciell auf diesem Felde bewanderten Fachmann anvertraut, welcher sowohl die Technik und die Stilgesetze der von ihm bearbeiteten Kunstart genau kannte, als auch von den localen Verschiedenheiten der Länder und Schulen eine klare und unbefangene Vorstellung mitbrachte; während die Redaction darauf bedacht war, das bunte Vielerlei der einzelnen Stücke ungezwungen zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

In dieser Weise ist in dem jetzt vorliegenden ersten Bande (im Ganzen 34 Bogen Großfolio, mit weit über 300 kunstvollen Illustrationen!) der Holzschnitt aller Culturländer der Gegenwart zur Anschauung und zum Verständniß gebracht. Es ist auf diese Weise zum ersten Mal eine übersichtliche und mit reichem Bilderschaum versehene geschichtliche Darstellung der Leistungen gegeben, welche diese immer noch volksthümlichste und eindringlichste aller vervielfältigenden Künste in unserer Zeit hervorgebracht hat. Nach einem „geschichtlichen Rückblick“ des Herausgebers G. v. Hützw, bespricht W. Hecht die Leistungen des Holzschnitts in Deutschland, der Herausgeber selbst den in Oesterreich-Ungarn, beide zusammen etwa die Hälfte des Bandes füllend. In der zweiten Hälfte hat Henri Douchot Frankreich, andere berufene Fachmänner sämmtliche anderen europäischen Länder, S. N. Koehler Nordamerika übernommen. Der in seiner Art hochentwickelte Holzschnitt der Ostasien, namentlich der Japaner, mußte außer Betracht bleiben, weil zu seinem Verständniß der volle Einblick in die Cultur-Geschichte jener Länder gehört hätte, die eine in sich abgeschlossene, mit der europäischen Kunst nicht organisch zusammenhängende Entwicklung repräsentirt.

Nach dem festgestellten Plane soll in der zweiten Abtheilung des Werkes der Kupferstich, in der dritten die Lithographie behandelt werden, beide nicht mit der gleichen Masse von Textillustrationen, wie sie der buchmäßig verwendbare Holzschnitt erforderte. Für die in der letzten Abtheilung darzustellenden photomechanischen Vervielfältigungsarten dagegen ist wieder eine reiche Fülle von Proben in Aussicht genommen.

Möchte es recht vielen Familien möglich sein, in diesem nach seinem Texte wie nach seinen Illustrationen vorzüglichen Werke einen Hauschatz zu erwerben, der wie wenig andere eine Quelle edlen Genusses und reicher Belehrung bieten dürfte. R.

Deutsche Geschichte bis zum Jahre 1888. Von Wilhelm Müller. Illustrierte Volksausgabe. Stuttgart. Carl Krabbe.

Die hohe Stellung, welche das deutsche Reich unter der umsichtigen und kraftvollen Leitung Kaiser Wilhelm I. und seines Reichstanzlers erreicht hat, erweckt in jedem Deutschen das Verlangen, den Entwicklungsgang der Geschichte seines Vaterlandes kennen zu lernen. Diesen Zweck zu erreichen ist die „Deutsche Geschichte“ von Wilhelm Müller, welcher die deutsche Geschichtsliteratur bereits mit manchem vorzüglichen, auch für reifere Schüler geeigneten Werke bereichert hat, um so geeigneter, als der Inhalt des Buches durch gute Illustrationen unterstützt, volksthümlich gehalten und leicht verständlich ist. mp.

Eberhard, synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Aufl. umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Lyon. Mit Uebersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache. 1. Bief. Leipzig. Grieben 1888.

Das in den Kreisen der Fachmänner längst bekannte und gewürdigte Werk kann in der neuen Auflage auch allen denen empfohlen werden, welchen die Geschichte und das Leben unserer Sprache nicht gleichgültig ist. Neben zahlreichen Hinweisen auf die Wörterbücher von Grimm und Weigand enthält das Buch viele Belegstellen aus unsern besten Schriftstellern, welche die scharfen Unterscheidungen sinnverwandter Wörter bestätigen. R. J.

Zur Feier der Wissenschaft. Rede gehalten bei Wiedereröffnung der Universität zu Rom. Von Moselehot. Emil Roth, Gießen.

In gebantenreichem und formschönem Vortrage legt unser in Italien wirkender Landsmann die Beziehung der Naturwissenschaften untereinander dar und hebt die Einwirkungen der wissenschaftlichen Fortschritte nicht bloß auf das praktische Leben, sondern auf unsere ganze Cultur, auf Denkweise und Thätigkeit der Gegenwart hervor. In der Wissenschaft vom

Menschen das Ziel, in der Mathematik die ideale Methode alles Forschens erkennend, rühmt Moleschott die erziehbliche Leistung des Wissens, die befreiende des Denkens ohne Voreingenommenheit. Durch die Entwicklung der Mechanik wird die Muskelarbeit geschont, die Gedankenfähigkeit gehoben; Telegraph und Telephon haben uns rascher, geweckter, entschlossener, schlagfertiger im Urtheil und Beschließen gemacht. j1.

Ans Schubarts Leben und Wirken.
Von Eugen Nägele. Stuttgart, Koflhammer.

Nägele beschränkt sich im Wesentlichen auf den Aufenthalt Schubarts in Geislingen v. J. 1863—69. Er giebt sehr ausführliche Auszüge aus den ihm zugänglichen Briefen und Actenstücken, während seine eigene Darstellung zurücktritt. Besonders hervorzuheben sind die Mittheilungen aus den noch erhaltenen Schuldictaten Schubarts, von denen neulich schon im „Daheim“ (1887. Nr. 38 u. 39) als interessante Probe die vier Briefe mitgetheilt waren, welche denselben Inhalt nach den Temperamenten verschieden behandeln. Auch die von Nägele aus diesen Schuldictaten gegebene Auswahl zeigt, wie Schubart seine reiche dichterische und humoristische Begabung im Dienste der Volksschulpädagogik in einer Weise verwertete, die heute ganz besonders Beachtung verdient, da unsere Schulverwaltungen für die Bethätigung und Förderung individueller persönlicher Gaben und Neigungen der Lehrer und Schüler oft viel zu wenig Verständnis beweisen. Durch diese und andere Mittheilungen — auch durch einige Artikel aus der „Deutschen Chronik,“ einer für die Geschichte des deutschen Journalismus höchst wichtigen Zeitschrift — wird das Buch nicht nur für den speciellen Schubartforscher, sondern auch für weitere Kreise interessant. R. J.

Schulggesundheitspflege. Von Engelhorn. Karl Krabbe, Stuttgart.

Angeichts solcher Bücher kann man rufen: Es ist eine Lust, Referent zu sein! Das bedeutame und wichtige Thema ist so vielseitig und dabei so schlicht und verständlich behandelt, daß man nur wünschen kann, alle Schulvorstände, Lehrer und Eltern schafften sich das Büchlein an und vertieften sich in seine anspruchslose und doch fesselnde Weisheit. Kein Kapitel ist gegen das andere bevorzugt oder zu

kurz gekommen, keine Frage des weit-sichtigen Gebietes ist übergangen; mit wahrer Liebe zu seinem Stoffe und zur Jugend ertheilt der ärztliche Verfasser jeden Rath und vermeidet dennoch alles Uebermaß. Nur bei der Physiologie und bei Darstellung der Krankheiten des Kindesalters konnte vielleicht eine noch größere Beschränkung geübt werden. Daß ein so gereifter Schriftsteller die Gesundheitslehre in der Schule nicht mit den äußeren Maßnahmen erschöpft glaubt, sondern auch die Vertheilung und Auswahl des Unterrichtsstoffs zur Sprache bringt, versteht sich von selbst. Wahrhaft goldene Worte sind es, wenn er (S. 166) davor warnt, althergebrachte Einrichtungen dem Drange nach Neuerung vor schnell zu opfern, und wenn er mahnt, genau zu prüfen, ob das Neue, das an die Stelle des Alten gesetzt werden soll, auch wirklich das Bessere sei! j1.

Karl Bleibtreu's pathologischer Roman „Größenwahn.“ Eine kritische Studie von Dr. Max Zerbst. Jena, Fr. Mauke.

Achtungswerthe Geistesarbeit ist auf einen derselben kaum würdigen Gegenstand verwendet. Vielleicht aber trägt das Schriftchen bei einem Theile unseres Lesepublikums etwas zur Klärung des Urtheils bei. O.

Linguistisch-culturhistorische Skizzen und Bilder aus der deutschen Steiermark von Dr. Adalbert Kupferschmid. Karlsruhe, Gebrüder Vollmann.

Diese kleinen Abhandlungen gereichen ihrem Verfasser zur Ehre; sie entspringen einer ehrlichen deutschen Gesinnung und einem für die Schönheit seiner Heimat tief empfänglichen Herzen. Mit offenem Blick hat Kupferschmid die steirischen Berge und Thäler durchwandert und überall den Spuren der Dichtung und Sage nachgeforscht, auch manche alte Chronik darum befragt. Aus seltsam entstellten Ortsnamen erschlossen sich ihm oft Kenntnisse völkergeschichtlichen Lebens, von denen wir sonst keine Kunde haben. Auch wo man seinen Namensdeutungen nicht völlig beipflichten kann, wird man die Sorgfalt des Forschers anerkennen müssen. Sehr schätzenswerth sind die Mittheilungen aus dem alten steirischen Gerichts-buche von 1579—1594. Wem es vergönnt ist, das reizende Mürztal aufzusuchen, der sollte diese „Skizzen“ als Reisebegleitung mit

sich führen; wer daheim bleiben muß, der möge beim Lesen freundlichst ihres Verfassers gedenken, als eines treuen Hüters deutschen Volksthum's in der fernem Südstadt.
F. V.

Der Unfried. Ein Dorfroman von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolph Bonz & Comp.

Die Typen des oberbairischen Gebirgsdorfes sind uns durch viele bayrische Schriftsteller bereits wohlbekannt geworden; aber Ganghofer versteht es dieselben zu individualisiren und interessant zu machen, indem er schildert, in welcher Weise die allen Menschen gemeinsamen Leidenschaften bei diesen Naturmenschen zum Ausdruck gelangen. Die Erzählung will unsere Theilnahme erwecken für das tragische Schicksal eines Menschen, der eine zwölfjährige Zuchthausstrafe für ein Verbrechen erlitten hat, das nur ein unglücklicher Zufall zu einem so schweren stempelt, und das vor dem ungebrannten Gesetzbuche der Moral sehr viel mildernde Umstände für sich hat. Trotz eines arbeitsamen und achtungswerthen Lebens wird er doch das Räubermahl an seiner Stirn nicht los und wird dadurch immer wieder heimatlos, selbst da, wo er Wurzel gefaßt hat mit allen Fasern seines Daseins. Die Gestalt dieses Mannes ist wie aus einem Guß, voll Naturwahrheit und psychologisch überzeugend. Fremdartig berührt in dem Roman der arme Wahnsinnige, dessen unheimliches Treiben selbst in dem abgeschlossenen Gebirgsdorfe und bei aller Naivität der Bewohner doch unmöglich so lange Duldung erfahren könnte. Daß die Technik des Romans bei Ganghofer vorzüglich ist, ist selbstverständlich; Aufbau der Handlung, Schürzung und Lösung sind meisterhaft.
mz.

Lars. Norwegisches Fjvll von Bayard Taylor. Deutsch von Margarethe Jacobi. Stuttgart, Robert Luz.

Unter den Werken des großen amerikanischen Dichters, der durch die Lebenswürdigkeit seines Wesens ebenso sehr wie durch seine hohe Begabung in Deutschland viele Freunde gewonnen hat und dessen frühzeitiger Tod tief beklagt wurde, nimmt „Lars“ eine hervorragende Stellung ein. Die Verknüpfung großartiger Naturschilderungen, wie sie die norwegische Gebirgswelt bietet, mit der ergreifenden Darstellung menschlicher Seelentämpfe ist eine äußerst glückliche. Mit Recht sagt die

Uebersetzerin, der wir schon manche poetische Gabe des fernem Westens verdanken und deren Arbeit auch diesmal vollste Anerkennung verdient, in der Einleitung: „Der Grundgedanke der Dichtung — Sieg des Friedens und der Versöhnung über Leidenschaft und Gewaltthätigkeit — wird von Charakteren getragen, die in poetisch wirkungsvollem Gegensatz zu einander stehen: die Norweger, stark und urwüchsig wie ihr Land und ihre Sitten, von mildem Blut und ungestimmtem Sinn bewegt, gleich ihren heidnischen Vorfahren; — die Quäker, allen äußern Schmuckes bar, nur vom inneren Licht des Geistes erleuchtet.“ Die Katharis, durch welche Lars Blutschuld geführt wird, ist ein Meisterstück psychologischer Erkenntnis, dessen einzelne Bestandtheile man aus dem Werke selbst erkennen mag. Die Ausstattung des Bändchens, das ein schöner Lichtdruck mit Bayard Taylors Bildniß schmückt, ist äußerst vornehm.
fv.

Am Leuchtturm. Eine Geschichte aus Preußens traurigen Tagen von Paul Bloß. Leipzig. Reinhold Werther.

Felix Dahn urtheilt über das Buch: „Ich finde die Erzählung ganz ausgezeichnet; sie hat den seltenen Vorzug, daß mit der Eigenart des Helben die ganze dichterische Aufgabe gegeben und zugleich die einzig richtige Lösung vorgezeichnet ist. Diese Eigenart des Helben ist neu, unentlehnt, höchst anziehend, durch seine Jugendgeschichte voll begründet; ebenso auch im Voraus bestimmt die Selbstwiderlegung einer krankhaften Verwirrung durch die That.“

Auch wir haben das Buch mit Befriedigung gelesen. Die Gestalt des Helben ist dem Verfasser außerordentlich gelungen: einer jener Kraftmenschen der ostpreussischen Strandbevölkerung, der von Natur spröde und unzugänglich, durch widrige Jugendschicksale zu dem einfielerischen Manne wird, der an einer Verirrung der Anschauung krankt, an welcher er zu Grunde gehen muß. Wie der Verfasser die Lösung gestaltet, ergibt sie zwar keine grundsätzliche Verwerfung jener Verirrung, aber auch in dieser Form ist sie annehmbar und befriedigend.

Die Naturschilderungen, namentlich die des aufgeregten Meeres, sind vorzüglich gelungen, auch das Zeitcolorit trägt das Gepräge der Wahrheit. — Wir empfehlen das Buch angelegentlichst der Beachtung des Publicums.
mz.

Van Dyk, Bildniß einer lächelnden jungen Dame. (Königliche Gemäldegalerie zu Kassel.) Kupferstich von Professor Gustav Silers. Stichfläche: 36½ cm Höhe, 29½ cm Breite.

Zu der Gemäldegalerie zu Kassel befindet sich ein „Bildniß einer lächelnden jungen Dame,“ eine der wunderbarsten Schöpfungen Van Dyks. Das hausliche Costüm mit dem weiten Spigenträger und die Art, das Haar zu tragen, führen uns an den Hof Karls I. von England, an welchem der Maler das fruchtbarste Feld seiner portrairenden Thätigkeit gefunden hat. Das seine, liebliche Gesicht trägt einen durchaus aristokratischen Zug. Nur eine leise Dehnung der Lippen verräth das Lächeln; der obere Theil des Gesichtes bewahrt seine vollkommene Ruhe; die Augen blicken so ernst, fast melancholisch den Beschauer an. Die ganze Grazie und

Vornehmheit der Erscheinung ist mit einer Meisterschaft wiedergegeben, wie sie neben Van Dyk nur wenige Maler besessen haben.

Prof. Gustav Silers hat dieses Bild in Kupfer gestochen, in einer so vortrefflichen Weise, daß ihm auf der Wiener graphischen Ausstellung von 1886 die goldene Medaille zu Theil wurde. Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hat den Stich in vier Druckgattungen in den Handel gebracht, von denen die vornehmste (Remarckdrucke auf Japanpapier) 300 Mk., die vierte Gattung (Drucke auf weißem Papier mit Schrift) 30 Mk. kostet, ein Preis, der angesichts der feinen und sauberen Ausführung als ein sehr mäßiger bezeichnet werden muß. Wir zweifeln nicht, daß das schöne Bild sich sehr bald als ein beliebter Zimmer Schmuck einbürgern wird.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Alberti, C.**, Wer ist der Stärkere? Ein socialer Roman a. d. modernen Berlin. 2 Bände. Leipzig, W. Friedrich.
- Anleitung** zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen in Einzelabhandlungen. Herausg. von G. Neumayer. Lieferung 1. Berlin, Rob. Oppenheim.
- Arminius, W.**, Das Bild der Wenden-Göttin. Sagen - Dichtung. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
- Armstrong, B. L.**, Im Spätsommer. Gedichte. Wien, C. Konegen.
- Bäcker der Lustige.** I. Vollständiger humorist. - poetischer Führer durch München. Mit einem Orientirungsplan. Illustriert. Stuttgart, Levy & Müller.
- Bahr, H.**, La marquesa d'Amagui. Eine Plauderei. Zürich, Verlags-Magazin.
- Baetschen, A.**, Jugendeiland. Gedichte. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Bieder-Kriegelstein, C.**, Vilagos. Histor. Trauerspiel. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Bleibtreu, K.**, Schicksal. Schauspiel in fünf Akten. Leipzig, W. Friedrich.
- Brand, J.**, Thomas Münzer. Ein Drama. München, M. Ernst.
- Brandes, G.**, Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Charakterbild. A. d. Dänischen. Leipzig, H. Barsdorf.
- Braddon, M. E.**, Stella. Erster Band. (Engelhorn's allg. Roman-Bibl. 4 Jahrg. Band 25.) Stuttgart, Engelhorn.
- Brillat-Savarin**, Physiologie des Geschmacks. Uebers. u. m. Anmerkgn. vers. von Carl Vogt. 5. Aufl. Braunschweig, Vieweg & Sohn.
- Buchwald, G. n. J. v.**, Kulturhistor. Erzählungen I. Der Heiljäger von Waldbad. Kiel, E. Hermann.
- Burnett, J. E.**, Der kleine Lord. (Engelhorn's allg. Roman-Bibliothek. 4. Jahrg. Bd. 23.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Bussif, G.**, Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia. 2. Theil: Die Perserkriege und das attische Reich. Gotha, F. A. Perthes.

- Bulletin financier international et moniteur de l'industrie et du commerce.** II année. 1888. Rom, corso Vittorio Emanuele. 51.
- Ciborovius, E.**, Gratulationsbüchlein. Sammlung ernster und scherzhafter Gelegenheits - Gedichte. Danzig, A. W. Kafemann.
- Cohn, G.**, Drei rechtswissenschaftliche Vorträge in gemeinverständlicher Darstellung. Heidelberg, C. Winter.
- Daudet, A.**, Der Nabob. Band III. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibliothek IV. Jahrg. Bd. 22.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Delbrück, H.**, Historische und politische Aufsätze. Berlin, Walthers & Apolant.
- Dessolr, M.**, Bibliographie des modernen Hypnotismus. Berlin, C. Duncker.
- Dorieux-Brottaek, B.**, Adolf Hellberg. Schauspiel in 4 Aufzügen. Leipzig, R. Werther.
- Ehrlich, Heinrich**, Wagner'sche Kunst und wahres Christenthum. Offener Brief an den Hofprediger und Garnisonpfarrer Dr. theol. Emil Frommel. Berlin, Brachvogel & Rauff.
- Erbrich, E.**, Kaiser Karl der Fünfte vor Metz. Leipzig, W. Friedrich.
- Er schlägt sich nicht.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Wien, R. Löwit.
- Fickelscherer, M.**, Das Kriegswesen der Alten. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag d. literar. Jahresberichts. (A. Seemann).
- Foucher de Carell, A.**, Hegel und Schopenhauer. Ihr Leben und Wirken. A. d. Französ. übers. von I. Singer. Wien, C. Konogon.
- Frenzel, Fr.**, Schelmenweisen. Eine Sammlung humorist. Dichtungen und Essays. Erster Band. Leipzig, R. Werther.
- Friedmann, A.**, Der Todessring. — Der Venusdurchgang. Zwei Gelehrten - Novellen für Unglehrte. (Univers.-Bibl. 1430). Leipzig, Reclam.
- Güntzel F. E.**, Reflexionen bei Betrachtung der Lebenserscheinungen der Erde. Leipzig, E. H. Mayer.

- Hané, E.**, Träumereien im Studirstübchen. Dichtungen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Hennequin, Emile**, La critique scientifique. Paris, Librairie Académique Didier, Perrin et Cie.
- Hepp, C.**, Wegweiser auf Sylt. Tondern, F. Dröhse.
- Hildebrandt, H.**, Wahre Worte und schöne Lieder. Eine Anthologie. Stolp i. P. H. Hildebrandt.
- Hille, Paul**, Auf dem Wege von Hohenzollern nach Rom. Protestantische Blätter. Köthen, S. Schettler's Erben.
- Higoney, A.**, Mithäuser Monet-Bleter. Elskassische Märle, Sage, Erzählunge und Schwänke. Mühlhausen, Schick & Philipp.
- Kirchhoff, A.**, Länderkunde des Erdtheils Europa. Lieferung 51—55. Prag, F. Tempsky u. Leipzig, G. Freytag.
- Klraton, P.**, Zwirn-Dudenfing. Humorist. Roman. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Kohut, Ad.**, Das Buch von der Schwiegermutter. Zürich, Verlage-Magazin.
- Korschann, Fr.**, Ideale Liebe. Eine Dichtung mit lyrischem Anhang. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
- Krause, E. F.**, England. Charakteristisches über Land und Leute. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Kretzer, M.**, Bürgerlicher Tod. Drama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
- Lollée, Frédéric**, Le Paradoxe. Essai sur les excentricités de l'esprit humain dans tous les siècles. Paris, Albert Savine.
- Marshall, W.**, Spaziergänge eines Naturforschers. Mit Zeichnungen von A. Wagen. Leipzig, Verlag d. Literar. Jahresberichts (Arthur Seemann).
- Messa-Kultus**, Pädagogische Ketzereien eines Unberufenen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
- Michel, K.**, Lessing u. d. heutigen Schauspieler. (Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Neue F. III. Jahrg. Heft 34.) Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. J. Richter).
- Moleschott, J.**, Franciscus Cornelius Donders. Festgruss zum 27. Mai 1888. Giessen, E. Roth.
- Moser, H.**, Grundriss einer Geschichte der Welt-sprache. Neuwied, Hoeser.
- Mylius, O.**, Bienemanns Erben. Roman, 4 Bände. Leipzig, W. Friedrich.
- Nekrasow, N. A.**, sämtliche Werke a. d. Russ. metrisch übertr. von H. J. Köcher. Zweiter Band. Leipzig, W. Friedrich.
- Nicolai, Fr.**, Kleyner feyner Almanach. 1777 und 1778. II. Jahrg. Herausg. v. G. Ellinger. (Berliner Neudrucke II. Band.) Berlin, Gebr. Paetel.
- Niemann, K.**, Coeur-As. Geschichte einer Leidenschaft. Jena, H. Costenoble.
- Noé, H.**, Gossensass. Blätter der Erinnerung a. d. Gletscherwelt Tirols. Illustr. von T. Grubhofer. Meran, F. W. Ellmenreich.
- Nonnemann, Fr.**, Elsa. Eine novell. Studie. Leipzig, R. Werther.
- Perrons, F. T.**, Histoire de Florence depuis la domination des Médicis jusqu'à la chute de la république (1434—1531). Tome I. Paris Maison Quantin. 1886.
- Randtriche und Nesselrolle**. Leipzig, W. Friedrich.
- Reist, K.**, Rentenoth. Lustspiel in fünf Akten. München, Th. Ackermann.
- Rey, A.**, Keime und Knospen. Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
- Rist's Joh. G.**, Lebenserinnerungen. Herausg. von G. Poel. III. Theil. Gotha. Fr. A. Perthes.
- Roland, E.**, Unsere lieben Lieutenants. Zeitgemässe Charakterstudien aus deutschen Salons. Leipzig, Banert & Rocco.
- Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge** Herausg. von Virchow u. Holtzendorff. N. F. III. Serie. Heft 51: Imm. Schmidt, Byron im Lichte unserer Zeit. — 52: Jordan, Goethe und noch immer kein Ende. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Sarrazin, Dr. Joseph**, Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern. Mit zahlreichen Textproben aus hervorragenden Werken von Augier, Dumas, Sardou und Pailleron. Stuttgart, Friedrich Frommanns Verlag (E. Hauff.)
- Schmidt, M., s' Liserl**, Erzählung vom Ammersee. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Schubin, O.**, Asbein. Aus dem Leben eines Virtuosen. Braunschweig, G. Westermann.
- Seemann, O.**, Die gottesdienstlichen Gebräuche der Griechen und Römer. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag d. literar. Jahresberichts. (A. Seemann).
- Söhns, Fr.**, Die Parais unserer Sprache. Eine Sammlung von Volksausdrücken. Heilbronn, Gebr. Henninger.
- Sourbeck, Th.**, Fichtennadeln vom Libanon. Lose Reise-Blätter. Basel, Benno Schwabe.
- Spamer, O.**, Illustriertes Konversations-Lexikon für das Volk. Zweite Auflage. Lieferung 100—103. Leipzig, O. Spamer.
- Stern, M. R. v.**, Stimmen im Sturm. Gesammelte Dichtungen. Zweite verm. Auflage. Zürich, Verlags Magazin.
- Sterns, C.**, Die alte und die neue Weltanschauung. Studien über die Rätsel der Welt und des Lebens. Mit Textabbildungen, Portraits und Tafeln. Lieferung 1. 2. Stuttgart, O. Weisert.
- Streibel, K.**, Julia Alpina. Schausp. i. 5. Aufz. Dresden, E. Pierson.
- Suadekianz, G.**, Die ruinirte Familie. Lustspiel. A. d. Armenischen von L. Rubenli. Leipzig, W. Friedrich.
- Theurlst, A.**, Der Process Froideville. (Engelhorn's Allg. Roman-Bibl. 4. Jahrg. Band 24.) Stuttgart, I. Engelhorn.
- Türk, H.**, Hamlet ein Genie. Zwei Vorträge. Reudnitz, M. Hoffmann.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin**. Band XV. No. 6. Berlin, Dietrich Reimer.
- Weise, J.**, Aus dem Tollhause des Lebens. Zeitgen. Satiren. Leipzig, R. Werther.
- Weise, A.**, Leichte Reizungen. Gereimtes und Ungereimtes. Leipzig, K. Werther.
- Wenzelburger, K. Th.**, Geschichte der Niederlande. Zweiter Band. Gotha, F. A. Perthes.
- Zerbat, M.**, Karl Bleibtren's pathologischer Roman „Größenwahn“. Eine krit. Studie. Jena, Fr. Manke.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1888^{er}. Frische Füllung. 1888^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn . .	40 "
Schlossbrunn	41 ⁸ "
Thoresienbrunn	47 ¹ "
Neubrunn . .	47 ³ "
Marktbrunn .	34 ⁵ "
Felsenquelle .	47 "
KaiserKarl-Qu.	39 ³⁴ "
Kaiserbrunn .	39 ¹ "

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die Füllingen am Apollinaris-Brunnen

(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen in

Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,

UND REMAGEN A. RHEIN.

Inhalt des 6. Bandes.

Juli — August — September.
1888.

Sei,,

Heinrich Albrecht in Berlin.

Altes und Neues über den Hypnotismus ., «

Ida Boy-Ed in Lübeck.

Sturm. Novelle ^Z?

Wilhelm Bölsche in Berlin.

Telepathie. Was Märchen von einer neuen Wissenschaft 24z

Jacob v. Falke in Wien. »

Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses I. II 22« ZZI

Brir Förster in München.

Jean Paul in Weimar. Nach Briginalbriefen ZZ2

Richard Garbe in Königsberg.

Leben der Europäer in Indien .. -. 7^

Hermann Heiberg in Berlin.

Weshalb mir das? Novelle ^

Alorij Izoernes in Wien.

Der falsche Tzar Peter III, Eine Episode aus der Geschichte Monte
negros ZZ4

Emil hübner in Berlin.

kzoraz in Spanien 25

Aurd Laßwitz in Gotha.

Mirar. Träume eines modernen Geisterstehers, erläutert durch Träume
moderner Metaphysik

Paul Lindau in Berlin.

Auf die Spitze! — - 247 Paul Lindenberg in Berlin.

kudwig pietsch ^«s

Raphael Löwenfeld in Berlin.

Hermann Helberg , I«2

Julius von Pflugk-Hartung in Basel.

Die ältesten Eulturen ., 52

Ludwig pietsch in Berlin.

Epigonen der Romantiker. Eine Jugenderinnerung 2«u

Dietrich Schäfer in Breslau.

Das neue Deutschland und seine Kaiser 2?4

Hermann Schmidt-Rimpler in Alarburg.

Schule und Auge 5«

Friedrich Ihl in Wien.

Di^ Frau ein Mann, der Mann ein Weib. Novelle

Vuk Drcevi«

Eine unheilvolle Heirath. Serbisches Eulturbild aus der Hercegorvina.
Aus dem Serbischen von M. v. S 256

Josef Weilen in Wien.

während der Fahrt. Eine Erzählung 2??>

Bibliographie I2?. 2sq. zg?

Musikalische Literatur ^55

Bibliographische Notizen I25. 2N, ^u?).

Mit den Portraits von: Hermann Heiberg und Josef weilen, radirt von Ioh. kindner, im kudwig pietsch, radirt von k. Kühn in München.

IVesKalb mir das?

von

Vcrmsim Dewcrg.

— Lcrliii, —

S war Sonntag. Ter kleine Fritz fegte den Hof und bückte sich, uni das wieder zwischen den Steinen hervorgeivucherte ,Gras einmal gründlich zu beseitigen. In seiner Nähe lag „Baumann", ein kleiner Hund mit struppigem, schwarzem Haar und dunkeln forschenden Augen, und hinter ihm glänzten in der Sonne die Wände des Pferdestalls uns des Häuschens, das er mit seinem Vater, dem FuhrKutscher Carl Steinmann, bewohnte. Alle Fenster waren weit geöffnet; man sah muntere Blumen, einen Xäfig mit ein ein lustig hin nnd hertrippelnden Vogel und in der Ecke eine Pfeife, deren blanker Teckel die goldenen Strahlen an sich zu ziehen schien. Ter kleine Fritz fegte auch den sorgfältig gepflasterten, breiten Gaim, der sich rechtsseitig an dem langgestreckten, in rothen Backsteinen aufgeführten Fabrikgebäude hinzog, und jetzt wandte er sich an das von einem großen Garten umgebene, von den übrigen Gebäuden durch ein hohes Gitter abgeschlossene Wohnhaus des Besitzers. Es war ein zweistöckiger, solider Bau, in sanftem Grau gestrichen, dessen wenige Fenster die großen Spiegelivände verriethen, die sich in dem inneren Minnen befanden. Zum Schluß ward auch der Besen noch in der Einfahrt an der Straße in Bewegung gesetzt, und dann nahm der 5!nat>e, sein Werk musternd, den Weg nach der Wohnng zurück.

Ordnung, Regelmäßigkeit, blitzende Sauberkeit, wohin man blickte — und über Allem, den Gebäuden, den Ecken und Winkeln, den hochaufstrebenden Fabrikschornsteinen, dem Hofe, dem blühenden Garten und dem Herrenhaus, sei es feierliche, das Herz besänftigende und fröhlich stimmende SonntagS-Sonnenschein. Die Sorge, der große Quälgeist der Werkeltage, ruhte; das Schicksal achtete gleichsam den Feiertag und hielt mit seinen Prüfungen inne.

Der Fuhrkutscher, (Carl Steinmann, des Knaben Vater, war eigentlich kein Berliner, sondern in einem kleinen Flecken in der Nähe von Hamburg geboren. Die scharfe Aussprache verriet!) den Norddeutschen, obgleich er nun schon 25 Jahre im Dienst der berliner Firma stand und bald sechzig Jahre alt geworden war.

"Vor fünfzehn Jahren hatte er geheiratet. Seine Frau war bei der kleinen Kitz, -der fünf Jahre später zur Welt gekommen, gestorben, und der Mann hatte dagesessen, als sei er zu Stein geworden. Nur die langsam über die breiten, dunklen Backen fließenden Thränen hatten verrathen, daß Leben in ihm sei, daß seine Seele in Schmerzen zuckte.

Was galt ihm Dasein, Leben, Arbeit, Sonnenschein und Erwerb, da sie nun dahingegangen! Sie hatte ein stilles, gutes Auge gehabt und noch sanfter und gütiger war ihr Herz und ihre Hand gewesen. Wenn er lachte, war sie srohlich; hatte er Verdruß, Kummer, Sorgen, ging auch sie still einher, und selbst ihr ängstlich sorgender Blick richtete sich versteckt auf ihn. Sie wußte, er mochte nicht reden und nicht gefragt werden, wenn sein Herz bedrückt war.

Bevor sie fortgetragen wurde, trat er in die Schlafkammer, faßte ihre Hand und stand lange bewegungslos da.

Sie war bei ihm, er fühlte es, obgleich ihr Herz nicht mehr schlug. Sprach sie gleich nicht, — waren auch die Augen geschlossen, sie empfand, wie namenlos er litt, wie grenzenlos betrübt er war.

Nebenan sang der kleine Vogel im Käfig, draußen wogte der Sonnenschein, kleine lebende Geschöpfe zankten sich in der Luft — Jetzt drang ein Duft aus dem nahegelegenen Pferdestall zu ihm herüber — — sein Kind — der Snnling in der Wiege — schrie auf — Und da hob sich die breite Brust, als ob ein tobend wühlender Sturm nach Ausgang dränge. Der Mann weinte nicht, er stöhnte — Töne, überfluthenden Schmerzswellen gleichend, brachen hervor, und die gewaltigen Glieder zitterten und zuckten.

> „Min Anna ^ Min leive Anna —“ brach zuletzt hervor, und die hellen, blauen Augen des Alten verschleierten sich, und auf die Niesenhände tropften die nassen Blutstropfen seiner gequälten Seele.

Ja, es kam jeden Tag Leben — Sterben! Und der Wind wehte doch, die Vögel sangen, die Menschen wanderten wie sonst über die Gassen, die Glocken in den Kirchen schlugen wie zuvor, das ungeheure Wogen der großen Stadt staute sich nicht — die Welt stand nicht still. Aber dem das Schicksal solch Sterben verhängte, der fühlte die grenzenlose Armseligkeit des Lebens, der sandte den Blick hinauf, da wo die Kinderlehren

dein ewigen Gott seinen Wohnort gegeben, und fragte mit zitternden kippen:

„Weshalb mir das?“

Aber die Töne, die ans dem unschuldigen Munde des Kinde drangen, die mannen Düste der Thiers, die auch einen Theil der Tagessorge umsaßien, die der Mann scist liebte, wie man einen Menschen liebt, riefen ihn so gut in die Wirklichkeit zurück, wie sie ihn, qualvoller denn zuvor, an die Verstorbene erinnert hatten.

Ter kleine Fritz ward das alten Mannes Abgott; er war sein Alles. Mit dem Gedanken an ihn schlief er ein und stand er auf. —

Gewiß, er hatte es doch besser als so viele Tausende, die nicht einmal einen Ersatz, ein lebendiges Erinnerungszeichen besaßen!

Wenn Carl Steinmann in Hemdärmeln und Lederschürze selbst bei Winterzeit aus den eisten saß und den offenen Rollwagen mit den starkknochigen, gedrungeⁿen und breitrückigen Thieren lenkte, schwang sich „sein Fritz“ zu ihm herauf, und Baumann saß schon oben und bellte in seiner Wichtigkeit selbst die sich haschenden Schwalben in der Luft an.

Fritz trug auch eine kleine Lederschürze, und er steckte die Hände in deren offene Brusttaschen wie sein Vater, konnte schon mit fünf Jahren [^]ise und Peter zügelⁿ und jetzt, neun Jahre alt, sich durch das dichteste Georänge von Fuhrwerk, Karossen und Lastwagen hindurchwinden.

Im Herrenhause liebte man den Alten und den kleinen Fritz gleich sehr. Sie sahen sich überaus ähnlich. Was und wie es der Alte machte, so sah man's bei dem Jungen. Selbst ein rothes Kattun-Schnupftuch guckte wie bei dem Pater neben den Geschästöpnpieren aus der Brusttasche hervor.

Wenn die Arbeit ruhte, las der kleine Fritz seinem Vater aus seinen Lehrbüchern vor, und der Mann horchte auf wie ein Kind, zog die Hobe Arn und rieb sich den struppigen, dunkelgrauen Bart, den er unter dem Ztinn am Halse hatte wachsen lassen. Helfen konnte er bei den Schularbeiten nicht; er hatte immer mit seinen Händen arbeiten müssen von früh auf. Als einmal der Junge ein Uhlandsches Gedicht declamirte, schwoll dem Alten das Herz. Wie er das hersagen konnte!

Es stand vor alten Zeiten
Ein Zchlosz so hoch und her.
Weit glänzt es über die Lande
Bis an das blaue Mcer! —

Als aber der blanke Stahl dem Jungen in die Brust flog, zitterte der Alte. Seine Augen wurden groß und weit und wild.

Ah! Wenn das der König seinem Fritz angethan hätte! Wie ein Lowe wurde er auf den Königsthron zugeflogen sein und den Mörder an die Brust gepackt und ihn erwürgt haben! Und wenn sich tausend Speere erhoben hätten und sein Herz getroffen, — seinen Fritz hätte er gerächt

Gab's ein helleres blaues Auge, ein fröhlicheres Lachen, einen offeneren Blick, ein frischeres, jugendlicheres Gesicht? Hatte ein anderer Knabe so stählerne Glieder? Waren andere so gewandt, geschickt, so klug, so pffiffig, ohne das; auch nur ein Stciubchen auf der reinen Seele haftete?

In der Sparkasse waren schon viele Thaler stür „Fritz“ niedergelegt; jeden Geburtstag gab's ein Paar Goldstücke vom Herrn und zum Weihnachten von der Frau des Hauses.

Fritz war auch überall und nirgends, in der Wohnung, im Taubenschlag, im Garten, in der Küche, er lief Gänge, fegte den Hof. hütete die Kinder, putzte Stiefel, saß auf dem Rollwagen, kannte die Kundschaft, jede Berliner Straße mit den Nummern. Fritz war ein kleiner Teufelsker!

Sein Herz aber vcrrith sich dort, wo es sich um die engere Pflichten handelte. Jeden Morgen beugte der Alte den riesigen Oberkörper herab, und der Junge umfaßte den breiten Hals und küßte ihn zärtlich auf die rauen Wangen. Und keinen Abend ging der Knabe schlafen, ohne Lise und Peter im Stall gelickkost zu haben, und Baumann mußte neben seine[»]: Bett schlafen, und erhielt Schelte, wenn er knurrte.

Er sorgte für Bater, Pferde und Hund wie ein Mütterchen. — Das Alles hatte er von der milden, gütigen Frau geerbt, die draußen unter dem weißen Nosenbusch in der Erde lag.

In stillen Stunden überlegte der Alte die Zukunft, was aus Fritz werden sollte. Der Herr hatte sollen lassen, er wolle ihn später in's (Geschäft nehmen, er solle die BoltSschule nicht nur besuchen, sondern regelmäßigen Unterricht im Realgymnasium erhalten. Und nach der Eonfirmation wolle er ihm einen Platz am Pult im Comtoir geben, später ihn fördern, auch zum weiteren kernⁿen in die Welt hinnuSschicken. Und dann sollte er sich in seiner Tüchtigkeit wieder an der alten Stätte versuchen und Gehalt beziehen wie der ersten einer. Und wenn er sein Jahr abgedient, würde er ihn vielleicht für die Fabrik ans Reisen schicken, — und später — später würde sich Fritz hoffentlich so machen, daß er Heirathen konnte. — Ter Alte malte sich das Bild seiner Schwiegertochter aus. Bielleicht gab's eine, die gut genug für „seinen Fritz“ war! Und er, der Alte, würde sie besuchen und bei ihm seine Pseife rauchen und sich'S bequem machen.

Und Fritz, sein erster, der gewiß ein wnnoerschöner Junge werden würde, sollte auch auf den Pferden reiten und früh, wie sein Bater. die Zügel regieren.

Am Ende konnte Fritz — was geschah nicht alles in der Welt — noch einmal selbst ein Geschäft begründen, auch solches Hans bewohnen, unter seine[»] Mitbürgern zu Ehren und Ansehen gelangen, ja Reichtum[»] erwerben, Gutes, viel Gutes stiften, seine[»] Namen: Fritz Steinum,^{»,} der Mitwelt überliesern, und — aus dem kleinen Fulirjungen ein hochangesehcⁱer Man[»] werden — [^]

Hochangesehen, in aller Menschen Munde wegen seiner Wohithiitigkeit, seiner Berdienste um die Industrie, ums Gemeinwesen, um seine Vaterstadt!

Und dann paffte der Alte so stark und so mächtig aus seiner kurzen Pfeife, und die freundlichen Augen glänzten so lebhaft, und die großen Hände gerietben in solche Bewegung, daß der kleine Fritz seinen Vater verwundert anschaute, freilich — ebenso wie seine verstorbene Mutter — nichts sagte, aber darüber nachgrübelte was wohl dem lieben Alten durch den Kopf gehen möge. —

Vorläufig ging aber Alles noch den alten Gang, und der Knabe fuhr eines Abends im Winter mit feinem Vater auf dem Rollwagen nach der i^lralauerstraße. Und als der Letztere mit einem Hülfsknecht an einer großen, schweren Kiste schob, und Fritz, der sich vom Wagen herabgeschwungen, von unten half, rutschte die schwere Last plötzlich dem Knaben gegen die Brnst.

Er wich zurück, stolperte und fiel, und als dem Alten in der entsetzlichen Angst für Secunden die Hände lahm wurden, rutschte die Kiste trotz verzweifelte Anstrengung Beider mit einem raschen, polternden Ruck völlig hinab und schlug über dem Knaben zufammen. Funken flogen aus den Augen des Alten, er sprang herab wie ein Zehnjähriger, zerte keuchend, mit Riesenkräften, an der Last, ermunterte den Knecht — hörte das entsetzliche Jammern seines Kindes — reckte den nervigen Hals, gebot der athemloS arbeitenden Brust, strengte die Sehnen seiner Arme an, daß sie ihm zu zerreißen drohten und fand — nachdem endlich die Kiste beseitigt — sein Kind, seinen Fritz — erdrückt. — Und da schlug er mit den Fäusten gegen die Stirn, stürzte nieder, bettete den Entseelten in seinen Armen und stöhnte verzweifelt, wahn^{sinnig} vor Schmerz: „Weshalb mir das?“ —

Zwei weiße Rosenstöcke blühen auf dem Grabe. Um Frühlingszeit sammeln sich kleine Vögel in den Zweigen eines hohen in der Råhe stehenden Baumes und zwitschern und singen. Sonne, Schatten, Wärme, Kühle, leise Winde und sanfte Düfte wechseln ab und umfåcheln das Grab zweier Menschen, die — auch nur Menschen waren — aber die so groß und so weit die Welt, nicht so zärtlich — so heiß geliebt wurden.

Statt des kleinen Fritz geht jetzt der Mann in den Pferdestall und sagt Abends feinen Thieren gute Nacht.

Sie schauen sich um, sie wiehern, sie schnuppern. „Wo ist der kleine Fritz?“ Und Baumann winselt und sucht und fragt: „Wo ist der kleine Fritz?“ Und der Mann setzt sich auf die Futterkiste und stützt die Arme auf die Knie und schiebt den großen ehrlichen Kopf in die Riesenhånde — und weint — und weint — und stöhnt und weint — Fritz ist tod! Er liegt unter den weißen Rosenbüschen und vielleicht — vielleicht — sehen sie sich alle drei einmal wieder. Wer kann es wissen? Aber wenn die Hoffnung nicht wåre, håtte sich Carl Steinmann schon vor die Råder gelegt und håtte „Hü Hü“ gerufen, und Peter und Life håtten angezogen und auch ihm die zerrissene Brust zerermal^t, für immer — —

Altes und Neues über den Hypnotismus.

von

Heinrich Albrecht.

— Berlin. —

^{!^>}tth eine Reihe von Veröffentlichungen französischer Autoren ist eine Frage von Neuem angeregt worden, die bereits einmal - im Jahre 1880 — auch bei uns in Deutschland das Interesse weitester Kreise lebhaft in Anspruch genommen hat: die Frage des Hypnotismus und seiner geheimnifzvollen Erscheinungen. Damals waren es die Schaustellungen des dånischen Abenteurers Hansen, die überall das größte Aufsehen erregten, jedoch, nachdem ihr Veranstalter den Blicken entschwunden war, rasch wieder in Vergessenheit gerietheu. Doch führten dieselben dazu, daß eine Reihe deutscher Gelehrter wissenschaftliche Versuche anstellten, um ein Verständniß für Thatsachen anzubahnen, die trotz aller berechtigten Zweifel nicht hinweg zu leugnen waren. Die erivåhnenswerthesten Arbeiten über den Hypnotismus aus jeuer Zeit sind die des Physikers Weinhold, der Breslauer Physiologen Heidenhain, Grützuer und Berger und des Jenenser Physiologen Preyer. Alle diese Veröffentlichungen fallen in die Jahre 1880 nnd 1881, dann schien die Frage bei der deutschen Gelehrtenwelt wieder in Vergessenheit gerathen zu sein. Mit ungleich größerem Interesse hat man sich des Gegenstandes in Frankreich bemächtigt, aber erst seit französischer Sanguinismu^ö sich zu Uebertreibungen hinreißen ließ, die nothwendigerweise zu Ausschreitungen führen mußten, haben deutsche Aerzte wiederum das Wort genominen, um den Strom, der seine User zu überfluthen droht, in ein ruhigeres Bette zurückzuführen. Tie Fachzeitschriften sind in eine lebhaft^e Erörterung der Frage eingetreten und auch in die Dagespresse ist davon nanches übergegangen, so das; in weiteren Kreisen vielfach über das Für und Wider gestritten wird. Tie Einen glauben sich am besten mit der Sache abzufinden, indem sie sich durchaus skeptisch verhalten und jeden, der sich mit dem Studium jdes Hypnotismus beschäftigt, für einen Betrüger halten oder als einen Betrogenen bemitleiden, die Anderen sind nur zu sehr geneigt, auch die Uebertreibungen, wenn sie sich nur einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben wissen, ohne Kritik hinzunehmen. Beiden Extremen gegenüber dürfte es angezeigt sein, auch einmal in einer stür ein größeres Publikum bestimmten Zeitschrist dieser Znage näherzutreten, die nach den verschiedensten Gesichtspunkten eine, Fülle der interessantesten Einzelheiten darbietet.

Als Vorläufer der Entdeckung der Erscheinungen des Hnpnotismus müssen wir die verschiedenen, dem vorigen Jahrhunderl angehörenden Vertreter der Lehre vom „thierischen Magnetismus“ betrachten, als bereit Hauptrepräsentant der Wiener Arzt Friedrich Anton Mesmer zu nennen ist, dessen berühmte, 1766 erschienene Dissertation „Ds intluxi planotariiru in corpu« Knmimuin“ lange Zeit hindurch die Gemüther in Ausregung versetzt hat. Mesmer wurde 1778 aus Oesterreich ausgewiesen und verpflanzte seine Lehre nach Frankreich, wo die Zahl seiner Schüler und Anhänger so an Bedeutung zunahm, daß die französische Regierung sich bewogen sah, eine eigene Commission zur Untersuchung der Frage einzusetzen, deren Gntachten ein Verbot der von Mesmer begründeten magnetischen Heilmethode zur Folge hatte. *)

Der Entdecker des Hypnotismus ist der Englische Arzt James Braid. Unsere Kenntniß über diesen viel verkannten Mann verdanken mir in erster Linie Preyer, der von den Schriften desselben eine deutsche Ausgabe**) veranstaltet hat. „Wer die großen Verdienste dieses Mannes kennt,“ sagt Preyer***), „dem erscheint es ungerecht, daß in keinem der biographischen Sammelwerke Nachrichten über sein Leben zu finden sind. Fest steht seinTodestag. Er starb am 25. Mär; 1860 plötzlich in seinem Hause in Manchester und zwar — einer mündlichen Mittheilung feines Sohnes, des praktischen Arztes Dr. James Braid zufolge — im Alter von ungefähr 6,> Jahren. Er zeichnete sich schon früh als Chirurg aus und erwarb sich namentlich eine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Operiren Schielender. Die Sicherheit und seltene Geschwindigkeit seiner Operationen, sowie seine Ersolge in der Behandlung Nervenkranker verschafften ihm eine ausgedehnte Praxis in Manchester, wo er bis an das Ende seines thatigen Lebens in allen Dreisen zahlreiche Verehrer, aber auch viele Gegner und, wie es scheint, nicht die geringste äußere Anerkennung fand.“

Die ersten Schriften Braid's behandeln chirurgische Gegenstände, vom

*) Geszmann, Magnetismus und Hypnotismus. Wen, t8«7.

**) Ter Hypnotismus; ausgewählte Schriften von I. Braid. Berlin, 1«^2.

Preycr, die Entdeckung des HWnotisnns. Berlin, 18^1.

Jahre 1841 an aber ausschließlich den Hypnotismus und damit Zusammenhangendes. Auch hielt er von dieser Zeit an .darüber öffentliche Borträge in Manchester, Rochdale und Liverpool und versetzte sich vor seinen Zuhörern aus deren Wunsch in den hypnotischen Zustand. Er zog sich hierdurch heftige Angriffe zu und schrieb, um sie abzuwehren, 1842 ein fulminantes Pamphlet gegen einen Geistlichen, der behauptet hatte, er beschrånke sich bei der neuen Art zu „magnetisiren“ auf seine Dienstboten oder eigens gemiethete Patientinnen. Die Widerlegung solcher Insinuationen war vollkommen. Er fand jedoch in den vierziger Jahren nur wenige Anhänger unter den Aerzten, obwohl man viel von ihm sprach. Erst als der angesehene Physiolog Carpenter im Jahre 1853 in der Royal Institution in Manchester sechs Vorlesungen über die Physiologie des Nervensystems mit besonderer Rücksicht auf den Somnambulismus gehalten hatte, in denen er die Richtigkeit der von Braid gefundenen neuen Dhatsachen anerkannte, nahmen sich mehrere Aerzte der Sache an. In theoretischer Beziehung hatte die schon 184L erschienene Schrift „Iio znvor ok tk« rninå on«rt tlw bultv“ Aufsehen erregt. Braid's Hauptwerk ist aber seine „Neurypnologie“, welche 1843 erschien und durch die Mehrzahl

der späteren Arbeiten nur ergänzt wird.

Preyer, ein gewiß kompetenter und vorurtheilsloser Autor, beurtheilt die Braid schen Schriften in feiner oben citirten Schrift folgendermaßen: „Wer die neueste hypnologische Literatur, nicht aber Braid kennt, wird gewiß erstaunt sein, zn erfahren, wieviel Thatsachen dieser geniale Mann entdeckte, die jetzt wieder entdeckt worden sind, wie richtig viele seiner Anschauungen waren, welche gleichfalls als neu gegenwärtig wieder selbstständig Denkenden sich darboten, und welch ein reiches psychologisches und physiologisches Material er seinen Nachfolgern hinterlassen hat . . . Man mag wie immer über die Glaubwürdigkeit ihres Verfassers urtheilen, sie gehören jedenfalls zu den interessantesten Abhandlungen, welche jemals über den Menschen geschrieben worden sind. Einzelne machen einen tiefen Eindruck auf den Leser, dem es um Menschenkenntnis; zu thun ist, auch wenn ihr wissenschaftlicher Werth nicht in Anschlag gebracht wird. Ich kann diesen wissenschaftlichen Werth nicht allen seinen Arbeiten zuerkennen, durchaus noch nicht alle seine Angaben trotz einer ziemlich umfangreichen eigenen Erfahrung bestätigen, und über die Anweuduog des Hypnotismns zur Heilung von Krankheiten steht das Nrtheil der praktischen Aerzte noch ans, aber es ist im Ganzen soviel bestätigt und sowenig widerlegt worden, daß das Uebrige nicht, weil es unwahrscheinlich klingt, als unrichtig unbeachtet bleiben darf." Und an anderer Stelle: „^hnc Rücksicht auf den vielseitigen Widerspruch theilt er seine eigenen Erfahrungen in schlichter Sprache fo mit, wie er sie erlebte, selbst dann, wenn sie für unmöglich oder unglaublich gehalten werden, weil er sich dnrrch alle Mittel, über die er verfügte, vergewissert«, daß er von seinen Patienten nicht hintergangen worden sei. Tiefe feste Ncberzeuguug, welche dem Leser in jeder Zeile seiner Schriften entgegentritt, macht dieselben außerordentlich anziehend. Wer aber nur liest und sich erzählen läßt, kann sich ein richtiges Nrtheil nicht Hilden. Man muß selbst die Erscheinungen wahrgenommen l«ben, um zu begreifen, daß es sich um eine Reihe der wichtigsten physiologischen und medizinischen Thatsachen, nicht um Täuschungen und Krankheit handelt"

Diesem Nttbeil eines unserer hervorragendsten Physiologen gegenüber muß der einseitige Skeptizismus schweigen. Jedenfalls ist es der Mühe werth, den Thatsachen etwas näherzutreten, die uns in den Braid'schen Schriften entgegen treten. Braid wrdde zu seinen Versuchen angeregt durch die Productionen von sogenannten Magnetisuren, bei denen er beobachtet hatte, daß die Patienten unvermögend waren, ihre Augen offen zu halten, wenn sie anhaltend aufmerksam auf einen Gegenstand startren. Er erklärte sich diese El-schciung so, daß eine Lähmung des Hebers des Augenlides zu Stande komme, der während des langen Starrens ununterbrochen lhätig ist. Er suchte daher das, was die Mesmeristen auf das Einströmen eines vermeintlichen magnetischen Fluidums zurückführten, durch einfache physiologische Vorgänge zu erklären. Seine ersten Versuche, die er in diesem Sinne selbst anstellte, sührten ihn unmittelbar zu den bekannten Erscheinungen, die seitdem unzählige Male nachgeprüft und als unanfechtbar nachgewiesen sind. Ließ er nämlich seine Versuchsperson einen glänzenden Gegenstand, der in einer gewissen Entfernung von den Angen so gehalten wurde, daß bei seinem Anblicken die größtmögliche Anstrengung der ÄugenmuSkeln und Lider erfordert wurde, ruhig und anhaltend sirren, so schlossen sich nach wenigen Minuten die Lider, unmittelbar darauf fand er, daß der Betreffende, wenn man seine Arme oder Beine hob, geneigt schien, sie in der Stellung zu halten, in welche sie gebracht worden. Es ist dies der sogenannte kataleptische Zustand, der sich auch bei gewissen formell der Hysterie findet. Je bänfiger eine Person hypnotisirt wird, um so empfänglicher wird sie für spätere Hypnotisirungen, in dem Grade, daß es znletzt allein einer psychischen Einwirkung bedarf, um sie in den eigenthümlichen, oben beschriebenen Zustand zn versetzen. Dagegen gelingt es keineswegs bei allen Individuen, den hypnotischen Zustand hervorzubringen. Ein starker Luftzug gegen das Gesicht, unter Umständen auch ein Händeklatschen, ein starker Schlag mit der Hand auf den Arm oder das Bein, genügen, die Hypnose auszuheben. Der Hypnotisirte zeigt wie Braid annimmt, weil sein durch die Hypnose verfeinertes Gefühl die Luftströmungen als angenehm und unangenehm unterscheiden läßt, denen er folgt oder vor denen er sich zurückzieht, eine scheinbare Willfähigkeit, dem Hyvnotinrenden zu folgen, sich von ihm leiten zu lassen.

Eine ausreichende Erklärung der von ihm gefundenen Thatsachen giebt Braid ebenso wenig, wie es denen, die nach ihm erperimentirt haben, gelungen ist, die Frage endgültig zu lösen, worin die organische und psychische Veränderung besteht, welche die Hypnose bedingt. Er nimmt allgemein eine Störung des Gleichgewichts der Centren im Gehirn und Rückenmark nnd der HerztlMigkeit und Athmung sowie der Muskelthätigkeit an, und betrachtet als erzeugendes Moment dieses Zustandes neben dem anhaltenden Starren vor allem die angespannte Aufmerksamkeit, die der Betreffende auf den firirten Gegenstand richtet. Demgemäß erklärt Braid Hypnotismus, wie folgt: „Das Wort Hyvnotismus bezeichnet einen nervösen Schlaf, d. h. einen eigenthümlichen Zustand des Nervensystems, welcher künstlich herbeigesührt werden kann durch anhaltendes gespanntes Nichten der Auf: merksamkeit, besonders des Blickes, auf einen Gegenstand von nicht aufregender Beschaffenheit. Und zwar bedeutet: hypnotisiren das Herbeiführen jenes Zustcmdes, dehyvuotisiren das Unterbrechen desselben. Streng genommen bezeichnet Hyvnotismus nicht einen Zustand, sondern eine Reihe von Zuständen, die in jeder erdenklichen Weise variiren zwischen bloßer Träumerei und tiefem Com«, mit völliger Aufhebung des Selbstbewußtseins und der Willenskraft auf der einen Seite und einer fast unglaublichen Eraltation der Functionen der einzelnen Sinnesorgane, der intellektuellen Fähigkeiten und der Willenskraft auf der anderen Seite. Die Erscheinungen sind theils geistiger Natur, theils physisch — willkürlich, unwillkürlich oder gemischt, je nach dem Stadium des Schlafes."

Die Resultate, welche Braid mittelst des beschriebenen Verfahrens erzielte, find außerordentlich und klingen zum Theil ganz unwahrscheinlich. Preyer hält namentlich den Procentsatz der hyvnotisirbaren unter den sich freiwillig meldenden Individuen bei seinen öffentlichen Borträgen für auffallend hoch. So wurden einmal in einer Versammlung von etwa 8(X) Akeuschen in Manchester von 14 männlichen Personen, die il;m sämmtlich fremd rvaren und freiwillig vortraten, 10 hypnotisch, ^n Nochedale wurden 20 an einem Abend hyvnotisirt. In London hypnotisirte Braid in einer medieinischen Privatgesellschaft von 18 Personen innerhalb zehn Minuten 16, die er einen Leuchter anstarren ließ. Braid hat auch Fälle beigebracht, welche darthun, daß gegen den festen Willen der Patienten, wenn sie sich nur den Vorschriften fügen, bisweilen die Hypnose eintritt. In einer seiner Vorlesungen trat ein starker Arbeiter vor, welcher von einem Mediciner bestochen worden war, um zu widerstehen. Er versuchte es, indem er den Vorschriften sich nicht fügte, als aber Braid ihm dieses geradem sagte, fügte er sich mit einein Ausdruck von grimmigem Trotz und wurde eines der besten Beweismittel für die Macht des Verfahrens.

Besonders beweisen die Fälle, in denen die den Patienten anstarrenden Magnetiseure selbst hypnotisch wurden, während der Patient mach blieb, die weitgehende Unabhängigkeit des HypnotischwerdenS vom Willen. Die Zahl der Skeptiker, welche vorher bestimmt erklärten, sie würden keinesfalls hypnotisch werden, und dann doch wenige Minuten nach dem Beginn des Starrens die Augen nicht mehr öffnen konnten, ist groß. Ist aber der Wille, hypnotisch zu werden, vorhanden, dann begünstigt er in der Negel den Eintritt der Hypnose wesentlich. Dagegen citirt Preiier allerdings auch wieder Fälle von jungen energischen Männern, welche den lebhaften Wunsch hegten, hyvnotisch zu werden, um den Zustand keimen zu lernen, welche in jeder Beziehung den Vorschriften Genüthe leisteten und dennoch, trotz häusiger Wiederholung des Versuches, nicht die geringsten hypnotischen Erscheinungen zeigten. Braid sührt auch Beispiele an, daß zwei Individuen sich durch Anstarren gegenseitig zu gleicher Zeit hypnotisirten, oder daß «ranke, ohne es zu wollen und ohne vom HypnotisumS etwas zu wissen, sich hypnotisirten, indem sie einfach vor sich Hinstariten. Preyer bestätigt letztere Beobachtung durch einen ihm selbst bekannt gewordenen Fall.

Mit diesen letzteren Beobachtungen kommen wir zu den interessanten Fällen jener indischen Fakire, die sich lebendig begraben lassen, um nach Tagen oder selbst Wochen ihre gewohnte LebenSthätigkeit wieder auszunehmen, nachdem sie aus dem Grabe befreit worden. Braid hat der Untersuchung dieser aus den ersten Blick völlig unglaublichen Erscheinung eine desondere Schrift „Ob8orvution8 ti'lmce >r Inmmi livdor»ation, London 1830" gewidmet. Da diese interessante kleine Schrift wenig bekannt ist, mag es gestattet sein, einen dieser eigenartigen Fälle, der Braid durch den am Hofe von Runjeet Singh in ^ahore als diplomatischer Agent lebenden Sir Claude Martin Wade aus das sicherste verbürgt wurde, hier etwas ausführlicher mitzutheilen. Der Bericht des Sir Wade lautete folgendennasten:*)

„Ich war am Hofe des Runjeet Singh, als der vom Herrn Eapitän ^sborne erwähnte Fakir lebend auf sechs Wochen begraben wurde; obwohl ich erü einige Stunden nach dem eigentlichen Begräbnis; ankam, so hatte ich doch Runjeet Singh selbst und die zuverlässigsten Hofleute zu Zeugen, daß der Fakir von ihnen begraben worden sei, nnd da ich selbst zugegen war, als er ausgegraben und vollständig ins Leben zurückgerufen wurde, wobei ich so nahe stand, daß eine Täuschung ausgeschlossen blieb, so glaul'e ich fest daran, daß kein Betrug bei den außerordentlichen Tatsachen, die ich zu erzählen habe, unterlief. Als der bestimmte Zeitpunkt herannahte, begleitete ich aus eine Einladung den Nunjeet Singh zu dem Fleck, wo der Fakir begraben worden war. Es war das ein viereckiges Gebäude, eine sogenannte Barm durra, in der Mitte eines der Gärten, welche den Palast in Lahors umgeben, ringsum mit einer Veranda versehen nnd mit ernem mittleren geschlossenen Räume. Als wir ankamen, stieg Nunjeet Singh, der bei dieser Gelegenheit von seinem ganzen Hofe begleitet war, vom Elephanlen und bat mich, mit ihm zusammen das Gebäude zu unler

*)Nach der Ueberscyuiia von Ijr, A. v, VillerS i., der obm citirtc.,, vmi Pm,cr vermislaltetcil deutschen Ausgabe von Bmids Skriflen.

suchen, damit er die Überzeugung hätte, daß es genau so verschlossen wäre, wie er es verlassen. Wir fanden, das; an jeder der vier Seiten eine Thür gewesen war, von denen drei vollständig zugemacht worden waren; an der vierten Seite befand sich eine feste Thür, die bis aus ein mit dem Privat siegel Runjeet Singhs in dessen Gegenwart versiegeltes Schloß mit Lehm verdeckt worden war, als der Fakir begraben wurde. In der That bot diese äußere Wiche des Gebäudes keine Oeffnung, durch welche Luft zudringen konnte, noch irgend eine Verbindung mit der Außenwelt, durch welche der Fakir Nahrung hätte erhalten können. Ich kann hinzufügen, daß die Mauern, weiche die Thürren schlossen, keinerlei Zeichen boten, das; sie kürzlich geöffnet oder auch nur verändert worden wären.

Runjeet Singh erkannte den Siegclabdruck als den von ihm angelegten, und da er bezüglich des Erfolges ebenso skeptisch war, wie es nur irgend ein Europäer sein konnte, so hatte er, um soviel als irgend möglich Betrug zu verhüten, zwei Comvagnien seiner persönlichen Eskorte nahe an das Gebäude gelegt. Von diesen mußten vier Posten, die zweistündlich abgelöst wurden, Tag und Nacht das Gebäude gegen einen Einbrncl, bewachen. Zugleich befahl er einem der höchsten Beamten seines HvseS, von Zeit zu Zeit den Platz zu revidiren und darüber an ibn direct zu berichten, während das Petschaft, dessen Abdruck das Schlüsselloch schloß, von ihm oder scincni Minister aufbewahrt wurde. Letzterer empfind auch jeden Morgen und Abend den Rapport des wachhabenden Offiziers.

Nachdem wir genügend untersucht hatten, setzten wir uns in die Veranda, gegenüber der Thür, während einige Leute aus dem Gesolge Runjeet SinghS die Lehmwand einrissen, und einer seiner Beamten das Siegel brach und das Vorlegeschloß öffnete. Nach Oeffnung der Thür sah man in einen dunklen Raum. Runjeet Singh und ich selbst begaben uns in denselben zusammen mit dem Diener des Fakirs, und nachdem ein Licht beschafft worden war, stiegen mir in eine Art von Nische etwa drei Fuß unter der Bodeufläche des Raumes. In dieser stand aufrecht ein hölzerner Kasten mit Teckel, etwa vier englische Fuß lang und drei breit, welcher den Fakir enthielt. Ter Teckel war gleichfalls durch ein Vorlegeschloß und dasselbe Tiegel wie die Außenthür geschlossen.. Als wir ihn öffneten, sahen wir eine menschliche Gestalt in einem weißen Lcinensack, der über dem Kops derselben zugebunden war. Hierauf wurden Salutschüsse abgegeben, und die Menge drängte sich an die Thür, um das seltsame Schauspiel zu sehen. Als ihre Neugier befriedigt worden, griff der Diener de-? Fakirs in den Kasten und nahm die Gestalt heraus, schloß den Kasten und lehnte sie in derselben hockenden Stellung, wie sie im Kasten gelegen hatte, mit dem Rücken gegen den Deckel.

Runjeet Singh und ich stiegen dann in die Aushöhlung, welche sc, klein war, daß wir nur auf dem Boden gegenüber dem Körper scheu konnten und denselben mit Hand nnd Knie berührten.

darauf goß der Diener warmes Wasser über die Gestalt; da ich aber beabsichtigte, etwaige Betrügereien zu entdecken, so schlug ich dein Runjeet Singh vor, den Sack zu öffnen und den Körper genau anzusehen, bevor elwaige Wiedererweckungsversuche gemacht würden. Ich that dies und muß hier bemerken, daß der Sack, als mir ihn zuerst gewahr wurden, schimmelig aussah, wie einer, der einige Zeit vergraben gewesen ist. Arme mW Beine der Gestalt waren runzelig und steif, der Kopf ruhte auf einer Schulter, wie bei einer Leiche. Ich bat meinen mich begleitenden Arzt, auch hinabzusteigen und den Körper zu untersuchen; er that es und konnte weder in der Herzgegend, noch an den Schläfen, noch am Arm den Puls fühlen. Doch waren die dem Gehirn entsprechenden Kovftheile warmer als der andere Dheil des Körpers. (Hier macht Braid die Anmerkung: sollte nicht diese Wärme „über dem Gehirn" die Folge der Uebergießung mit warmem Wasser sein?)

Darauf begann der Diener ihn aufs Neue mit heißem Wasser zu baden und streckte allmählich Anne und Beine aus der starren Stellung, in welcher sie sich befanden, während Runjeet Singh noch das rechte und ich das linke Bein nahmen, um durch Reiben sie wieder gebrauchsfähig zu machen. Inzwischen legte der Tiener einen etwa zollslarken heißen Weizenteig auf den Scheitel, ein Borgang, den er zwei bis drei Mal wiederholte; dann entfernte er aus den Ohren nnd den Nasenlöchern die Baumwolle und das Wachs, womit dieselben geschlossen wäre«, und öffnete mit^großer Anstrengung, indein er eine Messerspitze zwischen die Zähne schob, den Mund, und während er mit der linken Hand die Kiefer von einander trennte, zog er mit der rechten die Zunge vor, welche mehrfach in ihre auswärts gekrümmte Stellung zurückfuhr, wobei sie den Schlund verschloß.

Tann rieb er auf die Augenlider sskee, d. h. zerlassene Butter, emige Secuonoen lang, bis er sie öffnen konnte. Das Auge erschien bewegungslos und glanzlos. Als der Teig zum dritten Mal auf den Scheitel gelegt worden mar, wurde der Körper couvulsivisch bewegt, die Nüstern wurden amgeblaien, und die Glieder begannen eine natürliche Fülle anzunehmen; der Puls war immer noch kaum fühlbar. Ter Diener legte etwas zerflossene Butter auf die Zunge und ließ sie ihn verschlucken. Wenige Mumien später traten die Augäpfel hervor und erhielten eine natürliche Farbe, und der Fakir, der erkannte, daß Runjeet Singh dicht neben ihm saß, sagte kaum verständlich in leiser Grabesstimme: „Glanbst Tu mir nun?" Runjeet Singh bejahte die Frage und bekleidete den Fakir mit einem Perlenhalsband, prachtvollen goldenen Armbändern und einem Ehrenkleide aus Seide, Musselin und Shawistoff, wie es gewöhnlich von indischen Fürsten hervorragenden Personen verliehen wird.

Vom Augenblicke an, wo der Kasten geöffnet wurde, bis der Fakir die Stimme wieder fand, konnte kaum eine halbe Stunde verflossen sein, und abermals nach einer halben Stunde sprach der Fakir mit mir und seiner Umgebung, wenn auch mit schwacher Stimme wie ein Kranker, und dann ließen wir ihn, überzeugt, daß kein Betrug noch Täuschung in dem Vorgang untergelaufen war, dessen Augenzeugen wir gewesen."

Braid führt noch eine Reihe weiterer Fälle ähnlicher Art an, die ihm ebenfalls durch hochgestellte und durchaus glaubwürdige Personen verbürgt wurde«. Er sucht die Möglichkeit solcher vollständig unglaublich klingenden Vorkommnisse durch Analogien zu erklären und führt als solche einerseits den Winterschlaf der Thiere an, deren manche ja zu regelmäßigen Zeiten in einen solchen Zustand geringsten Lebens gerathen, andererseits recnrrirt er auf die häufig beobachteten Fälle von Starrkrampf, in denen die Betroffenen ansehnliche Zeit leblos blieben, sodaß man Anstalten zum Begräbnis; trns, jedoch noch vor der Beerdigung sich wieder erholten. In den Fällen der Fakire kommt allerdings die Abficht der Betroffenen und die eigenen Bemühimgcii, den Zustand herbeizuführen, hinzu, und um hierfür eine Erklärung zu bringen, zieht Braid die Erfahrung herbei, daß unter Umständen empfängliche Individuen allein durch psychische Einflüsse hypnotisch werden, eine Erfahrung, die auch durch neuere Forscher bestätigt worden ist. Wir würden diese, den Zweifel geradezu herausfordernden Mittheilungen Braios hier nicht angeführt haben, könnten wir nicht auch hierfür bis zu einem, gewissen Grade die Autorität Preyers") ins Feld führen, der die angeführten Thatsachen für hinreichend verbürgt erachtet, um auch seinerseits Erklärnngsversuche daran anzuknüpfen.

In dieselbe Kategorie wie die genannten Fakire gehören — wie hier beiläufig bemerkt werden möge — wahrscheinlich anch viele der religiösen Ekstater und Märtyrer, welche die gräßlichsten Qualen, ohne ein Anzeichen von Schmerz zu geben, erduldeten, die Mönche vom Berge Athos, die Säulenheiligen u. a. Der „religiöse Autosomnambulismns" der Hesychasten, der Quietisten und anderer Seelen war darum wahrscheinlich ein hypnotischer Zustand, weil er durch völlige Ruhe <„,Abtödtung" gegen die Außenwelt) und durch Eoncentration der Aufmerksamkeit (z. B. Anstarren des Nabels bei den Omphalopsychikern, woh! auch des au die Nase gcbalthen Zeigefingers bei den Fasckoörrngiten) Iierbeigeführt wurde**). Preyer sah selbst, wie die Derwische, deren Hebungen er in Egypten beiwohnte, sich in ekstatische, wahrscheinlich hypnotische Zustände versetzten, indem sie nnter pendelnden „kopfbewegungen bis zur Besinnungslosigkeit „Allah" riefen. —

Sehen wir nach dieser Abschweifung, welche weiteren Schicksale die Entdeckungen Braids in der Folgezeit erlebten. Wir begegnen da dem cigenlhümlichen Ilmstande, daß eine ganze Reihe der von Braid festgestellten

Tatsachen von neueren Forschern, die mit den Schriften Braid's nicht bekannt gewesen zu sein scheinen, erst wieder neu entdeckt werden

mußten, um zur allgemeineren Geltung zu gelangen. Es ist Preyler's Verdienst, hieraus hingewiesen und der Priorität Braid's nachträglich Geltung verschafft zu haben. Zunächst wurden die von Braid aufgestellten Behauptungen mehr oder weniger lebhaft angegriffen, und derselbe hatte, so lange er lebte, Verdächtigungen und Verläumdungen aller Art zu ertragen. Doch ward ihm noch kurz vor seinem Tode die Freude zu Theil, daß berühmte Pariser Aerzte, namentlich Velveau und Brom, sich seiner annahmen, nachdem Azam seine Entdeckungen in überzeugender Weise bestätigt hatte (1860). Nach längerer Pause war es dann der Pariser Physiologe Richet, der 1875, ohne Braid's Schriften zu kennen, zahlreiche hypnotische Versuche an Menschen anstellte, welche die größte Ähnlichkeit mit denen Braid's haben. In das Jahr 1878 fallen dann die ersten Versuche über die Lethargie, die namentlich in Frankreich, allgemeiner die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand lenkten. Eharcot hat die Erscheinungen des Hypnotismus in drei Phasen eingetheilt. Er unterscheidet einmal das Stadium der Lethargie, Ter Lethargische scheint schlafend, die Augen sind geschlossen? liebt man die Gliedmaßen in die Höhe, so fallen dieselben wie gelähmt herab; jede Relation zu Personen oder sonst zur Außenwelt erscheint aufgehoben. Im zweiten, dem Stadium der Katalepsie, kann man dem Individuum jede beliebige Stellung geben; man kann den Arm strecken, das Bein heben, dasselbe wird mehr oder weniger diese Stellung beibehalten, und dem Zustande der Katalepsie hat das Individuum die Augen geöffnet, und man kann die Katalepsie nach Eharcot u. a. dadurch hervorrufen, daß man die Augen des Lethargischen öffnet. Das dritte Stadium ist das des Somnambulismus. In diesem Stadium hält das Individuum die Augen halb oder ganz geschlossen. Wesentlich charakteristisch für dieses Stadium ist die eigenthümliche Erscheinung der Suggestionsfähigkeit, auf die wir weiter unten noch eingehender zu sprechen kommen.

Charcot's Veröffentlichungen erregten auch in Deutschland berechtigtes Aufsehen, doch veranlaßten erst, wie bereits eingangs erwähnt, die Schaustellungen Hansens eine Reihe deutscher Forscher zu wissenschaftlichen Experimenten über den Hypnotismus, durch die abermals eine ganze Anzahl der Beobachtungen Braid's gleichsam neuentdeckt wurden.

Kurz nachdem Charcot sich dem Studium des Hypnotismus zugewandt hatte, entstand in Frankreich eine zweite „Schule“, die sich in mancher Beziehung in einen Gegensatz zu ersterer setzte. Dieselbe wird hauptsächlich durch den Nancyer Kliniker Bernheim, den Nancyer Physiologen Beaunis und Liébeault, praktischen Arzt in Nancy, vertreten. Auch ein Nancyer Professor der Rechte, Liégeois hat sich vielfach mit diesen Fragen beschäftigt. Die Nancyer Schule erkennt die drei Phasen Eharcot's nicht an, erklärt vielmehr alle verschiedenen Erscheinungen des Hypnotismus als durch Suggestion hervorgerufen. Ueberhaupt stellte diese Schule mehr und mehr die Suggestion,

vielfach und sich d. XI > VI., IS < . 2

die psychische Beeinflussung des Individuums, in den Vordergrund der gesammten Erörterungen über den Hypnotismus.

Auch die ersten Beobachtungen über die später so genannten Suggestionserscheinungen sind auf Braid zurückzuführen. In seiner 1846 erschienenen Schrift „L'homme sous l'influence de la suggestion“ suchte derselbe nachzuweisen, daß eine unverwandt auf einen Punkt gerichtete Aufmerksamkeit die Kraft hat, die Thätigkeit des Körpers in so hohem Grade zu verändern, daß sich eine erhöhte Empfänglichkeit für äußere Einflüsse einstellt. Man kann nach Braid auf diese Weise Individuen im wachen Zustande glauben machen, daß sie verschiedene Formen und Farben sehen und wechsellagige sinnliche Eindrücke haben, eine unwiderstehliche Kraft sie anzieht und abstößt, und gewisse Vorstellungen in Bezug auf Schall, Geruch, Geschmack, Wärme- und Kälteempfindungen hervorrufen, für die ein wirkliches Substrat gar nicht existirt. Ebenso kann man Personen im Zustande der Hypnose derartig beeinflussen, daß sie jede Einflüsterung Anderer als gegenwärtige Wirklichkeit annehmen und danach handeln. Tiefe Erfahrung Braid's wurde 1880 von Heidenhain*) in vollem Umfange bestätigt. Heidenhain ballte z. B. vor einer hypnotisirten Person seine Faust — er ballt die seine —, er öffnet den Mund — jeder thut dasselbe. Nun schließt Heidenhain über dem herabgebogenen Haupte des Hypnotisirten die Kiefer so schnell, daß die Zahnreihen hörbar aneinander klappen — jener wiederholt das Manöver. Heidenhain entfernt sich mit hörbaren Schritten von seiner Versuchsperson, diese folgt, dabei den Tact und die Stärke der hörbaren Schritte nachahmend. Nun sagt er in ruhigem aber bestimmtem Tone zu dem Hypnotisirten: „Heben Sie den Arm!“ Es geschieht; alsdann: „Der Arm ist gelähmt, Sie vermögen ihn nicht aus seiner Lage zu erheben, selbst nicht mit Hülfe der nicht gelähmten Extremität“. Auch diese Suggestion geht in Erfüllung :c. Eine andere Art der Suggestion ist die, welche von Berger entdeckt und mit dem Namen „Echolalie“ bezeichnet worden ist. Dieselbe besteht darin, daß das in Hypnose versetzte Individuum alle Bewegungen, welche der Hypnotiseur ihm vormacht, oder die schwierigsten Worte, welche er ihm vorspricht, sofort mit größter Precision nachahmt oder nachspricht, oder auch nur angegebene Handlungen widerstandslos ausführt. So genügen die einfach hingeworfenen Worte: Tanzen, Lachen, Singen, Springen :c., um das Individuum sofort zu veranlassen, daß es tanzt, lacht, singt, springt etc.

Von erhöhtem Interesse sind die sogenannten posthypnotischen Suggestionen, d. h. Suggestionen, durch welche Personen während der Hypnose veranlaßt werden, nicht während des somnambulen Zustandes, sondern erst zu einem bestimmten Zeitpunkte nach dem Wiedereintritt des normalen Wachseins die suggerirten Handlungen auszuführen. Einen solchen Fall

berichtet u. a. Bernheim^): Dem in Hypnose versetzten Fräulein H. r. wurde suggerirt, sich zu Herrn Forcachon zu begeben, um ans einem genau bezeichneten Schranke ein Anband zu stehlen. Forcachon empfahl ihr bei der Ausführung des Diebstahls die größte Vorsicht an, vor allem, daß sie ihn nie anschuldigen oder anklagen dürfe. Die Ausführung der Suggestion geschah pünktlich unter genauer Befolgung der angegebenen Einzelleiten, und Forcachon beobachtete den Vorgang. Am Abend darauf wiederholte Hypnose, und trotz der eindringlichen Ermahnungen und Bitten, den Namen zu nennen, da sie denselben ja genau kenne, blieb die H. standhaft der der Behauptung, keine Kenntniß von dem Diebe zu befitzen. Schließlich kannte sie sich selbst als Diebin, verweigerte aber jeden weiteren Ausschluß über die Person, welche sie zu demselben überredet habe. Während des hypnotischen Schlafes flüsterte man nun der Person ein, einen Herrn S. als Dieb dem Friedensrichter zu bezeichnen, und man bestimmte sie, in diesem Sinne einen Brief abzufassen, nachdem man ihr die feste Ueberzeugung beigebracht hatte, daß L. das Armband gestohlen, daß sie selbst ihn dabei beobachtet habe und daß sie vollständig unschuldig sei. Unmittelbar nach dem Erwachen schrieb sie den verlangten Brief, der wortlich lautete:

„Herr Friedensrichter! Ich muß mich einer Pflicht entledigen. Heute morgen wurde bei Herrn Forcachon ein Armband gestohlen. Einen Augenblick hielt man mich für die Diebin, aber mit Unrecht, denn ich schwöre Ihnen, ich bin durchaus unschuldig. Ich bin in der Lage, Ihnen den Dieb zu nennen: es ist der Herr L. (folgt der vollständige Name). Hören Sie auch, wie das zugeht: Er schlich sich um 1 Uhr in den Salon des Herrn Forcachon durch die kleine Hofthür ein, entwendete aus dem nahe am Fenster stehenden Schrank das Armband der Madame Forcachon, steckte es in seine Tasche und entfernte sich wieder auf demselben Wege, den er gekommen. Ich beobachtete den Vorgang genau. Er ist der Dieb, und ich bin bereit, dies vor Bericht zu beschwören.“

Liégeois gab einem jungen Mädchen ein aus reinem Zucker bestehendes Pulver mit den Worten: „Hier haben Sie Arsenik, schütten Sie dasselbe morgen in einem unbewachten Augenblicke in ein Glas mit Wasser und geben dieses Ihrer Tante als Limonade zu trinken. Sie werden sie auf diese Weise vergiften.“ Die Tante, welche von der Suggestion verständigt war, berichtete am folgenden Tage, daß das Mädchen die verbrecherische Eingebung genau nach dem Verlangen Liégeois' ausgeführt habe.

Die Willfährigkeit Hypnotischer, Fremder Leben anzutasten, geben sie auch in Bezug auf das eigene Leben zu erkennen. Liébeault verlangte

von einem jungen Mädchen, daß es sich mit einem ihm dargereichten Pulver vergifte. Bereitwilligst nahm die Person das Pulverchen, welches ebenfalls nur aus Zucker bestand, löste es sorgfältig in einem Glase Waffer auf und leerte alsdann den vermeintlichen Giftkelch bis auf den letzten Tropfen.

In gleich leichter Weise, wie man die für Suggestionen empfänglichen Personen zu Diebstahl, falschem Zeugnis; und Mord anstiften kann, läßt sich, nach den Berichten französischer Autoren, deren Bereitwilligkeit in selbstsüchtiger Absicht für civilrechtliche Acte, insbesondere für Schuld- und Schenkungsurkunden, letztwillige Verfügungen etc., mißbrauchen. So sagte beispielsweise Liégeois zu einer hypnotisirten jungen Tante: „Sie wissen, daß ich Ihnen nU Franken geliehen habe, Sie werden mir bestätigen, diese Summe empfangen zu haben.“ „Aber, mein Herr, Sie liehen mir nichts!“ „Ihr Gedächtnis; läßt Sie im Stich, Fräulein, gestern erst behändigte ich Ihnen an dieser Stelle eine Rolle mit der verlangten Summe.“ Unter dem Einflusse weiterer Suggestionen erklärte sich die Dame dann auch bereit, eine rechtsverbindliche Schuldurkunde auszustellen.

Die hier angeführten Beispiele sichern ohne Weiteres zu einer Frage von eminenter Bedeutung hinüber: Wie sind unter dem Einflusse hypnotischer Suggestion begangene verbrecherische Handlungen vom juristischen Standpunkte aus zu beurtheilen? Taß es sich hier um keine rein akademische Frage handelt, geht daraus hervor, daß französische Autoren bereits über eine ganze Anzahl derartiger Fälle zu berichten wissen, welche vor französischen Assisen zur Verhandlung kamen. Complicirt wird diese Frage noch dadurch, daß andererseits Fälle bekannt geworden sind, in denen Angeklagte den Versuch machten, sich durch Berufung auf fremde Suggestion der Verantwortung für begangene Verbrechen zu entziehen. Daß derartige Fälle sich in Frankreich immer mehr Hausen werden, wird erklärlich erscheinen, wenn wir erfahren, daß allein in Paris Hunderte von Hypnotisuren und Magnetisuren zum Zwecke von Schaustellungen und Wundercuren ihr Wesen treiben.

In der That haben auch hervorragende Rechtslehrer, namentlich in Frankreich, sich schon eingehend mit diesen Fragen beschäftigt. Auch in der Akademie wurde der Gegenstand bereits einer Erörterung unterzogen und führte, wie leicht erklärlich, zu einer Reihe von einander abweichender Auffassungen^). Was die Giltigkeit civilrechtlicher Acte, die zwischen Hypnotiseur einerseits und Hypnotisirtem andererseits gesertigt werden, z. B. Unterscheidung von Quittungen, Wechselaccepte, eingegangene Verpflichtungen u. f. w. anlangt, so können derartig vollzogene Verträge juridische Folgen nicht haben, weil die nöthigen Eigenschaften zur Rechtsgültigkeit solcher Acte nicht vorhanden sind, und im klebrigen werde>i,^da

des Hypnotiseurs gewinnstüchtige Absicht unter Benutzung des Leichtsinnes, der Imerfahrenheit und Unzurechnungsfähigkeit des Hypnotisirten erwiesen in, die im Reichsstrafgesetzbuche vorgesehenen Bestimmungen die Basis einer strafrechtlichen Verfolgung abgeben. Während ferner auch darüber Einhelligkeit besteht, daß derjenige, der freiwillig einen strafbaren Act suggerirt bat, als wirklicher Verletzer des Gesetzes auch voll für die That verantwortlich in, geht man in den Meinungen bezüglich der Strafbarkeit des hypnotisirtten aufeinander. Von einer Seite wurde die Ansicht vertreten, man dürfe den letzteren, falls er sich nicht etwa, gerade um das Delict zu begehen, hypnotisiren ließ — in welchem Falle er allerdings voll verantwortlich wäre — nicht für das willenlos von ihm begangene Delikt strafen. Dem steht die entgegengesetzte Auffassung gegenüber, es müsse ein Jeder, der in freiwillig zugestandener Hypnose sich seiner Willensfreiheit entäußere, auch für die Folgen solcher Entäußerung, also für suggerirt und vollzogene Delikte, gestraft werden können.

Eine der größten Schwierigkeiten besteht zweifellos darin, ob der verlangte Nachweis der Willenslosigkeit im concreten Falle nur auf Grund experimenteller Erfahrungen an Anderen als auch für den Inculpaten zutreffend geföhrt werden kann. Es wäre dann auf Anordnung des Richters der Angeklagte erneut in Hypnose zu versetzen, um die Wirklichkeit des psychischen Zustandes und die Aeußerungen der Suggestion zu erkennen. Abgesehen von der Schwierigkeit einer solchen Expertise, die noch eine Steigerung erföhre, wenn es sich um posthypnotische Thate handle, müßte man in jedem Falle die Ueberzeugung gewinnen, daß eine Simulation nicht vorliegt.

Eine zweite Frage von Bedeutung, die unter Umständen der richterlichen Entscheidung unterliegen kann, ist die, ob hypnotische Experimente dauernde Gemüthschädigungen hypnotisirt zur Folge haben können. Französische Gerichtshöfe haben sich auch mit dieser Frage bereits wiederholt zu beschäftigen gehabt. Schon Braid betont, daß man sehr vorsichtig sein soll bei Anstellung von Experimenten mit Hypnotischen, „weil es möglich ist, daß der Kranke sehr darunter zu leiden hat, ohne zur Zeit im Stande zu sein, dies irgendwie zu äußern, da seine Willensstrast vollständig aufgehoben ist. Alle Proben, welche körpertheile verletzen oder jemand beschädigen, soll man auch bei den Kranken vermeiden, die alle Empfindung und alles Gedächtniß verloren haben. Denn wenn sie auch noch Patienten nicht empfunden werden und keine Erinnerung davon zurückbleibt, so werden solche Eingriffe dennoch, mag der Verlust der Empfindung Folge eines kataleptischen Ausalles oder der Ausdruck einer durch Hypnotismus, Mesmerismus, Ehlorsom, Haschisch oder sonst ein narkotisches Mittel hervorgerufenen Anästhesie sein, sobald der Kranke wieder normal empfindet, demselben föhlfar werden.“ Bekannt sind die scandalösen Vorgänge bei den Schaustellungen Hansens, der z. B. eine in kataleptischen

Zustände befindliche Versuchsperson mit Hacken nnd Kopf auf zwei Stühle legte und noch ein bedeutendes Gewicht auf den Bauch des dergestalt frei Schwebenden legte oder sich gar darauf stellte. Welche folgen derartige Brutalitäten für die Gesundheit des Betreffenden haben können, liegt auf der Hand. Noch kürzlich haben in Bertin ähnliche Vorgänge zu einem polizeilichen Verbot der Vorstellungen des Magnetisensr Böllert geführt. Ihren Gipfelpunkt haben diese scandalösen Schaustellungen in Paris erreicht, wo noch vor nicht allzulanger Zeit u. a. einer dieser Magnctiseure allabendlich eine Hypnotisirte in einen Käfig sandte, in dem sich vier mächtige Löwen befanden, die von dem Thierbändiger gezwungen wurden, über das Ruhebett zu springen, aus dem die Unglückliche ausgestreckt lag. Solche und ähnliche Ausschreitungen haben glücklicherweise bereits zu einer Reihe von Verboten hypnotischer Schaustellungen geführt, deren recht baldige Verallgemeinerung dringend erwünscht wäre. Zur Ehre des richtigen Dactes des besseren Publikums unserer deutschen Städte sei hier constatirt, daß man sich auch von dieser Seite hier und da bereits energisch gegen solche Zumuthngcn verwahrt hat.

Bis zu diesem Punkte unserer Erörterungen haben wir es dirrchweg mit Erscheinungen des Hypnotismus zu thnn gehabt, die, wenn es auch bis heute der Wissenschaft nicht gelungen ist, eine ausreichende Erklärung für sie zu finden, doch im Allgemeinen durch zuverlässige Beobachter nachgeprüft und bestätigt worden sind. Zwar weichen auch hier bereits die Angaben der verschiedenen Forscher manchmal nicht unwesentlich von einander ab. Wir haben oben bereits eines Einwandes gedacht, den Preycr gegen die Angaben BraidS erhebt, und der sich auf die relativ hohe Zahl von Individuen bezieht, bei denen es Braid überhaupt gelang, hypnotische Zustände hervorzurufen. Dieselbe Frage ist auch neuerdings wieder der Gegenstand von abweichenden Meinungsäußerungen, namentlich zwischen französischen nnd deutschen Beobachtern geworden. Die Nancyer Statistik giebt für die Disposition zur Hypnose eine sehr hohe Zahl an, ungefähr 90 Procent. Deutscherseits hat man ganz entgegengesetzte Erfahrungen gemacht. Diese Differenz ließe sich aber vielleicht noch am ehesten überbrücken. Uns wenigstens will es ganz plausibel erscheinen, wenn solgende Argumentation hier zur Erklärung herangezogen wurde*): ES liegt un Charakter solcher Erscheinungen, daß sie die Nachahmung in hohem Grade hervorusen. Wir haben dafür überzeugende historische Beispiele; die tausend tanzenden Jungfrauen in Köln, die Kinderkreuzzüge u. a. Daß sich daher solche Dinge durch eine Art Ansteckung verbreiten, hat nichts Verwunderliches, In zweiter Linie kommt der stark ausgeprägte nervöse Eharakter der Versuchspersonen in Betracht, die z. B. in der Salpetrige in Paris zu diesen Versuchen herangezogen werden, und die alle bereits

Ewald, Titzimg der Berliner mcoieiiiischcil Gesellschaft vom 2. November 1887.

missen, UM was es sich handelt. Bei allen sind schon seit Generationen, durch eine Art natürlicher Zuchtwahl, die Bedingungen dazu geschaffen. Tie Eltern waren schon Epileptiker, die Väter waren dein Alkohol oder Absynthgenß ergeben, die Mütter haben sich an allen möglichen Orten bewegt, und so ist also eine große nervöse Disposition vorhanden.

Viel stärker sallen die Bedenken ins Gewicht, die sich in deutschen Gelehrtenkreisen immer lauter erheben gegen eine andere Richtung, welche die neueren Forschungen über den Hupnotismus in Frankreich genommen haben. Es handelt sich um die Verwerthung desselben für die Heilkunde. Wir müssen, um dieses Capitel hier noch mit einigen kurzen Bemerkungen zu erledigen, abermals auf Braid zurückgehen.

Schon Braid hat die Hypnose in zahlreichen Fällen als Heilmittel angewandt, und wenn mir seine sorgfältig belegten Krankengeschichten lesen, die große Anzahl von pathologischen Zuständen überblicken, die er durch einfaches Hypnotisiren theils erheblich gebessert, theils ganz beseitigt haben will, so wird man lebhaft an die „wohlbeglaubigten“ Erfolge erinnert, die noch heute jeder Wunderdoktor für die Vortrefflichkeit feines Heilmittels ins Feld führt. Aber je mehr mir uns aus dem Studium der Braid'schen Schriften das Gefammtbild des Mannes vergegenwärtigen, um so mehr müssen mir dem Urtheil Preuers uns anschließen, der über die therapeutischen Versuche Braids sagt: „Wäre der von vornherein und noch im Jahre 1841, also etwa in seinem 46. Lebensjahre gegen den thierischen Magnetismus eingenommene treffliche Arzt und Wundarzt nicht ein so nüchternor Beobachter und kritischer Kopf gewesen, auch als er später den Hupnotismus praktisch vermerthetc, dann würde man ebenso über seine wunderbaren Heilungen zur Tagesordnung übergehen, wie es bei den Scheinkuren der Mesmeristen geschah. Der Braidismus ist aber etwas ganz anderes. Braid verfährt methodisch. Jedem einzelnen Krankheitsfall wird die Art des Hrvnotismus rationell angepaßt, was der Arzt leicht erlernt. Er steigert hier die Erregbarkeit, setzt sie dort herab, läßt hier die Muskeln sich zusammenziehen, dort erschlaffen, in einem Fall das Blut schneller, im anderen langsamer strömen, den Erschöpften, von Schmerzen Gequälten bald lange, bald kurz, lies oder leise schlafen. Hier ist der Lethetrank, welcher nicht nur den Jammer des TageS und der Nacht in Vergessenheit hüllt, fondern in unbegreiflicher Weise oft die schlimmsten Leiden ganz und gar beseitigt! dadurch, daß man ohne Weiteres immer wieder und wieder sagte: „Das ist nicht wahr!“ wird an der Notwendigkeit, die behaupteten, theils beglaubigten, theils zweifelhaften Heilungen aufs Neue durch die Erfahrung m prüfen, nichts geändert. Tie Wnnderdoctoren haben viel Zulauf und wirkliche Erfolge; beruhen diese nicht zum Theil darauf, daß sie ihre Patienten hypnotisiren? Ter wissenschaftliche praktische Arzt hrvnotisirt nicht, weil er während seines vier- oder fünfjährigen Studiums nichts über den Huvnotismus gelernt hat, und fürchtet, für einen Quacksalber gehalten zu werden, wenn er so wie der Wunderdoctor verfährt, sei es auch nur in einem Falle. Das ist der wahre Grund des Mißerfolgs Braids gewesen und ist noch der durchschlagende Grund dafür, das; man lieber die Kranken mit Morphin und Ehloral behandelt, als sie hypnotisirt, um ihre Schinerzen zu lindern."

In Deutschland hat Berger im Jahre 1880 Fälle publicirt, in denen er bei Nervenkranken Heilungen durch den Hypnotismus erzielte. Ausgedehntere Anwendung hat das Verfahren aber erst gefunden, seitdem die Nancyer Schule, namentlich Lvbeault und Bernheim, die Suggestion für die Therapie zu verwerthen suchten. Kopsschmerz, Migräne, Neuralgieen aller Art, nervöse Lähmungen, kurz das ganze Heer der nervösen und neurasthenischen Affectionen wird in das Bereich dieser Suggestionsbehandlung gezogen. Die Nancyer Schule läßt nicht, wie Vraid, einen glänzenden Gegenstand firiren, um den hypnotischen Schlaf zu erzeugen, fchon der Schlaf wird durch Suggestion hervorgebracht. Bernheim sagt also z. B.: „Sehen Sie mich nn, denken Sie nur an den Schlaf, denken Sie fest daran, schon wird Ihr Auge matt, das Augenlid fängt nn zu blinzeln, eine allgemeine Müdigkeit überkommt den Körper, Arme und Beine werden gefühllos, das Ange thränt, der Blick ist trübe, jetzt schließen sich die Augen, Sie können sie nicht mehr öffnen, schlafen Sie."*) Sobald das Individuum die Augen geschlossen hat, beginnt die therapeutische Suggestion, die z. B., wenn es sich um Schmerzen handelt, lautet: „Der Schmerz geht ganz weg, er wird geringer und geringer," und dann wird noch die posthypuotische Suggestion hinzugesetzt, daß nach dem Erwachen der Schmerz verringert oder ganz verschwunden sein werde. Es ist zweifellos verbürgt, daß ans diese Weise eine Reihe von Heilungen erzielt wurden. Das ist aber an sich nicht wunderbar. Auch ohne Hypnotismus sind solche Heilerfolge erzielt. Nonberg verschrieb einer gewissen Kategorie von Kranken ^, <iua ,Io<tiIntu und fügte der Verordnung ein AuSrusungszeichen mit Bezug auf die Zahl der Tropfen, die genommen werden sollten, hinzu, und er hat ausgezeichnete Ersolge damit erzielt. Auf der Krukenberg'schen Klinik in Halle wurde, sobald eine Patientin kam, die sich den Magen verdorben hatte, ihr ein Brechmittel verabreicht und ihr dazu gesagt: „Jetzt werden Sie dreimal brechen, und wenn Sie dreimal gebrochen haben, werden Sie gesund sein," und diese Suggestion half so pünktlich, das die betreffenden Patienten nicht mehr oder weniger als drei Mal oder je nach Umständen zwei- oder vier Mal, wie ihnen vorausgesagt wurde, erbrachen.^) Aber es läßt sich in der That erwarten, daß gerade die hypnotische Suggestion bei nervösen Zuständen sich in erhöhtem Maße als heilsam erweisen wird, nur ist dabei unbedingte Voraussetzung, daß die

*) Moll, Sitzung der Berliner medicinischeii Gesellschaft vom S. November 18<7. **) Mendel, Sitzung der Berliner medicinischen Gesellschaft vom 2. November 1M7. Anwendung dieser Heilmethode einzig in der Hand des wissenschaftlich gebildeten Arztes liegt, der im Stande ist, streng zu individualisiren. In der Hand des Laien kann sie die schwersten Schädigungen des Patienten herbeiführen. Tenn das wiederholte Hypnotisiren ist keineswegs eine gan; ungefährliche Proccedur, vielmehr sehr geeignet, gesunde Menschen nervös und nervöse noch viel nervöser zu machen, als sie schon waren.

Wesentlich verschieden von diesen Fällen, sind diejenigen, in welchen wirkliche organische Veränderungen durch Suggestion hervorgebracht sein sollen. Braid hat bereits daraus hingewiesen, das; anhaltendes Richten der Aufmerksamkeit auf einen beliebigen Körperteil im Stande ist, eine Veränderung in den Ernährungsverhältnissen dieses Organs hervorzurufen, und ähnliche Thataschen sind es, welche diejenigen zur Erklärung hercmziehe, welche hierhergehörige Beobachtungen mitgetheilt haben. Wir erinnern hier nur an das oft wiederholte Experiment, daß man Personen im hypnotischen Zimande einfaches Papier auf den Rücken klebte mit der Suggestion, es handle sich um ein Blasenpflaster. Eine Reihe von Autoren giebt an, daß nach einiger Zeit wirkliche Blasen an der betreffenden Stelle aufgetreten seien. Selbst ein so angesehener Autor wie Jendrassik in Budapest theilt eine Beobachtung mit, nach , welcher einer Hi)pnotisirten ein kaltes Eisen auf die Hand gelegt, und ihr dabei suggerirt wurde, es sei glühendes Eisen. Er belMptet nun, daß daraufhin Brandblasen entstanden seien. Bielfach citirt ist auch der Rocheforter Marinesoldat, dem die Initialen seines Namens auf den Unterarm gezeichnet wurden mit der Suggestion: „Heute Nachmittag um 4 Uhr wirst Tu einschlafen, und Dein Namenszug wird alsdann an den eben bezeichneten Linien mit blutenden Lettern erscheinen." Der Kranke schlief zur bestimmten Stunde ein, und aus seinem Arm erschienen die erhabenen, leicht blutenden Schriftzüge. Sollte sich etwa das Wunder der Louise Lateau auf diesem Wege erklären lassen?

Wieviel von diesen abenteuerlichen Geschichten auf einwnndsreicher Beobachtung beruht, wieviel auf Simulation und Betrügereien von BersucySpersonen zurückzuführen ist, die an den hochgradigsten Formen von Hysterie litten und damit an einer Sucht Aufsehen zu erregen, welche, durch die Verwunderung der Umgebung genährt, vor keiner Lüge, vor keinem Betrüge zurückschreckt, müssen wir dahingestellt sein lassen. Wir würden ohne Weiteres über dieselben zur Tagesordnung übergegangen sein, wären es nicht Männer von wissenschaftlichem Ruf, deren Namen wir für ihre angebliche Zuverlässigkeit ins Feld führen können. Einer späteren unbefangenen Äritik muß es vorbehalten bleiben, die Spreu von dem Weizen zu iondern. An eine andere Kategorie jener neuesten französischen Entdeckungen hat sich die Kritik bereits herangemacht, das ist jene wunderbare Blülhe ärztlicher „Beobachtung", die von den Professoren an der medicinischen Facultät in Rochefort Bourru und Burot ausgeht, und deren sich kein Geringerer als der bekannte Neurologe Luys, Mitglied der Akademie der Medicin, mit großer Wärme angenommen hat. Tie genannten Autvren berichten über Fernwirkungen von Arzneimitteln und Giften. Tie betreffenden Substanzen wurden, nachdem die Versuchsperson hypnotisirt mar, in ein Fläfchchen eingeschlossen, auf die Haut applicirt oder in einiger Entfernung von derselben gehalten. Narcotica, aus diese Weise in die Nähe des Körpers gebracht, sollen Schlaf, Brechmittel Erbrechen, Spirituosen Rausch, Baldrian katzenartige Aufregung u. f. w. hervorgerufen haben. Entsprechende Wirkungen wurden von einer ganzen Reihe von Substanzen berichtet. Wir brauchen diese Dinge wohl kaum ernsthaft zu nehmen. Nur nebenbei soll hier im Anschluß daran berichtet werden, daß Burot ans schriftlichem Wege Hypnosen erzielt haben will, und daß Li(>geois — ganz zeitgemäß — eine 1500 Meter von ihm entfernte Person per Telephon hyvnnotisirte!

Wir haben im Vorstehenden die merkwürdige Entdeckung Braids durch alle Phasen ihrer Entwicklung bis aus die Gegenwart verfolgt. Wir konnten nicht umhin, gestützt auf das Zeugniß einwandssreier Beobachter, eine Reihe von Thataschen als vollgültig beglaubigt anzuerkennen, die ans den ersten Blick so wunderbar erscheinen, daß es dem nüchternen Verstände schwer wird, sie nicht als unmöglich von sich zu weisen. Eine ausreichende Erklärung für die gefundenen Thataschen zu geben, ist bis heute noch keinen: der zahlreichen Forscher gelungen, die sich mit der Frage beschäftigt haben, wenn auch bereits manches Licht in das anfangs undurchdringlich erscheinende Tuntel gefallen ist. Es geht hier nicht anders, wie leider noch auf so vielen Gebieten der Wissenschaft vom Menfchen und feinem Geistesleben. Wir konnten andererseits einer Reihe angeblich verbürgter Beobachtungen gegenüber unsern Zweifel nicht verhehlen. Tie Kritik wird sich noch mit manchen Fragen auf diesem Gebiete zu beschäftigen haben, und unfehlbar wird sie genöthigt sein, Manches auszusondern, was nicht vor ihrein Richterstuhle besteht. Aber weder einseitiger Skeptizismus, noch allzugroße Leichtgläubigkeit ist einer so eigenartigen Frage gegenüber am Platze.

„Unbegrenzter Zweifel ist ebenso das Kind der Geistesschwäche, wie unbedingte Leichtgläubigkeit", lautet einer der vielen beherzigenswerthen Aussprüche des Entdeckeis des HvvnotismuS, ein Ausspruch, der hier wie kaum irgendwo sonst am Platze ist.

Horaz in Spanien.[^]!5mil IMmer.

— Berlin. —

eber Horaz als Dichter gehen die Meinungeil noch weit auseinander. Wollte man der Ungeheuern Literatur trauen, die in Ausgaben, Erklärungen, Uebersetzungen und Nachahmungen seit vier Jahrhunderten bei allen europäischen Kulturvölkern um ihn emporgewachsen ist/ so märe jeder Zweifel an seine überragende Bedeutung ausgeschlossen. Die Literatur über Homer und die griechischen Tragiker, so mnsangreich sie auch ist, beginnt erst ein paar Jahrhunderte später als die Horazische. Keiner der gelesensten älteren und neueren Dichter, nicht Bergil, nicht Dante und Shakespeare, nicht Goethe und Schiller erreichen ihn an Nummcrnzahl in ihren Bibliographien. Aber sieht man sich unter dem jetzt lebenden Geschlecht« nach Lesern, Kennern, Freunden und Bewunderern des Dichters um, so sind sie an den Fingern zu zählen. Die Satiren und Episteln läßt man noch am ehesten gelten. Von den Epoden und den ^den werden nur die wenigsten überhaupt anerkannt; man wirft ihnen sast allgemein, außer in gewissen schulmeisterlichen Kreisen, Unnatur, «älte hohlen Wortschwall vor. Und selbst bei mildester, verständnißvoller, ab- und zurechnender Beurtheilung vermag man nicht recht warm bei ihm zu werden. Wo also steckt eigentlich der Kern seines dichterischen Werthes? Diese Frage zu beantworten müßte weiter ausgeholt werden, als es hier thunlich ist. Ich will nur auf einiges Naheliegende hinweisen. Anch diejenigen Kreise unserer Nation, deren Bildung noch vorwiegend ans der antiken Literatur ruht — es ist dies ja bei der Mehrheit durchaus nicht mehr der Fall — , verhalten sich der römischen Dichtung und Prosa gegenüber vorwiegend ablehnend. Nur wenige Ausnahmen, zu denen Hora; nicht gehört, werden gemacht: Eatull und Einiges bei Lucrez, Tibull und Proper; (für ihn hat Goethes Begeisterung entschieden) läßt man als echte Dichter gelten. Alles Uebrige fertigt man als mehr oder weniger schwache Nachahmung der fo viel höher stehenden griechischen Vorbilder ab. Von gesinnmgstüchtigen Lehrern ist es ganzen Generationen von Schülern nicht umsonst eingepägt worden, daß nur griechische Dichtung Dichtung sei, neben unserer deutschen. Neben Homer, Aeschnlus und Sophokles werden nur die Nibelungen und Gudrun, sowie allenfalls noch Walter und Hartmaim nebst einigen Aehnlichen genannt. ES gilt fast für unsittlich und unmännlich, an der römischen Aftermuse Gefallen zu finden. Und unsere Klassiker, Herder, Goethe, Schiller, haben durch einige aus dem Zusammenhang gerissene Urtheile zu weiter Verbreitung dieser Glaubenssätze unzweifelhaft beigetragen, obgleich sie keineswegs so gering von der römischen Poesie dachten. Und die Poesie aller romanischen Völker müßte, nach diesem Maaßstab gemessen, erst recht zun: allergrößten Theil verworfen werden. Wer möchte leugnen, daß wenn es sich um die Unterscheidung von naiver und sentimentalischer Dichtung handelt, jener zweifellos der Vorzug gebührt V Aber die sentimentalische ist darum doch auch Dichtung, und wer sie ganz verwirft, bringt sich zum eigenen Schaden durch starre Einseitigkeit um reiche Quellen edelsten Genusses. Für Horaz gilt das in hervorragendem Maaße. Mißt man ihn nicht an Homer und an Goethe — an seinen Vorbildern ihn zn messen ist unmöglich, da sie uns nicht erhalten sind — , fondern läßt ihn unbefangen auf sich wirken, so tritt seine dichterische Eigenart früher oder später deutlich hervor. Freilich liegt das Verständnis; nicht überall auf der Oberfläche, und trotz jahrhundertelangen Bemühens zahlreicher Gelehrter bleibt noch manche Stelle dunkel, ist selbst der poetische Grundgedanke einzelner Gedichte noch nicht völlig aufgeklärt. Es ist bekannt, daß auch der eminente Scharfsinn Richard Bentleys, trotz der beträchtlichen Dosis von gesundem englischem Menschenverstand, die er enthielt, nicht immer die richtige Deutung des überlieferten Tertes zu finden gewußt und deshalb ohne Noth zu oft blendenden Verbesserungen schreiten zu müssen geglaubt hat. Mit fast nicht geringerem Scharfsinn — aber verkehrtem Scharfsinn — hat der Holländer Hofman-Peerlkamp den halben Horaz für Nichthoraz erklärt und den anderen halben durch die willkürlichsten Aenderungen entstellt. Einen erheblichen Schritt, das Verständnis? der am meisten nmstrittenen unter den horazischen Gedichten, der Oden, in weitere kreise zu tragen, ist durch Adolf Kießlings Ausgabe mit deutschen Einleitungen und Änmerlungen gemacht worden (Berlin 1884); der vor kurzem erschienene zweite Theil umfaßt die Satiren; der dritte mit den noch felilenoen Episteln folgt ihm gewiß bald nach.

Inzwischen hat Hora?, unbekümmert um den Streit der Philologen, feine Eulturmission zu erfüllen fortgefahren. Nur für wenige antike Dichter hat die literargefchichtliche Forschung sich fchon zu der universalen Weite der Betrachtung erhoben, das; sie ihre Wirkungen bis auf die Gegenwart im Einzelnen verfolgt. Was für die großen Stoffe des Epos und der Tragödie bekannt ist, gilt nicht minder von zahlreichen anderen poetischen

Erfindungen der antiken Literatur: sie sind einmal gemacht und hundert Mal nachgeahmt, verändert, neu angewendet worden. Für die Stoffe der Komödie hat man das neuerdings an den frappantesten Beispielen aufgezeigt. In "Bezug auf Horaz ist es bisher, soviel ich weiß, weder für das Italienische oder Französische, noch für das Deutsche oder Englische im Zusammenhang untersucht worden, obgleich der Einfluß des Horaz auf die lyrische und didaktische Poesie dieser Nationen unzweifelhaft ist. Er erstreckt sich auch auf die skandinavischen und slavischen Literaturen. Aber am nachhaltigsten ist er unzweifelhaft in den romanischen Literaturen zu spüren, aus nahe liegenden Gründen. Für diejenigen unter den romanischen Sprachen, welche diesseits und jenseits des Ozeans die weiteste Verbreitung erlangt haben, für das Spanische und Portugiesische, ist dies neuerdings in ausführlicher Darlegung nachgewiesen worden. Sie verdient es, auch in den weiteren Dreisen der Gebildeten beachtet zu werden.

Marcelino Menéndez y Pelayo nimmt unter den spanischen Schriftstellern der Gegenwart trotz seiner Engend (er ist 1845 geboren) bereits einen hervorragenden Platz ein. Er ist Professor der Literatur an der Madrider Universität und Mitglied verschiedener spanischer Akademien. Er hat bereits eine Geschichte „der spanischen Heterodoren“ und eine Geschichte der ästhetischen Ideen in Spanien“ (in vier Bänden) geschrieben; ferner einen Band „Studien in literarischer Kritik“ und einen über „Caldewn und sein Theater“; endlich in er auch Dichter von „^den, Episteln und Tragödien“, die in einem Bande gesammelt erschienen sind. Er gehört zu den Ultra-^rthodoren und Ultra-Nationalen, die in der Partei der „Gemäßigten“ <der Moderados> den rechten Flügel der „Neukatholischen“ (wie bei uns die Neupreußischen oder Deutschconservativen), fast zu den Karlisten Neigenden bilden. Er sieht in der lateinischen Nasse den allein berufenen Träger der katholisch-monarchischen Gesinnungen, die er für die richtigen hält. Deutschland, England, Nordamerika sind ihm die Träger der demokratischen Ideen, des Unglaubens, des Materialismus, die er fürchtet und haßt. Noch kennt er von Teutschland nicht sehr viel und will es auch nicht näher kennen lernen; aber er hat deswegen doch in seinen ästhetischen Studien Lessing, Winckelmann, Hegel und anderen deutschen Forschern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Selbst unter seinen Landsleuten, ja unter den Verständigen seiner eigenen Partei, finden seine zum Theil sehr überspannten Ansichten keine Billigung, höchstens Entschuldigung, als die eines jugendlichen Heißsporns, der sich noch abkühlen muß. Wir werden uns um seine Abneigung nicht grämen »nd ihm in seinen politischen Ansichten nicht stören; sie werden sich mit der Zeit selbst zurechtsetzen. Immerhin ist es zu beklagen, daß ein Mann von unleugbarem Talent, von großer Arbeitskraft und von einigem Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht, in der absichtlichen Unwissenheit seines beschränkten, Parteistandpunktes verharrt. Wir werden nicht Gleiches mit Gleichen vergelten, sondern von denjenigen seiner Arbeiten, die sich auf neutralem Gebiete bewegen, gern und vorurtheilslos Kenntniß nehmen. Er trägt sich, wie er in dem Vorwort seines gleich zu nennenden Buches berichtet, mit dem Plan einer „Geschichte des spanischen Humanismus“; gewiß ein lehrreiches und bisher noch nicht in Angriff genommenes Capitel aus der unerschöpflichen Geschichte der Renaissance überhaupt. Ein Abschnitt aus diesem Werke, für das er umfangreiche Materialien gesammelt hat, ist sein „Horaz in Spanien“. Auch einige andere daraus hat er bereits in Zeitschriften veröffentlicht; es sind Studien über die spanischen Uebersetzer der Ilias, der Aeneis und der übrigen Gedichte des Vergil. Die Arbeit über Horaz erschien zuerst in einzelnen Aufsätzen in einer Zeitschrift, wurde dann (im Jahre 1878) zu einem Buch zusammengefaßt, und liegt nun in einer zweiten, vielfach vermehrten und schön ausgestatteten Bearbeitung vor*).

Vorangeschickt ist, außer dem kurzen, aus Scmtandör, der Heimal des Verfassers, datirten Vorwort vom August des Jahres 1883, ein „Urtheil über die erste Ausgabe“ von Juan Valera. Dies ist der durch seine Bearbeitung der spanischen Literaturgeschichte des Grafen Schack sowie durch weit verbreitete Novellen bekannte Dichter und Diplomat. Seine andalusische Erzählung Pepita Jimónez gehört, neben einigen ähnlichen von Alarcón und Perez Galdás, zu den besten ihrer Gattung; seine späteren Arbeiten der Art sind schwächer. Valera ist keineswegs blind gegen die Fehler Menéndez Pelayos. Er wirft ihm vor, daß er einen der am Meisten von horazischem Geiste durchtränkten unter den neueren spanischen Dichtern, Quintana, nur deshalb ungerecht beurtheilt, weil er zu den vorgeschrittenen Liberalen gehörte. Auch ist er keineswegs ein unbedingter Bewunderer des Horaz, gegen dessen Lyrik er viele von den Vorwürfen erhebt, deren ich schon gedacht habe. Aber er rühmt mit Necht die Gelehrsamkeit, den Geschmack, die vortreffliche Darstellung in dem „Horaz in Spanien“. Der Verfasser konnte seinem Buche keine unparteiischere, amüthiger geschriebene Beurtheilung mit auf den Weg geben, als die Valeras.

Hierauf folgt nach „zwei Worten an den Leser“, die in der ersten Ausgabe wiederholt sind, als neue „Einleitung“ zum ersten Bande eine „Epistel an Horaz“ vom Verfasser, die auch in dem Bande seiner Gedichte steht. Es sind 240 Verse in dem leichten Maß der reimlosen sechsfüßigen Jamben mit weiblicher Endung. Sie berichten, wie den Verfasser

eine alte spanische Ausgabe des Horaz, die er wie „eine heilige Bundeslade des Geschmackes und der Schönheit“ verehrt, zu seinem Werk veranlagt habe. Und nun bespricht er, im ersten Abschnitt des ersten Bandes, zuerst in sieben Capiteln nach der Zeitfolge die spanischen (oder vielmehr castilianischen) Uebersetzer des Horaz im engeren Sinne, im achten die der spanischen Colonien Merico und Centralamerika, nämlich der Staaten Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa-Rica, ferner die der südamerikanischen Staaten Columbia, Ecuador, Peru, Chile, der argentinischen Republik, und endlich Uruguays. Der zweite Abschnitt des ersten Bandes handelt von den portugiesischen Uebersetzern des Horaz. Denn, so sagt der Verfasser, er habe sein Buch mit Absicht „Horaz in Spanien“ genannt, obgleich es das portugiesische Sprachgebiet mit umfasse. Spanien sei ein geographischer, kein politischer Name; Portugal sei und werde immer ein spanisches Land sein, auch wenn es für unendliche Zeiten unabhängig bliebe. Noch in diesem Jahrhundert habe Almeida-Garrett, der erste Dichter Portugals, gesagt: „Wir sind Spanier und Spanier müssen wir uns nennen, so viele wir die iberische Halbinsel bewohnen“. Und „Horaz in Iberien“ habe er vermieden wegen des politischen Beigeschmacks, durch den der Name Iberien neuerdings von einer gewissen Partei in Mißcredit gebracht worden sei. Und in der That stehen die in zwei chronologischen Abschnitten behandelten portugiesischen und brasilianischen Uebersetzer des Horaz genau auf derselben Stufe, wie die dann folgenden vereinzelt, die horazische Gedichte in den galizischen und asturischen Dialekt übersetzt haben, sowie endlich die zahlreicheren catalanischen. Ein smitlisches Generalregister beschließt den Band. Sechs Mal ist der ganze Horaz in das Spanische übersetzt worden (zwei dieser Uebersetzungen blieben unedirt), einmal in das Portugiesische, sechs Mal außerdem alle Oden in das Spanische und sieben Mal in das Portugiesische. Alle Satiren und Episteln sind nur je einmal, von verschiedenen Verfassern, in das Spanische, die Satiren zwei Mal in das Portugiesische übersetzt worden; die Epistel an die Pisonen aber nicht weniger als fünfunddreißig Mal in das Spanische, elf Mal in das Portugiesische und einmal in das Catalanische. Gelegentliche Uebersetzer einzelner Gedichte in größerer oder geringerer Anzahl giebt es 165 spanische, 50 portugiesische, einen galizischen zwei asturische, und zehn catalanische. Dem kommen noch 29 spanische und portugiesische Erklärer des Horaz. Die Uebersicht, aus der sich ergibt, wie viele Uebersetzer die einzelnen Gedichte gefunden haben, läßt sich nicht wiedergeben. Die größten Zahlen erreichen die fünf ersten und die vierzehnte Ode des ersten Buches, die zehnte und vierzehnte des zweiten Buches und die erste Epode. Die berühmten sechs ersten Oden des dritten Buches sind weniger häufig übersetzt worden. Dabei mag der Zufall mitgespielt haben; begreiflich ist, daß viele Uebersetzer mit ihren Versuchen nicht über die ersten Gedichte hinausgekommen sind. Doch wird es kein Zufall sein, daß die Gedichte besonders bevorzugt worden sind, welche die Lebensweisheit im Maaß halten und im Genüsse des flüchtigen Augenblicks predigen, wie die Oden an der Muren« Irectins vives, Il«m) und Postumus isksn kuANLSL, ?«stums, ?«stume». Statistische Zahlen, auch bibliographisch-statistische, lehren ja Manches und trügen doch in vieler Hinsicht. Die große Zahl mittelmäßiger Uebersetzungen beweist nicht, daß eine Nation wirklich in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Ich vermag nicht zu sagen, wie sich die Zahlen der Uebersetzungen in andere Sprachen den spanischen gegenüber verhalten. Aber eine der wenigen mustergültigen Uebersetzungen, wie wir sie zwar nicht für den ganzen Horaz, wohl aber für einige seiner Gedichte besitzen (ich erinnere nur an die in Geibels klassischem Liederbuch enthaltenen), wiegt ganze Bände gewöhnlicher Uebersetzerwaare ans. Meméndez-Pelayo erkennt das nicht und unterscheidet genau zwischen dem, was die bibliographische Vollständigkeit ihn veranlaßt anzuführen und den besseren Leistungen, aus denen er Proben mittheilt. Diese haben oft auch wegen ihres Alters (sie reichen in das fünfzehnte Jahrhundert zurück! oder wegen ihres Stils literargeschichtliche Bedeutung. Trotz der scheinbaren Unbescheidenheit, nur weil sie dem Verzeichniss eine Nummer mehr liefere, führt er seine eigene, Vers für Vers im Maaße des Originals wiedergebende Übersetzung des Säcularliedes an (Bd. I S. 186). Man muß sie mit dem Original vergleichen, um ihre Vortrefflichkeit ganz zu würdigen, und doch liest sie sich wie ein originales Gedicht.

Die Aufgabe des ersten Bandes besteht mehr in der geschickten, die Langeweile stets vermeidenden Aufzählung, als in eigentlicher Gedankenentwicklung. Diese ist dem zweiten aufbewahrt, welcher die Nachahmer des Horaz in Spanien oder „die horazische Poesie in Castilien und in Portugal“ zum Gegenstande hat. Also die Lectüre des Horaz in Spanien und ihr Einfluß auf die spanische und portugiesische Literatur wird hier dargestellt. Der Verfasser hat diese Aufgabe mit offenbar gründlichster Kenntniß »nd feinem Urtheil gelöst. Er hebt mit Recht hervor, daß die Spuren horazischer Lectüre im ausgehenden Alterthum und im Mittelalter in Spanien wie anderswo gänzlich verschwinden, mit geringen Ausnahmen, die auf mittelbare Kenntniß zurückzuführen sind. Erst zu Anfang und gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erscheint deutlich horazischer Einfluß, vermittelt durch die italienischen Humanisten, besonders durch Polizian, in der kraftvollen Muse Garcilasso, BoScans und Diego Mendozas. Der größte spanische Lyriker des sechszehnten Jahrhunderts, Frau Luis de Leon, das Haupt der Dichterschule von Salamanca, war ein bewußter und glücklicher Nachahmer des Horaz. Meméndez-Pelayo verehrt ihn und seine Schüler und Geistesgenossen wegen ihrer christlich - mystischen Richtung mit enthusiastischer Hingabe. Seinen Ausführungen im Einzelnen weiter zu folgen hat jedoch für nichtspanische und nichtportugiesische Leser kein Interesse. Sie erstrecken sich, wie die auf die Uebersetzungen bezüglichen, auch auf die sämmtlichen Staaten spanischer Zunge in Mittel- und Süd-Amerika, sowie auf Portugal und Brasilien. In Portugal beginnt der horazische Einfluß mit Su de Miranda in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Camoens hat eine Anzahl „horazischer Oden“ verfaßt, die uns durch Wilhelm Lortcks vorzügliche Übersetzung bekannter geworden sind. Ich unterlasse es, mehr von den zahlreichen Dichtern zu nennen, die Menéndez-Pelayo bespricht. Es genügt zu wissen, daß er eigentlich nur diejenige Lyrik der lateinischen Raffe anerkennt, die sich, mit nationalem und christlichem Inhalt, in der Form an das horazische Vorbild anschließt. Am Schärfsten formulirt er diese etwas übertriebene Ansicht in dem „Schlußwort“ des Bandes. Er nennt es Utilologo: ich weiß nicht, ob er dieses barbarische Wort (aus ultiniis in ganz unmöglicher Weise gebildet) selbst erfunden oder, wie es scheint, einem älteren Vorgänger entlehnt hat. Es ist gar nicht abzusehen, warum er dafür nicht Epilogs gebraucht, das er selbst als völlig synonym bezeichnet. Doch sei ihm die häßliche Ueberschrift verziehen: den Inhalt dieses Schlußwortes bezeichnet er selbst als eine jugendliche Uebertreibung in der Form, die er nur deshalb nach einigem Schwanken aus der ersten Ausgabe wiederholt habe, weil sie in? Grunde noch jetzt seinen Ansichten entspräche. Doch beeilt er sich, den Eindruck dieser übertriebenen Formulierung seiner Ansichten dadurch zu mäßigen, daß er nach dem Schlußwort die „zuerst in einer columbischen Zeitschrift gedruckten Bemerkungen über die horazische Poesie“ eines ausgezeichneten Humanisten in Santa Fe de Bogota, des Herrn Miguel Antonio Caro, wiederholt. Wir haben allen Grund, Herrn Menéndez-Pelayo dafür dankbar zu sein, daß er uns mit diesem feinen und maßvollen Beurtheiler des Horaz und seiner Nachahmer bekannt macht, da südamerikanische Zeitschriften kaum zu uns zu dringen pflegen. Den Abschluß des Bandes bilden allerlei Anhänge und Nachträge zum ersten Bande.

Wir scheiden von dem Werk Menéndez-Pelayos mit dem Gefühl, unseren Blick erweitert, den alten venusinischen Dichter in neuem Lichte gesehen und in seiner Wirkung in die Ferne kennen gelernt zu haben. Die Verächter des Horaz unter den Gelehrten und Ungelehrten werden doch stutzen, wenn sie seinen tiefgreifenden, Jahrhunderte überdauernden Einfluß vor Augen sehen.

Die ältesten Culturen.

von

Julius von MligK-tzarttumz.

— Lasel. —

ahrzehnte lang galt es als feststehende Thatsache, daß unsere Altvorderen wie Kelten und Slaven aus den Hochlanden Mittelasiens eingewandert seien. Neuerdings ist diese Ansicht erschüttert worden und dagegen eine andere geltend gemacht, welche mehr und mehr Anklang findet, die nämlich, daß das indogermanische Urvolk sich in dünner Bevölkerung vom atlantischen ^ceane bis nach Asien ausdehnte, etwa mit Süddeutschland als Kern, auf heimischem Boden sich zu Bölkergruppen und Nationen verdichtete, nur Ausläufer weiter nach Norden, Westen, ?)sten und Süden entsendend. Je mehr wir in Cultur und Mundart zurückschauen, um so größer erweist sich die Einheit. Die älteste Sprache muß dialektlos gewesen sein, erst seit der Einzelentwicklung verschiedener Pölkerteile begann auch Sprachvrschiedenheit, die allmählich zunahm, entsprechend der wachsenden Zersetzung des großen Urvolkes in einzelne Theile.

Tasselbe gilt von der Cultur. In fernster Vorzeit führten die Menschen ein düstertrauriges, dem Thierzustande verwandtes Dasein in Höhlen und Schlupfwinkeln, durch angezündete Feuer die Raub- und Niesenthiere, welche vordem ihre Lagerstatt dort gehabt, verscheuchend, die Knochen des erlegten Wildes neben sich werfend. Sie verfertigten dürftige Werkzeuge ans Feuerstein: Lanzenspitzen, Aerte und Schaber, die gewöhnlich roh zugeschlagen, nicht geschlissen oder poliert sind, doch finden sich auch solche von vortrefflicher Arbeit und sogar Berzierung. Mannigfaltiger nnd reicher wurde die Cultur, neben Feuerstein begann man andere Karte Steinarten benutzen, und zwar zu schleifen und vielfach für Befestigung eines Griffes zu durchbohren. Thonbearbeitung gedieh, aus Horn und Holz verfertigte man Gercithe: die Industrie erlangte becichtenSwerthe Ausbildung; Jagd, Fischerei und Viehzucht wurde betrieben, selbst etwas Ackerbau und Tauschhandel. Mit Vorliebe siedelte man in der Nähe des Kaisers, oder im Wasser auf Pfählen. Tie Entwicklung bedingte Geschäftigkeit und die Anfänge gesellschaftlicher Ordnung.

Wohl schon im zweiten Jahrtausende vor Chr., ist dieser ersten Periode, der sogenannten Steinzeit, eine zunehmend stärkere Beeinträchtigung durch das Auskommen von Metall erwachsen, zunächst von Tupfer und Bronze, dann des Eisens, so daß die Menschheit drei wenn nicht gar vier Hauptstufen durchlebte, von denen die letzte, wie die der Dichter des Alterthums, das Eisen ausbildete: das Metall des Kampfes. Toch blieben die Gruppen nicht strenge gesondert, im Gcgentheile, eine ging über in die andere, eine dauerte in der nächsten fort, wie denn noch zur Zeit des Pizarro die Peruaner Werkzeuge aus Stein, Kupfer und Bronze führten, und noch heutigen Tages bei Völkerschaften Americas und der Südseeinseln ein steinalter herrscht.

Es scheint, als ob sich das älteste Metall in zweifacher Richtung verbreitet habe, einmal von Ungarn her längs der Toncm, und andererseits von den östlichen Mittelmeerländern aus; in wiefern beide schließlich zusammenhängen ist nur zu vermuthen, nicht zu ergründen. Jedenfalls ging die Sonne der neuen Kultur im Osten auf und beleuchtete mit erwärmenden strahlen erst die Küsten und dann das Festland.

Bei den Phönikern hatte sich ein reiches Städteleben und weltumspannender Handel entsaltet; zn drei Welttheilen standen sie in Beziehung, beeinflussend und beeinflnfzt. Sie bildeten das Mittelglied der hohen Entwicklung der Euphrat- und Nilgebiete zu der Balkan- und Apenninhalbinsel. Doch da die hier mohnende Bevölkerung begabt und anderen Stammes war und sich bisher mehr oder weniger allein die Bedürfnisse des Lebenu gestaltet hatte, so trat der orientalischen Beeinflussung die hergebrachte Sonderart zur Seite. Aus diesen beiden Trieben ist die erste Kunst und Gewerbtätigkeit der griechischen und etruskisch-itnlischen Völker erwachsen. Und, so weit wir absehen, sehr bezeichnend: die Tagesgeräthe, wie Aerte, Hämmer, Schwerter und Töpfe blieben nach wie vor, die Zieruiis Schmucksachen dagegen wurden gern mit Anschluß an sremde Vorlagen gebildet oder von Phönikern und Aegypten! erhandelt.

Wohl die ältesten Funde in dortiger Gegend sind die von Thera und Troja (HissarliN, die bis um 1500 oder 2000 v. Ehr. zurückreichen werden. Sie zeigen wie das Metall sich eben aus der Steinperiode erhebt. Diese Mischcultur wird in Kleinasien geherrscht haben, als sich der Norden noch im reinen Steinalter befand. Auf günstig gelegenen, südlichen Vorsprüngen der Balkanhalbinsel und auf mehreren Inseln besaßen die Phöniker Ansiedelungen, wie in Mykene. Ihre Cultnr ist glänzender, als die der homerischen Helden. Aber bald stiegen die Torier von den Abhängen des Olymps herab und vertrieben die Phöniker, verschmolzen sich mit den ihnen kulturell und sicher auch rassenverwandten älteren Bewohnern und nahmen die zurückgebliebenen Zieste der orientalischen Siedler in sich auf.

Unterdessen beginnen auch die Appeningebiete ans dem Dunkel der Unkunde aufzutauchen, zunächst die nördlichen, deren älteste Entwicklung durch die Pfahldörfer und Sumpfburgen (Terremaren) veranschaulicht wird. Sie stehen auf ungefähr gleicher Stufe mit der der trojanischen Ausgrabungen und weisen ziemlich sicher auf die Gegenden der mittleren Tonau. Bedeutenden Fortschritt bezeichnen alsdann die Gräberfunde von Bologna, denen sich zunehmend stärker andere der alttruskischen Länder beigesellen. Zum heimischen Gewerbe trat Einfuhr von Außen: von Griechenland, Phönikien und Aegypten, in ihrer Gesammtheit ein geradezu großartiges Ergebniß bereitend.

Der vorwärtsdrängende, sich schnell entwickelnde Stüden verfrachtete seine Erzeugnisse über die Alpen und zur See, namentlich die Rhöne hinauf. Neben ihm machten sich die Tonaugegenden geltend, bis die Ueberlegenhen des neuen Materials und die gesteigerte Fertigkeit sich allmählich durch ganz Mittel- und Nordeuropa verbreiteten, selbst nach Norwegen und Irland.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Anregung von außen in den bisher zurückgebliebenen Ländern zur Selbstthätigkeit führte und man aucki dort begann Metall zu verarbeiten, wie zahlreich erhaltene Gußformen und unfertige Stücke beweisen. Und zwar ist es zunächst die Schweiz und das Metall des Kupfers, welches die Aufmerksamkeit erregt.

Vor etwa dreißig Jahren entdeckte man in den schweizer Bergseen vorgeschichtliche Pfahldörfer; ihre Verbreitung durch Mitteleuropa erscheint jetzt als eine große Bewegung von Osten nach Westen, als eine Eulturbewegung der jüngeren Steinzeit, mit dem HauSthierbestande, der sprachlich als der indoeuropäische zu bezeichnen ist. Am Ende dieser Periode tritt das Kupfer auf. Da eS auch in anderen, mitteleuropäischen Gebieten und schon früher in den Mittelmeerländern gefunden worden, so hat man eine eigene Kupferzeit annehmen wollen. Die Schweiz selber lieferte kein Knpfer, jene Werkzeuge mußten mithin fertig oder als Barren bezogen werden und da haben wir in Ungarn ein kupferreiches Land, auf welches auch einige Muster weisen, während andere weiterer Ferne, dem gewerbreichen ävypros, oder doch den griechisch-asiatischen Uferländern zu entstammen scheinen. Die Kupferepoche wird von kurzer Dauer gewesen sein, sie fällt theils mit der jüngeren Steinzeit zusammen oder weist schwii Bronzegegenstände auf. Namentlich für Oberösterreich und das südöstliche Spanien ist ein fast glänzendes >invfergewerbe nachgewiesen.

Wichtiger wurde ihre jüngere Schwester: die Bronze; sie umfaßt eine

lange Spanne der Menschentwicklung. Woher sie gekommen, blieb noch unerforscht, doch haben wir auch hier wieder gen Osten und südöstlich zu blicken. Bisweilen läßt sich deutlich die Beeinflussung erkennen, für die Schweiz folche von Ungarn, Norditalien und den Rhünedistrikten, für die mittleren Rheingebiete von der Schweiz, der mittleren Donau und Frankreich, hingegen die Funde des Niederrheines bisweilen mit denen von Westfalen und Hannover übereinstimmen, Oberbaiern, zumal in der Nahe des Gebirgs, ausgedehnt heimisches Gewerbe und manche Beziehungen mm Norden zeigt. Noch stand der Erftndungsgeist des Menschen in seiner Kindheit, noch war er unfrei, moranS sich erklärt, weshalb man die einmal überlieserten Formen gerne beibehielt nicht, wenig oder doch nur langsam änderte und umgestaltete. Aber innerhalb gewisser Bezirke und bei der langen Dauer der Periode ist dies dennoch geschehen, so daß deutlich landschaftliche und zeitliche Eigenart zu erkennen bleibt. Letztere zerfällt in einen älteren und einen jüngeren Abschnitt; beide stellten ihre Geräthschaften gewöhnlich durch Gñß her. In dem früheren war eigentlich nur die Spirale und das feine WolfSzahnormament für Verzierungen bekannt, bis man unter Weiterbildung der Spirale fortschritt zu geometrischen Mustern, Zickzacklinien, Kreisen, Buckeln und dergleichen, ohne jedoch ans Thier- und Manzennachbildungen zu kommen. Auch gestaltlich unterscheiden sich vielfach ältere und jüngere Erzeugnisse, so, wenn Schwerter der ersteren eine im Durchschnitt dachförmige, unten gerade ansetzende Klinge und Griff mit Ouerringen aufweisen, solche der späteren achteckig ovales Heft und rein schilsoatlförmige Klinge, deren Mittelrücken aufgebuchtet ist. Tie älteren Armringe und Gewandnadeln sind dünn mit kurzen Endstollen und feinen geometrischen Verzierungen versehen, jüngere voll gegossen mit kräftigen Endswllen und starker Profilirung. Die Hauptgegenden der Frühperiode sind: Norditalien, die Schweiz, das Donau-, Rhönethal und der Norden.

In ihrer Gesammtheit zeigt sich die Bronzecultur den verschiedensten Bedürfnissen augepaßt. Für den Krieg zeugen Schwerter, Dolche, Lanzen, Pfeilspitzen und vereinzelte Heime, die bisweilen aus Italien bezogen sein mögen.

Zum Schmucke dienten Kleiderspangen in Ungarn und im Norden, in Lüodutschland und der Schweiz lange Gewandnaeoln, serner Arm-, Ohrund Halsringe; für den Hausbedarf: Tasseu, Becher, Schalen und Basen.

Besonders bezeichnend find sogenannte Leite, wahrscheinlich Meißel, von verschiedener Form und Größe und zweischneidige Schwerter.

Die Menschen der Bronzezeit bekleideten sich mit Wollenzeng, Pelz und Leder, bewohnten Rundhütten auf Pfählen, Häuser aus Holz und lehmbermorfenem Geflechte und dergl., ihre Todten begruben sie in der älteren, verbrannten sie in der späteren Zeit, die Grabstätten vielfach durch Erdkugel oder Steinhaufen schmückend. Jedenfalls mmsm die damaligen Äcker glänz- und prachtliebend gewesen sein, der Biehzzucht zugethan. Jagd, Ackerbau, Gewerbe und Handel getrieben haben, während die selteneren Waffenfnnde darauf deuten, daß sie dein Kriege weniger ergeben.

Die Tauer der Cnlturperiode blieb sehr verschieden. Gewiß von Luden und Südosten verbreitete sie sich nach Mitteleuropa und von dori allmählich in den Norden. Als sie hier ihre höchste Blüthe erreichte, ging sie in Mitteleuropa bereits zu Ende und als sie in Norditalien aufgehört hatte, lebte sie noch fort in den schweizerischen Alpenseeen. Alan hat angenommen, daß die nordische Bronze von der Mitte des zweiten Jahrtausends bis zur Mitte des letzten vor Ehr. gedauert habe; sie und die beginnenden Funde ihrer jüngeren Schwester in Italien sollen fast ein Jahrtausend auseinander liegen. Tinge, die um so beachtenswerther erscheinen, als lebhafter Verkehr nachweisbar und der Norden sein Erz aus oder über Länder empfieng, in denen bereits ein anderes Metall herrschte: das Eisen.

Als urfrühes Land der Eisenbenutzung ergiebt sich Aegypten, von mo aus es durch die Phöniker nach Italien zu den Etruskern kam, die es über die Alpen führten. Anfangs trat es hier noch sehr gegen Bronze zurück, wie sich ans den mancherlei Urnenfriedhöfen zu ergeben scheint, die man bis Schlesien und weiterhin entdeckt hat. In der Schweiz und Süddeutschlcmd begann das Eisen namentlich als zierende Einlage für Bronzegeräte, wir haben auch schon ein Schwert in der Form der Bronzewaffc, aber mit eiserner Klinge. Bei Weitem ausgebildeter trat es in einem Gräberfeld« ans Licht, das man 184U bei Hallstatt im Salzkammergute eröffnete. Die Funde waren so wichtig und eigenartig, daß man sie zur Bezeichnung einer ganzen Eultnrgruppe verwendete, der sogenannten Hallstattperiode, die sich durch Sttddeutschland etwa bis Gießen und Thüringen erstreckt hat, ihre Ausläufer nach allen Nüchtungen entsendend. Sie scheint während der mittleren Jahrhunderte des letzten Jahrtaufends geblüht zn haben, in Oesterreich und dem südlichen Oberbaiern früher als in der Schweiz.

Schon kannte man die Kunst des Eisenschmiedens, doch lag die Stärke der Technik noch in Behandlung der Brvnze, die man zu Platten von bewunderungswürdiger Tünnheit und Ebenmäßigkeit zu hämmern verstand. Durchweg wurde stach und hohl gearbeitet, neben geometrischen Linien auch die schematische Menschen- und Thiergeslnt herangezogen, wogegen PflanzenVerzierungen nur in Italien üblich. Neben Bronze und Eisen kam Thon und Gold, aber kein Silber zur Verwendung, ferner Horn, Bernstein, Holz :c.

Geräthschaften giebt es die verschiedensten. Beachtenswerth sind die Schwerter, öfters von Eisen als Erz, die Klinge breit und bis zu I V4 Meter lang, mit schräg abgeschnittener Spitze. Unter den Schmucksachen zeichnen sich prächtige bronzene Gürtelbleche aus. Tie Gewandspangen zeigen Spiral- oder Bügelform, die größeren Armringe pflegen hohl, die engeren massiv zu sein, eine Schnursorm mit aufgereihten Perlen bietend, mit Kugeln und Halbtugeln. Zahlreiche kleinere Bronzeriuge sind wohl als Geldmünzen zu deuten. Ferner bietet die jüngere Hallstattzeit Helme, wengleich selten, noch vereinzelter Schilde, dagegen hatte man Pferdegebisse und erzbeschlagene Wägen, diese durchweg zweiräderig. Die Ornamentik erreicht in der jüngeren Hallstattzeit ihre Höhe; es herrscht große Phantasie und ausgesprochener Schönheitssinn in Erfindung neuer Zierden und Formen, wie namentlich die volkstümlichen Gefäße beweisen. Tie deichen wurden verbrannt oder beerdigt, vereinzelt auch das eine und das andere zugleich: die sonderbarste Bestattungsart, welche vielleicht bekannt geworden.

Der Hallstatter Entdeckung im Osten entspricht eine westliche der Schweiz. Bei dem kleinen Dorse Marin, am Nordende des Neuenburger Sees, stieß man auf einen Pfahlbau, der nach localem Bodenverhciltmfz im Fischerdialekte „li> ?öns^ hieß. Es war vorwiegend Eisengeräth, was zu Tage gefördert wurde, von ausgeprägtem Wesen. Bald mehrten sich die Funde bis man erkannte, daß eine eigenartige, jüngere Cultur vorliege, deren Ursprung im mittleren und südlichen Gallien zu suchen sein wird. Von Frankreich erstreckte sie sich namentlich über Irland, die Schweiz und Süddeutschland bis hinein nach Norditalien, Ungarn, Litthauen, Norddeutschland, Skandinavien und Britannien. Sie wird die letzten vier Jahrhunderte vor Christus umfaßt und bis in die römische Zeit gedauert haben, am zähesten sich auf den britischen Inseln behauptend. Eigenthümlich ist, daß mit den Anfängen des Eisens die Pfahlbauten der Schweiz zu Ende gehen.

Die 1a löuegegenstände zeichnen sich aus durch Abrundung und kräftige Prosilirung; am leichtesten kenntlich ist die rückwärts gebogene, aus einem Stücke gearbeitete Spange. Die Schwerter zeigen dünne, gerade Eisenklingen bis zu 1^/4 Meter Länge, die sich bisweilen beim Hiebe bogen und in Bronze- oder Eisenscheiden von dünnem Blech staken. Tie Lanzenspitzen sind lanzettförmig mit starker Mittelrippe. Unter den Schmucksachen erscheinen die Gürtelhaken wichtig, vielfach durch ein, oder zwei Thierköpfe gebildet; unter den Gefassen die Bronzeschnabelkannen mit hochragendem Ausgüsse. Die Verzierung verräth theilweis klassische Motive, selbständig geändert. Zum ersten Male treten rothe, emailartige Scheiben und rothes leicht schmelzbares Glas auf, von edlen Metallen wurde auch Silber verwendet. Für Todte war im Westen, Süden und Osten Bestattung herrschend. Dabei lassen sich mehrere Perioden unterscheiden und zwar ihrer drei, am besten kenntlich an Fibeln und Schwertern.

Man hat eine ausgebildete Eisenkultur vor sich, eine hochstehende Schmiedekunst, die sogar sabrikmäßig betrieben wurde. Vielfach treten Handelsbeziehungen zu Tage und in ihrem Gefolge starker fremdländischer Einfluß. Auch ein plump geprägtes Geld kam auf, welches man seiner schüsselförmigen Gestalt wegen als „Regenbogenschüsselchen" bezeichnet hat; jene Bronzeringe der Hallstattzeit werden daneben als Scheidemünzen verwendet sein. Hallstatt- und la Vnecultur war den keltischen Völkern eigen in Frankreich und Böhmen, in den Donau- und Oberrheingegenden. Anderseits scheinen die Bewohner Norddeutschlands schon zur Bronzezeit Germanen gewesen zu sein, welche ihre Todten verbrannten, statt zu beerdigen, und da sich die Culturen von Süden nach Norden vorschoben, so sind sie bei unseren Vorfahren unter keltischem Einfluß ersolgt.

Zumal an der Seekuste, zwischen Oder und Elbe gedieh die Bronzearbeit zu bedeutender Höhe und wurde zähe festgehalten. Die ältesten Eisensachen von größerer Menge und bezeichnender Form weisen wohl auf die

Hallstattcultur und Einfuhr von Süden, die auch sonst fort dauerte. Im Westen wird sie längs der Rhein-Weser-Linie erfolgt sein, ohne große Bedeutung zu erlangen; anders im Osten, auf dem Wege von Böhmen und Mähren nach Schlesien-Polen, wo der Boden theilweis eisenhaltig war. Hier begann man selbständig zu schaffen, oft in Formen, die sonst dem Bronzealter eigen. Zur Geltung kamen diese Dinge aber nicht, sondern erst die der jüngeren Ironperiode. Sie war es, die in Norddeutschland eine wirkliche Eisenzeit bewirkte, ausgehend, wie es scheint, namentlich von Thüringen. Besonders reich hat sich Hannover erwiesen, wogegen das benachbarte Mettenbnrg erst mit der folgenden römischen Zeit entwickelte Eisenerzeugnisse hervorbrachte. An manchen Orten läßt sich beobachten, wie die neue Cultur allmählich Raum gewann, an anderen, wie im Westcu der Weichselmündung, ist der Uebergang scharf und schroff.

Zu allen Zeiten hat sich Mitteleuropa hervorgethan. Schon früh müssen Böhmen einer- und anderseits die Gebiete des Mittel- und Oberrheins, der Oberdonau und Schweiz entwickelt und reich bevölkert gewesen sein. Handelsplätze und Gußstättel lassen sich dort nachweisen, in der Ostschweiz sogar erstaunlich zahlreich. Lange bevor der Römer seine festen Heerstraßen nach jenen Gegenden vorschob, gab es ein buntes Netz von Verkehrswegen, welche je mehr nach Norden, desto stärker Begleitwege der Flüsse wurden.

Das Gesamtbild der Hallstatt- und Ironzeit zeigt: wir haben es mit äußerst bildungsfähigen, allmählich kraftvoll und reich entwickelten und nicht selten prachtliebenden Völkern zu thun, die schon die Schoosze der Erde Metalle und Salz zu entnehmen verstanden. Sie trieben fleißig Ackerbau, hatten ein geregeltes Leben und eine gewisse Staatseinrichtung. DaS Dasein scheint patriarchalisch gewesen zu sein und starker Gefellschaftszwang geherrscht zu haben. Die Menschen waren groß und fein gebaut, größer als die später einwandernden Germanen. Aus der Art ihrer Leichenbestattung ergibt sich bisweilen ein ernstes Gemüth, liebevolle Erinnerung an den Todten. Die zahlreich in Gräbern gefundenen, absichtlich zerstörten Waffen zeigen sinnig den Gedanken, daß Niemand sie mehr nach dem Verstorbenen führen solle. In einer Höhle Mährens erkannte man Spuren eines großen Opferfestes, dem Anscheine nach auch von Menschenopfern. Auf einer Hochebene nnd der Aar wurden krummgebogene und zerbrochene Schwerter entdeckt, als seien sie zusammengerafft nach blutigem Kampfe, verbrannt und vergraben.

Dieselben Leidenschaften und Bedürfnisse, die noch heute die Brust der Menschen durchwühlen, haben schon gewaltet, bevor es Buchstaben gab, sie aufzuzeichnen.

Bedenkt man, wie die Alterthumsforschung noch vor wenigen Jahrzehnten weit zurück war, so muß man eingestehen, das; Bedeutendes geleistet ist, zuoch klarer und bestimmter sehen wir, seitdem die Römer diesseits der Alpen festen Fuß faßten und ihre Beobachtung der Nachwelt überlieferten.

Mit dem Anstürme der Kimbern und Teutonen begann der Weltkämp zwischen Römern und Germanen. Nach furchtbarem Tosen zerschellte die erste Sturzwelle des Nordens an den eisernen Reihen der Legionen; aber hinter ihr wogte ein Meer. In breiten und immer breiteren Massen drängten die blonden Recken nach Süden und Südwesten, vertrieben die Kelten, unterwarfen und erschlugen sie. Die mitteldeutschen Waldgebirge wurden durchzogen, Rhein und Donau erreicht, jener, zumal in seinem unteren Laufe überschritten, und schon wagten kecke Scharen sich vor auch jemeits des Oberrheins; wie die östlichen Kelten, so schienen die des Westens germanischer Kraft erliegen zu sollen. Da, kam im Jahre 58 der neue Statthalter Gaius Julius Cäsar nach Gallien, und alsbald erfolgte der Umschwung. In acht Jahren war durch ihn, von römischer Seite, vollbracht, was die Germanen eingeleitet hatten. Der Rhein wurde zur Westgrenze der Republik, dem sich bald die Donau als Südgrenze beigesellte. Ter Versuch, Germanien bis zur Weser zu bezwingen, scheiterte; dagegen wurde das Gebiet zwischen Oberdonau und Mittelrhein, das fruchtbare Gelände des Neckars, in den römischen Reichsverband gezogen und durch einen Grenzwall abgesperrt.

Weit ausgebreitet bis in die jütische Halbinsel und bis nach Rußland hinein wohnten die Söhne des Waldes, ohne den Halt der Gemeinsamkeit zersallend in zahlreiche Völkerschaften, die sich oft feindlich gegenüber standen. Ursprünglich redeten sie die gleiche Sprache ohne dialektische Verschiedenheiten, beteten zu den gleichen Göttern, überlieferten die gleichen Sagen und lebten in gleicher Sitte nach gleichem Rechte. Sie scheinen zunächst den Ackerbau nur wenig und keinen festen Grundbesitz gekannt zu haben. Im Frieden blieben sie ohne Oberherrn, hatten aber Bezirksliantper, denen Gerichtsbarkeit und jährliche Vertheilung des Bodens an Geschlechter und Sippen oblag. Ten geringen Getreidebau glichen Viehzucht, Jagd und Kcuctkriege aus. Für diese winde ein Heersührer erhoben, dem sich freiwillige Kampfgenossen verpflichteten. Einen eigentlichen Adel besaßen die Deutschen noch nicht, oder doch nicht alle. Das Ganze trug nicht selten das Gepräge des Werdens, des Unstäten.

Wesentlich genauere Berichte liegen uns 150 Jahre später, aus der Zeit des Tacitus vor. Da tritt uns die Hundertschaft, der Gau, als Staatseintheilung entgegen, einzeln von verschiedener Größe, mit einem gewählten Vorsteher an der Spitze, der die lanfenden Geschäfte besorgte. Sie bestand aus Ortsgemeinden: bald offenen Dörfern, bald Einzelhöfen, bald einer Anzahl solcher, je nach der Gegend und Gewohnheit. Städte gab es nicht, doch beweisen angefundene Grabstätten, daß größere Gemeinden Jahrhunderte beisammen gewesen sein müssen. Dem Gane übergeordnet war die Völkerschaft, die bisweilen mit dem Stamme zusammenfiel, bisweilen nur eine Abtheilung desselben bildete. Sie umfaßte alle freien und wehrhaften Männer und galt als Gesammtheit in Krieg und Frieden. Zu höherer Einheit, oder gar nationalem Zusammenhalte hatte man es auch jetzt nicht gebracht und sollte man noch lange nicht gedeihen.

Die Germanen zerfielen in Stände und zwar in ihrer vier, von denen die Adligen, die Freigebornen und Freigelassenen frei, die Sklaven dagegen unfrei waren. Ein Adel scheint überall vorzukommen; er wird nicht auf persönlichen Eigenschaften beruht, sondern einen erblichen Geburtstand gebildet haben; dagegen ist von besonderen adligen Rechten nichts erweisbar. Ter Adel stand jetzt gleichsam als Steigerung der Freiheit da und das edelste Adelsgeschlecht war das des Königs. Die eigentliche Masse der Völkerschaft erwuchs aus den Geineinfreien, denen die freigelassenen Sklaven zur Seite standen, die nicht die Vollrechte der Freigebornen genossen, weil sie durch Freilassung noch nicht in den Gemeindeverband eintraten; sie blieben somit von den öffentlichen Rechten ausgeschlossen und bedurften eines Schutzherrn. Den letzten Stand bildeten die Sklaven, welche nicht nur als Sachen galten, wie bei den Römern, sondern rechtsfähig waren: sie konnten gültige Ehen schließen und Vermögen besitzen. Doch der Schutz ihrer Rechte blieb unvollkommen und dem Herrn gegenüber nichtig.

Im Hause, in der Familie, herrschte der Mann mit weitreichender Gewalt über Frau und .Ander, welche er züchtigen, tödten und verkaufen durfte, gleich den Sklaven, devcn Loos durch solche Gemeinsamkeit wesentlich erleichtert wurde. Nur der freie Mann genoß als Glied der Völkerschaft in vollein Umfange des Gesetzes Rechte. Eine Erweiterung der Familie bestand in der Magschaft oder Sippe: in den Blutsverwandten, die ein Band gegenseitiger Rechte und Pflichten verknüpfte.

Das Recht war, dem noch halbansäßigen Charakter entsprechend, nicht territorial, sondern an der Person haftend, war kein Land-, sondern > ein Stammesrecht, welches man auf der Wanderung mitnahm. Es galt dem Germanen als Schranke der Freiheit, in der er kein ungebäoioiges Hinleben des Einzelnen sah, sondern das Bewußtsein, keinen anderen Herrn als die Gesammtheit seiner Völkerschaft über sich zu haben.

Tie Hauptaufgaben des uoch unvollkommenen Staates: Gericht und Krieg, lösten die Volksversammlungen. Ta fanden die Freien sich in loser Form zusammen, der Priester gebot Schweigen und den Frieden des „Tings“, moranf die Berathung begann. Mißfiel ein Antrag, so wurde er durch Murren verworfen; fand er Beifall, so that es Gerassel der Waffen kund. Es konnte vorkommen, daß man von der Persammlung sofort in den Kampf ging.

Ein kriegerischer Zng beherrschte das Dasein. Schon der Tanz, den der Jüngling lernte, wurde nackt ausgeführt, zwischen ausgesteckten Schwertern und Speeren. Seiner Braut brachte er als Ausstattung Zünder, ein gezäumtes Roß, Schild mit Schwert und Speer. Und wenn der Tapfere zur ewigen Ruhe bestattet werden sollte, so legte man seine Rüstung mit auf den Holzstoß, manchmal auch sein Streitroß verbrennend. Die Waffe war sein Symbol und sein treuester Genoß. Abenteuerlustig und voll Thatendrangs strebte er nach Kampf, nach Sieg und Wunden, vor allem nach Ruhm. Und wenn er daheim blieb, so brachte er die Zeit auf der Jagd hin, oder als echter Soldat in süßem Nichtsthun mit Essen, Trinken und Schlafen; tagelang lungerte er am Heerdf Feuer, hocherfreut, wenn ein Gast eintrat, der den trägen Gang der Stunden kürzte, oder ein Sänger kam, der wilde Weisen mußte von der Vorzeit Helden. Wie Trinker gewöhnlich, waren die Germanen sangesfroh: bevor sie in die Schlacht, vielleicht in den Tod gingen, stimmten sie den Barditus an. Aber auch wie Trinker gewöhnlich waren sie nicht sinnlich, streng in Geschlechtssachen, bisweilen unduldsam fast bis zur Stumpfheit, doch, wie es scheint, nur die freien Weibe und Mädchen gegenüber, während die Männer wohl, wie die der nordischen Völker, lebhaft Verkehr mit Slavinnen hegten. Die Strenge gegen das Weib hing mit der Standes- und Geschlechtereinrichtung zusammen.

Die Sitte bewirkte Heirathen in voller Manneskraft und keusche Ehen, deren Folge ein starker Kindersegen zu sein pflegte. Durch die Arbeitsscheu des Freien wurde der Frau fast die ganze Last der Geschäfte aufgebürdet; daheim besorgte sie das Hauswesen und drehte die Spindel mit emsiger Hand, und draußen lag ihr die Hut, oder gar Bestellung des Ackers ob; in sester Treue folgte sie dem Gatten bis in die Schlacht, zählte und verband seine Wunden und starb mit ihm unter den siegreichen Eisen des Feindes. Dieser Zug von Größe, von untrennbarer Zusammengehörigkeit tritt auch darin hervor, daß der Germane ziemlich der einzige Barbar gewesen, der in Monogamie lebte. Nur Bornehme dielten sich bisweilen mehrere Frauen; man sah also nicht eigentlich Anstößiges darin. Folge und Grund des gegenseitigen Verhältnisses war Achtung des Weibes: ihr Lob galt dem Maune als Höchstes, ihr Verlust durch Gefangenschaft als das Schrecklichste. Der Recke wahrnte, etwas Prophetisches wohne ihr inne; sein Kindergemüth ahnte dumpf das Intuitive, die reiche Seele der deutschen Frau.

Die Kleidung verschiedener Stämme zeigte sich verschieden. Während die Nheingermanen vielfach in Thierfellen gingen, welche einen Theil des Körpers unbedeckt ließen, mußten sich die Nordgermanen schon wegen des kälteren Klimas sorgfältiger verhüllen. Die Weiber trugen häufig Linnen, das sie theilweise roth färbten. Aus den Graberfunden ergibt sich, daß aller mögliche Schmuck üblich gewesen: Arm-, Fuß-, Hals-, Leib- und Ohrringe, Spangen, Haarnadeln u. a. Auf Bildwerken fehen wir oft Gmnanen den Mantel umgeworfen, auf der Schulter zusammengesteckt, ungefähr bis zum Knie reichend, darunter einen Rock mit Schöben, die Beine in Hosen von verschiedener Länge. Frauen tragen hier lang herabwallende Wollengewänder. Die Füße blieben nackt, oder wurden durch Pelz- und Lederschuhe geschützt, der Kopf unbedeckt. Als ehrendes Zeichen des Freien galt lang herabwallendes Haar, das bei einigen Stämmen aufwärts gekämmt und in einen Knoten verschlungen wurde.

Auch Waffen und Rüstungen sind mannigfach gewesen. Da Eisen noch kostspielig, so galt gewöhnlich die Lanze als Hauptwaffe, gleich geeignet zu Stoß und Wurf i die Norddeutschen führten daneben ein messerartiges Schwert. Die Linke hielt den buntbemalten Schild, dessen Preisgebung höchste Schande. Panzer und Helm waren selten; sonst finden sich: das Langschwert, die Keule, Schleuder, Streithammer, Bogen und Pfeile. Die Stärke in der Schlacht beruhte aus dem Fußvolke, welches in Keilform oder breiter Masse heulend und lärmend anrückte; selbst der Reiterkampf pflegte mit Fußtruppen untermischt zu geschehen.

Eigentumsrecht galt für bewegliche Gegenstände, doch wurde der Werth des Besitzes nicht immer hoch angeschlagen. Grund und Boden war noch Volks-, in engerem Sinne Gemeiudegut; unter die Gemeindeglieoer wurden die Aecker jährlich wechselnd vertheilt. Noch herrschte die „Feldgraswirthschaft“, wo auf Ackerbestellung eines oder einiger Jahre längere GraSNutzung folgte. TieS erwies sich um so leichter, als nur Getreide gebaut wurde, Obst- und Gartenzucht noch unbekannt blieben. Den Hauptreichthum bildete der Viehstaud: Zünder, Pferde, Schweine und vielfach Gänse. Zu den Mobilien gehörte auch das Blockhaus, ursprünglich wohl überall von gleicher Grundform.

Für die Form der Gerätschaften hatten die Iron- und Nachklänge der Hallstattperiode geherrscht, die jetzt durch die römische abgelöst wurde. Von den Grenzen her gelangten römische Erzeugnisse und römische Handwerker in das Land und verdrängten das bisher liebliche oder verschmolzen beide Arten. So konnte der neue Einfluß m Norddeutschland vom ersten bis in das fünfte Jahrhundert vorwalten, bis nn die Weichsel und darüber weg, weiter als wohl je der Fuß eines Römers gelangt ist. Für das Gebiet zwischen Elbe und Oder sind schöne Punkt- und Mandergesaße bezeichnend. Besonders häusig finden sich römische Provinzialspangen meistens von Bronze, doch auch von Silber und Eisen, oft zierlich mit hübschen Ornamenten. Die sonstigen Gegenstände dieser Zeit sind sehr verschieden. Die Thongefäße wurden gewöhnlich scharf gebrannt und aus der Drehscheibe hergestellt; man verfettigte Perlen mit Glasuutergrund und farbig eingelegten Fäden (Millefiori), schnitt in Eisen, belegte es mit Gold und Siber, das dann eingetrieben und abgeschliffen wurde. Die Schwerter sind zweischneidig, die Schildbuckel konisch mit mehr oder minder hohem Stachel, die Speerspitzen fchnrs gerandet. Tie ganze Technik setzt Handfertigkeit und Einrichtungen, und damit eine gewisse Fabrikthatigkeit voraus. Vielfach andere Verhältnisse bot der Süden Deutschlands: das eigentlich keltische Gebiet. Hier folgte auf die keltische Hallstatt und In Mieizeit die rein römische, welche alsdann durch die einherfluthenden Germanen der Völkerwanderung überschwemmt und zur eigentlich germanischen oder VSikerivandenmgsperiode wurde.

Ihre Todten verbrannten oder beerdigten unsere Vorfahren. In ersterein Falle die Asche in Urnen auf oft umfangreichen Friedhöfen beisetzend, in letzterem das Grab meistens durch Sandausschüttung oder Steine und Felsblöcke hervorhebend. Gerne lies; man dem Verschiedenen einige Geralhe, die er im Leben lieb gehabt hatte: den Frauen Schinucksachen, den Männern Waffen; für uns, die Nachlebenden, beredte Zeugen vergangener Zeit.

Es gab Priester und Priesterinnen, aber keine Priesterkaste. Weissagungen und Entscheidungen urch's Loos waren üblich. Thieropfer wurden dargebracht, dem höchsten Gotte bluteten bisweilen auch wohl Menfchen.

Die Begriffe von den Göttern bargen die Germanen schon als heiliges Vermächtnis; indogermanischen Beisammenseins, um sie allmählich nach ihrer Eigenart aus- und durchzubilden; doch bleibt unsere Kenntnis; hier leider völlig ungenügend. Der deutsche Göttercult war Naturdient, verschieden bei verschiedenen Stämmen. Neben den segenspdndcdnen Gewalten des Lichts wirkten die finsternen Mächte der Nacht und der Zerstörung. Tie Einbildungskraft erschuf sich aus den Naturgewalten ein kriegsfreudiges Reckengeschlecht, doch ein solches, das erst vom Frieden zum Kampfe gedieh. Die Götter leiteten und bestimmten das Veben; ihnen diente man im Leben, zu ihnen ging man im Tode. Am meisten verbreitet zeigte sich der Tienst des Wodan (Wuotan, Odin) und des Donar (Thor). Tie Gemeinsamkeit der Kulte bemirkie bisweilen einen weiteren Halt, eine Art von Einigkeit, die staatlich nicht bestand.

Den Germanen waren gemeinsam: trotzig blaue Augen und blonde Haare. Selbstgefühl, Härte und Thatt'raft treten als Grundzüge des Eharakters hervor. In ihrer unbändigen Natur überwogen Leidenschaft und Affect das ruhige Denken, ja selbst die hausbackenste Klugheit. Gutmüthig im gewöhnlichen Verkehre, brausteu sie leicht auf und wurden zügellos in Wuth, Grausamkeit und Gier, wahnwitzig im Würfelspiel. Das versandete Wort galt heilig, neben unerschütterlicher Treue lag List und Verschlagenheit.

Es fehlte ihnen noch der sittliche Halt eines Eulturvolks, die Macht des Willens, die Selbstbeherrschung; unvermittelt lagen die Triebe neben einander: Größe und Erbärmlichkeit, die Arglosigkeit eines Kindes neben der Schändlichkeit des gemeinsten Perraths. Ucbermüthig im Glücke, konnten sie im Unglück widerstandslos zusammenbrechen. Der stürmische Angriff mar ihr Element, bei Beschwer versagte die Ausdauer.

So waren die Völker beschaffen, die weit gebreitet Mittel- und Nordeuropa bewohnten. Nicht etwa Barbaren in jetzigein, sondern nur in antikem Sinne, denn alles erweist sich bei ihnen schon zu ziemlicher Höhe gediehen: Staats-, Gemeinde-, Familien- und Kriegswesen, Ackerbau und Gottesdienst. Ja, wenn wir bedenken, daß im Nomerreiche nur die Städte eigentlich romanisirt waren, dasz durchweg sonst eine Provinzialcultur herrschte, von der italischen wesentlich verschieden, so ist einleuchtend, daß der Germane dem römischen Provinzialeu nur wenig, bisweilen garnicht nachstand. Und daraus erklärt sich auch ihre Widerstandskrast, denn

nationale besaßen sie keine. Nichts ist falscher, als sich die alten Germanen völlig roh und ungeschlacht vorzustellen; im Gegentheile, sie hatten schon die Entwicklung von einem, wenn nicht mehreren Jahrtausenden durchlebt, hatten sich vom Steinalter bis zur Eisenzeit, bis zu einem gewissen Kunst- und Handelsgewerbe durchgearbeitet; überschäumend von Frische und Leben waren sie fähig ein Weltreich zu zertrümmern, eine neue Entwicklung des Menschengeschlechtes zu begründen.

Ein halbes Jahrtausend dauerten die bald friedlichen, bald feindlichen Beziehungen zwischen Römern und Germanen mit vor und rückwirkender Kraft. Längs des Rheines und der Donau prangten blühende Städte, erfüllt von Luxus und Glanz. An den fruchtbaren Höhen der Mosel lag Trier auf der Kreuzung von acht Militärstraßen. Es wurde im dritten und vierten Jahrhundert zur Hauptstadt des Westens, zur üppigsten Stadt Galliens. Und die Mosel führte ihre Wasser dem Rheine zu, und am Rheine stand der deutsche Krieger und schaute hinüber in das verheißungsvolle Land; hinter sich Alltäglichkeit, vor sich Gewinn und Genuß, und im Herzen Wngelst und wilde Poesie. Was für den Westgermcmen Trier, war für den des Ostens Konstantinopel: am Bosphorus drängten sich die deutschen Gesandtschaften vor dem großen Konstantin, er schmückte ihre Vornehmsten mit Titeln und Würden, worüber nicht Wenige die Heimkehr in ihr unwirthliches Vaterland vergaßen.

So konnte sich römischer Einfluß bis in die entlegensten Fernen verzweigen, je näher der Grenze, um so leichter und stärker. Wir finden, ihn überall, nicht nur in den Erzeugnissen des Gewerbes, sondern auch in Wirtschaft, Banart und Kriegswesen. Dabei vollzogen sich allmählich drei wesentliche Umbildungen, die mehr oder weniger innerlich zusammenhängen, die Entwicklung der Selbsthaftigkeit, des Königthums und größerer Stammeseinheiten.

Hatte es zur Zeit des Tacitus noch Völkerschaften ohne König gegeben, so war das jetzt vorbei. Die Würde scheint aus verschiedenen Aesten erwachsel zu sein, die durchweg in der Sitte und im Kampfe dem das Dasein wurzeln. Man fühlte heraus, wie das Königthum jenen Halt verleihe, dessen man bedurfte. Doch erst von unten vermochte es sich zu entwickeln, zunächst nur kleinere Kreise zu umfassen, so daß die Herrscher nur Gauen und Bezirken vorstanden. Der Sieg des Großkönigthums über die Kleinkönige gehörte der Zukunft an, als die Germanen das Römerreich überflutheten und römisches Vorbild wird dafür mitgewirkt haben. Im Einzelnen gestaltete sich der Machtbereich der Gebieter verschieden und ebenso ihre Stellung zu den Unterthanen. Das gewöhnlichste war wohl: Herrschaft unter Mitwirkung des Volkes. Der König vertrat alsdann die Gesamtheit, den erst schwach entwickelten Staat, war Führer im Kriege, Vorsitzender in der Volksversammlung, Schützer des gemeinen Rechtes, ertheilte Befehle, schickte und empfing Gesandte. Sein Symbol pflegte die Lanze zu sein, die fränkischen und wohl auch andere Könige waren kenntlich durch herabfallendes Haar, dessen Beschneidung als Zeichen der Absetzung galt; für Krone und Diadem fehlt ein eigentlich germanisches Wort. Das Recht auf die Thronfolge blieb verschieden. Früher scheint die Theilnahme des Volkes stärker hervorgetreten zu sein, aus der Gewohnheit, den zunächst Erbberechtigten zu künden, sich ein Recht des Geschlechtes entwickelt zu haben.

Wie das Königthum seine Hauptstärke den Wanderungen entnommen hat, so verursachten sie auch das Aufkommen neuer Völkernamen, unter denen als wesentlichste zu nennen sind: die Sachsen, vom heutigen Holstein sich nach Hannover vorschiebend; die Alanen, zwischen Mittel- Oberhein und Donau, und die Franken am Nieder- und Mittelrhein, denen sich später die Thüringer, Baiern und sonstige zugesellten. Es handelt sich dabei nicht mit neuen Völkern, sondern nur neue Völkergruppen. Die Sachsen erhielten ihre Bezeichnung gewiß nach ihrer Hauptmasse, dem Sar, einem mefferartigen Schwerte, während die Franken wohl als „freie Männer“ zu erklären sind. Die Alamannen werden als „Leute von allerlei Volk“ oder als „rechte Männer“ und noch in anderer Weise gedeutet. Ihr volkstümlicher Name blieb der uralte der Sueben, der Schwaben.

Als drittes Merkmal der Uebergangszeit findet sich das Selbsthaftsein und -werden, von dem sich im großen Ganzen drei Arten unterscheiden lassen. Die erste umfaßt einen Theil der vorgeschichtlichen Jahrhunderte, deren Funde zu beweisen scheinen, daß die ältesten Bewohner Norddeutschlands zeitweise ziemlich eingesen gewesen. Mit den Kimbern erscheinen die ersten deutlich erkennbare Wanderjahre, die bis aus Äsara gedauert haben, bis die Ueberlegenheit der römischen Walsen ihnen gebieterisch Halt geboten. Unter Marc Aurel wurde es wieder unruhig, mitunter fast krampfhaft bewegt. Bei der Erstarkung des Reiches durch die illyrischen Kaiser geschah ein neuer Stillstand, erst an den Grenzen, zunehmend mehr auch das Innere Germaniens erfassend. Plötzlich erschienen die Hunnen und bewirkten die letzte große Völkerverschiebung, wodurch sich auf römischem Boden der dritte Abschnitt der Selbsthaftigkeit entfaltete, der der germanischen Stammesstaaten. Jede dieser Gruppen ist auch staatsrechtlich eigenartig: die erste beruhte auf der breiten Masse der Freigeborenen, die zweite sah die Ausbildung des Klein-, die letzte die des Großkönigthums.

Mit dem Selbststärken hängt zusammen die Entwicklung des Grundbesitzes, welche gewöhnlich im Bereiche der anbaufähigen unteren Flußthäler einfetzte. Ihren Ausgangspunkt gewährte die Festlegung des bis dahin beweglichen Hauses: es wurde mit einem Zaune, einer befriedeten Hofstätte umgeben, auf die sich zuerst der Begriff des Eigenthums erweiterte. Die Selbsthaftigkeit ist nicht bei allen Stämmen in gleicher Weise und zu derselben Zeit erfolgt, durchweg zuerst längs und an der Römergrenze. Die Feldgraswirthschaft ging über in die ergiebigere Dreifelderwirthschaft, neben der nicht selten Jagd und namentlich Viehzucht noch als das Wichtigere erscheinen. Städte blieben den Germanen noch fremd, wie zu Tacitus Zeit.

Eine um so größere Wandlung war die? Gewerbe vorbehalten. Die römisch-germanische Culturperiode hörte auf und eine rein germanische setzte im fünften Jahrhunderte ein, wohl am besten als die der Völkerwanderung bezeichnet. Bereits in den Zeiten des sinkenden Römerreiches hatte sie begonnen, Mischformen barbarischer und klassischer Kunst und Mischfunde erzeugt, welche barbarische und rein klassische Gegenstände neben einander enthalten. Jetzt hörten diese aus. Unter Marc Aurel erreichte diese neue Periode ihre Höhe, um alsdann durch die Renaissance Karls des Großen verdrängt zu werden. Es ist eine Eisencultur, in der klassische Motive ganz zurücktreten. Ihr Hauptornament bildet ein phantastisches Bandgeflecht mit Thierköpfen oder dergleichen (gewöhnlich Vogel, Pferd und Mensch). Gerne trug man solchen Zierrath in Silber und Goldtauschierung ein, besetzte ihn mit Steinen, Perlen und Pasten. Wessen Ursprungs dieser Stil, blieb noch unermittelt. Vielleicht war er von Buzanz entlehnt, um- und weiter gebildet, zuerst durch die Gothen, von denen er vermittelt des großen Hunnenreiches und seiner germanischen Cultur gefördert und verbreitet wurde.

Bezeichnend sind wieder die Spangen, nunmehr breit, platt oder rund und in der angegebenen Weise verziert; ebenso die Riemenzungen, mit filbertanschierten Eisenbeschlägen versehen. Als Schwerter treten zwei Hauptformen hervor: das Lang- (Svatha) und das Kurzschwert (Sar, Scrmnasar). Letzteres überwiegt zunächst. Es zeigt einschneidige, gerade Klinge mit der Spitze in der Mitte, von nicht unbedeutender Schwere, wodurch es als furchtbare Waffe zu Stich, Hieb und Wurf gehandhabt werden konnte. Sonst erweisen sich die Streitärte beachtenswert!). Die Buckeln von Schilden sind äußerst zahlreich und mannigfach zu Tage gefördert, meist verschieden nach verschiedenen Völkern. Neben Schwert und Schild führte der vollgerüstete Krieger gewöhnlich Lanze, Streitart und Feuerstahl, doch war der gewöhnliche Freie nur selten so vollgerüstet, und auch hier handhabten verschiedene Stämme mit Vorliebe einzelne Waffengattungen.

Mehr noch als Wehr und Ornament fällt die veränderte Begräbnißweise in die Augen. An Stelle des Leichenbrandes trat nämlich die Beerdigung, an die der Urnenfriedhöfe kamen die sogenannten „Reihengräber“ auf, deren Namen man sogar dem ganzen Zeitabschnitte beigelegt hat. Sie bestehen aus Grabstätten nebeneinander oder in Schachbrettform, wie sie sich bis aus unsere Tage in den Friedhöfen erhalten haben. Diese Reihengräber sind von wechselvoller Ausdehnung i die größten wurden in bayerischem und alamannischem Lande gefunden, wovon eines bis auf 3000 oder 4000 Tode berechnet ist. Den Freien legte man im vollen Schmucke seiner Waffen in's Grab. Unfreie wurden ohne solchen beerdigt, weniger gut oder gar nicht eingereiht. Durchweg ergeben die Skelette eine Größe, die auch heute noch vorkommt.

Während so die Deutschen in Germanien schalteten, befanden sich ihrer hunderttausende, ja allmählich Millionen jenseits der Grenze, im Römerreiche. Ansangs waren sie gewaltsam als Kriegsgefangene überführt, moneben sich allmählich die friedliche Einwanderung geltend machte, immer größeren Umfang annehmend. Bald kamen sie einzeln oder schaaarenweis, bald als ganze Völkerschaften, durch Nahrungsmangel oder feindliche Nachbarn im Rücken gezwungen. Ihr verschiedenartiges Auftreten bewirkte verschiedenen Empfang: viele waren froh, nur untergebracht zu sein, andere fühlten sich in der Lage, stolze Bedingungen zu stellen und für ihre Dienste Gegenleistungen zu fordern; viele kamen für immer, manche nur, um sich im Nömerheere zu bereichern und dann in die Heimat zurückzukehren.

In alle Berufszweige drängten sich die robusten Fremdlinge ein, am meisten in die der Landwirtschaft, wo sie als rechtlose Sklaven lebten, als rechtsfähige aber zinspflichtige Colonen, als Läten mit eigenem, pachtfreiem Gute, oder als wirkliche Bölker, nur dem Kaiser unterthan. Die früher Eingesessenen vermochten dem überlegenen Römerthume der Kraft des altbegründeten Staatswesens nicht zu widerstehen. Anders die Ankömmlinge des vierten Jahrhunderts; von ihnen wahrten bedeutende Bruchtheile die heimische Eigenart, weil ihre Menge zu groß war, die Zersetzungsfähigkeit des Reiches nachgelassen hatte und nicht mehr genügend Zeit zur Berwelschung blieb.

Neben der Landwirtschaft galt der Krieg als Hauptbeschäftigung der Fremden. Die Umgestaltung der Armee durch Constantin den Großen war hier bedeutungsvoll, weil der Bestand an Mannschaften und Offizieren gemehrt und die kriegerische von der bürgerlichen Laufbahn gesondert wurde. Während letztere mehr und mehr in die Hände des städtischen Adels gerieth, zeigte sich das Heer von Germanen geradezu durchsäthigt. Die Kaiser

Nord und Ssd, XI^{VI}., IS«, 4

vertrauten ihrer Person und oft ihre geheimsten Angelegenheiten mit Vorliebe den blonden Einwanderern, sie bildeten ihre Leibgarde, aus deren Reihen vielfach die Befehlshaber der Linie entnommen wurden. Je später desto regelmäßiger tragen die Führer der Leibgarde deutsche Namen. Die blitzende Rüstung und der wallende Helmbusch blendeten das empfängliche Auge, den phantasievollen Sinn des Waldsohnes und bildeten seine liebste, seine bewunderte Tracht.

Aber auch im bürgerlichen Gewerbe, in der Verwaltung, der Diplomatie und am Kaiserhofs finden wir ihn beschäftigt. Es war, sagt grollend der Schriftsteller Ammian, als ob das Reich allein auf ihren Schultern läge. Kurz: mit Germanen wurden die Schlachten gegen Germanen, Perser und Mauren geschlagen, Germanen waren in allen Ständen und Verufsarten thätig: im Sklavenhabe auf dem Acker, in der christlichen Geistlichkeit, in den Bureaus, im Heere und bei Hof.

Je zahlreicher sie wurden und je mehr die Widerstandskraft des Reiches erlahmte, desto stärker vermochte ihre Besonderheit zu wirken. In der spätrömischen Tracht erlangte das Barbarische ein offenkundiges Vorrecht; die langen Bollbärte, das blonde Haar und der nordische Pelzbesatz wurden Mode. Fast gänzlich veränderte sich das Heerwesen: das Langschwert der germanischen Hülfsstruppen wurde zur Waffe der Legionen, aus den kaiserlichen Reihen erscholl der germanische Schlachtgesang so gut, wie von den entgegenrückenden Keilen.

Mit Neid und Abneigung, Geringschätzung und respektvollem Staunen schauten Römer und Provinziellen auf die Kerngestalten, die eine eiserne Gesundheit besaßen, die mangelhaft in grobes Linnen gekleidet, nach Knoblauch riechend und ranziger Butter, über die Grenze getrottet kamen und sich in kurzer Zeit ebenso gut zu salben und nicht selten noch besser zu intrigieren verstanden, wie die eingeborenen Söhne des Mars. Man zog die Fremden heran, fügte sich ihnen unter dem Scheine, sie unterworfen zu haben, nutzte ihre Kräfte aus, verachtete und bewunderte sie, und fühlte sich im Herzensgrunde doch als einzig daseinsberchtigt, als Herrn der Welt. Die Germanen waren die gefährlichsten Feinde und besten Freunde des Reiches. Dieselben Männer, welche sich heute todverachtend in die dichtgeschlossene Phalanx stürzten, ließen sich morgen gehorsam als Glied in eben diese Phalanx reihen, oder beackerten fleißig die römische Scholle. Rom zitterte vor den Barbaren, konnte ihrer aber nicht mehr enttrathen, bestand guten Theiles gerade durch sie.

Entscheidend hierfür ist das eigenthümlich nationlose Wesen des Deutschen geworden, das wunderliche Gemisch von Gegensätzen seiner Natur. Nothin war «in alter Eulturstaat mit der vollen technischen Wucht eines solchen im Rechts-, Militär- und Geistesleben: ihm gegenüber der unentwickelte, begabte und empfängliche Fremde mit ausgesprochen geringer Fähigkeit zum Staatenbilden. Seine Freiheit war im Reiche verloren, dafür aber winkten die Genüsse der Civilisation; und vor Allem: als Germane fühlte er sich wie ein Barbar, als Nömer dagegen wie ein Culturmensch; verwelscht galt er sich und anderen als Glied eines Staates, des gewaltigsten der Welt. Die Nationslosigkeit birgt die Vorbedingung für die Deutschen im Römerreiche; hätten sie ein kräftigeres Volksbewußtsein gehegt, etwa wie Parther und Perser, so würde Nom sie nicht haben verwerthen können. Erst dessen Mangel ermöglichte den menschenkundigen Weltgebietern, sie zu gewinnen, sie in ihrer Eigenthümlichkeit zu lassen und doch für sich nutzbar zu machen.

Und blicken wir weiter, so erkennen wir diesen traurigen Grundzug der Deutschen im Verlauf ihrer ganzen Geschichte, gleichsam als Urquell alles Uebels. Er sürhte Deutsche auf die Seite des Auslandes gegen die eigenen Brüder, bewirkte Bevorzugung des Fremden auf Kosten des Heimischen und verhinderte ein festes Staatswesen im Inneren, weil diesem die Sonderbenrebungen stets auf's neue entgegenarbeiteten, seine besten Kräfte lähmten und verzehrten.

Möge die Zukunft lernen aus der Vergangenheit.

schule und Auge.

von

Hermann Schmidt-Kimuler,

— Marburg. —

ie erste geistige Entwicklung des Kindes gründet sich auf die immer neuen Eindrücke, welche die Sinne ihm zuführen: von Betasten und Begreifen stammen „Begriffe“, von Sehen und Erkennen „Erkenntnis?“, von Fühlen und Empfinden „Empfindungen“, „Zustund Unlust-Gefühle“. Wir haben gar keine Vorstellung davon, wie sich der menschliche Geist entwickeln könnte, wenn alle diese Eindrücke fehlten. Selbst beim erwachsenen Menschen bedarf es fortdauernder Reizung der Sinne, um den Geist rege und wach zu halten. So hat man einen Kranken beobachtet, deni sämmtliche Sinnes-Organe, Empfindung, Geruch, Geschmack bis auf ein Auge und Ohr gelähmt waren: nur allein diese vermittelten noch die Verbindung mit der Außenwelt. Raubte man nun dem Leidenden durch Verschluß dieses Auges und Ohres den Rest seiner Sinnes-Emfindungen, so schlief er ein: die bewußte Geistesthätigkeit hatte ein Ende.

Daß unter allen Sinnes-Erregungen die Reize, welche die Netzhaut des Auges durch Licht erhält, von besonderer Bedeutung für das Wachbleiben unseres Geistes sind, dürfte neben anderem auch daraus hervorgehen, daß dies der einzige Sinn ist, der beim Schlafen durch eine eigene Vorrichtung, den Lidschluß, diesen Reizen entzogen wird; mit offenen Augen zu schlafen, ist bekanntlich nur wenigen bevorzugten Menschen gegeben. Zweifellos ist das Auge die Haupt-Eingangspforte, welche uns die Wahrnehmung der Dinge in der Außenwelt zuführt, und somit für die geistige Entwicklung in der ersten Kindheit und in späteren Lebensjahren von allerhöchster Bedeutung. Das Sehen-Können ist unbedingt nöthig, um die Erscheinungen in der Natur beobachteil und verstehen zu lernen; in dem durch das Auge ermöglichten Lesen liegt die Hautquelle, aus der fremdes Wissen und fremde Gedanken zu uns überströmen.

Will demnach die Schule den Geist der ihr anvertrauten Jugend zu vollster Entwicklung bringen, so wird sie besonders mit der Augen-Thätigkeit rechnen muffen: sie soll das Auge üben, aber sie soll es auch vor Schaden bewahren.

Nach beiden Richtungen hin sind besonders in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Anschuldigungen gegen sie erhoben worden. Und nicht mit Unrecht! wengleich wohl zu erwägen ist, daß auch im Elterichause recht oft dieselben Fehlgriffe vorkommen und dieselben Schädlichkeiten wirken, welche man an der Schule allein zu rügen pfl egt; ja daß in manchen Fällen jenem sogar der größte Schuld-Antheil gebührt. Aber wenn wir bessern wollen, so werden immerhin die vom Staate beaufsichtigte Lehranstalt und der vom Staate gebilligte und vorgeschriebene Lehrgang — falls in ihnen Mißstände hervortreten — als erste Angriffspunkte sich darstellen; hier werden auch am leichtesten die Schäden zu finden und zu entfernen sein.

Uebt nun die Schule das Auge so, wie es zweckentsprechend sein würde? Diese Frage wird vielfältig und besonders von den Vertretern der Naturwissenschaften, wenigstens betreffs der Gymnasien, verneint. Esmarch, der hervorragende vieler Chirurg, schreibt, daß er seinen Studenten im Beginn der klinischen Semester die Mahnung ans Herz lege, sie möchten die ersten Wochen vor Allem dazu benutzen etwas wieder zu erlernen, was sie während der Gvmnasial-Zeit systematisch verlernt hätten, nämlich richtig sehen. Wie hier der Chirurg klagt, so tadelt es der Botaniker, wenn nicht sofort das Blatt als gelappt, fiederspaltig, buchtig oder schrotsageförmig erkannt wird; der Zoologe, wenn nicht die abweichende und eigenartige Form des Gebisses auffällt; der Chemiker, wenn im Neagenzglase eine eben entstandene, kaum sichtbare Trübung dem Auge entgeht; der Physiker, wenn der Beobachter nicht wahrnimmt, daß der Schatten eines farbig beleuchteten Gegenstandes nicht wie gewöhnlich schwarz oder grau, sondern in der Eontrastfarbe erscheint, — und so kann Jeder klagen, der vom Anfänger in seinem Fache verlangt, daß er das sofort sieht und erkennt, wozn eben eine gewisse Uebung, gewisse Kenntnisse und vorausgegangene Beobachtungen erforderlich sind. Tie Bilder der gesehenen Tinge werden zwar in gleicher Weise im Auge des Schülers wie des Lehrers entworfen, aber sie werden nicht von Beioen in gleicher Weise geistig verwerthet. Tie Anschuldigung Esmarchs kann um so weniger direct die Schule treffen, da vor den klinischen Seinstern noch mehrere Jahre Universitäts-Studiums liegen, während welcher sich die Mediciner mit den Naturwissenschaften, mit Anatomie und Physiologie beschäftigen — alles Dinge, bei denen sie doch Gelegenheit gehabt hätten, sehen zu lernen. Aber das einfache Sehen-Können und selbst die Erziehung zum Beolachten, wenn sie auch sicher dazu beiträgt, Unbekanntes in seiner Eigenheit leichter zu erfassen und daher auch in den Schulen größere Beachtung finden sollte, reicht eben nicht hin, bei jeder Sonder-Beschäftigung sofort das Erforderliche, das Eharakteristische, das Abweichende zu sehen. Welcher noch so hervorragende Naturforscher wäre wohl im Stande Hunderte von Schafen genau von einander zu unterscheiden und an jedem neu hinzugekommenen sofort das Individuelle wahrzunehmen, wie es doch jeder einfache Schäfer thut, der seinerseits kein x vom n trennen kann, — oder die feinen Farbenschattirungen zu erkennen, welche der gewöhnliche Arbeiter der Färbereien mit Leichtigkeit aussondert? In gleicher Weise wird der Naturforscher auch dem Historiker und klassischen Philologen im Entziffern alter vergilbter und verwischter Handschriften nachstehen. Man sieht, daß mit derartigen allgemeinen Klagen nicht allzuviel gesagt ist: es ist eben unmöglich, daß die Schule das Sehen, welches das Einzelfach erfordert, lehrt. Wohl aber kann sie dahin wirken, daß überhaupt ein scharfes, mit geistiger Spannung und Aufmerksamkeit verbundenes Sehen und Beobachten geübt werde und zwar an möglichst verschiedenartigen Objecten. Jetzt sind es fast nur Schriftzüge und Druck, welche nach dieser Richtung hin vcrmerthet werden. Dies geschieht schon in den untersten Klassen, wo das Kind gelehrt wird, die vorgeschriebenen Buchstaben in correctestcr Weise unter Jnnehaltung derselben Größe uns Schrägheit nachzuschreiben und beim Lesen die gedruckten Buchstaben in ihren besonderen Formen zu erkennen; und zwar sind gleich acht verschiedene Typen bei der Schreib-Lesemethode einzuprägen (das große und kleine Alphabet, deutsch und lateinisch, geschrieben und gedruckt.) Die deutsche Jugeud ist hier gegenüber der anderer Völker, welche nur das lateinische Alphabet kennen, bezüglich des Sehen-Lernens sicher bevorzugt, aber auch andererseits wegen der zu großen Augen-Anstrengung, welche das Erkennen kleiner Buchstaben beansprucht, mehr noch benachtheiligt.

Auch der weitere Unterricht im Lesen verlangt die gespannteste Aufmerksamkeit bei der Beobachtung des Gesehenen, da jedes Uebersehen eines kleinen WörtchenS oder die Einschiebung eines andern, nicht dastehenden vom Lehrer mit Necht getadelt wird. Die fortgesetzte Uebung bewirkt, daß später nicht mehr der einzelne Buchstabe, sondern das ganze Wort als solches gesehen wird: es werden zahllose Wortbilder erlernt; jedes von ihnen bewirkt im Gehirn sofort die Auslösung des damit verknüpften Sinnes, — aber auch nnr wenn die Aufmerksamkeit darauf gewendet wird. Es ist übrigens eine leicht zu erweisende Beobachtung, daß die durch das Auge uus zugesührten Bilder der Außenwelt selbst einige Zeit verhüllt und unverwerthet in unserem Gehirne ruhen können; nachträglich wieder entschleiert bringen sie uns doch die entsprechende Borstellung. Es wird Jedem schon vorgekommen sein, daß er, an Anderes denkend, bei einem Bekannten, ohne ihn zn beachten, vorüberging. Plötzlich taucht die Frage auf, wer das wohl gewesen sein möchte? Jetzt sncht man nach dem Bilde, das in unserem Augs entworfen, findet es wieder und construirt sich mm aus diesem, das nur als Sinnes-Eindruck aufbewahrt war, die richtige Persönlichkeit.

Noch größere Uebung im Lesen giebt die Möglichkeit, mit einem Blick den Sinn einer ganzen Reihe von Wortbildern zu fassen — ganz ähnlich, wie bei andern Objecten der Fachmann sofort mit einem Blick das Notwendige sieht und erkennt, während der Anfänger lange herumsuchen muß. Von der Schnelligkeit des Sehens und der Umwandlung des gesehenen Wortbildes in seine Bedeutung hängt die Schnelligkeit des Lesens ab. Es ist dabei natürlich vorausgesetzt, daß die lesenden im Stande sind, in gleicher Weise die durch eine Reihe von Wortbildern ausgedrückten Gedanken zu erfassen; eine schwerverständliche Ausdrucksweise wird immer ein langsames Lesen zur Folge haben und zeitraubender sein. Zum Glück giebt es noch genug Zeitverschwender unter den Lesern, die mit besonderer Vorliebe die dunklen Autoren aufsuchen, zumal ihnen in rührender Bescheidenheit das, was sie nicht verstehen können, besonders ties und weise erscheint, während doch in der Regel nur Unklarheit der Gedanken oder des Ausdruckes vorliegt. — Taß der Geübte nur in Wottbildern liest, zeigt sich auch daran, daß er eine fremde ihm unbekannte Sprache erheblich langsamer liest, trotzdem hier die zum Auffassen des Sinnes der Wortbilder ersorderliche Zeit ganz fortfällt. So fand Adolf Weber, daß das Fürsich-^esen eines lateinischen Schriftstellers durch einen des Lateinischen Unkundigen etwa 1^ mal soviel Zeit erforderte als das Lesen eines deutschen, mit denselben lateinischen Typen gedruckten Autors. Auch spricht für das ^esen in Wottbildern, daß sich jeder Geübte besondern Zwang anthun muß, wenn er, wie es beim Correctur-^esen erforderlich ist, aufmerksam nach Buchstaben lesen soll. Aus verschiedenen Versuchen hat sich ergeben, daß man in der Minute mehr als ^009 Buchstaben bei entsprechend gutem Truck übersieht. Je schlechter der Druck, um so langsamer das ^esen; zu kleine Buchstaben und schlechtes Papier kosten uns demnach nicht nur das Augenlicht, sondern auch überflüssig viel Zeit. Tnß die eben betrachtete, sehr wichtige Ausbildung des Auges und des Sehvermögens in unscrn Schulen, besonders in den Gymnasien, wo noch griechische und hebräische Tnpen die Beobachtungsfähigkeit stärken, in zu geringem Maße stattfinde, wird wohl kein Mensch behaupten; eher das Gegenteil. In diesem Sinne also kann von einem Verlernen des Sehens nicht die Rede sein. Wenn es auch andere Schüblingen giebt, die dem Auge weniger schädlich sind, so ist doch beim Sehen von Buchstaben dieselbe geistige Spannung, welche überall einzig und allein das Richtige erkennen läßt, wie bei jenen erforderlich. Es ist übrigens in neuerer Zeit schon mancherlei, meist allerdings nur in den unteren blassen geschehen, um das Auge auch an anderen Objecten zu üben. So die Verwendung von großen Bildertafeln beini Anschauungs-Unlerricht, die Beobachtmg von Pflanzen und Thieren in den naturwissenschaftlichen Stunden, das Erlernen des Rechnens an den nnt bunten Kugeln besetzten Rechen-Maschinen. Leicht könnte man diese Kugeln auch, wenn ihnen die entsprechenden Färbungen und Farben-Nüancen gegeben würden, zur Bildung des Farbensinns benutzen, ähnlich den von Magnus empfohlenen Pappen-Tafeln. Das Kind lernt auch hierbei Sehen, Vergleiche anstellen und feinere Unterschiede erkennen; dazu hat es noch den Vortheil, sich die richtigen Farben-Benennungen anzuzeigen. Wie wenig letztere bekannt sind, geht recht schlagend aus einer Untersuchung aus Farbenblindheit hervor, die ein österreichischer Marine-Arzt 1878 anstellte. Von 1312 Matrosen, die nicht farbenblind waren, machten 747 Fehler in der Bezeichnung von Roth, Grün, Gelb und Vlcui. Aber selbst viele Gebildete wissen nicht die verschiedenen Töne des Grau zu unterscheiden, können nicht sagen, ob ein schwarzer Summet in Grün, Roth oder Blau nüancirt. Allerdings sind die Damen uns Männern wie in so vielem Anderen, auch hierin überlegen. Gewiß hat dabei die Beschäftigung mit bunten Fäden und Zeugen, durch Generationen fortgesetzt, ihren bildenden Einfluß geübt. Selbst die wirkliche Blindheit für Farben ist bei Frauen seltener als bei den Männern; im Durchschnitt finden sich unter jenen nur 0.3 pC. Farbenblinde während bei diesen 3 pC. vorkommen. Auch spricht für den Einfluß, welchen sortgesetzte Beschäftigung mit Farben auf Hebung des Farbensinns übt, eine in Crefeld angestellte Untersuchung, wo seit 2(X) Jahren Seiden-Industrie und besonders Buntfärbung betrieben wird; hier waren unter circa 101)(() Personen, bei denen ein Einfluß dieser Industrie auf den Farbensinn znr Geltung gekommen sein mußte, nur 0.3"« farbenblinde Männer, keine einzige Frau.

Ferner sollte der Zeichen-Unterricht besonders in den Gymnasien mit größerem Eiser betrieben werden: wo möglich so, daß auf das Nachbilden körperlicher Gegenstände entsprechendes Gewicht gelegt wird. Mit Recht betrachtet dasGutachten der wissenschaftlichen Deputation vom13.Tecemberl883 es als eine bedauerliche Eoncession, daß wegen der sonst erforderlichen Arbeitszeit der Zeichen-Unterricht für die drei oberen Gvmnasialklassen facultativ gemacht ist. Allerdings möge man nicht zu früh damit anfangen und nicht etwa unter Benutzung der Stuhlmann'schen Methode, welche sich quadratischer Linien- und Punktnetze znr Einzeichnung der Figuren bedient. Durch das hierbei erforderliche angestrengte Sehen und das nothwendige Nahe-Herannehmen der feinen Linien und Punkte könnte leicht das jugendliche Auge Schaden erleiden. —

Wenn wir Hebung des Auges fordern, so setzen wir dabei voraus, daß sie mit Maß und ohne Ueberanstrengung erfolge. Haben wir auch die Beschäftigung mit Druck und Schrift als eine vollberechtigte Uebung anerkannt, so müssen wir leider hinzufügen, daß gerade in der übertriebenen Beschäftigng mit diesen (— natürlich nicht mehr zu Uebungszwecken erfolgend —) die Ursache der beklagenSwerthesten Schädigung, der das Auge bei unserem höheren Schul-Unterricht ausgesetzt wird, der zunehmenden Kurzsichtigkeit zu suchen ist. Es liegen jetzt die Augen-Untersuchungen von mehr als 110 000 Schülern vor und aus allen ergibt sich, daß in den höheren Schulen sowohl die Zahl der Kurzsichtigen eine größere, als auch der Grad der Kurzsichtigkeit ein höherer ist als in den niederen, und weiter, daß mit der Höhe der Klasse und ebenso mit der Lange der Schulzeit und dein Alter der Schüler die Procentzahl der Kurzsichtigkeit uns der Grad der Myopie zunehmen.

Auch in den höheren Mädchenschulen sind die Verhältnisse ähnlich wie in den Gymnasien. Eine Untersuchung der Darmstädter höheren Töchterschule, der Realschule und des Gymnasiums ergab, daß in dem Alter bis zum 14. Lebensjahre in erfterer 45 pE., in der Realschule 36 vE. und im Gymnasium 37 pE. Kurzsichtige waren; bis zum 16. Lebensjahre stieg die Kurzsichtigkeit bei den Mädchen aus 44pC., bei den Realschulen? auf 40 vC., bei den Gymnasiasten aus 43 pE. Tie höhere Tochter ist demnach im Durchschnitt ebenso kurzsichtig wie der Gymnasiast. Ja, wenn Mädchen und Knaben unter gleiche Unterrichts-Verhältnisse gesetzt werden, fährt das zarte Geschlecht noch übler dabei. In der Industrie-Schule zu Ehaurde-fonds stieg bei den Schülern die Myopie von 27 pC. in der untersten Klasse auf 50 vC. in der obersten, bei den Mädchen von 38 pC. in der untersten, aus 91 pE. in der obeisten.

Wollte man allerdings nur nach dem äußeren Scheine d. h. nach dem Brillentragen unheilen, so würde man auf eine solche Verbreitung der Kurzsichtigkeit unter unseren Damen nicht kommen können. Aber dieselben theilen, wie es scheint, den Widerwillen Goethes gegen das Brillentragen, — wenigstens soweit ihre eigene Person in Betracht kommt, denn bezüglich männlicher Brillenträger konnte eine gleiche Abneigung noch nicht sicher festgestellt werden.

Goethe giebt feiner Ansicht über die Brillen in den Gesprächen mit Eckennann folgendermaßen Ausdruck: „Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein, aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hercintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr wenden kann. Es genirt mich so sehr, daß es einen großen Theil meines Wohlwollens sogleich auf der Schwelle hinwegnimmt, und meine Gedanken so verdirbt, daß an eine unbefangene natürliche Entwicklung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. — Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstände genauer Untersuchung dienen, und als wollten sie dnrch ihre gewaffnctn Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Mitchell meines alten Gesichtes erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen. Denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen AenBerungen nicht in's Gesicht sehen kann und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist!"

Meist pfl egt gegen das Pincenez kein so ausgeprägter Widerwille zu herrschen: wohl weil es nur zeitweise aufgesetzt wird. Bei Lehren: habe ich allerdings öfter die Erfahrung gemacht, das; sie an ihren Schülern die Brille vorziehen. In manchen Schulen wird sogar das Tragen von Pincenez, verboten. Mit vollem Unrecht! es giebt geringere Grade der Kurzsichtigkeit, bei denen ein zeitweiliges Sehen durch ConcaV-Gläser z. B. beim Blick auf die Tafel, bei Demonstrationen nöthig, hingegen die Benutzung dein? Lesen und Schreiben unnöthig, selbst schädlich ist. Hier muß man das Pincenez, welches schnell aus und wieder abgesetzt werden kann, der Brille vorziehen. Eine Lorgnette könnte natürlich ebenso benutzt werden, ist aber bei längerer Verwendung durch das erforderliche Hochhalten mit der Hand unbequem. Auch macht im gewöhnlichen Leben das Lorguettiren, wenn es sich gegen Personen wendet, keinen besonders angenehmen Eindruck, da die Absicht des Scharfsehenwollens gerade in diesem Einzelfalle unbequem hervortritt. Man könnte hier fast erinnert werden an die Abstammung des Wortes Lorgnette von dein fchweizerischen loren und dem mittelhochdeutschen liiren, welches unserem „Janern" oder „belauern" entspricht.

Auch anderweitige, nicht in Schulen angestellte Untersuchungen haben den schädlichen Einfluß dauernder Nahe-Arbeit auf jugendliche, noch in der Entwicklung begriffene Augen erwiesen.

So fand Seggel bei den Aushebungen zum Militärdienst unter den Bauernknechten nur 2pCt. Kurzsichtige, unter den Tagelöhnern 3pCt., unter Handwerkern und Gewerbetreibenden 8pCt. und unter den aus höheren Schulen Hervorgegangenen 57 pCt. Tamit stimmt überein, daß bei den uncultivirten Volksstämmen, bei Kabnlcn, Patagoniern, Nubiern und Lappen, keine Kurzsichtigkeit gefunden wurde; auch war durchschnittlich die

Sehschärfe derselben eine erheblich bessere als die der Europäer. Es scheint also, daß die höhere Cultur mit iurzichtigkeit und Verringerung der Sehschärfe erkauf wird.

Man ist sogar schon dazu gekommen, die Kurzsichtigkeit als Anpassungsvorgang, als einen Vortheil für den Cultnr-Menschen hinzustellen, da dieser ja besonders mit Schreiben, Lesen uud sonstigen Nnhe-Beschäftigungen zu thun habe und solche als Kurzsichtiger anch im späteren Alter fortsetzen könne, ohne sich, wie der Normalsichtige, einer Converbrille bedienen zu müssen. So aber liegt die Sache doch nicht, obgleich ich gern zugeben will, daß von mancher Seite die aus der Arbeits- oder Erziehungs-Kurzsichtigkeit erwachsenden Nachtheile und Gefahren etwas übertrieben worden sind. Wenn auch die geringen Grade der Kurzsichtigkeit etwa bis zu einein Grade, der durch ein Conca - Glas von IL oder 13 Zoll Brennweite corrigirbar ist —) nicht gerade sehr belästigend sind und ohne sonstige besondere Angen-Erkrankung vorkommen, so steigt doch mit Zunahme der Kurzsichtigkeit die Unbequemlichkeit: bei den höchsten Graden finden sich sogar recht Käufig entzündliche und die Sehkraft bedrohende Veränderungen im Innern des Anges. Taß aber diese mittleren und höheren Grade der Myopie auch häusig genug bei Schülern vorkommen und mit der Länge der Schulzeit immer zahlreicher werden, habe ich bei der Untersuchung von ca. UM Schülern höherer Unterrichts-Anstalten gesehen: unter den in den ersten 5 Schuljahren stehenden Zöglingen hatten nur 3,5 pCt. diese Kurzsichtigkeitsform; in dem Zeitraum vom 5. bis 10. Schuljahr stieg die ProcentZahl auf 13 und über das 10. Schuljahr (also bei Schülern älter als 16 Jahre) auf 28. Wenn man nun hinzunimmt, daß, wie ich auch bei obigen Untersuchungen feststellen konnte, selbst mit der Brille bei Weitem nicht die Hälfte dieser kurzsichtigen die volle normale Sehscharfe für die Ferne hat, so sollte man den entstandenen Schaden doch nicht unterschätzen.

Ich will dabei gar nicht auf die sonstigen Nachtheile Gewicht legen, wie sie uns von Techales, einem im 17. Jahrhundert lebenden Jesuiten und von dem 1571 zu Bologna verstorbenen Eardano so drastisch dargelegt werden. Ersterer kommt nach einer Schilderung der eigenthümlichen Art des Sehens der kurzsichtigen, des Winzelns mit den Augen (ÁvîΛis von blinzeln) auch auf die Einflüsse zu sprechen, welche diese Anomalie auf den Charakter übt. Der Kurzsichtige hat nach ihm im Allgemeinen keine genaue Borstellung von dem Eindrucke, den seine Person und Worte auf Andere machen und daher entwickelt sich bei ihm, feinem Eharakter gemäß, nicht selten ein eigenthümlich freies Benehmen und ein zu großes Selbstvertrauen, selten aber eine ungewöhnliche Schüchternheit. In seiner Haltung und oft auch in seinem Gange manisestirt sich häusig eine gewisse Unbeholfenheit, an welcher manche schon aus der Ferne erkannt werden. Endlich entgeht ihnen in der Welt viel mehr, als ihnen selbst bewußt wird, und von vielen Tingen haben sie eine weniger richtige Kenntniss; weil sie das, was ihnen fehlt, durch eine lebhafte Phantasie ersetzen. — Professor Eardano behauptet sogar, daß Myopen besonders verliebt seien, da sie die körperlichen Fetiler nicht bemerken und menschliche Wesen für Engel halten. Letzteres scheint ihm wohl mit Recht die Höhe des Berlichtseins auszudrücken.

Aber selbst stärkste, mit inneren Entzündungen verknüpfte Grade der Myopie kommen als Folge der Nahe-Arbeit, wenn auch selten, zur Beobachtung. Gewiß ist es, daß an diesen Formen öfter auch Personen leiden, die nie ihren Augen übermäßige Anstrengungen zugemuthet haben; jedoch ist die hierauf und aus statistische Zusammenstellungen gestützte Ansicht des Aopenhagener Augenarztes Tscherning, daß wenn diese Formen bei Schülern oder Studirten beobachtet würden, sie eben unabhängig von der Nahe-Arbeit austräten, durch die Ergebnisse meiner obenerwähnten Untersuchungen ebenso wie durch Mitthcilungen von anderer Seite bereits als unzutreffend erwiesen worden. Wir haben demnach Gründe genügt der Zu- und Uebernahme der Myopie bei unserer Schuljugend mit allen Kräften entgegenzutreten.

Es ist bereits nach dieser Richtung hin, besonders seitdem Hermann Cohn in Breslau Mitte der sechsziger Jahre auf Grund ausgedehnter Untersuchungen die öffentliche Aufmerksamkeit darauf gelenkt und immer wieder von Neuem in unermüdlichster Weise rege erhalten hat, außerordentlich viel geschehen.

Es sind sowohl bezüglich der möglichst gesundhcitsgemäßen Ausführung der Nahe-Arbeit erhebliche Verbesserung eingeführt worden, wie man sich auch bestrebt hat, durch Verringerung der Dauer der Nahe-Arbeit die Augen mehr zu schonen.

In ersterer Richtung erinnere ich an die zahlreich erstandenen neuen Schul-Gebäude mit hellen Zimmern und guten Subsellien, welche den Kindern gestatten in grader Haltung und ohne zu starkes Vornüberneigen des Kopfes zu schreiben, lieberall ist das Gesetz anerkannt, daß der Stuhlrand senkrecht unter dem Tischrande stehen oder sogar noch etwas unter den letzteren gerückt werden soll (negative Disticmce); ebenso sind Lehnen angebracht zur Stütze des Rückens. Neuerdings legt man, wie ich meine mit Recht, mehr Gewicht darauf, daß die Lehne hoch bis über die Schulterblätter geht und auch beim Schreiben benutzt werde. Daß trotzdem die Schüler sich vornüber legen, läßt sich nur durch Aufmerksamkeit der Lehrer und Eltern vermeiden. Im Hause kann man bei Mädchen oft dadurch gute Haltung erzielen, daß man sie mit ihren Zöpfen an die Stuhllehne bindet; auch hat man Kinn und Kopfstützen construiert, die am Tisch angeschraubt, den gleichen Zweck verfolgen.

Weiter ist mehr anf den Druck der Schulbücher geachtet worden. So soll bei gutem Druck das kleine lateinische n mindestens 1,5 mm. hoch sein, der Zwischenraum zwischen zwei Zeilen mindestens 2,5 mm. betragen und die Zeilen nicht länger als 100 mm. sein. Bezüglich des SchreibMaterials ist ans die Schädlichkeit des Griffels und der Schiefertafel hingewiesen; verschiedene weiße Tafeln hat man an Stelle des letzteren einzuführen versucht, allerdings bisher ohne Erfolg. Mir scheint es noch am besten, die Anfangs-Uebungen mit Blei und Papier anstellen zu lassen. Aber diese hygienischen Einrichtungen haben immerhin erst in einer kleinen Anzahl von Schulen Eingang gefunden und werden auch dort nicht stets angemessen verwethet. Nicht selten findet man, daß in einer Klasse, in welcher nach besten Grundsätzen Subsellien verschiedener Größe entsprechend der verschiedenen Körper-Größe aufgestellt sind, die Schüler uicht nach dieser, sondern in altgewohnter Weise nach ihren geistigen Fähigkeiten darauf gesetzt werden: natürlich passen dann die Subsellien nicht, da Körperund Geistes-Größe, wie es scheint, nicht immer conform sind.

Daß weiter dieselben Mängel, welche in den Schulräumen noch viel

fältig vorhanden sind, oft in noch erhöhtem Grade im Hause herrschen und bei den häuslichen Arbeiten ihren schädigenden Einfluß ausüben, ist selbstverständlich, aber von StaatSwegen kaum zu ändern, wenn man nicht etwa die betreffenden Aufgaben in der Schule machen lassen will.

Auch bezüglich Veränderung der Arbeitödauer haben wir in den letzten Jahren uns gewisser Verbesserungen zu erfreuen: neben Festsetzung größerer Zwischenpausen zwischen den einzelnen Stunden, des Verbotes, für die Zeit Wischen Vor- und Nachmittag den Kindern Arbeiten aufzugeben, hat der hocherfreuliche Erlaß des Ministers v. Goßler vom 14. November 1884 besonders die Länge der häuslichen Arbeiten, die „in keiner Weise als Ersatz dessen benutzt werden dürfen, was die Lehrstunden bieten können und "ollen", genau geregelt. Als Maximum sind für die Serta wöchentlich s, Arbeitsstunden, für die Quinta 9, für Quarta und Unter-Tertia 12, für Ober-Tertia und Unter-Secunde 15, für Ober-Secunda und Prima 18 festgesetzt. Aleri hatte bei seinen Untersuchungen betreffs der Berliner Gymnasien in recht erheblichem Gegensatze hierzu als Durchschnitt in der Terta 10 und in der Prima sogar über 33 Arbeitsstunden gefunden. , Ob jetzt nach Erscheinen der ministeriellen Verfügung in der That die vorgeschriebene Zeit für häusliche Arbeiten im Ganzen inne gehalten wird, werden die Eltern am besten beurtheilen können. Daß es nicht überall geschieht und daß auch seitens der Schulen nicht immer die entsprechenden Borkehrnigen zur Durchführung dieser Vorschriften getroffen werden, unterliegt gar keinem Zweifel, Ich ersehe dies auch aus einer Bemerkung, welche sich in dein Qster-Programm 1886 eines großstädtischen Gymnasiums findet, „Ich kann versichern," schreibt der damalige Tirector, „daß auf das Maß der von der Schule aufgegebenen häuslichen Arbeiten bereits vor dem sehr dankenswerthen Ministerial-Erlaß stets auf's Genaueste geachtet ist. In jedem Semester wird das Arbeitsmaß für jede Klasse und für jedes Fach in eigens dazu angesetzten Eonferenzen (zuletzt 3. 4. 5. Dec. 1885) eingehend besprochen, und wo sich eine Ueberschreitung oder eine Ungleichheit zwischen den Wochentagen zeigt, dieselbe beseitigt. Mehr können ivir nicht dafür thun. Manchem zärtlichen Vater möchte es wohl erwünscht sein, wenn der liebe Sohn etwas weniger zu thun hätte." Zinn mir scheint, dag man doch etwas mehr dafür thun könnte, als daß Ostern 1881> darauf Bezug genommen werden mußte, daß anfangs December 1W5 drei diesbetreffende Eonferenzen stattgefunden haben. Auch handelt es sich hier nicht, um manchem zärtlichen Vater seine Wünsche zu erfüllen, sondern um ein Uebel zu bekämpfen, daß bei weiterer Ausdehnung die Arbeits- und Wehrkraft der ganzen Nation in erheblicher Weise beeinträchtigen muß. Ich halte obige Worte für ungemein charakteristisch betreffs der Auffassung, welche eine, wenn auch allmählich immer kleiner werdende Reihe von Pädagogen all' diesen Körper und Geist betreffenden hygienischen fragen entgegen bringt, und wie schwer es Vielen wird, von überkommenen Anschauungen abzugehen. Es ist so auch erklärlich, daß die alte UnterrichtsMethodik trotz aller Gegeugründe und aller Mißerfolge immer noch weiter geführt wird. Aber gerade auf diefe wirft ein großer Theil der Aerzte und des gebildeten Publikums die Haupt-Schuld der Arbeits-Kurzsichtigkeit und der sonstigen gesundheitlichen Schädigungen unserer Kinder. Der Professor der Ophthalmologie in Breslau, Dr. Förster schreibt: „die eigentliche Ursache der Schüler-Myopie ist in der Ueberlastung der Jugend mit Augen-Arbeit zu suchen." Ter Frankfurter Augenarzt Dr. Steffan findet, daß der Nutzen, welcher aus der Erbauung besserer Schulen lSchulPaläste, wie jetzt der beliebte Ausdruck ist) mit entsprechenden hygienischen Einrichtungen für die Verringerung der Kurzsichtigkeit zu erreichen ist, vollkommen zurücktritt gegen die Schädigungen, welche aus den Fehlern und Mängeln unseres jetzigen höhern Schulwesens entspringen: „Aussicht aus Ersolg" schreibt er, „kann der Kampf gegen Schul-Myopie oder besser Erziehungs-Myopie zur Zeit nur dann haben, wenn er sich gegen allzuhoch gesteckte Lehrziele und gegen Unterrichts-Methoden richtet, welche — oft in ganz unnützer Weise — den Schüler mit Nahe-Arbeit, besonders in Form häuslicher Arbeiten überlasten." Wengleich ich auf Grund eigener Untersuchungen eine höhere Werthschätzung für hygienische Schulbauten und Schuleinrichtungen habe, als sie Steffan inne zu wohnen scheint, so theile ich doch vollkommen die Ansicht, daß es nicht nur darauf ankommt, möglichst günstige Bedingungen sür die Ausführung von Nahe-Arbeiten in Schule und Haus zu schassen, sondern daß diese Arbeit überhaupt durch Aenderung der Unterrichts-Methode erheblich verringert werden muß. Es wird viel zn viel Gewicht auf Gedächtnißstofs gelegt; es sollte viel mehr der Geist zu logischem Denken, zu selbstthntiger Beobachtung angeregt werden: dann lernt auch das Auge das Sehen, ohne durch Ueberanstrengung an Sehkraft zu verliere». Auch wird hierdurch — neben den sonstigen Einflüssen der Gewohnheit, guter Borbilder, zweckentsprechender Schulung — der Charakter und die Willenskraft entwickelt werden. „Ein Mensch ohne Berstnd ist auch ein Mensch ohne Willen. Wer keinen Verstand hat, läßt sich versnhren, verblenden, von Andern als Mittel gebrauchen. Nur wer denkt, ist frei und selbständig" bemerkte Feuerbach in seinem Wesen des Christenthums.

Wie aber stellt sich hierzu im durchschnitt unsere jetzige Schule und unsere Schnl-Methodik?

Ich will hier Andere sprechen lassen. In dem ärztlichen Gutachten über das höhere Schulwesen Elsaß-Lothringens, das unter Vorsitz des Staats-Secretairs von Hofsmnnn von einer Sachuerständigen-Eommission nnter Zuziehung zweier Oberschulrnthe 1882 abgegeben wurde, heißt es: „Tie Gelehrsamkeit hat den Sieg über die natürliche Vernunft, über die geistige Frische davongetragen. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß unser gefammteS Wissen heut viel breiter und tieser geworden ist als vor vierzig Jahren, woraus von selbst solgt, daß die wissenschaftliche Grundlage des heutigen höheren Schulunterrichts der älteren überlegen ist, und ebenso steht es zweisellos fest, daß der Wissensschatz des heutigen Lehrpersonals den des älteren im Durchschnitt weit übertrifft. Dennoch müssen wir Aelleren behaupten, daß die jungen Mediciner, welche heutzutage als Praktikanten vor das Krankenbett treten, geistig nicht besser geschult sind als die vor vierzig Jahren. Offenbar hat die intellectuelle Ausbildung der Jugend auf den höheren Schulen nicht gleichen Schritt gehalten mit der wissenschaftlichen Ausbildung der Lehrer selbst. Wenn trotz aller Fortschritte der Wissenschaft der intellectuelle Stand der Schüler sich nicht gehoben hat, so liegt der Schluß nahe, die Schuld daran einem Mangel der Unterrichtsmethode zuzuweisen, und in der That hat man ge> glaubt, durch eine Vermehrung der Wissensmenge die intellectuelle Ausbildung der Jugend zu fördern. Man hat zu dem Ende die Arbeitslast der Schüler vermehrt. Wie die Untersuchung zeigt, ist dieser Weg nicht der richtige. Die guten Köpfe mögen sich auf demselben ein reicheres Wissen aneignen als ihnen früher möglich gewesen wäre; die schwachen laufen Gefahr, eher stumps und verwirrt zu werden."

Esmarch schreibt: „Es ist, als ob der jugendliche Geist verkümmert sei, seine Frische verloren habe unter der vorwiegenden Beschäftigung mit den grammatikalischen Spitzfindigkeiten und dem Auswendiglernen von all den Regeln mit zahllosen Ausnahmen."

-Wilhelm Jordan läßt in seinem geistvollen Roman „Die Sebalds" den Prossessor Marpinger sprechen:

„Ein Uedermcib von Msscilskrcon, Macht sinnesschwach und wiUenslahm —

Ties scheint ganz vergessen seit dem großen Siege, den der Schulmeister gewonnen haben soll. Emmen — bewährte Hirnbelastung mit Notizen äe rsdn« oinnibus «t ^uibns^am äliis ist und bleibt die Losung trotz der ausnahmslosen Erfahrung, daß aus Musterschülern Nummer Eins «. Isucle noch niemals tüchtige Männer geworden sind. Was der Gymnasiast auch zu werden bestimmt sei, Richter, Arzt oder Pfarrer, die Buchstabensormeln des binomischen Lehrsatzes muß er am Schnürchen entwickeln, die römischen Kaiser von Augustus bis Augnstulus mit den Jahreszahlen ihrer Antntte hersagen können, womöglich auch durch das accentbestachelte Griechisch die Unentbehrlichkeit der Brille erzielt haben, um die Reise zur Universtät bescheinigt zu erhalten." Daraus antwortet ihm Arnulf zustimmend: „Sie ermähen schwere Schäden eines verkehrten Unterrichts, welche kein Verständiger leugnen kann."

Ein Langenthaler Gymnasiallehrer veröffentlicht in der Berner Zeitschrift „Bund" im Februar 188(i als Resultat achtzehnjähriger Lehrthätigieit die Erfahrung, daß die Gymnasiasten „sich an ein vorzugsweise gedächtnißmäßiges Arbeiten gewöhnen, wodurch die Entmickelung der Denkkraft eher gehemmt als gefördert wird." Hierin liegt in der That die Quelle aller Fehler unserer Unterrichts-Methode und der aus ihr hervorgehenden Schädigungen: es wird ans die rein mechanische Gedächtnißaufncmche zu viel Gewicht gelegt. Das beginnt schon im Anfang der Schule mit dem als Strafarbeit aufgegebenen zwanzigmaligen sinnlosen Abschreiben eines Wortes oder einer Zeitform, die das Kind nicht gewußt hat, und dem ebenso sinnlosen wörtlichen Auswendiglernen der Geschichten im Deutschen und der Religion. Dieselben werden dann wörtlich abgefragt; der Gebrauch eines anderen Wortes oder Satzes bei der Wiedergabe, woran man doch wenigstens die Auffassung des Kindes erkennen könnte, ist verpönt und wird corrigirt. Pedanterie ist gewiß eine sehr schätzensmerthe Begabung, aber man sollte doch nicht zu verschwenderisch damit umgehen!

Was wird weiter nicht Alles in der Geographie und Geschichte auswendig gelernt, um sofort wieder vergessen zu werden, nachdem es seinen allerdings nicht gewollten Zweck, Augen und Gesundheit zu schädigen, erfüllt hat. Gewiß war es ein vernünftiger Gedanke, mehr Gewicht als früher auf die Bekanntschaft mit der eigenen Heimat zu verwenden. Ich kann es aber nicht als eine vernünftige Ausführung desselben betrachten, wenn beispielsweise ein neunjähriges, in Marburg heimatsberechtigtes Kind

— respective dessen unglückliche in Mitleidenschaft gezogene Mutter — allein im Kreise Hüinfeld folgende Berge zu lernen hat: der Haselstein, der Stoppelsberg, der Wissel-, Stall- und Appelsberg und der Soisberg (Bachmann, Kleine Geographie für Volks- und Bürgerschulen 1884.) Das entspricht wirklich dem Motto, welches Larousse nach Löiventhals Mittheilungen einer in Genf viel benutzten Grammatik vordruckte: „Die Erziehung des Kindes gleicht der des Papageien", oder der Auffassung des Philologen F. A. Wolff, der sagt: „Unter dem vierzehnten Jahre müssen die Formen inne sein; der Verstand muß anfangs gar nicht mitarbeiten, das Raisonnement schwächt das Gedächtniß!" — Worte, welche ein anderer Pädagoge, Director Steinmener, als „goldene" bezeichnet!

Diese Betonung und Hochschätzung des gedächtnißmäßigen Wissens geht dann durch die ganze Schulzeit — wenigstens in einzelnen Fächern

— durch. Mir ist dafür immer der lateinische Aufsatz in Erinnerung geblieben. Jeder, der ein gutes Gedächtniß oder auch ein recht großes Lericon besitzt, wird mit Leichtigkeit einen lateinischen Aufsatz, gesättigt von ciceronischer Färbung und zu höchster Freude seines Herrn Lehrers zu Stande bringen, wenn er nur die Kleinigkeit im Auge behält, sich einfach von den überlieferten Phrasen in seiner Darstellung leiten zu lassen, und auf jeden eigenen Gedanken und jede individuelle Form der Ausdrucksweise zu verzichten. Sollte er jedoch derartige — allerdings unerwartete Triebe haben, so wird unzweifelhaft die Klassicität des Lateins und damit die gute Meinung des Lehrers leiden; man kann eben unmöglich bei höchster pflichtschuldiger Verehrung von Cicero erwarten, daß er für alle, uns Männern des 19. Jahrhunderts kommanden Gedanken oder Nuancen des Ausdrucks die zutreffenden Phrasen — trotz seines Neichthums an diesen [^] zu Gebote stelle. Diese Aufsätze, geisttödtend wie sie sind, haben noch den besonderen Nachtheil, daß sie dem Schüler zeigen, wie man mit von andern übernommenen Phrasen oft weiter kommt als mit eigenen Gedanken. „Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt," sagt bereits Lessing.

Es scheint fast, als wenn man an manchen Stellen glaubt, daß die Ausbildung des Gedächtnisses die Hauptsache, und die des Verstandes Nebensache sei. Und doch kann die größte Verstandesschärfe bestehen, ohne daß viel von dem — ich möchte sagen mechanischen Gedächtnis; vorhanden ist, welches befähigt, Dinge, die uns gar nicht interessiren oder bei denen man sich nichts denken kann, in der Erinnerung zu bewahren. Dieses mechanische Gedächtnis; findet sich sogar bei Blödsinnigen. Einen interessanten derartigen Fall sah Siemerling bei seinen Besuchen englischer Irrenhäuser. In der Jdiotenanstalt zu Earlswood fand sich ein Schuhmacher mit einem eminenten Gedächtniß. Derselbe vermochte aus einem englischen Geschichtsmerk jede beliebige Seite aus dein Kopfe herzusagen, ohne auch nur eine Ahnung von dein Inhalt zu haben.

Tie Gednchtnißarbeit tritt eben auch bei der Erlernung der klassischen Sprachen allzusehr in den Vordergrund. Daneben wird gerade in diesen oft ein besonderes Specialistenthum groß gezogen; dafür dient als schlagendes Beispiel, daß im Jahre des Heils 1881 in der deutschen Stadt Leipzig von deutschen Lehrern ein Rechenbuch (antike Nechnenaufgaben) herausgegeben werden konnte, in welchem nur lateinische und altgriechische Münzen und Maße zur Verwerthung kommen. Die auf heimatlichen Verhältnissen fußenden Aufgaben sind ganz daraus verbannt, weil diese, wie es in der Vorrede heißt, den mit ihnen wenig vertrauten Gymnasiasten kein genügendes Interesse einzuflößen vermögen. Mit Vielen — auch der sächsische Minister von Gerber hat sich ähnlich ausgesprochen — theile ich die Ansicht, daß die zu ausgedehnte Verwendung von Fach-Lehrern das überwuchernde Specialistenthum fördert und nicht geringe Schuld an der Ueberbürdung der Schüler mit einem Ballast von unnöthigem Lernstoff und unfruchtbarem Wissen ist. Unsere Lehranstalten sollen keine Fachschulen sein, sondern den Eharakter, Verstand und die Beobachtungsgabe so erziehen und entwickeln, daß der Schüler, wenn er sie verläßt, reif und frisch genug ist, alles ihm in seinem Berufe oder weiteren speciellen Studium Entgegentretende leicht zu begreifen, zu beurtheilen und sich wenn nöthig anzueignen. Daß zur Erreichung dieses Zieles die Erwerbung einer gemissen Menge positiver Kenntnisse nöthig und auch zu fordern ist, können wir als selbst

Roid und Ssd. ,se. L

verständlich ansehen: aber diese Kenntnisse sollen sich dein Gedächtnisse gleichsam von selbst einverleiben, gerade wie jeder alles, was er später' in seiner Lebensstellung wirklich braucht und verwendet, auch weiß und behält, ohne es immer wieder von Neuem auswendig zu lernen. Es soll eben nicht auswendig Gelerntes, sondern innerlich Aufgenommenes sein. „Kein," wie Herder sagt, „zu ewiger Vergessenheit gelernter Mirathl Warum sollen wir die Jugend damit tödten?"

Sicherlich beruht auch der Vortheil und die Zeitersparnis;, welche der Privatunterricht gewahrt, darans, das; eine Menge UnnöthigeS überhaupt nicht gelehrt wird. Auch wird das übermäßige Abfragen, Eraminiren und Ertemporale-Schreiben dabei vermieden: gelegentlich hat man den Eindruck, als wenn der Lehrer seinen Hauptberuf darin sehe, in den Schulstunden sich über den jeweiligen Zustand der Kenntnisse seiner Schüler zu unterrichten und beständig auf dem Laufenden zu halten, nicht darin zu lehren. Daß übrigens das übertriebene Ertemporaleschreiben auch den Augen nicht günstig ist, folgt ans der Erfahrung, daß Nahe-Arbeiten, welche im Znstande besonderer Erregung, Spannung oder nervöser Abhetzung vorgenommen werden, leicht Blutandrang zu den Ängen bewirken. Aus letzterem Grunde ist auch die häusliche Lesewuth unserer Jugend vorzugsweise augenschädlich: es kommt hinzu, daß die schönen Geschichten, welche die phantasiereichen Köpfe interessiren und erhitzen, häufig gerade iu den Dämmerstunden, bei schlechter Beleuchtung verschlungen werden, und daher um so eher eine Ueberreizung der Netzphant und das schädliche Nahehalten des Buches veranlassen.

Ferdinand Arlt, der jüngst verstorbene berühmte Wiener Ophthalmologe, spricht sich in seinen eben erschienenen Erlebnissen ebensalls für eine Einschränkung des FachlehrerthmS aus, wenigstens in den unteren Clssen: „Die Snmme und der Umfang der Gegenstände, welche einem Kinde in den ersten vier Jahren des Gymnasiums beizubringen sind, ist sicherlich nicht so groß, daß sie nicht ein einzelner Mann genügend beherrschen könne. Ten Beweis dafür haben die Männer geliefert, welche kurz vor Einführung des neuen Systems zu Elassenlehrern ausgebildet worden waren." Mit der stärkeren Betonung der Stellung des Elassenlehrers dürften mancherlei Arbeitsüberhängungen, welche durch die Aufgaben der Fachlehrer veranlaßt werden, schwinden; der Fachlehrer hält natürlich seinen Gegenstand für den wichtigsten nnd kennt nicht die Anforderungen der übrigen Lehrer.

Aber anch nach anderer Nichtung erscheint ein Uebergewicht der Fachlehrer von Schaden: bei den Versetzungen. Wenn bei Abwägung der Reife sttr eine höhere Classe eine größere Ausgleichung der Einzelsächer stattfände — und der Schüler ist wirklich nicht im Gymnasium, um ein perfecter Lateiner oder Matheinatiker zu werden, sondern seiner allgemeinen Ausbildung wegen — so wäre es kaum denkbar, da wir doch eine absolute pädagogische Unfähigkeit der Lehrer ausschließen müssen, daß nach Ablauf des JahreScursus häusig zwei Drittel, gelegentlich sogar, wie es im Gymnasium zu Höxter vor etlichen Jahren mit der Unterprima geschah, die ganze wohldesetzte Ciasse als unreif zur Versetzung erklärt würden. In der hierdurch bewirkten langen Ausdehnung des GymnasiatunterrichtS liegt ein wichtiges Moment für die Ausbreitung der Kurzsichtigkeit: mit der Zahl der Schuljahre steigt die Procentzahl der Kurzsichtigen und ebenso der Grad ihrer Myovie. Es ist aber erschrecklich, wie alt jetzt die Gymnasiasten werden, ehe sie die Reife zur Universität erlangen. Nach Steinbachs sorgsälligen Zusammenstellungen beträgt das Durchschnittsalter über 19 [^] Jahr; fast ein Viertel ist, wie Preyer anführt, über 21 Jahre alt. Bei meinen Augen-Untersuchungen, die kur; nach Ostern 1885 stattfanden, waren die Oberprimaner, welche bis zum Abilorientenennen noch mindestens 1 Jahr die Schule besuchen mußten, in Frankfurt a. M. durchschnittlich 18,7 Jahr all, in Montabaur 19,9, in Fulda 20,4, und im Wiesbadener Realgymnasium 19 Jahr alt. Natürlich hat auf diese Zahlen auch das Lebensalter, in welchem die Kinder in das Gymnasium kommen, erheblichen Einfluß; daher wohl auch bei der großstädtischen Bevölkerung Franksurts und Wiesbadens das verhältnißmäßig jüngere Alter. Es braucht immerhin die überwiegende Mehrzahl der Gymnasiasten (nach Ad. Weber [^]/v derselben) ein oder zwei Jahre länger zur Absolvirung der Anstalt, als nöthig wäre. [?]aß aber eine wohlgeleitete intellectuelle Erziehungsmethode auch in kürzerer Zeit den Anforderungen genug thun [^]kann, zeigte Professor Crezelius in Elberfeld, der in Gemeinschaft mit einigen anderen Lehrern einen noch nicht 14 jährigen Jnngen zur befriedigenden Ablegung des Maturitätseramens brachte. Zu meiner Schulzeit war es gar nicht selten, daß die Serta und Omina in einem halben Jahre durchgemacht wurde. Es bestand die Einrichtung, daß zu Ostern und Michaeli Beisetzungen stattfanden; somit blieb auch der Schüler, welcher ausnahmsweise nach einem Jahre nicht versetzt werden konnte, nur noch ein halbes Jahr in der (5lasse sitzen: daß Jemand auch dann noch nicht zur Versetzung reif war, kam fast gar nicht, oder jedenfalls nur ganz ausnahmsweise vor. Dabei hatte das Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin, von dem ich spreche, nicht etwa durchgehende Doppelclassen mit Ostern- oder mit Michaeliversetzung, wie sie beim Frankfurter Gymnasium bestehen. Ter Lehrstoff war eben in der Art eingetheilt, daß sowohl zu Ostern wie zu Michaeli in derselben Elasse die Versetzung stattfinden konnte. Vielleicht ist dies für den Lehrer etwas unbequem; daß es aber ohne Schaden des Unterrichts und zum Nutzen der Schüler möglich ist, zeigt das genannte Gymnasium, welches damals unter der Leitung des Directors Ranke zu den geschätztesten und besuchtesten Berlins gehörte. Zu Nutz und Frommen nnsrerer Jugend und ihrer Augen möchte ich lebhaft wünschen, daß man aus diese Einrichtung wieder zurückkäme, anstatt sie, wie es scheint, immer mehr auszumerzen. Wird jetzt ein Schüler nicht versetzt, weil er vielleicht in einem oder dem anderen Fache noch nicht als genügend mit Kenntnissen bespickt erscheint oder auch einige Wochen krank gewesen ist, so muß er unrettbar ein weiteres ganzes Jahr in der Classe bleiben, was neben dein Zeitverlust, den er erleidet, jedenfalls nicht zur Erhöhung des Interesses an dem nunmehr nochmals durchzumachenden ganzen Jahrescursus, von dem er doch im ersten Jahre immerhin Einiges capirt haben wird, und nicht zur Förderung geistiger und körperlicher Frische dienen dürfte.

Ich glaube, die Ausführung obiger die Unterrichts-Methode betreffenden Einzelheiten wird immerhin soviel erwiesen haben, daß auch hierin trotz des bisher Geschehenen noch Mancherlei geändert oder, da ich nicht erwarten kann, überall Zustimmung zu finden, wenigstens einer erneuten Erwägung unterzogen werden sollte, wenn man der Ausbreitung der Arbeits-Myopie mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten will. Die Hauptsache bleibt die Dauer der Nahe-Arbeit zu beschränken. Nach Dürrs Berechnung wird in Deutschland von den Schülern vom 10. bis 19. Jahre eine Augen-Arbeit von 20 000 Stunden und darüber verlangt, in Frankreich nach den neuesten Bestimmungen von etwa 1!) 000 und in England von 16 500 Stunden. Dagegen erhalten die Schüler zum Turnen während der Schulzeit in Deutschland 650 Stunden; in Frankreich 1800 und in England 4500 Stunden zu gemeinschaftlichen Nebungen und Spielen.

Als das schädliche Moment, welches bei anhaltender Nnhe-Arbeit die Kurzsichtigkeit des Auges herbeiführt, — ich sehe von der erblichen Anlage ab [^] ist vor Allem der bei der Convrgenz der Augen-Achsen auf einen nahen Gegenstand vorhandene Druck der äußern gespannten Augenmuskeln auf den in der Entwicklung begriffenen jugendlichen Augapfel zu betrachten: es wird letzterem hierdurch eine eiförmige statt der normalen runden Form gegeben. Wenn unter Hinweis ans diese Anschauung im vorigen Jahre ein Zeitungs-Artikel bereits wieder alle unsere hygienischen Maßregeln als fragwürdig hinstellen wollte, weil Stilling in Straßburg durch seine Arbeiten zu einem andern Resultat gekommen sei, so beruht dies auf einem mangelhaften Verständnis; der bezüglichlichen Ergebnisse. Anstatt daß nämlich bisher für die erwähnte Gestalt-Beränderung des Augapfels vorzugsweise die nußern graden Augenmuskeln verantwortlich gemacht wurden, glaubte Stilling nach seinen anatomischen Befunden größeres Gewicht auf die bei den Seitwärtsbewegungen des nach unten gerichteten Blicks — wie er beim Lesen und Schreiben nothig ist — ebenfalls beteiligten schrägen Augenmuskeln <Obli,Mis sn^srior) legen zu sollen.

Aber auch ohne Gestaltsveränderung — immer giebt die dauernde Nahe-Arbeit die nächste Beranlassung — kann durch eine Art Krampf des AccommodationSmuskels Kurzsichtigkeit entstehen,[^] indem die hierbei eintretende stärkere Krümmung der Krvstalllinse die einfallenden Lichtstrahlen stärker zusammenbricht und so nicht auf der Netzhaut, sondern vor der Netzhaut zu einem scharfen Bilde vereinigt. Soll letzteres, wie es zum deutlichen Sehen erforderlich ist, auf der Netzhaut selbst entworfen werden, so muß man ein Zerstreuungsglas, eine Eoncav-Brille vor das Auge setzen. Wenn demnach in beiden Fällen von Kurzsichtigkcit zum Sehen in die Ferne ein Eoneav-Glas erforderlich ist, so ist die Ursache doch verschieden: einmal zu große Länge der Augen-Achse (Achsen-Myopie), das andere Mal Accommodalioiwkramvf (Krümmungs-Myopie). Letztere kann man durch Einträufeln von Atropin, welches den AccommodationSmuskel lähmt, heilen und somit ein kurzsichtiges Auge wieder in ein normalsichtiges umwandeln. Da durch dauernden Accommodationskramvf auch eine wirkliche AchsenMyopie eingeleitet wird, ferner letztere mit ersterer öfter verbunden ist, so wird eine rarionelle Schul-Hygiene auch eine augenärztliche Untersuchung der Kurzsichtigen von Zeit zu Zeit für erforderlich halten. Dieselbe ist auch nöhlig, um eine richtige Wahl der Brille zu treffen. Gerade nach dieser Richtung hin haben sich in den letzten Jahren die Anschauungen ein wenig geändert, indem man bei gemissen Graden der Kurzsichtigkeit jetzt eher geneigt ist, dauernd das voll corrigirende Concv-Glas, welches ein absolut scharfes Sehen auch in der Ferne ermöglicht, tragen zu lassen. Früher fürchtete man die unter diesem Glase beim Nahe-Arbeiten nothwendige stärkere Anstrengung des AccommodationSmuskels; dieselbe kommt aber wenig in Betracht gegenüber dem Bortheil, daß der Kurzsichtige mit der Brille Druck und Schrift weiter abhalten kann und somit die schädliche übermäßige Eonvergenz-Stellnung der Augen vermieden wird. Viele Personen tragen, wie die Erfahrung lehrt, von Jugend auf Brillen, die ihre Kurzsichtigkeit vollkommen ausgleichen, ohne daß letztere mit den Jahren zugenommen oder ihr Sehvermögen in irgend welcher Weise gelitten hätte. Allerdings muß dann auch mit der Brille wirklich die richtige Entfernung von der Nahe-Arbeit inne gehalten werden. Für den so zu erlangenden Gewinn, dem Fortschreiten und der Zunahme der Myopie vorzubeugen, könnte man schon die früher erwähnten ästhetischen Bedenken fallen lassen. Uebrigens war Ende des 16. Jahrhunderts in Italien das Brillentragen bereits einmal in Mode gekommen. So konnte Hieronymus Mercurialis die Frage auswerfen: Warum sehen wir in Italien so viele Brillenträger, in Flandern, Böhmen und Deutschland so weniges Vergeblich sucht er eine Erklärung: manche seien zwar der Meinung, daß es vom vielen Weintrinken herkomme, aber das wäre doch unmöglich, denn darin zeigten sich die Teitschen den Italienern weit überlegen. Wir finden die Erklärung viel näher darin, daß bei der hohen Blüthe, in welcher damals die italienischen Universitäten standen, sehr Viele sich den gelehrten Studien Hingaben.

Wenn in der Entstehung und Zunahme der Erziehungs-Kurzsichtigteit die Hauptgefahr liegt, welche durch die Schulen der Sehkraft unserer Jugend droht, so möchte ich doch nicht unterlassen, noch auf einen andern hygienischen Mißstand hinzuweisen, welcher ebenfalls, wenn auch in geringerem Grade und unter besonderen Verhältnissen, geeignet ist, die Augen zu schädigen. Ich meine die Unreinlichkeit, die in den meisten Schulen herrscht, die massenhaften Stanb- nnd Schmutz-Anhäufungen in den Classe», welche bei der Entstehung und Verbreitung von Erkrankungen der Augenlid-Schleimhaut eine große Nolle spielen. Solche Epidemien treten ziemlich häusig ans; in den letzten Monaten sind in Holzminden deshalb die Schulen geschlossen worden, vor einiger Zeit in Corbnch; in Baden und Schlesien waren vor wenigen Jahren zahlreiche Lehranstalten ergriffen. Es heißt gewöhnlich, „die ägyptische Augenkrankheit" sei ausgebrochen: wenn man hierunter die sonst als Trachom oder Granulationen bezeichnete BindehautsErkrankung versteht, welche außerordentlich gefährlich und langwierig mit Einlagerung von runden, gelblich aussehenden Börnchen einhergeht, so ist die Benennung unrichtig. Es handelt sich meist nur um schleimige Eatarrhe, öfter auch um Vermehrung der normaler Weise vorhandenen Lpmphbläschen. Immerhin aber wird der Unterricht unterbrochen, und eine bisweilen lang dauernde, unbequeme und zu Rückfällen neigende Erkrankung bewirkt. Wenn auch der plötzliche Ausbruch solcher Epidemien durch besondere schädliche Einflüsse bedingt ist, so liegt doch in dein Reizzustande der Schleimhaut, welcher durch den Aufenthalt in der staubigen Atmosphäre der gelegentlich noch überfüllten Eimsen-Zimmer entsteht, die Disposition zur Erkrankung und zur Ausbildung derselben. In Lehr-Anstalten, in denen keine Epidemie herrschte, habe ich unter circa 1600 Schülern 34pC. gefunden, deren Augen-Bindehaut abnorme Btutfülle, Eatarrh oder stärkere Entwicklung der Lymph-Follikel zeigte. Daß auf eineln solchen Boden irgend eine epidemisch auftretende Schädlichkeit sich üppig entwickelt, ist erklärlich.

Von dem Nachtheil, welchen das Einathmen dieser slaubgeschwängettcn Luft ans erkrankte Lungen bringen kann, von der Möglichkeit einer Nebertragug ansteckender ,<leime, will ich nicht sprechen: schon die angeführte Thatsache dürfte genügen, eine größere Reinlichkeit der Schnlzimmier aufs Dringendste zu fordern. Man sorgt jetzt überall für die künstlichsten Ventilations-Einrichtnngen um frische Luft zuzuführen; den dicken Staub und Schmutz läßt man unbeachtet. In manchen Schulen wird nur Mittwoch und Sonnabend Nachmittag der Fußboden gekehrt, das heißt, da es ohne Auwendung von Wasser geschieht, der Staub wird ausgewirbelt und zu einer Niederlassung an anderer Stelle höflichst eingeladen. Ein nasses Aufwischen und Scheuern geschieht nur zweimal im Jahre, in den Osterund Michaeli-Ferien. Welche Masse von Staub sich demnach in Schulzimmern, die von 4i) bis 60 Schülern mit beschmutztem Schuhwerk zu jeder Jahreszeit begangen werden, anhäufen muß, kann man sich denken, zumal noch im Winter bei Local-Heizanlagen der entsprechende Sohlen-Abfall hinzukommt. Selbst in den besser sitnirten großstädtischen Schulen sieht es mit, der Sauberkeit in den blassen noch recht übel aus. So schreibt H. Cohn: „Mit der Reinlichkeit ist es in den Breslauer Schulen schlecht bestellt. Dicker Staub liegt überall, jeder Gasarm ist mit Staub bedeckt. Die Leinwand-Vorhänge in der Elementarschule ans der Kirchstraße sind in den ersten acht Jahren des Bestehens der Schule niemals gewaschen worden. Nach dem neuen Programm der städtischen höhern Töchterschule «Ostern 1886) werden täglich alle Räume gekehrt und alle Möbel abgestaubt, aber nur alle sechs Wochen Zimmer und Eorridor gescheuert." In Frcmksurt a. M. sollten, wie vor Kurzem in den Zeitungen stand, betreffs einer besseren Reinigung neue Vorschriften erlassen sein; es ist aber auch dort bisher beim Alten geblieben, trotzdem man sich bei einer Untersuchung über die Stanbzuführung durch die Heiz-Kanäle überzeugte, daß diese Verunreinigung vollständig verschwindend sei gegen den sonst in die Classen gebrachten und in ihnen aufbewahrten Staub.

Bis jetzt werden in den Frankfurter öffentlichen Schulen nach einer Instruction für die Schuldienere vom Jahre 1881 täglich die sämmtlichen Loyalitäten ausgekehrt und abgestaubt, wöchentlich einmal feucht aufgewischt und vierteljährlich gründlich gereinigt.

Es wird demnach immer wieder von Neuem die mahnende Stimme erschallen müssen. Da es sich hier überall um Dinge handelt, für welche besonders der Arzt sachverständig ist, so kann es nur als eine durchaus zeitgemäße und wohlbegründete Forderung erscheinen, daß die Schulen dauernd unter die Aussicht eines solchen gestellt werden. Der Arzt wird auf alle die Gesundheit schädigenden Uebelstände die Aufmerksamkeit zu lenken haben. Was nach der Beziehung hin, abgesehen von den oben erwähnten und sonstigen bekannten Krankheits-Ursachen noch hier und da als „locale Eigenthümlichkeit“ vorkommt, ist kaum glaublich. In einem Hefsischen Gymnasium z. B. mußten durch Jahrzehnte hindurch die Tintenflecke auf den Tischen von den Schülern selbst, auch von den jüngsten, auf Befehl der Lehrer entfernt werden und zwar geschah dies, zum Theil unter ihrem Vorwissen, mit Salzsäure und Glasscherben. Erst als von ärztlicher Seite der Director auf die Gefahr für Augen und Haut bei diesem Manöver, das ihm unbekannt geblieben, aufmerksam gemacht worden war, erfolgte endlich Abstellung.

Weiter wird der Schularzt auch darauf zu sehen haben, daß die getroffenen hygienischen Einrichtungen wirklich zweckentsprechend benutzt, und geschehene Anordnungen in der That ausgeführt werden. Besonders in letzter Richtung kann er, wie jeder, der sich praktisch mit dieser Angelegenheit beschäftigt, zugestehen wird, noch recht viel leisten.

Ueber die Form, in welcher die Schaffung solcher Schularztstellen geschehen soll, läßt sich streiten.

Ich möchte es zur Zeit und im Anschluß an bestehende Einrichtungen für das Passendste halten, daß in jeder Schul-Deputation und in jedem Schul-Curatorium ein erfahrener und mit dem vorliegenden Gegenstände vertrauter Arzt Sitz und Stimme habe. Gerade dadurch, daß er Mitglied einer Art Aufsichtsbehörde ist, wird er auch für feine hygienischen Anträge am nachdrücklichsten wirken können; übertriebenen oder unerfüllbaren Forderungen ist aber in der collegialen Behandlung der Fragen ein genügendes Gegengewicht gegeben. Für besondere zeitraubende Special-Untersuchungen kann der betreffende Arzt gewiß leicht die Unterstützung geeigneter Collegen finden. Wenn in dieser Weise die Schulbehörden, Lehrer und Aerzte und mit ihnen im Bunde die meistbetheiligten, die Eltern, die sich durch keinerlei Rücksichten abhalten lassen sollten, offen die von ihnen bemerkten Uebelstände anzuzeigen, — wenn alle diese sich zu gemeinsamem Thun und Arbeiten für Hebung unserer Schulen und unserer ganzen Erziehungsmethode vereinen, dann können wir die Hoffnung hegen, daß unsere Nachkommen sich einer größeren geistigen und körperlichen Gesundheit erfreuen werden.

Des Lebens Mühen all' und ulle Sorgen
Bezieh» sich auf ein künftiges Geschlecht.
Ausbilden war das Leben unserer Eltern,
Für unsere Kinder sorgen, ist nun uns
TaS Leben!

Heben der Europäer in Indien.

von

Mchard Garbe

— Königsberg. —

lauben Sie etwa, ich sei nach Ealcutta gekommen, um die Lust zu genießen? wurde dem Maler Hillebrandt im Jahre 1863 von einem Friseur erwidert, den: er sein Erstaunen über den exorbitanten Preis äußerte, welcher für das Haarschneiden verlangt wurde. (Reise um die Erde, 7. Auflage, S. 39.)

An diese Geschichte bin ich während meines Aufenthalts in Indien oftmals erinnert worden. Solche Wendungen wie die obige sind in aller Munde: Xoboäv Zoes t« Inckia t'or a elmu^s ok air „Niemand geht nach Indien um des schönen Klimas willen.“ Der dortige Ausenthalt gilt dem Europäer als ein Exil; Beamte, Offiziere, Aerzte, iiaufleute und Gewerbetreibende betrachten das Leben in Indien im Lichte äußerer Rücksichten. Wer sich drüben ein Bernlögen oder das Anrecht auf eine namhafte Pension erworben, die ihm und den Seinigen in der Hemmt eine behagliche Existenz sichert, der segnet den Tag der Heimkehr. Auch den Gelehrten, welche Dienste bei der englischen Regierung genommen oder denen das besondere Glück eines unabhängigen Studienaufenthalts in Indien zu Theil geworden, ergeht es nicht anders; so hoch interessant ihnen auch die eigene Anschauung des wunderbaren Landes und Volkes ist, und so sehr sie die wenigen gebotene Gelegenheit zu wissenschaftlichen Erwerbungen und Forschungen, die nur an Ort und Stelle vorzunehmen sind, zu schätzen wissen — das Leben im Lande kann als solches auch ihnen keine Freude sein. Eine Ausnahme bilden nur die wenigen, welche durch ihren Beruf oder durch die Zwecke ihres Aufenthalts in eine kühle Gebirgsstation geführt sind, und die wohlsituirten Vergnügungsreisenden, welche in der kalten Jahreszeit, von November bis Februar auf der bequemen Heerstraße von einem sehenswerthen Orte zum andern reisen und dann nach ihrer Heimkehr nicht selten berichten, Indien sei ein prächtiges Land und viel besser als sein Ruf; der Europäer lebe dort in großen, schönen Häusern im vollsten Ueberfluß, führe ein höchst lururiöses Leben, pflege aber trotzdem undankbarer Weise Klagen gegen das herrliche, sonnige Land vorzubringen und von Leiden und Entbehrungen zu sprechen. Niemand sollte sich ein Urtheil über Indien und das Leben in Indien erlauben, der nicht wenigstens eine heiße Zeit und eine Regenzeit im Lande zugebracht hat. Von Mitte März bis Ende October kehrt Indien Seiten heraus, von denen der Tourist der kalten Monate keine entfernte Vorstellung hat; was ihm zu jener Zeit in den europäischen Häusern als Luxus erscheint, das ist in den übrigen zwei Dritteln des Jahres eine absolute Notwendigkeit. Da ich die Leiden des eigentlichen Sommers und der darauf folgenden Regenzeit an anderen Orten zu schildern versucht habe, so will ich hier nicht des Näheren auf das freudlose Leben jener Monate und die Gefahren eingehen, welche vor allem andern Sonnengluth und Fieber bedeuten. Diese beiden hauptsächlichsten Gefahren werden gewöhnlich von dem Indiefahrer vor Antritt seiner Reise unterschätzt, wenigstens pflegt der Gedanke an dieselben hinter dem unheimlichen Bilde einer züngelnden Schlange zurückzutreten. In Wahrheit aber ist die Schlangengefahr in Indien fast gleich Null, d. h. für den Europäer, der es an der landesüblichen Vorsicht nicht fehlen läßt und weder im Dunkeln ausgeht noch im Hause sich in unbeleuchtete Räume begibt. Die MOM Opfer, welche auf der Halbinsel alljährlich der Biß giftiger Schlangen fordert, sind fast ausschließlich Eingeborene. Das Fläschchen Ammoniak, das ich wie manche andere Reisende in den ersten Wochen meines Aufenthalts in Indien als Gegengift für Schlangenbisse mit mir herumtrug, kann man getrost zu Hause lassen; tausendfach wichtiger als solch ein Mittel ist die Beschaffung der unter den Tropen erforderlichen Kopfbedeckung. Wer nicht früher Gelegenheit gehabt hat, sich mit einer solchen zu versehen, der darf nicht versäumen auf der Reise in Port Said sich einen starken Hut aus Kork oder Sholaholz mit einer breiten niederfallenden, das Genick beschattenden Krämpe zu kaufen. Auch in den Wintertonaten bietet ein europäischer Filzhut keinen Schutz gegen die Gefahr des Sonnenstichs, wie leider das Beispiel vieler unvorsichtiger Reisender gelehrt hat. Der Engländer unterscheidet ein tUOk «f tllis 8UU, das sich in hitzigem Fieber äußert, von dem eigentlichen eine Gehirnerweichung hervorrufenden und zu raschem Tode führenden sno.8tiok<z. Auch ist es rathsam sich mit schwarzen Gläsern — und zwar solchen, welche das Auge auch auf der Seite unter der Schläfe beschatten — zu versehen, selbst wenn das Organ kräftig genug

ist um unbedeckt die außerordentlich blende Helle des tropischen Sonnenlichts zu ertragen; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß der Sonnenstich auch durch das Auge vermittelt werden kann. Blaue Augen sind in Indien gefährdeter als andersfarbige. Eine weitere nothwendige Vorsichtsmaßregel ist die Impfung; denn die Pocken grassiren beständig in Indien, namentlich im Monat Februar, und die Gefahr der Ansteckung ist bei den indischen Verhältnissen eine sehr viel größere als in Europa. Täglich und stündlich ist man derselben ausgesetzt, z. B. bei der Benutzung eines Miethswagens, in dem vor wenigen Minuten ein eingeborener Pocken-Reconvalescent gefahren. Oft liegt in den Häusern der Diener ein Familienmitglied an den Blättern darnieder, was diese dem Europäer natürlich aus Furcht die Stelle zu verlieren verschweigen; sie bringen die Nacht in der inficirten Wohnung zu und kommen des Morgens direct aus derselben um die Kleider ihres Herrn zu reinigen. Ich wurde auf diese Zustände erst in Benares aufmerksam gemacht und mußte eilen dort die vor meiner Abreise versäumte Impfung nachzuholen, obwohl deren Folgen in Indien sehr viel unangenehmer sind als daheim. Der Arm entzündet sich, wenn die Schutzpocken wachsen, und schwillt arg bis unter den Ellenbogen an; desgleichen die Drüsen in den Achselhohlen. Diese unerfreulichen Erscheinungen sind von 6—7 tägigem Fieber begleitet, das sich bei Einzelnen bis zum Teliriren steigern soll; und dann vergehen schließlich Wochen, bis sich die durch Vereiterung der Impfstellen entstandenen Wunden vollständig geschlossen haben, da jeder Heilungsproceß bei Europäern in Indien äußerst langsam vorwärtsschreitet. Die Art, wie bei mir die Vaccination, zu der die Lymphe einem native IiÄvv entnommen wurde, anslug, zeigte inir übrigens die Größe der Gefahr in der ich geschwebt hatte.

Ter Engländer, welcher nach Indien reist, kauft sich vorher eine vollständige Ausrüstung on Klo« (cmttit), in welcher außer der für die verschiedenen indischen Jahreszeiten geeigneten Wäsche und Kleidung alle für die Neise nothivonoigen Utensilien enthalten sind. Solch ein «uttit ist unverhältnismäßig kostspielig und durchaus kein Bedürfnis; Es genügt vollkommen sich bei der Ankunft in Bombay oder Ealcutta seinen Bestand an Wollhcnden durch eine Anzahl ganz leichter gewebter oder flanelleiner Heinden zu ergänzen, sich so und so viele Anzüge aus Drill und dünnen Baumwollenstosfen (nur Beinkleid und Jacke) zu bestellen und einige Paar Leinwandschuhe sowie ein Dutzend gewebter Socken zu kaufen. Man muß, zumal wenn man einen längeren Aufenthalt im Norden der Halbinsel zu nehmen beabsichtigt, sowohl mit der denkbar leichtesten Kleidung für die heiße Zeit als auch mit ganz warmen Wintersachen ausgestattet sein. Ein dicker Ueberzieher ist für die kalten Monate eine absolute Nothivndigkeit.

Das Hotelleben ist in Indien noch weit unerfreulicher als in Europa. Zwar find die Preise nicht erorbitant und die Verköstigung meistens reichlich und gm; aber man findet selten in den Hotels die Nnhe, welche man zumal bei angestregnster Geistesarbeit, in Indien doppelt nöthig hat. Zndern sind alle indischen Hotels ausnahmslos Pensionen, in denen man sämtliche Mahlzeiten zu bezahlen hat, ob man sie genießt oder nicht. Die wenigsten Häuser besitzen sich im Besitz von Europäern; die Bombayer Hotels gehören Parsis, mit Ausnahme des großen geräuschvollen LsplariacIs Hotels, weiter ins Innere hinein sind die Eigenthümer nicht selten Muhammedaner oder Halfcastes. Hotels giebt es natürlich überhaupt nur in den größeren Städten auf dein betretenen Touristenwege; an weniger besuchten Orten findet man zur Unterkunft wohl ein sogenantes Iravllor's onn/Mo^v, ein einfaches Haus mit wenigen Zimmern, in das man alles zur Leibesnahrung und Nothdurft Erforderliche mitbringen muß, vor allen Dingen einen Koch und das nöthige Küchengeräth und Eßgeschirr. Oft genug ist der Reisende einfach darauf angewiesen Gastfreundschaft in europäischen Häusern anzunehmen, und diese wird auch noch heut zu Tage liberaler und bereitwilliger in Indien geübt als anderswo.

Wenn ich es unternehme, einen europäischen Haushalt in Indien zu schildern, so muß ich naturgemäß von mancherlei Differenzen absehen, die in den localen Eigenthümlichkeiten — ob Großstadt, kleinerer Ort oder out vk tke ^vav plac's — und in dem Range oder den BerniögenVerhältnissen des Hausherrn begründet sind. Der äußere Zuschnitt, namentlich die Anzahl der Diener, ist jedoch bei Europäern, die zur Gesellschaft gehören, im Großen nnd Ganzen übereinstimmend, soweit Abweichungen nicht durch eine größere Zahl von Familienangehörigen und Hausgenossen bedingt sind. Ich habe bei meiner Darstellung das Hauswesen eines Beamten in einer indischen Mittelstadt im Auge und entlehne die Einzelheiten zum Theil den Notizen, welche ich mir während der zwei schönen Monate gemacht, die ich als Gast in dem Hause des Herrn Dr. Thibnut in Benares verlebte. Ich habe dasselbe mit vielen anderen Haushaltungen zu vergleichen Gelegenheit gehabt und darf es um so eher für ein indisches Normalhaus ansehen, als die lebenswürdige Gattin Dr. Thibauts über eine seltene Kenntniß einheimischer Zustände verfügt und stets mit großer Umsicht bemüht ist allen Anforderungen äußeren Tecorums ebenso wie denen der Sparsamkeit zu genügen. Abgesehen von den großen Centren Bombay, Calcutta, Madras sind mehrstöckige europäische Häuser sehr selten. Die Bungalows sind große, einfache, massive, weiße Gebäude, um welche von allen Seiten eine Veranda herumläuft, gewöhnlich mit Schindeln aber auch zuweilen noch mit Stroh gedeckt, hie und da mit plattem Dach. Sie gehören im Innern des Landes fast ausnahmelos Eingeborenen und werden, von Europäern monatweise gemiethet; ein Haus von 7—8 Zimmern kostet dort 50—100 Rupien im Monats, in Ealcutta oder Bombay jedoch wohl das drei- oder vierfache. Das Haus hat außerordentlich wenig

*) Herne ist der Curs der Nupic bis auf 1 Mk. 50 Pf. gesunken.

Fenster, manchmal gar keine, dagegen um so mehr Thüren, nach der Veranda zu Glasthüren, welche das Licht einlassen und von außen durch grüne Jalousien verschließbar sind. Schlösser lassen sich in indischen Thüren nicht anbringen, weil die fabelhafte Feuchtigkeit der Regenzeit im Berein mit der Hitze alles Holz krumm zieht; sie werden deshalb durch Riegel, hie und da auch durch Ouerstangen, ersetzt. Im Innern des Hauses — in der kühlen Jahreszeit bei Tage auch nach der Veranda zu — stehen die Thüren gewöhnlich der besseren Ventilation wegen geöffnet und werden nicht selten ganz entfernt; an ihrer Stelle find einfache Portieren so angebracht, daß der obere Theil der Thüröffnung nicht bedeckt wird. Die Zimmer sind 18—24 Fuß hoch oder höher und, da das Klima Tapeten im Handumdrehen vernichten würde, einfach weiß gekalkt wie die Außenseite des Hauses. Tie Tecke ist gewöhnlich nicht durch Fachmerk, sondern durch starkes weißes Zeug gebildet, in Folge dessen aus den Gebrauch der nützlichen Bodenräume verzichtet werden muß. Jedes Zimmer belegt man mit einer aus dünnem Rohr geflochtenen Matte, die für den Raum besonders hergestellt wird und häufig Gefängnißarbeit ist. Ich habe nackte braune Sträflinge mit gefesselten Füßen in Privathäusern solche Matten anbringen selien. Ueber denselben liegt meist ein einfacher ebenso den ganzen Boden bedeckender Teppich. Neben jedem als Wohnraum berechneten Zimmer befindet sich ein dnrlri-romn, das gepflastert und mit einem Loch in der Wand zum Ablaufen des Wassers versehen ist. Dieses Loch läßt eine sorgsame Haussrau von außen vergittern, weil dasselbe als ein beliebter Eingang für Schlangen gilt. Die Badevorrichtung selbst ist meistens sehr dürftig; geräumige Stein- oder Zink-Wannen habe ich nur in den größten hauptstädtischen Häusern gesehen, und auch dort sind Holzbütten, Zink- oder gar Thongefäße von mäßiger Größe üblich, mit deren Hilfe man das im Orient täglich nöthige warme Bad, so gut es eben geht, durch Ueberspülen oder Begießen sich herzustellen bemühen muß. Die Badezimmer, in mittelgroßen Häusern gewöhnlich vier, sind natürlich in der Zahl der Wohnungsräumlichkeiten nicht einbegriffen. Eine Küche befindet sich nicht in dem Bungalow, da die Gerüche derselben und die Wärme des Heerdes sehr lästig werden würden; ihre Stelle vertritt das unfern im Hofe stehende Kochhaus, häufig ein überaus einfaches Gebäude aus Lehm, den Stallungen ähnlich.

Das Mobiliar pflegt in den indischen Haushaltungen mangelhaft und auf das nothmenoigste beschränkt zu sein, nur das 6rc,n-mx-i-««m ist hübsch in der bekannten zwanglosen englischen Manier eingerichtet. Im Uebrigen fragt man nicht nach Eleganz, sondern nach Eomfort, dem ersten Erforderniß, welchem alle häuslichen Rücksichten untergeordnet werden. Der Europäer empfindet seine indische Wohnung eben nie als ein wirkliches Heim, und darum ist Alles auf die Eventualität eines plötzlichen Abbruchs eingerichtet; schon wenn ein Beamter oder Offizier versetzt wird, lohnt es bei den riesigen Entfernungen fast nie irgend etwas an Ameublement mit sich zu nehmen. Man kauft und verkauft mit einer Leichtigkeit, die eine deutsche an ihrer Aussteuer Hangende Hausfrau zur Verzweiflung treiben würde. Kleiderschränke, Eommoden, Tische, Stühle wechseln beständig ihre Besitzer und sehen natürlich oft nicht nur sehr altvüterifch, sondern anch manchmal recht schäbig aus. Ein verheiratheter Oberst erzählte mir, daß er vor einigen Jahren bei einer Versetzung sein ganzes Mobiliar nebst einem Pferde sür 220 Mark verkauft habe. Da Glas- und Porzellan-Manufacturen nicht im Lande eristiren und deshalb alles feinere Geschirr sehr theuer ist, nimmt man es mit bestoßenen Tellerrändern nicht sehr genau; auch in den Tischdecken kann man gelegentlich Löcher sehen.

Ein indischer Haushalt wird aus diesen Gründen mit ziemlicher Leichtigkeit in ein anderes Gebäude oder auch in Zelte übertragen. Dieses gewähren dem Europäer in den kühlen Monaten einen äußerst behaglichen Aufenthalt und lassen nichts von dem häuslichen Comfort vennissen. Wenn die Beamten auf den jährlichen JnsvectionSreisen durch ihren District von Ort zu Ort ziehen, so werden die Zelte von den Dienern im Nu abgebrochen, sammt ihrem Inhalt auf Wagen geladen, und in wenigen Stunden steht das leinene Haus an seinein neuen Bestimmungsorte genan so wie es an dem vorigen stand. Gewöhnlich wird eine Reihe von Zelten sehr geschickt mit einander verbunden und auf diese Weise eine ganze Anzahl nebeneinander liegender Zimmer hergestellt. Das Leben „in cam^' wird als eine Erholungszeit von dem Beamten begrüßt und nicht selten von der Familie desselben getheilt. Im Sommer wird der Aufenthalt in Zelten durch die Hitze nnd in den Negegenmouaten durch die Niederschläge unmöglich gemacht.

Die europäischen Hänser sind im Innern des Landes von außerordentlich großen Höfen (in Indien Oompunnil« genannt) umgeben; mit dem oft mehrere Morgen weit brach liegenden Lande scheint dem Ankömmling eine nutzlose Verschwendung getrieben zu werden. Doch ändert sich auch in dieser Hinsicht die Anschauung, sobald die kurze Spanne der kühlen Jahreszeit abgelaufen ist. In der schwülen Glnthluft der folgenden sieben Monate, in denen man vergebens nach einem erfrischenden Lüftchen lechzt, würde die Beengung durch naheliegende Bauten etwas wahrhaft Erstickendes haben. Auch die im allgemeinen übliche Kahlheit der Höfe, in denen wohl hie und da ein Baum steht, aber sonst oft weder ein Strauch noch eine Blume dem Auge eine Abwechselung bietet, erklärt sich während der Regenzeit als eine Maßregel von sanitärer Bedeutung: je weniger Vegetation, desto geringer die Gefahr des Malaria-Fiebers. Gärten sind zu jener Zeit, in der man selbst den Grasivuchs mit der Sense nach Kräften niederzuhalten sucht, übelriechende Brutstätten giftiger Miasmen. Wenn aber auf diese Periode der unablässigen. Alles überschwemmenden und zersetzueden Negen die trockene staubige Wiuterzeit folgt, so fehlt es an der zur Erhaltung der Gärten nothwendigen Feuchtigkeit. Es ist eben in Indien Alles entweder zu wenig oder zu viel. Die Beete der Gärten muffen mehrere Handbreit unter den Fußwegen liegen, damit sie durch Drainagen aus dem Brunnen des Hofes gespeist werden können. Zwei Buckel ochen sind angestellt, um das Wasser aus denselben heraufzubefördern. An einem über eine Winde lausenden Strick ziehen sie den Eimer aus der Tiefe, und langsamen Schrittes kehren sie, ihn wieder herablassend, zu dein Brunnen zurück. Ende October werden die Gärten in Stand gesetzt, und Mitte November beginnt die Rosenblüthe, welche ihren Höhepunkt um die Wende des Jahres erreicht. In dieser Zeit prangen wohlgepflegte Gärten, wie z. B. die riesigen Anlagen, die das 6«vernuioit Kollegs in Benares umgeben, in einem entzückenden Blumenflor; ich dachte an das heimatliche Schneeestöber, als ich an dem warmen Weihnachtsabend 1885 in jenem grünenden, blühenden nnd duftenden Garten lustwandelte, der uns für ein deutsches WeihnchtSfcst einen frchtschiveren (Zitronenbaum lieferte.

Zu denNothwendigkeiten des Lebens in Indien gehören für den Europäer Wagen und Pferde, ohne welche sich anch der Aermste nicht behilft und nicht behelfen kann. Ein einzelner junger Mann mag sich auf ein Reitpferd beschränken, doch wird er an den schwülen Sommerabenden die Spazierfahrt in einem beyuemen europäischen Wagen schmerzlich vermissen. Auch mit Pferden wird selten in Indien Lurns getrieben, da fremde und edlere Rasienthierc sehr leicht dem Klima erliegen. In den Küstenstädten findet man die großen starkknochigen Australier häufig vertreten, im Innern sind die einheimischen («ountrv dre,I) Pferde durchaus die Regel. Obwohl weder schön noch besonders anodauernd, sind dieselben doch für alle praktischen Zwecke genügend und haben den Vorzug großer Billigkeit. Man kauft ein gutes junges Pferd zum Fahren oder Reiten für 150 Rupien, und die Unterhaltungskosten belaufen sich monatlich auf kaum mehr als 4 oder 5 Rupien. Wohl jedes europäische Kind erfreut sich in Indien eines eigenen Ponys; denn solch ein Tlierchen ist ein gar insiAnicant snlmäl, für das die Futterkosten da, wo mehrere andere Pferde gehalten werden, fast gleich Null sind. Biels Ponys sind von einer wahrhaft lächerlichen Kleinheit, nicht viel größer als ein stattlicher Hund, und dann, schon für 10 Rupien oder noch billiger zu haben. Während meines Aufenthalts in Benares kaufte ein Missionar für feinen Sprößling einen Pony gar nm 4 Rupien, allerdings ein entsetzlich dürstiges und verhungertes Thierchen, das vor feiner Krippe stand, ohne das ihm vorgeschüttete Korn zu berühren. Man schickte nach dem Verkäufer und fragte ihn, was dem Pony fehle, daß er nicht fräße. „Er ist nicht an diesen Gebrauch gewöhnt," war die Antwort. Schon die Babys werden im sicheren Sattelstuhl und von der Kinderfrau gehalten auf den Rücken des Ponys gesetzt, den der Stallknecht am Zügel führt.

Eine große Gefahr droht den Pferden in Nordindien durch die Vergiftung, welche von einer niedrigen Kaste oder vielmehr von eincin OutoastStamm, den Doms, geradezu berufsmäßig geübt wird. Diese Leute schleichen sich bei Nacht in die Ställe, wo sie den Pferden vergiftetes Brot zu fressen geben, und da sie gleichzeitig das Amt des Abdeckers verwalteten*), kommen am folgenden Tage entweder sie selbst oder ihre Eomvlicen um den Leichnmcrr abzuholen, der dann — ich wollte die dort allbekannte Thatsache lange Zeit nicht glauben — von den Doms gegessen wird. Der Tod des Thiers« soll durch das von den Schurken angewendete Gift so schnell erfolgen, daß das Fleisch selbst gar nicht von demselben afsicirt wird. Wenn man übrigen« meint, daß solche Lebensweise die Doms als die untersten aller Parias kennzeichne, so irrt man; in Indien ist an Grauen und Ekel erregender Scheußlichkeit mehr zu finden, als in der übrigen Welt. Die niedrigsten aller Parias sind die Aghoris, bei deren Nennung Jedermann in Indien die Haut schaudert («k. Sherring, a. a. O. S. 269); denn sie sressen todtc Katzen und Hunde, wie überhaupt alle Cadaver, auch menschliche, wenn sie deren habhast werden können. Da Indien in so wunderbarer Weise seine Gebräuche seit Jahrtausenden bewahrt hat und in dieser Hinsicht das conservativste Land der Erde ist, so verlohnt es sich wohl an die Nach-? richent des Herodot von den menschenfleischfressenden Völkerschaften in Indien zu erinnern. Derselbe erzählt III, 38, daß die Kalatier ihre eigenenZ Eltem aufzehrten, und weiß III, 99 von dem im Osten wohnenden Volks- ^ stamm der Padäer zu berichten, daß dessen Angehörige sich von rohem Menschenfleich nährten und nicht nur die alten Leute sondern auch ihre eigenen Verwandten, wenn sie krank würde», schlachteten aus Furcht um das Fleisch zu kommen, falls der Betreffende an der Krankheit dahinschwände. Ob das die Stammväter der heutigen Aghoris gewesen sind? Kein Wunder übrigens, daß die Arier schon als sie in grauer Vorzeit in Indien eindringen, und später noch mehr, ihrem Abscheu vor den Ureinwohnern des Landes den bekannten crassen Ausdruck verliehen, wenn Menschen mit solchen und ähnlichen Sitten ihnen entgegentraten!

Doch ich will von den „indischen Brüdern" zu dem Hauswesen des Europäers zurückkehren. Außer den Pserden und den oben erwähnten Brunnenochsen muß das lebende Inventar auch einige Kühe umfassen, da die im Bazar verkaufte Milch von sehr verdächtiger Qualität und oft geradezu schädlich ist. Seitdem man mehr auf diesen und auf ähnliche Punkte achtet und im Allgemeinen ein rationelleres Leben führt als früher, ist der Gesundheitszustand der Europäer in Indien entschieden ein besserer geworden. Rathsam ist es in Indien verheirathst zu sein, da die indolenten

Tiener in allein und jedem controllitt werden müssen, wie es eigentlich nur das sorgsame Auge einer umsichtigen Hausfrau vermag. Erwähnen will ich als ein Beispiel, daß die kupfernen Kochgeschirre, in denen stimmliche Speisen zubereitet werden, regelmäßig alle 14 Tage oder wenigstens alle Monate neu verzinnt werden müssen. Viele Junggesellen sind früher, weil sie diese wichtige Maßregel entweder gar nicht oder nicht genügend beobachteten, an langsamer Grünspanvergiftung zu Grunde gegangen.

Man ißt in Indien gut und reichlich, um sich gegen das ausreibende Klima widerstandsfähig zu erhalten. Der leicht sich einstellenden Appetitlosigkeit wird durch scharfgewürzte, mit Curry zubereitete Speisen entgegengewirkt. Beim Genuß geistiger Getränke ist große Mäßigkeit rathsam, aber völlige Enthaltksamkeit, die von Theoretikern bei uns nicht selten dem Indienfahrer empfohlen wird, ist vom Uebel und führt bei demjenigen, der an den Genuß von Spirituosen gewöhnt ist, zu baldiger Entkräftung. Das (für den Export stärker gebraute) Pilsener Bier, das man mit 1 M. 20 Pf. bis 1 Mk. 50 Pf. pro Flasche bezahlt, hat jetzt die anderen Biere fast völlig aus Indien verdrängt; doch bekommt man in den großen Hafenstädten allerhand andere europäische Sorten, namentlich das im Orient sehr beliebte Dreher'sche Wiener Bier. Mehr als eine Flasche des Tages pflegt man nicht zu sich zu nehmen, da der Genuß des Biers leicht Unverdaulichkeit hervorruff-, und unter den Tropen kann dieselbe wie alle Magenstörungen zu ernsten Erkrankungen führen. Ich persönlich würde deshalb rathen, Bier nur in der kalten Zeit, im übrigen Jahre dagegen täglich eine halbe Flasche Nothwein zu trinken. Auf Abendgesellschaften pflegt ausschließlich Champagner gereicht zu werden, der wegen des großen Consums in Indien kaum theurer ist als in Europa. An den namentlich bei jüngeren Männern beliebten „P.«A", d. h. Whisky mit Sodawasser, thut man gut sich nicht zu gewöhnen, da aus dem einen pex gar zu leicht mehrere werden. Ich habe meinen Durst wesentlich mit reinem Sodawasser gelöscht, das überall in Indien zu demselben Preise wie bei uns zu bekommen ist. Mit Ausschluß der kühlen Monate müssen natürlich alle diese Getränke erst durch Eis genießbar gemacht werden; in den größeren Städten find heutzutage Fabriken zu chemischer Herstellung desselben errichtet, nach kleineren Orten wird es von dort mit der Bahn in der Nacht versendet.

In ganz Indien ist die nachstehende Reihenfolge der Mahlzeiten üblich. Wenn man sich des Morgens erhebt, nimmt man das okotā Ii.i2iri (kleine Frühstück) zu sich, d. h. eine Tasse Thee mit Weißbrot und Fruchtgelee oder rohen Früchten, so gut Indien sie eben in seinen Bananen, Orangen, Mangos u. dgl. zu bieten vermag. Zu den vielen Enttäuschungen, die auf den Reisenden dort drüben warten, gehört auch das Capitel der Früchte. Der Orient producirt nicht eine einzige Frucht, welche nur annähernd einen Vergleich mit einem guten Apfel oder einer besseren Birnensorte aushält, geschweige denn init unseren Erdbeeren, Pfirsichen und Weintrauben. Zwischen

Zisrd MI!> Sä». xr.vi., IS«. L

neun und zehn Uhr folgt das eigentliche Iia^ir!, das consistente Frühstück, das u. a. mehrere warme Fleischspeisen enthält; und zwischen ein und zwei Uhr das Tifftn, die zweite etwas weniger reichhaltig bemessene größere Mahlzeit. Der Nachmittags-Thee gegen 4 Uhr ist nicht cis riguour. Um 7 Uhr, in einigen Haushaltungen etwas später, findet das Dinner statt, das bartū Kliänn, die Hauptmahlzeit, bei welcher eine große Mannigfaltigkeit von Gerichten selbst in den einfachsten Haushaltungen geboten zu werden pfl egt.

Eine nothwendigeVorbedingung für das Wohlbefinden des Europäers ist, selbst im Sommer, rasche und reichliche Bewegung im Freien, für welche dieZeit nicht fern von Sonnenuntergang und die frühen Morgenstunden zu benutzen sind. Die praktischen Engländer haben in den letzten zehn Jahren das ritsnms-Sviel in Indien eingeführt, das den dortigen Lebensverhältnissen in ausgezeichnete r Weise entspricht und um so mehr, als sich die Damen an demselben betheiligen können. In Folge der außerordentlichen Spannung welche der Verlauf dieses schwierigen Ballspiels erregt, vergißt man fast die fürchterliche Gluth, in der ohne einen solchen stimulu» selbst ernste Vorsätze, soweit sie körperliche Uebung betreffen, zu Nichte werden. Das I^n-o.-wuni8-Spiel ist für die Bewegung eben, was scharfe Gewürze und Curry für die Mahlzeiten sind. Zwischen den spielenden Europäern, die mit ihren gewandten Bewegungen ein hübsches Bild angeregter Lebhaftigkeit abgeben, laufen die braunen halbnaekten Diener hin und her, von denen die niederfallenden Bälle aufgelesen und den Sühibs (d. h. den europäischen Herren), Main SHivs und Miß Sühibs gereicht werden. Nicht nur in dem Compound fast jeden europäischen Hauses ist jetzt ein I^vutsimi.8-Bi^mmä hergerichtet, auf dem sich die Bekannten einmal in der Woche an einem M,r rix eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang in ihren weißen Flanelanzügen, den I^vn-wunis-Schläger in der Hand, einfinden; auch von Hotels, Offiziercasinos und Clubs werden solche Plätze unterhalten. Ein I^wn-tennis-Abend pflegt einen wohlthuenden Einfluß auf die Nachtruhe zu haben, und das ist iu Indien noch weit höher zu schätzen als bei uns. Denn die Nachtruhe gehört auch zu den Schattenseiten des indischen Lebens. Zwar ist das Bett, für welches man übrigsens sowohl in's Hotel als auch in das Haus, in welches man zu Gast geladen wird, Kopskissen und Decken mitzubringen hak, zum Schutze gegen die Mosquitos mit Vorhängen aus ganz feiner Gaze versehen, die an einem Holzgestell angebunden und sorgfältig unter die Matratze gestopft werden; aber trotzdem finden die entsetzlichen Quälgeister — eine der größten Plagen des Orients — nur gar zu oft ihren Weg in das Innere, sei es, daß sie gleichzeitig mit dem zn Bett gehenden hineinschlüpfen, daß sie bei Tage schon in den Falten der Gaze sich versteckten, oder daß sich in derselben ein Loch gebildet hat. Nicht selten wird der Diener, der die Lagerstätte zubereitet, verantwortlich gemacht, wenn er die Revision der Vorhänge gegen Abend nicht sorgfältig genug vorgenommen, und ihm 1 Anna (— 10 Pf.) pro Mosquito am Lohn abgezogen. Aber auch in den Nächten, in denen ihn die Mosquitos nicht zerstechen, wird dein Europäer der Schlaf oft durch schreckliche Unruhe draußen unmöglich gemacht, namentlich wenn es anfängt heiß zu werden und man die Thüren nach der Veranda zu nicht niehr schließen kann.

Das greuliche Geschrei der hungernden Schakale ist die Ouvertüre, dann setzen die Pariahunde ein, nach einer Pause beginnen die Esel mit ihrem grunzenden Gebrüll, und das Alles wird nicht selten, wenn man in der Nähe des Eingeborenen-Viertels wohnt, von den schrillen entsetzlichen Tönen einheimischer musikalischer Instrumente begleitet. Und dazu kommen Gatzen, Hunde, Fledermäuse, quiekende Moschusratten und sonstiges Viehzeug ins Zimmer. Im März werden an den Zimmerdecken die Pankhas, die großen indischen Fächer aufgehängt, deren Luftzug man in der nördlichen Ebene vor Ende October nicht wieder entbehren kann. Aber wenn schon der Pankha am Tage über der glühenden Stirn schwingt*) (dem Neuling übrigens in der ersten Zeit trotz der fürchterlichen Hitze allerlei Erkältungen, Halsweh, Augentzündungen u. dgl. verursachend) sucht man doch das Uebel des Nacht-Phanka, so lange es irgend geht, zu verschieben. Ich bin zuerst mit meinem Bett auf die Veranda hinausgegangen und, als es auch dort unerträglich heiß wurde, unter einen schattigen Baum im Eonpound, der mein Haupt gegen die gefährliche Berührung des Mondscheins schützte, welche schon manchem Schläfer unter den Tropen das Gesicht verzerrt und gelähmt hat. Dort mußte ich die Nachtlampe — man schläft in Indien nie im Dunkeln — höher heraufschrauben und näher ans Bett heranrücken lassen, um durch die Helle etwaige Schlangen zu verscheuchen. Ader man gewinnt doch nur eine Galgenfrist. Nachdem man eines Nachts in der beklemmenden, durch die Gaze der Vorhänge noch erhöhten Schwüle keinen Schlaf inehr gefunden, entschließt man sich seufzend in der nächsten Nacht wieder in's Zimmer hineinzugehen, die Vorhänge vom Bett entfernen und sich den Pankha dicht über der Nase ziehen zu lassen. Es heißt, daß die Mosquitos durch den heftigen Luftzug verscheucht werden,

dock) können nur Leute, die sich eines beneidenswert!) festen Schlafes oder eines wenig wohlschmeckenden Blutes*) erfreuen, diese Behauptung verbreiten. In Ealeuttner Häusern hat man es verstanden, den Pankha mit den Mosquito-Vorhängen zu vereinigen, welche letzteren dann von einer außerordentlichen Größe sein müssen, um dem Pankha und dessen Schwingungen im Innern Raum zu gewähren. Solche das halbe Zimmer füllenden Borhänge werden an einem Gerüst an der Decke befestigt und unten ans dem Boden durch einen Bleisaum niedergehalten. Die ganze Vorrichtung bedeutet einen sehr großen Fortschritt, doch ist dieselbe eben leider nur in der Hauptstadt anzutreffen, und da sie recht kostspielig ist, auch dort nur bei sehr mohlsituirten Familien. Der Pankha über meinem Bett in Benares ist von den dazu angestellten Kulis gleichmäßig scharf nur in ganz wenigen Nächten gezogen worden, und zu Anfang gab es dazu noch einen beständigen Scandal unter den Leuten, die sich über die AblösungsZeiten nicht einigen konnten. Ich habe alles Mögliche versucht, um mir ineine Nachtruhe zu sichern und die Pankhakulis bald mit schrecklichen Drohungen einzuschüchtern getrachtet, bald ihnen für gntes gleichmäßiges Ziehen Bakhfhish in Aussicht gestellt. Aber da hilft weder Zuckerbrot noch Peitsche. So bald die Bewegung in der Nacht erlahmt und die Schwingungen immer langsamer werden, erwacht man schweißtriefend und luftschnappend, auch wenn die Mosquitos nicht, was dann gewöhnlich der Fall ist, in Schwärmen aus ihr Opfer herunterstürzen. In solchen Augenblicken verliert der gutmüthigste Mensch seine Geduld. Im günstigsten Falle ermuntert man den einnickenden Kuli mit dem Rufe: XincKu! (Zieh!) oder I^arubu biitk K«ro! (Mach die Hand lang!); meist aber schläft der Pflichtvergessene, wenn man erwacht ist, schon fest wie ein Bär. Biete Europäer, namentlich Offiziere und Soldaten, haben nun die Gewohnheit für eine solche Eventualität neben dem Bett des Abends das gesammte Schuhzeug aufzustellen und dieses in der Nacht nach dem schlafenden Pankha-Zieher zu schleudern; doch habe ich mich zu solchen menschenunwürdigen Maßregeln nicht fortreißen lassen. Zuerst versuchte ich den Kuli zu wecken, indem ich mich, strömend am ganzen Körper, im Bett aufrichtete um an dem Strick, dessen Ende der Mann in der Hand hielt, mit einem plötzlichen Rucke zu reißen. Mancher behauptet aus diese Weise den Kuli geweckt zu haben; mann aber immer ich das Experiment machte, kam der Strick, offenbar schon der erschlafften Hand entfallen, einfach auf mich zugeflogen. Rufen ist ganz resultatlos; es Hilst also nichts: man muß aufstehen und den Burscheit rütteln, bis er sich grunzend erhebt und schlaftrunken zu seinem Strickende wankt. Unter den obligaten Scheltreden legt man sich nieder, kratzt an seinen Mosquito

Am meisten ist der Europäer im eisten Jahre seines Aufenthalts in Indien, wenn sein Blut noch sub und irisch ist, von Moöquitos gequält. Eingeborene blewcii jo gut wie ganz verschont.

Beulen und kann froh sein, wenn oer sinnige Borgang sich nicht noch einmal in derselben Nacht miederholt. In den zweistöckigen Häusern Calcuttas pflegen sich die Schlafzimmer im oberen Stock zn befinden, von wo der Pankha-Strick über eine Rolle nach dem parterre sitzenden Kuli geleitet ist. Eine mir befreundete Ealcuttaer Familie hatte lange Zeit ein einfaches Mittel den entschlummerten Pankha-Zieher zu wecken angewendet; es wurde nämlich von der oberen Veranda eine Gießkanne auf den Missethäter geleert. In einer schönen indischen Sommernacht aber fing anch daraufhin der Pankha nicht mehr an zu schwingen, und bei näherer Betrachtung zeigte es sich, das; der Kuli sich eines gesunden Schlafes erfreute, unter dem kräftigen Regenschirme des Hausherrn. Junge Kaufleute erzählen, daß sie ihre PankhaKulis regelmäßig vor dem Schlafengehen durchprügeln, das hielte die Leute frisch für die Nacht; ja ein ingenioser Kopf soll darauf verfallen sein, zur Vereinfachung dieser anstrengenden Thätigkeit seinen persönlichen Diener für das Verhalten der Pankha-Zieher verantwortlich zu machen und ihm am Morgen zu hauen, wenn in der Nacht zuvor die Bewegung des Pankha aufgehört hatte. Ter Mann wußte wohl — wenn anders die Geschichte wahr ist — daß die Prügel mit Zinsen an die richtige Adresse weitergegeben morden sind. Bemerkenswerth ist, daß der Fremde auch in dem Hause, in welchem er gastliche Ausnahme gefunden, der Laudessitte entsprechend seine eigenen Pankha-Zieher zu halten und zu bezahlen hat, auch daß er sich dort bei Tisch von seinem mit ihm reisenden Vearer bedienen läßt.

Nichts ist für einen indischen Haushalt so charakteristisch, als die große Zahl der Diener, welche durch die dort zu Lande übliche Arbeitslheilung auch unter einfachen Verhältnissen nöthig wird. Außer den Pankha-Ziehern, die für den dürftigen Tageslohn von 2 Annas ihr einförmiges, geisttödtendes Amt zn verrichten haben, sind die folgenden Diener in dem Hause des Europäers erforderlich. Ich füge den Monatslohn, wie er in Benares üblich ist, bei, mit dem Bemerken, daß derselbe sich in Bombay und Calcutta um 50 bis 75 Procent höher stellt und daß in größeren Haushaltungen noch eine ganze Reihe weiterer Tiener außer den in der nachstehenden Liste enthaltenen anzutreffen sind, so der Portier sckerwän), der Bureaudiener (det'tri) u. s. m. Also:

- 1) Koch Ibn^rcky, 9 R.
- 2) Haupt-Aufwärter bei Tisch iKImi^ämäK), 10 R.
- 3) Zweiter Aufwärter bei Tisch (KlliwmtssK.˙u-), 8 R.
- 4) Assistent des Kochs, Spüljunge (rassäleki), 4 N.
- 5) Persönlicher Diener des Hausherrn, stets mit dem englischen Worte öesrer bezeichnet, 8 Rupien.
- 6) Persönliche Dienerin der Hausfrau (LMK), 8 R. Für jedes etwaige Babi> ist eine weitere ^vuk nothiveudig; auch pflegt daneben noch eine Unter-^äk zur Besorgung der Kinderwäsche gehalten zu werden.
- 7) Schneider ((I?r-2l), 8 N. Nicht selten in zwei Exemplaren vorhanden.
- 8) Kehler (metttar), 5 N. Der Mann gehört einer tief verachteten Kaste an und darf sich erniedrigen — was sonst kein Hindu und auch kein indischer Muhammedaner thut — von den Speisen, die für den Tisch seines Herrn bereitet werden, etwas zu genießen.
- 9) Wasserträger (dbisty, 5 R. Derselbe hat nicht nur das Wasser in die Küche und in die Badezimmer zu bringen, sondern auch Kühe und Pferde zu tränken. Man sieht ihn mit seinem Schlauch aus Ziegenfett beladen langsamen Schrittes zwischen dem Brunnen und den Wohnungen hin- und hergehen.
- 10) Kuhhirt (FNiNä), 4 R. Außer dem Weiden und Füttem der Kühe gehört auch das Melken und Buttern zu seinem Beruf.
- 11) Kutscher, mit der englischen Bezeichnung euacttman gerufen, 8 N.
- 12) Stallknecht (8a'is), 5 R. Für jedes Pferd ist ein besonderer erforderlich.
- 13) Grasschneider (Adasvöra), 4—5 N. Der Mann bieget sich zweimal des Tages, in der Morgenfrühe und gegen Abend, in die Umgegend der Stadt, wo er frisches Gras findet, und bringt dasselbe auf dem Haupte in großen Bündeln zum Füttern der Pferde nach Hause.
- 14) Waschmann (cittudi), 10 R. Derselbe ist unzertrennlich mit seinem Esel verbunden, der in Indien ein noch freudloseres Dasein führt, als de, Esel des Müllers bei uns. Trotz seiner wahrhaft unglaublichen Kleinhen wird der unglückliche von feinem Herrn nicht nur mit ungeheuren Wäscheballen beladen, sondern dazu noch als Reitthier benutzt; und um ihm Fluchtgedanken unausführbar zu machen, werden ihm in der'dienstfreien Zeit die beiden Vorderfüße fest zusammengebunden. Die Anstellung eines PrivntWaschmcmnes ist aus Gesundheitsrücksicthen sehr rathsam, weil sonst die Kleidungsstücke an uncontrollirbaren Stellen, z. B. am Rande stinkender Sümpfe, gereinigt und mit der Wäsche ungesunder Eingeborener in Berührung gebracht werden können. Wo man sich nicht der Wohlthat eines eigenen Dttobi« erfreut, wird die Wäsche von den öffentlichen Waschmännern zu dein geringen Preise von 4 oder 5 Rupien für 100 Stück berechnet, wobei es sich völlig gleich bleibt, ob man ihnen Kragen, Manschetten und sonstige Kleinigkeiten oder Beinkleider, Jaquets u. dergl. übergiebt.
- 15) Bote, Ausläufer (ckimi-nsy, 5 R.
- 16) Gärtner (ruSi!), 5 N. Ein einziger Mann der Art reicht nur für ganz kleine Gartenanlagen aus; oft müssen deren mehrere und dazu noch Leute zum Abfegen der Gartenwege gehalten werden.
- 17) Nachtwächter (oimukittttgr), 4—5 R. Gewöhnlich, wie bei uns, ein altersschwacher Mann, der zu andern Dienstleistungen nicht mehr zu brauchen ist.

Alle diese Leute begeben sich, mit Ausnahme des letzten, Abends nach ihrer Wohnung und stellen sich des Morgens wieder im Hause ihres Herrn ein; außerdem erhalten sie noch gegen Mittag einen zwei- bis dreistündigen Urlaub, den sie bei ihrer Familie zzubringen pflegen. Um die persönlichen Verhältnisse der Diener kümmert sich der Europäer nicht, wie er ja auch weder für die Verköstigung noch für andere Lebensbedürfnisse derselben zu sorgen Kut; nur ein warmer Rock ist ein zu Weihnachten übliches Geschenk, und denjenigen Tienern, die wie z. B. der Kutscher nach außen zu repräsentiren haben, wird eine Art Linn e aus weißem Zeuge mit buntein Besatz geliefert. Da die Fülle der fremdartigen Namen das Gedächtniß des Europäers zu fehr belasten würde, zumal da die Leute häufig wechseln, ist es in Indien fast durchweg Sitte die Diener nicht beim Eigennamen sondern bei der oben in Klammern beigefügten Bezeichnung ihres Amtes zu rufen. Eine vorsichtige Hausfrau achtet darauf, daß unter ihren Dienern verschiedene Kasten vertreten sind, daß namentlich ein Theil derselben aus Hindus und ein Theil aus Muhammedanern besteht. Unter solchen Umständen üben die Leute eine Art von Polizei über einander aus, während sie, wenn sie alle von derselben Kaste wären, unter einer Decke stecken und ihren Herrn arg übervortheilen würden. Man vertraue keinem eingeborenen Diener! Diese Lebenöregel wird dein Ankömmling vom ersten Tage an in Indien eingeschärft. Eine beständige Controlle wird von den Dienern nicht als eine Verletzung, sondern als etwas Selbstverständliches empfunden. Schickt man z. B. Briefe zur Post, so durchkreuzt man vorher die Freimarken mit Tinte oder Buntstift, wodurch dieselben zu anderem Gebrauche unverwerthbar werden, die Gültigkeit der Frankatur des betreffenden Poststücks jedoch nach den dortigen Bestimmungen nicht aufgehoben wird. Man schützt sich durch diese Maßregel dagegen, daß der Bote oder irgend ein eingeborner Postbeamte die Marken ablöst und die Briefe entweder unfrankirt befördert oder gar vernichtet. Ebenso ist es rathsam bei der zweimal des Tages stattfindenden Fütterung der Pferde zugegen zu sein oder wenigstens hie und da unvermuthet bei der Gelegenheit im Stalle zu erscheinen um sich zu überzeugen, daß der 8u,18 das Futterkorn richtig abwiegt und in die Krippe schüttet; denn da es sich um eine mich von Menschen genossene Getreidesorte handelt, liegt die Gefahr sehr nahe, daß der 8«!> das ivvrn selber ißt und das Pferd hungern läßt oder sich allerhand sonstiger Unterschleife schuldig macht. Von seinem persönlichen Diener pflegt man täglich genaue Ziechnungsablegung zu verlangen. — Wenn nun aber ein Mann weiß, daß ihm unablässig auf die Finger gesehen wird und daß jede

etwaige Veruntreuung sofort entdeckt werden würde, kann man ihm getrost die Verwaltung seines Inventars und der Geldsummen, die man im Hause hält, überlassen; denn zu einer Unterschlagung in großartigem Stil fehlt es den Leuten an der erforderlichen Courage, es sei denn, daß sie bei einem alleinstehenden Herren dienen, der erkrankt und dem Tode nahe ist. In einem solchen Falle nimmt Jeder, was er kriegen kann, und verschwindet. Ich selbst habe einen englischen Theepflanzer kennen gelernt, der bei einem heftigen Fieberanfall von seinen Tienem, denen er dem Tode verfallen schien, in solcher Weise beraubt und verlassen wurde. Da er allein an einem entlegenen Orte lebte, räumte das Personal alles Transportable aus, und auch nicht einer unter zwanzig blieb bei dem Todtkranken, der durch einen bloßen Zufall gerettet wurde: ein paar Touristen, die des Weges kamen und durch den Anblick des nicht verschlossenen Abers von Dienern entblößten Bungalows überrascht waren, fanden den Verlassenen im Fieber-Delirium auf dein Boden eines seiner Zimmer liegend. — Es würde jedoch unbillig sein, nicht auch der guten Eigenschaften der indischen Diener zu gedenken. Wer in der Wahl seines Personals Glück gehabt hat und kein allzugroßes Gewicht auf kleine Veruntreuungen legt, wird kaum wünschen, seine indischen Diener gegen europäische zu vertauschen, da ihm diese schwerlich ein solches Maß von Bequemlichkeit verschaffen konnten. Besondere Anerkennung verdient die Geschicklichkeit der Köche, welche es verstehen, selbst nit den geringsten Mitteln Mahlzeiten von mehreren Gängen herzustellen. Auf Reisen in Gegenden, wo die europäische Cultur ein Ende hat, führen dieselben nur einige wenige Geschirre mit sich, invrovisiren einen Herd dadurch, daß sie ein paar Löcher in den Erdboden graben, und liefern, wenn nur Hühner, Eier und etwas Vegetabilien aufzutreiben sind, dem SKHib sein Frühstück, Tiffin und Dinner ganz wie zu Hause. Ein guter Bearer lauscht in wenigen Tagen seinem Herrn alle Gewohnheiten ab und weiß sich nicht selten sehr rasch unentbehrlich zu machen — aus eigenem Interesse natürlich; denn der Mann sichert sich dadurch nicht nur eine dauernde Stellung, sondern auch einen solchen Vorrang vor der übrigen Dienerschaft, daß diese häusig zu ihm als» ihrem eigentlichen Herrn aufsieht. Auch gewinnt er durch sein intimes Verhältnis; zu dein Europäer, wenn dieser ihm eine immer größere Selbstständigkeit einräumt, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf Kaufleuke und Händler, den er zu Privatzwecken sich nutzbar zu machen versteht. Mir, der ich für viele Eingeborene in Benares nichts anderes war als „Sobhiw's Sihib", wäre der Gedanke diesen SoblM, einen strenggläubigen Muhammedaner, der mir die ganze Zeit meines Aufenthalts in Indien hindurch diente, zu verlieren und mich an einen andern persönlichen Diener zu gewöhnen, schon nach einigen Monaten ganz unmöglich erschienen. Besonders Junggesellen verwachsen häufig mit ihrem Bearer so, daß eine junge Gattin meist nichts Eiligeres zu thun hat, als diesen Mann zu entlassen. Das wissen solche einflußreichen Bearer auch ganz genau und suchen deshalb, wenn sie den Eindruck haben, daß ihr Herr ans Heirathen denkt, durch Zaubergebräuche die gefürchtete Main Sihib fern zu halten. Dieser Zug lehrt schon, mit welchem Maß von Aberglauben und Unwissenheit bei jenen Leuten zu rechnen ist. Den Classen der Inder, aus denen die Diener der Europäer Hervorgehn, fehlt natürlich felbst die elementarste Schulbildung, sie können weder lesen noch schreiben und missen — was uns Eulturmenschen als höchst originell auffällt — von ihrem Alter nur vermuthungSweise. Diese Unbekanntschaft mit dem eigenen Geburtsjahre theilen übrigens meistens auch die sogenannten „gebildeten Inder"; selbst von den einheimischen Gelehrten des Landes, den Pandits, bekam ich gewöhnlich auf die Frage nach ihrem Alter die Antwort: „Ich bin gegen 30 Jahre, vielleicht etwas älter" oder dergl.

Ein indischer Diener inBenares

Die Gespräche mit Tienern tragen oft einen unglaublich naiven CKarakter. Als ich einmal meinen Sobl/>n aufforderte ein paar von den grünen Papageien zu greifen, welche beständig zu Dutzenden auf meiner Veranda in Benares herumschmärmten, erklärte er sein Augenmerk ans junge richten zu wollen, denn „diese sprechen Hindustani." „Bloß Hindustani?" fragte ich lächelnd. „Nein, auch a.>?i-0/i (englisch), wenn Unsür (Em. Gnaden) es sie lehren." Mir fiel dabei die niedliche, gewiß aus genau demselben Gespräch im vierten Jahrhundert vor Chr. entstandene Geschichte ein, welche Ktesias, der Leibarzt des ArtarerreS Mncmon, von den wunderbaren indischen Bögeln zu berichten weiß, daß dieselben nämlich Indisch sprächen, aber auch Griechisch, wenn sie es gelernt hätten. Diese Naivetät des Ausdrucks wird sür unser Gefühl noch durch sprachliche Eigenhümlichkeiten des Hindustani erhöht; besonders merkwürdig muthet uns die weite Ausdehnung an, welche die Pluralbildung nit dem Worte 16? „Leute" gewonnen hat. Schon zwei PanditS z. B. sind ?ainlit>ISA, und mehrere Binder bähK^T „Kinderleute"; aber wirklich komisch wird die Ausdrucks weise erst, wenn es sich um Thiers handelt: die Diener sprechen von den ^Köre-Iö^, den „Pferdeleuten", die angespannt werden sollen, und wer in unwirthlichen Gegenden reist, hört wohl von seiner Begleitung die Bermuthung äußern, daß in der Nacht die slrsr-IöF, die „Tigerleute", kommen könnten.

Hat sich ein Diener den Unwillen seines Herrn zugezogen, so macht dieser sich gewöhnlich in Scheltreden voll orientalischen Schwulstes Luft; nicht nur der Uebelthäter, sondern auch sein Vater und seine Mutter, feine Großeltern und Urgroßeltern werden mit argen Epithetis belegt; einem Muhammedaner erklärt man, daß man das Grab seines Vaters besudeln werde, und einem Hindu wird in Aussicht gestellt, daß er als MoschnStratte i<.ncnQ(Zar!) in der Hölle solle wiedergeboren werden. Die früher vielgebrauchten Worte „Sohn eines Schweines" und „Sohn eines Affen" scheinen jetzt außer Curs zu gerathen, da bei der Anwendung derselben oft ein komischer Effect erzielt worden sein mag. Denn wenn die Schelt worte des erzürnten Söhibs sich über einen indischen Diener ergießen, pflegt dieser die Hände zu einer Bittgeberde zusammen zu legen und begütigend zu sagm: Hu^uir mü dZP Iaiin „Euer Gnaden sind ja mein Vater und meine Mutter".

In ähnlich summarischer Weise wie mit seinen Dienern verkehrt der Europäer auch mit den Händlern. Da er in Indien schlechthin der l.Mirii ist, d. h. „derjenige, welcher den Befehl giebt", so schickt er, wenn er Einkäufe machen will, einen Diener in den Bazar und läßt einem Händler den KuKm, den Befehl geben, diese und jene Sachen zur Ansicht auf seine Veranda, oder falls er im Hotel wohnt, dorthin zu bringen. Häusig genug erscheinen die Leute mit ihren Waaren auch ohne einen solchen „Befehl" und warten mit rührender Geduld oft ganze Stunden lang, bis das höhere Wesen geruht heraus zu kommen und die Sachen in Augenschein zu nehmen. Will man nicht betrogen sein, so muß man energisch zu handeln verstehen, und doch ist es ohne eine genaue Kenntniß des Marktwertes der Waaren kaum möglich sich ganz gegen Uebervortheilungen zu schützen, wenn man auch den geforderten Preis auf die Hälfte oder tiefer herabdrückt. Nach jedem Einkauf beansprucht der Bearer des europäischen Käufers von dem Händler seine CommissionSgebühr (diincl. clastür) im Betrage von ca. 5 Procent der Kufsumme, und die gelegentliche Verweigerung oder Verkürzung derselben führt zu heillosem Spectakel oder gar zu Tätlichkeiten.

Außer den Händlern finden sich oft Taschenspieler und Schlangenzauberer («n.-iko-c'iulrmm-s) vor den europäischen Häusern ein. Die letztgenannten sind schon von Weitem an den Säcken oder Körben kenntlich, in denen sie die gewöhnlich durch Entfernung der Giftzähne unschädlich gemachten Reptilien mit sich hermmtragen. Die bei den Engländern beliebteste Vorstellung ist der Kampf der Cobra mit ihrem erbittertsten Feinde, dem Ichneumon, das regelmäßig als Sieger aus demselben hervorgeht. Ein bis zwei Fuß hoch aufgerichtet, den Vlatten scheußlichen «opf vorgestreckt, beobachtet die Eobra jede Bewegung ihres gewandten Gegners, dem es nach wenigen Minuten doch stets gelingt mit einem geschickten Sprunge den 5vovf seines Opfers zu packen und fürchterlich zu zerbeißen. Nahezu todt wird die Cobra den scharfen Zähnen des Ichneumons entrissen nm durch Medicamente ins Leben zurückgerufen und zu neuen Marterungen aufbewahrt zu werden. Interessanter als diese barbarische Quälerei ist der wirkliche Schlangenzauber, d. h. die eigenthümliche Musik, mit der einzelne Leute verstehen auf die Cobra einen förmlichen Bann auszuüben. Bevor die Körbe geöffnet werden, beginnen dieselben auf einer Art Flöte eine merkwürdige halb freudige halb melancholische Melodie zu spielen, mit nicht so schrillen Tönen, wie sie sonst für einheimische Instrumente charakteristisch sind. Wenn die Körbe geöffnet werden, richten sich die Cobras in die Höhe und bleiben theils unbeweglich theils mit leichtem Wiegen des Kopfes stehen, bis die Töne verklingen; dann legen sie sich in ihr Gefängniß zurück. Einmal hatte ich in Benares Gelegenheit ein überraschendes Taschenspielerkunststück von einem Schlangenzanberer ausgeführt zu sehen. Der Mann behauptete, aus einer beliebigen Stelle des Erdbodens Schlangen herausziehen zu können. Er stand vor meiner Veranda mehrere Schritte von seinen Körben entfernt und war nur mit dem üblichen Schurz aus grauem Zeuge bekleidet, den er auch noch nn beiden Seiten öffnete. Zuerst etwas einleitender Hokuspokus: ^,0, ä». 8!nur>>li>ff „Kommt heran, kommt heran, ihr Schlangenleute!" Dann ei» plötzlicher hastiger Griff mit der Rechten nach dem Erdboden, daß ein wenig Staub auswirbelte, und dicht vor meinen Füßen wand sich eine dicke Schlange von 4^5 Fuß Länge. Die ganze Dienerschaft stand herum und sah mit starren Blicken zu. „Woher hat der Mann die Schlange gebracht?" fragte ich meinen neben mir stehenden Sobhün. „Aeirnn »o, gk>i-!i>p»rv«r. Aus dem Erdboden, o Beschützer der Alincn." Der Gute war fest von dem Zauber überzeugt. „Noch einmal!" sagte ich. Der Mann griff wieder nach der Erde und eine Schlange anderer Gattung, etwa Fuß lang, schlängelte sich an der Stelle. Eist beim dritten Mal, als ich meine Aufmerksamkeit durch den Hokuspokus nicht ablenken ließ, bemerkte ich eine blitzartige Bewegung der beiden Hände nach dem Schurz zu. Noch mehr Schlangen wollte der Mann nicht aus der Erde hervorzaubern; der Vorrath im Schurze war jetzt also erschöpft. Wenn dann die Leute nach beendigter Vorstellung anstatt der geforderten 5 Rupien das übliche Zwanzigstel erhalten haben — und dieses ist den dortigen Verhältnissen entsprechend noch eine sehr anständige Belohnung —, pflegen sie unter fürchterlichem Geschrei zu betheuern, sie seien keine Gaukler, sondern Zauberer; doch wissen sie, daß nur der Neuling sich durch solche Ausbrüche bestimmen läßt noch einmal in die Tasche zu greifen.

Zu Anfang wird man in Indien durch das selbstgewisse Auftreten der Europäer und durch dieDevotion, welche die Eingeborenen denselben zollen, überrascht. Vor einem Post- oder Eisenbahnschalter mögen sich die Massen noch so sehr stauen; sobald ein Europäer naht, weicht alles respectvoll zur Seite, und der Knäuel schließt sich erst wieder, nachdem das höhere Wesen sein Geschäft absolvirt hat. Sobald der Europäer die großen Küstenstädte hinter sich hat, machen ihm viele Eingeborene ihren respectvollen Säläm, d. h. sie grüßen, indem sie unter zum Theil tiefer Verneinung die Stirn mit den Händen berühren. Namentlich salntiren die Sevovs vor jedem anständig aussehenden Europäer, und am Eingänge der Forts, z. B. in Dehli, Agra, Allahabad, tritt die Wache unter das Gewehr — eine Ehrenbezeugung, welche man bald lernt mit nachlässiger Handberoegung entgegen zu nehmen. Die SepovS sind natürlich nur verpflichtet die englischen Offiziere zu grüßen, aber diese selbst sehen es gern, wenn diese Aeußerung des Nespects auf alle Angehörigen der herrschenden Rasse ausgedehnt wird. Während eines längeren Aufenthaltes ans einer Eisenbahnstation war ich Zeuge eines Vorgangs, der ein typischer Beweis für die Präntension ist, mit der europäische Privatpersonen, natürlich besonders Ertgländer, auch von eingeborenen Beamten erwarten, daß diese sich als ihre Untergebenen betrachten und ihres Winks gewärtig seien. Ich stritt nämlich mit einem Engländer auf der Plattform jener Station über die Frage, ob von Kü^I>n2 „Papier" der reguläre hmdnstnnische Plural KäAkssäQ oder der persische Kü^Imüüt üblich sei. In großer Geschäftigkeit fortirte auf dem Perron ein einheimischer Secretär <MI,u) die Post und vertheilte eilig Hunderte von Briefen nnd Poststücken an so nnd so viele Unterbeamte. Plötzlich ruft mein Reisegefährte: „ööbu! Wie heißt der Plural von Ku^Käü?" Die Unterbeamten traten sofort bei Seite, das ganze Postgeschäft wurde unterbrochen und konnte erst wieder seinen Fortgang nehmen, nachdem der LKbu uns ehrerbietig Auskunft gegeben und eine Reihe sonstiger müßiger Fragen beantwortet, wo er seine Schulbildung genossen u. f. m. Ich suchte mir in dem Augenblick vorzustellen, was für ein Gesicht wohl ein deutscher Postbeamter in der gleichen Situation gemacht haben würde. Alte Anglo-Indier klagen übrigens darüber, daß der Nespect der Eingeborenen vor den Europäern neuerdings ein sehr viel geringerer geworden sei; in früherer Zeit, da noch nicht so viele Touristen das ganze Land durch schwärmten wie jetzt, die wenigen Europäer aber sich eines distinguirteren Auftretens befleißigten, sei das noch ganz anders gewesen. Während heut zu Tage die meisten Inder den Sihib ans der Straße nicht mehr grüßen, soll dazumal beispielsweise nie ein Eingeborener gewagt haben an einem Europäer vorbei zu reiten, sondern vom Pferde gestiegen sein um ihm seinen SMm zu machen. Mir ist es nur einmal in der Umgegend von Benares' passirt, daß ein Mann nach alter guter Sitte von seinem Wagen abstieg und sich mehrfach bis zur Erde verneigte.

Den beschriebenen Verhältnissen entspricht natürlich auch die Ausdrucksweise, welche die Eingeborenen „den Herrenleuten, den Beschützern der Armen" gegenüber anwenden. Den üblichen vluralis m.^Oswti« hörte ich einmal in einer höchst originellen Uebertragung von einem Manne in Benares gebrauchen, der mir, als ich mich nach der Familie eines ihm bekannten Europäers erkundigte, mittheilte, derselbe habe zwei Söhne. Er wußte, daß sich der Betreffende nur eines Sprößlings erfreute, aber dies zu berichten verbot ihm die Höflichkeit und Ehrerbietung. Der Ausdruck des Dankes wird, in merkwürdigem Gegensatz zu der charakteristischen Thatsache, daß das Vocabular des Hindustani kein Wort für Dankbarkeit enthält, häusig in die aussichtslosesten Wünsche für den Europäer gekleidet, wie z. B. „Möge Gott Ew. Gnaden schleunigst zum Viceköuig machen!" Eine so hannlose Privatperson wie ich bekam öfter die Anrede „L.n^re/?! IZtltmcktr. «-Englische Ereellenp und von den Dienern die Versicherung zu hören, daß sie bei mir ja nicht des Lohnes wegen wären, sondern nur barü iinn Ke viiist« „um meines großen Namens willen". Auf der Straße hört man die sonderbare Begrüßungsformel: „ÄlnK Kä top! sälinät ruke, Friede möge ruhen auf dem Hute des SMBs!" Der europäische Hut, ohne den die Eingeborenen den SHib ja nie auf der Straße sehen, ist nach dem Gefühl der Leute etwas für den Europäer besonders Eharakteristisches; für sie kann der Friede offenbar nicht auf dem immer bedeckten Haupte des Sihibs ruhen, sondern nur auf dem Hute desselben!

Die persönliche Sicherheit des Europäers ist, soweit menschliche Angriffe in Betracht kommen, in Indien größer als in den heimatlichen Hauptstädten. Daß hie und da durch besondere Vorfälle der Fanatismus der Bevölkerung erregt wird und zu lokalen Revolten führt, wie z. B. vor etwa drei Jahren in Surat, wo ein wüthender Bcenschnhaufe, dein von der Regierung der Platz zu einem Tempel verweigert war, die ersten Europäer, die unglücklicherweise des Weges kamen, niedermachte, darüber wird Niemand sich wundern. Aber von solchen wahrhaft verschwindenden Ausnahmen abgesehen, gilt in Indien, trotzdem unter den Eingeborenen viel Mord und Todschlag herrscht, die Person des Sihibs als geheiligt. Die Leute missen, daß unwiderrufflich gehängt wird, wer die Hand gegen einen Europäer erhebt, und ebenso daß die hohen für die Anzeige ausgesetzten Belohnungen stets zur Ergreifung der Schuldigen führen. Auch liegt den Eingeborenen noch das schreckliche Gericht in den Gliedern, welches die Engländer nach der Unterdrückung des Ausstandes iin Jahre gehalten haben. Selbst wenn die Beamten durch ihren Beruf in die uncivilisirtesten Gegenden geführt werden, haben sie für ihre eigene Sicherheit nichts zu besorgen, wohl aber zu befürchten, daß die ungeheure Angst, welche jene Naturmenschen vor ihnen empfinden, die Ausübung ihrer Pflicht sehr erschwere oder unmöglich mache. Ein höherer der Negierung von Bengalen angehörender Beamte, dessen Bekanntschaft ich in Darjeeling machte, H. H. Nisten, erzählte mir ein paar amüsante Geschichten aus der Zeit, in welcher er den Eensus unter Aboriginer-Stämmen in Walddisrricten von Bengalen hat aufnehmen müssen. Die Abneigung, welche diese noch auf sehr niedriger Eulturstufe stehenden Stämme gegen alles, was Volkszählung und Statistik heißt, empfinden, soll durch die unklare Furcht vor irgend einer drohenden schrecklichen Maßregel oft derart gesteigert sein, daß die Einwohner, wenn der Beamte naht, in die undurchdringlichen Wälder fliehen und dieser bei seiner Ankunft die Dorfschaften völlig ver lassen findet. In einem solchen verödeten Dorfe, berichtete nun Nisten, sei er nach langem Bemühen glücklich eines Mannes habhaft geworden, den er nach dem Grunde der allgemeinen Furcht fragen konnte. „Wir wissen, Sihib," erwiderte derselbe, „daß ihr eine aus WiUvet (Europa) geschickte Meoicin mit euch bringt, mit der ihr alle Frauen und Mädchen stempeln wollt (und zwar jede doppelt in sehr charakteristischer Weise); sie alle sollen dann nach Assam gebracht werden, um dort als Kulls in den Teeplantagen zu arbeiten."

„Unsinn! Hat euch, als die letzte Hungersnoth hier herrschte, die Regierung nicht Neis geschickt?" —

„Ja, Schib."

„Nun seht, nächstens wird wieder eine Hungersnoth kommen, und deshalb will die Königin genau wissen, für wie viele Personen sie Reis zu schicken hat. Wenn ihr jetzt so dumm seid und euch nicht zählen laßt, werdet ihr alle verhungern müssen." Darauf sei umgehend der ganze Stamm aus den Wäldern gekommen und habe sich förmlich dazu gedrängt die statistischen Fragen zu beantworten.

An einer anderen Stelle begegnete Risley einem ähnlichen Borurtheil mit der folgenden niedlichen Geschichte, die den Waldmenschen treffliche Begriffe von europäischen Zuständen gegeben haben wird.

„Ihr habt doch von dem Mahürüja von Ms (dem Kaiser von Rußland) gehört?"

„Ja, SiZhib, wir wissen alles über ihn."

„Also hört! Neulich saß die Mahiirmn von Wiluyet (die Großkönigin von Europa, womit natürlich die Königin von England gemeint ist) mit dem Mahürtja von Rüs beim Abendbrot zusammen. Als sie sich satt gegessen und zusammen die Hukka (lange Pfeife) rauchten, machten sie eine Wette, wer von ihnen beiden mehr Nnterthanen besäße. Nun hat mich die Mahi-r«n! geschickt euch zu zählen; wenn ihr aber weglauft und euch nicht

zählen laßt, so muß die MahSrSin die Wette verlieren, und das wäre doch eine große Schande für uns alle."

Damit waren die Leute in der wirksamsten Weise bei der Ambition gefaßt; denn alle Inder haben eine außerordentliche Vorliebe sür Wetten und Glücksspiele. Das ist also der Ton, in welchen die gewiegten Regierngsbeamten in Indien mit den Leuten des Jungle reden.

Der Charakter der europäischen Gesellschaft, aus der ich gleich diejenigen Typen, welche die Leser dieser Zeitschrift besonders interessiren dürften, d. h. die englischen Offiziere und Beamten, die deutschen Kaufleute und die Missionare herausheben und eingehender schildern werde, ist im Allgemeinen durch Eigenschaften ausgezeichnet, welche den Ankömmling mohlthuend berühren: durch große Natürlichkeit des Wesens, freundliches Entgegenkommen, weitgehende Gastfreundschaft, außerordentliche Hilfsbereitschaft und vornehme Behandlung aller pecuniären Fragen. Auf meiner ersten Bahnfahrt in Indien, zwischen Bombay und Ahmadabad, lud mich z. B. ein Engländer, der die Strecke bis Curat mit mir zusammen reiste, ein, dort auszusteigen und vierzehn Tage als sein Gast mit ihm zu jagen, und doch wußte er weder, wie ich hieß, noch was ich war; denn sich vorstellen oder vorgestellt werden ist unter den Engländern Indiens auch auf Gesellschaften durchaus unüblich. Solche Einladungen habe ich später mehrfach auf Grnd der flüchtigsten Bekanntschaft nach ganz kurzen Unterhaltungen bekommen. Das Gefühl des gemeinsamen Exils führt dort drüben zu rascherem Anschluß, als daheim; und die angebotene Gastfreundschaft bedeutet nicht immer nur eine Wohlthat von Seiten des Einladenden, sondern in vielen Fällen empfinden alleinstehende Europäer, zumal in entlegeneren Orten, dm Besuch eines Gastes als eine höchst willkommene Abwechslung.

Das Familienleben leidet in Indien unter der oft herantretenden Nothivendigkeit die Frau, wenn ihre Eonstitutiou nicht dem Klima gewachsen ist und die Sommerfrische in einer Bergstation sich als eine unzureichende Cur erweist, auf längere Zeit und nicht selten sür immer nach Europa ;n schicken. Dann ist es bekanntlich ein unumgängliches Gesetz, daß die Kinder während der ganzen Zeit ihrer Entwicklung dem verderblichen Einfluß des indischen Klimas entzogen werden müssen. Selbst wenn physiologische Gründe den Aufenthalt der Kinder von etwa dem siebenten bis zum siebzehnten Jahre in Indien nicht verbieten würden, könnte man doch denselben drüben nicht die erforderliche Schulbildung zu Theil werden lassen; ja, man darf noch einen Schritt weiter gehen und sagen: es ist säst ein Ding der Unmöglichkeit den entsittlichenden Einfluß der eingeborenen Dienerschaft zu paralsysiren und in Indien aus einem europäischen Kinde einen anständigen Menschen heranzuziehen. In den ersten Lebensjahren sprechen die Kinder der Europäer fast durchweg nur Hindustemi und leben, obschon sie sich im zartesten Alter ihrer gebietenden Stellung bewußt werden und, kaum der Sprache mächtig, diese gleich zum Befehlen gebrauchen, doch ganz in den asiatischen Begriffen und Borstellungen, welche sie von den Ayühs und der sonstigen Dienerschaft des Hauses erhalten. Uebrigens find auch in den Wortschatz der erwachsenen Europäer mancherlei einheimische Elemente übergegangen, wie z. B. tiKü-Fluiri (Miethswagen) cdiluruck! (Waschnapf), paKKa <fest, massiv, auch definitiv), mosussil (das Innere des Landes), clastür (Sitte, Gebrauch), und arg wird ein puristisch angelegtes Gehör durch allgemein übliche hybride Bildungen beleidigt, wie 8<lar-txp! „Sonnenhut" (wohl durch Mißverständnis; aus skols-topi „Hut von LIiolu-Holz" entstanden) oder Z^m-KKün), „Ort für gymnastische Hebungen" und dann Bezeichnung solcher Hebungen allein. In diesem Worte sind die letzten zwei Drittel von j>:-ni-llä8luin durch das Hindust. KKäüä „Haus" verdrängt.

Ein charakteristischer Zug der anglo-indischen Gesellschaft, der dem (irirLri (d. h. dem Neuling) auffällt, ist die Ablehnung aller Personen, welche nicht rein-europäischer Herkunft sind. Diö Mischlinge, Half-vi^tos, Lurkisiaus oder Lnsr-Inclians genannt, sind nicht „in sociot)" zugelassen; schon der bloße, durch einen olivenfarbig angehauchten Teint hervorgerufene Verdacht, daß ein Mensch einen kleinen Procentsah indischen Blutes in den Adern habe, ist Grund genug dem betreffenden mit großer Zurückhaltung zu begegnen. Der Grundsatz scheint inhuman und ist es auch in der Rigorosität, mit der er von den meisten Kreisen der Gesellschaft beobachtet wird, aber er ist nicht unberechtigt; denn die Eurasier — das Wort ist eine geschmacklose Combination von Europa und Asien — sind, achtungswerthe Ausnahmen abgerechnet, in physischer, moralische und intellectueller Hinsicht nicht der guten europäischen Gesellschaft ebenbürtig. Leider müssen die rühmlichen Ausnahmen dort, wie überall in ähnlichen Verhältnissen, unter dem allgemeinen Borurtheil leiden. Bald nach meiner Ankunft in Bcnarcs wurde die dortige Gesellschaft durch ein trauriges Ereignis? betrübt: ein junger, hübscher und vermögender Militärarzt hatte sich mit einer Eurasierin verlobt. Ich selbst hatte der jungen Dame, deren Vater ein reiner Europäer war, während die Hautfarbe der Mutter allerdings einen unverkennbaren Stich ins Brüunliche aufwies, nicht angesehen daß sie von zweifelhafter Ertraction war. Zudem hatte dieselbe fast ihr ganzes Leben in England zugebracht und war eben erst nach Indien wieder herausgekommen. Aber die Gesellschaft schüttelte doch den 6ops mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns: „Ach, diese Verirrung des Gefühls! Die armen Eltern! Daß ihnen Dr. — das anthon konnte! u. f. ro." „Was ist denn eigentlich so beklagenswerth an der Verlobung?" fragte ich ahnungslos, und im Flüsterton wurde mir erwidert: „Sie ist keine Europäerin, sie hat schwarzes Blut." Allerdings entbehrt auch diese unleugbare Uebertreivung nicht ganz einer thatsächlichen Basis, da die Folgen solcher Ehen hie uud da höchst unerfreuliche fein sollen: denn an den .Andern und öfter gar erst an den Enkeln kann der eurasische Typus in viel markanterer Weise, ja in förmlicher Mißgestaltung hervorbrechen. Interessante, dunkle, südländische Erscheinungen, welche man bei uns in Deutschland, einer unnatürlichen Geschmacksrichtung zufolge, so viel, bewundert, werden gut thun sich Indien nicht zum Schauplatz ihrer Triumphe auszursehen. Die Eurasier selbst versuchen ihre Herkunft abzuleugnen und dein ungläubigen Europäer die Olivenfarbe ihrer Haut durch irische, französische, spanische oder sonstige südeuropäische Abstammung zu erklären. Man gebraucht in Indien, um den Grad des Eurasierthnms zu bezeichnen, das Bild des dortigen Münzsystems, d. h. man drückt denselben durch eine bestimmte Zahl von Annas aus, deren sechszehn auf die Rupie geheu. Ein Meufch von sechzehn Annas ist also der VollblutNative, acht Annas kommen auf den Sohn eines europäischen Vaters und einer indischen Mutter, oder umgekehrt, und dann entstehen durch weitere Zwischenhcirathen die mannigfachen Grade von einer bis zu fünfzehn Annas. Wo das indische Element überwiegt, sieht man deutlich, daß die Natur einen Widerwillen gegen die Vermischung der beiden Rassen hat; denn das Product sind schlaffe unproportionirte Menschenkinder, für welche auf dieser Erde kein rechter Platz ist. Sie alle kleiden und benehmen sich zwar als Europaer und haben die Bedürfnisse derselben, aber nicht ihre Fähigkeiten, so daß sie der Regierung, welche sie nicht zu placiren weiß, ernste Schwierigkeiten inachen; man verwendet die Stellen suchenden Eurasier als Schaffner auf der Bahn, als Lehrer an Mittelschulen und zu ähnlichen Posten; für verantwortliche Stellungen dagegen sind sie nicht zu gebrauchen.

Was den höheren Beamtenstand Indiens betrifft, so sucht die englische Regierung denselben aus dem bestmöglichen Material zu recrütiren und stellt dem großen Andrang zu dem lucrativen indischen Verwaltungsdienste, dem bestbezahlten Staatsdienste der Welt^), eine Reihe außerordentlich schmieriger

5) Das Ailfaägsgchalt des indischen Oivilians beträgt SM Rupien im Monat, steigt aber sehr rasch. Wer bis zum O«mini8«iaour (Regierungsvrasidenlcn) avancirt, bezieht ^—N. monatlich: ein Nicht« nahezu so viel. Die Stellungen an den Obergerichten oder am Lv!><1 ot' Lsvvnuö sind mit ö—R. im Monat dotirt, die der höchsten Beamten natürlich »och mit sehr viel mehr.— Aach Wjä'hrigrer Dienstzeit, die Eramina entgegen! eine Tendenz, die in dein colonialpolitisch-erfahrenen England als selbstverständlich gilt und deren Nichtigkeit im Interesse der neuen deutschen Colonien auch unser Vaterland allmählich allgemein erkennen sollte. In wie vielen heiniischen Dreisen aber ist noch die kurzsichtige Anschauung verbreitet, das; die neuen Erwerbungen Ablagerungsplätze für den Schund seien, der daheim nicht zu gebrauchen ist, während unsere Eolonien doch nur dann zu blühenden Neichen sich entwickeln können, wie sie unter britischem Scepter in der ganzen Welt entstanden sind, wenn die Blüthe der Nation in die Fiebergegenden geschickt wird, die Besten unter den Besten der deutschen Jugend! Jene Kurzsichtigkeit hat ihr Seitenstück in der philisterhasten Art, mit der ein Theil unserer Presse seiner Zeit vereinzelt traurige Fälle benutzt hat, um Propaganda gegen die Colonialvolitik zu machen und Betrachtungen anzustellen, welche keine englische Zeitung wagen dürste ihrem Leserkreise zu bieten, ohne sich dem Fluche der Lächerlichkeit auszusetzen. Die begabtesten und tüchtigsten Söhne der besten englischen Familien sind es, welche sich zu den über einen Zeitraum von drei Jahren vertheilten Prüfungen sür den Eivildienst in Indien melden und welche, wenn es ihnen gelungen ist allen Anforderungen zu genügen, der Eintritt in den indischen Verwaltungsdienst mit gerechtem Stolge erfüllt. In ähnlicher Weise werden auch aus den Avantageuren der englischen Armee die sähigsten für die indischen Regimenter ausgewählt, aber selbstverständlich nicht annähernd so hohe Ansprüche an dieselben gestellt, wie an die Beamten des Oivil Service. Der anglo-indische Offizier ist ein offener, frischer, liebenswürdiger Mann, mit dem man gern verkehrt, gewöhnlich allerdings ohne tiefere Bildung und höhere Interessen, aber auch ohne gesellschaftliche Prätionen. Der schnarrende, näselnde Lieutenant eristirt dort nicht (ebenso wenig wie der junge Mode-Jurist, der vor lauter Ueberfeinerung das natürliche Gehen und Sprechen verlernt hat; nach diesen zwei Zierden bestimmter heimischer Salons, die auf Distinction Anspruch machen, sucht man zum Glück in der anglo-mdischen Gesellschaft vergebens). Ter Ankömmling pflegt in kleineren Stationen einen Besuch in dem Offizier-Easino lengl. m««) zu machen, d. h. dort eine Visitenkarte für den Eommandeur nnd eine andere für das Offiziercorps abzugeben; darauf wird er nach wenigen Tagen zum Dinner geladen und gewöhnlich zum Konor»rv nembres der «kücor's iness gemacht, in welcher Eigenschaft er jeden Abend während seines Aufenthalts am Orte willkommen ist. Ich selbst habe in diesen angenehmen Beziehungen zu dem liebenswürdigen Ossiziercorps der XVII. Lev^al lufsntrv in Benares gestanden. Dem Militär wird in der englischen Gesellschaft nicht wie in der

officiellen Urlaubsjahr mitgercchncl, bezieht jeder (,'ivili!,,, ohne Ansehe» des von ihm zuletzt bekleideten Postens, eine jährliche Pension von 1000 Pfo. Sterling, zahlbar in englischer Münze; doch dienen viele Beamte über jene Zeit hinaus, namctiflich wenn sie zu höheren Sicllungen aufgerückt sind,

Nord und Süd, Xt.VI., ,3«., 7

deutschen ein, Vorrang eingeräumt; der Offizier steht vielmehr dem amtlichen Range wie der socialen Stellung nach erheblich tiefer, als der Verwaltungsbcamte, der Oivililm. Und während es bei uns der Ehrgeiz der jungen Damen zu sein pflegt einen Offizier zu Heirathen, richtet sich in Indien gewöhnlich der stille Wunsch des weiblichen Herzens auf das O. 8. Ter (Üvilign ist in der That nach jeder Nichtung hin die beste Partie, welche ein junges Mädchen in Indien machen kann. Die sociale Macht der beiden Buchstaben 8. hinter dein Namen ist eine magische, sie sind das Schibbolth, dem sich in Indien alle Thore und Thüren öffnen. Wie sehr ich geneigt bin an den indischen Omlians die persönliche Tüchtigkeit, Bildung und Feinheit des Wesens anzuerkennen, geht schon aus meinen früheren Bemerkungen hervor; aber die exlusive Stellung, welche die Herren beanspruchen und tatsächlich einnehme», ist nicht durch die Verhältnisse gerechtfertigt. In Zeitungen, welche als Organe des Oivil Lorvics gelten, kann man von „der Bewunderung, mit welcher die ganze civilisirte Welt ans den indischen Benmtenstand blickt", lesen und mancherlei ähnliche Übertreibungen antreffen. Die in Indien herrschende allgemeine Ordnung und Sicherheit, welche den fremden Neisenden gewöhnlich eine hohe Anerkennung der englischen Verwaltung abnöthigt, bedeutet unstreitig ein Verdienst des <^ivil Lervics; doch verringert sich dasselbe beträchtlich in den Augen eines Beobachters, der längere Zeit dort drüben gelebt und den Eindruck gewonnen hat, dnß überhaupt lein unterworsenes Land fo leicht zu regieren ist, als Indien. Denn die englische Verwaltung wird durch zwei Faktoren gestützt, deren Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann, erstens durch die Schnvvenatur des Hindus und zweitens durch die hochgradige Abneigung, welche die einzelnen indischen Nassen gegen einander empfinden, und durch welche die Entwicklung eines allgemeinindischen Nationalgeföhls noch sür lange Zeit hinaus verhindert werden wird. Ein hervorragender Philologe auf dem Gebiete des Indischen, Professor H. Jacobi, hat sich allerdings vor einigen Jahren im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen; derselbe sagt (Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 1883, XXXVII. 615): „... in den letzten Jahrzehnten hat sich eine neue Alraft im indischen Volksleben geltend gemacht, die sich gewissermaßen vor den Augen des Beobachters entwickelt hat, der indische Patriotismus. Der Nacengegensatz und das Bewußtsein, von Fremden, wenn auch noch fo gut, regiert zu werden, hat unter der Einwirkung politischer Ereignisse und der ungebundenen Presse eine neue Form und eine greifbarere Gestalt angenommen in dem Bewußtsein von der Einheit Allindiens, von der Solidarität der indischen Interessen, wodurch der Tammle dem Bengalen, der Mahratte dem Bewohner des Fünfstromlandes näher gerückt wird." Wenn ein derartiger allindischer Patriotismus im Entstehen begriffen wäre, so würde damit eine ernste Gefahr für die englische Herrschaft in Indien gegeben sein; aber ich leugue die Thatsache.

Einzelne Agitatoren schreiben jenen Patriotismus auf ihre Fahne, bekennen ihn in öffentlichen Reden und suchen durch ihre Preßorgane die nationale Idee zu verbreiten; aber dafür, daß diese Idee schon irgendwo in Indien breitere Schichten der Bevölkerung ergriffen habe, fehlen durchaus die Anzeichen.

Die Herrn vom Oivil 8ervico charakterisirt gewöhnlich eine entschiedene Abneigung gegen das Mucational Lspai tmeut, die wohl nicht ausschließlich auf der zum Theil berechtigten Ueberzeugungnng beruht, daß die höhere Erziehung der Eingeborenen staatsgefährlich wirke, und manche unter ihnen lassen nicht gern die Gelegenheit unbenutzt, einem Unterrichtsbeamten, zumal wenn derselbe ein renomirter Gelehrter ist, kleinere oder größere Unannehmliäikeilen zu bereiten. Tie Mitglieder des ^cwciltional Oe^ärtmsut befinden sich, namentlich wenn sie Chefs höherer Lehranstalten sind, vielfach in einer recht schwierigen Stellung. Denn diese wird nicht nur von dem i,'ivil 8«rvic angezündet, sondern auch von den vorgeschrittenen Eingeborenen und namentlich von der Mission, welche letzte nichts weniger als wählerisch in den Mitteln ist ihre Concurrentz-Anstalten auf Kosten der Regierungsschulen zu heben. Dazu sind die Unterrichtsbeamten trotz des gleichen AnfangSgehalts materiell kaum halb so günstig situiert als die der Berivaltung und haben sehr vil schlechtere PensionSbedingnngen. Für den außen stehenden ist es unverkennbar, daß die auf den Höhen der Menschheit wandelnden (Kilians außer der eben angedeuteten noch eine weitere kleine Schwäche besitzen. Wenn nämlich in einem uncovsnnlite!., <d. h. nicht zum t^ivil 8orvics gehörigen) Department die obersten Stellen der einzelnen Provinzen vacant werden, z. B. die des Dirootor ok?ubli« Instruction, deS Insp^tor-Keneral ot" des ? «8tm««ter-6<ziroriü u. s. w., so prüft

der t>^ivil Servie« die vor dem Avancement stehenden Mitglieder der betreffenden DevartmentS und findet gewöhnlich, daß es innerhalb derselben „keine geeigneten Persönlichkeiten für den Posten des Chefs" gäbe, «rx« derselbe mit einem Mitglied des 8. zu besetzen sei. Der Oivil 8ervics ist nicht nur der Richter in der Angelegenheit, sondern auch der Profitirende; denn die Uebernahme eines hohen einträglichen Postens außerhalb der eigentlichen Vermaltungscarriere von Seiten eines (,'ivimms bedeutet natürlich eine lange Reihe von Beorderungen innerhalb des O. 8.

Ein mir befreundeter ^ivillin», dem ich diese Verhältnisse in dein Lichte, in welchen, ich sie hier beschrieben, vorstellte, hatte dafür nur ein Lächeln und die Bemerkung: „Ilsir« i8 u ^ooä äonl „f Kunmii «sture in man." Nun wird man naturgemäß erwarten, daß der Oivilian, welcher sich zum General-Postmeister, Unterrichtödirector u. s. w. ernennen läßt, um sich in seiner neuen Eigenschaft einer monatlichen Besoldung von mehreren tausend Rupien zu erfreuen, doch wenigstens seine Zugehörigkeit zum Oivi! 8ervicv opserc. Weit gefehlt! Wer innerhalb seines Departments zu jenen hohen Stellungen aufrückt, gehört dem Department an, der (,'iviliu!,., welcher übertritt, nicht: er bleibt in jeder andern Stellung ein Civilium, fetzt stets das stolze O. 8. hinter seinen Namen und kann, wenn ihm sein neuer Beruf nicht zusagt, jeden Augenblick in den Verwaltungsdienst zurückkehren. Während die Stellen der andern Departments schon seit längerer Zeit den Eingeborenen zugänglich waren und in stetig wachsendem Umfang mit NativeS besetzt wurden, datirt der Andrang derselben zu den Reihen des Oivil Service erst aus der neuesten Zeit; aber schon liegt selbst die oberste Leitung mehrerer Distriete in den Händen von Eingeborenen. Die Engländer glaubten den Verwaltungsdienst jener zum mindesten nicht unbedenklichen Concurrentz durch das Gesetz zu verschließen, daß die vorgeschriebenen Eramina vor dem zwanzigsten Lebensjahre und in England zu bestehen sein. Die Bestimmung hat sich jedoch nicht als ausreichende Barriere erwiesen; denn diejenigen eingeborenen Familien, welche ihre Söhne dereinst in den einflußreichen Stellungen des (Avil Lervies zu sehen wünschen, schaffen dieselben, wenn sie die nöthige Vornrtheilslosigkeit den Aastenordnungen gegenüber und die erforderlichen Mittel besitzen, im zartesten Alter nach England nm sie dort erziehen zu lassen. Immerhin ist dies nur verhältnißmäßig wenigen möglich; und deshalb verlangt heut zu Tage die ganze einheimische Presse in stürmischer Weise nach einer Abänderung des Statuts und fordert, daß die Abfolvirung der Examina für den (Zivildienst in Indien selbst zugelassen und das gesetzliche Alter aus 22 oder 23 Jahre normirt werde. Wenn England auch darin nachgiebt — und in der cmglo-indischen Gesellschaft befürchtet man dies wegen der gefährlichen Connivenz, welche seit Jahren die liberale Äurzsichtigkeit des Mutterlandes allen Prätionen der Eingeborenen gegenüber bewiesen hat, — so dürfte man der englischen Regierung nur noch empfehlen auch einheimischen Offizieren Eommandos anzuvertrauen: und die britische Herrschaft in Indien wird sich in Wohlgefallen auflösen, noch ehe der Russe an die Pforten des Landes pocht. Ties ist ja in der That das Ideal eines großen Thcils der englischen Nadicalen.

In den großen Centren Calcutta, Bombay, Madras gestalten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse durch dnS Hinzutreten des ^ausmannsstandes natürlich etwas anders, als ich sie eben darlegte: auch kommt ein

Onmmissioner oder Oollectm' daselbst mit zn vielen Vorgesetzten in persönliche Berührung, um in demselben Maße von seiner Gottällichkeit überzeugt sein zu können, wie im „Mofussil“, im Jimern des Landes, wo er als ein kleiner Vtönig residirt. Unter den ,^aufleuten der großen Handelsstädte nehmen die Deutschen eine sehr geachtete nnd theilweise gestürchtete Stellung ein; denn dort wie in andern Ländern gelingt es ihrem Fleiß und ihrer Tüchtigkeit den Engländern immer erfolgreichere Loncurreiz zu machen. Die Chefs der großen deutschen Firmen sind ebenso gebildete wie liebenswürdige Männer, die ein Landsmann, der dort drüben ernste Aufgaben zu erfüllen hat — und nicht von allen deutschen Reisenden kann man das sagen ^ jeder Zeit bereit finden wird ihn mit Rath und That in allen Fragen des praktischen Lebens zu unterstützen. Jüngere deutsche Kanfleute gefallen sich ;um Theil in einer Nonchalence und Familiarität des Uesens, welche sie gut thäten Leuten gegenüber, die nicht zu ihrem Kreise gehören, ein wenig zu moderiren.

Es bleibt sür meine Betrachtung nur noch eine Klasse von Europäern übrig, welche ich erstens deshalb an das Ende stelle, weil deren Angehörige im Allgemeinen nicht zur guten Gesellschaft gerechnet werden können, und zweitens weil ich in Indien von keinem andern Stande einen so ungünstigen Gesamteindruck erhalten habe, als — von den Missionaren. Um mich von vorn herein dagegen zu verwarren, das; dieses Urtheil der Ausdruck einer antikirchlichen Gesinnung sei, bemerke ich, daß ich eine Maffenconvertirung der indischen Bevölkerung zum Christcnthume freudig begrüßen und als die Basis eines gedeihlichen Fortschritts ansehen würde. Ein derartiger Ersolg jedoch steht in Nordindien nicht zu erwarten; unter den dravidischen Völkerschaften in Süd Indien mögen die Verhältnisse anders liegen. Um wirklich erfreuliche Resultate zu erzielen, müßten die Missionare tüchtiger und besser vorgebildet sein, als sie es im Großen nnd Ganzen sind, und sich ihrer Aufgabe mit größerem Ernste widmen. Die wenigsten nur mischen sich unter das Volk und predigen an öffentlichen Orten: weitaus in der Mehrzahl wirken sie einfach als Geistliche einer europäischen Gemeinde und sühren als solche, wenn auch gerade keine luxuriöse, wohl aber eine sehr bequeme und behagliche Eristenz. Im Allgemeinen rusen die Missionare durchaus denEindrck einer Mcnschenklasse hervor, welche das Leben nicht von der schwersten Seite nimmt, sich den landesüblichen Vergnügungen mit einer Regelmäßigkeit hingiebt, die bei anderen Berufsschichten selten ist, gern Abendgesellschaften besucht, und am Nachmittage häufig Picknicks arrangirt, bei denen Herren und Tarnen sich an muntern Gesellschaftsspielen ergötzen. In diesem Lichte erscheint die Mission ganz besonders in BenareS, weil dort der saetische Mißerfolg in zn grellem Eontraste zu der unverhältnißmäßigen Anzahl der dort lebenden Missionaresteht; denn jede englischeMissionsgesellschaft hält es für Ehrensache einen oder mehrere Vertreter in jenerHochburg des Heidenthums zu haben. Die deutschen Missionare wirken ungleich viel mehr und kommen dem Ideale eines Missionars näher, als die englischen, da sie ihrem Berus mit größerer Selbstverleugnung obliegen, auf Straßen und Plätzen eifrig die Lehren des Ehrstcnthums verkünden, ohne gesellschaftliche Prcitensionen austreten und äußerlich weit bescheidenere Eristenzen führen. Sie, die einfacheren Männer, werden von ihren englischen Eollegen ein wenig über die Achseln angesehen, und diese mögen in dem Glauben, den Begriff eines Gentleman in sich in höherein Grade verkörpert zu sehen, einen Trost dasür finden, daß sie wohl oder übel die deutsche Mission als mors Sucee8ssv.II anerkennen müssen. Während die fünf wohlfundirten englischen Missionsgesellschaften, welche in Benares repräsentirt sind, dort nur ganz vereinzelte Bekehrungen zu verzeichnen haben, hat sich die deutsche Mission in dein benachbarten Gbazipur aus ganz kleinen Anfängen im Laufe von zwanzig Jahren zu einer der bedeutendsten und erfolgreichsten in ganz Indien entwickelt.

Um zunächst den Verdiensten der Mission gerecht zu werden, ist vor allem nickhaltlos die Thätigkeit der von den Gesellschaften angestellten Damen zu rühmen, deren Aufgabe es ist in die Zenanas, d. h. in die von der äußeren Welt abgeschlossenen indischen Gynciceen, Aufklärung zu tragen und die indische Frau durch Elementarunterricht und Anleitung zur Beschäftigung mit Handarbeiten auf eine menschenwürdigere Stuse zu heben. Dieses große Verdienst wird in meinen Augen nicht durch die Thatsache geschmälert, daß die Missionsdanien in den wenigsten Fällen durch religiöse Begeisterung getrieben werden nach Indien herauszukommen, sondern gewöhnlich — denn es sind meist unbemittelte Mädchen aus guter Familie — die Anstellung von Seiten einer Missionsgesellschaft für eine Versorgung ansehen, die ihnen eine materiell und social bessere Position verschafft, als daheim eine Lehrerinnenoder Gouvernantenstelle. Da sich ihnen ferner im allgemeinen in Indien größere Chancen zur Verheirathung bieten, so hat die öffentliche Stimme vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn sie auch diesen Umstand als eine Triebfeder zur Wahl ihres Berufes bezeichnet. Ein anderes unleugbares Verdienst der Mission beruht in der Erhaltung uud Erziehung der Waisenkinder, deren viele und namentlich Mädchen zu Grunde gehen würden, wenn sie nicht Aufnahme in den christlichen Waisenhäusern fänden; besonders in Zeiten der Hungersnot!) und der Epidemien sind in Indien durch die Mistton viele Menschenleben gerettet worden. Aus diesen Waisen rekrutirt sich im wesentlichen die Gemeinde der Xlktivs Olnistiau^. Die Mädchen sucht man, sobald sie dreizehn Jahre alt sind, unter die Haube zu bringen und läßt alle, welche dieses Alter erreicht haben, in Reihe und Glied antreten, wenn ein junger heirathslustiger Indier sich meldet. Dieser trifft seine Auswahl und erhält nicht nur die Frau stehenden Fußes ausgeliefert, sondern dazu noch eine Aussteuer von Ä> Rupien. Dem Mädchen ist es erlaubt nein zu sagen, doch kommt dieser Fall nicht vor. Leider stehen die Xativs OKristi»ri8 bei ihren europäischen Glaubensgenossen in keinem besonderen Ansehen und gelten im Allgemeinen für unzuverlässiger als Hindus oder Mnhammedaner. Selbst Missionare übertragen nur in ganz seltenen Ausnahmefällen einen Dienerposten in ihrem Haushalt einem christlichen Eingeborenen, und wenn in den englischen Zeitungen vaccmte Stellen ausgebaut werden, kann man die Annonce mit dem Passus schließen sehen: Xu curi^tian uee-cl upplv (Kein Ehrst braucht sich melden).

DieMission fühlt selbst, dñß sie inIndicnnichtleistet, was sie leisten sollte, und sucht deshalb immer mehr den Unterricht in ihre Hand zu bekommen, angeblich um durch Erziehung das Bekchrnngswerk vorznbereiten. Tie Regierung leistet diesem Bestreben der Mission Vorschub, weil sie von dem bekannten englischen Standpunkte ans, daß der öffentliche Unterricht sich selbst bezahlen müsse, mit Freuden jede Ersparnis öffentlicher Gelder begrüßt m,ch, Übersicht,^ daß sie damit dem Gedeihen ihrer eigenen Anstalten, ^B'.d'rjtliz)-d«.^hLöe^ Schulen entgegenwirkt. Wenn die von der Mission gegründeten Schulen einen gewissen Erfolg ausweisen, dann erlitten die betreffenden Anstalten den NegierungSzuschuß tö«ver«inent Ai-nöt). Dieser Erfolg wird in den niederen Schulen nun aber durch solgende Maßregeln erzielt. Die Kinder haben ersten? nicht nur kein Schulgeld zu bezahlen, sondern erhalten monatlich so und so viele Annas Prämium für regelmäßiges Erscheinen; zweitens werden die eingeborenen Lehrer unter der Bedingung angestellt, daß ihre Klaffe eine bestimmte Anzahl von Schülern, etwa fünfzig, aufweise; die glücklichen müssen deshalb einen Theil ihres Gehalts darauf verwenden in den Straßen mit Kindern in Unterhandlung zu treten, und dieselben durch Geschenke zum Besuch der Schule zu veranlassen. Ja sogar Frauen werden eigens zu dem Zwecke „to collect ckilctren" mit kleinen Fonds versehen und besoldet. Tiefen wenn auch etwas eigenthümlichen aber doch ziemlich harmlosen Mitteln gegenüber erscheint die Agitation bedenklicher, welche die ^rivcipai» der höheren, die Schüler auf die Eramina zur Erlangung des L. d. h. des IZacKelor of ^rts-Grades, vorbereitenden Missionsschulen (Oolle^s) gegen die im gleichen Range stehenden NegierungSschulen ausüben. Die Mission besitzt einen solchen Einfluß auf die UnterrichtS-Verivaltung, daß ungefähr die Hälfte der für jene Prüfungen alljährlich ernannten Eraminatoren aus der Reihe der Missionare gewählt werde». Gewöhnlich sind es solche ?iinci»-iii5, die dann nicht nur ihre eigenen Schüler, sondern auch die der Regierungs-Ouillezzes zu eraminiren haben. Nahe liegt für jene Herren die Versuchung, die Unterrichtsstunden zu benutzen, um ihre eigenen Zöglinge in mehr oder weniger diScreter Weife auf die Fragen des bevorstehenden Eramens hinzuweisen, und in der Prüfung selbst die aus den Aegierungs-Anstalten kommende Kandidaten mit etwas geringerem Wohlwollen als ihre eigenen zu behandeln; und manche von ihnen setzen dieser Versuchung einen so mäßigen Widerstand entgegen, daß es ost genug zu einem öffentlichen Aergerniß kommt, von dein die Presse Notiz nehmen muß.

Der Bestand der Missionare ist in Indien numerisch weit größer, als das Bedürfnis; erfordert, wird aber trotzdem von den MissionSgesellschaftcn fortlaufend vermeint. Die Herren führen nicht selten ihr vergnügtbeschauliches Leben dort drüben mehrere Jahrzehnte, ja zuweilen ein lialbeS Jahrhundert lang, ohne das Bedürfniß eines Erholungsaufenthalts in Europa zu empfinden; jedenfalls sehr viele lange genug um drei bis vier Lebensgefährtinnen hinter einander zu beglücken. Wenn ich im Eingang dieser Skizze bemerkte, daß kein Europäer sich in Indien an dem schönen >vlima erfreute, muß ich zum Schluß mit den Missionaren doch eine Ausnahme machen: ihnen scheint die indische Luft vortrefflich zu bekommen. Hermann H e i b e r c z.

von

Ksphgel Löwenfeld.

— Berlin. —

ie Entwicklung der deutschen Dichtung in der jüngsten Zeit trägt den Charakter des Schwankenden, Unsicheren, Tastenden. Auf dem Wege der Theorie sucht man zu Neuem zu gelangen, weil das Alte als überlebt erscheint. Man hält kaum noch die überkommenen Formen fest und strebt nach einem Inhalt, der mehr der Idee des Wahren als dein Princip des Schönen entspräche, und verrückt auf diese Weise immermehr die Grenze, welche die Aufgabe der Wissenschaft von dem Beruf der Dichtung scheidet. Realismus und Idealismus — das sind die Schlagworte, welche die Bestrebungen der Gegenwart und der Vergangenheit decken sollen, unzulänglich wie alle Schlagworts und irreführend für Jeden, der nicht den Werdegang unseres Schrifthums in allen Einzelheiten verfolgen kann und daher auch nicht im Stande ist, aus dem Worte die Bedeutung herauszuschälen, die ihm in jedem einzelnen Falle innewohnt. Idealismus und Realismus sind Gegensätze, die indessen in dieser schroffen Gegenüberstellung nicht gebraucht werden sollten. Denn sie schließen einander keineswegs aus, sie stehen einander nicht feindlich gegenüber; nur durch ihr Zusammenwirken kann ein Werk der Dichtkunst wie aller anderen Künste geschaffen werden. Da der Menscheng Geist überhaupt nichts ersinnen kann, dessen Borbild er nicht in der umgebenden Natur findet; da alles Werk der Phantasie nichts Anderes ist, als eine neue Znsammenfügung alter, allgemein bekannter Thatsachen; so liegt auch jeder einzelnen Schöpfung des Menschen das Reale zu Grunde. Das Reale ist der Stoff, welcher einer bestimmten Idee durch eine bestimmte Formgebung dienstbar gemacht wird.

Wer selbst wenn wir die Nothwendigkeit solcher Schlagworte für kämpfende Gegensätze zugestehen wollen, können wir nicht einsehen, daß der Weg des Theoretisirens dem Schristthum unmittelbar förderlich wäre. Tie Theorie wird auf dein Gebiete der Kunst stets nur die Ausgabe haben, aus den höchsten Leistungen der schaffenden Phantasie die ihnen innewohnenden Gesetze abzuleiten. Und so hat auch die sogenannte realistische schule, unabhängig von dem theoretischen Kampf ihre Erfolge nur einzelnen gelungenen Schöpfungen zu verdanken.

Kein theoretischer Standpunkt war für den allgemeinen Beifall entscheidend, den Hermann Heibergs „Apotheker Heinrich" gefunden. Der harmonische Eindruck des Werkes hat einzig und allein den Ausschlag gegeben, ohne daß der Leser, der dem Streit des zünftigen Literatenthums fern steht, sich auch nur klar wurde, welcher Richtung das Werk angehört. Und man empfängt aus dem „Apotheker Heinrich" auch den Eindruck, als ob der Dichter ihn gewissermaßen in unbewußtem Schaffenstriebe hervorgebracht habe, daß er nicht bloß mit seiner Person abseits stehe von dem lauten Kampsgeschrei, sondern auch in seinem inneren Wesen und in seinen: dichterischen Schaffen unbeeinflußt davon geblieben sei.

Hermann Heiberg ist so unerwartet unter die Poeten gerathen wie Saul unter die Propheten. Heiberg mar Kaufmann und bereits in das fünfte Jahrzehnt feines Lebens eingetreten, als seine ersten schriftstellerischen Versuche der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Er ist in Schleswig am 17. November 1840 geboren. Sein Pater war der (nunmehr verstorbene) Rechtsanwalt Karl Friedrich Heiberg, der in den politischen Kämpfen der Herzogthümer mannhaft die deutsche Sache vertrat und sogar mit Entziehung der Freiheit seine Ueberzeugung büßen mußte. Seine Mutter stammte aus dem gräflichen Hause Baudissin-Knoop. Er besuchte das Gynasium seiner Vaterstadt mit dem Bestreben, sich an der deutschen Hochschule dem Studium der Rechte zu widmen. Aber die trüben Familienverhältnisse, welche durch die politischen Wirren herbeigeführt waren, und die das FamilienoberKaupt der Gattin und den Kindern zeitweise entzogen, wirkten auch aus die Entschließungen des Sohnes zurück. Er wendete sich dem Kaufmnmsstande ;u und wurde im Jahre 1857 Buchhändler. Nach gewissenhafter Bobereitung in Kiel übernahm er die Verwaltung eines von seinem Bater begründeten aber in fremden Hänoen befindlichen Geschäfts. Späterhin ging er nach Köln und erwarb nach der Rückkehr aus der rheinischen Stadt die Buchhandlung, die seines Baters Namen trug. Heiberg entwickelte nun eine vielseitige DIMgkeit. Er begründete einen umfangreichen Schulbucherverlag, kaufte eine Druckerei an und verpflanzte seine VerlagSthätigkeit auch nach Oesterreich. Er erzielte in dieser Hinsicht gute Erfolge dadurch, daß seine Schullesebücher in den neuen Provinzen autoritativ eingeführt wurden.

Nach Beendigung des österreichischen Krieges duldete es Heiberg nicht langer in der Heimat. Er verkaufte sein Grundstück, sein Berlagsgeschäst, seine Druckerei und zog nach Berlin. Hier vermittelte er den Uebergcnig der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in andere Hände, trat selbst an die Spitze der geschäftlichen Leitung des Blattes und erweiterte bedeutend die Druckerei, verließ aber nach kurzer Zeit diese Stellung nm sich neuen größeren geschäftlichen Unternehmungen zu widmen. Eine Leipziger Banksirma übertrug ihm die Direction der Spener'schen Zeitung: aber auch diese Stellung war nicht von Dauer. Heiberg hatte an dem großen Geschäftstreiben der Weltstadt Gefallen gefunden und nahm mit Freude einen Antrag der Preußischen Bankanstalt in Berlin an, die ihn in ihre Direction befief.

„Ich befaßte mich", erzählt Heiberg selbst, „mit dein eigentlichen Bank-, wenn auch nicht mit dem Börsengeschäft, lernte das Bersicherungs-, Terrain-, Häuser- nnd Hypothekenwesen kennen, das Getriebe und Treiben der großen Emissionsbanken, die vielseitigen kaufmännischen Specialitäten, die Fabrik- und Bergwrksverhältnisse, kam mit dem Großen und Kleinen in dem lebhaften Gedränge des Berliner und auswärtigen Lebens in Berührung und machte während längerer Jahre viele und häufig lang ausgedehnte Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Holland, Dänemark, Belgien, England und Frankreich, nach Paris nnd London." Als die Bank durch die plötzlicheZahluugSeinstellung einer großen Stettiner Firma in Liquidation trat, machte sich Heiberg selbständig und beschäftigte sich vornehmlich mit der Einleitung zur Finanzziruug von Eisenbahn-, Cecundär- und Tramwav-Unternehmngen, erhielt auch wiederholt bedeutsame Vertretungen, — so war er vorübergehend Bevollmächtigter der chinesischen Regierung in London, — zog sich aber endlich mehrfach betrogen um die Früchte seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit, zil Prozessen oder zum Verzicht gezwungen, grenzenlos angewidert von allem, was „Geschäft" hieß, zurück. Wie zufällig schrieb er dann im Jahre 1881 sein erstes Buch, die „Plaudereien der Herzogin von Seeland," das so außerordentliche Anerkennung fand, daß Heiberg beschloß, sich fortan dem Beruf des Schriftstellers zu widmen.

„Die „Plaudereien der Herzogin von Seeland" oder, wie der Titel der zweiten Auflage lautet, „Aus den Papieren derHerzogin von Seeland", sind eine Reihe kleiner Arbeiten verschiedensten Charakters i Feuilletons, Humoresken, Skizzen, Noveletten und Ansätze zu größeren Novellen. Man sieht sörmlich, daß ein origineller Geist und ein reiches Gemüth jahrelang gesammelt nnd gespart hat, um die angehäuften Schätze ans einmal vor uns auszubreiten. Ein orgineller Geist und ein reiches Gemüth! Denn wenn auch die Plaudereien der Herzogin von Seeland an vortreffliche Muster erinnern, so sind sie doch das ureigene Product einer selbständigen, in sich geschlossenen und gereiften Persönlichkeit, die alles aus sich selber schöpft und für die eigenen Gedanken auch eine eigene Form zu finden weiß. Tie Plaudereien erinnern in der Leichtigkeit des Stils häusig an Heines bessere Prosaschristen, in dem Reichthum an Bildern an Börne, selbst in der Beziehung, daß sie, wie Börnes geistvolle Plaudereien, hie und da überladen sind und in dem Bestreben nach originellem Ausdruck auch unzutreffende Gleichnisse aufweisen.

Das bruchstückartige der „Plaudereien" ist wohl die natürliche Folge ihres großen Reichthums an Gedanken und Beobachtungen einerseits und andererseits der dem Schriftsteller noch anastenden Unsicherheit in der Composition. Er möchte zu viel aus einmal sagen. Der Quell, der in ihm sprudelt, fließt übeneich, und er hat noch nicht gelernt, durch die Beschränkung in Stoff und Form ein abgerundetes Kunstwerk zu bilden. Bergleicht man die Plaudereien mit Heibergs folgenden Werken, die in außerordentlich kurzen Zwischenräumen dem Erstlinge folgten, so macht man die merkwürdige Beobachtung, daß alle Eigenschaften des Schriftstellers, fast alle Formen, die seinem Wesen nahe liegen, in seinem ersten Werke iin Keime vorhanden sind. Er hat eine reiche Phantasie und schildert doch nichts Phantastisches, nichts was er nicht selbst erlebt, gesehen oder gehört hätte. Wie Erinnerungen aus seinem eigenen Leben klingt alles, was er erzählt, und wenn es auch zu einer Erzählung zusammengefügt ist, die scheinbar ganz außerhalb des Schriftstellers liegt, so sieht man doch mit vollkommener Klarheit, daß es nur einzelne Erinnerungsbilder sind, die sich hier einem bestimmten künstlerischen Zwecke unterordnen. Heiberg liebt das Meer, er liebt seine nordische Heimat, er liebt die norddeutsche Kleinstadt. Tie See bildet überall den Hintergrund der Geschehnisse, die er uns vorführt, die denfche Kleinstadt ist der Schauplatz seiner Schilderungen. Spricht er von der Hauptstadt, die den Mittelpunkt eines großen Länderstrichs bildet, so ist es ihm nicht die Hauptstadt des geeinigten Reichs, sondern der große Handelsplatz der Nordsee: Hamburg. Das Volk spricht das norddeutsche Platt und besteht aus den Mitgliedern jener Berufsmeige, die die Nähe des Meeres herausbildet. Kommt in die engen Verhältnisse der kleineren Seestadt ein Bürger der großen Welt, so ist er eine ausfallende Erscheinung, die angestaunt, auch angefeindet wird. Der Schiffer, der Fischer, der ehrliche wie der betrügerische Kaufmann, der Arzt, der Anwalt, der Lehrer der Kleinstadt — sie sind die vornehmsten Träger der Handlung in den Heiberg'schen Erzählungen. Erst in jüngerer Zeit hat Heiberg den Schauplatz seiner Romane und Novellen nach Berlin verlegt, und wenn man auch im Allgemeinen in dem Treiben der Großstadt, in den guten und schlechten Charakteren, die sie entwickelt, in den Lebenskämpfen, die sie gebiert, ein größeres und höher erregendes Material für die dichterische Darstellung finden wird, so muß man doch das Leben bescheidenerer Verhältnisse als das angemessene Gebiet einer schaffenden Kraft erachten, wenn diese sich mit jenen mahlvermandt erweist. Und dies gilt von Hennann Helberg. Er kennt nichts so genau, wie diese Verhältnisse, weil er, wenn man so sagen darf, mit seiner Jugendliebe an ihnen hängt, vielleicht auch, weil das, was man mit der lebhafteren Eindrucksfähigkeit des früheren Lebensalters in sich aufgenommen hat, sich leichter der schaffenden Phantasie fügt und dein bildenden Verstände unterordnet.

Eine Betrachtung der hervorragendsten Werke Heibergs wird das bestätigen.*) Wir schließen uns nur der allgemeinen Stimme an, wenn wir den „Apotheker Heinrich" als sein reifstes Erzeugniß hinstellen. „Apotheker Heinrich" versetzt uns in eine Kleinstadt im hohen Norden Deutschlands, führt aber Ereignisse vor, wie sie wohl in den meisten kleineren Städten des Reichs mit geringer Veränderung sich ereignen könnten, entrollt uns Fehler und Vorzüge, wie sie im Wesentlichen auch der Großstadt nicht fremd sind. Daß ein Eltermpaar auf die Entschließung einer Tochter einwirkt, um durch die Heirath ein auskömmliches Dasein zu sichern, auch wenn ihr Herz nicht an dem Manne hängt, der ihr die Bürgschaft für die Zukunft geben soll, auch wenn sie in der Blüthe ihrer Mädchenjahre, er am Ende des heiratsfähigen Mannesalters steht, daß dieser Mann, eine selbstsüchtige, herrschbegierige Natur, sein junges Weib so lange quält und martert, bis sie den Tod sucht — all dieses kann überall geschehen, ist zu allen Zeiten geschehen. Aber wie diese Dinge sich abspielen, wie die Eigenheiten dieser Menschen, ihre Mängel oder Tugenden sich entwickeln wird erklärlicher, anschaulicher, unmittelbarer dnrch die Verhältnisse der Kleinstadt. Apotheker Heinrich ist ein scharfdenkender, seiner unbedeutenden Umgebung geistig weitaus überlegener Mann. Klar berechnend in allen Dingen des praktischen Lebens und zu dem spöttischen Witze befähigt, der gern auf Kosten des Nebenmenschen sein Licht leuchten läßt. Sein Wunsch, Dom zu besitzen, entspringt nicht der reinen Neigung des Herzens, sondern dem Stolze, dasjenige Mädchen sein eigen zu nennen, das den allgemeinen Beifall hat, um das sich viele im Wettbewerbe befinden. Und da es der Zufall fügt, daß Doras Eltern der Hülfe des feit Jahren ihrem Hause befreundeten Apothekers bedürfen, so leistet er diese als Gegengabe für die Hand der Tochter. Tora hat Heinrich stets als eine überlegene Persönlichkeit geachtet, sie hat wohl auch einmal geglaubt, daß sie eine tiesere Neigung für ihn empfinde. Aber gerade in dein Augenblick, da die Eltern ihr Mittheilung machen von der Werbung Heinrichs, ist sie in ihren Gedanken mit einem anderen beschäftigt und will die Werbung zurückweisen. Sie unterliegt aber dem Einreden der Eltern und nimmt ihnen zu Liebe die Werbung Heinrichs an. Nun ihres Besitzes sicher zeigt dieser deutlich seine niedere Gesinnung. Herrschen will er im Hause, unbedingt, herrschen auch über das junge Wesen, das sein Lebensglück in seine

HcibergS Werke erschienen nnter folgenden Titeln: Ernsthafte Geschichten, — Ausgetobt. — Ans den Papieren der Herzogin von Seeland. — Tie goldene Schlange.

— Acht Novellen. — Apotheker Heinrich. — Nene Novellen. — Eine vornehme Frau.

— Esther’S Ehe. — Der Januskopf. — Ein Äcid. ^ Menschen untereinander.

Hand gelegt hat und für dessen noch unentwickelte große Eigenschaften er kein Verständnis? hat. Aus diesem Gegensatz der Charaktere und ans dein Verhältnis;, welches sich durch die Hülseleistung des Apothekers zwischen diesem und Doras Eltern gestaltet hat, entwickeln sich die Lebenskämpfe Doras, die zu dem tragischen Ende des Selbstmords führen. Und doch schwebt über der Erzählung, deren wesentlichen Bestandtheil das Leben Heinrichs und Doras bildet, ein. sonniger Humor, der zeitweise sogar zur Satire wird; denn neben der Haupthandlung laufen die alltäglichen Begebnisse der Kleinstadt einher, und in die Beziehungen Heinrichs und Doras sind eine Anzahl von Personen hineinverwebt, die die verschiedenen Berufszweige des kleinen Orts vertreten, und die in Denken und Handeln ganz die Kinder beschränkter Verhältnisse sind. Wenn nun auch diese Schilderung der Kleinstadt mit vollendeter Meisterschaft entworfen ist, so hat sich doch der Dichter in seinem Bestreben, ein in allen seinen Theilen vollkommenes Bild zu geben, von der Haupthandlung häufig so weit abführen lassen, daß die Geschlossenheit der Erzählung einen Bruch bekommen hat. Die Werbung des Provisors Tibertius um die Tochter des verstorbenen Prahmführers und der verwittweten „Frau Kapitän" lenkt im zweiten Drittel des Buchs die Aufmerksamkeit von der Haupthandlung zu weit ab. Der Dichter wollte offenbar durch die Gegenüberstellung der beiden Paare eine besondere Wirkung hervorrufen, aber das ist ihm nur auf Kosten der Composition gelungen.

Strenger in Bau und Gliederung sind Helbergs kleinere Erzählungen. Ob er wie in „Mutje Laßen" den Selbstmord eines kleinen Schissermädchens schildert, dem der Geliebte untreu geworden, ob wie in den duftigen Erzählungen „Bon plattdeutscher Erde" und „Aus dem Fischerhaus" die Ausdauer treuer Liebe in zwei Gestalten aus dem Volke vorgeführt wird, ob er in „Uns Korl" den Tod eines kleinen Knaben und seine niederschmetternde Wirkung aus das Leben eines greisen Elternpaaers aus dem Handwerkerstände, ob er endlich uns in „Hinter der Düne" eine Scene vorführt, in welcher der Blitz den Vater auf dem Felde erschlägt und der durch denselben Funken erzeugte Brand der kleinen einsamen Fischerhütte das zurückbleibende Kind tödtet — überall zeigt sich die schärfste Beobachtung der Menschen wie der Natur an den Küstenstrichen unseres Paterlands und eine Darstellungsgabe, der gerade sür diese Motive besondere Farben znr Versügung stehen. In den engen Grenzen einer Skizze hält sich auch „Eine Geschichte", vier Briese, welche in die Lebensumstände zweier Schwestern hineinblicken lassen, von welchen die eine, vom Glück begünstigt, in Neichthum und Genuß lebt, indeß die andere, deren moralischer Werth ein ungleich höherer ist, in der Sorge um das tägliche Brot ihre Gesundheit einbüßt und in frühen Jahren dahinstirbt.

Die Studien zur Schilderung dieser Verhältnisse aus der höheren Gesellschaft hat Heiberg offenbar in späteren Jahren gemacht nno wenn wir auch, wie wir schon oben andeuteten, als sein mit besonderem Glück gepflegtes Sondergebiet die Erzählung aus der Kleinstadt und aus dem Leben der unteren Gesellschaftsschichten bezeichneten, so hat sein Schaffen auf dem jüngeren Gebiet doch auch schon reise Früchte gezeitigt. „Inös" ist durch die Darstellung des Frauencharakters ausgezeichnet. Daß sich die Lösung eines schweren Conflicts zwischen Vater und Tochter durch eine nicht ganz natürlich zu begreifende Malerphantasie ergibt, widerspricht ein wenig dem ganzen Ton und der Stimmung der Novelle. „Emmy Genze" und „Ulrike Behrens" erscheinen uns als die vollendetsten von Heibergs Novellen. In „Emmy Genze" wird ein Mädchen geschildert, das nach der traditionellen Auffassung fehlt und unter die Gesellschaft herabsinkt, das aber durch ihre rein erhaltenen trefflichen Eigenschaften die Liebe eines Mannes gewinnt, welche die Aussicht auf eine glückliche Ehe mit ihm gewährt. Eine weniger grelle Farbengebung bei der Schilderung der Katastrophe in Emmy's Wohnung und in Emmy's Zwiesgespräch mit dem Erzähler im Thiergarten hätten der Erzählung, die häusig das Unwahrscheinliche streift, noch größere Wahrheit gegeben. Man zweifelt fast daran, daß ihre gute Natur unberührt geblieben fein soll, wenn man sie wie eine verlorene Dirne sprechen hört und glaubt sich bei der Darstellung der erwähnten Katastrophe bisweilen aus dem Miethsstübchen der Residenz in eine phantastische Umgebung fortgetragen. In „Ulrike Behrens" ist im Gegensatz zu Emmy Genze ein nach den hergebrachten Anschauungen zwar reines, nach ihren Charaktereigenschaften jedoch verwerfliches Weib gezeichnet, das in das stille Leben zweier Menschen eindringt, um es für die Daner zu vergiften. Sowohl die genußsichtige, herzlose Ulrike, wie das Ehepaar in dessen Haus sie tritt: die gütige milde Frau und ihr um viele Jahre jüngerer Gatte sind in ihrer Gegenüberstellung meisterhaft eronnen und mit großer Kunst charakterisirt. Das geheimnisvolle Schloß auf der Anhöhe und daS geräuschvolle Genußleben in der Weltstadt führen ebenfalls zu einer eindrucksvollen Contrastwirkung. Hier Jugend, dort herannahendes Greisennlter, hier Zurückgezogenheit, Gleichmäßigkeit, Eintönigkeit, dort Leben, Heiterkeit, Mannigfaltigkeit — und aus dem Vergleich des einen mit den? andern entspricht, genährt durch die berechnende Eoquetterie des jungen Weibes, der Wankelmuth eines gutgearteten Mannes und der jähe Zusammensturz eines stillen Glücks. Ersaßt man unmittelbar den Grundgedanken dieser beiden Novellen ohne eine besondere Tendenz in ihnen zn suchen, so dringt man zu dem Kerne der dichterischen Persönlichkeit Heibergs durch, die aus der Menschenliebe ihre Tchaffensantriebe zieht und aus der heiteren Sonngiteit des Gemüths Licht nnd Farbe entnimmt.

Dieses Wesen des Dichters spricht sich in keinem Werke besser aus, als in „Ausgetobt". „Ausgetobt" ist kein Roman, keine Novelle, es ist überhaupt keine geschlossene Erzählung. Es ist ein Bilderbuch, reich an mannigfaltigen Bildern, eine Sammlung von Weisheits- und Erfahrungssützen, wie sie nur ein guter und kluger Mensch zusammenbringen kann. Nur ein einziger verbindender Faden hält diese Perlenschnur zusammen: das ist die Persönlichkeit des Erzählers selbst. „Ausgetobt" schildert einen Ausschnitt aus den Jugendjahren des heranwachsenden Mannes, mit allen Erlebnissen, mit allem Freud und Leid des erregbaren Jünglingsherzens. Es ist ein köstliches Buch, das vielleicht noch nicht die Schätzung erfahren h.äit, die es verdient. Hier wird die mangelnde Composition nicht fühlbar. Die lockere Aneinanderreihung der Geschehnisse, die Betrachtungen, die sich aus ihnen ergeben machen das Wesen des Werkes aus, sie bilden, um an ein oben gebrauchtes Bild anzuknüpfen eine Schnur von Perlen, die in ihrer losen Aneinanderreihung dem Dichter alles Mögliche zu berühren gestatten uns eben darin (aber auch nur darin) an die Plaudereien der Herzogin von Seeland erinnern. In „Ausgetobt" zeigen sich alle Fähigkeilen Hermann Helbergs in höherem Grade; die Fähigkeit der Charakteristik an vielen Gestalten der kleinen und großen Welt, die Fähigkeit der Natur- und ürtsschilderung der verschiedensten Gegenden, in Stadt und ^,^and, seine humorvolle, heitere Weltbetrachtung. Denn er ist trotz den Erfahrungen des Lebens der sonnigen Betrachtung desselben treu geblieben. Wie man die leitende Idee aller seiner Werke in die Worte zusammensassen könnte: des Lebens Glück beruht in der Entwicklung aller uns von der Natur geschenkten guten Eigenschaften, mit dem Bestreben, uns und andere glücklich zu machen — so belebt auch den Dichter selbst eine nnverivüstliche optimistische Weltauffassung, Alle Tage seines Lebens nennt er

wunderschöne; „die kalten, frierenden, die sich hineindrängten, haben mich die sonnigen mit all ihrem Vogelsang und ihrer stillen oder jauchzenden Freude doppelt genießen lassen. Ich habe jene wie Pagen betrachtet, die in verdeckten Körben die unaufgebrochenen Blumenknospen trugen, welche morgen in leuchtender Pracht ausblühen werden, um meinen Lebenstisch zu zieren. Ich kann sie nicht entbehren, wie ich die Nacht nicht missen kann, die mich nur deshalb in ihre dunkle Schleier hüllt, damit ich den neu gewonnenen Tag mit um so größerer Wonne begrüße und in seinen Freuden mit erhöhter Genußfähigkeit schwelge.“ Das ist die Stimmung, deren der Schaffende bedarf, wenn seine Kraft nicht erlahmen soll; es ist die rechte Stimmung für einen Dichter der spät begonnen, darum aber auch hoffentlich einen um so längeren Weg noch vor sich hat.

Die Frau ein Mann, der Mann ein Weib.*)

von

Friedrich UHL.

, — Wien. —
I.

Die Herzogin, nachmals Kurfürstin Sophie von Hannover war eine der hervorragendsten Frauen des 17. Jahrhunderts. „Ich lüge nie!“ konnte sie mit Recht von sich sagen. Die Wahrhaftigkeit ihres Wesens drückte sich aber Anderen gegenüber nicht in verletzender Weise aus; sie ließ sich vielmehr von verständiger Besonnenheit leiten und sagte von dem, was sie dachte und empfand, nur, was ihr zweckmäßig und nützlich erschien. Sie hatte in der Schule des Lebens gelernt zu reden und zu schweigen. Als Kind trieb sie tausend lustige Eulenspiegelereien, als Frau machte sie von den Waffen des Witzes und der überlegenen Laune nur dann Gebrauch, wenn sie herausgefordert wurde. Sie sprach gut und schrieb auch gut; zwar unorthographisch aber geistreich. Sie hatte ein sehr scharfes Auge für fremde Schwächen und Fehler und durfte sich um so mehr über dieselben lustig machen, als sie viele ihrer Zeitgenossen an Charakterstärke übertraf. Sie hatte große Reisen gemacht und fast alle Länder und Mächtigen Europas kennen gelernt.

Prinzessin Sophie wurde am 14. October 1630 im Haag geboren. Sie war die Tochter Friedrich V., Pfalzgrafen bei Rhein, der kurze Zeit hindurch König von Böhmen gewesen und Elisabeths, der Tochter Jakob I. von England. Ihre Eltern hatten sich, nachdem sie ihr Land verloren, nach Holland geflüchtet. Sie waren mit so großem Kindersegen gesegnet

5) Auf Grundlage der Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover.

worden, daß sie nicht mehr wußten, welcher Name den Letztgekommenen gegeben werden sollte. Beim zwölften Kinde, einer Tochter, ließ man das Loos entscheiden, und so erhielt die zukünftige Kurfürstin von Hannover den Namen Sophie. In ihrer Jugend wurde Prinzessin Sophie nicht sehr beachtet. Sie war klein und mager, allein, aus der unscheinbaren Prinzessin wurde später eine schöne Dame, mit hellbraunem, natürlich gelocktem Haare und einem Gesicht, das immer aufgeweckt und heiter schien. Die Prinzessin war schön gewachsen und hielt sich königlich. Ihrem Wahlspruche: „Immer wahr!“ konnte die Herzogin hinzufügen: „und immer heiter.“ Die gute Laune, sagte sie, erhält die Gesundheit, und die Gesundheit erhält das Leben, an dem ich hänge.

Nichtsdestoweniger war es für die Herzogin sehr schwer, immer guter Laune zu bleiben. Sie hätte es verdient, glücklich zu sein, allein, nur zu oft setzten trübe Stunden, unglückliche Ereignisse, Vernachlässigung und Mißachtung von Seite des Gemahls ihre heitere Lebensanschauung hart auf die Probe. Sie sollte zuerst den Herzog Georg Wilhelm von Hannover Heirathen; doch dieser trat von der Bewerbung mit der Erklärung zurück, daß er von seinem Vorsatze, eine Ehe zu schließen wieder abgekommen sei und den festen Willen habe, sich nie zu vermählen. Er bat, man möge die Hand der Prinzessin seinem jüngeren Bruder Ernst August geben. Prinzessin Sophie erklärte sich bereit dazu. Ihre Ehe war mit Kindern gesegnet, welche die Herzogin mit Liebe und Sorgfalt erzog. Gewiß hätte sie ihren Gemahl beglückt, aber er war eifersüchtig und ungetreu, zwei Eigenschaften, die sich beim Manne öfter vereint vorfinden, als man glaubt. Die Herzogin machte dem Gatten keine Vorwürfe und verrieth auch nicht durch Thränen ihr Leid. Das Glück ihres Hauses, das Glück ihrer Kinder zu begründen, war ihre Hauptsorge.

Ihr Gemahl hatte eine Leidenschaft für das Reisen und hielt sich Jahre hindurch in Italien auf. Während der Zeit seiner Abwesenheit erwachte in dem älteren Bruder Georg Wilhelm Neue über das Versprechen, welches er vor der Vermählung Ernst Augusts gemacht hatte. Georg Wilhelm war in das Netz einer abenteuerlichen Französin, Eleonore von Olbreuse gerathen, die nach und nach volle Macht über ihn erlangt hatte. Trotzdem die Herzogin Sophie sich alle Mühe gab, einer Heirath zwischen Georg Wilhelm und dem Fräulein von Olbreuse Widerstand zu leisten, konnte sie dieselbe doch nicht verhindern. Sie entschloß sich daher, die Hand im Spiele zu haben und so viel als möglich für ihr Haus und ihre Familie zu retten. Das gelang ihr auch, aber erst nach unzähligen Kämpfen.

Um Waffen gegen die Gemahlin des Herzogs Georg Wilhelm aufzutreiben, wollte sie vor Allem in den Besitz von Briefen gelangen, welche sich in den Händen des Herzogs Philipp von Orleans befanden, des Bruders Ludwig XIV., welcher mit Eucharlotte Elisabeth von Baiern,

Nord und Süd, XI.VI., IZ«, 8

einer Nichte der Herzogin Sophie, verheirathet mar. Durch diese Briefe gedachte sie das ehemalige Fräulein von Ollireuse einzuschüchtern und mit der Veröffentlichung derselben zu drohen, wenn die Dame nicht aufhören sollte, immer neue Ansprüche zu stellen, kaum daß die alten erfüllt waren. Die Herzogin Sophie unternahm zu diesem Zweck eine Reise nach Pari«. Sie hatte ihren Wunsch, die Briefe zu besitzen, dem Herzog von Orleans in einem vertraulichen Schreiben mitgetheilt, jedoch eine ausweichende Antwort erhalten. Sie wußte also, daß ihre Aufgabe, die Eorrespondenz von Monsieur, dein Bruder des Königs Ludwig XIV., zu erhalten, eine schmierige sei und machte sich auf einen Kampf gefaßt; nöthigenfalls hoffte sie in ihrer Nichte Charlotte Elisabeth und ihrer Schwester, der Aebtissin von Maubuisson, Bundesgenossinnen zu finden. Wie dieser Kampf aber geführt werden sollte, war ihr noch nicht klar und so machte sie die Wahl der Mittel von den Umständen abhängig.

II.

Sie unternahm mit ihrer Tochter die Reise im Jahre 1679. Die Abtei von Maubuisson befand sich zwei Meilen von Paris entfernt. Am 22. August langte die Herzogin Sophie in Maubuisson an. Sie und ihr Gefolge trugen Reisekleider und geriethen deshalb in Verlegenheit, als sie bei ihrer Ankunft erfuhren, daß der Herzog von Orleans mit seiner Gemahlin und deren Tochter sie erwarteten. Als die Fürstin die Abtei betrat, eilten ihr die Herzogin von Orleans und deren Tochter, so rasch sie konnten, entgegen. Die kleine wohlbeleibte Herzogin meinte vor Freude, umarmte die Herzogin Sophie und wollte sie nicht von ihrer Seite lassen. Hierauf ergriff sie ihren Arm und schritt mit ihr bis zur Pforte der Abtei, wo sich Monsieur, der Herzog von Orleans und die Schwester der Herzogin Sophie, die Aebtrissin, befanden. Monsieur begrüßte die Herzogin mit so großer Innigkeit, als ob er sie sein ganzes Leben lang gekannt Härte. Dann begab sich die ganze Gesellschaft in den Sprechsaal. Der Herzog von Orleans ließ die Herzogin kaum zu Worte kommen. Er lud sie ein, ivomöglich sogleich mit ihm nach Paris zu fahren, um die Vorbereitungen zur Hochzeit seiner Tochter, welche den König von Spanien, Karl H. Heirathen sollte, in Augenschein zu nehmen. Er fand nicht genug Worte, die Pracht und den Reichthum der Hochzeitgeschenke zu schildern, welche im Palais Royal zur Ansicht ausgestellt waren. Die Herzogin bat, ihr zu erlauben, einige Tage mit ihrer Schwester zubringen nnd ihr Jncognitv aufrecht erhalten zu dürfen. Monsieur aber bestand darauf, daß sie baldigst nach Paris komme und ihr Recht auf einen ihrer Würde angemessenen Empfang geltend mache. Die Herzoginnen von Savoyen und Lothringen hätten in einem ähnlichen Falle die ihnen gebührenden Ehren nicht zurückgewiesen und doch ihr Jncognitv aufrecht erhalten. Die Herzogin brauche nur, wenn sie das Palais Royal betrete, eine schwarze Schärpe umzubinden. und sie werde unerkant bleiben. Monsieur überschüttete sie mit einer Me von Einzelheiten über die Etiquette, über den Rang, welcher der Herzogin bei den öffentlichen Festen zusteh, und er kam dabei immer wieder auf die reiche Ausstattung zurück, die seine Tochter erhalte.

Die Herzogin schmieg zu allen diesen Reden, faßte den Herzog ab und zu scharf in das Auge und seufzte, nachdem er sich erhoben und Abschied genommen hatte. Sie würde größeres Vertrauen in das Gelingen ihrer Aufgabe gesetzt haben, wenn sie in dem Herzoge einen Mann gefunden Kulte, der knapp und kurz, vornehm und stolz sich ihr gegenüber verhielte; sein nur äußerlichen Dingen zugewendetes Wesen trübte ihre Aussichten. Sie Hütte hoffen können, ihn von der Gerechtigkeit ihrer Ansprüche zu überzeugen und nötigenfalls von dem Verwandten erbeten, was sie von dem Herzoge nicht erlangen konnte. Was sollte sie aber einem Manne gegenüber beginnen, der sie kaum zu Worte kommen ließ, und wenn sie sprach, kaum anhörte! Weder die Liebe ihrer Schwester, noch die zuthunliche Herzlichkeit ihrer Nichte, der Herzogin, welche in dem Kloster zurückgeblieben mar, um der Tante Gesellschaft zu leisten, vermochten die Sorgen von ihrer Stirne zu verscheuchen. Tie Nacht, die sie in dem stillen Kloster zubrachte, war nichts weniger als friedlich, sie war kummerschwer und schlaflos.

Der Herzog und die Prinzessin waren nach Paris zurückgekehrt, um alle Anstalten zu treffen, damit die Herzogin Sophie ihrem Nauge entsprechend empfangen werde. Am nächsten Tage nach dem Diner trat die Herzogin Sophie mit Madame und deren Gefolge die Reise nach Paris an. Die Pferde der Herzogin von Orleans schlugen einen sehr langsamen Gang ein. Madame rief ihnen in ihrer geraden, deutschen Weise fortmährend „Vorwärts! Vorwärts!" zu; allein, die Thiers waren nicht zu bewegen, ein schnelleres Tempo zu nehmen. Die Herzogin Sophie begann Frankreich und den französischen Hof in einem eigenthümlichen Lichte zu sehen. Welche Begriffe hatte sie sich von der Feinheit und Vornehmheit der höchsten Kreise gemacht und wie war von Allem das Gegentheil bisher eingetreten! Nun, vielleicht ist der König Ludwig XIV. anders, dachte die Herzogin. Sie fragte lächelnd Madame, wie es komme, daß sie auf der Reise so schlecht bedient werde, und diese antwortete ärgerlich i ihr Gemahl sei von seiner Dienerschaft in früherer Zeit so sehr betrogm worden, daß er es vorgezogen habe, dem Stallmeister jährlich eine bestimmte Summe zu geben, damit dieser die Equipagen liefere. Da es nun in seinem Vortheile gelegen sei, daß die Pferde geschont würden, so hätten die Kutscher den strengen Auftrag, sie nicht im Geringsten anzustrengen.

Der Zug kam trotz der Langsamkeit der schwerfälligen Nenner endlich doch im Palais Royal an, wo die Herzogin von den Gesellschaftsdamen und der Dienerschaft empfangen wurde. Madame begab sich in die Appartements ihrer Kinder und die Herzogin, geleitet von den Damen, welche sie empfangen hatten, in die Räume Monsieurs. Die Herzogin Sophie dankte dein Herzoge von Orleans für den freundlichen Empfang, doch kaum hatte sie einige Worte gesprochen, so siel ihr dieser in die Rede und sagte, er sei sehr erfreut, seine erlauchte Verwandte in Paris begrüßen zu können. Er habe das Diner für sie und sich bei seinein Lieblinge, dem ebenfalls im Palais Royal wohnenden Ritter Philipp von Lorraine-Armagnac serviren lassen und hoffe, es werde dem Geschmacks der Herzogin in jeder Weise entsprechen.

Die Herzogin war überrascht, daß Monsieur das Diner bei einem ihr noch fremden Herrn serviren lasse. Es war dies eine ihrer Heimat ganz fremde Art, Gäste zum ersten Male zu bewirthen; sie hielt einige Augenblicke lang inne, ehe sie dem Herzog sagte, sie danke vielmals für seine Aufmerksamkeit, aber die Herzogin und sie selbst hätten bereits in Mnubouisson dinirt.

Ein Schatten von Unmuth flog über die Stirne des Herzogs, und er suchte denselben auch nicht zu verbergen. Er bedauerte, daß die Herzogin die Einladung nicht annehme und begab sich mit der Prinzessin zu Tische. Madame und die Herzogin folgten in die Empfangs-Mnme des Herrn von Armagnac und plauderten oder betrachteten die schönen Gemälde, welche in den glänzenden Salons aufgestellt waren.

Monsieur schien trotz des leichten Nnmuths an den Freuden der Tafel Wohlgefallen gefunden zn haben, denn als das Diner beendet war und er wieder zur Herzogin Sophie trat, war seine üble Laune verflogen. Er reichte ihr den Arm nud führte sie nach einer Galerie, in welcher die prachtvolle Hochzciatsausstattung der Prinzessin, seiner Tochter, ausgestellt war. Die Herzogin gab sich Mühe auf die Liebhabereien des Herzogs, welche sie bereits kannte, einzugehen. Er schätzte nichts so sehr als pracht^ volle Anzüge und reichen Schmuck, er verstand sich auf Kleiderschnitt und Zier besser als alle Schneider und hätte er noch Geschmack besessen, so wäre die Mode jener Zeit, welche er angab, nicht blos prächtig, sondern mich schön gewesen. Er führte die Herzogin so lange umher, bis diese ermüdet war; aber trotzdem ließ sie, um nicht die üble Laune des Herzogs von Neuem hervorzurufen, die Erschöpfung nicht merken. Zum Schlüsse zeigte ihr Monsieur das Prachtstück der Ausstattung, eine Toilette, die so reich vergoldet war, daß die Herzogin glaubte, dieselbe wäre aus purem Gotde. Er sah mit Vergnügen, daß sie der Herzogin gefalle, und seine Wangen rötheten sich, als sie ihren Jrrthum das schöne Toilettenstück für aus Gold verfertigt angesehen zu haben, ihm mittheilte. Nun glaubte die Herzogin, daß dieser Spaziergang zwischen Stoffen, Bändern, Kleidern, Mänteln, Hüten, Schuhen, Strümpfen und Wäschstücken aller Art zu Ende sei. Allein, der Herzog sprach zu ihr: „Da Sie so viel Sinn für das Schöne an den Tag legen, so will ich Ihnen noch eine große Freude bereiten." Darauf reichte er ihr den Arm und geleitete sie in ein kleines Zimmer, in welchem auf Tischen und in Kästen eine große Menge Schmuck funkelte. Es mar der Juwelenschatz des Herzogs und dabei der Schmuck, den er seiner Tochter zur Vermählung schenken wollte. Wohin man sah, gab es Diamanten, Rubine, Saphire und Perlen von großem Werthe.

Die Herzogin, deren Sinn von ganz anderen Sorgen erfüllt war, zwang sich an den Steinen Gefallen zu finden. Was hätte sie, eine Lüge ausgenommen, nicht Alles gcthan, um sich dem Herzog von Orleans gegenüber gefällig zu zeigen! Schon wollte sie einige Worte, die den Zweck ihrer Reise nach Paris angedeutet hätten, an den Herzog richten, aber dieser fiel ihr abermals in das Wort und sagte: „da Eure Hoheit so großen Gefallen an diesem Schmucke finden, so müssen Sie mir erlauben, Ihnen zu gestehen, daß die Fassung fast aller dieser Stücke nicht nur nach meinen Angaben ersolgt ist, sondern daß ich eigenhändig mehrere derselben zusammengesetzt habe. Sie sehen, ich bin nicht ganz ungeschickt und nicht ganz ohne Geschmack. Wenn Sie mir deshalb Ihren Schmuck anvertrauen wollen, so werde ich Sorge tragen, daß er in derselben Art, die ich für diese Stücke angegeben habe, in kürzester Zeit umgestaltat werde."

Tic Herzogin dankte artig, aber sie war so ermüdet durch die Beschwerden der langen Reise und von alledem, was sie seit zwei Stunden im Palais Royal gesehen, daß sie sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Sie wollte sich empfehlen, da theilte ihr der Herzog mit, daß sein Bruder, der König ihn beauftragt habe, der Herzogin zu sagen, es würde ihn freuen, sie zu sehen. Er lade sie deshalb nach Fontainebleau ein, wo die Hochzeitseierlichkeiten der Tochter des Herzogs von Orleans stattfinden würden und habe Sorge getragen, daß die Herzogin im königlichen Schlosse wohnen könne. Die Herzogin Sophie dankte warm, denn es freute sie, daß sie Gelegenheit finden werde, den prachtvollen Festen beizuwohnen und glaubte sich nun entsernen zu dürfen. Der Herzog war jedoch mit feinen Mittheilungen noch nicht zu Ende. Er schien zu besorgen, daß die Herzogin in Fontainebleau gar zu sehr von den Gästen des Hofes abstechen könnte und fragte deshalb, welche Kleider sie zu dem Feste wählen werde, aus welchen Stoffen dieselbe bestünden u. s. w., ein Gespräch, welches von dem Herzoge so sehr bis in alle Einzelheiten geführt wurde, daß die Herzogin Sophie, als sie endlich Abschied nehmen konnte, einer Ohnmacht nahe war. Todtmüde langte sie in Maubuisson bei ihrer Schwester an. Bald aber gewann sie die Frische ihres Geistes wieder nnd machte sich mit der Aebtrissin über die Kleinlichkeit der großen Welt auf dem kleinen Erdenrunde lustig.

III.

Nach dreitägigem Aufenthalte in Manbuisson begab sich die Herzogin Sophie nach Paris, wo sie in dem Hause einer befreundeten Dame wohnte. Kurz nachdem sie angelangt war, stellte sich ihr eine kleine Armee von Schneidern und Schneiderinnen vor, welche der Herzog von Orleans gesendet hatte, damit diese die Toilette der Herzogin nach der neuesten französischen Mode herstellen. Die Herzogin ließ diese Kleiderküstler willig gewähren und that ganz nach dem Willen Monsieurs. In einigen Tagen waren die Kunstwerke sämmtlich vollendet, und die Herzogin begab sich am 30. August 1679 mit ihrer Tochter und dem Gefolge nach Fontainebleau. Sie hatte kaum Zeit, Madame, ihre Nichte, zu begrüßen und mit ihr einige Worte zu wechseln, denn Monsieur, der zugegen war, reichte ihr sofort den Arm und führte sie in ein kleines Cabinet, um ihr einen prachtvollen Leibrock zu zeigen, welchen er bei der Hochzeit seiner Tochter tragen wollte und den er eben mit Diamanten besetzen ließ. Hierauf geleitete er sie in die Wohnung, die er ihr angemiesen und entschuldigte sich, daß dieselbe nicht größer und schöner wäre, da Madame von Montespan das schönste Appartement in Beschlag genommen habe. Indessen, fügte der Herzog hinzu, wenn die Herzogin ihr Jncognito wahren wolle, so stehe diese Wohnung in Uebereinstimmung mit dein Auftreten, das sie sich vorgeschrieben habe.

Die Herzogin unterdrückte den Unmuth, der in ihr emporstieg, denn die Räume, welche man ihr zugetheilt hatte, waren in der That mehr als unzureichend. Sie bestanden aus zwei kleinen Zimmern für die Herzogin, ihre Tochter, zwei Damen ihrer Begleitung und die weibliche Dienerschaft. Das wäre also der glänzende Hof Ludwig XIV. dachte sie bei sich. Nun vielleicht würde der König, dessen Glanz und Größe überall so sehr gefeiert werde, ihr einen anderen Begriff von der Herrlichkeit des französischen Hofes beibringen.

Der Herzog von Orleans fragte die Herzogin, ob sie bei der im großen Empfangssaale stattfindenden Tmuungs-Ceremonie seiner Tochter mit dem Könige von Spanien zugegen zu sein wünsche. Die Herzogin nahm nnt Vergnügen die Einladung an und begab sich, von einigen Eavalieren geleitet, in den Saal.

König Ludwig XIV. und die Königin, alle Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt saßen rund um einen großen Tisch. Die Hochzeits-Pacte wurden vorgelesen, von dein Könige und der Königin, wie auch von allen anwesenden Prinzen und Prinzefsinnen unterzeichnet. Selbst die Kinder der La Balliere und Montespan unterzeichneten die Schriftstücke. Für den König von Spanien, welcher sich durch seinen Gesandten vertreten liest, unterzeichnete dieser: Herzog de los Balbasos. Dies Alles wurde unter zahlreichen Verbeugungen vollzogen, welche die Schönheit der Ceremonic bildeten. Die Herzogin wollte sich entfernen, aber der Herzog von Orleans trat rasch an sie heran und sagte: „Sie dürfen sich noch nicht fortgeben, verehrte Cousine, der Hauptmoment kömmt jetzt!"

Dieser Hauptmoment bestand darin, daß sämmtliche Prinzessinnen eine nach der anderen, sich an dein Könige und der Königin vorbeibewegten und tiefe Reverenzen machten.

Als der Zug vorüber war, erhob sich die Königin, machte ebenfalls eine große Reverenz und entfernte sich.

König Ludwig XIV. wandte sich nun gegen die Herzogin Sophie von Hannover, machte eine leichte Verbeugung und sagte ihr, daß er für das Haus Braunschweig, besonders aber für ihren herzoglichen Gemahl hohe Achtung empfinde und daß es ihn sreuen werde, dieselbe bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen. Er fügte bei, daß der Herzog von Orleans und dessen Gemahlin die Herzogin Sophie wahrhaft liebten und daß es ihn freue, dies selbst der Herzogin sagen zu können. Er wisse sein wohl, daß hier nicht der Ort sei, wo er sie eigentlich zuerst begrüßen sollte, daß aber die Vorbereitungen zur Hochzeit ihn zu sehr in Anspruch genommen hätten, um die Herzogin bis jetzt aufsuchen zu können.

Ohne eine Antwort abzuwarten, grüßte er die Herzogin und entfernte sich.

Hierauf begab sich die Herzogin Sophie zur Theatervorstellung. Ihr Jncognito wurde wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten nicht sehr sorgsam gewahrt, denn die Diener, welche ihr vorangingen, riefen fortmährend: „Raum für Frau von Osnabrück!" Indessen war der Platz den man ihr eingeräumt hatte, ihrem Jncognito vollständig entsprechend. Man hatte ihr seitwärts, ziemlich entfernt von dem Könige und dem königlichen Hause einen Fauteuil angewiesen, während der Hof der Bühne gegenüber saß. Die Herzogin sah so interessante Gestalten vor sich, daß sie der Comödie selbst nur geringe Aufmerksamkeit schenkte. Fräulein von Fontange, die Freundin des Königs, saß in der Nähe der Thürs, um ihres gesegneten Zustande» wegen den Saal sogleich verlassen zu können, wenn ein Unwohlsein sie befallen sollte. Der Saal mar aber auch so überfüllt und die Hitze so groß, daß die Herzogin zu ihrer Begleitung sagte: Am Hofe von Frankreich muß man wohl das Vergnügen mit dem Leben erkaufen. Während der Vorstellung wurde zur Erfrischung Limonade gereicht, und als die Herzogin ein Glas dieses kühlenden Getränkes verlangte, riefen die Diener laut: „Frau von Osnabrück begehrt zu trinken!"

Tie Herzogin machte leise spöttische Bemerkungen zu ihrer Umgebung über diesen Vorgang, den sie in Gegenwart des Königs höchst ungeziemlich fand.

Ein Tag war wieder verflossen, ohne daß die Herzogin mit dem Herzoge von Orleans über die Angelegenheit, welche sie so rasch als möglich beendet zu sehen wünschte, ein Wort gesprochen hätte! Ihre Ungeduld stieg von Stunde zu Stunde.

IV.

Am nächsten Tage fand in der Capelle zu Fontainebleau die Vermählungsfeier statt. TaS Gedränge mar sehr stark, alle Räume erschienen überfüllt. Die Herzogin hatte ihren Platz auf einer Tribüne. Der König sah sehr oft zu Fräulein von Fontcmge empor, welche sich auf einer Tribüne an der Seite, wo der völlig Platz genommen hatte, befand, so daß er genöthigt war, immer denKopf zu erheben. Iran von MonteSvan, deren Einfluß zu Ende ging, befand sich auf derselben Tribüne, aber entfernt von Fräulein von Fontange. Während diese schöne und junge Dame in ihrem reichen Schmucke sehr gut aussah und ein heiteres Gesicht zeigte, lagerte eine

Wolke von Trübsinn und Neid auf den Zügen der Frau von MonteSvan.

Die Königin trug ein Kleid und einen Mantel, die mit so schwerer Stickerei bedeckt waren, daß sie bei der großen Hitze sehr stark darunter litt. Die Stickereien waren noch reicher als jene der Decken, mit welchen man bei festlichen Gelegenheiten die Pferde ziert.

Der Herzog von Orleans schien im Glücke zn schwimmen. Er ging in dem Bergnügen, welches ihm das Eeremoniel bereitete, vollständig auf. Madame war nicht minder erfreut durch den Gedanken, daß ihre Tochter Königin werde.

Geringere Zufriedenheit drückte das Gesicht des Königs aus. Er langweilte sich sichtlich während der Ceremonie, denn er schloß wiederholt die Augen und öffnete den Mund. Auch den anderen Mitgliedern des Hofes bereiteten die Borgänge große Anstrengungen; sie waren fast fortwährend gezwungen, Reverenzen vor dem Altare, dem Könige und der Königin zn machen.

Am Schlüsse der Ceremonie schworen der König und im Namen des Königs von Spanien der Gesandte, indem sie die Hände auf das Evangelium legten, ewigen Frieden, dessen Unterpfand die junge, schöne Königin war. Hicranf küßte der spanische Gesandte, Herzog de los BalbasoS die Hand deS Königs von Frankreich, und der Hof begab sich zum Diner.

Nach dein Diner besuchte der Herzog von Orleans die Herzogin von Hannover und theilte ihr mit, daß der König ihr einen Besuch abstatten wolle. Da die Herzogin ihn nicht in ihren engen Zimmerchen empfangen konnte, so bat sie Madame, ob es nicht möglich wäre, den König in deren Appartements zu sprechen, was diese mit Vergnügen gestattete.

Der Besuch des Königs Ludwig XIV. fand in den Abendstnnden statt. Zuerst trat der Dauphin ein. Die Herzoginnen erhoben sich und gingen ihm entgegen. Die Herzogin Sophie sprach ihn in der verbindlichsten Weise an.

Der Dauphin antwortete aber nnr „Ja" oder „Nein", mehr konnte man aus ihm nicht herausbringen.

Der König erschien. Madame nnd die Herzogin Sophie eilten ihm entgegen. Er sagte mit lauter Stimme- „Nicht Ihnen, Madame, sondern Frau von Osnabrück gilt mein Besuch." Er fragte, ob die Königin nicht anwesend sei, um der Herzogin zu erkennen zu geben, daß es sein Wille gewesen wäre, die Gemahlin hier zu finden. Der spanische Stolz der Königin hatte dies aber nicht erlaubt. Der König gab sich alle Mühe durch sein Benehmen zu zeigen, daß er sich in guter Lebensart von keinem Fürsten der Welt übertreffen lasse. Der Herzog von Orleans wollte ihm einige Worte leise zuflüstern, aber der König sagte laut: „Es ist nicht artig vor Madame leise zu sprechen."

Ter Herzog von Orleans, statt durch diese Worte beschämt zu werden, fragte die Herzogin, ob sie bemerkt habe, welche Mühe sich Seine Majestät gebe, ihr seine Hochachtung auszudrücken. — Der König erinnerte hieraus die Herzogin, daß die Herzoge von Hannover ihn in einer Schlacht besiegt hätten, und daß er ihre Gegnerschaft schwer empfunden habe. Die Herzogin sagte: da die Herzoge von Hannooyer nicht so glücklich gewesen waren, sich der Freundschaft des Königs von Frankreich zu erfreuen, fo hätten sie sich wenigstens bemüht, seine Achtung zu erwerben.

Ludwig XIV. meinte, es habe eine Zeit gegeben, wo es ihm versagt gewesen sei, sich um die Freundschaft der Herzoge zu bewerben.

„Ich bin erfreut. Eure Majestät," antwortete die Herzogin, „daß diese Zeit vorüber ist, und daß die neue Zeit den Frieden gebracht hat, den ich erst vor Kurzem beschwören sah!"

Ludwig XIV. fiel ihr rasch in's Wort mit der Bemerkung: Dem Schwur ist immer die Klausel beigefügt, daß der Friede so lange währen solle, als es das Staatswohl erheische.

„Ich hoffe," erwiderte die Herzogin, „daß der Friede recht lange dauern werde."

Der König warf den Kopf zurück und sprach: „Auch ich hoffe, daß mir die deutschen Fürsten nicht mehr den Krieg erklären werden." Dann schilderte er der Herzogin den glänzenden Stand seiner Armee, die große Macht, über welche er verügte.

Der Herzog von Orleans bemühte sich durch beigefügte Übertreibungen die Macht des Königs von Frankreich noch größer erscheinen zu lassen.

Ludwig XIV. fragte noch die Herzogin, ob er deren Tochter Madame oder Mademoiselle betiteln solle. Er glaube, daß die Ansprache Madame in Deutschland gebräuchlich sei. Hierauf erhob sich der König, um sich zu entfernen. Die Herzoginnen wollten ihn begleiten, er aber verbat es sich höflich.

Die Herzogin, welche in der Verwirklichung ihres Plaues nicht um einen Schritt vorwärts kommen konnte, wrnde am nächsten Dage mich von der Königin von Frankreich empfangen. Der Herzog von Orleans, den allein zu sprechen ihr bisher nicht gelungen war, holte sie ab und gab ihr das Geleite.

Die Herzogin verbeugte sich vor der Königin, ohne ihr, wie es dieselbe ?u erwarten das Recht zu haben glaubte, das Kleid zu küssen.

Die Königin nickte freundlich mit dem Haupte und sagte: „Ich freue mich, Sie zu sehen."

Ter Herzog von Orleans nahm eine Girandole, welche sich auf dem neben der Königin stehenden Tisch befand und sagte: „Frau von Osnabrück liebt sehr den Schmuck." Er forderte die Herzogin auf, ihm zu folgen und trat mit ihr vor die Glasschränke, in welchen der Schmuck der Königin zu sehen war.

„Ist dieser Schmuck nicht außerordentlich bemundernsmerth?" rief der Herzog von Orleans aus.

Die Herzogin bejahte, wend te sich aber gegen die Königin mit der Bemerkung, daß ihr der Anblick der Herrlichkeiten kein so großes Vergnügen mache, als die Gelegenheit, die Königin betrachten zu können.

Die Königin wies mit ihrer kleinen Hand auf die Edelsteine und sprach: „Sie müssen dorthin sehen und nicht hierher!" wobei sie die Hand auf ihr Gesicht legte.

Das Antlitz der Königin mar sehr weiß und in der Nähe schöner als aus der Entfernung. Ihr Wuchs erschien gerade nicht vortheilhaft. Die Gestalt mar klein, der Rücken stark gerundet, der Hals sehr kurz, die Lippen schimmerten zwar in schöner Nöthe, aber die Zähne waren schwarz und schadhaft.

Tie Herzogin mußte fortwährend fast allein sprechen, sie meinte, sie habe nie etwas Glänzenderes gesehen; eine spanische Prinzessin sei allerdings an Pracht gewöhnt.

„Das ist wahr," antwortete die Königin wiederholt. „Jch befinde mich hier wie zu Hause; der König liebt mich so sehr! Ich bin ihm sehr dankbar dafür!"

Die Audienz war hisher ganz nach dem Wunsche des Herzogs von Orleans verlaufen, und die Herzogin glaubte, sich durch ihre Haltung sein Wohlgefallen erworben zu haben. Sie hoffte, es werde ihr gelingen, später ein vertrauliches Gespräch mit ihm pflegen zu können. Allein eines der kleinen Ereignisse, welche den Wunsch der Herzogin fortwährend vereiteln sollten, stellte sich anch jetzt ein: Die Königin saß auf einem Fauteuil. Der Herzog von Orleans nahm ein Tabouret und mies der Herzogin Sophie ein anderes an. Das verletzte ihren Stolz. Sie schützte vor, daß die Herzogin von Orleans sie aufgefordert habe, sie sobald als möglich wieder aufzusuchen, machte vor der Königin eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

Der Herzog von Orleans fragte sie, warum sie sich nicht niedergesetzt habe, da ihr ein anderer Sitz neben der «önigin doch nicht zustehe, woraus die Herzogin erwiderte: Da ihr die Kaiserin die Ehre erwiesen habe, neben ihr auf einem Fauteuil Platz nehmen zu dürfen, so habe sie es nicht gewagt ein Tabouret neben der Königin von Frankreich anzunehmen.

Der Herzog von Orleans meinte, jedes Land habe seine eigenthümlicheii Gebrauche. Er würde es nie wagen, dem Könige zu sagen, daß der Herzogin von Hannover ein Tabouret zu schlecht gweseu sei.

Tie Herzogin, welche erröthet war, antwortete darauf: „Eine solche Mittheilung würde kaum der Mühe verlohnen."

Trotz dieses kleinen Zwischenfalles war der Herzog von Orleans in den nächsten Tagen von fast ungeminderter Freundlichkeit gegen die Herzogin Sophie; allein, es entging ihr nicht, daß er den kleinen Angelegenheiten und Eeremonien, auf welche er sonst so große Stücke hielt, nicht seine volle Aufmerksamkeit zuwendete. Er erschien ihr zerstreut und seufzte dann und ivann.

Tie Herzogin fragte, was ihn bewege, ob ihn ein Unfall betroffen habe.

„Sorgen drücken meinen Geist darnieder" antwortete er. Allein, da es sich darum handelte, ihr die Wunder von St. Cloud und Versailles zu zeigen, und der Herzog so viel Einladungen zu treffen, so viel Personen zu sprechen hatte, konnte es der Herzogin nicht gelingen, den wahren Grund seiner Voreingenommenheit zu erfahren.

St. Eloud gefiel der Herzogin sehr gut, auch Versailles. In diesem königlichen Lustschlosse fand ein Diner statt, an dem sie Theil nahm. Rings um die Tasel waren auch hier Tabourets aufgestellt. Die Herzogin von Orleans gab ein Zeichen, daß man dem Herzoge einen Fauteuil herbeischaffe. Dieser aber wies ihn zurück und nahm ein Tabouret, wobei er freundlich lächelnd die Herzogin anblickte, gleichsam um ihr anzudeuten, er beanspruche keinen besseren Platz als sie. Er trieb seine Höflichkeit so weit, daß, als sich die glänzende Gesellschaft von der Tafel erhob, er — der Herzogin von Hannover die Hälfte des Handtuches anbot, damit sich diese zu gleicher Zeit mit ihm die Hände trocken.

V.

Die Zeit verstrich, und Herzogin Sophie war noch immer ihrem Ziele nicht näher gekommen. Sie konnte des Herzogs nicht habhaft werden und sah, daß er einer ernsten Unterredung mit ihr auch ausweichen würde, wenn die Obliegenheiten, sich und die Mitglieder seiner Familie zu schmücken und den Anforderungen des Hofes mit der größten Pünktlichkeit nachzukommen, sie erlaubt hätten. Die Herzogin war daher entschlossen, die erste sich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, den Herzog von Orleans festzuhalten und ihn zu zwingen, sie zu hören und ihren Wunsch zu erfüllen. Sic durfte nicht länger schweigen und weihte ihre Nichte in die Zustände nm hannoverischen Hofe ein. Sie schilderte ihr VerlMtniß zu der Gemahlin des Herzogs Georg Wilhelm, Eleonore von Olbreuse, die Gefahren, welchen die Erbschaft ihrer Kinder ausgesetzt sei, wenn sie nicht eine Waffe in die Hand bekomme, um die stets steigenden Ansprüche der Madame von Olbreuse in Schranken zu halten. Sie theilte der Herzogin von Orleans die Absicht mit, um jeden Preis den Herzog zu bewegen, sie anzuhören und ihr die Briefe der Eleonore von Olbreuse aus der Zeit, da diese in Paris ein abenteuerliches Leben geführt, auszuliefern.

Madame machte ein bekümmertes Gesicht; allein, als ihr die Herzogin Sophie mittheilte, daß die Briefe aus einer Zeit stammten, wo sie iwch nicht in Frankreich geweilt, drängte sie ihre verletzte Empfindung zurück und versprach, ihrer geliebten Tante beizustehen.

„Was aber sollen wir thun? Wie sollen wir den Herzog nöthigen, Ihnen eine längere Unterredung zu gewähren?"

„Madame werden bemerkt haben, daß er zerstreut und bekümmert ist. Erforschen Sie, welche Sorge ihn drückt. Bielleicht kann ich ihm rathen, helfen und ihn bei diesem Anlasse ungestört sprechen."

Die Herzogin von Orleans erklärte sich bereit, sogleich zu dem Herzoge zu gehen, um die erwünschten Mittheilungen zu erhalten. Sie bat ihre Tante sich zu beruhigen und eilte zu ihrem Gemahl. Nach kurzer Zeit kehrte sie zurück. Sie war fast außer Athem, so rasch war die kleine beleibte Tarne geeilt, um ihre Tante auch nicht einen Augenblick länger als nöthig warten zu lassen. Ein Lächeln überflog ihre Lippen.

„Ich sehe, Sie fassen die Situation nicht zu tragisch auf," fagte die Herzogin Sophie. „Welche Sorge lastet auf Ihrem Gemahl?"

Die Herzogin von Orleans warf sich in einen Fauteuil, lachte und sprach: „Meine Heiterkeit verstoßt sast gegen die Achtung, die ich meinem Gemahls zu zollen habe. Allein ich kann mich meiner Stimmung nicht erwehren. Ich fand den Herzog in seinem Arbeitscabinete. In welchem Zustande kann nnd will ich Ihnen nicht sagen. Er- ist in Verzweiflung. Er hat mir den Grund mitgetheilt, will aber durchaus allein fein und allein bleiben. Er sagte, ich könne ihm nicht helfen, und Niemand könne es. Er allein sei im Stande das schwierige Werk, welches er vorhabe, zu vollbringen; aber sein erfindungsreicher Geist wäre in den letzten Tagen durch die Sorgen, welche ihm die Feste bei Hofe brachten, minder schöpferisch. Er finde nicht das Rechte, das Passende, das was ihm gefalle."

„Was ist es denn?" rief die Herzogin Sophie. „Sind es Schwierigkeiten mit dem spanischen Hofe, zwischen dem Könige nnd der jungen Königin? Ist es die Sorge um seine geliebte Tochter, die ihn beschäftigt?"

„Nein," rief die Herzogin von Orleans, „ihn beschäftigt — ein Hut."

„Ein Hut?"

„Der Hut, welchen er morgen auf dem Balle bei Hofe tragen will. Er hat sich schon seit langer Zeit vorgenommen, diesen Hut durch eine neue Form und durch neue Ausschmückung derart zu gestalten, daß er eine Revolution im Reiche der Mode hervorbringen soll. Die Form des Hutes hat er zwar gefunden, allein die Berzierung desselben, die etwas durchaus Neues dem erstaunten Auge der Welt bieten soll, ist er zu ersinnen nicht im Stande. Er versucht hin und her, zerschneidet Stoffe, Bänder, nimmt Schnüre, befestigt und trennt sie wieder ab, setzt Diamanten hierhin, dorthin — das Werk will ihm aber nicht gelingen. Verzweifelnd, fast rasend sitzt er in einem Fauteuil, hält die Hand vor die Augen, hoffend auf die Sammlng seiner Gedanken, welche ihm das Erwünschte bringen würde. Er hat mir mit Thränen in der Stimme diese Mittheilung gemacht . . . aber trotzdem ich empfand, daß dieser Augenblick nicht geeignet sei, die Erfüllung Ihrer Wünsche, liebe Tante, herbeizuführen, wagte ich mich doch mit Ihrem Anliegen hervor und bat, Ihnen eine Unterredung zu gestatten."

„Nein, nein!“ rief der Herzog. „Die Andeutungen, welche mir die ‚nau Herzogin vor einiger Zeit brieflich machte, haben mich unangenehm berührt. Ich kann in dieser Sache nur schwer etwas thnn, und jetzt weniger als sonst. Ich habe keine Zeit, keinen Kops für diese Angelegenheit. Mergen findet der Ball statt. Stunde nm Stunde verstreicht, und ich rücke der Erfüllung meiner Aufgabe nicht näher. Ich lasse die Herzogin bitten sich in Geduld zu fassen. Ich will zwar nichts versprechen, aber später sie wenigstens hören, ihr Rath ertheilen. Entschuldigen Sie und überlassen Sie mich jetzt meinen Gedanken.“

„Hat der Herzog von Orleans verboten, daß ick vor ihm erscheine?“

„Das nicht.“

„Wollen Sie mir einen großen Dienst erweisen, theuere Nichte?“

„Lmmer, mit Vergnügen.“

„Nun, dann führen Sie mich zu deni Herzoge.“

„Das kann ich nicht thnn! Alles, was Sie wollen, nur das nicht.“

„Geleiten Sie mich wenigstens bis zur Thürs des Eabinets, in dem sich der Herzog befindet. Dürfen Sie auch das nicht wagen?“

„Das kann, das will ich. Aber wenn wir bei der Thür angelangt sind, erlauben Sie, daß ich mich fogleich zurückziehe. Er darf nicht wissen, daß ich Ihnen hilfreiche Hand geboten habe.“

„Gut, gehen mir.“

Tie Damen begaben sich zum Cabinete Monsienrs. Vor der geschlossenen Thüre küsste die Herzogin ihre Nichte auf die Stirne. Diese wandte sich zitternd zur Flucht, und erst nachdem sie sich entfernt hatte, öffnete die Herzogin von Hannover, ohne anzuklopfen die Thüre, trat rasch ein, schloß sie hinter sich zu und stand vor dem Herzoge, der sich mit einem Aufschrei abwendete und ihr den Rücken zukehrte. Er- rief nur: Madame! Madame! und deckte beschämt sein Gesicht mit seinen Händen,

Der Herzog von Orleans befand sich im Schlafrock, und eine Nachtmütze, welche mit einem feuerrothen Bande geziert war, bedeckte sein Haupt.

Die Herzogin von Hannover bat vielmals nm Entschuldigung, daß sie eingetreten. Sie habe vernommen, daß der Herzog von Orleans sich in einer kleinen Verlegenheit befinde und sei gekommen, um zu sehen, ob sie nicht ini Stande wäre, sich ihm bei seiner Arbeit nützlich zu erweisen.

„Madame hat Ihnen erzählt?“

„Nein, nur errathen lassen. Nehmen Me es nicht ungütig, Herr Herzog. Verzeihen Sie uns Beiden. Von dem aufrichtigsten Wunsche beseelt, Ihnen zn dienen, konnte ich nicht einen Augenblick lang säumen, vor Ihnen zu erscheinen. Lassen Sie hören, lassen Sie sehen, und haben Sie Vertrauen zu mir. Ich diene Ihnen ja so gerne.“

„Sie können mir nicht helfen, Sie können mir nicht rathen. Sie wollen thun, was ich nicht im Stande bin? Ich, der nie in Verlegenheit war, wenn es sich darum handelte, die größte Zahl der verschiedenartigsten Steine zu einem Schinucke zusammenzustellen! Ich bin bekannt in ganz Frankreich dafür, daß ich Geschmack besitze. Nun läßt mich aber meine Phantasie im Stiche. Alle meine Hilfsmittel find erschöpft. Es fällt mir nichts ein. Wie wollen Sie meine Gedanken ersetzen, theuerste Herzogin?“

„Bitte, lassen Sie doch sehen. Sagen Sie mir, um was es sich handelt. Hier dieser Hut, ist er es, der Sie in Verlegenheit setzt?“ „Ja.“

„Ich bitte, geben Sie mir die Schnüre, die Bänder, den Schmuck. Welche Gegenstände haben Sie zur Verzierung des Hutes bestimmt?“

Der Herzog von Orleans hatte sich in diesem Augenblicke umgewendet, bat uin Entschuldigung, daß er in solchem Anzüge vor der Herzogin von Hannover erscheine, deutete auf den mit allerhand Schnüren, Bändern und Agraffen bedeckten Tisch und sagte: „Da ist der Hut. Sehen Sie, welch schöne Form er hat und wie reizend er aussieht. Aber ich bin noch nicht dazu gelangt, über die Wahl der Farben und Schnüre schlüssig zu werden. Ich kann Ihnen deshalb nichts Genaues angeben.“

Die Herzogin von Hannover, welche von Kindheit an, vom Elternhause her, gewöhnt war sür sich selbst und ihre jüngeren Geschwister bei der Wahl und der Anfertigung der Toilette Hand anzulegen, rückte zwei Fauteuils herbei, bat den Herzog auf einin derselben Platz zu nehmen und setzte sich neben ihn. Mit den feinen Händen und dem Scharfblicke, der Frauen von Geschmack und Geschicklichkeit in Toilettesachen gegeben ist, griff sie zu und ordnete die auf dem Tische befindlichen Bestandtheile. Es duldete sie nicht lange auf dem Fautenil. Sie erhob sich rasch, schritt um den Tisch herum, nahm bald dies, bald das, stellte Passendes zusammen und entfernte Widersprechendes und Störendes.

Der Herzog von Orleans folgte ihr mit den Augen und wurde nach und nach beruhigt. Cr sah, daß die Dame mit Geschick alles handhabe, daß sich das Chaos zu ordnen beginne.

In diesem Augenblick hielt aber die Herzogin inne und sagte: „Glauben Sie nun, Herr Herzog, daß ich die Frau bin, um Ihnen bei dem Werke dienlich zu sein?“

„Ich vermuthe es, ich beginne an Ihre Kunst zu glauben.“

„Nun denn! Ein Dienst erfordert den anderen, Herr Herzog. Wenn ich den Hut zu Ihrer vollen Zufriedenheit schmücke, das heißt, wenn ich es so weit bringe, daß Sie, Herr Herzog, nach Ihrer eigenen Idee das Werk vollenden können; wenn ich Ihnen, da Sie durch die großen Anstrengungen der letzten Tage ennüdet sein müssen, dabei behilflich sein kann — wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?“

Der Herzog von Orleans antwortete: „Sie haben mir bereits brieflich angezeigt, was Sie von mir wünschen. Sie wollen die Briefe der Eleonore von Olbreuse haben. Ist dem so?“

„Ja wohl, Herr Herzog.“

„Ich kann diese Briefe nicht ausfolgen. Ich kann es nicht als Prinz, darf es nicht als Edelmann. Das Fräulein von Olbreuse hat diese Briefe an . . . einen meiner Verwandten geschrieben, der sie mir zur Aufbewahrung gegeben hat. — Der Prinz lebt zwar nicht mehr, aber mein Wort lebt. Ich kann nicht.“

„Nun, dann bin auch ich außer Stande Ihnen den Dienst zu leisten,“ sagte die Herzogin und erhob sich vom Fauteuil.

„Einen Augenblick!“ rief der Herzog. „Eilen Sie nicht fort. Bleiben Sie. helfen Sie mir und lassen Sie uns berathen. Vielleicht findet sich ein Ausweg.“

„Es giebe keinen Ausweg, Herr Herzog! Händigen Sie mir die Briefe ein und ich ziere den Hut. Oeffnen Sie ihre Hand und ich lasse ineine Thätigkeit über diesem Tische malten. Halten Sie aber Ihre Hand verschlossen, so soll auch aus meinem Kopfe keine Andeutung darüber kommen, in welcher Art ich den Hut schmücken würde.“

„Verlangen Sie, was Sie wollen, Frau Herzogin, nur das nicht! Kann ich Ihnen nicht in einer anderen Weise dienlich sein?“

„Nein; ich bitte um die Briefe.“

„Welchen Zweck verfolgen Sie dabei?“

„Herr Herzog, ich stehe vor Ihnen als Mutter, um für das Wobl meiner Kinder zu kämpfen. Das Glück meiner Familie zu begründen, ist für mich die einzige Aufgabe auf Erden. Ich habe keine andere mehr zu erfüllen. Mein Gatte ist sorglos in dieser Richtung. Sie keimen mich wenigstens aus den Schilderungen meiner theueren Nichte. Sie wissen, ich würde nie etwas thun, was gegen Ehre und Sitte verstoßen könnte. Diese Briefe sollen nie aus meiner Hand kommen. Ich will sie nur als Schild gebrauchen, um gegen ungerechte Angriffe mich und die Meinigen ;u vertheidigen. Die Forderung, welche ich stelle, ist durch mein Recht begründet. Ich kann nicht anders. Man droht mir, feierliche Versprechungen nicht einzuhalten, man bedroht das Erbe meiner Kinder; man will uns nehmen, was man uns freiwillig gegeben. Meine Schwägerin — ich muß Eleonore von Olbreuse nun so nennen — ist meine Feindin. Ich muß sie bekämpfen und kann es nicht wirksamer und besser, als wenn ich sie in meine Hand bekomme durch die Briefe, die über ihren Charakter Aufklärung geben. Ich will ihr, wenn sie bis an das Aeußerste geht, diese Briefe entgegenhalten wie ein Medusnhaupt, das sie erstarren macht. Das ist Alles.“

„Das ist aber sehr viel! Das heißt von einem Manne fast Unmögliches verlangen!“

„Nun denn, Herr Herzog, ich will nuch das Unmögliche leisten. Sie erklären, daß es Ihnen unmöglich ist, morgen als der Gegenstand allgemeiner Bewunderung auf dem Hofball zu erscheinen ohne das Kunstwerk das sie in Folge der körperlichen Ermüdung nicht so berrlich gestalten können, wie es Ihnen sonst bei so vielen Gelegenheiten gelungen ist. Ich will Ihnen helfen, helfen Sie mir! Wollen Sie?“

„Wollen, wollen! Wenn nur auch das können so leicht wäre!“

„Herr Herzog, wollen Sie und Sie können. Hier meine Hand, legen Sie die Ihre hinein. Wenn nicht, verlasse ich dieses Gemach, das Palais Nonal, Paris, reise augenblicklich ab, und Sie sehen mich niemals wieder.“

Die Herzogin von Hannover hielt ihre rechte Hand vorgestreckt und bewegte sich rückwärts. Schritt sür Schritt der Thürs zu.

Der Herzog folgte, streck« zagend seine Hand aus, zog sie zurück, näherte sich wieder der Herzogin, bis diese mit einem raschen Grifte seine Hand faßte und ausrief: „Also abgemacht, Herr Herzog!“

„Abgemacht,“ lispelte der Herzog von Orleans.

„Ich habe Ihr Wort!“ rief die Herzogin von Hannover triumphirend aus, ließ Monsieur stehen, eilte rasch zu dem Tische, grisf nach Nadel und Bindfaden, nahm den Hut, fäumtc ihn mit Bändern und umwand ihn mit Schnüren. Dann stellte sie rasch aus den einzelnen Brillantschmucktheilen, welche man nur aneinander zn fügen brauchte, damit sie eine neue Gestalt gewännen, eine prachtvolle, noch nie gesehene Agraffe zusammen und befestigte daran die wallende Feder. Mit brennenden Augen folgte der Herzog von Orleans jeder ihrer Bewegungen, während sein Gesicht sich immer mehr und mehr aufheiterte. Die Herzogin faßte hierauf seine Hände, legte dieselben auf den Hnt, hierher und dorthin, damit es den Anschein gewinne, als sei ihr der Herzog bei der Arbeit behilflich und ließ ihn, nachdem er vollständig begriff, was sie wolle, die letzte Hand an den Hut legen.

Der Herzog war vor Freude außer sich.

Nach Bollendung des Werkes erhob sich die Herzogin von Hannover und sagte: „Nun, sehen Sie, Herr Herzog, mit meiner schwachen Beihilfe haben Sie gefunden, was sie suchten. Das Werk ist rasch und glücklich von Ihnen vollendet worden.“

Hierauf führte sie den Herzog von Orleans vor einen Spiegel, drückte ihm den Hut ans den Kopf, und er war so erfreut, daß er das Antlitz der Herzogin, welche lächelnd hinter ihm stand, nicht einmal in dem Spiegel wahrnahm, in welchem er nur die Herrlichkeiten seines neuen HuteS bewunderte.

„Sie haben Ihr Wort gehalten, Frau Herzogin! Sprechen Sie nicht, ich empfinde zu tief, was ich Ihnen schuldig bin. Dieses Werk ist Ihr Werk. Ich halte wein Wort.“

Ter Herzog schritt, den Hut aus dem Haupte, in ein anstoßendes Cavinet, brachte nach kurzer Zeit ein mit goldenen Fäden umschlungenes Päckchen Briefe und legte dasselbe in die Hände der Herzogin, welche aufathmete.

„Ich danke Ihnen, Herr Herzog,“ sprach sie, „ich werde Ihnen ewig dankbar sein!“

Ter Herzog von Orleans trat auf sie zu, küßte sie auf die Stirne und sagte gerührt: „Sie haben mich zu viel größerem Tanke verpflichtet, Zrau Herzogin, Sie sind eine phantasievolle Frau.“

„Wissen Sie, wie diese Hutform heißen wird, Herr Herzog?“

Ter Herzog lächelte und sah vergnügt vor sich hin.

„Ich habe den Wunsch gehabt, daß man diese neue Hutmode Monsieur' nennen möge.“

„Nun denn, von dem morgigen Hofballe an wird die ganze elegante Welt Europas die Form und Ausschmückung des Hutes Monsieur' nennen. ?as verspreche ich Ihnen.“

Die Herzogin machte eine tiese Verbeugung und verließ den entzückt zurückbleibenden Herzog. Sie eilte zu ihrer Nichte. Die beiden Frauen umarmten sich mit Thränen in den Augen, brachen aber gleich darauf in Helles Gelächter aus.

Es geschah wie die Herzogin von Hannover gesagt. Der große Hofball am nächsten Abend war glänzend. Die Herzogin Sophie stand hinter den Könige und der Königin. Sie glaubte das goldene Zeitalter zu sehen. Der König tanzte mit der Königin, die Prinzen mit den Prinzessinnen, die Brüder mit den Schwestern, man tanzte eben nach dem Range und weniger der freien Wahl entsprechend.

Der König und die Königin bildeten ein sehr ungleiches Paar. Ludwig XIV. sah sehr heiter und vergnügt, die Königin sehr gedrückt aus.

Als sich der Ball seinem Ende näherte, bat die Herzogin von Hannover Monsieur, er möge den König fragen, ob dieser noch einen Bescheid für sie habe, da sie am nächsten Tage abreisen wolle.

Der König wandte sich gegen die Herzogin von Hannover und sagte ihr in liebenswürdigen Worten tausend Artigkeiten.

Die Königin wandte sich ebenfalls gegen die Herzogin, und da sich zwischen den beiden Damen ein Stuhl befand, so ergriff sie die Schleppe ihres Kleides mit der Hand, um sie der Herzogin zum Kusse zu bieten. Nein, die Herzogin von Hannover war durchaus nicht begierig, ihre Lippen an den Seidenstoff zu drücken und stellte sich an, als ob sie die Bewegung der Königin nicht wahrgenommen hätte, indem sie eine tiefe Verbeugung machte.

Stiord und Süd. XI.VI., IZS. 9

Der Herzog von Orleans, überglücklich, daß durch die Bemühungen der Herzogin alle Anwesenden nur noch von „Monsieurs Hute“ sprachen, hatte den kleinen Vorfall zwischen der Königin und der Herzogin wahrgenommen; aber entgegen seiner Auffassung des Ceremonienwesens lachte er und murmelte der Herzogin von Hannover zu, daß die Königin es mit ihren Kindern ebenso halte. Der kleine Herzog von Chartres habe einmal als ihm die Königin das Kleid zum Kusse geboten, gesagt: „Glauben Sie daß ich Ihre Robe geküßt habe? — ich habe nur meine Hand geküßt.“

Die Herzogin von Hannover fragte hierauf die Königin von Frankreich ob sie keinen Befehl mehr habe, da sie sich verabschiede.

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu befehlen,“ entgegnete die Königin

Die Herzogin lächelte und schwieg; sie konnte dies wohl thun, dem sie verließ am anderen Tage mit leichtem Herzen Paris. Sie hatte viel Interessantes gesehen, und erreicht, was sie in Frankreich zu erreichen wünschte.

Ludwig von Beethoven von W. I.

von Wasielewski. Mit einem Portrait in Stahlstich. 2 Bände. Berlin, Verlag von Brachvogel und Ranft. Der biographische Theil des Wasielewski'schen Buches ist eine geschmackvolle Zusammenstellung dessen, was bisher in den Werken von Schindler, Nohl, Nottcbohn, Thayer u. öf. zerstreut zu finden war. Wie billig ist Thaer's Biographie, die leider noch immer ihrer Vollendung lmrrt, in allen zweifelhaften Fällen als maßgebend betrachtet worden; ebenso sind die in de» letzten Jahren veröffentlichten Briefe Beethoven« sorgfältig benützt und vielfach zum Abdruck gebracht worden. Selbständiges EigentKum des Verfassers sind sie kritischen und ästhetischen Raisonnemeuts über die wichtigsten Werke des großen Tondichters, die von gcsnndem nnd scharfem Unheil zeugen und über so manche PunKc, die bisher dunkel und zweifelhaft waren, Helles Licht verbreite». Die Analysen oer Sinfonien, der Clcwier- »ud Äammerimnikwerkc und namentlich des Fioelio wird nicht nur der mnsikliebende Laie, sondern auch der anspruchsvollere Fachmann mir regem Interesse und Nutzen lesen. Zu bedauern ist, daß dem Buche kein Register beigegeben ist, welches ein schnelles Orientiren über den weitschichtigen Stoff ermöglicht. <▷.

Reue Beethoveniana. Von Dr.

Theodor Frimmel. Wien, Verlag

von Karl Gerolds Sohn. Frimmels „Neue Beethoveniana" beruhen zum großen Theil auf mühsamen, langjährigen Quellenstudien. Sic bestehen aus 5 Kapiteln: „Beethoven als Claviervierter:" „Briefe:" „Aus den Jahren 1816 und 1^17": „BeclKoven in Mödling" uud „Beethovens äußere Erscheinung, feine

Bildnisse". Die Briefe, 50 an der Zahl, enthalten zwar wenig Bedeutendes, troydem aber wird man es dem Verfasser Dank wissen, daß er die in verschiedenen Zeitschriften Zerstreuten gesammelt und mit interessanten Erläuterungen versehen hat: 6 Briese werden überhaupt zum ersten Mal mitgeteilt. Von hervorragendem Werths sind die Abhandlungen Nr. 1 nnd 5; namentlich die letztere ist in Bezug auf die sorgfältige Sammlung und Sichtung des Stoffes eine wahre Meisterstudie. Das mit drei Heliogravüren und drei Phototqpicn geschmückte, äußerst elegant ausgestattete Buch ist dem Beethovenbiographen A. W. Thayer gewidmet. «b. Kranz Liszt. Von L. Ramanu. Zweiter Band. Erste Abthcilung. Die Jahre 1841—47. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel. Daß auch dieser Band, ebenso wie der vorhergehende, von Bewunderung und Enthusiasmus für den genialen Clavirtitanen übersiebt, ist selbstverständlich. Fräulein L. Ramann ist nun einmal eine so eingefleischte Lisztianerin, daß sie es nicht über's Herz bringt, an ihrem Abgott irgend etwas Fehlerhaftes zu finden. Trotz alledem wird man das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Gibt es doch gerade über die Zeitepochc, in welcher der Claviervirtuose Liszt das halbe Europa in gelinde Raserei versetzte, die umfassendsten und zuverlässigsten Aufschlüsse. Ielirigcns beschränkt cS sich nicht wie das Titelblatt höchst nngenan angiebt, auf die Jahre 1841—47, sondern schildert auch eingehend die Erlebnisse und künstlerischen Thaten der Jahre 1839 nnd 40. Die Beigaben (Personenregister, Sachregister, Länder- und Städteregister, chronologisches Verzeichnis; der Eompositionen Liszts von 1^Z!>—47) sind mit musterhafter Genauigkeit abgefaßt.

<▷.

Bibliographische Notizen.

Der Kunstwart. Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgegeben von Ferdinand AoenariuS. okunstwart-Verlag Dresden). „Hie Idealismus!" — „Hie Realis-

mus!" . . . Hie alle Mann, denen noch ausrichtige Liebe zu der einen keuschen Göttin der Schönheit inne wohnt, um das hochgehaltene Banner deS Ideals ge>cwarr!" Hierher zu uns, wer au

eine stetige organische Fortentwickeln««, der Kunst wie aller irdischen Dinge glaubt und in ihre Adern aus dem Leben und Denken der Gegenwart neues, kräftiges Blut hinüberführen will!" ... So tönen die Schlachtrufe, die Schwerter klirren, und im polemischen Handgemenge strauchelt mancher Recke, füllt zu Boden, und die Massen setzen gleichgültig über ihn hinweg.. Und derweil hat abseits von der großen Wahlstatt Einer eine eigene Fahne aufgepflanzt, ein selbständiges Lager errichtet, in das von jenem Lärm nur der geringste Wiederhall hrüberönt. von dem aus man aber den Vorgänge" in beiden Lagern, in der ganzen Runde mit der größten Deutlichkeit zu folgen vermag. Und vielleicht ist es gerade diese wohlrrnende Ruhe, diese Uebersichtlichkeit, welche immer größere Schaaken von Zuschauern in dieses dritte Lager lockt . , In der TKat, wir beglückwünschen Hrirn Ferdinand AvknarinS in Dresden aufrichtig zu dem glücklichen Gedanken, der ihn zur Gründung seines bereits im zweiten Quartal erscheinenden Halbmonatsblattes „der Kunstwart" vewog. Eine „Rundschau über alle Gebiete des Schönen" nennt er das Blatt. Der Untertitel ist ein vollständiges Programm in sechs Worten, und cS wird mit den besten «rüsten durchgeführt Jede, auch die kleinste principielle Bewegung im Kuistlebu, wird mit der Genauig,it eines Seismographen verzeichnet und in streng sachlicher Weise darüber berichtet. Ein ganz vorzüglicher Gedanke ist die Zeitungsschau. Da findet man alle Artikel erwähnt, welche im Laufe einer bestimmten Zeit über künstlerische Tinge erscheinen, ein unentbchrlichesHilfsmittel für alle Freunde der Kunst. Die selbständigen Artikel sind ebenso kurz als nachdrücklich, der Grnndsav ist als oberster angenommen, möglichst viele Gedanken ans möglichst knappem Räume zu bringen. Und der Ton könnte wohl ein wenig frischer, munterer st in, minder lehrhaft, minder abstract. Wie sagt Schmock? „Man will, daß heut sein soll Alles angenehm sür den Leser . . ." ca.

Geschichte Württemberg«. Bon Paul Friedrich Stälin. Erster Band. Erste Hälfte (bis 1268), zweite Hälfte (1268 bis 14!16). (Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren, Uckert und Giefebrccht.) Gotha, Fricdr. Audr. Perthes. Ter neueste Geschichtsschreiber Württembergs, Paul Friedrich Stälin, war in

der glücklichen Lage, sich an das Werk seines Vaters, Christoph Friedrich von Stälin anschließen zu können, an ein Werk, welches als die bedeutendste Leistung auf den Gebiet der deutschen Proviuzialgeschichte allgemein anerkannt ist. Die Arbeit des Sohnes bestand hauptsächlich darin, die zahlreichen Forschungen der letzten Jahrzehnte zu berücksichtigen und in das geschichtliche Bild einzufügen. Von dem Werke, welches wohl auf vier Halbbände berechnet ist, liegen die beiden ersten vor, von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1496 reichend. Aber nicht bloß die politische Geschichte ist behandelt; einen Hcmviwertl, legt der Vfr. auf die Darlegung der KirchenCultur- und vrfassungsgeschichtlicheu Verhältnisse, und bietet außerdem in besonderen Beilagen wichtige Beiträge für die Adelsgeschichte des Landes. Die Historiker wären froh, wenn sie sür alle Provinzen des Reiches ähnliche Darstellungen besäßen wie die Stälinsche für Württemberg. Ir.

Jllustrirtc Enltnrgeschichte. Band I Haus und Hof in ihrer Entwicklung mir Bezug auf die Wohnsitten der Völker, von Friedrich von Hellwald. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Verlag von Schmidt und Günther. Die Geschichte des menschlichen Wohnhauses ist ein Segment der allgemeinen Cnltnrgeschichte. Wenn man von Cultur spricht, so denkt man dabei an ein Ineinandergreifen gewisser geistiger und materieller Momente, deren Gesamtsumme uns ein Bild von dem jeweiligen Stande der Civilisation giebt. In jedem dieser Momente spiegelt sich in verkleinertem Maßstäbe das Ganze wieder. Wer uns also erzählt, wie die Wohnsitten der Menschen sich entwickelt haben von der Zeit, da der einfachste Windschirm das schützende Obdach bot, bis hinein in unsere Tage, wird uns zugleich vergegenwärtigen, welche Fortschritte auch auf allen anderen Gebieten der Civilisation stattgefunden haben. Man darf cS, ohne Widerspruch zu befürchten, behaupten, daß, so alt wie das Menschengeschlecht auch die Sorge ist, sich vor dcu Unbilden der Witterung zn sichern. Wenn man sieht, daß selbst Thiere niederer Gattung diese Sorge kennen, dann wird man nicht mehr darüber erstaunen, daß, noch kein Meuschenstamm auf Erden ohne ein Obdach angetroffen worden ist. So mannigfaltig diese Stämme selbst, so verschiedenartig sie in ihrer Lcbensthätigkeil oder geistigen Veranlagung sind, so vrschieden sind auch die Formen ihres Wohnhauses und die Mittel, es herzustellen. Ter zur Sehaftigkeit gezwungene Ackerbauer hat ein anderes Wohnhaus nöthig als der henmisrreicheide Jäger oder der iomadisircnde Wanderhirt. Aus der bewegliche» und unbeweglichen Thätigkeit der Menskien, wenn ich so sagen darf, ergiebt sich sofort die allgemeine Eintheilung in bewegliche und unbewegliche Behausungen. Es versteht sich von selbst, dazf im letzteren Falle nur von den durch Menschenhände geschaffenen Wohnungen die Rede ist: denn älter als diese sind die von der Natur gebotenen Schlupfwinkel in Höhlen und in Baumstämmen. Wenn auch jene Eintbeilung hiervon nicht berührt wird, so ist dock, klar, das; eine Geschichte der menschlichen Wohnsitten von hier ihren Ausgangspunkt nehmen muh. Indem Hellwald hier einsetzt und die Entwickeln««, von Hans und Hof durch alle Zeiten und Länder verfolgt, bietet er eine bedeutsame Ergänzung zu seiner früher erschienenen »Culturgeschichte". Ein Capitel, welches dort mir skizzenhast gezeichnet werden konnte, erfahrt nun in einem eigenen Buche eine eingehende und umfassende Darstellung. Man weiß, das; Hcllwalo einer der eifrigsten Propagandisten der Darwischen Entwickelnngslehre ist, deren Sätze er auf das Gebiet der Geschichte zn übertragen versucht hat. Auch auf dem engen Raum, auf dem er sich in dem vorliegenden Buche bewegt, findet er eine Bestätigung jener Kehre; auch hier haben wir es mit einer unendlichen «tufenleiter zn thun, „deren tiefste und oberste Staffeln durch eine ungezählte Reihe von Zwischenstufen jeweiliger Gcsittungsformen mit einander verknüpft scheinen". Ir.

Michael Haberlandt. Ter altindische Geist. In Aufsätzen und Skizzen. Leipzig, A. G. Liebeskind. Ter Verfasser bietet in diesem Büchlein eine» Strauß indischer Blüten dar, welche er selbst bei seinen Studien auf dem Gebiet der indischen Alterthumskunde gepflückt hat. Neben manchem Mittelmäßige», da« besser ausgeschlossen wäre, finden sich oft in Verknüpfung mit modernen Ideen reizende kleine Bilder ans allen Bereichen des indischen Lebens, welche den Fachgenossen wie den Laien in gleicher Weise

ansprechen werde». Ter Verfasser zeigt sich als gewandten Darsteller, verfällt aber in den Fehler großer Breite, welche bei dem Wohl laut seiner Worte ihm gewiß die Gunst „der schönen Leserin" gewinnt, den ernsteren Leser aber zn der Bitte veranlaßt, in Zukunft etwas mehr Selbstkritik zu üben und die Kunst des Streichens zu erlernen. r.

Neber Lesen und Bildung. Von

AntonE. Schö » bach. Graz, Leuschner u. Lubenskq.

Die selbstverständlichen Tinge sind be^ kanntlich häufig diejenige», über die man am wenigsten nachdenkt und die doch das Nachdenken am meisten verdienen. So ist es nit dem Lesen, so ist eS auch mit dem Begriff der Bildung. Ter Begriff der Bildung ist zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener? wie er etwa noch dem heutigen Znstande der Enltnr zu difiniren wäre, wird nicht leicht jeder anzugeben wissen. Die Auseinandersetzungen Schönbachs darüber find außerordentlich interessant, anregen? und so gefaßt, daß sie sich i» den »leisten Punkten der allgemeinen Zustimmung erfreuen werden. Wichtiger aber noch ist das, was er über das Lesen sagt. Wir Männer kommen heute im Allgemeinen nicht viel dazu, »eben unserer Berufstliätigkeit unsre Bildung durch crime, nmemalische Lectüre zu fördern. Die Frauen der Gesellschaft, die mehr Zeit übrig haben und das Lesen wie einen gewissen «vort betreiben, sind wenig wählerisch in den Gegenstände der Leetüre. Sic lesen Alles, was ihnen die Zeit vertreibt, besondere aber das, was in der Mode ist. Ob daraus für sie und ihre Umgebung ein Gewinn erwächst, ist scriiich fraglich. Schimbach möckte nun mit seine» Anregungen zn einer gewählteren, jach bestimmten Grundsätzen geordnctenLcctüre anleiten; Alles, was er über die Bedeutung des Lesens und über die Nothivcndigkeic einer ausgewählte» Lectüre sagt, ist äußerst bhchrzigenwerth. Und da das Büchlein überdies in stilistischer Hinsicht vortrefflich ist, so empfehlen wir es auf das Wärmste. Freilich will das kleine Buchlein nicht blos mit dem Auge gelesen sein, es will in seinem ganzen Gedankengange aufgenommen und beherzigt werden. rl.

1887

Inhalt.

Seite

Ida Boy-<Ld in kübeck.

Sturm. Novelle 1.39

j)aul Lindenberg in Berlin.

Ludwig Pietsch

Ludwig pietsch in Berlin.

Epigonen der Romantiker. Line Iugenderinnerung 200

Zacob v. Falke in Wien.

Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses. 1 22(1

Moriz Hoernes in Wien.

Der falsche Lzar Peter III. Line Lpisode aus der Geschichte Montenegros 23H

Wilhelm Bölsche in Berlin.

Telepathie Das Märchen von einer neuen Wissenschaft 2HJ

vuk vrceviö -j-.

Line unheilvolle Delrath. Serbisches Lulturbild aus der Herce°
govina. Aus dem Serbischen von M. v. S 256

Bibliographie 26q

Biblisgraphische Notizen 271,

Hierzu ein Portrait von Ludwig pietsch.
Radirung von L. Röhn in München.

„Nord und Süd' erscheint am Anfang jede; Monats In Heften mit je einer «unstbiiloge.

preis pro Puortal (3 yefte> S Mark.

Alle Buchhandlungen und postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Kord und Süd" bezüglichlichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Oord und Süd* Breslau.

Tiebenhufenerstr. 2/3.

Sturm.

Novelle,
von

II d s Boy-Ed.

— kübeck. —

ollen wir es nicht dem Vater sagen?"

„Gleich jetzt?" fragte Agnes bedenklich entgegen und schüttelte etwas das Köpfchen.

Willibald strich ihr sanft über das dunkle, glattgescheitelte Haar, das nach der Mode der Zeit, von den Schläfen ab die Ohren bedeckend, in dicken Locken Herabsiel, während es am Hinterkopfe sorgfältig in Puffen um einen hohen Kamm geordnet war.

„Freilich," sagte er leise, „ich bin ein armer Offizier, und Du denkst, daß Dein Vater Schwierigkeiten machen könnte?"

Die dunklen Augen in dem weißen Gesicht leuchteten auf.

„O nein," rief sie, „wir sind ja reich, Du siehst es wohl an der Führung unseres Lebens, und wir sind nur zwei zu dem Vermögen, mein Bruder und ich. Das ist es nicht."

Der junge Offizier sah sich unwillkürlich im Zimmer um, und sein Auge blieb zuletzt an der schlanken Gestalt der Geliebten haften. Ja, hier sprach Alles von althergebrachtem, solidem Reichthum: von den nachgedunkelten, großlinigen, mit Messing beschlagenen Mahagonimöbeln, den alten Bildern an der Wand, dem Silbergeräth im Glasfchrank, bis zur vornehmen Erscheinung des Mädchens, deren feine Glieder und zarte Haut, deren faltiges Gewand von grün und roth changirter Seide dafür zeugten, daß Arbeit und Sorge hier unbekannte Gäste seien.

„Nun also was denn?" fragte er, seinen Arm NM ihre nackteil Schultern legend.

Agnes lehnte das Haupt vertrauensvoll gegen seine bräunliche Wange, ergriff mit ihren beiden Händen seine herabhängende Rechte, hielt sie fest, sehr fest und sprach:

„Es sind Conflictc, die sich mehr fühlen als fagen lassen. Wird der Vater uns in diesen Zeiten das Recht zugestehen, ein eigenes, stilles Bürgerglück zu suchen, wo das Glück aller Bürger bedroht ist? Wird mein Bruder Georg, der, wie Du schon hundert Mal gehört hast, am liebsten mit der Fackel der Revolution die Geister entzündend durch Alldeutschland zöge — wird er den preußischen Offizier als Schivager willkommen heißen? Ja mehr noch, müssen wir nicht davor zittern, daß er, den wir täglich aus Wien zurtückerwarten, sich hier in den Vordergrund der Ereignisse drängen wird und daß dann die Rücksichten auf Deinen Stand Dir die Verlobung mit der Schwester eines Mannes verbieten, der lieber Throne stürzen, als Deutschland länger uneins und kaiserlos sehen will?"

Willibald von Volkingen war sehr blaß geworden. Er schwieg lange. Sie standen Beide unbeweglich und sahen durch das Parterrefenster hinaus auf die Straße, wo frischer Märzwind und kühle Märzsonne die Reste eines vorher gefallenen Regengusses von den Pflastersteinen trocknete.

Endlich hob Agnes das Haupt und sah zu dem Manne empor. Eine quälende Sorge schien aus seinem bleichen Gesicht, auf feinen zusammengezogenen Brauen zu liegen — eine Sorge, die offenbar nichts mit Agnes zu thun hatte, denn in dem dunklen Auge war alles Licht der Liebeswünsche erloschen.

„WaS hast Du, mein Freund?" fragte sie besorgt.

Er seuszte schwer, hob die Stirn und murmelte:

„Das löst mir Niemand!"

Dann ward er sich Agnes Nähe bewußt.

„Geliebte," rief er mehr traurig als leidenschaftlich, „soll denn in den Tagen, wo kein Gefühl mehr zweifellos ist, nicht wenigstens das friedliche Wünschen zweier Herzen ganz rein und gläubig und erfüllbar fein? Was schreckt Dich das Gespenst des fernen, fremden Bruders, der feit zehn Jahren nur durch Briefe an Euch sich noch band! Die ehrwürdige und rührende Gestalt Deines Vaters wird als Retter und Schützer vor unserer Liebe stehen. Und seiner Achtung bin ich gewiß."

„Nein." sagte Agnes mit ängstlichem Eigensinn, „laß unsere Liebe ein Geheimniß bleiben, bis wir Georgs Meinung erforschten."

Willibald trat unwillig von ihr hinweg und ging mit lauten Schritten auf dein Estrich hin und her.

„Du liebst mich nicht genug," sprach er schmerzlich, „sonst würdest Du Dich grade fest, unentreibbar fest in meine Anne flüchten, ehe der erscheint, von dem Du Hindernisse fürchtest."

Er hoffte, daß Agnes sich nun mit den heftigsten Versicherungen ihrer grenzenlosen Neigung an ihn klammern würde, seine Zweifel an ihrer Liebe zu beschwichtigen. Sie aber stand sinnend, von dein Gefühl der Verwunderung umfungen, daß in der That ihr Glück nicht jubelnder, ihr Herz nicht fassungloser, ihre Gedanken nicht trunkener seien. Seit langem hatte ihr Gemüth gläubig das Wort der Liebe von dem Verlobten erwartet; sie sah, daß sie von ihm begehrt war, seit er zuerst ihr Haus betreten hatte. Von Herzen erwiderte sie die schnell erwachte und stetig wachsende Neigung des jungen Offiziers. Ihre Mädchenphantasie hatte ihr in vielen schlaflosen Nächten die Minute vorgespielt, wo er sagen würde: „Agnes, ich liebe Dich!" Diese Minute war gewesen — und anstatt eines himmelhochjauchzenden, betäubenden Glückes war nur ein sanfter Friede in ihr Herz gekommen. Anstatt geblendet zu sein von göttlichen, neuen Offenbarungen, die ihr aus diesem Männerherzen hatten kommen sollen, konnte sie ruhig die praktischen Seiten dieser Verbindung erwägen.

Was mar das?

Und auch Willibald war betroffen. Seit Wochen hatte er in Agnes leuchtendem Auge Gegenliebe gelesen und sich die flammenden Wonnen des Augenblicks vorgestellt, wo er ihr von Liebe reden und den ersten Kuß aus diese keuschen, stolzen Lippen drücken würde. Und nun war Alles so liebevoll, so gefaßt vorübergegangen, ohne unsägliche Entzücktheit?

Was war das?

Es mar der urewige Bruch zwischen Göttlichem und Menschlichem; es war die Enttäuschung, deren Opfer von hundert Liebenden neunundneunzig werden. Das Weib erwartet von solcher Stunde eine Neuschöpfung ihres ganzen Seins. In ihre»! reinen und von Erfahrungen nicht umgemodelten Herzen erscheint unbewußt der Augenblick einer solchen Erklärung noch in seiner ganzen ursprünglichen Wichtigkeit für die Schöpfungen der Natur und den Fortgang ihrer Erscheinungen. Sie fühlt, daß etwas Ungeheures sich begeben wird, etwas Räthselvolles; sie ahnt, daß sie den Geheimnissen des Lebens näher treten, daß die Bestimmung ihres Daseins sich erfüllen soll.

Ein fremdes Licht bricht aus ihren Augen: die selige Furcht vor dem neuen Sein, das beginnt, die Bangigkeit des Abschieds von dem Frieden der Jugend. Beides macht sie stumm und verwirrt.

Der Mann versteht das fremde Licht nicht, er sieht an ihm nur den Ausdruck künstlich anezogener Zurückhaltung; er ist ernüchert, daß sein Blick nicht zum Funken wird, der hellere Flammen entzündet; das beschwingte Wort hemmt sich aus seiner Lippe, das Ungestüm seines Kusses mildert sich, und er fühlt sich enttäuscht durch die Wahrnehmung, daß bei einer Liebe, die in geregelten Formen nun sein Leben ausfüllen soll, schon die ersten Aeußerungen blaffe Farben haben. Vielleicht huscht dann noch die Erinnerung flüchtig ihm durch Ohr und Hirn an einen jauchzenden Schrei der Hingabe, den er einmal von einem Weibe gehört, das ihn wild geliebt hatte und doch bald vergaß — und er versucht getröstet zu denken, daß Lauheit ein Zeichen gesunder Dauer sei.

So schwiegen Agnes und Willibald lange, von Räthselgefühlen Beide bewegt und Beide schließlich von dem dunklen Bestrebel erfaßt, den Andern die unerklärliche Enttäuschung nicht fühlen zu lassen.

„Wenn Tu an meiner Neignng zweifelst, Willibald, dann ist es meine Pflicht zum Beweise ihrer Kraft in jeden Kampf einzutreten," sagte Agnes sanft.

„Pflicht!" wiederholte der junge Offizier in namenlose Bitterkeit ausbrechend, „mit diesem schrecklichen Worte werden jetzt alle heiligen Hoffnungen ertödtet. Daß Du mir nun gerade um dieses Begriffs willen einen heißen Eigenwunsch erfüllen willst, schmerzt mich, wie Ironie einer wunden Seele weh thut."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Verhüte Gott, daß Tu es thätest! Hierin nicht! Versteh' meine Liebe, nnd ich bin zufrieden."

Agnes ergab sich darin, seine dunklen Bemerkungen ohne Fragen hinzunehmen. Ihr Vater, der weise und weltentrückt über den Stürmen der Zeit stand, hatte ihr oft gesagt: „In diesen Tagen trägt Jeder einen Abgrund von Sorgen und Wünschen in seiner Brust, den er mit neuen Ereignissen ausgefüllt sehen möchte. Wenn man einst von den Märtyrern von Achtundvierzig sprechen wird, dann werden die nicht mitgenannt, in deren Herzen das schwerste Märtyrerthum großwuchs." Sie lebte in einer Zeit, wo man gewohnt war. Jedermann erregt zu sehen, ohne daß es immer gerathen schien zu fragen „warum"; wo Jedermann sich erregte, oft ohne zu wissen weshalb; wo der Strom der Bewegung Alle mitriß; wo Lüge und Wahrheit ihre Riesenleiber gemeinsam aus der Menschenfluth emporreckten und thatendurstig ihre Schwerter schwangen.

„Wir wollen zum Vater gehen," sagte sie gefaßt.

Sie ging durch das nächste Zimmer, welches in der Einrichtung dem ersten sehr ähnlich war, und klopfte an eine Thür, die offenbar in ein drittes, ebenfalls straßenmärtis gelegenes Gemach sülMe.

„Herein," sagte eine schwache Geisterstimme.

Agnes trat über die Schwelle, der junge Offizier folgte ihr.

„Ah, sieh da, unser junger Krieger," sagt die schwache Stimme wieder.

„Ich bin schon seit einer Stunde bei Agnes," sprach Willibald. Er beugte sich kindlich nieder und streichelte die runzelige Greisenhand, die der Alte ihm darbot.

Der Greis saß in einem hohen Lehnstuhl vor einem Schreibtisch, den man an den Pfeiler zwischen den beiden Fenstern gerückt hatte. Die ganzen Wände deckten Bücherregale, von deren obersten Rande römische und griechische Kaiser- und Gelehrtenköpfe, in Gyps nachgebildet, herabschauten. Den Aussatz des Schreibtisches zierte ein Globus und eine Bronzestatue Friedrichs des Großen. Ein Kupferstich dieses Königs hing an der Pfeilerwand darüber. So ungünstig die Beleuchtung war, zwischen den gardinenlosen Fenstern, so schien es doch, als leuchteten die großen Augen Friedrichs aus dem farblosen Stich hervor.

Agnes schob den Lehnstuhl etwas herum, so daß ihr Vater sich gegen das Zimmer wenden konnte. Man sah, der Greis war bis zum halben Leibe in Decken gewickelt und konnte sich mit diesen nicht allein bewegen.

„Eine Stunde schon — so, so, eine Stunde,“ sagte der alte Mann, während ein Zug liebenswürdiger Schelmerei über sein verwittertes Gesicht flog. „Natürlich, man beeilte sich nicht das Alter zu begrüßen, da man sich mit der Jugend so gut unterhielt.“

Willibald mußte, daß der alte Professor Lucanus das nicht voll Eifersucht auf die ihm gebührende Ehrfurcht sagte.

„Wir haben uns nicht gut, wir haben uns ernst unterhalten, Herr Professor.“ sprach er mit seinem offenen, männlichen Tone und blickte voll Liebe auf den Greis. „Von der Zukunft unseres ganzen Lebens sprachen wir, und daß wir einig seien, zusammen alle Freuden und Leiden zu tragen, dasern Sie es in väterlicher Güte gestatten wollen.“

Agnes saß auf der Armlehne des Sessels, legte ihr dunkles Haupt auf das reiche Silberhaar ihres Vaters und fügte leise hinzu:

„Willibald liebt mich. Sein Vater war Dir ein theurer Freund. Tu wirst dem Sohne nicht weigern, was er begehrt.“

Und dabei traf ihr Blick Willibalds Gesicht, als wollte sie sagen: „Sieh, daß ich Dich liebe; ich bitte ja für uns.“ Willibald aber hörte nur den schüchternen Ton und deutete ihn als Mangel an Feuer und hörte nur „Willibald liebt mich.“ Ein übervolles Herz hätte gesagt „wir lieben uns!“

Der Greis legte ein Buch, das er noch immer geöffnet in der Linken hielt, gewendet aus den Schreibtisch, daß ihm die Seiten nicht verschlugen. „Meine Kinder,“ sagte er in einem Gemisch von Bedenklichkeit und Wohlwollen, in dem das letztere die größere Stimme hatte, „ich habe das gedacht, kommen sehen, ja, gewünscht. Aber es kommt mir zu früh. Diese Zeit ist nicht zum Freien gemacht.“

„Das sagte ich Willibald auch,“ rief Agnes, den Verlobten ansehend.

„Das Geschrei nach Freiheit tönt häßlich in meinen Ohren, es sind unreine Klänge darin. Laßt den Lärm erst verhallen,“ bat der Greis.

„Nein,“ rief Willibald ausbrechend, „gerade jetzt laß mich den Frieden, den Halt finden am Herzen Deiner Tochter, mein Vater — in Deiner sturmlofen Nähe!“

Der Greis sah ihn forschend an. Aber er verbarg die tieferen Gedanken, die er hegen mochte, unter seinem milden und zugleich überlegenen! Lächeln und sagte mit Humor:

„Außerdem, mein Sohn — wenn das Pathos Deiner Jugend mich denn sogleich zu Deinem Vater ausruft — außerdem, mein Sohn ist die Einwilligung Georgs eine Nothwendigkeit.“

„Immer wirft dieser Mann seinen Schatten voraus und auf mich,“ sprach Willibald unwillig; „ich möchte wissen, ob die Stimme des Bruders oder die des Vaters denn maßgebend für Agnes ist.“

„Georg wird diese Heirath gestatten,“ beschwichtigte der Greis, „er wird es, wenn ich ihm sage, daß ich Dich achte, mein Sohn! Das Urtheil seines Vaters über den Werth der Menschen hat er noch stets gewürdigt, wenn er das Urtheil des alten Mannes über das Drängen dieser Zeit auch nicht annehmen will. Es ist des Geldes wegen, dessen Ihr doch sür Eure Heirath bedürft, nothwendig Georg zu fragen.“

Betroffen blickten die beiden Liebenden sich an.

„Du bist doch reich, Vater,“ brachte Agnes zögernd hervor.

„Ich — nein! Ich habe nichts,“ sagte Lucanus mit der größten Einfachheit.

Willibald erschreckte heftig. Er sah plötzlich ein neues, wirkliches Hinderniß, die Geliebte zu besitzen. Agnes begriff nichts; sie stotterte etwas davon, daß ihr Leben, die Privatbeschäftigung des Vaters, der Besitz dieses großen Hauses in der Breitenstraße von Berlin ihr den festen Glauben geweckt habe, daß' . . .“

„Aber mein Kind, Du weißt doch, daß Georg der Sohn meiner ersten Frau ist. Von ihr kommt aller Reichthum, ich habe nur die Nutznießung. Nach meinem Tode fällt es an Georg. Aber schon mehr als einmal hat Georg die Frage angeregt, eine Schenkungsurkunde aufzusetzen, die Dich zur Hälfte mit ihm (heilen lasse.“

Willibald begriff die unberührte Zufriedenheit des Greises nicht,

„So soll ich bei einem Unbekannten erbetteln, was ich von dem geliebten Vater ohne Besinnen genommen hätte!“ rief er stolz. „Nein, lieber . . . lieber . . . lieber . . .“

O wie schnell sank sein stolzer Much, da es galt auszusprechen: lieber entsage ich Agnes!

„Georg,“ sprach der Alte, sinnend vor sich hinlächelnd, „wird in der verschwenderischen Großmuth gegen die Schwester sich so sehr gefallen, daß es ihm Wollust sein wird, sie auszuüben. Gebt ihm Gelegenheit eine Thai zu thun, die nach etwas aussieht, und er ist Euch dankbar für Willibalds Arinuth.“

Agnes und Willibald begriffen diese Eharakterislik des fernem, ihnen Unbekannten nicht. Sie fühlten sich sogleich getröstet.

Der Greis Hub von Neuem an.

„Nicht allein um Georgs willen dränge ich darauf. Eure Verbindung, oder vielmehr die Hoffnung auf eine solche, noch ein Geheimnis! unter uns dreien sein zu lassen. In Deinem Herzen, mein Sohn, ist noch in de« Winkeln allerlei verborgen, das der Liebe nicht Platz lassen wird, als sorgenlose Herrin ganz hinein zu ziehen. Seit langem fühle ich, daß geheime Noth Dich quält. Ich will Dir mein größtes Gut vertrauen: den Leib und die Seele meiner Tochter, und ich soll als Gegengeschenk nicht Dein Veilrauen empfangen?“

„O Gott!“ rief der junge Offizier und schlug beide Hände vor sein Gesichte

„Agnes,“ sagte der Alte mit jener würdevollen Bestimmtheit, die es unmöglich machte, sich ihm durch Blick oder Gedanken nur zu widersetzen, „laß uns allein.“

Das Mädchen stand vor dem Geliebten und sah ihn an. Eine große Angst gähnte in ihr auf auf und beklemmte brennend ihren Athem. Jetzt, jetzt fühlte sie etwas von dem, was sie lange geträumt — ein unbändiges VorwSrtsdrängen — eine heiße Nohwendigkeit sich an seine Brust zu werfen — ihm zuzujauchzen „und wenn Du ein Mörder wärest — ich liebe Dich!“

Doch er, ohne die Hand von den Augen zu lassen, wandte sich und lehnte sich gegen ein Bücherbord. Es schien, als berge er Thränen.

Und was secundenlang aufzuckte iu Agnes Herzen, erlosch. Still und traurig ging sie hinaus, durch das nächste Zimmer, um nicht in die Versuchung des Lauschens zu kommen, in das erste, wo sie sich an ihrem Nähtischchen am Fenster niederließ und die schlanken Finger eifrig, wenn auch mechanisch mit Filelnadel und Elfenbeinstab an einer Filetarbeit zu Hantiren begannen.

„Was hast Du?“ fragte der Greis ohne Erregung. „Ich habe meine Ehre verloren. Ich bin ein Verräther,“ sagte Willibald tonlos.

Ter Alte sah den Jungen an, der mit schlaff herabhängenden Armen, den Rücken gegen die Bücherwand, ein Bild des Jammers dastand. Das dunkle Haar hing ihm in die Stirn, unter dem Schnurrbart waren die Lippen sest zusammengepreßt.

„Mit der That oder mit Gedanken?“ fragte Lucanus weiter.

„War' ich's mit der That: ich lebte nicht!“ sprach der Offizier finster.

Der Greis sah still zu dem Bilde des großen Königs empor. Es schien, als hielte er stumme Ziviesprach mit den leuchtenden Augen. Seine Lippen bewegten sich murmelnd. Endlich seufzte er schwer, wandte das Gesicht wieder dem Jüngling zu und sagte:

„Komin heran, mein Kind, es strengt mich an, so sernhin zu sprechen.“

Gesenkten Hauptes trat der junge Volkingen näher. Neben dem Schreibtisch, unter dem Fenster stand eine niedere Polsterbank, Agnes pflegte aus ihr zu sitzen, wenn sie dem Vater aus dem „Tagwächter“ vorlas. Dahin deutete die zittende Greisenhand. Willibald setzte sich nieder, stützte die Ellbogen auf den hoch gezogenen Knieen und die Stirn gegen die gefalteten Hände. So saß er, bereit sich die Qual seines Innern abfragen zu lassen, wie von einem Richter.

„Ich frage nicht. Sprich von selbst,“ sagte der Alte, als hätte er die Gedanken des Zagenden errathen.

Der junge Offizier besann sich; er war nicht der Rede so mächtig, um nun wohlgesetzt und folgerichtig Alles vorzubringen. Ja, ihm schien, als bestehe grade darin ein Theil seiner Roth, daß er nicht deutlich ausdrücken könne, worin sie bestehe.

„Du weißt, ich bin im Cadettenhause erzogen; ich habe mehr gelernt meine physischen Kräfte üben, als mich mit Nachdenken darüber zu quälen, wann die Dinge um uns so sind, wie sie sich eben darstellen. Das Quantum wissenschaftlicher Bildung, das man uns beigebracht hat, haben wir pflichtgemäß und ohne den Wunsch es zu vermehren in uns aufgenommen. Wie haben nicht gelernt uns mit Fragen „woher? warum? was dann?“ abzuquälen. Und doch war diese Erziehung keine todte, mechanisch sich abhaspelnde Form. Ein großer und mächtigen Begriff lebte in ihr und ging ganz in unfern Geist über: gehorsam und im Gehorsam muthig fein, das ist die hohe Pflicht, die, wenn wir sie alle ganz erfüllen, uns alle zum Schutz und Schirm des Vaterlandes machen soll. Diese hohe Bestimmung meines Berufs hat mich sonst immer dafür entschädigt, daß ich kein Eigenleben ausleben darf; ja, ich hatte gar nicht das Bedürfniß nach einem solchen.“

Wie wurde ihm leicht, während er sprach; wie fand er nun Worte, die er sonst vergebens gesucht! Ja, der alte kluge Mann wußte es, wie die Last sich mindert, wenn man Worte findet um sie ansznsprechen.

„Als ich Offizier wurde und in die Welt hinaus trat, fand ich sie schon in Währung. Aber all die fordernden Worte gingen an meinem Ohr vorüber wie leerer Schall. Volksrechte, Constitution, Preßfreiheit — — was war das mir? Ich bin nicht berufen mein Volk mit zu erziehen, zu belehren, zu beglücken — ich bin berufen zu streiten, wenn Feinde es bedrohen!“

„Recht so, mein Sohn. Blick' auf Deinen König und auf Deinen Degen und auf nichts sonst,“ sagte der Greis.

In diesem Augenblick schlug etwas knatternd gegen die Fenster. Der junge Offizier schrak zusammen. Der Sonnenschein draußen war erblichen, ein Hagelschauer prasselte stoßweise mit dem Frühlingssturme hernieder. Im Gemach war es grau und düster geworden.

„Aber aus dem Gelärm ringsum,“ fuhr Volkingen fort und hob sein schönes junges Gesicht gegen den Alten, „scholl ein Wort! Ein immer wiederkehrendes! Ich hörte es. Ich trank es mit durstiger Seele. Es brennt in mir — unauslöschlich! Ich kann es nicht vergessen! Wenn ich im Kasernenhof die Rekruten exercire, wenn mir auf den Straßen das Gedühl von Menschen begegnet, auf deren Stirnen ich Gedanken des Aufruhres lese, die ich verabscheue, wenn meines Königs inildes, kluges Auge mich trifft — ja in Agnes Nähe, hier zu Deinen Füßen, immer höre ich'«.“

„Das Wort ...“ sagte der Greis mit zitternder Stimme und feuchten Augen.

Volkingen sprang uuf. Eine ungebändigte Erregung flammte auf seinem Gesicht.

„Das Wort, das eine, das hohe: Deutschland! Ein einiges Deutschland und mein König als sein Kaiser!“

Er warf sich an dem Sessel des Greises nieder und umklammerte die eingefallene Brust mit beiden Armen.

„Was ich denke, ist Verrath an meinem Eide, denn mein König verbietet es, so zu denken. Dies wünschen, heißt die Währung dieser Zeit gut heißen. Nein — ich heiße sie nicht gut. Sieh — ich bin ganz von allem Verstände verlassen. Ich ersehne das Ziel und hasse den Weg!“

Ein eigenthümliches Licht ging in dem Antlitz des Alten auf. Die welke Hand legte sich beschwichtigend auf das dunkle Haupt an seiner Brust.

„Auf dem Wege, mein Sohn, ist so viel Lüge, Verbrechen, Verrath und Eitelkeit, daß Du ihn hassen kannst, ohne Dein Ziel zu verleugnen. Und doch geht große Saat unter all dem Unkraut aus. Diejenigen erst, die fern von dieser Zeit stehen, werden die wahren Patrioten von den Betrügern und Betrogenen scheiden lernen, sowie man fern von einem verworrenen Bilde stehen muß, um die Anordnung des Stoffes recht beurtheilen zu

können. Und daß Du von dem Ziele träumst, das würde Dein König Dir vergeben. Er selbst ... er ist ein Hohenzoller!"

Er schaute zu dem Kupferstich zwischen den Fenstern aus.

„Du hast es gezeigt, was sür ein Geist in ihnen lebt. Sie müssen! Es liegt in ihnen."

Volkingen verstand den Gedankengang des Greises nicht ganz, oder war doch zu sehr Mit sich beschäftigt, um ihm zu folgen. Er hob den Kopf näher zum Ohr des Greises und flüsterte:

„Und noch eine schreckliche Furcht faßt mich. Sieh, die Unruhe wächst, ein Aufruhr ist zu erwarten — wer wird berufen sein, ihn zu bändigen? Wir? Wer wird den Degen ziehen müssen, Preußen gegen Preußen? Wir? Bin ich deshalb Offizier geworden, um Bruderblut zu vergießen?"

„Gott der Allmächtige wird verhüten, daß es zum Aeüßersten komme," sagte in inbrünstigem Wunsche der alte Mann. „Und wenn selbst das geschähe — wenn ... mir Alle mein Sohn sind Werkzeuge in der Hand des Höchsten. Ein langes Leben und ein tiefes Studium der Geschichte haben mich gelehrt, mit dein einzelnen Ereigniß nicht zu murren, sondern immer die Lehre abzuwarten, die sich aus ihm ergab."

Aber mann hätte die erhabene Weisheit des Alters, die Qual einer Jünglingsbrust zu bändigen gewußt? Es ist das Recht, das Leid und das Glück der Jugend, sich selbst erst Wunden zu holen, ehe sie sich des Mitkämpfens begiebt.

Volkingen sprang auf und lief heftig im Zimmer hin und her. Nur als die schwache Stimme sich wiederholte, hemmte er den Schritt; er wußte, daß man still und aufmerksam verharren mußte, ivenn den Greis das Sprechen nicht ermüden sollte.

„Wir leben in einer wunderbaren Stimmung," sprach der Alte. „Die nivellirende Zeit der französischen Herrschaft, die von Napoleons Tagen her, wenn ich sagen soll, moralisch noch bestand, vielleicht nur, weil seit Napoleons Sturz nichts Welterschütterndes sich begeben hat und das letzte Ereigniß für naive Gemüther auch immer das größte Ereigniß bleibt — diese nivellirende Zeit ist vorbei. Die Völker verschanzen sich in ihrer Nationalität, ihrer angestammten Sprache, ihrer überkommenen Religion. Alte Feindschaft wacht auf. Weltbürgersinn wird verspottet. Und doch führen die neuen Eisenstraßen, die Dampfschiffe die Völker immer näher zu einander; während der Nationalitätenhaß wächst, wachsen zugleich Handelsverbindungen. Das erzeugt die Eifersucht, es einander zuzuvorthun. Auch im Lärmen gegen die Gewalt. Aber glaube mir, mein Sohn, aus dieser Krisis wird Preußen, wie schwer sie auch werde und wie lang sie sei, doch größer hervorgehen. Wer zu lesen versteht in den Büchern der Geschichte, der weiß, daß seit den Tagen des großen Kurfürsten Deutschlands Zukunft in Preußens Händen liegt. Träume nur Deinen Traum weiter vom einigen Deutschland. Du darfst es, auch als Deines Königs Offizier. Vielleicht wirst Du es noch mit erkämpfen meine Augen werden so Großes nicht mehr sehen. Aber ich habe auch Großes gesehen: den größten Menschen aller Zeiten. Ich habe den großen Friedrich noch erblickt."

Und er nickte mehrmals vor sich hin, mit den geistigen Augen eine ferne, ferne Erinnerung frühesten Jugend suchend. Ein Schauer von Ehrfurcht wallte in dem jungen Offizier auf.

Er küßte die welke Hand, die sich prophetisch erhoben hatte. So stand er noch voll Scheu und bewundernder Liebe da, als die Thür jäh aufgerissen ward und Agnes mit allen Merkmalen großer Angst im Gesicht hereinstürzte.

„Karsten kommt eben heim, er hat die Vossische geholt — er sagt — auf den Straßen — o mein Gott!"

Der letzte Ausruf kam aus dem Munde wie ein Schrei, und zugleich neigte sich der Mädchenkopf lauschend gegen das Fenster.

Ein dumpfes, unbestimmtes Geräusch war fern zu hören, schwoll «der in der Secunde, da Alle lauschten, schon brausend näher.

Karsten, der junge Diener des Hauses, stand auf der Schwelle uud hielt die neueste Nummer der Zeitung in der Hand. Ein breitschultriger. strammer Märker mit blonden Haaren und wasserblauen Augen stand er da, im intelligenten Gesicht einen Zug von überlegener Schlaueit.

„Was bedeutet das?" fragte Professor Lucanus.

„Aus dem Schloßplatz und beim Lustgarten sind tausende von Männern versammelt. Sie brüllen nach dem König. Ich mache mich eilig davon."

Volkingen stöhnte auf. Die Stunde war da! Agnes umschlang furchtsam den Verlobten. Indeß das Getöse lauter schivoll, sragte der Greis:

„Und wie kamst Du nach dem Lustgarten?" Karsten hatte nur die Zeitung holen sollen, aus dem schräg gegenüber liegenden Hause der Druckerei. Da er nun aus Erfahrung wußte, daß er bei seinem Herren mit kecken Wahrheiten sehr gut und mit leeren Ausreden sehr schlimm weg kam, antwortete er:

„Ich inachte mit der Zeitung einen kleinen Umweg, um sie zu lesen. Unsereins will auch wissen was vorgeht. Denn wenn die neue Verfassung konnnt, hat unsereins auch seine Meinung zu sagen."

„Das verhüte Gott, oder er mache Dich zuvor klüger," sagte der Alte lächelnd. „Also eine Zusammenrottung."

„Es hieß, daß Militär . . ."

Weiter kam Karsten nicht. Ein tosender Lärm verkündete, daß sich die Bewegung oder ein Theil von ihr durch die Breitestraße zu ergießen beginne.

Der junge Offizier stürzte hinaus, ergriff im Vorbeieilen seinen Degen, den er im ersten Zimmer abgelegt, und hinter ihm lief Agnes mit Rufen tiefster Sorge. Am Hausthor erfaßte sie ihn und klammerte sich an seinen Arm.

„Bleibe, bleibe!" flehte sie.

Karsten war schon neben ihr und sagte, daß der Herr Lieutenant gewiß besser thäten, im Hause zu bleiben. Dabei aber verführte doch seine Neugier ihn, die Hausthür zu öffnen. Hinauszutreten wäre unmöglich gewesen.

Dicht aneinander gedrängt schoben die Menschen sich vorbei, sich an den Häuserwänden und ihren Nachbarn pressend. Ein rohes Gejohle ward durch gelle Pfiffe übertönt, zuweilen schien es, als suche eine sonore Männerstimme ein Mahnwort zur Ruhe auszustoßen. Papierfahnen flatterten knisternd über den Häuptern dieser Menschenmenge, die mit unheimlicher Geschwindigkeit vorwärts trieb, als quetsche eine noch unsichtbare Macht sie durch den engen Canal der Häusermauern. „Preßfreiheit! Es lebe die Constitution!" stand in schwarzen Lettern auf dem Papierfetzen.

„Es lebe die Constiduschion!" fchrie Karsten in der Hausthür.

Agnes rang hinter derselben mit Volkingen, der den unnützen Schreier zurückreißen wollte.

Das Schreien wurde wilder, das Vorwärtsschieben ein todesbanges Trängen. Pferdegetrappel, Drompetensignal übertönte Alles.

Der junge Offizier, blaß wie ein Sterbender, stand nun, die eine Hand an der Thürkante, in der andern Hand den Degen und startte in den Lärm hinaus, während Agnes aus den Kniesen lag und betete: „Gott sei barmherzig — erbarm' Dich unser."

Tie Anne erhoben, in durchdringendem Angstgeschrei, mit wahnsinnigen Rufen der Empörung, wurden die Menschen vorbeigestoßen. Arbeiter, Vagabunden, Bürger, Studenten, ja — o Schrecken — selbst Frauen. Und dazwischen, mit blankem Säbel, hoch zu Roß die ersten Dragoner!

Da war die Stunde! Preuße gegen Preuße!

Volkingen schrie auf, seine Hand ließ die stützende Thürkante los, er taumelte zurück.

Da, dicht vor den Hufen eines sich aufbäumenden Dragonerpferdes hatte sein Auge mit Blitzesschnelle zwei schöne, zarte Jünglinge gesehen — — die Häupter niit den wallenden Blondlocken und den schwarzen Saminetmützen eng aneinander geschmiegt, die Arme um die Schultern verschränkt . . . zwei aus feinem Geschlecht, zwei von seinem Blut. Junge, liebe Burschen, die hier studirten und dem Vetter in Anhänglichkeit ergeben waren. Und Morgen vielleicht hieb er auf sie ein . . . Bruder gegen Bruder . . .

Krachend fiel das Hausthor zu. Karsten war auf die Straße gegangen, um hinter den Dragonern hinlaufend, den weiteren Gang des Aufruhrs zu verfolgen. Der Pflichten seines Dienstes glaubte er sich in solchen Stunden ohne Weiteres entledigt.

Wie ein Betrunkener taumelte Volkingen in das Gemach des Greises zurück.

Der saß, mit der Zeitung auf den Kniesen und fah still in den sinkenden Abend hinaus. Agnes hockte sich auf das Polsterbänkchen hin und weinte bitterlich.

„Vater!" sagte der junge Offizier mit erstickter Stimme,

„Trostlose, zaghafte Jugend! murmelte der Alte, den Kopf schüttelnd. Dann hob er das Blatt, es zitterte in seiner unfesten Hand. Zlber der Blick seiner Augen war noch adlerscharf wie in früheren Tagen.

„In Hamburg und in Bayern ist am siebten März Preßsreiheit bewilligt. Und hier dies: am siebten ist auch von Königsberg eine Petition an Seine Majestät abgegangen, hört! „Die Staatsumwälzungen in Frankreich, herbeigeführt durch ein freiheitsfeindliches Ministerium, und das bevorstehende Einrücken russischer Truppen in das Herz Deutschlands gefährdet von Osten und Westen die Grenzen unseres Vaterlandes In so verhängnißvollen Zeiten nehmen mir keinen Anstand, uns offen und frei an Ew. Maj. zu wenden und gegen Ew. Majestät es auszusprechen, daß nur ein in freieren Institutionen erstarktes und dem Interesse Deutschlands sich hingebendes Preußen uns Schutz bieten kann. Durch wahre, aus allen Ständen des Volks hervorgegangene Volksvertretung, durch die Herstellung eines deutschen Parlamentes, durch unbedingte Preßfreiheit allein erlangt Teutschland die Kraft, allen Feinden zu widerstehen. Uns beseelt aufrichtige Liebe zum Baterlande. Möge Em. Maj. dem Volke vertrauen und uns das gewähren, was uns allein retten kann."

Tie altersschwache Stimme war von der langen Vorlesung ganz tonlos geworden. Die beiden jungen Zuhörer schmiegen. Sie hatten hier keine Meinung. Hüfllos bebten ihre Herzen, und ihre Gedanken trugen sie nicht über den Schrecken der Stunde hinaus.

„Sie sollten ihn nicht drängen," murmelte Lucanus vor sich hin. „Er versteht die Zeit! Sie sollten ihm Ruhe lassen, die rechten Aerzte für ihre Krankheiten zu finden."

Es mar ganz dunkel geworden im Zimmer. „Weine nicht," sprach der alte, sonderbare Mann, „steh' auf, zünde mein Licht an, damit ich das Bild des großen Friedrich sehe.

Agnes that, wie ihr geheißn war. Sie schob den Sessel des Greises wieder nah an den Schreibtisch. Ihrer Gegenwart offenbar nicht mehr eingedenk, saß der Alte still. Auf seinem Gesicht lag ein seltsam Leuchten. Der Lärm der Gegenwart war längst in seinem Ohr verhallt. Sein ruhervoller Geist spann goldene Fäden aus der glorreichen Vergangenheit in eine dämmernde Zukunft hinein.

Das Mädchen und der Offizier stahlen sich sachte hinaus. Im Dunkel des Wohngemaches umsing Volkingen die zarte Mädchengestalt. „Du hattest Recht, Geliebte," sagte er schmerzlich, „in diesen Tagen dürfen wir nicht laut Glückshoffnungen in die Welt hinausjubeln. Ich gehe . . . ach, hoffnungslos, denn wird nicht der Sturm dieser Zeit die Blume unserer Liebe zerknicken?"

Agnes schwieg und duldete seinen Kuß. „Komm morgen wieder, sagte sie noch mit matter Stimme. Sie blieb im Dunkel. Ein eigener Zustand von Unempfindlichkeit lähmte ihr Sein. Der Sturm der Leidenschaft fegte über alle Lande und durch alle Herzen. Nur ihr Loos war, Zuschauerin zu bleiben. Der Wunsch nach etwas Großem, Ungeheurem stieg auch in ihr auf. Ach ^ daß es sich ihr nicht in Willibalds erstem Kuß offenbart hatte! Ach — daß auch er nur den Antheil eines Zuschauers hatte! So saß sie lange.

Da kam Karsten und setzte die große Moderateurlampe auf den dunkelg|Snzenden Mahagonitisch. Während er die grünen Nouleaur herabließ, erzählte er begeistert:

„Ach Fräulein, als die Cavallerie die Menschen auseinandergetrieben hatte, ging ich hinter den beiden Vettern des Herrn Lieutenants in die Studentenkneipe mit 'rein. Da haben sie ein schönes neues Lied gesungen. Den ersten Vers weiß ich auswendig.

Agnes antwortete nichts.

Mit der Vertraulichkeit, die Karsten sich neuerdings gegenüber seiner Herrschaft angewöhnt halte und welche diese gelassen duldete, stellte er sich mitten im Zimmer hin und declamirte in schauderhaftem Berliner Dialect:

Herr Gott vom Himmel, sieh darein!
Verjag' den Geist der Lügen!

Wie Du, mich Wahrheit ewig sein
Trotz allem list'gm Trügen!
Vernichte jede Unnatur,
Ten Servilismns, die Censur
Und was dazu gehöret!"

„Geh hinaus," fuhr Agnes ihn an. Eine furchtbare Erregung befiel sie. Selbst dieser Knecht begeisterte sich!

Mit einmal wußte sie's, was die große Flamme zwischen ihr und dem Geliebten nicht emporlodern ließ.

Er gehörte sich nicht selbst, seine Gedanken waren unfrei, sein Handeln unselbständig. Er durfte kein Mensch sein wie andere, nicht wie sie begehren, fragen, richten. Ein stummes blindes Werkzeug eines Höheren! Der Slave eines Eides! Seines Königs Diener!

Nur sein Herz durfte er verschenken, nicht sein ganzes geistiges Wesen. Fühllos und wunschlos stand er im Sturm!

So konnte auch sein Weib ihm nur das Spielzeug sür dienstfreie Stunden sein. Nicht zusammen Schulter an Schulter, Hand in Hand durften sie beide die Ideale ihres Volks init erstreben, die Jrrthümer mit bekämpfen! Sie sollten ihre Leiber, aber niemals ihre Seelen vereinigen!

Und im Jammer dieses ungeheuren Jrrthums warf Agnes sich nieder und meinte am Boden um die Arinuth in ihrer Liebe.

Sonne und Wolken stritten sich auch am folgenden Tag. Der veränderliche Himmel drohte bald gewittergrau auf die Straßen Berlins herunter, bald lachte fein heiterstes Blau über die Menschengruppen, die sich auf allen Straßen und Plätzen immer wieder ansammelten, so oft auch Polizeimannschaften sie vertrieben. Die preußische Allgemeine Zeitung war um Mittag mit der Bekanntmachung erschienen, der König ordne die Zusammenberufung des vereinigten Landtages auf den 27. April an; dieser Umstand mußte besprochen werden.

Das späte Datum, das noch mehr als einen Monat Geduld forderte für die Berathung neuer Verfassungen, wurde mit heftigen Mißfallen erörtert. Andere wieder jubelten freudig auf über des Königs Verheißung dein Landtage entgegentreten zu wollen mit der Devise „freie Fürsten, freie Völker".

Doch der Jubel erstarb, wenn der duinpse Tritt vorbeiziehender Infanteriecolonnen erdröhte, oder eine Schwadron Eavallerie langsam die Straße herabritt.

Eine ungewisse Schwüle lag in der Luft, und trotz der Märzkühle brannten die Stirnen, trockneten die Lippen, klopfen die Herzen, wie bei Gewitterluft im Hochsommer.

Auch auf dem Hause Lucanus lag dieser unerträgliche Druck. Flüchtig war nur auf Minuten Volkingen erschienen: ein scharfer Dienst hielt ihn den ganzen Tag fem. Sein schönes Gesicht mar ausdruckslos und toot geworden, wie verlassen von allem geistigen Leben. Mit mattein Lächeln hatte Agnes ihn begrüßt, und ohne warmen Blick und Ton waren sie geschieden.

Der Greis schien vergessen zu haben, daß man auf einem Vulkan lebte. Er las in einer neuen Schrift Alexander von Humboldts, ließ sich gegen Abend von Agnes seine Kupferstichsammlung Blatt für Blatt vorlegen, und nur zuweilen flog ein forschender Blick seiner Augen über Agnes schmales Gesicht.

Jedes Mal wenn die Thür ging und die Hausthürglocke mit ihrem allinodischen Ton lange nachbimmelte, horchten Beide in unausgesprochener Spannung auf.

Wenn das Georg wäre!

Seit zehn Jahren war der Sohn und Bruder deni Hause fern geblieben. In London, Paris, Italien hatte sein ungestümer Drang nach Neuem ihn, den Unabhängigen, umhcrgetrieben. Er, der Dreißigjährige, hatte die kleine Schwester seit ihrem zehnten Jahre nicht mehr gesehen, er war für sie fremd und geheimnißvoll wie der Prinz im Märchen. Und bei ihm stand die Entscheidung über ihre und Bollingens Vereinigung!

Agnes suchte endlich in Gesprächen über den Erwarteten die unerträgliche Spannung zu lösen.

„Bater," sagte sie, „ich kann die Taten Deines Lebens nie ganz genau zusammenbringen. Wann heirathetest Du Georgs Mutter, Deine erste Frau? Und mann Deine Zweite, meine Mutter?"

„Hängst Tu an Daten, wo Tu Dich noch am Inhalt freuen kannst, ja, selber ein Theil von ihm bist?" sagte Lucanus, milde wie immer und doch mit einem Schatten von Mißbehagen über der weißen Braue. „F!un, ich war kein Jüngling mehr, als ich mein erstes Weib heimführte, schon fünfundvierzig."

Agnes glaubte, oaß der Vater das genaue Lebensjahr vergessen habe und mochte durch nochmaliges Fragen nicht ihn zum Bewußtsein einer Altersschwäche bringen.

„Aber Deine erste Frau starb schon, als Georg das Licht der Welt sah?"

„Nein, später. Nach einigen Jahren. Georg war schon fünf oder sechs."

Agnes schüttelte den Kopf. Jedesmal wenn von dieser Zeit gesprochen wurde, schienen ihr die Taten anders, und wenn sie sich emmal ausrechnete,

Nord und Süd. XI.VI., IS7, H

daß ihr Vater sieben Jahre Wittmer gewesen, ehe er ihre theure, nun anch längst verblichene Mutter lieben lernte, so kamen ein anderes Mal nur fünf Jahre Einsamkeit heraus. Sie gab es auf und suchte den Vater nun zu einer Charakteristik Georgs zu bewegen. So plauderten sie sich über den dumpfen, inhaltlosen Abend hinweg.

Aber auch am nächsten Tage schien der Druck nicht weichen zu wollen.

Bormittags kam Volkingen, hastig, mit heißen Wangen vom Laufen.

„Ich bin äü jour," sagte er, „aber heute Abend komme ich. Und Georg?"

„Er ist noch immer nicht da."

„O — mir ist, als sollte seine Ankunft mein Leben entscheiden. Wie bist Du bleich, Geliebte!"

„Jetzt blühen keine Rosen — auch nicht auf Mädchenwangen."

„Wie bitter Du das sagst."

„Ich kann mich jetzt nicht freuen."

Das „ich" mar schwer betont; wie tausend Vorwürfe sprach es aus, daß er nicht mit empfinde, was Allen mit bleierner Sorge die Lebensfreude dämpfte.

„Aber mich trösten solltest Du können," sagte der junge Offizier.

„Bedarfst Du dessen?" fragte sie herb.

Seine Antwort wurde ihm durch den alten Lucanus abgeschnitten, der eben, schwer auf einen Stock gestützt hereinkam und fragte, ob man die Stunde vergessen habe, wo er seinen Eierwein trinke.

Betroffen eilte Agnes die versäumte Pflege nachzuholen, und Volkingen mußte gehen, ohne ein gütiges Wort empfangen zu haben.

Nach dem Frühstück, welches für den einfach lebenden Greis eben nur aus dem vergessenen Getränk und etwas Weißbrod bestand, pflegte er sein Schläfchen zu machen. Stille senkte sich dann über die weiten Räume des vornehmen Bürgerhauses, selbst die Diensthoten in den Hinteren Räumen lachten und schwatzten leiser miteinander, obwohl es längst erwiesen war, daß den gesunden, lebenerhaltenden Schlaf des Greises kein Lärm zu stören im Stande mar.

Agnes saß im ersten Zimmer und stickte mit bunten Fäden eine Landschaft auf ein kleines Stück weißer Seide — ein Albumblatt für eine Freundin, die sich demnächst verheirathen wollte. Das überschmängliche Glück Mariens stieg vor ihrein Geist wie ein Zauberbild empor; jedes jubelnde Wort der Freundin siel ihr ein, denn diese Marie, selbst voll Talent und sehr belesen, fand ihre höchsten Zukunftshoffnungen darin, an dem Beruf des Erwählten fördernd und genießend theilzunehmen, der Privatdocent und vielfach schriftstellerisch thätig war. Noch in diesen Tagen hatte Jener ein vielbelobtes Gedicht veröffentlicht, das Königstreue und Vaterlandsliebe mit seltenem Takt und überzeugender Wahrheit vereinte.

In den See aus bläulichen Seidenfäden, in den Agnes eben einen Schwan hineinstickte, fiel eine Thräne.

Das Mädchen schluckte die andern tapfer nieder und stickte weiter. Alles mar still. Die Häuserwand gegenüber lag im grellen Sonnenschein, der Schatten, der noch am Fenster Vorübergehenden fiel nicht verdunkelnd auf Agnes Arbeit. Sie achtete nicht auf die wenigen Gestalten, die wie Silhouetten vorüberglitten, und horchte nicht nach dein Schritt der sich Entfernenden nach. Das geringe Leben auf der Straße fiel ihr nicht auf. Es war wohl eben für Jedermann das Klügste, sich in den Häusern zu halten.

Durch die brütende Stille klang jetzt die Hausglocke, jäh anschlagend und lang nachbimmelnd, wie sie pflegte, wenn Jemand die Thür heftig aufriß.

'Agnes horchte auf. Sie hob das Köpfchen nach der Männerstimme, die draußen laut mit Karsten verhandelte. Die Freunde ihres Vaters, greise, maßvolle Männer wie er, hatten nicht diesen Ton und pflegten auch um diese Zeit nicht anzusprechen.

Eine freudig bange Ahnung beklemmte ihr Herz und machte ihr die Füße schwer. Da wurde auch schon die Thür aufgerissen. Agnes erhob sich zitternd. Auf der Schwelle erschien ein großer, blondlockiger Mann, er breitete die Anne aus und rief:

„Kleine Schwester!"

Aber da sie ihm zagend entgegenschritt und halben Wegs stehen blieb, sanken ihm die Arme am Leibe nieder. Sie sahen sich stumm an — stumme Secunden, die eine Ewigkeit erscheinen, weil man in ihnen mit Auge und Herz soviel erfaßt, daß für das ganze Leben die Seele davon erfüllt ist.

In das frische, wohlgebildete Gesicht des Mannes stieg eine langsame Rothe, seine blauen Augen blitzten.

„Bist Du das wirklich, kleine Agnes? So schön, so schön, so unbegreiflich schön!"

„O Georg," sagte sie und Thränen traten in ihre Augen. Und da lag das dunkle Köpfchen auch schon an der breiten Brust, und die Stimme über ihr — es war die metallische, bezwingende Stimme eines Mannes, der zu reden und durch sein Reden zu gewinnen gewohnt ist — die Stimme über ihr sprach zärtlich in sie hinein.

„Wie begreif' ich's nun, daß ich so lange in der Ferne mich umtreiben konnte! Aber sieh, das Vaterland braucht jetzt freie und muthige Männer. Es konnte auch mich nicht entbehren. Nun soll die Freiheit ihre Fackel auch nach Preußen tragen — ich komme als ihrer Herolde einer. Und Tu, Mädchen — so süß erblüht in dieser wilden Zeit?! Augenfreude des Vaters — ich muß ihm sie neiden. Unser Vater ist gesund, er schläft — Dn siehst, ich habe mich bei dem Menschen da draußen nach Allein erkundigt. Agnes ^- komm — hebe das Köpfchen — laß mich Deine Augen sehen, daß ich in der Seele meiner Schwester lese, ob sie den fremden, milden Bruder lieben mag."

Er hob ihr das Kinn, ihr zagendes Auge schlug voll zu ihm empor. Ihr mar so bang, und seine Zärtlichkeit schreckte sie, wie die eines fremden Mannes. Und doch wallte eine heiße Bewunderung in ihr auf. Seine stolze, muthige Persönlichkeit überwältigte sie.

Er sah tief und lange in das dunkle, scheue Auge; er suhlte den schlanken Mädchenleib in seinem Arm erzittern. Und die Scheu aus ihrer Seele pflanzte sich in die seine hinüber. Er ließ das Mädchen los. Sie schwiegen Beide.

Dann fragte Georg Lucanus im Ton eines Menschen, der so verlegen ist, daß er nicht weiß, was beginnen:

„Und könnte ich Vater wecken, oder meinst Du, daß ich mir's erst in meinem Zimmer oben bequem mache? Sie seien bereit, sagte mir der Diener."

„Vater würde zürnen, daß wir ihm diese Minuten entziehen, denn seit Wochen horcht er, ob Tu es nicht bist, der eintritt," antwortete Agnes leise. „Wo?"

„Hier nebenan."

„Und ist von dein Lärm nicht erwacht?" lachte Georg, sich mit dein Zeigesinger gegen die Brust klopfend, „nun, dann ist er noch jünger wie ich, denn so sestem Jugendschlafes erfreue ich mich nicht."

„Das macht wohl, weil er unbefangen ist, wie ein Kind," sagte Agnes, ihre sreie Stimmung wiederfindend.

Sie öffnete leise die Thür, Georg folgte ihr behutsam. Sitzend schlief der Greis, den stets stierenden Unterkörper in die gewohnten Decken gehüllt. Er alhmete sanft, und ein heiterer Friede lag auf seinem Angesicht.

Georg hielt Agnes am Arm fest, sie sollte ihn noch nicht wecken. In tiefer Mhrung fchaute er auf das ehrwürdige Bild. O, wie leicht hätte es doch geschehen können, daß diese Augen schon von der Hand des Todes so geschlossen gewesen wären! Dann hätte er zu den Füßen des geliebten Greises nicht mehr den tiefen Herzensdank niederlegen können, der ihn ganz erfüllte. Ergriffen fühlte er das Glück, noch einen Vater zu besitzen.

Agnes, die ihn wie gebannt ansah, las die schöne Bewegung seiner Seele aus seinem offenen Antlitz. Das zwang sie unwillkürlich feine Hand zu ergreifen. Er preßte die kleinen Finger mit leidenschaftlichem Druck.

Auch sie, dies holde, zarte Wesen hatte er ihr zur Schwester gegeben. Eine göttliche Erbschaft für den Sohn, die Zarte einmal beschützen zu dürfen!

Georg beugte sich nieder und küßte den silbernen Scheitel des Greises.

Dieser erwachte nnd ging mit der ihm eigenen Plötzlichkeit aus festestem Schlaf in gesammelt klares Wachen über. Die alten Augen leuchteten auf.

„Mein Georg!" flüsterte er beglückt.

„Mein Vater," rief dieser vor ihm knieend, „segne den Heimgekehrten. Segne ihn zwiefach, denn er bringt Heilsbotschaft."

„Welche?" fragte der Greis, nachdem er den Sohn zärtlich geliebkost.

Georg sprang auf in der ganzen Höhe seiner stattlichen Gestalt — da sah er wie Jung Siegfried aus.

„Metternich ist gefallen! Das österreichische Volk hat sich sein Recht ersochten! Ich und noch mehrere sind augenblicklich abgereist, die .Kunde hier zu verbreiten."

Wenn Georg hiernach dachte, einen Ausruf des Erstaunens, einen Ruf der Freude, des Schreckens, kurz irgend eines Antheils zu vernehmen, fo täuschte er sich.

Der alte Lucanus wunderte sich über nichts. „Das war gerecht vom Geist der Geschichte," sagte er nur. Und dann, nach einer Pause: „Erzähle mir erst nachher, wie das kam. Laß mich jetzt meine Selbstfreude haben, die des Vaters am heimgekehrten Sohn."

Er tastete mit seinen Händen an dem blondlockigen Kopf des Sohnes umher.

„Du junges, ungestümes Haupt! Aber ich muß Dich lieben — trotz alledem," sagte er innig.

„Und was sagst Du zu ihr?" fuhr der Greis fort, da Georg ^ gerührt schmiegt.

Die Augen des Sohnes flammten zu Agnes hinüber. Agnes erglühete.

„Mein Herz mar fast erschrocken, als ich sie sah. Vater, Deine Tochter ist sehr schön!"

„Soll ich — soll ich nicht," stotterte Agnes, „den Befehl geben, daß man heute das Mahl früher rüste?"

„Ja, ja," rief Georg und Wen sich plötzlich auf hunderterlei zu besinnen, .ich kann nur wenig Stunden weilen. Freunde erwarten mich. Aber am Abend kehre ich wieder."

Agnes lief hinaus.

„Vater," fprach Georg feurig, „eine solche Schwester Hütt' ich mir nicht träumen lassen. Mit Stolz werd' ich der Beschützer ihrer Jugend sein."

„Setz' Dia) her zu mir — höre. Wir werden dies holde Kind nicht lange mehr zu beschützen haben, sie wird geliebt und liebt," erzählte der Greis.

Georg erschrak. Seltsam, schmerzlich. Eine heftige Missempfindung rann durch alle feine Nerven. Schnell ging er auf und ab.

Aber das hätte er sich ja denken können, das war doch so natürlich. Ein Mädchen sucht sich immer einen anderen Beschützer als den eigenen Bruder. Freilich, er hätte sich gern erst ihrer Schwestersiebe gefreut, ihre anmmhige Gegenwart im Hause genossen. Doch die düstere Falte auf der Stirn löste sich bei all diesen Erwägungen nicht.

Eine eifersüchtige Empfindung, die in Zorn gegen den noch Unbekannten aufwallte, bemächtigte sich seiner. Mit bitterer Stimme sagte er:

„Ich hatte recht gehofft, nachdem ich seit zehn Jahren nicht mehr weiß, was Familie ist, mich häuslichen Glückes zu freuen. Nun können wir beiden Einsamen bald ein ödes Junggesellenleben anfangen."

„Es ist Agnes' Herzensrecht," sprach der Greis bittend.

„Ja, ja," stieß der jüngere Lucanus hervor, „ich begreife das. Wer ist denn der glückliche Sieger?"

„Willibald von Volkingen, der Sohn meines Jugendfreundes. Er ist ehrlich, feinführend, ein Edelmann im höchsten Sinne des Wortes."

„Ein Edelmann!" sprach Georg etwas spöttisch nach, „das wiegt heute nicht schwer."

„Und arm," setzte der alte Lucanus hinzu.

„Und arm?" fragte Georg, sein stürmisches Hin- und Herlaufen, das dem Greis das Sprechen so erschwerte, plötzlich aufgebend. Ein Chaos von Vorstellungen mälzte sich ihm entgegen. Agnes blieb bei ihnen — noch lange ^ vielleicht immer, denn dies war nicht die Zeit Existenzen zu gründen. Der Baugrund bebte.

„Wenn Du Dich nicht entschließt, Agnes einen Theil Deines Vermögens abzutreten, werden sie auseinander verzichten müssen und sehr unglücklich sein."

Ah — daran hatte er nicht gedacht, daß es in seiner Hand stand. Er athmete schwer aus. Das Kind mit den scheuen dunklen Augen hatte vertrauensvoll aus ihn gewartet um von seiner Großmuth das Glück zu begehren.

„Nehmt Alles — Alles — ich habe keine Bedürfnisse. Ihre zarten Füßchen sollen sich nicht an den Steinen des Weges stoßen. Nehmt Alles!" rief er, mit den Händen winkend, als wollte er Geld, Glück und Schmesterliebe gar nicht mehr haben.

Der Greis lächelte still. Er hatte gemußt, daß Georg so sprechen würde.

„Es wird eine Summe genügen, die bescheiden ist gegen das Vermögen Deiner Mutter. Agnes bedarf nur des sogenannten Commißvermögens."

„Also ein preußischer Lieutenant!" schrie Georg.

„Ja. Ein preußischer Lieutenant, mit einlein warmen deutschen Herzen," sprach der Greis fast drohend.

„Ist es erhört! Ist es erhört! Die Schwester von Georg Lucanus heirathet einen . . ."

„Halt!" fiel der Alte ihm kräftig ins Wort. „Sprich das wahnsinnige Wort nicht aus. Trage nicht in den Frieden meines Alters den Lärm und Haß der Zeit. Aber laß Dir sagen, was ich meine: Die Armee, das ist Preußen, das ist das einige Vaterland, nach welchem Ihr ruft! Sie wird immer den Thron und damit die Ordnung bewachen."

„Ordnung . . . mit dem zahmen Wort wird die Freiheit nicht geboren! Das Alte stürzt, und neues Leben blüht aus den Ruinen!" rief Georg.

Da sprach der Alte mit seinem klugen Munde, ganz sacht und sanft: „Siehst Du, das ist es. Ihr denkt Alle mit fremden Gedanken, weil Eure eignen Euch sonst manchmal soviel Besonnenheit ließen, die Comödianten um Euch zu erkennen. Nun, ich kann auch citiren, freilich nicht Schiller, sondern den von Euch so geschmähten Pfizer: dem wahren Wesen der Freiheit ist gewaltsame Zerstörung und despotisches Nivelliren fremd. — Und weil nun einmal die Stunde des Wiedersehens gestört ist, so erzähle mir von Wien. Doch will ich mir den Commentar dazu allein machen. Zuvor aber sage mir: willst Du Deiner Schwester das Geld schenken?"

Wie hätte Georg vor dem gemittergrauen Auge des Greises gewagt, sein Wort zurückzunehmen; wie es vor sich selbst gewagt, ungroßmüthig zu sein, weil es sich um einen Feind handelte?

„Es sei," sprach er düster.

Aber gleich nach dem ersten Mahle im Baterhause verließ Georg die Seinen.

Beklemmt, schweigsam blieben der Greis und das Mädchen zurück. ES schien ihnen plötzlich leer und todt im Hause. Tie flaminende Redeweise, die tönende Stimme Georgs hatten zuvor die stillen Räume gefüllt, wie mit der körperlichen Gegenwart von hundert neuen, fremden Gestalten. Es war, als ob an den geschützten Uferwinkel, von welchem aus der Greis bisher den Wogen der Zeit zugeschaut hatte, nun brausender Wellengischt geschlagen sei.

Und doch war das Bangen in beiden Herzen tief durchsättigt von leuchtendem Stolze. Sie begriffen, daß nur überschäumende Kraft so lodern, so irren konnte, und sie sahen, daß er kein Betrüger, sondern ein Wahrhaftiger, Maßloser mar. Wie leicht verzeiht ein liebendes Paterherz, wenn eS in sich das Vermögen fühlt, den Zügellosen mählich zu besänftigen.

Aber — wie befremdend bei dem ganz vertrauenden Zusammenleben dieses Vaters und dieser Tochter! — sie fanden Beide nicht das offene Wort, sich über Georg auszusprechen. Der Vater wagte nicht zu sagen: „wie ist er schön, kraftvoll, jung und verirrt;" Agnes wagte sich selbst nicht die erstaunten Gedanken in Worte zu kleiden: „wie gährt Alles bei ihm auf — selbst die Liebe zur Schivester drängt wie Sturm."

Aus tiefster Versenkung in Georgs Wesen und Werth riß sie ein — ach, nicht mehr ungewohntes! — Lärmen auf der Straße. Es war gerade. als die Magd Licht brachte, daß eine schreiende Horde sich an den Parterrefenstern vorbei drängte. Mit rascher Angstaufwallung blies Agnes das Flämmchen aus.

„Schließe erst die Vorhänge. Ist das Hausthor verschlossen? Karsten soll auf dein Flur wachen. Ich bitte Dich, Vater, laß uns oben in Deinem Schlafzimmer sitzen."

„Nein," sagte der alte Lucanus, „nein, mein Kind. Wir bleiben hier unten, laß die Vorhänge offen und die Lampe brennen. Man mag von draußen sehen, daß es noch friedliche Bürger in Berlin giebt. Und > lies mir aus den N^inolrus pour ssrvii- ü l'Ki8t◀ire 6g Li-nnäsKonr^ vor. Ich habe heute nöthig, mich am großen Friedrich festzuhalten."

Agnes war ungehorsam, sie ließ doch die Vorhänge nieder und lies mit der Magd hinaus.

„Karsten — Karsten!" scholl es durch das Haus. — Niemand antwortete.

Dann der Ruf nach der zweiten Magd:

„Mine, Mine." — Wieder keine Antwort!

„Wir sind ganz allein," jammerte die Magd; „Karsten sagte schon vorhin: ich muß dabei sind, wens los jeh! Und die Mine ihr Schatz ist Gardékürassier — sie hatte auch keine Ruhe nich."

Agnes kettete mit ihren zarten Händen die schweren eisernen Gehänge innen vor die Thür.

„So, wer herein will, kann läuten."

Als sie Miene machte, ins Zimmer zurückzukehren, faßte die Magd sie am Kleide.

„Ach Fräulein, ich graule mir draußen allein.“

„So sitze bei uns. Aber nimm Dein Strickzeug.“

Und nach weiteren fünf Minuten saß der Greis behaglich im tiefen Sovha, die Hände auf der rothen Kniedecke gefaltet; vor ihm auf dem blanken Tische brannte die Moderateurlampe, ihm gegenüber saß Agnes vor einem aufgeschlagenen Folianten. Das Licht fiel auf die elfenbeinweißen Schultern, die aus dem Kleide von schottischer Seide sich zart hoben, während die Anne ganz von weiten, am Handgelenk geschlossenen Aermeln bedeckt waren. Das dunkle Haupt war leise über das Buch geneigt, so daß die schwarzen Seitenlocken über die Wangen fiele». — Im Hintergrunde, in sicherer Ferne vom Fenster, saß die Magd auf einem Stuhl und strickte.

Draußen schwoll und sank der Lärm, stieg und schwieg das Geschrei; Pferdegetrappel erschütterte das Haus, daß die Lamvenkupvel leise klirrte. Man verstand zuweilen Rufe, man hörte die Worte: „Barrikaden“ — „Bürgerbewaffnung“ — „stürmt die Wachen“ — „hoch die Freiheit“ — „Metternich ist schon gefallen, vivat Märiens“; und in der Richtung nach dem köllnifchen Nathhause zu schien der Lärm am ärgsten zu wühhn.

Und dabei klang durch das sanft erhellte Zimmer immerfort die Mödchenstimme, die in vorzüglichstem Französisch aus dem Buche Friedrichs des Großen vorlas. Ter Greis hörte weltentrückt zu, und die Magd saß mit offenem Munde dabei. Sie verstand weder das freinde Kauderwälsch, was ihr Fräulein las, noch den wüsten Lärm da draußen.

Da pochte eine Hand an das Asyl des Friedens. Schnelle Faustschläge gegen die Thür — dann, als der Draußenstehende begriffen hatte, daß sie verhängt war, zog er an den Glockenknopf.

Agnes eilte um zu öffnen. Schon an der Thürspalte hörte sie Bollingen raunen:

„Ich bin es.“

Tie Magd seufzte beglückt. Gott sei Dank, eine Mannsperson und noch dazu eine mit Waffen!

Er mar schon drinnen und umarmte die Geliebte.

„Wart Ihr besorgt?“

Sie lächelte. Tie letzten Lesestunden hatten auch ihr etwas von dem Gleichmut!) ihres Baters zurückgegeben.

„Kennst Du uns so wenig?“

„Stolzes Mädchen.“

„Aber Du — hast Du keinen Dienst?“

„Den ganzen Tag gehabt. Und die Nacht wieder. Alle Truppen sollen in Bereitschaft bleiben, doch soll Gewalt erst nach ernster Widersetzlichkeit erfolgen. Jetz hat der Commandeur einigen von den Kameraden erlaubt, nach den Ihrigen zu sehen. Ich habe zwei Stunden für mich. Wir sollten vorsichtig sein, hieß es — aber ich wollte meinen Nock nicht ablegen — jetzt nicht!“

Er warf eine dunkle Chenille, die feine Infanterieuniform verdeckt hatte, ab und zog die Geliebte wieder an sich.

„Georg ist da,“ sagte sie plötzlich.

Er verstummte. Agnes war's, als ob irgend eine Regung in ihrem Gewissen ihr verböte, ihm jetzt in die Augen zu sehen. Als willkommene Ableitung diente ihr die Magd, die noch immer auf dem Flur neben der Verlobten stand. In andern Tagen hätte sie diese Unbescheidenheit, die aus Furcht und Neugier entsprang, nicht gewagt.

„Richte den Abendtisch zu,“ sagte Agnes, der junge Herr kommt gewiß auch gleich. Er hat es fest versprochen,“ setzte sie hinzu und sah nun Willibald an.

Ter nahm ihre Hand und führte sie in das zweite Zimmer vor das Angesicht des Greises. Die Frage, die auf seiner Lippe brannte, wagte er nicht laut werden zu lassen. Ter Greis ersparte sie ihm.

„Georg wird Agnes das Vermögen abtreten, welches Ihr zur Laution und darüber hinaus zu Wahrung der Lebensformen braucht, die Agnes gewohnt ist.“

Agnes Hand zitterte in der Hand Willibalds.

Und er, der den ganzen Tag sich an den Rettungsgedanken geklammert hatte: „diese Gewißheit wird mich muthig und glücklich machen“ — er suhlte keinerlei Aufwallung als die des Unwillens darüber, daß er eine Dankesschuld gegen einen Fremden auf sich nehmen sollte.

„That er es willig?“ sragte er mißtrauisch.

„Die angeborne Großmuth zwang ihn dazu,“ sagte der alte Lucanus, der sich selbst nicht ganz klar war, welche Motive Georg bestimmt hatten. „Er that es vielleicht gerade, weil er Dir feindlich gesinnt ist — wer kann mit sicherem Blick eine Seele ergründen, die ruhelos ist, wie spielender Feuerschein!“

„Und ist er Dir, der Schwester denn mit Liebe entgegengekommen?“ fragte der junge Offizier weiter.

Mit einer unerwarteten Gebärde — war es Liebe? Grauen? Hülflosigkeit? warf Agnes sich in Willibalds Arme. Mit Liebe entgegengekommen? ^ wie eine Feuerwolke war seine Bruderneigung auf sie gefallen.

Willibald schloß Agnes fest an sich. Er glaubte in diesem Anschmiegen das Bekenntniß zu sehen, daß Agnes trotz aller brüderlichen Einsprache fest an ihm halten werde und daß sie vielleicht schon von Feindseligkeiten gelitten habe. In Gegenwart des Greises mochte er nicht weiter fragen.

Schon die nächste Viertelstunde brachte ihm Gelegenheit selbst zu beobachten, ob Georg der jungen Schwester wohl gesinnt sei oder nicht. Er kam, von der vorsichtig erst dreimal „wer ist da?“ fragenden Magd eingelassen, und trat auf die Schwelle wie am Morgen; gebietend, im Vollbemußtsein einer ungewöhnlichen Persönlichkeit, leuchtende Freude im Angesicht.

Willibald war sehr betroffen. Das kleine Oelbild, welches Lucanus von dem Sohne besaß, hatte ihm nicht entfernt den Zauber dieses Mannes gezeigt. Es war etwas Ungewöhnliches an und in ihm, und der junge Offizier hatte das Gefühl, als würde die Stube Heller als zuvor und zugleich zu eng für sie beide.

Georg sah ihn nicht. Er sah nur Agnes und nahm ihre beiden Hände einen Augenblick zwischen die seinen. Dann küßte er den Scheitel des Greises.

„Hier ist Agnes' Bräutigam. Komm, Willibald, reiche meinem Sohn die Rechte. Die Liebe zu Agnes vereine Euch!“

Trotzig trat Willibald aus dem Schatten hervor. In kühlem Händedruck vereinten sich die Männer. Georg, der Mann der schnell entschiedenen Empfindung, hielt dieses unwahre Entgegenkommen nur eine Secunde aus. Er zog die Hand zurück und sah den schlanken, braunhaarigen Lieutenant finster an.

So also mußte der aussehen, der von Agnes geliebt sein wollte!

Willibald deutete sich den Blick anders. Er kannte die Beziehungen, welche auführische Bürger für die königstreuen Offiziere hatten.

„Er haßt mich — nicht mich den Menschen, den Volkingen — nein, den preußischen Ossizier!“

Nach diesem flüchtigen Händedruck schien für Georg nur noch der Alte im Zimmer zu sein. Er erzählte, während die Magd Tischgedeck und kalte Speisen herzutrug, von dem wachsenden Aufruhr in den Straßen; daß eine Schutzcommission von Bürgern gegründet sei, wobei das Bolk im Unklaren bleibe, ob diese nach Art der englischen Constabler gebildeten Schutz männer das Volk vor den Soldaten, oder die Soldaten vor den: Volke schützen sollten: daß die Erbauung von Barrikaden noch unterblieben sei, weil man dem ilönig eine letzte Frist bewilligen wolle und Gerüchte umgingen, daß morgen das Ministerium entlassen werden solle.

Kurz, er zeigte sich in der ganzen Bewegung so zu Hause, als habe er ihr allmähliches Wachsen nicht bloß mitgesehen, sondern auch mitgeleitet und sei nicht erst vor zehn Stunden angekommen. Dazwischen aß und trank er mit bestem Appetit und schien alles Geschehene als ganz naturgemäß anzusehen, während Willibald, bleich und nervös, vor Herzkloppen keinen Bissen herabwürgen konnte.

Und dabei beobachtete er, daß Agnes sich um seinen leeren Teller wenig bekümmerte, aber mit geschäftiger Hand dem Bruder Alles reichte, noch ehe selbst dessen Blick es gefordert. War das bei Agnes der Tank für die brüderliche Gr<ßmuth? Oder imponirte ihr der Mann so, dessen Worte wie Zündgranaten flogen? Und er, er war verdammt zu schweigen, immer zu schweigen! Aus kluger Zurückhaltung, wie sie ihm seit Langem von seinen Vorgesetzten zur Pflicht gemacht worden war, durfte er nicht streiten, dem nicht widersprechen, was ihn empörte; und doch konnte er auch jetzt nicht „schweigend fortgehen“, wie es ihm für solche Fälle empfohlen war. Und am wenigsten konnte seine gequälte Brust aufschreien . . . „ja, in Einem habt Ihr Recht — Deutschland muß ein großes Vaterland sein!“

Zusehen, und den Strom der Zeit am befestigten User vorüberfließen lassen — das mar feine schwere Pflicht.

So oft Agnes Hand den Bruder bediente, mar es, als ergriffe diesen eine kurze Unruhe.

„Laß, laß nur,“ murmelte er einige Male, seine laute Rede unterbrechend.

Und zuweilen, mitten im erregten Vortrage, wenn man annehmen mußte, daß seine Gedanken alle bei seinem Gegenstände waren, streifte ein Blick, ein langer, unerklärlicher Blick das junge Mädchen.

Während dessen stieg die Erregung in Willibald. Er wollte nicht mehr schweigen! Das Bedürfnis; den trotzigem Blondkopf da ihm gegenüber gründlich zu erzürnen, wuchs immer stärker und unabweisbarer in ihm.

Als NUN Georg im Gespräch das Schlagwort hinwarf: „Der Deutsche gleicht der Rebe, den wahren Geist erhält er erst wenn er gepreßt wird,“ bemerkte Volkingen mit spöttisch geschürzter Lippe:

„Der wahre Geist der Deutschen scheint mir doch die Geduld zu sein. Seit Jahren haben sie Alles getragen, was ihnen nun auf einmal als unerträglich eingeredet werden soll. Sie werden die Geduld schon wieder finden müssen.“

Georg brauste nicht auf. Er erwiderte mit einer Melancholie, die ihm wunderbaren Zauber gab:

„Ihr nennt eS niedrig, feig und feil,
Daß wir so lang am Narrenscil
Uns führen lassen mochten?
Es war kein Neid gemeiner Art;
Das Narrenseil war aus dem Bart
Des Kaisers selbst geflochten!“

Da klirrte sie an, die verwandte Seite; da war das hehre Wort vom einigen Deutschland erklungen! . . . Willibald seufzte tief, und in plötzlicher Vergessenheit schlug er die Hände vor sein Gesicht und saß mit aufgestützten Ellbogen, wie ein Weinender da. Er barg die brennenden Augen, daß der Andere nicht den Blitzstrahl der verwandten Wunsches darin erblicken möchte.

Agnes sah auf den Verlobten und sah auf ihren Vater. Das Greisenaug schaute sie beredsam an. Es schien ihr etwas zu erzählen. Also litt Willibald auch — also empfand er sie doch mit, die Schmerzen dieser Kämpfe? Agnes brauchte sich also vor dem heißblütigen Bruder ihrer Wahl nicht zu schämen?

„Willibald!“ sagte sie.

Es lag eine beschwörende Zärtlichkeit in den Lauten, den ersten, welche Agnes in Georgs Gegenwart an den Verlobten richtete.

„Geliebte!“ flüsterte er und reichte ihr die Linke, ohne noch die Rechte von den Augen zu lassen.

Georg war dunkelroth geworden. Es regte sich gewaltthätig in ihm. Er fühlte jetzt deutlich, daß er den jungen Volkingen haßte.

Dieser stand auf und sagte, daß seine Zeit um sei. Er hüllte sich in die Chenille und verabschiedete sich stumm von den Männern. Agnes begleitete ihn an die Hausthür.

Sie wagte nicht zu fragen, ob ihm der Bruder gefallen habe, denn ihr weiblicher Scharfsinn hatte bald den Groll gespürt, der zwischen Beiden großwuchs. Aber er sagte bedrückt:

„Georg Lucanus und ich, wir können niemals uns als Glieder einer Familie fühlen. Selbst nicht um Deinetwillen. So lange er bei Euch ist, komme ich nur, wenn ich ihn fern weiß, und wer weiß, ob ich überhaupt noch komme. Morgen kann der Bruderkrieg da sein. Ich werde meine Pflicht erfüllen, aber in ihr den Tod suchen. Lebewohl.“

Seine einförmige, matte Stimme, das schreckliche Wort des Abschieds, die Angst, ihn vielleicht auf ewig zu verlieren, zerriß die Bande der Zurückhaltung um Agnes Herz: eine schmerzliche Leidenschaft brach hervor und suchte in tausend erregten Worten Ausdruck. Was ihr gestern nicht die beengte Seele füllen wollte, jetzt mar es da, das Gefühl einer langen, unfaßlichen Glückseligkeit. Das kam über sie wie ein Wogensturz, und mit klammernden Annen suchte sie am Manne Halt.

Der Himmel öffnete sich über Willibald. Also mar er dennoch ganz, namenlos geliebt?!

„Gott segne Dich, mein Mädchen!“ stammelte er endlich, sich losreißend. „Das Gedächtniß dieser Stunde wird mir Muth geben. Ich bin wieder ein Mann. Dein Vater hat Recht: Den Thron schützen heißt das Vaterland schützen. Segne meinen Degen!“

Im Ueberschwunge höchster Begeisterung küßte Agnes das Degenkreuz, das der Geliebte ihr entgegen hielt.

„Leb' wohl, leb' wohl! Mein König ruft! Bei ihm sein, heißt über Dich wachen! Leb' wohl!“

Ein Abglanz neuer Offenbarung lag auf Agnes Angesicht, wie Sonnenschein auf einer weißen Rose, als sie wieder zu den Männern trat.

Den Bruder dein Verlobten zu versöhnen, zwei herrliche Männer sich verständig begegnen zu sehen, das mar der Wunschgedanke, der sie trieb, die Arme zärtlich um des noch sitzenden Georg Schultern zu legen.

Als er die weiche Wange schmeichelnd an der seinen fühlte, fuhr er jäh zurück. Tann sah er Agnes an, als erschrecke er über die eigene, unbewußt gethane Bewegung.

Ihre Lippen glühten noch von Willibalds Kuß.

„Was willst Du,“ sprach er heftig, „laß mich doch.“ Und er stand auf und ging hinaus.

Ein heiterer Himmel blaute über der Stadt.

„Tu kannst heute ausfahren,“ sagte Agnes am Morgen zu dem Greise. Und zum Bruder gewandt, setzte sie erklärend hinzu: „Der Arzt besteht darauf, daß Vater, so wie das Wetter nur ein Bischen freundlich ist, an die Luft kommt,“

„Darf ich mitfahren?“ fragte Georg, der von einer unerklärlichen, fast schmerzmüthigen Sanftmuth war.

Agnes sah verlegen weg. Die Nähe Georgs lastete wie ein Druck auf ihr. Sie konnte sich nicht sagen weshalb, aber sie empfand es bänglich. Der Greis sagte erfreut, daß er glücklich sein werde, einmal seine beiden Kinder mit sich zu haben.

So fuhren sie denn in der warmen Mittagsstunde über den Schloßplatz, die Linden entlang, zuni Brandenburgerthor hinaus. Nichts auf den Straßen, keine ungewöhnliche Lebhaftigkeit des ganzen Verkehrs, noch das Gebühren des Einzelnen verriet!), daß die abendliche Nebenbeschäftigung der Bürger zur Zeit war, das Präludium der Revolution zu spielen. Alle Welt schien gleichmüthig ihren Zwecken nachzugehen, hießen diese nun: Arbeit, Beamtenpflicht, Vergnügen oder schlendernder Müßiggang.

Unter dem braunen Geäst der Parkbäume ergingen sich friedlich im Frühlingssonnenschein eine Menge Leute. Die Gestalten der Damen, mit ihren bunten Kleidern, ihren farbigen Mänteln und rosa oder grünseidenen Capotten, bildeten ein munteres Farbengegenspiel zum braunen Erdboden und laublosen Gezweig. Die Männer, mit ihren En lind erHüten und langtaillegen Röcken, deren faltige Schöße auf die hellen Beinkleider sielen — die Männer schienen sich ebenso sorgenlos des ersten wannen Tages zu freuen, wie das andere Geschlecht. Die Spatzen lärmten auf den Fahrwegen und stoben piepsend auseinander vor den nahenden Pferdehufen. Vor den Zelten, an denen die Familie Lucanus vorbeifuhr, saßen schon Leute im Freien und tranken einen Knickebein oder ein Glas Wannbier.

Der alte Lucanus ließ fröhlich seine Augen umhergehen.

„Noch habt Ihr den Frieden nicht aus der Welt raisonnirt,“ sagte er behaglich.

Georg hatte keine Antwort. Er saß schweigend und sah Agnes an, deren schmale Wange sich in der Märzluft röthete.

Dieser unverwandte Blick peinigte sie unsäglich. Bei der Rückfahrt kamen sie gerade in dem Augenblick an der Wache am KastamenwSlädchen vorbei, als Volkingen sich derselben mit seinem Hauptmann näherte.

Der junge Offizier grüßte mit glücklichem Gesicht. Agnes Augen leuchteten auf, wie Georg sie noch nie leuchten gesehen hatte. Sein Blut wallte und goß sich bleischwer durch seine Adern. Und der Haß gegen Volkingen stieg und stieg.

Er hielt sich ungewöhnlich viel zu Hause. Erst als Agnes auf eine Frage des Greises erzählte, daß Volkingen in diesen Tagen nicht herkommen werde, ging er, um seine Gesinnungsgenossen auszusuchen.

Kaum sah sich Agnes mit dem Greise allein, so quälte sie ihn mit leidenschaftlichen Klagen.

„Ich fühl' es tief, Georg haßt Willibald. Wie sollen diese beiden je als Brüder zusammen sich finden? Und wird Georg nicht sein Wort zurücknehmen, wird er nicht zögern den Schenkungsact zu vollziehen? Ja, kann Willibald noch ein Glück annehmen, das eine widerwillige Hand reicht und ein ungünstiger Blick ihm mißgönnend bewacht?“

„Sei ruhig,“ beschwor sie der Greis, „ich kenne Georg. Ei' hat sein Wort gegeben. Kein Gefühl wird ihn je bestimmen, es zu brechen.“

„Georg soll meine Wahl achten,“ rief Agnes flammend, „oder ich vergelte Haß mit Haß.“

Ter Alte sah sein Kind an. Wie? auch ihr sanftes Gleichmaß war erschüttert? auch ihre Seele vom Sturm erfaßt? Wie war diese Erregtheit ihrem früheren Wesen so unähnlich!

Am späten Abend, als Georg sich endlich aus dem Tumult der Straßen, der wieder wie am Tage zuvor mit bedrohlichem Gebühren sich um's königliche Schloß drängte, in den Frieden des väterlichen Hauses flüchtete, schickte der alte Lucanus seine Tochter alsbald zu Bett. Sogleich sah Georg darin die Vorbereitung zu einen? Gespräch unter vier Augen.

Er war auf Bitten gefaßt, sich von dem politischen Gamms fernzuhalten und lieber abzureisen, als das Haus Lucanus in Mitleidenschaft mit diesen beklagenswerthen Ereignissen zu ziehen. Aber die Bitte, die er hörte, lautete anders.

Sein Vater stellte ihm vor, daß er das Agnes gegebene Wort noch nicht ganz erfülle, wenn er ihr ein Vermögen schenke. Werth könne diese Schenkung erst erhalten durch Beweise, daß sie gern gegeben sei. Georg möge ruhigere Tage abwarten, um in solchen die Liebenswürdigkeit und den Eharakterernft des jungen Volkingen schätzen zu lernen.

Georg hörte finster zu und sagte, daß Agnes morgen den Beweis erhalten solle, wie er ihr mit Vergnügen all sein Hab und Gut hingeben werde.

Seufzend ergab sich der Greis. Er fühlte, daß er nichts, gar nichts erreicht hatte, als den Vorsatz bei Georg, irgend einen überflüssigen, unbedachten, ja theatralischen Großmuthsact in Scene zu setzen.

Am andern Vormittag sah man nichts von Georg. Karsten, der vor dem jungen Herrn einen fast fanatischen Nefpect hatte, berichtete, daß dieser mit einer Mappe voller Papiere am frühen Morgen ausgegangen sei.

„Was hat er vor? Was wird er thun?“ So sragte sich Agnes den ganzen Morgen. Sie schrieb dein Verlobten einen kurzen, sorgenbewegten Brief, empfang von ihm einige sehnsuchtsvolle Zeilen und versuchte ihre Hoffnungen gläubig aufzurichten.

Erst in der Abenddämmerung kehrte Georg heim.

„Verzeiht,“ sagte er kurz, „zu eigenen Geschäften gesellten sich nothwendige Berathungen mit politischen Freunden.“

„Wie stehn die Sachen?“ fragte Lucanus.

„Sehr gut. Der König — wie mir aus sicherster Quelle wissen — hat sich entschlossen, dein Volke die ersehnte Verfassung zu geben. Morgen, so heißt es, soll sie verkündigt werden.“

„Gott sei Dank,“ sagte der Greis aus tiefstem Herzen. Sein Blick ging zuin alten Fritz empord und er fügte hinzu: „So braucht Preußen nicht vor Dir zu erröthen!“

„Kann ich einen Trunk Wein bekommen?“ fragte Georg.

„Sogleich sagte Agnes und ging hinaus.

Als sie, mit deni Brett, auf dem Flasche und Glas stand, durch die beiden vorderen Zimmer in das letzte, das des Greises zurückkehren wollte, fand sie Georg schon im mittleren Gemache vor.

Es war noch hell genug, um jede Miene in seinem Gesicht zu lesen. Er stand nahe am Fenster und hielt ein großes Blatt Papier — ein Aktenstück offenbar — in der Hand.

„Komm her,“ sagte er mit unsicherer Stimme, „ich will Dir etwas zeigen.“

Erzitternd setzte Agnes ihre Bürde auf den Tisch nieder und trat zu ihm.

„Hier,“ sprach er, niit dem Zeigesinger den geschriebenen Zeilen nachdeutend, „hier steht es: Ich, Georg Lucanus, trete an Agnes Lucanus, Tochter des Professors Adalbert Lucanus, die Hälfte desjenigen Vermögens ab, über welches ich heute schon frei verfüge. Ohne alle Vorbehalte erkläre ich sie damit zur Eigenthümerin von einmahlunderttausend Thalern. Ferner soll sie zur Hälfte an dem Vermögenstheil participiren, welcher noch an mich fällt, nach dem Tode des Professors Lucanus. Auch bestimme ich, daß Agnes Lucanus im Fall meines Todes meine alleinige Erbin sei. — Bist Du zufrieden?“

Agnes trat zurück.

„Es ist zu viel!“ stammelte sie, Schritt um Schritt zurückweichend, während Georg ihr erregt folgte. Endlich stand sie mit dem Rücken gegen den Sekretär und Georg stand nah vor ihr, so nah, daß ihr bangte.

„Zu viel? — für Dich! — Das Geld ist nichts. Ja, wenn Du bei uns bleiben wolltest! Dann könnte ich Dir mein Leben geben. Das wäre mehr,“ sagte er heiß.

„O Georg — Du bist so sonderbar,“ stotterte Agnes, „ich sehe, daß Du mich wohl lieb hast. Und doch — Deine Schenkung ist so tödtlich kalt. Du hast mich darin nicht einmal, Schwester' genannt!“

„Ich konnte nicht — ich dachte nicht daran,“ sagte er, nach Gründen dafür suchend, um sich und ihr diesen Umstand zu erklären.

Sie blickten sich an. Nicht fremd, nicht feindlich, auch nicht liebevoll, sondern erstaunt, wie man ein unlösbares Räthsel ansieht.

„Wie ungewohnt,“ dachte Agnes, „ist dein Herzen dieses Mannes die Geschwisterliebe. Er will mir Alles geben, selbst sein Leben, und mißgönnt mir doch den, der mein Glück ist.“

Aber wie doppelt groß und selbstlos erschien dann seine verschwenderische Handlung.

In aufwallenden! Dankesgefühl für diese schlang Agnes ihre Arme um Georgs Hals und küßte seinen Mund.

Ein himmlischer Schrecken durchbebte ihn. Wild wie ein Löwe, der seinem Kerker entspringt, suhlte er's durch seine Adern tosen. Er preßte das Mädchen an sich, er bedeckte ihr Gesicht, ihre Schultern, ihre Hände mit wahnsinnigen Küssen.

„Brnder!“ schrie sie auf.

Da taumelte er zurück.

„Agnes!“ stöhnte er. Und lauter, immer lauter, wilder: „Agnes — Agnes!“

Sie aber floh entsetzt, wie vor dem Ueberfall eines Verbrechers hinaus und hinaus in die Sicherheit ihrer Mädchenstube.

Der große Mann saß, zusammengesunken wie ein Verzweifelter, auf dem Stuhl am Fenster und barg sein blondes Haupt in den Armen auf der Fensterbank. Fieberkälte schüttelte ihn. Seine Knie waren lahm. Mehrmals versuchte er aufzustehen, ehe sie ihn endlich in das stille, dunkle Gemach des Greises trugen.

„Vater,“ sagte er hohl, „Vater, wachst Du?“

„Ja, ja,“ sprach der Alte, aus dem Halbschlummer auffahrend.

Georg schritt zu ihm hin, schwer und tappend wie ein Blinder.

„Vater,“ sagte er heiser, „diese Zeit, die stürmend alles umwälzt, was der blinden Gewohnheit recht und heilig schien, diese Zeit hat in mir ein Ungeheures geboren.“

„Mein Sohn!“ rief der alte Lucanus tief geängstigt durch diesen Ton voll Verzweiflung. „Du kannst Jrrthümer, aber kein Verbrechen begehen. Was ist Dir?“

„Verbrechen? Kein Verbrechen!“ sprach der fiebernde Mann nach; „o nein, es gab ferne, sagenhafte Tage, wo das, was ich fühle, kein Verbrechen war!“

Plötzlich wandelten sich ihm die Todesschauer in lodernde Gluthen.

„Wir sind Knechte der Gewöhnung! Und soll ich's nicht als ein Mahnen erfassen, daß nicht nur freie Staatsbürger, daß auch freie Mensche» wieder erstehen müssen? Wenn die Kirche mich glauben machen will, daß jenes Menschenpaar im Paradiese das erste seiner Art war, so kann sie mir nicht verbieten, was sie den Kindern jenes Paares nacherzählt. Ich will die Welt zwingen zn fühlen, daß es kein Verbrechen ist!“

Die Phantasien, die unverständlichen, seines Sohnes, erdrückten den armen Greis. Sein Gesicht suchte vergebens irgend einen Sinn in diesen mildm Ausrufen.

„Mein Sohn,“ sagte er mit seiner schwachen Stimme, „sei deutlicher. Was hast Du?“

Hart, grausam, von einer bössartigen Wollust an dem Entsetzlichen erfüllt, sprach Georg:

„Ich liebe meine Schwester.“

„Georg!“ schrie der Greis.

„Und jeder Blutstropfen in mir ist erfüllt von dem Begehre», sie ganz zu besitzen,“ fuhr der schreckliche Mann fort.

Nord und Süd. XQVI., Z7. 12

„Georg!“ tönte es noch einmal verhallend. Dann eine lange, fürchterliche Pause.

In diese hinein hob sich wieder die leise Stimme, die jetzt hohl und mühsam wie aus der Brust eines Sterbenden zu kommen schien. Sie sprach zu dem erstarrt dastehenden Manne, dessen große Gestalt gleich einem dunklen Koloß in die tiefe Dämmerung ragte.

„Ich muß Dir das Unerwartetste sagen, mein Georg. Agnes ist nicht Deine Schwester — Du bist nicht mein Sohn.“

„Vater!“

Der Greis horte es wohl — es war ein milder Jubelschrei. Ein wunderliches Lächeln ging über sein Gesicht. Georg jubelte über die Kunde, daß der geliebte Greis nicht sein Bater sei — vor wenig Tagen noch hätte dieselbe Kunde ihn getroffen wie ein Donnerschlag. Wie grausam, wie barbarisch die Begehrlichkeit nach einein Weibe einen Mann machen kann, gegen Alles was ihm so lange ein Heiligthum gewesen ist! Diese Rücksichtslosigkeit der Natur erscheint als dämonische Tücke eines Teufels, wenn ihr ironischer Zweck die Zerstörung einer Menschenexistenz ist; sie erscheint als geheimnißvolle Erhabenheit, wenn ihr schöpferischer Zweck die Bereinigung zweier Wesen ist, die sich für einander bestimmt fühlen!

Während dieser Gedanken des Baters hatte Georg sein fassungsloses Entzücken soweit gesammelt, daß Fragen nach den Thatsachen der Vergangenheit seinem Munde entstürzten.

„So war meine Mutter nicht Dein Weib? Oder ich war nicht der Sohn Deiner Gattin? Wie geschah Alles? Und Agnes? Sie ist doch Dein Kind? Ich entsinne mich des Tags, da sie geboren wurde. O, ich beschwöre Dich — hast Du unwiderlegliche Beweise?“

„Dort, in meinem Schreibtisch/“

Mit zitternden Händen schlug Georg im Feuerzeug den zündenden' Funken, machte Licht und zerrte die Schieblade aus dem Schreibtisch, daß sie heraus und zu Boden fiel. Zahllose Papiere verstreuten sich. Er knieete nieder und suchte darin umher. Dazu warf das Wachslicht vom Schreibtische einen flackernden Schein auf den blonden Männerkopf und den gebückt sitzenden Greis.

„Deine Mutter war zweimal vermählt. Du bist der Sohn ihres ersten Gatten. Sieh — das gelbe große Document — das muß ihr Trauschein sein; darin wird der Todtenschein des von ihr so tiefgehaßten Mannes liegen; auch Dein Taufzengniß hast Du?“

Sie sahen zusammen hinein, der noch knieende junge Mann und der Greis, der in diesem Augenblick von nichts so sehr beschäftigt schien, als von der Sorge den Inhalt seiner Schieblade wieder in die gewohnte Ordnung kommen zu sehen.

„Räume mir ja alles genau wieder ein! Siehst Du, da steht es. Du bist jenes Mannes Sohn. Die Familie Deiner Mutter hatte sie ihm verkauft, obschon die Aermste mich liebte. Als Du ein Jahr alt warst, erlöste der Tod des lasterhaften Mannes sie von allen Leiden. Sie theilte sich mit Dir in den Reichthum, der sie bis dahin so elend gemacht hatte. Nichts stand nun unserer Verbindung im Wege, wir heiratheten sofort nach Ablauf der Trauerzeit. Das Document mit dein blauen Bande . . o vorsichtig, vorsichtig, in dem Kästchen ist eine Locke Deiner Mutter! . . gieb das Document.“

Der Greis sah mit peinlicher Genauigkeit auf Georgs Hände, die ihm zu hastig zwischen den Papieren wühlten.

„Dies ist unser Trauschein. Aber Deine Mutter wollte nicht, daß Tu den Namen jenes Mannes tragen solltest. In Zwang und Haß hatte sie Dich empfangen müssen; geistig solltest Du mein Sohn werden — auch bürgerlich. Ich adoptirte Dich — da, lies selbst. Und ich habe meinem sterbenden Weibe geschworen, Dir nur in äußerster Roth Deine Abkunft zu enthüllen. Und jetzt war die Stunde gekommen.

Selige Schauer durchstöberten den jungen Mann. „Agnes — mein! mein!“

Das Dasein Bollingens war ganz aus seinem Gedächtniß geschwunden.

„Bin ich Dir ein mahrer Vater gewesen?“ fragte der Greis weich.

Da übermannte es Georg. Er umschlang den Greis und weinte DankesthrSnen an seinem Herzen. Die himmlische Geduld, die über dem Uebermuth seiner Jugend gewacht hatte, die verzeihende Liebe für begangene Thorheiten, der unfaßbare Schatz geistigen Lebens — alles, alles, was er von diesem Vater empfangen, erstand in dieser Stunde riesengroß vor ihm.

„Mehr als Vater! Der Schöpfer meiner Seele!“

„Also ich soll der Schöpfer und Verantwortliche sein für den Sturm in diesem Kopfe?“ fragte zärtlich der Alte, indem er zugleich das Haupt schüttelte. „Und doch, aus der Saat der Philosophie geht die Ernte der Revolution hervor, wenn die Zeit dazu den Boden düngt.“

„Merkwürdig,“ dachte Georg, „ist das nun die Armuth, oder der Reichthum des Alters? selbst das persönliche, unsere ganze kleine Familie umwälzende Geschick seiner Kinder läßt die Augen des Greises so klar, daß er immer nach ewigen Wahrheiten sucht. Nein wahrlich — in seinem Haupte stürmt es nicht mehr!“

„Und was denkt mein Sohn nun zu beginnen?“ fragte Lucanus.

„Zu ihr — zu ihr — uni sie in meinen Armen zu halten, wenn diese Erschütterung sie zu Boden schlägt,“ rief Georg.

„Soll ich ihr nicht die Wahrheit sagen? Soll sie ihr überhaupt gesagt werden? Dir konnte ich sie nicht vorenthalten, damit Deine Seele nicht von der schweren Last vermeintlicher Todsünde erdrückt würde. Aber Agnes? Sie liebt und wird geliebt! Eine Braut kannst Du Dir in ihr nicht erringen. Erhalte Dir denn die Schwester.“

„Ich — sie nicht erringen?“ brach Georg aus, während das Bewußtsein weltstürmenden Muthes kraftvoll in seinen Adern schmol. „Ich — schweigend verzichten? Nein, das kann Georg Lucanus nicht.“

„Wirf in den Frieden ihrer Seele nicht den Brand des Zweifels an ihren eigenen Gefühlen/“ mahnte der Greis.

„Nein, keine Zweifel. Sondern die Gewißheit, daß das, was ich empfinde, was sich ihr durch mich offenbaren wird, die Götterlust der Liebe ist, und daß ihr schwächliches Empfinden für diesen Bollingen nur laue Freundschaft war!“

„Ringt Eure Kämpfe denn selbander aus. Ihr seid jung — Ihr steht noch in Waffen gegen die Entsagungen des Lebens. Das ist Euer Jugendrecht! Holt Euch Wunden oder Kronen. Eines Tags werdet Ihr ihn doch zurückgelegt haben, den weiten, weiten Weg, der noch von Euch zu mir ist,“ sprach der Alte vor sich hin.

Georg durchstürmte das Haus. Er fand von Agnes keine Spur, und ihr Mädchenstübchen war verschlossen.

Den ungestümen Schreckensgedanken, daß sie entflohen sein könnte, beschwichtigte die Meldung des biedereren Karsten, Fräulein Agnes habe sich eingeschlossen und gesagt, man solle erst dann nach ihr rufen, wenn der Herr Lieutenant kämen.

Er — immer er! Aber ruhig — Agnes mußte ja noch nicht . . . was Wunder, daß ihre Gedanken sich noch an das alte Phantom klammerten!

Es ward Mittag des andern Tages, ehe Agnes wieder herabstieg aus ihrer abgeschlossenen Klause.

Sie fand den Bater und den Bruder an? Mittagstische ihrer harrend. Und der Erste zeigte zu ihrem Erstaunen gar keine Neugier nach dein Grund ihres befremdeten Benehmens.

Dem Auge Georgs wagte sie nicht zu begegnen; ihre Wange erblaßte, als sie die ersten Worte aus jenem Munde vernahm, der sie geküßt mit so entsetzensvoller Gluth. Und diese Gluti) hatte eine Flamme in ihr entzündet — eine Flamme . . .

Mit inbrünstiger Seele hatte sie zu Gott um Frieden gefleht. Aber dieser Friede mar nicht gekommen, und eine verzehrende, unbestimmte Sehnsucht brannte in ihren Nerven.

Die Welt schien ihr dem Untergange nahe zu sein. Das Schrecklichste hätte sich begeben können — Agnes hätte nicht gestaunt.

Aber in dieser Stimmung dein Zwange der Alltäglichkeit zu gehorchen und mit den Andern zu speisen, als sei die Welt, wie sie gestern und vorgestern gewesen, das war ihr nicht möglich.

Sie stand vom Tische auf, schroff, wie Jemand, der sich einer Uinmöglichkeit ergibt.

Schon war Georg neben ihr.

„Agnes,“ sagte er mit möglichst ruhiger Stimme, „Du hättest das erlösende Wort schon gestern hören können.“

Es war, als läge alle ihre Qual offen vor ihm; und er tastete ruhig, in Gegenwart des Vaters daran!

„Ein erlösendes Wort?“ Ihr Blick irrte bei dieser Frage hilflos seitwärts zu dem Vater. Auch Georg sah zu ihm hin. In seiner Gegenwart, so schweigend sie war, fanden sie doch beide Halt.

„Ha — dies! Dein Vater gab mir seinen Namen, seine Liebe — aber sein Blut gab er mir nicht. Ich bin nicht Dein Bruder,“ sagte er langsam, mit einer Fassung, die den Greis fast ängstigte, denn sie war für Georgs Art nicht natürlich.

Agnes blieb stumm. Ihr Auge wurde weit und dunkel, ihr Gesicht blaß wie der Tod. Ihre Hände sanken ihr am Leibe nieder und alles Leben in ihr schien auszusetzen.

Georg sank zu ihren Füßen nieder. Er drückte sein Haupt gegen ihr Gewand, umschlang ihre Hüfte und rief:

„Ich liebe Dich, Du mußt die Meine sein.“

Sie sah entgeistert zu ihm nieder.

Das war nicht ihr Bruder, das war ihr ein Mann, wie Volkingen, mit dem Rechte der Natur sie liebend zu umwerben? . . . Und diese stammelnden Lippen hatten brennend auf den ihren geruht... so brennend, wie sie nicht gewöhnt, daß Mensch am Menschen sich entflammen könne. . . und doch . . . so, von solcher himmelsstürmenden Liebe hatte sie geträumt. . . solche Wunder von dem Augenblick ersehnt, wo Willibald ihr sagen würde: ich liebe Dich!

So war das, was ihn und sie zusammengeführt hatte, nur mattes Widerspiel einer mächtigeren Wirklichkeit gewesen, die sich ihr hier, aus Georgs lodenden Augen offenbarte?

Aber in jener Abendstunde des langen Abschieds von drei Tagen, als Volkingen von ihr ging, da war es doch wie ein Wunder über sie gekommen. Da schien es doch, als ob eine große Flamme in ihrem Herzen emporschlüge und Willibald umloderte. Lähmendes Entsetzen erfaßte sie. Es kam ihr, als sei es nicht Willibald, als sei es Georg gewesen, den sie da geküßt. War denn Alles Betrug?

„Ich werde Bollingens Weib. Ich — ich — liebe ihn,“ sagte sie tonlos.

Georg sprang empor. Eine jähe, furchtbare Veränderung ging in dein muthvollen Männergesicht vor. Alle höhere Schönheit, die eine großmüthige, stolze und seurige Seele darauf gemalt hatte, entfloh und ein Zorn ohne Maß, eine Wuth ohne Schranken zerstörte die Menschlichkeit der Züge.

Aber noch ehe dem halbgeöffneten Mund ein Ausruf des wahnsinnigsten Schmerzes sich entrang, störte der Lärm der Außenwelt die Beiden aus der Entrücktheit der Leidenschaft auf.

Die Thür ward aufgerissen. Zwei Männer, Nachbarn des alten Lucanus, stürmten fast herein, Karsten folgte ihnen auf dem Fuße. Die Männer, Bürger in mittleren Jahren, mit Gesichtern, die sonst das Gepräge pedantischer Wichtigkeit haben mochten, die aber jetzt erhitzt glühten, hielten Jeder ein Blatt in der Hand.

„Das Neueste, das Neueste!“ rief der Eine.

„Ein Extrablatt der Allgemeinen Zeitung,“ der Andere.

„Die Verfassung ist bewilligt,“ wieder der Erste.

„Lassen Sie mich doch erzählen,“ heftig der Andere.

Agnes sank auf den nächsten Stuhl. Die Erregung, nicht über das, was sie vielleicht hören sollte, was kommen könnte, nein, über den Inhalt der letztvergangenen Minuten hatte alle ihre Kraft gebrochen.

Georg athmete schwer. Sollte noch ein Wassersturz in das wogende Meer seiner Leidenschaft hineinschäumen?

„Was ist?“ rief er und riß dem Einen das Blatt aus der Hand.

„Verkünde Du es,“ sagte Lucanus.

Und mit bebender, sich überstürzender Hast las Georg den Inhalt des Blattes vor, jedes Zwischenwort überschlagend, nur das Wesentliche heraushebend, als zähle er die Gipfel einer Bergkette.

„Beschleunigte Einberufung des Landtages — Erleichterungspläne — Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat — Vertretung der Völker beim Bundestag — allgemeine Wehrverfassung — Bundesfeldherr an der Spitze — Bundesflagge — Flotte — Bundesgericht — allgemeiner Zollverein — gleiches Maß, Gewicht, Münzsystem — am zweiten April Berathung des Landtages über die besondere Verfassung Preußens.“

„Das heißt ein einiges Deutschland schaffen!“ rief der Greis mit feuchten Augen. „Es lebe mein König!“

„Es lebe der König!“ riefen die Nachbarn und Karsten.

„Und hier,“ las Georg schwungweise weiter, „hier ein vollständig ausgearbeitetes Preßgesetz — aber was ist das — die Herausgeber sollen Bürgerschaftssummen hinterlegen — fremde Zeitungen sollen doch noch verboten werden können — Blendwerk, Blendwerk ist diese Preßfreiheit!“

Das Letzte hörten die Männer nicht.

„Auf, nach dem Schlosse, dem König zu danken!“ riefen sie.

„Halt,“ schrie Georg, „hört, lest: das ganze Ministerium hat unterschrieben. Lüge, Lüge! Wenn sie halten wollen, was sie hier verheißen, so logen sie uns gestern; und wenn sie gestern nach ihren Ueberzeugungen handelten, dann lügen sie heute. Traut den Verheißungen nicht!“

„Ach was,“ sagte der Aeltere von den Nachbarn, „der König wird die Minister schon der alten Verfassung nachschicken. Alles wird sich finden. Wenn der König es verspricht, glaube ich's. Sein Wort ist mir ein Evangelium.“

„Lerr Lucanus hat Recht . . . Vorsicht . . . Borsicht . . . Sie sind wie eine Fahne im Winde, Herr Nachbar, Sie drehen sich, so wie's von oben gnädig weht,“ eiferte der andere Nachbar.

Hierauf stritten sich die Beiden auf das Bitterste. Georg umarmte seinen Vater.

„Hüte mir Agnes und sprich für mich. Ich muß hinaus.“ „Zum König, zum König!“ schrie ein draußen vorüberziehender Bolkshaufe.

„Zum König!“ riefen die in der Stube nach und drängten hinaus.

In der Thür wandte Georg sich noch einmal um. Sein Auge begegnete dem starren Blick der Geliebten. Er stürzte zu ihr zurück und preßte sie noch einmal mit wilder Inbrunst an sich.

Wie leblos entsank sie seinen Armen.

Draußen wuchs das jubelnde Geschrei. Hier im stillen Zimmer kniete ein hilfloser, zitternder Greis neben einem ohnmächtig daliegenden Mädchen.

„Meine Agnes,“ flüsterte er, ihr kaltes Gesicht streichelnd, „so hat er auch Dich umgeworfen, der Sturm der Zeit?“

Im Mittagssonnenschein drängten sich Tausende und aber Tausende vor dem königlichen Schlosse. Aus dein bunten Gewühl ragten die grauen, riesigen Mauern in schweigendem Ernst. Und zu Füßen zog sich um diese Mauer ein bunt und blank aufglitzender Wall — ein Wall, aus Soldatenleibern. Starke Abtheilungen von Gardetruppen standen in ehernem Ernst rings um das Schloß. Wie ein Meer nach dem Sturme, in unruhiger und doch nicht fortfluthender Bewegung, wogte die Menschenmenge zwischen Lustgarten und Schloß, drängte sich, von den Häuserwänden der Schloßfreiheit eingefafßt, der Stechbahn zu und staute von dort zurück vor dem aus der Königsstadt und Alt-Cölln sich ergießenden Menschenstrom.

Tosender Lärm stieg in die Luft empor. Aus den Fenstern der Häuser an der Schloßfreiheit und am Schloßplatz, lagen mit dem Oberleibe Menschen, die ihr Geschrei dem Rufen derer da unten gesellten. Tausende schrieten, die Herzen zersprengt von Dank- und Erlösungsgefühlen ein Hoch ihren: König; Taufende schrien im Fanatismus der Gier nach Empörung: „Militär fort!“ „nieder mit dem Ministerium!“ und wieder Tausende schrieten, angesteckt von dem Fluidum der Erregung, ohne zu wissen warum oder aus Lust am Lärm.

„Der König! Der König!“

Dieser Ruf siegte schließlich über allen Lärm und ward das Losungswort der Massen. Die Hände hoben sich, die Gesichter wandten sich zum Balcon empor, und als die breiten Maschinen, die von innen auf denselben führten, sich öffneten, ward das Geschrei zum infernalischem Jubelgetöse.

Der König und der Prinz von Preußen erschienen.

Der König, bleich und tief ergriffen, sprach. Man verstand ihn, obschon man kein Wort hörte. Er bestätigte mündlich, was er versprochen hatte.

Heiße Gelöbnisse erneuter Treue flammten ihm aus zahllosen Herzen entgegen, Männer meinten und umarmten sich, Tücher wehten, stammelnde Lippen sprachen ungehörte Dankgebete.

Die Heiligkeit dieses Augenblickes erdrückte Alle. Es war, als wenn ein Engel des Friedens unsichtbar über den König und sein Volk schwebte, auf Beide den gleichen Segen ausgießend.

Stumm und geknickt stand Georg in der Menge. Seine Seele war erschüttert, sie war weich, sie war bereit, dem Königswort zu glauben Das Hin- und Herdrängen der Menge hatte ihn so geschoben, daß er, der fast Alle überragte, den Truppen ziemlich nahe gegenüberstand.

Mit einem Mal siel sein Auge ans Volkingen, der mit gezogenem Degen, wie beim Parademarsch, vor der Front seiner Compagnie stand.

Die Erschütterung seiner Seele erstarrte in dem aufgährenden Haß. Der feierliche Augenblick verlor jede Bedeutung für ihn. Man hätte ihm in diesem Augenblick sagen können: Europa ist eine Republik, sei Du ihr Präsident — er hätte nicht darauf gehört!

Dieser da, in dem verhaßten Nock der Tyrannei, dieser da, einer von denen, die sich selbst jetzt zwischen das Herz des Monarchen und das Volk stellten, dieser da hatte ihm das Weib geraubt, das er begehrte, wie er noch keines zuvor begehrt hatte!

Mit bebenden Händen tastete er an seine Brust. Ja, da hinter dem grünen Tuche des Rockes stak das Terzerol . . . o, könnte er's auf dieses Haupt richten, das sich da unter der Pickelhaube so stolz hob!

In dieser schrecklichen Minute kam eine neue Bewegung in das Volk. An der Stechbahn waren Dragoner aufgeritten und drängten gegen die Massen. Der Ruf „Militär fort!“ wurde wieder laut.

„Ja, fort, fort, fort!“ schrie Georg besinnungslos und sah nur den einen Krieger, dem er Tod wünschte. Schon lag das Terzerol in seiner Hand, schon hob er es zielend.

Ein drängender Vorruck ging zugleich durch die Menge und traf auch Georg.

Ein Schuß krachte — ein Bürger sank getroffen nieder.

Wahnsinniges Geheul antwortete diese: Schuß. Gedankenschnell wandelte sich das Bild, und wo eben noch friedliche Geister versöhnend geschwebt, da flogen ans dunklen Fittichen jetzt die Furien des Aufruhrs umher.

Das Volk stürzte sich auf die Truppen. Diese machten von ihren Waffen Gebrauch.

Und wieder siegte ein Losungswort über den Höllenlärm.

„Baut Barrikaden!“

Durch die Straßen ergossen sich die Schaaren der Tobenden. Bange Bürger flohen in ihre Häuser und schlossen sie hinter sich. Ans anderen Hausthoren schleppte man Tonnen, Balken, Stühle. Von Straße zu Straße wälzte sich der Strom dieser Bauleute des Todes; in wenig Stunden waren über fünftausend Barrikaden entstanden.

Der dumpfe Tritt aufziehender Militärcolonnen dröhnte in-den Gassen wieder. Flintenschüsse knatterten. Hier wurden sie von den Dächern und aus den Fenstern der Häuser beantwortet, dort hatte man sich vor Schall und Schuß geschützt, indem man Fenster dicht verhängte, Thüren fest verrammelte.

Hinter den Barrikaden, in den Gruben, die durch das Aufreißen des Straßenpflasters entstanden, saßen Knaben und gössen aus bleiernen Fenstereinfassungen Kugeln. Weiber schleppten siedendes Wasser und Steine herbei. Schwarzrotgoldene Fahnen wehten von der Höhe dieser Straßenwälle.

Die Schwester des Muthes, die Verzweiflung focht dicht auf den Schanzen, welche der Wahnwitz errichtet hatte.

Der Aufruhr klopfte auch an das Thor des alten Lucmus. Er brach ihm die Thür ein und schickte zeternde Weiber und polternde Männer in sein Haus.

GerStH verlangten sie, die Stühle vom Flur, die Wassertonne aus der Küche, den Handwagen vom Hof. Und Karsten schleppte herzu, was er fand. Sein Kopf brannte, um die Schulter trug er eine alte Flinte, die er auf dem Boden gefunden.

Da that sich die Stubenthür aus, und auf der Schwelle, die etwas über dem Flur erhöht war, erschien der alte Lucanus. Die Schwäche des Alters war von ihm gewichen.

hinaus," sagte er laut und heiser, „von meiner Habe sei kein Balken Euer!"

„Wir wollen am köllnischen Nathhause eine Barrikade bauen," rief eine helle Stimme.

„Hinaus!" sagte der Greis noch einmal, „ich habe für meinen völlig gelebt, ihm treu will ich sterben."

Von der Majestät des Alters unwittert, von der Gewalt des Muthes über sie erhoben, stand der Greis da — die eben noch so Frechen senkten die Köpfe.

„Laßt den Alten," murmelte Einer, „es ist der alte Lucanus. Ehrt sein weißes Haar!"

Die unnatürlich aufgeflackerte Kraft des Greises fing schon an, der früheren Schwäche Platz zu inachen.

„Es — es — lebe der König!" sagte er mit sinkender Stimme und wandte sich halb, um seinen Arm auf Agnes Schulter zn stützen. Die stand hinter ihm, gelähmt von Entsetzen, gefaßt darauf, daß die nächste Minute ihr Tod sein könne.

Schweigend drängten sich die Menschen wieder hinaus, es siel weder dein Alten noch Agnes auf, daß Karsten sich mit ihnen entfernte.

Nun war das Thor wieder geschlossen zwischen ihnen und dem Aufruhr draußen. Nun konnte sie sich wieder im Frieden ihres Hauses ausruhen.

Frieden? Ach, ruhelos durchwanderte das bleiche Mädchen die Räume. Jeder Flintenschuß, dessen dumpfer Nachhall bis hierher drang, schreckte ihr Herz.

Wenn der Eine ihn gegen den Andern gerichtet hätte! wenn der Andere fiel — siel . . .

Der ganze Kampf ward für sie nur von zwei Männern geführt; aus allein Waffenlärm hörte sie nur die Stimme des Verlobten, aus allem Volksgeschrei die Stimme Georgs heraus.

Wenn sie einander begegneten? Wer von ihnen würde sein Leben lassen müssen? Und — schrecklichste Frage. . . wem sollte sie Tod, wem Leben erlehen?

Fieberschauer jagten durch ihre Pulse, wenn die Erinnerung an Georgs loderndes Werben sie überwältigte.

Das dumpfe Gefühl, daß sie durch irgend eine unerklärliche, unbeschreibliche Empfindung einen Treubruch an Willibald begangen habe, brachte sie an den Rand der Verzweiflung.

Todesbange Sehnsucht ergriff sie.

Sprach der Greis ihr von Willibald, so lechzte ihr Herz darnach, daß er nach Georg rufen möge.

Und bangte ihn um diesen, dann schwoll in ihr Eifersucht für Willibald empor.

So verzehrte sie sich in wilder Angst, sich selbst ein peinigendes Rüthsel.

Der Abend sank, die Nacht siel hernieder. Ob es in der Stadt stiller und stiller geworden, ob die schlecht bewaffneten, disciplinlosen Schaaren ihre Barrikaden schon längst an das rücksichtslos vorgehende Militär verloren haben, das konnten sie nicht ermessen. In ihrer Nähe, am cöllnischen Nathhause tobte milchender Kampf.

Leiber erschossener Soldaten und Offiziere wurden vorbei getragen, immer neue Truppen rückten an; die ganze Straße vom Schloßplatz bis zur Scharnstraße war voll Militär. Unfern dein Hause des alten Lucanus standen quer über die Straße Kanonen. Jede Kartätschensalve die sich entlud, beantwortete Agnes mit einem Nothschrei zu Gott.

Und endlich rückte das Militär vor, der Kampf entfernte sich, die Barrikade war gefallen.

Darüber aber drangen andere Töne zu ihnen, die vorher der nahe Schlachtenlärm verschlungen hatte. Glockengeläut stürmte durch die Nacht; vom Bodenfenster des Hauses sah man Feuerschein am Himmel.

Nun wagten sich auch Nachbarn über die Straße und brachten Berichte, daß es auf dem Alexanderplatz brenne, daß die Eisengießerei in Flammen stehe, daß man den Wagenschuppen des Geschützmesens angesteckt habe.

Andere kamen später und erzählten, daß Bürger wie Soldaten mit Lmvenmuth gefochten. Einige wußten Beispiele, daß Bruder gegen Bruder gekämpft habe.

Dann kam auch die Kunde, daß der Bischof Neander sich mit einer Deputation von Bürgern zum König begeben habe, um Worte des Friedens zu sprechen. Und Niemand misse, wer den Befehl zum ersten Schuß gegeben habe, ob überhaupt ein Befehl ergangen, ja wo der Schuß gefallen sei und von wem. Ein ungeheures Mißverftändniß habe sich in dem größten und feierlichsten Augenblick todbringend zwischen König und Volk geschoben!

Nur von Georg kam keine Kunde. Lebte er? Kämpfte er mit auf den Barrikaden?

Auch diese Nacht, die schrecklichste, welche Berlin jemals gesehen, ging zu Ende. Morgens zwischen fünf und sechs erlosch der Feuerschein, erstarken die Schüsse. Die Soldaten zogen in ihre Kasernen zurück.

Die Angst in dem Herzen des Mädchens war bis zum Wahnsinn gesteigert.

„Ich will ihn suchen!" rief sie und wußte selbst nicht, ob sie Georg oder Willibald meinte.

Keine Bitte des Greises vermochte etwas über sie; allein, ohne Schutz ließ sie ihn zurück und floh in die Straßen hinein, auf denen nach kurzer Pause ein neues Leben ermachte. Agnes irrte unter den Linden umher. Vor dem Palais des Prinzen von Preußen stand eine Menschenmenge und sah zu, wie ein Arbeiter daran schrieb „Nationaleigenthum". Das Zeughaus mar geöffnet, Bürger strömten hinein und nahmen die vorher heftig geforderten und nun bewilligten Waffen in Empfang. Und nirgends eine Spur von ihm!

Ihre wankenden Füße trugen sie wieder in die Gegend des Schlosses zurück. Und da hemmten sie sich vor etwas Furchtbarem.

Auf offenen Bahren trug man Leichen heran.

Ein Schrei, eine gräßliche Ahnung — wenn er, er dazwischen wäre?

Sie lief, sie kam in das Gewühl, sie drängte sich hindurch, ihr Gewand ließ Fetzen, ihr Chawl ward ihr abgerissen: Weiter, weiter! Heran an diesen Zug des Todes, der sich in langer, dichter Reihe in den Schloßhof hinein bewegt! Und da ist sie mit darin. Duster umschranken die vier hohen Mauern das traurige Schauspiel. Der graue Himmel blickt drohend herein. Stumm wühlt die Menge durcheinander.

Da — da — jenes blonde Lockenhaupt, jene große Gestalt, deren markige Linien sich unter der Tricolore abzeichnen, die sie bedeckt

Ihre Hände zerren an dem herabhängenden Fahmentuch. Ihre Augen sind verglast.

Dieser halbgeöffnete Mund ist es ja, der ihr noch gestern zuflüsterte „sei mein;" dieses blonde Haupt, aus dein ein rothes Brünlein sickerte, hat besinnungslos vor Liebe gestern in ihrem Gewände geruht!

„Er ist mein — mein!" schreit sie und packt die Träger an den Armen.

Die achten nicht auf sie. Alle Gesichter wenden sich nach oben: der König und die Konigin sind auf dem Balcon erschienen. Die Königin sinkt — die Herzen erstarren.

Da hebt sich ein Ton, ein frommer, kräftiger Don. Eine rauhe Männerstimme singt:

„Ein' scste Burg ist unser Gott."

Der König entblößt sein Haupt vor dem Herren aller Fürsten und aller Völker.

ind mächtig schwillt es empor zwischen den Mauern und steigt auf zum Himmel wie eine Bitte um Frieden:

„«in' feste Burg ist unser Gott."

Dausende singen es und Tausende sinken weinend in die Knie.

Da bittet das blasse Mädchen mit den feinen, zerfetzten Kleidern den blutbefleckten Studenten, der die Leiche des blonden Mannes mitträgt:

„Tragt ihn in mein Hans. Er hat mich sehr geliebt. Ich will bei ihm Todtenwacht halten."

Vor dem alten Lncanus standen vier Männer. Der Eine trug eine Blouse und ein Halstuch mit flatternden Enden, ein Bart zog sich ihm von Ohr zu Ol,r unterm Kinn herum und rahmte ein verbissenes Gesicht mit stechenden Augen ein. Zwei hatten ihre Eylinderhüte in der Hand, an denen schwarzrothgoldene Eocarden saßen, und trugen zu ihren braunen Tuchröcken lebhaft carrierte Westen. Den Vierten endlich verriet!) der verschnürte schwarze Rock, und die viereckige Tnchmütze auf den glatten, langen Haaren als einen der Polen, die Tags zuvor aus dem Monbiter Gefängnis; entlassen waren.

Zu diesen Vieren sprach der Greis. Er stand nebeil seinem Lehnstuhl, dessen sich die zitternde Linke als einer Stütze bediente; die Rechte hatte er abwehrend ausgestreckt.

„Nein," sagte er fest, „niemals!" Das Leben meines Sohnes war eine Demonstration gegen die Ordnung. Er konnte mit diesem seinem ^cben verfahren nach eigener Wahl, denn er war ein freier Mann und mir nicht anders unteithan als durch Liebe. Aber seine Leiche gehört mir. Der Tobte soll nicht benutzt werden, um Demonstrationen fortzusetzen, die er selbst vielleicht nach diesen schrecklichen Tagen nicht mehr gebilligt hätte. Ich werde meinen Todten selbst begraben. Auf dem Gensdarmenmarke soll sein Sarg nicht mit aufgestellt, nicht im traurigen Triumphzuge durch die Stadt getragen werden. Das sagt Denen, die Euch geschickt haben."

„Aber Herr Professor!" wagte der Eine mit dem braunen Tuchrock noch bittend einzuwerfen.

„Mein Entschluß ist unerschütterlich," schloß der Greis und winkte, daß man gehen möge.

In mürrischem Schweigen zogen sich die Männer zurück. Als sie durch das erste Zimmer gingen, traten sie leise auf.

Da stand, von Blüthen, Grün und Ticolore bedeckt, ein aufgebahrter Sarg. Und das Mädchen daneben hatte fein dunkles Haupt tief auf die gefalteten, auf dem Kopfende des Sarges ruhenden Hände gelegt.

Sie bemerkte nicht, daß Fremde vor ihr vorüberschritten, sie bemerkte nicht, daß Karsten hereinkam und mit seiner Linken einen Kranz auf den Sarg legte; die Rechte trug er im Verbände. Sie bemerkte auch nicht, daß die Thür sich langsam, sehr langsam aufthat und Jemand hereinkam, dessen liebes, junges Gesicht ihr früher so oft schon von der Schwelle her freudig entgegen geleuchtet hatte. Heute freilich sah es verfallen, fast scheu aus.

War es der angestrenzte Dienst der letzten Tage, der Bollingens Gesicht so entfärbt und gealtert hatte? Und was zögerte er, sich zu Agnes Füßen zu werfen? Fünf lange, schreckliche Tage, fünf Tage, in denen das Ungeheuerste sich begeben, hatte er die Geliebte nicht gesehen.

Mit schweren Füßen ging er an den Sarg heran. Er stützte die Faust auf die Kante desselben, er suchte sein rasendes Herzklopfen zu überwältigen. Umsonst, die Pulse klopften ihm am Halse hinauf.

„Agnes!“ sagte er endlich mühsam.

Die Stimme erweckte sie. Sie fuhr empor und schauernd zurück.
Seine Arme öffneten sich.

„Nein,“ stammelte sie, „nein! Ich darf nicht! Ich bin Dir treulos gewesen. Dieser da war nicht mein Bruder, und in den Stunden des Kampfes Hab' ich mehr um ihn gebangt als um Dich! An seinen >iuß Hab ick gedacht, nicht an den Deinen!“

Fieberflecke glühten ihr roth auf den Wangen.

„Nicht Dein Bruder!“

Er athmete tief auf.

„Nicht Dein Bruder!“ Und fast klang es aus seiner Stimme, als sei ihm das die höchste Glücksbotschaft.

„Lasse mich — ich bin auf Deinen Haß gefaßt,“ sprach sie heftig.

„Nicht Dein Bruder!“ wiederholte er wie träumend. Dann sagte er sanft. „Du fieberst, Geliebte, was auch immer dieser Mann Dir gewesen, ich glaube nicht, daß sein Andenken uns trennen wird. Doch Dein Vater soll der Nichter sein zwischen diesem und uns!“

Er trat von Agnes hinweg und wandte sich dein Gemach des Greises zu.

Sie sank in ihre vorige Stellung zurück. Aber ihre Schmerzversunkenheit war zerstört; mit leidenschaftlicher Sorge dachte sie, daß in diesen Minuten ihres Lebensgeschickes Würfel sielen.

Der Greis saß in seinem Stuhl und mühte sich umsonst ab, seine Decken in die gewohnte Ordnung und seinen Stuhl in die gehörige Tischnähe zu bringen. Er ächzte und seine Stirn tropfte.

Ueber Willibalds Erscheinen zeigte er sich nicht so bewegt, wie dieser es nach solchen Ereignissen erwartet hatte.

„Wie gut, daß Du kommst. Ich armer alter Mann fühle jede Stunde, daß in solchen Zeiten schwache Greise zum Menschheitsplunder geworfen werden. Meine Knie frieren so — komm, stecke die Decke fest ein. Das arme Mädchen vergißt ihren Alten. Alles zeigt mir, daß ich jetzt besser in's Grab, als in die Welt passe.“

Volkingen hockte nieder und wickelte den Greis ein.

„Und doch,“ begann er, sich wieder erhebend, „ist Deine Gegenwart in der Welt noch unentbehrlich. Bei Dir ruht das Geschick Deiner Kinder. Du hast zu bestimmen über ihr Leben oder ihren Tod.“

„Tod — o, das Wort hören wir immerfort. Meinen herrlichen Georg Hab' ich hingegeben. Soll mir noch mehr geraubt werden? Diesen Verlust werde ich nicht mehr verwinden.“

Volkingen senkte das Haupt. „Dann ist meine Sache hoffnungslos,“ sagte er leise.

„Euch soll mein Gram nicht verhindern an Glück zu denken,“ sprach der Greis mit seiner himmlischen Milde. „Grade in Eurem Glück wollen meine Augen noch die Verheißung einer besseren Zukunft sehen.“

„Vater,“ rief der junge Offizier, „laß mich mein Herz vor Dir entfalten, wie ich Dir schon einmal an dieser Stelle von der Qual meinc.s Innern sprach.“

„Wie?“ fragte der Greis aufmerksam, „ist es möglich, daß sich nach diesen Tagen noch der Zwist in Deinem Innern fortsetzen kann?“

„Nein!“ fuhr Volkingen in höchster Leidenschaft fort, „diese Tage haben'meinem Pflichtgefühl Bande von Eisen umgeschmiedet. Es kann durch keine Zweifel mehr zersprengt werden. Laß Dir erzählen: am Schlosse standen wir und bewachten unfern König. Vor uns wogte die Menge. Einmal war es mir, als sähe ich noch vor mir einen bekannten, blonden Kopf. Doch kann ich das nicht gewiß behaupten. Ein Schuß siel, der teuflische Schuß, der die Menge zu wüthenden Tigern wandelte. In Gefechtsordnung rückten mir ab. Kämpfend kamen wir über die Straßen — Gerüchte drangen uns schon entgegen, daß man die Kasernen stürmen wolle, auch die Kaserne des Aleranderregimentes. Den Waffenvonath unseres Regiments zu vertheidigen stürmten wir vorwärts. Als unsere Compagnien ankamen, erlagen die in der Kaserne consignirt gewesenen Mannschaften schon dem rasenden Angriff einer überlegenen Menge, die nicht blos mit Waffen, die mit siedenden Oelgüssen, mit Schleudersteinen, mit Sandmürfen focht. Ich konnte nichts denken. Mein ganzer Mensch war die eine thatgewordene Empfindung: mit Gott für den König! Die Raserei hatte aus mir, wie aus den Leibern unserer Angreifer, jedes Erbarmen mit Menschlichem fortgefegt. Meine Nebenleute fielen, auf den Leichnam meines liebsten Kameraden sah ich ein entmenschetes Weib den Fuß setzen. Ich schoß das Weib nieder. Das Wuthgeheul der Aufruhrer antwortete. Der betäubende Lärm der Schüsse, des Geschreis durchschallte die Straße. Vor Pulverdampf sah man kaum das Nächste. Schon wichen die Auftrührer zurück, schon schien ihr Muth zu erlahmen. Da erschien ein Mann auf der Barrikade, seine mächtige Gestalt, sein donnernder Befehl entflamte Alle auf's Neue. Die Fahne in seiner Hand schwenkte sich. „Es lebe die Freiheit!“ rief er. Und da — da — wie ein Blitz durchfuhr es mich: dies ist nicht die Freiheit, dies ist eine schlimmere Tyrannei als aller Fürsten despotischer Wille; dies ist nicht der Weg zum deutschen Kaiserreiche, und diese, deren Blut ich vergieße, sind nicht meine Brüder! Ihr Wahnsinn hat sie von mir geschieden. Und über das Knattern des Schüsse hinweg, rief der Mann noch einmal: „Es lebe die Freiheit!“ Da schrie ich auf und zielte und schoß ... und der Mann fiel vornüber von der Barrikade hinein in unsere Reihn. That ich Recht, mein Bater? Oder bin ich ein Brudermörder?“

Mit flammendem Angesicht und keuchender Brust stand der junge Offizier vor dem Greis. Die Frage war nicht eine von den Fragen, die Antwort heischen. Man sah, sein ganzes Wesen war durchglüht von dem Bewußtsein, daß er nach einem furchtbaren, aber heiligen Rechte gehandelt hatte.

„Du hast in herber Nothwendigkeit Deine Pflicht gethan. Nicht Dn, mein Sohn, bist str das Blut verantwortlich, das durch Deine Hand geflossen,“ sagte der alte Lucanus, mit dem Ernste eines Priesters auf der gefurchten Stim.

„Und dieser Mann,“ sprach Volkingen, mit ausgebreiteten Armen vor dem Greise knieend, „dieser Mann war Dein Sohn!“

Der Greis legte sein Haupt zurück und schloß die Augen. Wie scharf auch der Blick des jungen Mannes sein Gesicht durchforschte, er konnte in den Zügen des Alten nicht lesen, was in dessen Seele vorging.

Willibald faltete seine Hände auf dem Knie des Greises. So verharteten sie lange.

Dann aber schlug der Greis die Augen auf. Der Abglanz einer höheren Welt war darin sichtbar.

„Du hast Größeres übermunden,“ sagte er leise, zu dem Bilde Friedrichs gewandt; „lehre Du mich gerecht sein.“

Willibald wagte nicht zu athinen.

Der Greis legte ihm schwer die Hand auf die braunen Haare. „Nicht Du bist für das Blut verantwortlich, das durch Deine Hand geflossen ist“, wiederholte er feierlich.

Die Erregung des jungen Offiziers brach sich in Thränen Bahn.

Sie brauchten Beide lange Zeit sich zu sammeln, dann sagte der Greis:

„Erschüttere nicht Agnes Seele mit dieser Kunde. Ihr Wesen ist ohne das aus den Fugen. Der Sturm, der von ihm ausging, hat ihr alle Fassung geraubt.“

Bolkingen sprang auf.

„Ich dachte, daß ich meine Hand nicht mehr nach einem Weibe ausstrecken dürfe, dem ich verwandtes Blut vergossen. Ewigen Abschied zu nehmen kam ich her. Heute Abend verlassen wir ohnedies, die letzten aller Truvven, die Stadt. Ein zu unbegreiflicher Befehl ist ergangen, als daß ich zu wagen glaube, er komme direct, ohne Mißverständnis? vom König. Nur die Bürger sollen ihn beschützen, alles Militär zieht ab! — Wer kann auf ein Morgen bauen! Und nun sagte mir Agnes ein Wort — der Todte war also nicht Blut von Deinem und ihrem Blute? Er war nicht ihr Bruder und nicht Dein Sohn? So darf ich noch hoffen — so wird niemals, niemals in Agnes Seele der fürchterliche Gedanke Wurzel fassen, ich fei ihres Bruders Mörder und sie selbst dieses Mörders Gattin?“ So rief Volkingen.

Mit schmerzlichem Lächeln sagte der Greis:

„Wie doch die Jugend sich immer an die Form der Dinge hält, und nicht das Wesen erkennt. Wenngleich Georg nur mein Adoptivsohn mar, stand er meinem Herzen doch nahe wie ein leibliches Kind, und so ist mir sein Verlust überwindlich grausam zu tragen wie der eines Sohnes. Aber auch wenn er nicht nur durch Gewöhnung, wenn er von Natur mein gewesen wäre, dennoch hätte ich Dir gesagt: Du bist nicht der Verantwortliche für seinen Tod, nur der Arm des Gerichts bist Du, das er selbst sich heraufbeschworen.“

„Wie kann ich mit diesem Bemußsein neben Agnes hinleben!“ rief Bollingen von Jammer übermannt.

„Du weißt nicht Alles. Georg mar in Liebe zu ihr entbrannt. Da enthüllte ich ihnen, daß sie keine Geschwister seien. Sein Ungestüm glich immer dem Ungestüm stürzender Gebirgswasser, könnend, schön und nutzlos! Dieses Ungestüm übersiel ihre keusche Seele und versetzte sie in Aufruhr. Ich kann nur ahnen, was in ihr Alles erwachte. Schone sie, wenn Du das Gefäß ihrer Gedanken nicht überfüllen nnd zerstören willst.“

Bolkingen stand wie entgeistert. In solchen Gefahren war sein Glück gewesen? Seine Liebe hatte ihm Jener rauben wollen? Schonungslos dem schnell erwachten Gelüste folgend? Ebenso wild und rücksichtslos, der Rechte Anderer nicht achtend, wie nach der „Freiheit“ und dem „einigen Baterland“, ebenso hatte er nach dem Weibe gestrebt, das nicht mehr mit freiem Herzen vor ihm stand?

„Das war Gottes Gericht!“ sagte er dumpf.

„Wenn Du es so nennen willst — ja,“ sprach der Greis. „Für mich ist es der Geist der Geschichte, der sich anch im Einzelschicksal sein Recht verschafft.“

„Nein,“ murmelte der junge Offizier vor sich hin, „nein, nicht noch schwerer soll ihr Frieden gestört werden. Dieser Wunsch giebt inir die Kraft, es ewig vor ihr zu verschweigen, daß er durch meine Hand fiel“.

„Komm zu ihr.“

Willibald hob den Alten fast aus dein Stuhl und führte ihn an seinein Ann in das Gemach, wo Agnes noch am Sarge stand.

„Sieh, mein Mädchen/“ sprach der Greis mit jenem Humor, der ein Gewand der Barmherzigkeit ist, „ich habe noch einen starken, festen, jungen Ann, an welchem ich noch ein gut Stück Leben sicher gehen kann.“

„Meine Agnes!“ rief Willibald schmerzlich.

Sie wandte das gramzerstörte Antlitz ihm zu.

„Vergiebst Du mir, daß ein Theil meines Herzens sich von Dir zu diesem wandte, daß er ihm ewig gehören wird?“ fragte sie.

Er nahm die arme kalte Hand von dem düsteren Bett fort, darauf sie ruhte.

„Geliebte,“ sagte er mit thränenverschleierter Stimme, „das Wort Vergebung wird ein Höherer über uns allen aussprechen, und wer sich ihrer bedürftig fühlt, der mag sich daran laben. Du und ich, wir wollen nicht mit einander abrechnen. Der Sturm hat unser Haus in Trümmer geworfen, der Baugrund aber ist nicht erschüttert. Wir wollen den Muth fassen, uns ein neues Leben und ein neues Glück aufzurichten.“

Weinend lag sie an seiner Brust, in welcher, sie fühlte es trostreich, ein fester und unerschütterlicher Sinn durch den Sturm sich durchgerungen hatte und zur vollen Reife gelangt war.

Die Augen des Greises waren feucht geworden.

„Und Du, mein Sohn,“ sagte er, das Gesicht zum Sarge hinabneigend, „Tu, mein stiller Schläfer, fahre wohl! Die flammenden Jrthümer dieser Zeit werden in Asche zerfallen, wie Du. Aber wie Deine Seele unsterblich

ist, so ist auch ein Unsterbliches in der Bewegung dieser Zeit. Immer wieder wird es auferstehen, und ein Tag wird dennoch kommen, an dem Preußens König deutscher Kaiser ist. Und erst an diesem Tage wird der Geist des großen Friedrich Fürsten und Völkern vergeben, was sie gesündigt haben!"

Ludwig pietsch.

von

Paul Lindrnberg

— Berlin. —

^er furchtbare Schlag, welcher Deutschland durch den Tod seines zweiten Kaisers von Neuem getroffen und uns wiederum mit dem Gefühl wehmüthiger Trauer erfüllte, er hat auch so mancherlei Hoffnungen und Erwartungen unerfüllt gelassen, welche die deutsche und im Specielln die Berliner Presse aller Parteischattirungen auf die Regierung Kaiser Friedrichs gesetzt hatte. Es ist ja hinlänglich bekannt, mit wie regein und aufrichtigem Interesse der von einem jähen Schicksal so früh dahingeraffte Monarch die Entwicklung der Tagesliteratur verfolgt, welche Bedeutung er der letzteren zugemessen nnd wie zwanglos und leutselig er mit ihren Vertretern verkehrt hat. Er wußte den schwierigen und aufreibenden Beruf der Journalisten wohl zu würdigen, und manch hübsches, kam» in die Oeffentlichkeit gelangtes Geschichtchen legt davon Beweis ab. So bemerkte er einst bei irgend einer Eröffnungsfeierlichkeit in Berlin, daß der den Repräsentanten der großen Blätter zugewiesenen Platz ein herzlich schlechter war. Sofort wandte er sich an die Comitcknitglieder mit nicht mißzuverstehenden Worten, deren letzte lauteten: „Diese Herren hier sind weit nothwendiger als Sie; denn wenn sie nichts darüber schreiben, erfährt die Welt überhaupt nichts von Ihrem Unternehmen, und Sie hätten dasselbe gar nicht veranstalten brauchen!"

Ein Berliner Schriftsteller aber erfreute sich des ganz besonderen Wohlwollens des Kaisers ^ es mar Ludwig Pietsch, und noch kurz vor dem Tode des Herrschers erhielt er einen neuen Beweis davon in Gestalt einer persönlichen Einladung zur Bermühlung des Prinzen Heinrich. Pietsch konnte derselben nicht nachkommen, da er fern von der deutschen Heimat auf türkischem Boden weilte, und er sollte lebend seinem hohen Beschützer nicht niehr danken können — auf der Todtenbahre erst fand er ihn wieder! Ergreifend beschreibt er dies Wiedersehen im Sterbeziininer des Schlosses Friedrichskron: „Das Antlitz erschien noch immer in seiner ganzen Herrlichkeit. In ruhigem Schlummer schien es dazuliegen. Gelblich von Farbe, aber ohne eine Spur der Entstellung durch die langen furchtbaren Leiden, von denen er endlich Erlösung fand und ausruht. Der bräunliche Bart ivalte, von keinem Tuch verdeckt, über den Hals hin. Die erhabene, ernste Majestät des Todes war wohl über dies Heldenantlitz ausgegossen. Aber em Schimmer jener, der gütigsten Seele entquellenden Freundlichkeit, welche diese Züge während des Lebens verklärte, war auch vom Tode nicht ganz vermischt und milderte dessen Startheit. Das strahlende blaue Auge aber war geschlossen für immer, das wir so oft im heiligen Feuer Blitze sprühen, so oft in erquickender Heiterkeit leuchten und lächeln sahen! . . . Und mit meines Geistes Augen sah ich dieses Antlitz, diese Gestalt wieder lebendig vor mir in all' den größten Momenten dieses nun erloschenen Heldenlebens, am Abend von Wörth, am Abend von Sedan, am Tage von Versailles

. . . . Und so mußte es enden!"

Tie Auszeichnung, welche Ludwig Pietsch bei jeder sich darbietenden Gelegenheit während vieler Jahre durch den Kronprinzen genossen hat, sie charaklerisirt vortrefflich die bedeutende Position, welche diePersönlichkeit dieses liebenswürdigen Menschen und Schriftstellers in der geselligen, künstlerischen und literarischen Welt der Neichshauvtstadt einnimmt. In seltener Weise ist Pietsch mit Berlin, mit der Stadt sowohl wie mit ihrer gesellschaftlich tonangebenden Bevölkerung, verschmolzen. Er mag für Viele, die nie mit ihm in directe Berührung gerathen sind, und zumal für Diejenigen, welche ihre Kenntniß des Berliner Lebens nur aus den Zeitungen schöpfen, gar nicht mehr eine Person von Fleisch und Blut sein, sondern mehr ein Begriff für die aufmerksamste, unterhaltendste, gewissenhafteste Berichterstattung über oll' Das, was den kaleidoskopartigen, täglich neue, anziehende Ueberrafchungen bringenden Jahreslaus einer Weltstadt ausmacht. Diese originelle Vielseitigkeit, welche doch niemals etwas Oberflächliches an sich hat, läßt auch Pietsch einen bevorzugten Platz unter den Schriftstellern selbst einnehmen, denen es ja, wie jedem anderen Stande, an einer gewissen Rangordnung nicht fehlt. Er ist eben in keine bestimmte Kategorie einzureihen, weder in die des Kunst- oder Neiseschriststellers, noch in die des spezifischen Berliner Schilderers oder des flüchtigen Feuilletonisten; er ist dies Alles zusammen und jedes zu seiner Zeit, mit Hingebung, mit Eiser, mit sicherem Verständnis;. Nicht minder schwer sind seine Arbeiten zu definiren. Es sind keine grundlegenden Berichte und auch keine leicht hingeworfenen, schnell verwehten Feuilletons; sie erscheinen uns immer wie ein aumuthig und graciös gesonntes Werk aus edlem Metall, welches nur der flüchtige Betrachter mit hübschen billigen Modeschöpfungen verwechseln kann, dessen sorgfältige nnd gediegene Herstellung aber derjenige sofort erkennt, der mit Berständniß näher hinschaut und nicht achtlos daran vorüberwandelt.

Einen ausgeprägten Reiz erhalten Pietsch's Arbeiten dadurch, das; in jeder von ihnen, welches Gebiet sie auch berühren mögen, ob das einer Kunstaussstellung, einer Sammlung kunstgewerblicher Erzeugnisse, eines fernen Landes und Volkes, einer Lebensbeschreibung, einer Erinnerung an frühere Zeiten, einer Schilderung eines Festes, Balles, künstlerischen Auszuges oder dergleichen — seine persönlichen Empfindungen und Gefühle starke Geltung haben und sich derart warm und herzlich dem Leser mittheilen, daß dieser sie alsbald als einen Theil seines eigenen Ich betrachtet und wachsendes Interesse denjenigen Gegenständen schenkt, die nach semer Individualität für ihn eigentlich von größter Unwichtigkeit sind, und die er bisher niemals einer Beachtung für werth gehalten hat.

Ein derartiger Erfolg — nach unserer Ansicht der schönste, den sich ein Schriftsteller wünschen kann — vermag natürlich nur von einer ganz eigenartigen, von der gütigen Mutter Natur besonders beanlagten Persönlichkeit auszugehen. Bei Pietsch finden wir denn auch nichts Unfertiges und Halbes, nichts Falsches und Gemachtes; sein ganzes Wesen ist durch und durch gesund, ihm haftet nichts Manierirtes und Gekünsteltes oder Ausgeklügeltel an. Trotz der Zahl seiner Jahre, die sein Haar schon gebleicht, hat er sich körperlich wie geistig die denkbar größte Frische nnd Nrsprünglichkeit zu bewahren, hat er sich eine seltene Lebensfreudigkeit zu erhalten gewußt. Erfüllt von warmer, hingebungsvoller Begeisterung für all« Schöne nnd Gute, Wahre nnd Edle, tritt er überall mit beredter Sprache für die idealen Güter des Lebens ein, mit Innigkeit, mit Leidenschaft das verfechtend, was seine Sympathie gefunden, der treueste Freund seiner Freunde, stets bereit, mit Nath und That für sie einzutreten und ihnen überall helfend zur Seite stehend; er selbst dabei von einer rührenden Bescheidenheit, niemals sich hervorbringend, niemals in eigenen Angelegenheiten das Wort ergreifend. Obwohl er die halbe Welt durchwandert hat, ist ihm darüber nicht der froheste Naturgenuß verloren gegangen: er, der die glühende Farbenpracht des Orients kennen gelernt, der „vieler Menschen Städte gesehen und Länder erforschet", der die blutigen Gräuel des Krieges erlebt und fast allen welthistorischen Ereignissen der letzten Decennien beigewohnt hat, er empfindet die ungetrübteste Freude und Bewunderung über einen blühenden Baum, über eine frisch grünende Wiese, über ein Stückchen Himmelsblau und einen lächelnden Sonnenstrahl.

All' dies, von einer umfassenden Bildung, von einer weitsichtigen Menschenkenntnis; unterstützt, kommt in seinen Schriften zum lebhaften Ausdruck. Was Wunder, daß dieselben den verdienten Erfolg finden, daß ihm Jeder gern lauscht nnd willig seinen Berichten, wohin sie uns auch führen mögen, folgt. Wie Pietsch persönlich der beste, der unterhaltendste Gesell

schafter ist, wie man nie müde wird, seinen Erzählungen zuzuhören, so ist er es auch mit der Feder — flott, anregend, amüsant, stets kurzweilig, lebenssroh, eben stets er selbst! Dazu kommt die Leichtigkeit seines Stils, die Gefälligkeit seiner Ausdrucksweise. Niemals schlägt er einen trockenen, pedantischen Ton an, seine Sprache ist durch und durch natürlich, man merkt sogleich, daß er das, was und wie er schreibt, selbst empfindet. Auf dem Gebiete der Kunstkritik hat es Pietsch schnell zu autoritativem Ansehen gebracht. Hier unterstützte ihn besonders sein früherer Beruf als Zeichner und Maler, nicht minder sein scharfes Äuge und sein eben hervorgehobenes feinsinniges Naturempfinden. Niemals hat Pietsch — hier deckt sich eben wieder der liebenswürdige Mensch mit dein Schriftsteller — sein Ansehen als Kunstkritiker mißbraucht, niemals hat er durch jene „Schneidigkeit“ imponiren wollen, die sich in höhnendem Tadel äußert und beißenden Spott über den Künstler und sein Werk ergießt; ruhig und sachgemäß ist sein Urtheil stets gewesen. Wo er die Spuren eines bedeutenden Talentes entdeckt, da findet dasselbe in ihm einen eifrigen Verfechter: wo er sein Mißsallen äußern muß, thut er es in milder, nicht verletzender Form, mit sicheren Worten auf die Fehler hinweisend und dabei vielleicht doch noch diesen und jenen, wenn auch noch so kleinen Vorzug entdeckend, der den Getadelten nicht ganz entmuthigt läßt. Viele Künstler verdanken hierdurch Pietsch ihre ganze Existenz, viele haben durch ihn erst ihre Eigenart erkennen gelernt, sind zur Einficht ihres Talentes gekommen, und unter ihnen befindet sich Mancher mit klangvollem, meittönendem Namen.

Als Kunstkritiker verdiente Pietsch seine ersten literarischen Sporen, und zwar genau vor dreißig Jahren. Im August 1858 hat ihn Wilhelm Lübke, an seiner Stelle, da er eine Neise nach Paris beabsichtigte, die eingehende Berichterstattung über die große Berliner KuustauStellung für die Haude- und Svener'sche Zeitung zu übernehmen, und mit aufrichtiger Freude kam Pietsch, der bis dahin fast ausschließlich mit dem Zeichenstift lhätig gewesen mar, dieser Aufforderung nach. Drei Tecennien sind seitdem verflossen; der damalige Neuling nit der Feder, dessen Initialen „L. P.“ unter seinen ersten, zagens geschriebenen siunst Referaten Niemand kannte, ist zu weitem Nuf gelangt, und wenn er heute zurückblickt auf die dreißig Jahre, die so gewaltige Umwälzungen im Gefolge gehabt, die aus jenem Berlin mit noch nicht einer halben Million Seelen eine viel benedete Kaisersiadt mit fast zwei Millionen Einwohnern geschaffen, fo darf auch er, der heute hochgeachtet inmitten des geistigen Berliner Gebens steht, mit dem, was er errungen und erzielt, wohl zufrieden sein.

In seinen kühnsten Jugndtrciumen hatte wohl Pietsch nie geahnt, daß man ihn einst zu den berühmten Schriftstellern zählen würde. Zu den berühmten Malern, ja, das war etwas Anderes, denn früh stand es bereits in ihm fest, daß er sich der Kunst Raphaels zuwenden wollte. Die alte Hansestadt Danzig, in der er am 25. December 1824 geboren ist, sie machte mit ihren alterthümlichen Häusern und Straßen einen tiefen Eindruck auf das empfindliche Gemüth des Knaben, und auch die Erzählungen des Vaters, der als einer der ersten Nationalfreiwilligen in das Aork'sche Regiment eingetreten und in der Schlacht an der Katzbach schwer im Gesicht und am Hinterkopf verwundet worden mar, sie mögen mit ihren Berichten aus den Tagen der Volkerhebung und der Abschüttelung des Fremdenjoches rege auf feine Phantasie eingewirkt und sie mit Plänen zu bildnerischer Darstellung dieser Kämpfe erfüllt haben. Die ganze Jugendzeit mar eine glück- und freudenreiche; die Knaben genossen im elterlichen Hause viele Freiheit, ungehindert konnten sie die herrliche Umgebung Danzigs durchstreifen und in den Ferien weite, einsame Fußtouren zu ostpreußischen Verwandten unternehmen. Besonders gern hielten sie dann Einkehr bei der Familie des Pfarrer Weber in Döbern, der merkwürdigsten zweiten Auflage der Pfarrhäuser zu Wakefield und Sesenheim. Einen wichtigen Einfluß gewann auf Pietsch während seines Besuches der Realschule zu St. Peter in Danzig der 18Z7 als Director dorthin berufene Professor Strehlke, und in bewegenden, dankerfüllten Worten erzählt noch heute Pietsch, daß Alles, was sein Geistesleben Erfreuliches zu Tage gefördert, zum Hmplttheile aus Samenkörnern hervorgegangen sei, die jener wahrhaft einzige Mensch in die jugendliche Seele gelegt habe.

Vom zwölften Jahre an machte sich das Zeichentalent des Knaben bemerkbar; und je mehr er allmählig in die Schönheiten unserer Dichterwerke eindrang, die sein ganzes Innere mit den Figuren der Tragödien und Epen erfüllten, je mehr äußere Anregung er durch den Anblick von Stichen und Gemälden empfing, desto schneller entwickelte sich bei ihm eine immer klarer hervortretende Befähigung zum Componiren historischer oder legendenhafter Ereignisse. Als er nun gar um das Jahr 1840 die ersten Blätter nach den Schöpfungen eines Cornelius, Kaulbach, Schnorr und der anderen München« Nomantiker erblickte, da wurde seine Begeisterung auf das höchste entflammt; diesen Meistern nachzueifern, schien ihm das idealste Ziel zu sein, und mehr als je handhabte er den Zeichenstift und erging sich in großen künstlerischen Plänen. Seine Befähigung blieb nicht verborgen, man sprach von dem Talent des Jünglings, und in der reichen Handelstadt fanden sich genug Männer — sie gehörten der Friedensgesellschaft an — welche ihren jugendlichen Sandsmann unterstützen und ihm zur Verwirklichung seiner Pläne, ein berühmter Künstler zu werden, verhelfen wollten.

So kam es, daß Pietsch 1841 nach Berlin gelangte, um die KunstAkademie zu besuchen und die ersten Stufen der erträumten NuhmeSleiter zu erklimmen. Die preußische Residenz hatte damals wenig von ihrem jetzigen glänzenden Gewände aufzuweisen, sie war noch theilweise von gutem provinziellem Schlafe umfagen und ahnte wahrlich nichts von der blendenden Metamorphose, die ihr in der Zukunft bevorstand. Wohl gab es, durch die französischen Vorgänge veranlaßt, mancherlei mehr oder minder heftige politische Discussionen, aber die weiteren Schichten des Bürgerfandes lieben von denselben unberührt. Ein etwas regeres Leben herrschte aus literarischen: und künstlerischem Gebiet. Auf ersterem machte sich noch die Tieck-Schlegel'sche Richtung geltend, fand aber doch schon lebhafte Gegenströmungen; auf letzterem erwartete man nach der so hoffnungsvoll begrüßten Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV., von dem man die höchste Förderung der Kunst, ein edles Mäcenatenthum erhoffte, viele und lieggehende Umwälzungen. War doch bald nach dem Regierungsantritt schon Cornelius nach Berlin berufen worden, „um die große und heilige Münchener Kunst auf den Boden der glaubenslosen preußischen Hauptstadt zu verpflanzen.“

Von eingehenden künstlerischen Studien aber war vorläufig für Pietsch nicht die Rede. Er war theils noch ganz in idealen Ansichten befangen, theils drang er erst jetzt tiefer in den Geist der Goethe'schen, Shakespeare'schen und Jean Paul'schen Werke ein, die eine neue Zauberwelt vor ihm erschlossen, theils nahm seine freie Zeit ein gewisses geniales Bummelleben iu Anspruch, die Freundschaft und Zusammengehörigkeit mit allerlei seltsamen Käuzen und ercentrischen Talenten und Halbtalenten, jenen Menschen, die er uns so liebenswürdig in diese?« Heft als „Epigonen der Nomantiker“ schildert. Von jenem sür uns moderne Berliner nur noch schwer vorstellbaren mildgährenden und doch nur wenig zu Tage fördernden Leben und Treiben in den an Mäusen und anderen unangenehmen Thierchen reichen, halb zerfallenen Stuben und Kammern der alteil Häuser in der Friedrich- und Behrenstraße, an deren Stelle sich heute stolze Paläste erheben, zog sich Pietsch langsam zurück, als er 1843 in das Atelier des damals als Portraitmaler beliebten Professors Öttö eingetreten war. Otto bewohnte in einer schmalen Straße im ältesten Theile Berlins ein einstöckiges, der Spree zugekehrtes Haus, in welchem zwei Räume als SchülerAteliers benutzt wurden.

Otto genoß bei den Besuchern der Akademie ein bedeutendes Ansehen. Er stand in dem Rufe, seine Schüler binnen Kurzen: in die geheimsten Tiefen der Malerei blicken zu lassen und ihnen somit bald die Wunderthore des Ruhmes zu eröffnen. Vielleicht hatte diese geheimnißvolle Kunde darin ihren Grund, daß er es als wichtigste und liebste Aufgabe seines Lehramtes betrachtete, seinen Schülern lange Vorträge voll mystischen Wortschwulstes und ungereimter Belehrungen „über das geheime Gesetz der wahren Zeichnung, nach welchem auch die Natur bei der Formation ihrer organischen Gebilde verführe.“ zu halten. Die jungen Raphaele hörten ihm gläubig zu und sahen mit Hochmuth auf ihre College« herab, da sie meinten, mehr als all' die Anderen in die Tiefen der Kunst eingeweiht zu sein. Erst allmnlig, nach Jahren, merkten sie ihre eigene Unfähigkeit sowie die ihres Meisters; fast immer war es dann zu einer Umkehr zu spät und sie schritten auf dem seichten Geleise weiter; ein nennenswerther Künstler ist aus dem Otto'schen Schülerkreise nicht hervorgegangen.

Das Jahr 1848 mit seinen plötzlich daherbrausenden Stürmen entriß Pietsch diesem Kreise. In jugendlichem romantischem Drange erblickte er wie so viele seiner Freunde in dem frischen Luftzuge, der Deutschland durchwehte, die endliche Erfüllung manches sehnsüchtig geäußerten Wunsches: mit Enthusiasmus vernahm er die Klänge der Rcvolutionsdichtung, und die Märztage sahen ihn im mildesten Volkstrubel. Die Entnüchterung blieb freilich nicht aus, und nit anderm Verständniß las er später Lamartine's „Histoires 6c»8 Oiroucim«, welche damals sein Evangelium war. Dasselbe Jahr brachte noch mancherlei Veränderungen in Pietsch's Leben hervor. Sein Vater wurde ihm genommen, und gewissermaßen als Ersatz für die schmerzliche Lücke führte er bald darauf ein schönes siebzehnjähriges Mädchen zum Altar, freilich wohl ohne sich vorher überlegt zu haben, daß die Ehe auch doppelte Verpflichtungen auferlege. Mancherlei Beschwerde und bittere Drangsal blieb nicht aus, die Roth klopfte häufig mit hartem Finger an die Thür des jungen Haushaltes, uud es gab schlimme, bittere Tage und Wochen zu überstehen. Unentwegt, arbeitsam harnte die Lebensgefährtin an der Seite des Gatten aus, der für die Familie durch Zeichnen und Lithographiren den kargen Unterhalt erwarb. Bitter lächelnd mag er oft genug an die einstigen hochfliegenden künstlerischen Pläne gedacht haben! [^]

Endlich, 1853, besserte sich ein wenig seine sorgenvolle Lage. Pietsch lernte Franz Duncker, den einflußreichen Besitzer der „Volks-Zeitung“, kennen und fertigte für ihn und dessen Bruder Alexander Zeichnungen nach plastischen Werken an. Duncker zog den Künstler auch zugleich in sein gastreiches Heim, welches der Sammelpunkt aller liberalen Elemente (zu denen damals die bedeutendsten Männer derLiteratur, sinnst, Wissenschaft, Publicistik, ja sogar, wenn auch mehr oder minder heimlich, der Justiz und Beamtenwelt gehörten) war und viele Jahre hindurch geblieben ist. Pietsch schloß hier viele Freundschaften für das ganze Leben und lernte eine stattliche Reihe von Menschen kennen, deren Namen den tönendsten Klang besitzen und die eine einschneidende Nolle im Leben unseres Staates und Volkes spielten. Aber eine männliche Gestalt hat doch auf ihn den tiefsten und unauslöschlichsten Eindruck hinterlassen. Pietsch selbst erzählte gelegentlich davon: „An einem Spätherbsttage des Jahres 1857 sah ich Jenen zum ersten Mal. In einem schmalen Cabinet empfing die Hausfrau gewöhnlich ihre Freunde zur Kaffeestunde. Dort, nach längerer Abwesenheit auf einer Reise, eintretend, sah ich sie sitzen und aufinerksam der Vorlesung lauschen, welche ihr ein junger Mann von etwa dreißig Jahren aus Ariost's „Rasendem Noland“ hielt. Welliges, kurzkrauses, dunkelblondes Haar bedeckte bürstenartig aufstehend seinen Scheitel über einer hohen, prachtvoll gemeißelten buckelreichen Stirn, unter deren beschattenden Bogen ein Paar lichtblaugraue Augen mit fascinirendem Glänze hervorblickten. Das vornehm gesonnte, blasse Gesicht mit der, die orientalische Stammesheimat nicht völlig verleugnenden, fein gebogenen Nase und dem von einem dünnen Schnurrbart überschatteten, schön gezeichneten Munde schloß nach unten hin ein mächtiges Kinn wie ein Felsen ab. Dies ganze Antlitz war wie die Verkörperung der höchsten Intelligenz und der gewaltigsten Energie. Der so gestaltete Kopf saß auf ziemlich langem Halse — gleich jenem, auf welchen Bansen an Egmont hinweist — über ziemlich schmalen Schultern. Die Hausherrin stellte uns einander vor — sein Name war: I»r. Ferdinand Lassalle.“

Pietsch genoß lange den anregenden Verkehr Lassalle's, auch zu dem großen Nationalökonomen Prince Smith trat er in nähere persönliche Beziehungen; daneben aber wurde fleißig und unermüdlich gearbeitet, denn seine Familie hatte Zuwachs gewonnen, und der Kampf um das tagliche Dasein ließ ihn nicht zum Ausführen größerer künstlerischer Ideen kommen. Neben der Verbindung mit Alexander Duncker, für dessen Verlag er umfangreiche zum Farbendruck bestimmte Wandblätter, wie beispielsweise „Rauch in seiner Werkstatt“, zeichnete, hatte er auch einen ziemlich regelmäßigen Berkehr mit der „Jllustrirten Zeitung“ in Leipzig angeknüpft, für welche er die in den Berliner Bildhauer-Ateliers und den bedeutsamsten Gißbereien entstehenden Denkmäler, Statuen, Büsten, Gruppen ze. skizzirte. Daneben illustrirte er Erzählungen (Storm's „Immenses“), Romane und Jugendschriften und porträirte in Kreide, Lithographie und Oel; zugleich sing er aber auch an, mit der Feder thätig zu sein, indem er Texte zu einigen kunstgefchichtlichen photographischen Albums für Gustav Schauer's Verlag schrieb.

Schmer, wie so viele anderen Künstler, hat sich Pietsch durchringen muffen, und es mag nicht an Momenten gefehlt haben, wo er mit Verzweiflung in die Zukunft blickte und finsteren Gedanken sich hingab, Äber waren die trüben Stimmungen vorüber, so stellte sich auch wieder Ser alte freudige Lebensmuth bei ihm ein. War.er auch nicht zum großen Meister berufen, der die Kunst in neue Bahnen lenken sollte — ein echtes, rechtes Künstlergemüth, das nicht so leicht verzagt und immer wieder seinem guten Stern vertraut, das hat er stets besessen und besitzt es auch noch heute!

Nachdem Pietsch 1858 für die Spener'sche Zeitung die ersten Berichte über die Berliner Kunstausstellung geschrieben hatte, wandte sich sein Interesse mehr und mehr der Schriftstellerei zu; er sah dieselbe aber vorläufig doch nur als einen sehr erwünschten und gut verwendbaren Nebenerwerb an. Hätte er sich damals auf seine Feder allein verlassen müsse», er würde bald verhungert sein, denn das gediegene Feuilleton, wie es eben durch Pietsch jo sehr zu Ansehen gelangt ist, wurde von den Zeitungen fast gar nicht gepflegt und, wo da der Fall war, sehr gering bezahlt. Ein Thaler, das war das Honorar, welches Pietsch von einer Danziger Zeitung für jeden Berliner Aufsatz erhielt! Heiß willkommen waren daher für ihn größere Aufträge, die auch sein Compositionstalent wieder erweckten; so zeichnete er für den schon erwähnten Alexander Duncker zwei umfangreiche Kunstblätter: „Schiller bei den Seinen“ und „Goethe im deutschen Hause“; ferner bildeten Szenen aus Goethe's Leben die Motive zu einer ganzen Reihe bildnerischer Darstellungen für die „Jllustrirte Zeitung“.

Im April 1863 erfüllte sich Pietschs sehlichster Wunsch — er konnte durch die Unterstützung Befreundeter einen für ihn sehr werthvollen dreimonatlichen Aufenthalt in Paris nehmen. Freilich hieß es auch hier unermüdlich arbeiten und thätig sein, denn es galt die in Berlin gebliebene, aus Gattin und sechs Kindern bestehende Familie zu ernähren. Während er Vormittags in Gleyre's Atelier Mal- und Naturstudien oblag, Mittags im Louvre copirte und Nachmittags für deutsche Journale zeichnete, schrieb er Morgens und Abends, oft auch Nachts, für die Spener'sche sowie für die Berliner Allgemeine Zeitung Feuilletons und Kunstberichte aus der leichtlebigen Seinstadt. In der letztgenannten erneuerte er die 1847 in Berlin mit Turgenjew geschlossene Freundschaft, die bis zu dem Tode des Dichters eine überaus innige und vertraute geblieben ist. Fast kein J«hr ist seitdem vergangen, ohne daß er einige Zeit in dem schönen Baden-Baden mit Turgenjew und dessen kunstsinniger Freundin Frau Viardot-Garcia verbracht hätte. Nach Berlin zurückgekehrt, mußte er zu seinem Leidwesen die Palette an den Nagel hängen und sich wieder dem Jllustriren von Klassikern und neueren Schriftstellern — u. a. Reuter's „Stromtid“ — sowie dem Zeichnen für illustrierte Zeitschriften widmen.

Seine fortgesetzte literarische Thätigkeit, die anmuthige, einsichtsvolle Art seines Kritisirens, sein anregendes, mit liebenswürdigem Humor durchsetztes Plaudertalent hatten allmählich auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn gelenkt und die Nedaction der „Vossischen Zeitung“ bewogen, mit ihm 1864 in nähere Verbindung zu treten, die seitdem von Jahr zu Jahr eine festere wurde. Trotzdem er aber jetzt einen Theil des Tages nur die Feder führte, legte er den Zeichenstift doch nicht bei Seite, und noch 1867, als er von der „Vossischen“ zur Weltausstellung nach Paris gesandt war, zeichnete er dort viel für das „Daheim“ nnd andere Blätter. 1868 schloß er ein zweites dauerndes literarisches Band und zwar mit der „Schlesischen Zeitung“, für die er an Kossak's Stelle die regelmäßigen „Berliner Briefe“ schrieb und noch schreibt, aber auch in anderer Hinsicht vielfach thätig war und ist.

Von dem zuletzt genannten Jahre an datirt Pietsch's rastloses, an Abwechselungen überreiches Wanderleben, dem wir so viele enthusiastische, stets von der liebevollsten Betrachtung zeugende Berichte verdanken, die in ihrer Farbenpracht und begeisterten Stimmung eine Ergänzung zu den Eduard Hildebrandt'fchen Aquarellen bilden können. Im April 1869 lernte er zum ersten Male den Orient kennen. Herrliche, unvergeßlich holde Frühlingstage waren es, die er in Venedig, Triest, Corfu, Athen, Constantinopel verlebte, und der Zauber der südlichen, wunderbaren Natur, der ganze tiefe seelische Genus; einer solchen Reise spiegeln sich in seinen als Buch unter dem Titel: „Nach Athen und Bnzanz“ gesammelten Aufsätzen wieder.

Tie leidenschaftliche Sehnsucht, welche wohl Jeder hegt, der einmal im Orient war, diesen nochmals zu besuchen, sollte sich bei Pietsch rascher als er vermuthete erfüllen. Als im October desselben Jahres die Eröffnung jenes Riesenwerkes menschlicher Thätigkeit und Kraft, des Suez-Canals, bevorstand, wurde er zu derfelben als Vertreter der „Vofsischen Zeitung“ vom Khedive eingeladen. In Port-Said traf er den damals noch preußischen Kronprinzen, dem er bereits 18L3 auf einein Maskenballe in dessen Palais zu Berlin vorgestellt worden war, und und gleich darauf zum zweiten Male in Jsmaila, der Stadt am Timsachsee, in der Mitte der Länge des Canals, wo die Hauptfeste stattfanden. Hier lud der preußische Thronfolger Pietsch ein, ihn auf seiner Nilreise bis zu den Katarakten zu begleiten. Freudig wurde dies Anerbieten angenommen, aber der schöne Plan sollte nur — Plan bleiben. Auf der Rhede von Suez, wo das Schiff, welches Pietsch benutzte, später anlangte als des Kronprinzen „Grille“, wurde das Boot, auf dem der unternehmungslustige Schriftsteller in Gesellschaft dreier Marinecadetten der „Hertha“ an das Land fahren wollte, von einer ägyptischen Tampfbarkasse überfahren und zerschellt. Pietsch sank sofort in die Tiefe, kam nochmals in die Höhe und wurde von einem jener Eadetten, der an Bord des Dampfers geklettert war und ein Boot ausgesetzt hatte, durch Hinreichen eines Bootshakens gerettet. Ter Kronprinz war aber unterdessen schon nach Eairo abgedampft. In durchnäßen Kleidern, denn auch der Inhalt seines Koffers war vollständig durchgeweicht, mußte Pietsch die 'Nachtfahrt eben dorthin antreten. Als er in früher Morgenstunde vor dem Schloß Kasr el Nil ankam, erfuhr er, daß der

Kronprinz, der die ganze 'Nacht hindurch auf sein Eintreffen gewartet hatte, kurz vorher abgereist war. Nach mehrtägigem Aufenthalt in Eairo machte Pietsch mit den übrigen Gästen des Khedive auf einem viceköniglichen Dampfer die Nilreise bis zum ersten Katarakt.

Hatte hier Pietsch den Anschluß an den Kronprinzen verfehlt, so sollte er ihn bei einer anderen, allerdings viel ernsteren Gelegenheit desto besser erreichen. Als sich im Juli 1870 die dräuenden Kriegswolken so überraschend schnell entluden, war Pietsch gerade erst aus Paris nach Berlin zurückgekehrt. Sofort hieß es, im Dienste der „Schleichen" und „Bossischen Zeitung" den Koffer von Neuein packen und die deutschen Heere gen Frankreich begleiten. Im Trubel jener stürmischen Tage durfte er nicht hoffen, noch im letzten Augenblick offizielle Papiere zu erhalten, und so fuhr er denn am 1. August ohne Paß und Erlanbnißschein oder dergleichen ab. Ter Anfang war wenig ermuthigend, denn von Eisenach bis Frankfurt legte er, aus Gnade mitgenommen, die Reise in einem von Garde du Corps und deren Rossen besetzten Güterwagen zurück. In entsetzlicher Hast und Aufregung ging es dann weiter nach Speyer, Landau und Weißenburg; die Schlacht war gerade geschlagen, und ermüdet, bestaubt, hungrnd und durstend mußte Pietsch seinem Beruf nachkommen und seine Erlebnisse und Eindrücke berichten. Am Tage von Wörth kam er, von einem Postwagen des 11. Corps mitgenommen, auf das Schlachtfeld, wo der Kronprinz, ohne ihn zu sehen, an ihm vorübertritt. „Im ruhigen Schritte seines Fuchses kam er uns bergab entgegen im letzten Abendschein: still und freudig, gehoben und demüthig vor dem gewaltigen Schicksal." Die Nacht, während welcher der Regen in Strömen herniedergeoß, mußte Pietsch zwischen den Todten und Verwundeten zubringen, vom ersten Morgengrauen an inmitten entsetzlicher Verwüstung wieder schreibend und zeichnend; hungrig marschirte er Abends zu Fuß die zwei Meilen nach Sulz zurück, wo er die Nacht auf der Diele des Wirthshauses campirte. Am kommenden Morgen regnete es in Strömen, endlose Truppenmassen, jeden Weg verspeisend, schoben sich dahin, und Pietsch sah jede Möglichkeit abgeschnitten, ohne Passierschein als Civilperfon weiterzukommen. In trüber Stimmung hatte er sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, in die Heimat zurückzukehren, da entsteht plötzlich unter den vorbeimarschirenden Truppen eine lebhafte Bewegung, stunnische Hurrahrufe werden hörbar und schwellen brausend an: der Kronprinz, „unser Fritz", verläßt an der Spitze des Hauptquartiers Sulz, um neuen Siegen entgegenzureiteu. Auf seinem Fuchs, demselben, den er in der Schlacht von Wörth geritten (und der am Beisetzungstage seinem Leichenwagen folgte), sitzt er da in strammer Haltung, die Mütze auf dein Haupte, den schwarzen Regenmantel über dem einfachen Uniformrock mit Stern, die hohen Neiterstiefel bis zu den Knien emporgezogen. Ernst und doch freundlich schweifen seine Augen über die jubelnden Truppen, und inmitten des Gedränges, der Eolonnen, der Reiter, der Offiziere, der Gefangenen fällt sein Auge ans den fernstehenden Kriegsberichterstatter. Er lenkt fein Pferd zu ihm hin und reicht ihm mit kräftigem Druck die Hand. „Haben Sie einen Wagen?" Pietsch weist melancholisch auf einen Hafersack, der seinen Sitz in einen: Marketenderwngen gebildet. Tarauf der Sieger von Weißenburg: „Kommen Sie sofort in meinen Wagen," und zu einem Ordonanz-Offizier: „Sorgen Sie, daß Pietsch einen Passagierschein erhält! — Auf Wiedersehen!" Wer war glücklicher, als unser aus allen Nöthen gerissener L. P.! lind noch eine freudige tteberraschnng war ihm aufgespart; als er den Schlag des königlichen Wagens öffnet, trifft er in demselben ^ Gustav Freytag, mit dem er gut befreundet war. Von dieser Stunde an machte Pietsch den Feldzug im kronprinzlichen Hauptquartier mit, stets ein gern gesehener Gast am Tische des ritterlichen KönigSsohnes und all' den welterschütternden Ereignisse» ^ der Schlacht von Sedan, der Kaiserkrönung zu Versailles, dem Einzüge in Paris :c. — in unmittelbarerNähe beiwohnend. Am 1ö.März1871 langte er wieder in Berlin an; seine fesselnden, inmitten der Kriegsstürme geschriebenen und dieselben auf das lebendigste und treueste schildernden Berichte erschienen als stattlicher Band unter der Gesamtbezeichnung: „Von Benin bis Paris," wie er schon vordem seine vielfach zerstreuten Feuilletons unter dem Titel „Aus Welt und Kunst" herausgegeben hatte.

Ein Brief von Pietsch an seinen Bruder, 1877

Nach dem Feldzuge ließ Pietsch's zeichnerische Thätigkeit, die er während desselben noch eifrigst ausgeübt hatte, fast ganz nach. Er skizzirte von nun an nur zur eigenen Freude, manches schöne und denkwürdige Blatt bewahren seine Sammlungen auf. Den Winter verlebte er von nun an zumeist in Berlin, stets im Trubel der rauschendsten Feste, der Ausstellungen, Bazare, kurz aller Veranstaltungen, die das schimmernde Gewand einer Weltstadt bilden; der übrige Theil des Jahres sah ihn, mit kleineren oder größeren Unterbrechungen, auf Reisen, sür die eine oder auch für beide feiner Zeitungen unternommen. Wo irgend etwas Besonderes „los war," wie der Berliner sagt, da mar auch Ludwig Pietsch zugegen, um all' die glänzenden, leider so rasch vergänglichen Bilder mit der Feder festzuhalten und in eleganter, esvritreiSier Form seinen Lesern vorzuführen. So weilte er bei festlichen Anlässen in Holland, London, Petersburg, Moskau und Wien (Weltaus'stellung und Besuch Kaiser Wilhelm»), fuhr bald darauf, zum zweiten Male, im Gefolge des deutschen Kronprinzen nach Petersburg und Moskau zu den Hochzeitsfeierlichkeiten der Herzogin von Edinburg, besuchte im Sommer 1874 Italien bis Catania, ging im December nach Paris zur Eröffnung der Großen Oper, 1875 wieder nach Rom und, nachdem er in Schlesien den Kaisermanövern beigewohnt, nach Mailand, woselbst sich der deutsche Kaiser als Gast Victor Emanuels aufhielt. Der April 1876 sah ihn in Olympia, über den Stand der dortigen deutschen Ausgrabungen berichtend — reiche Frucht dieser Reise sein Buch „Wallfahrt nach Olympia" — nnd von da ging er über den Peloponnes nach Corinth und Athen und zurück über Neapel, Rom, Florenz und Venedig, um später die Kunstgewerbe-Ausstellung in München und die Nibelungen-Tetralogie in Bayreuth zu besuchen.

Der Frühling 1877 führte Pietsch noch weiter als bisher. Er schloß sich der deutschen Gesandtschaft an, welche dem Kaiser von Marokko eine Anzahl werthvoller Geschenke des deutschen Kaisers überbrachte, nnd erreichte über Paris, Marseille, Gibraltar, Tanger das Ziel der Reise, Fez, wo die aus dem deutschen Ministerresidenten in Tanger und mehreren deutschen Offizieren bestehende Erpedition drei Wochen am Hofe des Kaisers blieb. In glühenden Junitagen wurde die Rückkehr über Spanien und Frankreich gemacht, und Pietsch hatte seine Erinnerungen um eine der eigenartigsten be reichert. Seine zuerst in der „Vossischen Zeitung" erschienenen, dann in Buchform unter dem Titel: „Marokko. Briefe von der deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez" herausgekommenen Berichte gehören zu den interessantesten Erscheinungen auf diesem Gebiet der Literatur und haben auch von gelehtter Seite wegen ihrer Gründlichkeit und Gediegenheit die verdiente Anerkennung gefunden.

Es würde uns zu weit führen, alle Reifen die der unermüdlche Feuilletonist noch seit seiner Marokko-Fahrt unternommen hat, hier auch nur flüchtig zu berühren; nur die Hauptstationen seien erwähnt: Paris (Weltausstellung), Algier, Brüssel (Jubiläum der Unabhängigkeitserklärung), Köln (Dombaufest), Tirol, Schweden, Schlachtfeld von Sedan, Amsterdam (Colonialausstellung), Petersburg und Moskau (Kaiserkrönung), Schweiz, Turin, von da über Genna, Livorno, Florenz, Venedig nach Pol« und Fiume, Antwerpen, Pest (Ungarische Landesausstellung), Skiernewice (Kaiserzusammenkunft), Besuch der bauerischen Königsschlösser, Wien, Belgrad, durch Bulgarien nach Sofia (gerade während des Staatsstreiches gegen den Fürsten Alexander von Battenberg), Bukarest und Sinai«, Venedig und Florenz (Maifeste 1887) und schließlich vor Kurzem zur Eröffnung der neuen serbisch-tiirkischenBahnlinien nach Belgard und von dort nach Salonichi.

Man sieht, Ludwig Pietsch hat ein tüchtiges „literarisches Nonmndenthum" hinter sich; aber er hat dieses an Abwechselungen so reiche Leben nicht allein genossen, er hat es, wenn auch indirect, Tausende und Hunderttausende mitgenießen lassen. Nur mit ehrlichster Bewunderung, mit aufrichtigstem Anerkennen kann man Pietsch's Laufbahn verfolgen, und wir, die wir von demselben Berufe sind, thun es außerdem mit gerechtfertigtem Stolze. Die Leser inögen ihn oft genug bei der Lectüre seiner heiteren, farbensprthtenden Plaudereien und Reiseskizzen beneiden, daß er all' das Schöne und Prächtige, von dem er ihnen in so gefälliger Form berichtet, mit eigenen Augen sehen darf. Sie kennen freilich nicht die Kehrseite der Medaille, sie wissen nicht, welch' eine Summe von körperlicher und geistiger Elasticität, von Liebe und begeisterter Hingabe zu dein erwählten Berufe gehört, um eine Thätigkeit, wie die Ludwig Pietsch's es ist, auf die Dauer so auszuüben, wie er sie nun schon seit länger als einem Menschenalter ausübt. Das liest sich nachher so schön und so glatt, aber unter wie vielen Entbehrungen und Strapazen, unter wie mißlichen Verhältnissen und Sorgen, in wie vielen durchwachten Nächten ist der Tert entstanden, der die mannigfachen Eindrücke des Tages berichtet und der doch nichts von der Ermüdung des Schreibenden und von so mancher Enttäuschung, die unausbleiblich ist, enthalten darf!

Eine seltene, überraschende Frische und Ursprünglichkeit hat sich Pietsch zu bewahren gewußt, um die ihn manch junger, berühmter Schriftsteller beneiden kann. Auf den hastigsten Reisetagen weiß er sich das Gesehene umfassend einzuprägen und findet stets trotz aller Eile Zeit zu umsichtigen Studien und Beobachtungen, unterstützt durch ein ausgezeichnetes Gedächtnis;. Nie schreibt Pietsch „nach der Schablone"; nur seine eigensten Eindrücke giebt er wieder, nur das, was er selbst gesehen und erfahren, niemals sich aus die Berichte eines Dritten verlassend. So anregend Pietsch's Schreibweise ist, so anregend ist auch, wie wir schon Anfangs erwähnten, der persönliche Verkehr mit ihm. Sem im Westen Verlins gelegenes, kunstgeschmücktes trauliches Heim ist der Sammelpunkt einer erlesenen, für Kunst und Literatur interesstrten Gesellschaft, unter der sich die ersten Künstler und Schriftsteller befinden. In den Wintermonaten sind es die Sonntagabende, welche die Mitglieder jenes Kreises in dem gastfreien Hause versammeln, und dieses gesellige abmechslnngsreiche Durcheinander ist von besonderem Neiz. Ist durch irgend einen Zufall, vielleicht in Folge einer anderen, auf denselben Abend fallenden größeren Festlichkeit, der Cirkel ein kleinerer, so erzählt wohl, dazu aufgefordert, der Hausvater dies und jenes Capitel aus seinem bewegten Leben. Jeder, der ihm zuhört, wird sich eine derartige Stunde unvergeßlich einprägen, denn mit derselben Meisterschaft, init der er die Feder handhabt, weiß er auch mündlich zu berichten. Als Schriftsteller wie als Mensch gleich geachtet und verehrt, darf Pietsch jetzt, wo dreißig Jahre unermüdlicher literarischer Arbeit hinter ihm liegen, niit inniger Genugthuung auf sein Leben zurückblicken, und zumal wir „Leute vom verfehlten Beruf" dürfen mit Freuden auf ihn als den Unseren sehen. Denn wie Ludwig Pietsch seinen Beruf verfehlt hat, das wissen ja am Besten die Leser dieser Zeitschrift, denen er im Laufe der Zeit sicherlich ein lieber Freund geworden ist.

Pietsch's Wohnhaus in Berlin

nf der Stelle der Berliner Behrenstraße, welche gegenwärtig der

westlichste Theil der Südfront des großen Gebäudecomplexes

Passage einnimmt, stand während der vierziger .Vrbre ein eeln altberlinisches zweistöckiges Wohnhaus mit kahler schäbiger gelbgestrichener Fa?ade. An seinein schräg ansteigenden Dach traten unmittelbar über der Blechrinne in gleichen Abständen Mansardenfenster von der simpelsten, schmucklosesten Art heraus. Das Haus hatte die Nmmcr 50. Dies ganze Obergeschoß unter dem Dach, gegen die Treppe hin durch eine Glasthür verschlossen, mit einem mittleren Gange zwischen den nach der Straße und den nach dem Hof zu gelegenen Stübchen und Kammern wurde im Jahre 1842 von einer Wittve Schulz und ihren zwei Töchtern bewohnt, welche die Mehrzahl jener Zimmer an einzelne Herren möblirt vermichete. Das kleinste derselben hatte ich, damals seit einem Jahre in Berlin und Schüler der Kunstakademie, im April 1842 gemichet. Ein winziges Loch von einer Stnbe, dessen eines Dachfenster gegen den Hof hinaus lag. Zu beiden Seiten dieses Fenstervorbaues stieg die Nordwand, der Richtung des Daches entsprechend, schon von höchstens drei Fuß über dem Boden ab im stumpfen Winkel zur niedrigen Decke an. Der Raum genügte gerade, um eine birkenholzne Konimode vor jenem Fenster, ein schäbiges nnt verblichenem braunem geblütem Kattun bezogenes, wackliges Sopha an der Ostwand, einer Bettstell« aus „Kienenholz" an der Westmand, einen mit Wachstuch bezogenen Tisch und zwei Rohrstühle zwischen beiden Möbeln und ein gebrechliches Berliner Waschtischchen zur Rechten der Thür aufzustellen, zu deren linker Seite der unentbehrliche Kachelofen stand. An den blaßblau gestrichenen bänden fehlte nicht der in den damaligen Olmindros^äiuisL unvermeidliche fragwürdige Schmuck gewisser eingerahmter erbärmlicher Stahlstiche, welche „die berühmtesten Personen der Weltgeschichte" in munderbaren Phantasiegestalten darstellten. Außerdem prangte über dem Sopha noch ein, mit einer ganz von Fliegenspuren bedeckten Goldleiste eingerahmter winziger Stahlstich, nach dem Abendmahl von Lionardo da Vinci, lieber die Wände hin hatten die zu jener Zeit fast in allen bescheideneren Wohnungen Berlins traulich eingemisteten Hausthiere, die Wanzen, ihre unverkennbaren Daseins- und Todesspuren hinegezogen. Ihre Nester bildeten theils die Wandriffe, theils die Hinterseiten und die Nahmenecken jener Stahlstiche. Der täglich fortgesetzte Vernichtungskrieg gegen diese Mitbewohner unseres Daheim blieb gänzlich fruchtlos. Man gewöhnte sich schließlich an sie wie an die Mäuse, welche unbefangen und sorglos unter dem Osen und Bett hervor lugten, die hingestreuten Brosamen verzehrten und gelegentlich in dem Tischschubkasten oder meinen Filzschuhen ihre Wochenbetten abhielten.

Das Fenster gewährte die schönste Aussicht über die nächsten niedrigen HofgebSude der Behrenstraße auf die Hinterhauser der Linden. Indem einen von hier aus sichtbaren sollte Bettina von Arnim wohnen. Dieser Umstand ließ dasselbe unserer, eben durch die Lectüre des „Briefwechsels Goethes mit einem Kinde" tief erregten und entzückten, Seele mit einem geheimnißvollen romantischen Schimmer umkleidet erscheinen, der einen verschönenden Abglanz sogar in meine elende Dachkammer warf. Es waren für mich eben noch jene glücklichen Tage, wo „man hatte nichts und hatte doch genug: den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug."

Es bedurfte jener Aussicht nicht; auch ohne sie, wären mir die dort verlebten Monate kaum minder reich an glückseligen Stunden gewesen, als sie es waren. —

In den nach der Vehrenstraße zu an der Front des Hauses gelegenen Dachstuben hausten, als ich bei Frau Schulz einzog, ein paar mir noch unbekannte, „moblirte Herren". Ich hörte, daß zwei davon sehr gelehrte Leute seien; der eine studirte Naturwissenschaften, der andere Philologie. Junge Männer, mit fast röthlichen hellblonden Haaren, die bei dem erstern dünn, glatt und spärlich kaum das Oberhaupt bedeckten, das des anderen aber in üppigem Gelock schmückten. In zwei andere der hier zu vermiethenden Borderkammern zogen später, durch mich verlockt, zwei ostpreußische befreundete Landsleute ein, ein Maler und ein ^ Dichter, jeder um mehme Jahre älter als ich, der ich damals siebzehn Jahre und einige Mona'e zählte.

Auch meine Kammer, so klein sie war, nahm im Herbst noch einen Stubenkameraden, gleichfalls Westpreußen, auf. Sein Gepäck und gesammler Besitz war, wenn möglich, noch ein ganz Theil leichter und kleiner als die

Roid und Sud. XI.VI., IZ7. 14

meinen und konnte den winzigen Raum in keiner Weise verengen. Nur die Fülle seiner dunklen Lockenhaare, die fein in zarten blühenden Farben prangendes Antlitz mit der hohen, breiten, schön gewölbten, leuchtenden Stirn üppig umwallten oder eigentlich umstarrten, war enorm; ebenso groß sein Reichthum an Intelligenz, an Talent, an tollem, phantastischem, aberwitzigem Humor und an den überraschendsten verrückten Einfällen, die plötzlich blitzartig hinter jener prächtigen Stirn hervorsprühten. Was er (damals 18 Jahre alt) trieb und studirte, ist schwer mit einem Wort zu sagen. Er war der echteste Bob/mien im Sinne jener romantischen Tage, hinausgeschleudert in früher Jugend schon auf das hohe Meer des Lebens in die fremde Stadt mit dem Gebot: hilf Dir selbst und lerne schwimmen, oder geh' unter. Die Planke, an die er sich zuletzt geklammert hatte, war ein wunderliches Ding. Für einen Souffleur des K. Schauspiels schrieb er Bühnenstücke, die als Manuscript an die verschiedenen Theaterdirectionen versendet wurden, sauber und reinlich ab. Für den Vogen Abschrift sollte er an Honorar — 1 Silbergroschen erhalten. Aber dieser glänzende Lohn wurde ihm selten ganz unverkürzt ausgezahlt, und in dem Zimmer bei jenem Auftraggeber, in welchem er während gewisser Tagesstunden dieser anmuthigen Thätigkeit oblag, sparte die ökonomische Hausfrau während der kalten Wintertage gerne das Heizmaterial, um den jungen Mann nicht zu verweichlichen. Unter solchen Bedingungen hat er unter Anderm den „Sohn der Wildniß", das damals sehr beliebte vielgespielte fünfactige Drama Fr. Halms, nicht weniger als zwanzig Mal abgeschrieben, fünffundzwanzig Mal Nestrons Posse „Einen Jux will er sich machen." Zuweilen stieß er dabei einen Schrei der Verzwehrlung aus: „Pietsch, ich werde verrückt!" Die Halm'schen Jamben, die Nestrou'schen Witze und Couplets hatten sich schließlich durch das immer wiederholte Niederschreiben so in sein Gehirn eingedrängt und mit Hinmegschiebung anderer Gedanken darin so breit und bequem eingerichtet, daß er zuweilen kaum noch anders als in diesen Versen zu sprechen vermochte. Auch mir hatten sie sich durch das immerwährende Hören so fest eingeprägt, daß sich die heute gewiß nur noch von sehr Wenigen gekannten Terte jener Couplets mir immer noch im Gedächtniß abschnurren, sobald ich mir nur die ersten Worte derselben sage, wie z. B. „Es sind g'wiß in uns'rer Zeit die meisten Menschen Handelsleut', und wer das Ding recht ergardirt, mnß soag'n: der Handelsstand florirt" ?c. Welcher Fond von Talent, von zäher Widerstands- und Geisteskraft, von Energie des Willens und Verstandes, — damals von uns Allen kaum geahnt, — in diesem Genossen unsrer Gesellschaft von nachgeborenen Romantikern steckte, das hat seine spätere überraschende Laufbahn glänzend bewiesen. Nicht nur als phantasievoller Märchen-, Novellen- und Kinderliederdichter, als Meister geistreicher Gelegenheitsdichtung, als Kritiker und politischer Publicist hat er sich vielfach hervorgethan und ausgezeichnet. Seit Jahrzehnten ist er eine berühmte Leuchte der Advocatur, ein hochgeschätzter, ebenso beredter, als pflichteifriger, arbeitstüchtiger, geschäftskundiger „Vater der Stadt" und

Parlamentarier.

Seine Lockenfülle freilich ist ihm dabei abhanden gekommen. Aber er ist nicht hochmüthig durch seine Erfolge geworden. Er drückt mir, seinem alten Stubengenossen, trotzdem ich es nur zum Journalisten und „Berufsverfehrer" gebracht habe, noch immer freundlich die Hand, wo wir uns begegnen, und murmelt auch wohl verständnißBinnig nnter beiderseitigem Augurenlächeln — ein Räthsel den uneingeweihten Zeugen! — bedeutende Nestroy'sche Worte, die in meiner Seele den Wiederhall erwecken und die Bilder der alten Tage lebendig in ihr aufsteigen lassen, Strophen wie: ‚S veretzet ein Vater sein' Capott und führt drei Töchter auf d' Nedout', damit man sagen foll: wie fein! Nu, das wird doch g'handelt sein?!" —

Mein Landsmann, der Maler, der sich jenseits des Ganges in dem einen der vorderen Dachzimmer einrichtete, gehörte zu den längsten Menschen und seltsamsten phantastischen Käuzen die ich je kennen gelernt habe. Er führte denselben Namen wie der berühmte Geschichtsschreiber der Stadt Rom: Gregorovius. Sein Vater war ein sehr tüchtiger, vielfach begabter Decorations- und Perspectivmaler in meiner Heimatstadt Danzig. Das Talent hatte er auf seine drei Söhne vererbt, von denen jener der Aelteste (181'.1 oder 20 geboren) war. Auf der Danziger Kunstschule, die von dem Architekturmaler Schulz geleitet wurde, galt er frühe schon als ein Genie. Besonders die tausenderlei kleinen „Einfälle", reizende weibliche Köpfchen und Phantasiegestalten, welche er auf die Ränder seiner Studienzeichnungen zu kritzeln pflegte, erregten lebhafte Bewunderung bei uns jüngeren Knaben. 1840 kam er nach Warschau und von dort zu reichen polnischen Gutsbesitzern, für die er Zeichnungen und Aquarellen ausführte. Für fast drei Jahre unterbrach dieser Aufenthalt, während dessen der schöne schlank und hoch aufgeschossene junge Künstler manche berücksenden abenteuerlichen Erfahrungen machen mußte, seine Studien und seine Laufbahn. Die schlimmen Folgen dieser Unterbrechung ist er bei seinem unentschlossenen zur Schlaftheit neigenden Charakter nie wieder los geworden. Die ihn völlig beherrschende Leidenschaft für die Musik und die Schauspielkunst zersplitterte ihn noch mehr. Seit er im Winter 41—42 nach Berlin gekommen war, malte er zum Broterwerb sehr zierlich durchgeführte Aquarellen von pittoresken Architekturen Warschaus und des alten Berlin, die er mit großem Geschick nach der Natur aufgezeichnet hatte. König Friedrich Wilhelm IV. kaufte ihm häufig derartige Vlätchen ab. Früh geübt in der Technik der Lithographie, speciell in der Federzeichnung auf Stein, wie sie der, damals schon von ihm wahrhaft vergötterte, junge Adolf Menzel mit so unerreichter Meisterschaft ausübte, zeichnete Gregorovius gleichzeitig verschiedene größere Gelegenheits-Kunstblätter, die er in den Handel gab, z. B. Franz Liszt am Elavier, umschwebt von den Gestalten

und Traumgebilden, die sein Spiel in der Phantasie der Hörer zum Leben erweckte; den gothischen Ehrentempel für Sepdelinann, den großen Schauspieler (den dritten seiner „Götter" neben Menzel und Franz Liszt), mit dessen Büstenzeichnung in der Mittelhalle und allen von ihm dargestellten dramatischen Charakterfiguren in den Baldachin-Nischen der luftigen Architektur', oder die große Gestalt Sendelmanns als Alba, umgeben von kleinen Federzeichnungen, den Scenen aus Egniont.

Außer mir hatte er in Berlin noch einen andern Jugendfreund und Kunstschulgenossen aus Danzig wiedergefunden, der bereits ein Jahr zuvor hierher gekommen war und sich mit dem Zeichnen und Malen von Portraits für sehr bescheidene Honorare durchschlug. Im Alter Gregorovius ziemlich gleich, war der „kleine Oertel" von diesem in Bezug auf sein Körpermaß um so gründlicher verschieden. Er mar ein echter richtiger Zwerg in der vollen Bedeutung des Wortes, kaum drei Fuß hoch, dabei vollkommen wohl proportionirt mit zierlich geformtem Kopf, Gliedern, mit blondem Kinnund Schnurbärtchen und einer von Natur schon ziemlich tiefen, künstlich und mit Absicht noch immer mehr und mehr herabgeschraubten Stimme, die er mit Vorliebe und nicht ohne musikalische Anlage zum lauten Gesänge sentimentaler Lieder im Zimmer wie auf der Gasse verwendete. Seltsamerweise ließ er das Bewußtsein seiner Zmergenhaftigkeit nicht gern in sich aufkommen. So wenig, daß er sich nm liebsten gerade den körperlich größten Menschen möglichst nahe gesellte. Seine häusig ausbrechende Liebesschwärmerei und -Leidenschaft galt immer nur weiblichen Wesen von ungewöhnlich mächtigem Format nach der Höhe und Breite hin. Seine glühende Freundschaft, menschliche und künstlerische Verehrung für Gregorovius wurde durch dessen übergroße Körperlänge noch gesteigert. Es gewöhne einen überwältigend komischen grotesken Anblick, wenn Beide zusammen auf der Straße erschienen, Oertel mit seinen winzigen Beinchen so weit als möglich ausschreitend, dicht neben dem über sechs Fuß hoch ausgeschossenen Freunde daherkam, welchem die Spitze seines Hutes noch nicht bis zum Ansatz des Oberschenkels reichte, lebhaft mit den Händchen perorirend, mit dem Stöckchen fuchtelnd und laut in den tiefsten Brustregistern sprechend, damit ihn die Begegnenden nur ja auch für einen Mann und keinen Knaben ansähen. Der Kleinheit seiner Gestalt entsprach übriges die seines Talents. Wie zu dein hoch über ihm aufragenden schönen schmalen nervösen Jünglingsantlitz seines Freundes, so blickte er auch in neid- und kritikloser Bewunderung zu dessen vermeintlichein Genie empor.

Gregorovius' hoher Begabung aber gebrach es in Wahrheit ebenso an dem eigentlichen Mark, an der vroductiven Kraft, wie seinem Körper an Widerstandsfähigkeit und Dcmerbarkeit. Im 34. Lebensjahr ist er (1853) an der Schwindsucht verstorben. Desto stärker, desto reicher entwickelt war in allen künstlerischen Dingen sein Erkenntniß- und sein Empfindungsvermögen.

Für die Natur, die Musik, die Poesie war er mit dem feinfühligsten Organen und mit einem erstaunlich früh gereiften, ebenso eindringenden Verständniß ausgestattet, wie für die bildende Kunst. Für mich, der ich damals noch tief und blind verrannt in der kindlichsten Cornelius- und Kaulbach-Anbetung steckte und nicht müde wurde „in diesem Sinne" zu componiren, für meine hohen Ideale und künstlerischen Anschauungen hatte der ältere reifere Freund nur noch gutmüthigen Spott. Vorläufig gelang eö ihm nicht, mich ihnen dadurch abwendig zu machen. Desto williger aber begleitete ich ihn auf feinen Begeisterungsflügen in die sublimsten Regionen der Poesie, besonders Shakespeares, der mir damals erst seit Kurzem aufzugehen begonnen hatte durch unseren fünften Genoffen und Landsmann, den Dichter.

In die Tertia der Realschule zu St. Petri in Danzig war, als ich in derselben saß, ein wohl vier Jahre älterer Schüler eingeführt morden, man wußte nicht recht, woher er kam. Ein gewisses Geheimnis; umgab seine Person, seine Geburt, seine Familienbeziehungen. In allen Schulkenntnissen mar er für sein Alter weit zurückgeblieben. Aber im selbstständigen Denken, im Beobachten der Menschen und Dinge und in der Originalität und Mannigfaltigkeit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks war er allen Mitschülern auch der oberen Klassen weit voraus. Wie ein unverstandenes Wesen aus einer fremden Welt saß er in seinem grünen Flausrock mit dem Pelzkragen und bewegte er sich zwischen uns anderen Jungen, die er meist halb spöttlich von oben herab behandelte und die doch bei aller Lust, ihn seiner seltsamen und komischen Seiten wegen zu verlachen und zu foppen, durch eine eigenthümliche Scheu zurückgehalten wurden, dieselbe zu befriedigen. Sein rundliches Gesicht behielt auch später eine gewisse Kindlichkeit der Form. Die von weichem, gekräuseltem, dunkelblondem Haar umlockte, hohe und breite Stirn zeigte die vollkommenste Wölbung. Die ein wenig vorliegenden, kurzsichtigen, blaugrauen Augen hatten einen eigenthümlichen hellen feuchten Glanz; sie waren meist von einem seltsamen träumerischen Lächeln umspielt und schienen an den Menschen vorbei in's Leere zu schauen oder den Blick in seine innere Traumwelt zu versenken. Wenn sie aber den, mit dem er sprach, anblickten, so geschah es fast nur aus den Winkeln heraus. Die Hemmt dieses jungen Menschen, welcher sich Otto von Skepsgardt nannte, war ein Landgut in dem ostpreußischen Litthauen. Seine und feiner Schwester Olga Mutter hatte sich nach dem Verlust ihres ersten Mannes mit einem zweiten verheirathet, der, wie man ans gelegentlichen Andeutungen des Sohnes schließen mußte, sich als kein besonders würdiger Gatte und ein nichts weniger als zärtlicher Stiefvater bewies.

Skepsgardt, dessenganzes Wesen und Geistesleben mit seinen Aeüßerungen dm Lehrern kaum minder befremdlich, ungewohnt und räthselhaft erscheinen mochte, als uns Mitschülern, blieb übrigens nicht lange auf dieser Schule. Er wurde auf das Gymnasinn gegeben, und ich verlor ihn für ein paar Jahre aus den Augen. Dann aber kamen mir von befreundeten Primanern jener Anstalt merkwürdige überraschende Nachrichten über ihn. Sein Vormund habe ihn, da keine Mittel zur weitem Ausbildung des jungen Menschen vorhanden seien, vom Gymnasium genommen und zu einein „Chirurgus" alias Barbier und Heilgehilfen, in die Lehre gethan. Trotzdem habe sich mehr und mehr seine ungewöhnlich dichterische Begabung offenbart, von welcher man schon auf dein Gymnasium manche überraschende Beweise empfangen hätte. Zu den beredtesten jugendlichen enthusiastischen Aposteln und Verbreitern dieses jungen Dichterruhines gehörte unter Andern auch der Primaner Foß, dessen Fleiß und Wissen die größten Erwartungen von seiner Zukunft erweckte, welche der spätere Berliner Professor Foß, der bekannte Schulmann und Historiker, denn auch, wie man weiß, im ganzen Umfang erfüllt hat. Unter den Schülern der Oberklaffen circulariten Abschriften Skepsgardt'scher Gedichte, welche in uns allen helle Begeisterung entflammten, trotzdem sie durchaus nicht auf den Ton gestimmt waren, welcher sonst in noch halb knabenhaften Seelen den mächtigsten Wiederhall zu erwecken pflegt. Das „tönende Erz und die klingende Schelle" waren in diesen Jngendgedichten schon sehr wenig vernehmbar; wohl aber Töne der tiefen und wahren Empfindung. Ein bizarrer Humor und ein Hang zu nachdenklichen, fchwermüthig nnd bitter gefärbten Betrachtungen machten sich nicht minder in ihnen geltend.

Skepsgardts entschiedene poetische und auch sonstige ungewöhnliche geistige Begabung hatte allmählich die Aufmerksamkeit einiger wohlwollenden und vielvermögenden Männer Danzigs auf ihn gelenkt und ihre lebhafte Theilnahme an seinem Geschick erweckt. Man bemühte sich eifrig, ihm den Zugang zu einer seinen Anlagen entsprechenderen höheren Lebenssphäre zu eröffnen, ihm das Studium auf der Universität und die volle Ausbildung seines Talentes zu ermögliche». Ein genügender Fond wurde zusammengebracht, um ihn dazu in Stand zu setzen. SkepSgardt sollte, damit ausgerüstet, nach Berlin gehen, hier zunächst als „Iiumntu.ru«" an der Universität eingeschrieben werden nnd, wie er es freudigen und hoffenden Herzens versprach, nachträglich die Abiturientenprüfung abzulegen streben. Es blieb feiner Wahl überlassen, entweder Philosophie und Geschichte oder Medicin zu studiren.

So war er mit seinen jungen Tanziger Freunden und Bewunderen!, die um Ostern 1841 ihr Abgangseraman am dortigen Gymnasium bestanden und sich für Berlin entschieden hatten, mit Foß, Woyke und Anderen, hierher gekommen, wo auch ich eben eingetroffen war, um — ein Maler zn werden. Hier hatten wir uns denn auch bald wiedergefunden und uns inniger aneinandergeschlossen, als es in Danzig geschehen war.

Es wehte damals eine ganz eigenthümliche geistige Frühlings- oder Vorftühlingsluft in Berlin. Die großen Reden und Kundgebungen Friedrich Wilhelms IV. bei seiner Thronbesteigung und den Huldigungsfesten zu Königsberg und Berlin im vorangegangenen Sommer und Herbst hatten die lange gleichsam begraben gewesene, frische junge Saat der deutschen Hoffnungen wieder lustig ins Kraut schießen lassen. Man legte sich jene vieldeutigen blumenreichen hochtönenden Königsworte den eigenen Wünschen entsprechend aus, ohne sich vorläufig auch durch die zahlreichen kaum mißzuverstehenden, wenig ermutigenden deutlichen Zeichen, daß man sich in dieser Auffassung gründlich täuschte, darin irre machen zu lassen. Die Philosophen sogar von den Kathedern, die Journalisten in den Zeitungen, die Romandichter in ihren Novellen, die Lyriker in ihren Liedern, die Dramatiker in ihren Schauspielen und Tragödien, die Redner in den Kammern der kleinen deutschen Staaten verkündeten unermüdlích das Evangeliuni vom nahe bevorstehenden Aufgehen des hohen hellen Tages der „neuen, treuen, freien Zeit", deren Morgenroth bereits den Horizont goldig und purpurn färbte. Die Hegel'sche Philosophie, bis dahin gleichsam königlich preußisch privilegiert und in unserm Staat als die allein selig machende erklärt, sah sich plötzlich aus dieser officiellen Machtstellung in das Lager der Opposition herübergedrängt, ins Unrecht gesetzt, genöthigt sich ihrer Haut gegen die wider sie anstürmende kirchliche Orthodoxie und die neue, gleichsam zu ihrer Bekämpfung erfundene, Schelling'sche „Philosophie der Offenbarung" zu wehren. Dasselbe philosophische Rüstzeug, welches so lange als das staatlich aprobirte bei der Vertheidigung des Bestehenden, Wirklichen gegen die daran rüttelnden Parteien, gegen den sogenannten „seichten Liberalismus und Rationalismus" in Staat und Kirche gegolten hatte, mar zur schneidigen Waffe in der Hand der verwegenen Reformer und Porfechter der „Umsturzparteien" geworden. Von dein Verdacht, ihnen anzugehören, blieben unter dem Ministerium Eichhorn auch die bisher erprobtesten Säulen der officiellen Wissenschaft, die ruhigsten loyalsten Althegelianer nicht mehr gänzlich befreit. „Die Posaune des jüngsten Gerichts wider Hegel, den Atheisten und Antichristen" war einmal erklungen; und vergebens waren die Bethuerungen und Proteste seiner altern Schüler und Apostel gegen jene anklagenden „Weckstimmen", welche den Meister mit den entarteten jüngsten Jüngern zusammenwarfen und für deren Sünden und Verbrechen verantwortlich machen wollten.

Wie Schölling, so waren auch andere densche Geistesgrößen, deren Bildung und Bedeutung aber in einem ganz anders gearteten Zeitalter wurzelte, durch den neuen König nach Berlin berufen worden, in der Hoffnung, sie durch ihre lehrende oder schöpferische Thätigkeit an der Aufrichtung eines Dammes gegen die immer gefährlicher erscheinende andringende Fluth der neuen Ideen wirksam mitarbeiten zu sehen. Ludwig Tieck von Dresden hierher übersiedelt, wurde der intime Günstling und Berather des Monarchen in allen literarischen und theatralischen Dingen. Friedrich Nückert docirte Geschichte der orientalischen Poesie an der Universität. Peter v. Cornelius traf in dem Monat unserer eigenen Anknunft in Berlin ein. Der König hoffte von ihm die Begründung einer neuen romantisch-kirchlich-monumentalen Malerei in dem skeptischen, spöttischen, liberal-philosophischen „Berlin, mit seinem dürren Sande, mit seinem dünnen Thee und witz'gen Leuten, die Gott, die Welt und was sie selbst bedeuten, begriffen längst mit Hegel'schem Verstände." Der Verfasser des „Lebens Jesu", David Strauß, sandte in seinen Epigrammen unter dem Eindruck dieser Berufungen unter andern auch jenen treffenden satirischen Pfeil gegen den König: „Manches Seltsame sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam. Neber eines jedoch mar ich am höchsten erstaunt: Denkt nur, aus aller Welt verschrieb man niedergebrannte Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt; diese nur sollen erleuchten die Welt" zc.

In diese aufgeregte Welt sahen wir Jungen uns aus der stillen alten Heimatstadt plötzlich hineingeworfen. Meine studentischen Freunde und ich selbst, die wir noch mit naiver Wonne im Fahrwasser der Romantiker plätscherten, blieben freilich während des ersten Jahres noch wenig berührt, geschweige denn ergriffen, von der neuen kritischen, antiromantischen, der Revolution vorangehenden Bewegung der Geister in Berlin und Deutschland. Wir sangen die Lieder von Arndt, Schenkendorf und Follen zum billigen Rumpunsch oder dünnen, mit Zimmet (grauenvolle Erinnerung!) gewürzten Chambregarnistenthee, träumten von der Auferstehung der im Kysshäuser noch begrabenen alten Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, drängten uns im Auditorium Rückerts, mehr um andachtsvoll zum greisen lockenumwallten Haupte „Freimund Neimars", des Sängers der geharnischten Sonnette und der Gräber von Ottensen aufzublicken, als um uns mit der von ihm vorgetragenen Geschichte der orientalischen Poesie vertraut zu machen; gingen nicht ohne einen heiligen Schauer der Ehrfurcht und Begeisterung an dem von Cornelius bewohnten Hause Lennöstraße 2 und an dem Ludwig Tiecks in der Friedrichstraße zwischen Zimmer- und Mauerstraße vorüber, in der unbestimmten süßen Hoffnung, daß uns einmal das Glück walten würde, den gewaltigen Zeichner der Nibelungen und den Dichter des Kaiser Octavianus, des Blaubart, des Phcmtasus selbst von Angesicht zu Angesicht zu erschauen. Erst im folgenden Jahr 1842 begann in uns die Wandlung und die alten Ideale griethen auch für uns mehr und mehr ins Schwanken, ebenso durch literarische, künstlerische, persönliche Einwirkungen der mannigfachsten Art als durch das von ihnen erweckte und angeregte, eigene Denken.

Skevsgardt hat nie, weder vor noch nachher, das gleiche Lied mit uns gesungen. Er wandelte seine eigenen Wege, hielt sich fern von der allgemeinen herrschenden Bewegung und vom Cultus unserer Ideale. Erhörte mit Eifer philosophische Collegia, Logik und Geschichte der Philosophie bei Werder, Aesthetik bei Hotho, Geschichte bei Ranke, der uns in diesen Jahren durch sein lebendiges Wort in seinen Collegien und durch seine. von uns verschlungenen, historischen Schriften, — besonders die „deuschitalienischen Geschichten", — die „Geschichte der Päpste" und die „Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation," ^ entzückt und degeistert hatte; consumirte ein ungeheures Quantum poetischer und philosophischer Literatur; entwarf dichterische Pläne, schrieb Lieder, Ansätze zu Romanen und Dramen nieder. Aber die übernommene Verpflichtung, nachträglich an der Erwerbung seiner Maturität zu arbeiten, schlug er sich bald gänzlich aus dem Kopf. Alle Mahnungen der correcteren Freunde wies er von sich. Die für ihn sehr üble und empfindliche nächste praktische Folge davon mar das Ausbleiben des ihm bewilligten Stipendiums. Er sah sich auf sich selbst und Hülfe befreundeter Landsleute, zumal von Studenten gemiesen, welche ohne Ausnahme nur über sehr bescheidene Monatwechsel verfügten.

Aber sein unverhohlenes ketzerisches Verhalten gegen das, was ihnen als das „Höchste und Heiligste" galt, feine cynische Verspottung ihres studentischen Maskenspiels, ihres Comments, ihrer Burschen- und Freiheitslieder, die er für die elendesten Verschmereien erklärte, ihrer Ceremomen, ihres Glaubens, ihrer Vaterlandsliebe, ihres Deutschthums, ihrer Hoffnungen und zur Schau getragenen Schmerzen um das „stattliche Haus", in dem sie „auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Graus" zu haben in lauten Chorgesängen immer wieder von Neuem bethuehten, — das Alles entfremdete ihm mehr und mehr diese Burschen-Gemüther.

Während er sich von den Kreisen seiner ehemaligen Schulgenossen zurückzog, schloß er sich desto näher an unsere Malergruppe an. Er bezog mit dem kleinen Oertel ein gemeinsames Quartier. Bei den jungen Künstlern fand er weniger Zunftgeist, größere Vorurtheilsfreiheit, geringere Befangenheit in politischen Ansichten und patriotischen Tendenzen, die ihm gänzlich fern lagen, als bei den Studenten, und andererseits doch eine ebenso starke Begeisterungsfähigkeit für die Gegenstände, welche ihm die Theuersten waren. Sein oberster Gott aber war und blieb Shakespeare. In Bezug auf diesen hat mir Skepsgardt damals, so jung ich war, den gleichen für das ganze fernere geistige Leben Epoche machenden, Dienst ermiesen, wie der Goethe'sche Jarno dem Wilhelm Meister. „Bald lebten und webten" auch mir „in der Shakesvearischen Welt" und „mit unbekannter Bewegung wurden tausend Empfindungen und Fähigkeiten in uns rege, von denen wir keinen Begriff und keine Ahnung gehabt hatten."

In seinen Unterhaltungen — eigentlich waren es vielmehr Monologe oder Predigten, welche mir und den anderen die ganze Herrlichkeit Shakespeare'scher Dichtung erschließen sollten — entfaltete Skepsgardt eine glühende hinreißende Beredtsamkeit, deren Eindruck selbst durch eine gewisse Komik des K langes seiner Worte nicht verringert wurde, welche er im unverfälschtesten ostpreußischen Heimatsdialekt sprach. In feinem oder meinem Zimmer, wie auf langen Ilbendspaziergängen im Thiergarten, wrdde er nicht müde, in immer wieder neuen rednerischen Ergüssen seine Gedanken, Anschauungen und Empfindungen Über jedes einzelne Drama, jede Gestalt, jeden Satz desselben in meine empfängliche Seele auszuschütten. Bald konnte ich mit ihm und Gregorovius in der „Shakespearefestigkeit" wetteifern; jeder stand dem anderen, der ihn in Shakespeare'schen Worten ansprach, in Shakespeare'schen Worten Rede und Antwort. Ja man ruhte nicht, als bis man einzelne unserer Lieblingsdramen — Richard III., Heinrich IV., Hamlet, Lear, Was ihr wollt, Macbeth — von Anfang bis Ende dem Gedächtniß einverleibt hatte und sie ohne Stocken mühelos hersagen konnte.

Je heimischer wir in dieser poetischen Welt wurden, desto fremder blieb uns die wirkliche. Perkehr in Familien, in geselligen Häusern kannten wir kaum und mieden ihn viel mehr, als daß wir ihn gesucht hätten. In diesem seltsamen Berliner „Vis <is Nolwms" fehlte dabei das ewig Weibliche fast gänzlich. Keiner konnte sich einer Geliebten oder auch nur einer sentimentalen Flamme rühmen. Die Bierkneipe war für uns in jener Zeit (bis 1845) ein unbekannter Begriff. Dies Getränk selbst berührte nie unsere Lippen; die meinen ebensowenig eine Pfeife oder Eigarre; unsere Hände keine Spielkarte, unser Fuß die Schwelle keines Tanzsaals. Unsere Gentüsse waren ein Besuch der Galerie des Schauspiel- oder Opernhauses und des Königstädtischen Theaters — viel später erst der Eoncertgärten und Säle, in welchen man klassische Musik für 25 Pf. Eintrittsgeld von erträglichen Capellen ausgeführt, hörte — und gemeinsame Lecture, und Unterhaltung, die häusig in phantastische Tollheiten echt Hoffmaiin'schen Genres auslief, wobei der dünne Theeaufguß der Zimmervermieterin das einzige Enmicklungsmittel für die trocken werdenden Kehlen bildete.

Skepsgardt allein begann indeß mehr und mehr die Nothwendigkeit einer intimeren Beschäftigung mit dem wirklichen Menschenleben zu erkennen und suchte mit wachsendem Eifer die Gelegenheiten zu dessen Beobachtung und zu eigenen Erfahrungen auf.

Die Nichtigkeit des Goethe'schen Wortes:

„Alles weg, was Deinen Lauf stört,
Nur kein dnstrcS Streben,
C'h' er singt und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben"

empfand Niemand stärker und inniger als er. Im Winter 1841 zu 42 ging er mit einem hier neugekommenen Bekannten, einem sehr gelehrten Studenten, zum Besuch in dessen ländliche Heimat, mit der bestimmten Absicht und dem festen Entschluß, Nomane zu erleben, ein wirkliches Drama einzufädeln und anzufangen, dessen Ausgang es je nach der Entwicklung, welche die Dinge nehmen würden, zu einem Lustspiel oder einer Tragödie machen wollte. Er verfuhr darin ähnlich wie Jean Paul, dessen verschiedene Geliebten es nicht ahnten, daß der Dichter sie nur dazu machte, »in an ihnen, als seinen in diese Situation versetzten Modellen, die Wirkungen der Leidenschaft behufs der Venverthung in der eben von ihm in Angriff genommenen Romandichtung zu studiren.

Skepsgardts Absicht schien nur zu gut erfüllt, der Versuch ganz programmgemäß ausgeführt und nach Wunsch gelungen zu sein. Triumphirend erzählte er das bei seiner Rückkehr. Sofort ging er denn auch an die Verarbeitung des Erlebten. Was er niederschrieb, war in der ersten Fassung eine ziemlich einfache Erzählung der alten Geschichte, die ewig neu ist, von Liebe und Leid, vom Scheiden und Meiden, von Eifersucht, Untreue, Trennungsschmerz, Reue und bitterem Herzensjammer. Es fehlte nicht an fein beobachteten Scenen und Charakteren, wahr und aufrichtig empfundenen Partieen, lebendigen, zarten, stimmungsvollen Schilderungen darin. Viele seiner besten älteren lyrischen Poesieen waren in die Erzählung mit eingestreut, wie es Möricke im „Maler Nolten" gehalten hatte. Manches neue Lied ivar noch hinzugekommen. Eins von den letzteren, in welchen: mir der Volksliedton sehr gut getroffen scheint, klingt mir noch, immer im Gedächtniß. Es mag hier seinen Platz finden:

«Im Sommer ist gut wandern. Und meine Thränen fallen
Ta scheint die Sonne warm. Auf einen Apfelbaum;
Mein Schatz, der wandert nach Andern; Ich glaub', er trug einst Blüten;
Ich bin ihm viel zu arm! Mir ist's als wie im Traum.
Ach HStt' ich tausend Thaler, Ich glaub', er trug einst Blüten;
So kauft' ich mir ein HauS Sie fielen ab im Mai,
Mit vicrundzwanzig Fenstern, Mit ihnen ist gefallen
Zum oberste» sah' ich hinaus. Auch meines Liebsten Treu!
Und meine Thränen fallen. Die Blüten sind gefallen —
Auf einen breiten Siein. Die Frucht, die lastet skwcr! . . .
Tarauf ich einst gestanden Traut nicht dm jungen Burschen.
Wohl mit dem Liebsten mein. Ihr Mädchen, allzusehr!
Wie roth und weihe Aepfel
M't schwarzen Kernen drin,
So sind die jungen Burschen
Sie hegen falschen Sinn."

Gregorovius versprach den kleinen Roman mit Federzeichnungen zu illustriren. Skepsgardt wiegte sich in kühnen Hoffnungen von seinem Erfolge. Aber jene ursprüngliche einfache Gestalt der. Erzählung befriedigte ihn schon nicht mehr, als er sie kaum niedergeschrieben hatte. Shakespeare war nicht ganz ohne Nebengötter in unserer Seele geblieben. Einer der verehrtesten von diesen aber hieß Lörick-Sterne. „Das Leben und die Meinungen des Herrn Tristram Shandy" erregten unser ganzes Entzücken. Wir konnten uns nie satt an ihnen weiden, lasen sie mit immer erneutem Enthusiasmus. Die darin beliebte Form oder Formlosigkeit der Erzählung mit ihren steten Abschweifungen, Einschaltungen, phantastischen Arabesken, Monologen des Erzählers an den Leser, übte einen ebenso unheilvollen Einfluß auf Skepsgardt, wie vor ihm auf Jean Paul und Jmmermann. In gleicher Art begann er seinen Roman umzuarbeiten und damit mehr und mehr zu schädigen, indem er sein natürliches ursprüngliches Geflecht gleichsam aufdröselte, mit allerlei überflüssigen närrischen bunten Fäden durchflocht und aus der Fa?on brachte.

Inzwischen war Skepsgardt, ich weiß nicht mehr auf welchem Wege, mit Ludwig Tieck persönlich bekannt geworden. Dem verehrten alten Haupt der romantischen Schule las er Stücke aus seiner Erzählung vor, welche dieser freundlich und nachsichtig aufnahm. Skepsgardts dringender Wunsch war darauf gerichtet, daß Tieck ihm eine Vorrede schreiben und dies Erstlingsmerk des jungen Dichters empfehend bei dem deutschen Publikum einführen möchte. Eine solche Vorrede von L. Tieck war in jener Zeit noch immer eine sehr wichtige und wirksame Beigabe einer neuen Erscheinung der poetischen Literatur. Eifrig warben die deutschen Schriftsteller darum, daß ihren Geisteskindern eine solche Gunst von dem Altmeister der romantischen Poesie zu Theil werde. Skepsgardt glaubte verstanden zu haben, daß derselbe auch ihm die Zusage gemacht habe, eine Vorrede zu seinem Roman schreiben zu wollen, rechnete sicher daraus und versprach sich die besten Wirkungen davon auf Verleger und Publikum. Auch Friedrich Rückert hatte er sein Manuscript vorgelegt. Von diesem schien es wirklich gelesen worden zu sein. Ein freundlich anerkennender Brief an den Verfasser, womit jener das nach einiger Zeit zurückgesendete begleitete, ließ darauf schließen.

Inzwischen hatte Skepsgardt einen Entschluß ausgeführt oder geschehen lassen, der für sein kurzes folgendes Leben verhängnißvoll werden sollte. Seine Schwester, an der er mit wahrhaft fanatischer Zärtlichkeit hing, war ihm nachgekommen und von ihm in Berlin einquartiert worden. Erst 1843 bezog er niit ihr eine gemeinsame Wohnung. Die Erscheinung des dunkeläugigen, rundwangigen, schlanken etwa 17-jährigen Mädchens schien uns den enthusiastischen Schilderungen des Bruders von ihrer Schönheit nicht ganz zu entsprechen. Seine Liebe für dasselbe aber steigerte sich nur mehr und mehr bis zu einem wahrhaft unheimlichen Grade über den durchschnittlichen Wärmegrad der geschwisterlichen weit hinaus. Die Sorge für die Schwester erfüllte ihn ganz und gar. Für sie wollte er arbeiten und erwerben, baute er die kühnsten und glänzendsten Schlösser ^ in die Luft. Auf das nächstliegende Erwerbsmittel, die journalistische Thätigkeit, freilich ist er seltsamer Weise nie verfallen. Immer sollte es der reiche Ertrag seiner Dichtungen sein, der ihn befähigen werde, der Schwester ein goldnes Loos zu bereiten. Der Roman sollte den ersten wichtigen Grundstein zu ihrem Glück legen helfen. Aber die Schwester selbst würde zu der Verwirklichung der gemeinsamen Träume thätig mitarbeiten. Hatte der Bruder doch in ihr ein außerordentliches Talent für die Bühne entdeckt. Er stellte sie Ludwig Tieck und dem damaligen Generalintendanten der Königlichen Schauspiele vor, bekam einige Höflichkeiten zu hören und glaubte darin die sichere Bestätigung seiner eigenen Ueberzeugung von der Begabung und dem Berus seiner z^lga empfangen zu haben.

Nun endlich mar der Roman in seiner neuen Bearbeitung vollendet und Skepsgardt wandte sich an Ludwig Tieck mit der Bitte, das gegebene Versprechen zu erfüllen und die Vorrede zu schreiben. Die Antwort lautete niederschmetternd für ihn. Er, Tieck, sei sich nicht bewußt, jemals eine solche Zusage gegeben zu haben. Skepsgardt hätte irgend eine Aeußerung von ihin ganz falsch gedeutet. Er könne ihn nur ersuchen, von dieser Idee zurückzukommen und seinen Roman ohne eine Borrede von Tieck zu veröffentlichen.

Der Zusammenbruch der auf diesen gesetzten Hoffnungen verstörte den Aermsten zunächst ganz und gar und versetzte ihn in eine verzweifelte und ingrimmige Stimmung. Vergebens suchten seine Freunde dieselbe zu bannen. Vergebens stellten wir ihm vor, daß sein Erfolg nicht von einer Vorrede des alten Tieck abhängen könne und ebenso, daß nicht dieser ihn, sondern er selbst sich getäuscht haben werde. Skepsgardt ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen.

Indem er sich immer mehr dem Brüten über sein Unglück überließ, kam er auf den verrückten Gedanken, Tieck habe ihn aus Neid, und um sein Talent nicht aufkommen zu lassen, verrathen. Dafür sollte derselbe von ihm seine grausame literarische Züchtigung erhalten. Noch einmal nahm er seinen Roman vor, von dessen ursprünglicher Gestalt bereits so wenig mehr übrig geblieben war, und flickte von Neuem ein Motiv und ein Capitel daran, das mir nach Inhalt und Form durchaus verwerflich, thöricht und lächerlich erscheinen wollte. Er verlor sich völlig in die schattenhafteste Allegorie, versuchte Tieck als Mensch und Dichter öffentlich zu brandmarken, ihm eine infernalische Handlungsweise zur Schädigung des Verfassers und des unglücklichen Mädchens anzudichten und in ihrer ganzen Bosheit darzulegen, und gefiel sich darin, alle seine Schmerzen in wilde Klagelaute vor dem Publikum zu ergießen.

In Achim von Arnims phantastisch-wundersamer Erzählung „Jsabella von Aegypten" — dieser erotischen, prächtigen Blüthe der RomantikerPoesie — werden wir mit den grauenhaften Wesen, den „Golems", bekannt gemacht. Es sind aus Thon geformte Gebilde, welche von einem zauberkundigm teuflischen jüdischen Meister in vollkommenster Aehnlichkeit mit bestimmten wirklichen Personen hergestellt werden. Sie leben, bewegen sich, sprechen, täuschen die Menschen, sind aber ohne Seele. Sie haben ein den Menschen verborgenes Auge im Nacken, mit dem sie sehen können, was hinter ihrem Rücken geschieht. Auf ihrer Stirn, unter dem hereingezogenen Haare sorglich verborgen, steht hebräisch das Wort „Wahrheit" geschrieben. Wenn man den Golem als solchen erkennt, diese Haare zurückstreicht, und, wie er sich auch sträuben möge, dies Wort auslöscht, so füllt die ganze scheinbar lebendige Gestalt wieder zu einem Haufen tobten Lehms zusammen.

Als einen solchem „Golem" führte Skepsgardt den armen Tieck ein! Ganz wüstes unheimliches Zeug ließ er ihn begehen und erleben. Die Schwester mußte nun auch noch mit in diesen allegorisch-spukhaften Theil der Geschichte hineingezogen werden. Das Ganze war ein literarisches Verbrechen des Verfassers gegen sich selbst, wie gegen die gesunde Vernunft. Aber uusre Proteste und Warnungen blieben unbeachtet. Nun setzte er noch gar statt der ausgefallenen Tieckschen Vorrede den älteren freundlichen Brief Fr. Rückerts an ihn an die Spitze des Buches. Der gewählte, gesuchte und schmerfällige Titel in Jeans Pauls Manier lautete schließlich: „Drei Vorreden, Rosen und Golem Tieck." Alexander Duncker in Berlin, der sich Skevsgardts in gütiger liebenswürdiger Weise wiederholt schon angenommen hatte, bewies ihm seine Theilnahme nun auch noch dadurch, daß er diese romantische Mißgeburt von einem Roman drucken ließ und verlegte.

So viel ich weiß, erregte das dem Publikum theils völlig unverständliche, theils langweilige Buch, das gleichsam einem versunkenen literarischen Weltalter zu entstammen schien, keine Spur von der in jenen Tagen unerläßlich geforderten Tendenz zeigte, nichts „Zeitgemäßes" hatte, und zudem noch die Goldstufen echter Poesie unter wüsten Schlacken völlig vergraben enthielt, nicht einmal das sicher erwartete Aufsehen. Mir ist keine einzige öffentliche Besprechung desselben zu Gesicht gekommen. Sogar der literansche Skandal blieb aus, zu welchem doch die, ob auch in allegorische Formen gekleideten, schmählichen Anklagen gegen eine Bertiümtheit wie Ludwig Tieck mehr als genügenden Anlaß boten. Skevsgardt stand dieser Gleichgültigkeit des Publikums wie einem unlöslichen Räthsel gegenüber. „Entweder die Welt ist verrückt, oder ich bin verrückt,"

hörte ich ihn sagen. Ach und ich mußte im Stillen hinzufügen: mein armer Freund, in diesem Falle bist es unzweifelhaft Du! —

Als er in jenes Dachzimmer Vehrenstraße 50 einzog, hatte er den Schmerz der Enttäuschung bereits ziemlich überwunden und sich in neue dichterische Pläne und Arbeiten versenkt. „Denn darum schlägt das Schicksal ja den Dichter, daß ihm das innere Saitenspiel erklinge. Ist doch das Lied jedwedens Leids Vernickter —“ so hieß es in einem seiner in jenen Leidenstagen geschriebenen Gedichte, Die Wahrheit dieses Satzes schien sich an ihm zu bewähren. Ein großes Drama war es, worin er sich eingesponnen hatte.

Cola Rienzi, der letzte der Tribunen, war der Held desselben. Leider hatte unseres Poeten leidenschaftliche Beschäftigung mit dem Studium der Hegel'schen Philosophie ihm die Naivetät im dichterischen Schaffen bereits sehr merkbar zu zerstören begonnen. Es ging schon von der „Grundidee“ aus. Jede Gestalt seines Dramas sollte die Verkörperung eines abstrakten Begriffs sein und empfieng dadurch etwas Schattenhaftes, Blutloses. Ader gerade auf diese Krankheit seiner Schöpfung war er besonders stolz. Eine der handelnden Hauptpersonen, für die er noch keinen Namen gefunden hatte, sollte z. B. die „Verkörperung der Zeit“ darstellen. Mit freudiger Beredsamkeit wußte der Dichter es uns auseinander zu setzten, wie fein und tief sinnig er das in allem Thun und Reden dieses Charakters durchgeführt hätte. An „schönen Stellen“, schienen nur die Fragments die er uns gelegentlich vorlas, sehr reich zu sein. Seine Virtuosität in der Behandlung aller Versformen bemies er glänzend darin. Der fünffüßige Jambus war das vorherrschende Versmaß. Aber häusig waren Partien in sehr verschiedenen mannigfachen Rhythmen darin eingeflochten. Im GedSchniß blieb mir noch dunkel ein Bruchstück eines Nachtgesanges, welchen der ritterliche Geliebte der Schwester Rienzis (das Schwestermotiv war das Haupt-Leitmotiv der ganzen Dichtung) am Abend eines Kampftages vor dem Fenster seiner Schönen anstimmt:

. . . „Laß mich ein nach der tosenden Schlacht. Auch der Tag ja, der Held, freut sich der Ruh‘ in der Kammer der Nacht. Den stammenden Schild des Streites, roth von Blut, Ihn kühlt ihm die Nacht, die Geliebte, mit Perlthaufluth - . .“

... Ich sehe und höre ihn noch immer, wie er mit seltsamem verklärem Lächeln, wie von dem Tonfall der eigenen Verse, zumal des letzten Worts, gleichsam berauscht, im reinsten ostpreußischen Dialect, der sast eben so komisch wirkt, wie der reine sächsische, diesen Gesang in meiner Dachkammer vor uns recitirte, während seine blauen feuchtglänzenden Augen ganz in die Ecken gedreht und aus diesen Winkeln hervorschauend, mich von der Seite her fragend anblickten.

Ach, diese Vorlesungen seiner eigenen Poesien und der Shakespeareschen Dramen, und diese sich daran schließenden Nachtsitzungen der ganzen Gesellschaft in meiner von der anseligen Studentenlampe nothdürftig erhaltenen Dachspelunke; mit den flammenden Gesprächen, der hochfliegendenBegeisterung, dem phantastischen humoristischen Aberwitz! Der sogenannte Thee und das Brot und Butter standen auf der birkenen Commode vor dem Dachfenster, während die Tischplatte noch zum Sitz für ein paar Genossen dienen mußte, da Sopha, Bett und die beiden Stühle für die Gesamtheit der Theilnehmer, den dünshaarigen Naturforscher, den blondlockigen Philologen, den langen Gregorovius, den kleinen Oertel,Skepsgardt, meinen Stubenkameraden, mich und einen hier bisher noch nicht genannten Freund, den Musiker O., nicht ausreichten! Wie oft im spätem Leben sind mir die Bilder dieser Abend- und Nachtstunden von einem seltsamen Glanz umstrahlt, vor meines Geistes Aug' wieder aufgetaucht! Wie oft haben sie der alternden Seele den Seufzer entlockt: O gieb mir jene Zeiten wieder! Gieb sie mir wieder — trotz ihrer Armuth, ihrer Lebensnoth und aller kindischen Thorheit im Denken und im Handeln!

Der Musiker war mit Gregorovius in Warschau bekannt geworden; ein geborener Böhme. Von seinem Talent hatte uns jener bereits Wunderdinge berichtet. Nun, ini Herbst 1842, kam er nach Berlin, um seine mit großem Ernst betriebenen Studien hier unter Dehns Leitung fortzusetzen. Durch ihn, der mir im folgenden Jahr sehr nahe trat und innig befreundet wurde, lernte ich dann seinen später so berühmt gewordenen Studiengenossen Friedrich Kiel kennen, dessen Begabung uns ziemlich gering im Vergleich zu dem „Genie“ erscheinen wollte. Genie glaubten wir ihm schon allein aus dem mächtigen, großen, tiefen, bald träumerischen, bald heiß aufblitzenden, dunkelbraunen Augen in dem hageren volllivvigen Gesicht lesen zu können, dessen breite weiße leuchtende Stirn schlichtes dunkelblondes seidenweiches leicht gewelltes Haar umschmiegte. Seine hagere Gestalt hielt sich leicht vorgebeugt. Seine Sprache hatte einen ganz eignen slavisch gefärbten Klang, der auf mein Ohr einen seltsamen, kaum erklärlichen Zauber ausübte. Was er sprach, mar so ganz anders, als wir es gewohnt waren. Ein tiefer, origineller überlegener Künstlergeist schien sich darin zu offenbaren. Mit kaustischem Humor behandelte und zerplückte er Manches, was uns andern noch groß und wichtig dünkte. In der Shakespcarekenntniß und der Shakespeare-Begeisterung kam er uns ziemlich gleich. Zugleich aber hatte er sich den allersonderbarsten Nebenheiligen erkoren: den mystischen Schuster von Görlitz, Jacob Böhme, in dem er den Urquell göttlicher Weisheit erkannt haben wollte. Ich besitze noch das kleine Exemplar der „Morgenröthe im Au/gang“, das ich, begierig gemacht, auch meinerseits von diesem Weisheitsquell zu kosten, mir — Dank einem glücklichen Zufall, der es mich bei einem kleinen Antiquar entdecken ließ, — in jenen Zeiten für wenige Groschen erstand. Aber vergebens vergrub ich mich in diese Lectüre. Mir ist der Fels immer verschlossen geblieben, und der Quell wollte mir niemals fließen. Desto besser gelang es mir die Wonne zu verstehen und zu theilen, die ihm ein anderer, ein moderner Schriftsteller gewährte: Washington Irving, dessen klarer heiterer, vornehmer Geist, poetischer Humor, reiner Natursinn, kluger Weltverstand vollendetes Formengefühl, Geschmack und Stil ihn zum äußersten Gegensatz des Görlitzers machen. Aber in O.'s Kopf und Herzen wohnten die disparatesten Lieblinge und Ideale friedlich neben einander. Ich danke dieser damals begonnenen immer intimer gewordenen Bekanntschaft mit dem großen amerikanischen Erzähler und Humoristen eine reiche Fülle der schönsten Geistesfreuden. Er hat auch im späteren Leben einen starken und dauernden Einfluß auf meine innere Bildung geübt, der für mich von höchster Bedeutung und Wichtigkeit geworden ist.

In seiner Haupteigenschaft als Musiker sollte ich O. einen Monat nach unserer ersten Begegnung kennen lernen. Mit nieinem Stubengenossen, dein Juristen im Keime, war ich überein gekommen, unsere Dachkammer aufzugeben und genieinsam ein anderes, wenn auch nicht eben schöneres Zimmer in einein Hofgebäude der Karlsstraße zu beziehen. In den von uns verlassenen Raum zog O. ein. Er trat ahnungslos über dessen Schwelle, wie Eginont über die des Alba'schen Hauses. Keine innere Stimme warnte ihn und schreckte ihn von dem Orte zurück, der für ihn so schicksalsvoll werden und den kläglichen Schiffbruch seines Lebens verschulden helfen sollte.

Statt des Tisches ließ er zwischen dein alten Sovha und dem Bett ein geliehenes tafelförmiges Clavier aufstellen. Auf diesem hörte ich ihn im December jenes Jahres zum ersten Mal spielen, eigene Compositionen, die mich tief ergriffen und mir ganz herrlich erschienen. Zum ersten Mal auch von ihm gespielt eine Beethoven'sche Sonate. Mit 18 Jahren war mir diese ganze Musikwelt noch ein völlig unbekanntes Land geblieben! Ich werde nie die beglückte Stunde und nie den völlig überwältigenden Eindruck vergessen, den dies Werk und dies Spiel auf meine junge Seele hervorbrachte. Es war eine der frühesten Sonaten Beethovens, die kleine in ^ moll Op. 2. Man blickt heute, ich weiß es wohl, etwas geringschätzig auf diese Sonaten der ersten Periode von der Höhe der gemaltigen späteren Schöpfungen des Meisters herab. Aber nur ist es immer so erschienen, als sei gerade jenes Jugendwerk eine ganz wundervolle und mächtig hinreißende, beglückende und erschütternde Offenbarung desselben Geistes und derselben Leidenschaft, welche in den großen späteren Tongebilden des Meisters leuchten und glühen. Im diesjährigen April hörte ich sie einmal wieder in der Singakademie spielen, von keinem Geringeren als Hans von Bülom. Selbstverständlich — in tadelloser Vollendung. Aber auch da hatte ich die Empfindung: das ist sie dennoch nicht, was sie mir war, als O. sie mir spielte und mir aus den bekannten fortstürmenden Tonsolgen im letzten Satz immer die Worte eines Skepsgardtschen Gedichtes dröhnend und mit herzergreifender Gewalt in dem gleichen Rhythmus zu erklingen schienen: „und der Schmerz stampft trotz'gen Fußes meiner Seele Nachtgesild!“ —

Die Shakespeare- und Gesprächsabende wurden den ganzen Winter hindurch nun in O.'s Zimmer sortgesetzt. Sie gewannen noch bedeutend an Reichthum und Interesse. Trat nun doch die Musik zu den poetischen Begeisterungsquellen hinzu, um die Geister doppelt zu eraltiren.

Aber jede derartige Gemeinsamkeit mit den Genüssen, die sie den zu ihr Gehörigen bietet, ist wie alles Lebendige dem Gesetz des Werdens, Wachsens und Welkens unterworfen, und auch ihr endliches Geschick ist die Auflösung. Im April 1843 sagte ich mir: mm ist es hohe Zeit ernstlich an's Lernen und Arbeiten zu gehen! Ich trat in das Atelier des in jenen Jahren als Maler und Lehrer über Gebühr geschätzten Professor Otto ein, das, in Neu-Cölln am Wasser gelegen, mich nöthigte, auch meine Wohnung weit fort von der Behrenfraße nach der Wallstraße zu verlegen. Mein Stubenkamerad gab die Abschreiberthätigkeit auf und übernahm eine kleine Hanölehrerstelle.

N«d »»K Süd. xr.vi., >Z7, 15

Gregorovius verließ gleichfalls den bisherigen Nomantikerbau. Skepsgardt bezog mit der Schwester gemeinsam ein möblirtes Zimmer in der Aleranderstraße. Er, sein ganzes Dasein und Dichten, nicht zum wenigsten auch dies Geschmisterverhältniß, waren mir unheimlich geworden. Wir sahen uns nur noch selten. Desto häusiger unsem Musiker, der allein noch als einzige Säule, die von verschwundener Pracht zeugte, unter dem wanzenfreundlichen Dache zurückgeblieben mar; dann auch Gregorovius und Oerrel. Letzterer verschwand mir aber wenig später völlig aus dem Gesichtskreise. Des langen Freundes abenteuerliches, an unerhörten Glücksfällen und bitten« Elend überreiches, ferneres Leben aber habe ich bis zu seinem letzten Ende am 22. Februar 1853 aus nächster Nähe sich abspielen sehen und gleichsam mitgelebt.

Das Jahr 1844 brachte ich in meiner Danziger Heimat und bei lieben Verwandten in Ostpreußen zu. Im Herbst dort schwer erkrankt, erhielt ich zwei Briefe aus Berlin, den einen von Gregorovius, den andern, von deni Musiker. Der des letzteren, in der räthselvollen Sprache eines frommen Mystikers gehalten, verkündete mir die Thatsache seiner inzwischen erfolgten inneren Erleuchtung und Bekehrung. Er habe das Licht und den Frieden der Kinder Gottes gefunden und sich für immer abgewendet von den Freuden der Welt und ihrer Thorheit. Leider habe er sich einer schweren Sünde aus den Tagen, da er noch in der Finsterniß wandelte, anzuklagen. Die eine Tochter unserer Stubenwirthin (ein armes mit ewigem Stockschnupfen behaftetes junges Frauenzimmer von nur zu zärtlichein Gemüth, für das wir Alle immer wenig Mitgefühl, aber desto mehr ziemlich grausamen Spott übrig gehabt hatten) sei das Opfer dieser Sündhaftigkeit geworden. Aber er werde das Vergehen binnen Kurzem sühnen. Alle Schritte seien bereits gethan. In nächster Zeit würde er das Mädchen zum Altar führen. — Diese Nachricht wirkte tief schmerzlich auf mich. Deutlich stand mir in demselben Moment das ganze unabwendbare Elend, die Verkümmerung dieses Künstlerlebens vor dem inneren Blick, das so vielverheißend begonnen hatte. O. — verheirathet mit Fräulein S.! und O. zugleich verstrickt in jene geistigen Bande, die seine frische Kraft noch stärker zu hemmen, noch sicherer zu zermürben drohten, als selbst eine solche Ehe! Ich mußte weinen, wie um einen Verlorenen.

Auch Gregorovius sprach sich in seinem Briefe in ähnlichem Sinne über das Schicksal und Beginnen des gemeinsamen Freundes aus. Dann aber folgte eine Nachricht, die mich noch ganz anders packte und erschütterte, als diese. Skepsgardt, so schrieb er, ist wahnsinnig geworden, und tobsüchtig nach der neuen Charit« gebracht!

Ein paar Monate später, — ich verweilte immer noch in Danzig — bekam ich eines Tages eine Nummer der Augsburger Allgemeinen Zeitung zur Hand. Mein erster Blick fällt auf eine Correspondenz aus Berlin, und ich lese ungefähr Folgendes: ein jüngerer sorgsamer Schriftsteller, welcher durch feine, wenn auch etwas krankhaften und phantastischen Dichtungen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, wurde vor mehreren Monaten voni Wahnsinn befallen und in die Charit^ aufgenommen. Als er neulich, anscheinend bereits völlig niedhergestellt, unbeaufsichtigt in seiner Zelle gelassen war, hat er, wahrscheinlich in einem neuen Anfall der geistigen Verstörung, Hand an sich gelegt und sich mit dem Handtuch am Fensterriegel aufgeknüpft . . .

Also hatte ich doch Recht behalten. Nicht „die Welt“ war verrückt gewesen.

Als ich nach zehnmonatlicher Abwesenheit nach Berlin zurückkehrte, konnte ich nicht einmal in Erfahrung bringen, wohin die Schwester und wohin der ganze literarische Nachlaß gekommen sei. Vor etwa zwei Jahren las ich in einer Berliner Zeitungsbeilage die Anzeige des Todes eines FrI. O. v. Skepsgardt.

Der lange Gregorovius und der Zwerg Oertel sind traurig verdorben und gestorben. Der Musiker O. führte hier während mancher Jahre ein armseliges kümmerliches Leben an der Seite einer ihm fest anhängenden, beschrankten, fleißigen, keifenden, wenn auch gutmüthigen Frau, die mit Waschen und Plätten ihre durch die Arbeit, das Musikunterrichtgeben und Componiren des Hausvaters allein nicht wohl zu erhaltende Familie ernähren half. Er wurde nie ein kirchengläubiger, orthodoxer Frommer, sondern zeigte sich immer nur von einer freudigen und demüthigen Gottergebenheit erfüllt, die ihn ein fehr bescheidenes, oft hartes schweres Loos mit einer gemissen stillen Heiterkeit ertragen ließ. Er hat auch Manches comvonirt. Aber wie in seinem Leben war auch in seinem Kunstschaffen „der stolze königliche Wuchs des ersten Schusses“ für immer dahin. Später soll O. sich wieder nach Polen gewendet haben. Für uns ist er dort völlig verschollen.

Unser Naturforscher, soll, wozu er immer schon eine entschiedene Anlage ‚igte, das Schicksal Skepsgardts wenigstens insoweit getheilt haben, als er von einer schweren nicht wieder geheilten Gehirnkrankheit ergriffen wurde, oder — in der gemeingebräuchlichen Sprache zu reden — seinen Verstand verlor.

Nur wir drei, der blonde Philologe, der heute eine Professur für neuere Sprachen an einem berühmten staatlichen Erziehungs- und Bildungsinstitut in der Nähe Berlins bekleidet, der Justizrath, mein einstiger Stubenkamerad, und ich selbst, wir haben nicht nur aus allen Stürmen und Fluthen der folgenden Jahre das Leben, sondern — so glauben wir wenigstens — auch den Verstand bis jetzt noch glücklich aus allen Gefährdungen gerettet, welche wohl alle Geistesarbeiter, zumeist aber diejenigen bedrohen, die der Phantasie eine zu ausschließliche Herrschaft in ihrem Geistesleben einräumten, die Romantiker und ihre Epigonen.

)deen zu einer Geschichte des N)ohnhmsems.

vsn

Mcob K. LslKe.

— wie,,,

I,

deen — das will sagen, Gedanken in skizzenhafter Gestalt vorgetragen, den Gang in großen. Zügen darstellend, wie sie einmal als Grundlage einer ausgeführten Geschichte des Wohnhauses dienen können. Eine solche Geschichte haben wir leider noch nicht. Wir haben wohl Abbildungen von dem Aeußeren vieler Wohnhäuser und Paläste, auch vieler und origineller Land- und Bauernhäuser, selbst wohl, doch seltener, mit ihren Grundrissen; wir haben viele und gelehrte Abhandlungen über das griechische und römische Haus — aber wie das alles in Zusammenhang zu bringen, in Beziehung zu einander zu setzen sei, das anzugeben hat eigentlich noch niemand versucht. Niemand hat eine Untersuchung darüber angestellt, wie das heute so mannigfach gestaltete Wohnhaus aus seinem offenbar doch einfachen Anfange sich entwickelt hat, wie es zu all den verschiedenen Formen und Gestalten gelangt ist, welche für Land und Stand, für Leben und Sitte so charakteristisch erscheinen.

Wenn ich den Bersuch machen will von all dieser Mannigfaltigkeit eine Erklärung zu geben und ihre Entstehung und ihren Zusammenhang aufzudecken, so kann es sich nicht um die Ausführung, sondern nur um die leitenden Gedanken handeln, um allgemeine Züge, die auch in dieser Menge und Vielartigkeit der Erscheinungen die Einheit aufweisen.

So unvollkommen unsere Kenntniß von dem prähistorischen Menschen ist, d. h. von dem Menschen vor der Zeit, in welcher Aufzeichnungen irgend einer Art von ihm reden so wissen wir doch das Eine, oder connen es wenigstens mit Fug und Recht behaupten, daß seine erste Wohnung, wenn mir schon diesen Ausdruck gebrauchen wollen, in Höhlen bestand. Er suchte die Höhlen auf, wo sie im Gestein vorhanden waren, und grub sie anderswo, wo er sie nicht fand, tief in die Erde. Solche Höhlen letzterer Art giebt es z. B. in jenen leichten Anhöhen, welche die March bei Stillfried begleiten. Noch bei den Germanen der ersten römischen Kaiserzeit, wie sie Tacitus in der Germania schildert, sind die nachlebenden Spuren dieser ersten und ursprünglichen Behausung erkennbar.

Was mar es nun, das die frühesten Menschen zwang solche Stätten aufzusuchen und sodann, als sie die Höhlungen verließen, sich wirkliche Wohnstätten zu erbauen? Ohne Zweifel in erster Linie das Klima und sodann der Schutz vor den Feinden, das ist zunächst vor den wilden Thieren. Nun ist aber das Klima je nach der Lage auf unserem Erdtheil in Art und Wirkung verschieden. Während im Norden Kälte, Ziegen, Schnee und Eis den Menschen veranlassen das Freie zu fliehen und unter Dach und Fach Schutz zu suchen, gestattet die Milde und Gleichmäßigkeit des südlichen Klimas den ununterbrochenen Aufenthalt unter offenem Himmel. Und hier mag es denn der Schrecken der wilden Thiers, die damals zahlreicher und gewaltiger hauseten, vor allem gewesen sein, welcher die Menschen zwang sich eine Sicherheit zu suchen und zu schaffen.

Auf diesem Unterschied des Klimas und der geographischen Beschaffenheit beruht ein Unterschied in der Anlage der Wohnung, welche in der ganzen nachfolgenden Geschichte des Wohnhauses bis auf den heutigen Tag erkennbar bleibt, ja diese Geschichte recht eigentlich beherrscht und das leitende und wirkende Grundprinzip unter allen Veränderungen ist. Es ist auch der Grundgedanke, der diese Darstellung leitet.

Das Haus des Nordens entsteht als Hütte, d. h. als ein von vier Wänden umgebener, mit einem Dache gedeckter, völlig geschlossener Raum. Das Haus des Südens entsteht als offener Hof, d. h. als ein offener, ungedeckter, von einem Zaune oder vier Manern umgebener Raum. An dein nordischen Hause geht die Veränderung unter dein einen, alles überspannenden Dache vor sich; bei dein südlichen Hause lehnt sich die ganze Enlwicklung an die Innenseite der vier Mauern an, und zwar so, daß der offene Hof stets gewahrt bleibt und die Mitte und den Mittelpunkt des Haufes bildet. Er theilt das Licht an die verschiedenen, neu entstehenden Räume aus, während das nordische Haus sein Licht von außen her durch das Dach oder durch Fensteröffnungen erhält.

Man muß diesen Unterschied, diesen totalen Gegensatz des nordischen und des südlichen Hauses festhalten; er wird unter allen zahllosen Formen und Bariaitten des Wohnhauses, wie sie die wachsende Cultur, dann nationale Eigentümlichkeiten, dann die wechselnden Epochen der Kunst hervorgerufen haben, den Gang der Entwicklung völlig klar machen.

Um einen kurzen Ausdruck der Bezeichnuug zu haben, welcher die charakteristische Wesenheit beider in sich enthält, nenne ich das nordische Haus das Hallenhaus, weil es von der Halle als demeinen und einzigen geschlossenen Räume ausgeht, und das südliche Haus das Hofhaus, da es ja niemals den Hof, der seinen Ausgangspunkt bildet, als seine Mitte verliert.

Hofhaus und Hallenhaus, das sind also die Gegensätze von Süd und Nord, zwischen denen der Zug der Alpen die ursprüngliche Scheidung macht. Dein scheint nun zwar zu widersprechen, daß in italischen Grabstätten, wie gleicher Weise in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands Urnen gefunden worden sind (sogenannte Hausurnen), welche offenbar Wohnhäusern nachgebildet und als uralte Modelle derselben zu betrachten sind, d. h. viereckige mit einem Dache geschlossene Hütten, wie jene, von denen das nordische Hallenhaus seinen Anfang genommen hat. Ebenso lassen die Reste der Pfahlbauansidelungen am Po in der sogenannten Terramare auf ähnliche Wohngebäude schließen. Nun wissen wir aber, daß diese Ansiedlungen in Nord-Italien Völkerschaften angehören, die vom Norden eingewandert sind, und daß ja auch die Nhäter und Etrusker aus den Alpen oder über die Alpen nach Italien kamen. Sie hatten also die geschlossene Hütte, wie sie sich in jener Aschenkiste darstellt, aus der nordischen Heimat mitgebracht, so daß sich statt eines Widerspruchs nnr eine Bestätigung unserer Auffassung in ihnen findet. Daß Häuser oder Hütten dieser Art überhaupt in den Alpen und nordwärts derselben heimisch waren, erkennt man noch an ihren Resten bei den Pfahlbauten der Schweizer Seen und sieht man auf der Antoninssäule, wo die Dacier ihre kleinen viereckigen oder auch runden, mit Stroh gedeckten hölzernen Häuser anzünden.

Wie die südliche Cultur der nördlichen um Jahrtausende voranschreitet, so mar auch das Hofhaus dem Hallenhouse in seiner Entwicklung um Jahrtausendevorangegangen. Theoretisch betrachtet ist der Gang in der Geschichte des Hofhauses der folgende. Tie vier Mauern erhalten nach innen ringsum ein von vier Pfeilern oder Säulen gestütztes Dach, das sich nach innen senkt und einen viereckigen offenen Raum, also den Hof, in seiner Mitte frei läßt. Der gedeckte Umgang dient zum Schutze gegen den Sonnenbrand oder sonstige Umbilden des Wetters. In der Mitte des Hofes befindet sich der Herd, der bei fortschreitender Ausbildung des religiösen Bedürfnisses zugleich zum Altare wird und damit auch den Charakter der Heiligkeit annimmt. Er ist, wie local, so nun auch geistig der Mittelpunkt des Hauses, an dein sich die Familie versammelt und das Mahl einnimmt, auf dem das Haupt der Familie das heilige Feuer anzündet und den Götteni die Opfer darbringt.

Zu der Zeit aber, da sich die Eultur soweit erhoben hat, ist auch das Haus schon weiter in seinem Bau, in seiner inneren Gestaltung vorgeschritten. Die Eivilisation hat das Zartgefühl geweckt, das Bedürfnis; der Jntiimtitüt der Abgeschlossenheit hervorgerufen; die Cultur sonderte die Geschlechter, die Entstehung des staatlichen Lebens trennte den Herrn und den Diener, den Freien und den Slaven. So wurde der Raum unter dem Dache, der viereckige Umgang durch innere Wände geschlossen und vom Hofe getrennt, doch so, daß das Dach nunmehr auf's Neue vortrat und einen neuen Umgang zwischen den neu entstandenen Gemächern und dem Hofe bildete. Das Hofhaus hatte in dieser Gestalt wiederum seinen ursprünglichen Charakter bewahrt. Der geschlossene Raum konnte durch Querwände in einzelne Gemächer getheilt werden, je nach Größe und Bedürfniß, von denen eines und das andere den Dienern oder Slaven, ein anderes wieder der Familie zugetheilt wurde, ein drittes auch wohl den Kochherd aufnahm und einstweilen noch zum Speisen diente, während der Herd als Altar noch längere Zeit die Mitte behauptete. Ihr Licht erhielten diese Gemächer nicht von außen her, sondern vom Hofe durch die Thürcn oder Fenster über denselben, welche auf den gedeckten Umgang hinaus sich öffneten. Fenster, die ins Freie gingen — nach der Straße hinaus, wenn man sich schon eine städtische Anlage denken will — erscheinen erst auf einer späteren Stufe der Entwicklung und sind und bleiben immer, wie heute noch im mohammedanischen Hause und Palaste, etwas Nebensächliches.

Das stüdlche Haus war also auf diesem Standpunkte ein von Gemächern und einem inneren Umgang geschlossener Hof mit seinem Heiligthum in der Mitte. Mit der Außenwelt hatte es keine weitere Beziehung als den Eingang und die Thüre. Da Gemächer rings den Raum umschlossen, so führte zwischen denselben ein Gang von der Thüre in den Umgang und in den Hof. Nun aber in dieser Gestalt vermochte das Haus wohl der gewöhnlichen Familie zu genügen, nicht aber reicheren und vornehmeren Verhältnissen, zumal bei der eigenartigen Entwicklung, welche das häusliche wie das staatliche Leben im Orient annahm. Zum Theil war eö die Abschließung der Frauen, welche eine Trennung, eine Abschließung ihrer Behausung von derjenigen der Männer verlangte, zum Theil die staatliche und politische Bedeutung des Mannes und seiner Stellung im Leben, welche ihn zwang, viele Leute in seinem Hause zu empfangen. Diesem letzterwähnten Bedürfniß hätte mm wohl die Vergrößerung der Dimensionen genügt, und sie trat auch ein. Dadurch verwandelte sich der Umgang, dessen sich herabsenkendes Dach bisher aus den vier Eckpfosten geruht hatte, in einen von Säulen getragenen Porticus, in ein Peristyl, wie er später im griechisch-römischen Hause genannt wurde. Diese Vergrößerung befriedigte aber nicht die verlangte Intimität für die Frau und die Familie. Sowie das Haus des vornehmen Mannes zugleich dem öffentlichen Leben zu dienen hatte, erhielt die Familie ihre eigene Behausung und zwar in ganz gleicher Gestaltung, indem ein zweites Hofhaus hinter das erste gelegt wird, oder auch seitwärts, wenn etwa das in der Enge der Stadt gegebene Terrain oder die Beschaffenheit des Bodens solche Abweichung von der Regel verlangt. So entstand das Doppelhaus, das mir als die Grundlage des griechisch-römischen Hauses alsbald wieder erkennen werden.

Dem wachsenden Reichthum, der wachsenden politischen Bedeutung vermochte aber auch diese Gestaltung nicht immer zu geniigen. Der Herr wurde Mm Fürsten, zum Herrscher; es sammelten sich die Slaven; die Dienerschaft wurde zum Hofstaat; es kamen die Beamten, die Elienten, das bewaffnete Gefolge, die Leibwache mit allen den zahllosen Bedürfnissen eines orientalischen Lurus. Alsdann erweiterte sich der Raum; aus dem Doppelhause wurde ein vielfaches Haus; ein Hof legte sich an den andern, ein jeder von Gemächern umgeben, bis das Gesammthcms, nunmehr der Palast, eine weite Bodenfläche bedeckte. Darin hatte jede bedeutende Persönlichkeit ihren eigenen Hof, der Herr den seinen, die Fürstin den ihren, desgleichen wohl die Söhne und Töchter, wenn sie herangewachsen waren und ihre eigene Dienerschaft erhielten, desgleichen der Hofhalt, die Leibwache u. s. w. Alle diese Hofhäuser hingn räumlich mit den Zwischenwänden aneinander, waren durch Gänge verbunden und bildeten so nur ein Ganzes, das sich an der Außenseite durch eine umgebende Mauer vielmehr abschloß, als daß sie durch eine glänzende, fensterreiche Fa?ade sich ihr geöffnet hatte.

Hierbei ist noch Eines als wesentlich zu bemerken. Dieser ganze weite Palast breitet sich zur ebenen Erde aus, Hof legt sich an Hof mit seinen Baulichkeiten als Erdgeschoß. Das ist durchaus die Regel und die ursprüngliche und erste Gestaltung. Es ist, wenn nicht grade Ausnahme, doch im Gange der Entwicklung das Zweite, wenn sich ein zweites Stockwerk über das erste legt oder gar das Haus in einer Reihe von Geschossen emporsteigt. Es konnte die Enge des Raumes dazu zwingen, wie bei den theuren Preisen des Bodens in den Großstädten des Alterthums oder innerhalb der ummauerten Bergfeste, wo Ausdehnung über den Felfen hinaus unmöglich mar. Es konnte auch wohl, so bei der Villa, das Bedürfnis; nach freier Luft oder die Lust der Fernsicht dazu veranlassen, daß einzelne Theile thurmartig emporgeführt wurden.

In dieser Weise ist, theoretisch erörtert, das südliche Haus, der südliche Palast zur Ausbildung des Principis, zur vollendeten Gestaltung gekommen. Wmn wir aber diesen Gang an den Monumenten oder den Ueberresten selber geschichtlich verfolgen wollen, so sind wir einerseits aus Combinationen angewiesen, andererseits stoßen wir auf Barianten, auf locale und nationale Veränderungen und Beugungen des Principis, auf individuelle Gestaltungen, in denen man jedoch das Grundprincip, wenn man einmal demselben Glauben schenkt, ohne Schwierigkeit wiedererkennt. Die leichten und ursprünglichen Bauten ältester Zeiten sind überall zu Grunde gegangen; über die Stätten einfacher Behausungen, welche uns zunächst den ersten Gang der Entwicklung hätten darstellen können, ist ungezählte Male die zerstörende Zeit langsam oder gewaltsam hinviegegschritten. Was geblieben, was der vernichtenden Gewalt der Jahrtausende entgangen ist, das sind die Riesenbauten, die deni Cultus errichtet waren, die Totenstätten, die Tempel der Götter. Gerade sie aber stehen in ihrer Art der bürgerlichen Behausung entgegen und scheinen in ihrem mächtigen, völlig geschlossenen Bau unserer Theorie zu widersprechen; und doch werden auch sie für uns zeugen, wenn man über diese Schöpfungen einer vollendeten Kunst und einer hohen Cultur Hinausgehn und ihre Geschichte bis auf den ersten Ursprung zurückverfolgen will.

So z. B. um mit den Monumenten der ältesten Cultur anzufangen, maS kann in größerem Contrast init unserem Hofhause stehen, als die Pyramiden mit ihren engen Gängen und winzigen Kammern in den kolossalen Steinmassen? was steht ihm femer als die schweren, lichtlosen, mit flacher Steindecke geschlossenen Tempelhallen, wie wir sie uns aus den Ruinenstätten von Karnak und Luksor reconstruiren? Und doch weisen die weiten mit Säulen umgebenen Vorhöfe, denen die Tempel nur zum Schlüsse als Opferstätten oder Aufnahmeorte des höchsten Heiligthums dienen, darauf hin, daß auch die ganze gewaltige Tempelanlage der Aegypter, gleich der späteren mohammedanischen Moschee, von einem rings geschlossenen Säulenhofe ausgegangen ist, in dessen Hintergrund das Heiligthum seine Stellung erhielt.

Aber ganz anders als diese Tempel und Teinpelanlagen waren die Wohnhäuser und Paläste der Aegypter. Ein hochcultivirtes, heiteres, lebenslustiges, den Freuden der Geselligkeit hingegebenes Volk, erbauten sie sich in ihren Wohnsitzen Stätten des Vergnügens und eines heiteren Lebensgenusses. In den fruchtbaren Niederungen des Nil, an den Ufern des Flusses, an den Canälen, welche überall die Ebene durchschnitten und die Felder bewässerten, erbauten sie sich Häuser, Villen und Paläste. Es sind freilich die Spuren desselben rinqs vernichtet; nicht einmal von den Grundmauern ist etwas übrig geblieben, aus dem wir auch nur den Grundriß uns aufzeichnen könnten. Aber die Bilder an den Wänden der Totenstätten geben uns Darstellungen genug, aus denen wir, die Kunslzeichensprache der Aegypter in die unsere übersetzend, uns die ägyptischen Wohnstätten, wie sie schon einige Jahrtausende vor Christo beschaffen waren, wieder erbauen können.

Darnach waren die reicheren Wohnsitze und Paläste, wo sie Freiheit hatten sich auszubreiten, also auch dem Principe treu zu bleiben, regelmäßig Anlagen zur ebenen Crde. Ein viereckiges Gebäude von gleicher oder ähnlicher Gestaltung lehnt sich an das andere, durch Gänge verbunden, die sich als Säulenhallen, den Hof umschließend, fortsetzen. Der Hof aber war bereits in den Garten verwandelt, dessen Mitte ein viereckiges Wasserbecken einnahm. Sykomoren und Platanen umstanden dasselbe in gleichmäßigen Abständen, der Lotus wiegte an schlanken Stengeln seine breiten Blätter und weißen Blüten auf der Wasserfläche, bunte Schifflein lagen bereit zur Lustfahrt. Alles deutet an, daß die Civilisation, Jahrtausende bevor das nordische Hallenhaus seine Entwicklung begann, sich hier bereits eine Stätte der Ruhe, des Friedens, des heiteren Glückes geschaffen hatte. Das ursprüngliche einfache Hofhaus war zu einem complicirten und reich geschmückten Gebäude des Luxus und der Kunst geworden, aber das alte Princip der Anlage ist vollkommen erhalten geblieben.

Ebenso findet es sich wieder ein Jahrtausend später im altgriechischen Königspalaste und wieder ein Jahrtausend später im griechisch-italienischen Wohnhause; ja so deutlich, daß gerade an den größeren und kleineren, den reicheren und ärmeren Häusern Pompejis sich der Gang der Geschichte nachweisen läßt.

Neber den altgriechischen Königspalast der Heroenzeit ist viel Streit gewesen. Homer selbst giebt in der Odyssee keine Schilderung weder des Palastes von Jthaka, noch desjenigen des Königs Menelaos zu Sparta. Er deiltet nur an und nennt die Theile, wie eben der Lauf der Begebenheiten, die er besingt, ihn zur Erwähnung des einen oder des anderen Theiles gelegentlich hinführt. Wo lag das Megaron, die Halle der Männer, in welcher die Freier sich aufhielten? wo der Vorhof, in welchem sie ihre Spiele hatten? wo und wie die Gemächer der Frauen, das Obergeschoß, aus welchem Penelope zu den Freiern herabstieg? wo die Waffen und Vorrathskammer und die Räume der dienenden und arbeitenden Mägde? roo das Eingangsthor und die verschiedenen Ausgänge? Unter all diesen bei Homer erwähnten Räumlichkeiten wird man sich unschwer zurecht finden, weml man eine klare Vorstellung von dem Hofhause hat, und nur annimmt oder zugeibt, daß die Zeit den Grundplan weiter gebildet, auch wohl an ihm geändert hat, nnd auch das Bedürfnis; der fürstlichen Familie und die Beschaffenheit des Locales Varianten an ihm hervorufen konnten. Das Haus des Odysseus begann mit dem säulennmgebenen Hofe, dessen Vorderseite den hallengleichen Eingang bildete; in seiner offenen Mitte stand der Altar, und seine Rückseite bildete der Mönnersaal, und zwar an jener Stelle, wo das spätere griechisch-italische Haus das Tablinum zeigt. Hinter diesem lagen die Gemächer der Frauen, der herrschenden wie der dienenden, ohne Zweifel gleicherweise einen Hof umgebend, mit einem Obergeschoß, das der Königin speciell zur Wohnung diente. Es konnte auch sein, daß das Frauenhaus so zu sagen, der Eomplex ihrer Gemächer, zur Seite lag, wenn anders die Beschaffeicheit des Bodens der Längenausdehnung widerstrebte.

Diese Annahme über die Anlage eines königlichen Palastes der griechischen Heroenzeit hat erst in allerjüngster Zeit die vollkommenste Bestätigung erhalten. In der Königsburg von Tiryns, welches Schliemann in diesen letzten Jahren vom Schutte der Jahrtausende freigemacht hat, liegt der Grundplan in völliger Klarheit vor uns. So sehr hier auch die Bodenbeschaffenheit dem Grundschema Zwang angethan hat, indem ein schmaler, sich abwärts senkender Felsen die Wohnräume alle, wie es scheint, ans dem höchsten Punkte, in der „Oberburg", zusammengrängte, so ist es doch das alte Princip, welches die ganze Anlage beherrscht. Das Centrum ist wiederum der säulenumgebene Hof mit hallenartigen Propyläen als Eingang und dem Mönnersaal an der entgegengesetzten Seite, mit einer Borhalle angelehnt an den Säulennmgang. Der Hof hat einen Altar unter freiem Himmel, der Mönnersaal, dessen Dach sich auf vier Säulen stützt (gerade wie das Atrium des alten römischen Hauses) einen Herd in seiner Mitte. Ob das Dach sich darüber zog oder der Raum innerhalb der vier Säulen ein offener mar, ist nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich ist das letztere, und nicht bloß aus der Analogie des späteren griechisch-römischen Hauses, sondern auch wegen der Stellung des Herdes, dessen Rauch sonst den ganzen Saal erfüllt hätte. Von hier aus erhielt auch der Saal fein Licht. Das Haus des Odysseus hatte einen Herd an gleicher Stelle, auf welchem die Freier der Penelope die Ochsen und Ziegen zu ihren: Schmause zurichteten und brietten.

Diesen, dem Leben der Männer gewidmeten Räumen liegt auf der Burg von Tiryns die Frauenmohnung zur Seite; der absteigende Fels verhinderte sie hinter jenen zu errichten. Ihre Anlage ist fast wie eine Wiederholung der Männerwohnung, nur in verkleinertem Maßstabe; es ist kein einzelnes Gemach, sondern eine Anlage: ein säulengeschmückter Vorhof, an dem sich rückwärts ein Saal oder ein großes Zimmer mit einer Borhalle anlehnt. Auch dieses Zimmer hat einen Herd in seiner Mitte, nur ist es ohne Säulen. Wie es gedeckt war, wie es sein Licht erhielt, ob durch die Thüre allein, ist heute nicht mehr zu bestimmen. Rings um den Männer- und den Frauensaal liegen noch eine große Anzahl anderer Gemächer, Badezimmer, Schlafzimmer, Corridore, selbst noch ein dritter Hof, das Ganze ziemlich unregelmäßig, wohl nach und nach aus dem Bedürfnis; entstanden und dein verfügbaren Räume angepaßt. Unter all diese?« Nebeneinander aber ist das Grundprincip der Anlage klar erkennbar. Es bleibt auch dem geschichtlichen Hause der Griechen wie der Römer.

Ueber die Anlage des griechischen wie des römischen Hauses in geschichtlicher Zeit nämlich herrscht kaum ein Zweifel. Außer den Beschreibungen der Alten, z. B. bei Vitruv, giebt es ja die aufgegrabenen Städte Unteritaliens, Pompeji zumal, und so viele Häuser und Paläste und Villen, deren Neberreste in Rom wie im ganzen römischen Reiche wieder an das Licht gebracht worden sind. Danach ist der Grundplan des griechischen wie des römischen Hauses in seinen allgemeinen Zügen ein und derselbe. Zwar giebt es Verschiedenheiten, über welche auch wohl noch Streit unter den Gelehrten obwaltet; aber sie sind für das Ziel, das in dieser Untersuchung verfolgt wird, unwesentlich und bedeutungslos.

Wie der Palast auf der Königsburg der Heroenzeit zerfällt auch das griechisch-römische Haus in zwei Theile, in eine Männerwohnung und in eine Frauenwohnung; oder anders ausgedrückt, in einen Theil, welcher dem Leben und Treiben der Männer, und in einen zweiten Theil, welcher dem Leben der Familie, den Frauen und Kindern, auch wohl der häuslichen Geselligkeit gewidmet war. In der Regel, wenn nicht der gegebene Raum es anders verlangte, lag die Frauenroohnung hinter derjenigen der Männer. Auf kleinein Räume, in kleinen Verhältnissen mochte auch die Frauenroohnung ein Obergeschoß einnehmen und in dürtiger Lage ganz hinwegfallen. Wir halten uns indeß, der gestellten Aufgabe entsprechend, nur an die Regel.

Also das Haus zerfällt in zwei Theile, welche einer hinter dein anderen liegen; und diese Theile folgen der gleichen Anlage, und diese Anlage ist genau so, wie wir sie in der theoretischen Erörterung aus dein geschlossenen Hofe haben entstehen lassen. In der Mitte ist der offene, vierseitige Raum, der nach allen vier Seiten hin in den gedeckten Umgang und in die diesen wieder umgebenden Räume fein Licht hin verbreiten muß. Fenster nach außen sind wie Ausnahmen; alle Thören und lichtgebenden Oessnungen führen auf den Umgang. Das Dach des Umgangs ist ursprünglich auf die vier Pfosten in den Ecken gestützt gewesen; aus den vier Pfosten sind Säulen geworden in kleinerer oder größerer Zahl bis zu dreißig und vierzig, und der kleine Umgang ist zu einem wahren Säulengange, einem Peristnl, herangewachsen. Der Herd in der Mitte, der ursprünglich Herd und Altar zugleich war und mit seinem Rauche Säulen, Wände und Decken schwärzte und so dem Hof zu seiner Bezeichnung als Atrium, d. i. schwarzer Raum (von ator schwarz) verholfen hat, dieser Herd hat seinen Platz verlassen müssen. Das Haus hat nunmehr am Ende der Frauenwohnung oder hinter derselben eine Küche erhalten. Mit dem Herde sind auch die Heiligthümer, die Bilder der Penaten gewandert, welche sonst am Herde als dem Altare ihren Platz hatten. Für sie und andere Heiligthümer und Erinnerungen des Hauses ist ein eigenes Gemach bestimmt worden, das Tablinum, gerade die Mitte des Hauses, jenes Gemach, welches zwischen dem vorderen und Hinteren Theile des Hauses liegt und nach beiden Seiten offen (wenn nicht durch Vorhänge geschlossen), auch nach beiden Seiten einen Einblick durch das Haus gestattet. Wie der Herd das Atrium verlassen hat, ist seine Stelle, d. h. der innere offene Raum zwischen den Pfosten oder Säulen, zu einem Hausgarten geworden; er hat ein Wasserbecken und einen Brunnen erhalten, ist mit Rasen und Blumen und Gesträuchern umgeben worden und die Kunst hat ihn auch wohl mit Statuen geschmückt. Und wie in dieser Weise das Atrium verwandelt worden, so ist es auch dem zweiten Theile des Hauses, dem Peristnl oder Cavädium, geschehen, oftmals noch in reicherm Maße. Denn wie bei fortschreitender Ausbildung des bürgerlichen und staatlichen Lebens das Atrium für den Herrn zum Verkehr mit der Außenwelt dienen mußte, so wurde das Cavädium die Stätte einer Geselligkeit, von welcher die Frauen nicht ausgeschlossen waren. So war ein gewisses System auch in der Art der Bewohnung des Hauses. Zuerst in den nach der Straße zu gelegenen, aber nach innen auf das Atrium sich öffnenden Gemächern lag die Wohnung der wartenden und dienenden Sklaven. Zwischen diesen Gemächern hindurch führte vom Vestibül ein Gang geradeaus in das Atrium. Dann rechts und links lagen die Räume, welche dem Herrn und seinem Verkehr mit der Außenwelt gewidmet waren. Dann folgte gegenüber dem Eingang das Tablinum mit einem Gange (tauces) zur Seite, welcher beide Theile des Hauses, Atrium und Cavädium, mit einander verband. Im Cavädium nun lag die Wohnung der Frau, die Familienzimmer, das oder die Speisezimmer, das Gesellschaftszimmer, die Eredra, unser Salon, und hinter dem Cavädium endlich, auch wohl noch dazu gehörend, die Küche und die Wirthschaftsäume und etwa noch ein kleiner Garten.

Dergestalt zeigt die ganze Anlage des griechisch-römischen Hauses die logische Consequenz des Princivs, die vollendete Durchbildung des Hofhauses. Locale Schmierigkeiten, die Enge und Unregelmäßigkeit des verfügbaren Raumes, die Dürftigkeit und Unzulänglichkeit des Vermögens, konnten Aenderungen in der Anlage hervorrufen, wie man das häufig genug in Pompeji sieht; aber nirgends verleugnet sich das Princiv. Selbst in Rom, wo die Enge und der theure Preis des Bodens die Miethhäuser (iusulas) bis zu zehn Stockwerken hinauftrieb und diese in Einzelwohnungen zerlegte, bleibt das Princiv insofern gewahrt, als auch sie um einen Hof herum angelegt sind. Die Insul« ist immer noch ein Hofhaus, wenn auch für viele, meist ärmere Familien bestimmt. Wo aber Freiheit war, im Palast, auf dem Lande in der Villa, in der Luxusvilla, so groß und phantastisch sie sein mochte, da legt sich Hofhaus an Hofhaus zu einem Ganzen zusammen und umschließt Garten und Brunnen und Teiche. Auch die Villa rustiv«, der Meierhof, so sehr er praktischer Verwendung dient, bewahrt das Princip: die vierseitige Anlage um einen Hof herum.

Wie anders nun, wie völlig im Gegensatz hierzu das nordische Haus, das Hullenhausen seiner ursprünglichen Form und in seiner Entwicklung! Wenn ich sage: das nordische Haus, so meine ich damit nicht allein das skandinavische Haus, sondern ich nehme den Norden im weiteren Sinne als Gegensatz gegen den Süden; und wenn ich es das Hallenhaus nenne, so geschieht es, weil es in seiner ursprünglichen Gestalt eine einzige Halle bildete und weil es in dieser Gestalt schon in alter Zeit so genannt wurde. Halle (K)IIä oder «al, was dasselbe bedeutet) ist so alt wie das Hnus selbst, und das Wort ist bis auf unseren Tag, wenn auch in veränderter Anwendung, bedeutsam geblieben. Die Geschichte der Halle ist die Geschichte des Hauses im Norden.

Das nordische Haus beginnt also als ein einziger durch Zwischenwände nicht abgetheilter Raum, der mit einem Dache von Stroh oder Baumrinde überdeckt ist. Wie es in der Natur der Sache liegt, ist der Raum viereckig. Daß dieses ursprüngliche Haus manchmal aber auch runde Gestalt gehabt hat, wird sowohl durch die in Grabstätten gefundenen Hmisurnen wie auch durch die Darstellungen auf der Antoninssäule erwiesen; für die weitere Entwicklung hat die runde Form keine Bedeutung. Inmitten dieses Hauses stand ein Herd, dessen Rauch durch Thür und Dach seinen Ausgang nahm. Es giebt heute noch Wohnstätten, wo es nicht anders ist.

Aus dieser Urform nun geht nun im Laufe der Geschichte die ganze vielgestaltige Menge der Haus- und Palastformen des Nordens hervor, und zwar so, daß alle auch noch so mannigfache und verschiedenartige Gliederung unter einem gemeinsamen Dache erfolgt und alle nunmehr neu geschaffenen Gemächer ihr Licht von außen her durch die Fenster, und nicht von einem rings umschlossenen Hofe erhalten. Das ist, wie schon angegeben, der wesentliche Unterschied vom antiken südlichen Hofhause. Das nördliche Haus steigt empor mit seinem spitzen Giebeldache und hat das Bestreben, alles unter diesem Dache zu sammeln und zu vereinen. Bei dem Hofhause dagegen fällt das Dach rings nach innen ab, und jeder neue Theil, den das wachsende Culturbedürfniß schafft, lagert sich neben den anderen. Es ist ein größerer formeller Gegensatz in Anlage und Bau kaum denkbar.

Den ersten Gang der Entwicklung beim nördlichen Hause an den Monumenten, d. h. an erhaltenen Wohngebäuden jener frühen Zeit nachzuweisen, ist noch viel schmieriger als bei dem südlichen Hause, obwohl die Entwicklung erst am Jahrtausende später beginnt. Wir müssen schon die schriftlichen Quellen, die Sagen und Erzählungen des Nordens zu Hilfe nehmen, und uns nach heutigen Wohnstätten umsehen, welche alte und ursprüngliche Typen erhalten zu haben scheinen. Solche finden wir nicht mehr in der ganzen Mitte Deutschlands, wo die freie Theilung und Zersplitterung des Grundbesitzes kleinliche Verhältnisse und darum auch leichte Veränderlichkeit herbeigeführt hat; wohl aber im deutschen Norden, an den Küsten der Nord- und Ostsee und weiter hinauf. Und insbesondere sind es zwei Arten des nördlichen Hauses, das niedersächsische Bauernhaus und die Sitze der nordischen Helden, wie sie in den Sagen und Liedern geschildert werden, welche, einander nahe verwandt, das Hallenhaus in ausgebildeter und doch ursprünglicher Gestalt erkennen lassen. Ihre Schilderung wird den Gegensatz zum südlichen Hofhause klar machen.

Wir haben gesagt, daß das Hallenhaus das Bestreben hatte Alles unter einem und demselben Dache zu vereinen, was zum Hause gehörte; alles Lebende und Alles, was die Ernte brachte. Und so war es auch von Anfang an. Andererseits hat aber die Eultur das Bestreben auszuscheiden, was widerstrebt, und alsdann erst, nachdem das Ungehörige ausgeschieden, in der Ausbildung des Hauses weiter zu gehen. Auf jener Stufe vor der Ausscheidung ist das niedersächsische Haus in der Hauptsache stehen geblieben, indem es Pserde und Kühe und die ganze Frucht des Feldes in sich aufnimmt, während es helle einen Abschnitt des Raumes bereits in Wohngemächer eintheilt. Das nordische Herrenhaus hingegen hat die Ausscheidung vollzogen, zu jener Zeit aber, das ist etwa im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, die Abtheilung in Gemächer noch nicht durchgeführt.

Das niedersächsische Bauernhaus, der Sitz höchst wohlhabender, ihres Reichthums wohl bewußter Leute (ich schildere aus eigener Anschauung in treuer Erinnerung aus der Jugendzeit), stellt sich von außen dar als ein mächtiges, längliches Viereck mit sehr niedrigen Seitenwänden und gewaltigem, hohem, strohgedecktem Satteldache. In einem Hofe gelegen, der gewöhnlich noch Nebengebäude enthält, kehrt es seine schmale Giebelseite der Straße zu. Auf dieser vorderen Giebelseite befindet sich ein Thor, so groß und breit, daß der kornbeladene Leiterwagen auf die Tenne hinein fahren kann, um seine Last direct unter das Dach abladen zu lassen. Der weite Raum nun, den die Halle bildet, birgt die Menschen und das Vieh, letzteres wohl abgetheilt, wenn nicht mit Wänden, so doch mit Pfosten, Pfeilern und Brüstung. Zwei Reihen Pfeiler, die als Stützen des Dachbodens dienen, ziehen sich etwa zwei Drittel oder auch mehr des Raumes hinab und bilden so gewissermaßen drei Schiffe, von denen das Mittelschiff eben die breite Tenne ist, die zwei Seitenschiffe aber, kleine Gellasse für die dienenden Knechte und Mägde übrig lassend, zur einen Seite von den Pferden, zur anderen von den Ochsen und Kühen eingenommen werden. Das letzte Drittheil, also die Hintere Giebelseite, ist heute durch eine Wand von der Tenne getrennt und in wenige Wohngemächer abgetheilt. Vor dieser trennenden Wand aber nach der Tenne zu befindet sich offen stehend der Herd mit dem Sitz der Hausfrau, welche somit das ganze Haus mit seinem ganzen Inhalt von ihrem ständigen Platze aus übersieht.

Diese Gemächer an der Hinteren Giebelseite sind offenbar eine Zuthat späterer Civilisation, hervorgerufen durch das Bedürfniß, erst die Herrschaft von den Dienenden, dann das Schlafgemach vom Wohnzimmer abzutrennen. Ursprünglich war dieser letzte Raum der Aufenthalt der Frau und der Kinder, so offen wie die Tenne und alles Uebrige. Der Herd mit dem Sitze der Frau daneben befand sich ganz am Schluß. Sein offenes Feuer entsendete den Rauch durch die ganze Halle. Der Rauch schwärzte die Balken und mußte sich seinen Weg durch das Dach, durch das große Thor oder die schmalen Seitenthüren suchen, die sich heute noch rechts und links vom Herde befinden. Und diese frühere Anlage ohne Gemächer, auf welche uns die Logik hinführt, wird in der That noch heute durch Häuser bestätigt, welche ihr genau folgen. Die erste Stufe ist damit angedeutet, die Halle hat ihre erste innere, aber noch überall offene Eintheilung erhalten. Sie scheidet die Thiers von den Menschen, weist jenen die bestimmten festen Staudplätze an, scheidet sie aber von der Tenne, von der aus sie gefuttert werden, durch einen Vrüstungsbalken.

Diese Trennung, die Ausscheidung der Thiers, hat das Hallenhaus der nordischen Helden in der ältesten Zeit, von welcher unsere Nachrichten zu melden missen, bereits vollzogen. Die Stallungen sind vollständig vom Wohngebäude getrennt. Ja mehr noch: selbst die Schlafstätte, die Wohnung der Frauen, ist abgetrennt; desgleichen das Backhaus, die Küche, ja jede Verrichtung, die einen eigenen Raum erfordert, hat auch, nicht ein eigenes Gemach, aber ein eigenes Haus erhalten, innerhalb dessen keine weitere Scheidung statt findet. Im Schlafhause schläft Alles in einem und demselben Gemach, Herrschaft wie Dienerschaft, Männer wie Frauen. So ist die Ansiedlung eines nordischen Fürsten oder vornehmen und reichen Mannes ein Haufe einzelner, von einem Wall oder Zaun umschlossener Gebäude, welche alle von der Halle oder dem Hallenhaus in ihrer Mitte überragt werden.

So ist das Hallenhaus, der Tagesaufenthalt der Männer wie auch der Frauen, nicht bloß an Größe und Ausstattung das bedeutendste Gebäude in der ganzen Anlage, sondern auch insofern, als es die geschichtliche Bestimmung hat und auch vollzieht, alle die abgetrennten und doch zu ihm gehörigen Theile, mit Ausnahme der Ställe und der Scheunen, wieder unter seinem mächtigen Dache zu vereinen.

Dieses Dach überspannt ein großes längliches Viereck, grade wie es bei dem niedersächsischen oder altsächsischen Bauernhause der Fall ist; nur daß der Eingang oder vielmehr die zwei Eingänge, welche einander gegenüber liegen, mit Vorhallen versehen sind. Sie dienen als Vorrathsräume für den Heizbedarf, aber auch sicherlich als Schutz, um die kalte Luft des Winters nicht unmittelbar in die Halle eindringen zu lassen. Die Halle ist, gleich dem Bauernhause, durch Holzpfeiler dreischiffig getheilt; von den Pfeilern ragen zwei, welche den Hochsitz in ihrer Mitte haben, mit ihren Köpfen reich geschnitzt hoch über das Dach empor. Diese Eintheilung ist offenbar der Ueberrest aus jener Zeit, da Pferde und Kühe noch ihren Stand in den Seitenschiffen hatten. Das breite Mittelschiff, die Tenne, die Diele oder Flur, im Norden auch der „Gols" genannt, ist als Aufenthalt der Männer eingerichtet. Rechts und links ziehen sich der Länge nach Bänke hin, in deren Mitte sich einerseits der Hochsitz des Herrn, gegenüber ein zweiter Ehrensitz befindet. In der Mitte bietet sich Raum genug zu einem oder mehreren offenen Feuern aus großen Scheitern, welche die Halle erwärmen und zugleich beleuchten. Der Fensteröffnungen sind noch wenige, wenn überhaupt vorhanden; der Rauch entweicht durch eine Luke im Dachfirst, die durch einen Schieber geschlossen werden kann, oder durch die Thüren. Wo es Fensteröffnungen gab, hatten sie Läden zum Schließen, so daß zur Winterszeit große Dunkelheit in der Halle herrschte. Querüber, dort wo im altsächsischen Bauernhause der Herd mit dem Sitze der Frau und heute die Abtheilung der kleinen Gemächer sich befindet, war der Aufenthalt der Frauen, eine etwas erhöhte, mit einem Gitter abgetrennte Bühne. Hier arbeiteten auch die dienenden Mägde, spannen und webten. So waren die Frauen gegenwärtig bei den Gelagen und Geschäften und Gesprächen der Männer und doch getrennt von ihnen. Es entsprach also auch dieser Raum, wenn auch bereits mit einer gewissen Kunst zu seiner Bestimmung hergerichtet, dem altsächsischen Bauernhause. Doch nicht dieser ist es, welcher in der Weiterentwicklung des Hallenhauses die zerstreuten Glieder wieder sammelt und in sich aufnimmt, sondern, wie es scheint, vor allem die von dem Hausvieh verlassenene Seitenschiffe, welche, sowie bei wachsender Civilisation das Bedürfniß nach besonderen und doch verbundenen Gemächern sich zeigte, zu Zimmern eingerichtet wurden. Diese Zinnner erhielten alsdann auch ihr Licht von außen her durch Fensteröffnungen.

Mit diesem Schritte beginnt dann erst das moderne Wohnhaus; zugleich aber auch die Vielgestaltigkeit seiner inneren Eintheilung, bei der es schwer, oft sehr schwer wird den Weg rückwärts von der gegenwärtigen Mannigfaltigkeit zum einfachen Grundprincip zu gehen und die einzelnen Stufen und Stationen zu erkennen. Aus Mangel an älteren Monumenten der Privatarchitektur, aus Mangel der schriftlichen Quellen oder aus Mangel ihrer ausreichenden Benützung durch die heutige Wissenschaft fehlt uns das Material, um diese Zwischenstufen alle und überall aufdecken zu können.

Der falsche (tizar Peter III.

Eine Episode aus der Geschichte Montenegros.
von

Moriz tzoerneS.

ürzlich sahen wir ein Bild des Fürsten Nikolaus von Montenegro, welches — offenbar aus jüngster Zeit stammend — uns fast wehmüthig berührt hat. Noch trägt der „erste Ritter der Schwarzen Berge" die angestammte bunte Nationaltracht, an der sein Volk und er selbst so unverbrüchlich festhält, wie am cyrillischen Alphabet, der orthodoxen Kirche und — den russischen Sympathien; aber das goldgestickte cylindrische Barett steht ihm mehr zu Gesichte, wie das Hausküpchen eines guten Familienvaters. Haar und Bart sind ergraut; das Antlitz, in dem früher die Nase und die Backenknochen so energisch vorsprangen, ist voll und fett geworden, und selbst die früher so heldenmäßig dreinblitzenden Augen schauen jetzt gutmüthig und behäbig, wie es am Ende natürlich ist, wenn man zehn Jahre in Frieden gelebt hat und inzwischen Großvater geworden ist. Gern mochte man in dieser Veränderung, welche allerdings den romantischen Hauch jener Fürstengestalt zerstört hat, aber dafür eine sehr gesunde und angenehme Wirklichkeit zu bezeugen scheint, ein Symbol des Umschwungs erblicken, den Montenegro früher oder später durchzumachen hat, ja, in den es vielleicht schon eingetreten ist. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist dieses Land schon seit Jahrzehnten auf dem Wege, die Ausnahmestellung aufzugeben, die es bisher in der Reihe der europäischen Staatengebilde eingenommen hat und noch heute einnimmt.

Montenegro gewährt uns ein interessantes lebendes Beispiel jener alterthümlichen Culturen, welche durch die ungebrochene Herrschaft der Naturgeivalt über den Menschengeist gekennzeichnet sind. Lebensgewolm: Helten und Volksanschauungen stehen hier noch ganz unter dein übermächtigen Einfluß, welchen die Beschaffenheit des Bodens, des Klimas und der allgemeinen Naturerscheinung, theils fördernd, theils schädigend, stets aber beschränkend auf die Bewohner ausüben. Die durchgehende Dürtigkeit des Bodens verhinderte von Anbeginn die rasche Erwerbung und somit die ungleiche Vertheilung von Wohlstand. Dies ist eine Hauptquelle des stolzen Selbstbewußtseins, welches den hervorstechendsten Charakterzug der Bevölkerung Montenegros bildet. Auch zwang diese Kargheit das Volk in früherer Zeit seinen Unterhalt vorwiegend in Fleischnahrung, und zwar in stetigen Beutezügen auf Kosten anderer, zu suchen. Daher jener mit Grausamkeit und Edelmuth gepaarte kriegerische Geist, der die Bewohner auszeichnet, und der durch die Natur ihrer schwer zugänglichen Wohnsitze wesentlich unterstützt wurde. Minder allbekannt ist der Ruhm Montenegros und der angrenzenden halbfreien Gebiete als der Heimstätten jener fesselnden und oft hinreißenden Volkspoesie, welche Vuk Stephanoviö Karadžiö (von montenegrinischer Abstammung) und seine Uebersetzer auch unter uns verbreitet haben. Diese eigenthümlich-archaische, vielfach an Homer erinnernde Epik“) wurzelt nicht nur in den wirklichen Heldenthaten des Volkes, das den: Sänger allerdings ein unerschöpfliches Füllhorn von Stoffen in den Schooß geschüttet hat, sondern ebenfalls wieder direct in der Natur des Ländchens, in dem gefährlichen und rauen, an erhabenen und schauerlichen Scenerien, wie an gemaltigen und verheerenden Erscheinungen (Schneestürme, Karftphänomene) reichen Charakter desselben, welcher die Mächte der Phantasie in der Brust des Volkes frühzeitig geweckt und — vielleicht auf Kosten der logischen Functionen — unaufhörlich genährt hat.

Dies genüge, um an die Hauptzüge des montenegrinischen Stammescharakters zu erinnern, bevor wir uns einer tragikomischen Episode zuwenden, welche dieselben schlagend illustrirt, und die sich vor etwas mehr als hundert Jahren abgespielt hat.

Tie Geschichte Montenegros ist höchst ruhmvoll, aber auch höchst eintönig. Sie ist fast auf jedem Blatte voll von Türkentamvfen, kleinen Fehden und großen Kriegen, die manchmal von einem vorübergehenden Erfolge der osmanijchen Üoaffen gekrönt, meist aber von einem erheblichen Verlust der Sultanskrieger und einer ebenso namhaften Steigerung des Selbstgefühls ihrer christlichen Gegner begleitet sind. Interessanter, als die Aufzählung dieser durch ihre Anzahl ebenso erstaunlichen, als durch ihre Gleichförmigkeit ermüdenden Waffenthaten, sind die Beziehungen des kleinen Landes zu den auswärtigen

Eine ausgespinnene Vergleichung der homerischen Griechen und der Montenegriner, welche die dreifache Aehnlichkeit des täglichen Lebens, des Heldenthums und der Bolkspoesie mir lebendiger Warme ins Auge faszt, s. bei „ohl. Reise nach Jstrien, Dalmatien nnd Montenegro I. S. 3W ff. Heute, wo wir die materielle Eultur der homerischen Griechen um Vieles genauer Kimen (s. Helbig, das Horn. Epos aus Denkmälern erläutert), dürfte die Parallele noch erheblich zutreffender ausfallen.

christlichen Mächten, seine Reibungen mit der venetianischen Republik, mit Oesterreich und Frankreich, und seine sanatische Hingabe an die Sache Rußlands. Ohne Zweifel hat die räumliche Entfernung der russischen Grenzen diese kindliche Sympathie nicht minder begünstigt, als die große und gefährliche Nähe der venetianischen, später vorübergehend der französischen und endlich der österreichischen Grenzen für die Antipathie der Montenegriner gegen diese Mächte entscheidend gewesen ist. Hier ist wieder die Hinneigung der Montenegriner zum Phantastischen, die Stärke ihrer Einbildungskraft im Spiele. Diese beschäftigt sich am liebsten mit dem Entlegenen, Unbekannten; zu diesein fühlt sie sich hingezogen, dabei verweilt sie am liebsten. Auch in dieser Hinsicht mar also Rußland geeignet, den großen Freund und Beschützer des wehrhaften kleinen Ländchens abzugeben*).

Vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurde Montenegro theokratisch regiert.

Die Identität der geistlichen mit der weltlichen Macht war die natürliche Folge des rastlosen Kampfes, welche die Montenegriner nicht nur um ihr Land, sondern auch um ihren Glauben gegen den türkischen Erbfeind geführt haben. Der Vladika (Bischof) erscheint als der natürliche Führer der Christen in diesein Glaubenskampfe, welcher manche Aehnlichkeit mit dem von den Spanien! gegen die Saracenen geführten Vernichtungskriege aufweist.

Auch hier finden wir, wie in den Bergen Asturiens, bei den bedrängten Christen die höchste Neigung zu abergläubischen Vorstellungen und aller Art wunderbaren Auslegungen. Wohl das crasseste Beispiel dieser frommen Leichtgläubigkeit bildet das Auftreten und die Herrschaft des falschen Czaren Peters III. in Montenegro.

Im Jahre 1766 starb der Vladika Vasilje Petroviö Njegu« zu St. Petersburg, wohin er gereist war, um Katharina II. zur Thronbesteigung zu beglückwünschen und von ihr die Investitur zu erhalten.

Wir besitzen noch den Utas, welchen die Kaiserin aus diesem Anlasse an die Christen der westlichen Balkanländer erließ und worin sie „die edlen und ehrsamn Herren der serbischen Gebiete in Macedonien, Albanien, Montenegro und der Meeresküste, die Gouverneure, Wojwoden, Fürsten, Hauptleute, sowie die übrigen geistlichen und weltlichen Vorsteher des montenegrinischen Volkes" abermals ihres selbstherrscherlichen Wohlwollens versichert und mit neuen Gnaden überhäuft. Wir erfahren aus diesem Mas, daß die Jahressubvention Rußlands an den Vladika damals nur 500 Rubel

*) Durch diese und ähnliche Betrachtungen widerlegen sich wohl die oberflächlichen Ilrtheile eines Schwätzers wie Gustav Rasch, der va meint, daß Oesterreich, wenn es den südslavischen Stämmen gegenüber eine andere Politik befolgt hätte, „alle die Sqm^ vathien besitzen könnte, welche sich jetzt Rußland zugewendet haben." (Rasch, die Türken in Europa, II. S. 258 f.)

betrug: außerdem wanderte jedoch ab und zu ein Bildnis; des Selbtherrschers aller Reußen, garnirt mit tausend Dukaten „für das Volk", Brillantenkronen, kostbare Christusbilder, Meßgewänder und dergleichen für die Geistlichkeit, nach Montenegro. Dagegen wurde von beiden vorausgesetzt, daß sie sich der fortwährend bewiesenen kaiserlichen Mildthätigkeit aus allen Kräften würdig erzeigen und zum Dienste Rußlands mit schuldiger Treue und Opferwilligkeit für alle Fälle bereit halten würden.

Unter diesen Umständen erschien 1767 zuerst im venetianischen Küstenlande, dann in Montenegro ein Mann, der nach seiner Körpergestalt Stephan der Kleine Imati) genannt wurde, und über dessen Herkunft Dunkel gebreitet mar. Später vermuthete man in ihm einen österreichischen Deserteur ans der kroatischen Lika. Er war ungefähr 39 Jahre alt, wohlgebaut und bübsch, von brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzem Haare und Backenbart. Seine Bildung war sehr gering; wenn er wirklich lesen und schreiben konnte, mußte er das wenigstens gut zu verheimlichen.

Bosnien schien er zu kennen: das Serbische sprach er nach Art der Likaner und Norddalmatiner, welches die Bewohner Süddalmatiens von Ihrer Mundart genau zu unterscheiden wissen. Im Reiten zeigte er gute Fertigkeit, außerdem stete Aufgelegtheit zu Spiel und Scherz und große Porliebe für Wein und Branntwein. Politische oder Gesetzeskenntniß konnte man nicht an ihm bemerken.

Anfangs diente er als Knecht im Hause eines gewissen Buk Markows zu örmcani, Gemeinde Maina, bei Budua und zog nebenbei als Kurfuscher auf den Märkten des Küstenlands umher. Plötzlich eröffnete er seinem Herrn das große Geheimniß: er sei der russische Kaiser Peter III.!

Die Geschichtsschreiber Montenegros lassen es unentschieden, ob diese Idee seinem eigenen Kopfe entsprang oder eine Eingebung der auf den russischen Einfluß eiferstüchtigen Venetianer mar. Der Erfolg war vollständig. Zunächst erfüllte die Enthüllung den biederem Buk Markoviö mit der größten Ehrfurcht vor seinem Diener; aber noch blieb die Sache ein Geheimniß. Als jedoch Buk einmal bei einem Hochzeitsmahle zu NjeguSi in Montenegro den kleinen Stephan das Glas zum Munde führen sah, überwältigte ihn der Respect: er erhob sich und lüftete die Mütze. Die Montenegriner lachten über den Spaß und riefen ihm zu: warum giebst du deinem Diener kein Staatskleid, wenn du ihn so hoch verehrst, warum giebst du ihm keine Waffen? Häng' ihm wenigstens einen Stecken an, wenn du keinen Säbel hast" u. dgl. Mein so kam es doch auf, daß der Kaiser von Rußland im Küstengebiet weile, und bald fand das Märchen allgemeinen Glauben. Die Bocchesen, Volk und Signori, strömten herbei ihn zu begrüßen und ihm zu huldigen, aus Ragusa, der Herzegovina und Bosnien kamen Schaaren begeisterter Anhänger; die Kuöi, Piperi, Bjelopauli<!i und andere Geschlechtverbände des vergrößerten Montenegro von heute warfen das Ttrkenjoch ab und erklärten sich sür den „Czaren".

In Montenegro, wohin sich dieser alsbald begab, wurde er mit Jubel aufgenommen und fast ohne Widerrede als Gospodar anerkannt. Er erzählte die wunderbare Geschichte seiner Rettung aus dem Gefängniß, wohin ihn sein treuloses Weib Katharina II. verstoßen hätte, und erregte damit den unbegrenzten Enthusiasmus der loyalen Bevölkerung.

Der serbische Patriarch von Jvek, welcher früher die Einweihung der Fürstbischöfe von Montenegro vornahm, sandte ihm ein schönes Pferd zum Geschenke und mußte, als dies im Türkenlande ruchbar wurde, selbst nach Montenegro flüchten.*) In Risano an der Bocche kam es sogar zu einem Gefechte zwischen den Einwohnen: und venetianischen Truppen.

Einer der Vornehmen dieser Stadt, Peter Djaja, der früher selbst in Rußland gewesen, sandte dem falschen Czaren Waffen und Kleider, um deren huldvolle Annahme er brieflich bat. Diese Kundgebung erschien den Veneticern bedenklich, und da die Hauptleute von Risano ihren Vorstellungen kein Gehör schenkten und auf wiederholte Vorladungen nicht erschienen, sandte man Soldaten, welche aber von der wehrhaften Jugend, — „den Kindern", wie sich die Gemeinde später mit südslavischer Schlaueit entschuldigte — aus der Stadt hinausgeschlagen wurden. Man verzieh den Nisanoten nachmals gegen das Versprechen, sich mit gleichem Eifer für den Dogen zu schlagen.

Ohnmächtig gegen den kühnen Abenteurer, überdies alt und unfähig, zog sich der Vladika Sava unter Protest in das Kloster Stanjevn'i zurück; auch sein von ihm als Nachfolger bezeichneter Schwestersohn Arsenije Plamenac aus Crmnica gelangte nicht zur factischen Herrschaft und starb nach drei Jahren im Kloster Vröela. Auch Stephan — da es nun einmal ein Geistlicher sein mußte, der als „schwarzer Mönch" das Land beherrschte — schlug seine Residenz in einem Kloster zu Crmnica auf. Die Bewegung zu seinen Gunsten schien Sultan Mustapha III. im Hinblicke auf Bosnien und die Herzegovina so gefährlich, daß er die Paschas von Bosnien, Albanien und Numelien beorderte, Montenegro von drei Seiten anzugreifen, während die Veueticmer im Küstenlande von Spica bis Grcehovo einen Grenzcordon zogen, um den in früheren Kriegen massenhaft erfolgten Uebertritt flüchtiger Montenegriner zu verhindern; gleichzeitig verboten sie ihren Unterthanen bei Todesstrafe, den Monteuagriueni

*) Der serbische Dichter und Geschichtsschreiber Montenegros, A. Nndri^, schreibt die Flucht deS Patriarchen Vasilje Jvanoviö Brkiö griechischen Ränken zu. Als der in Cypern verbannt gewesene Patriarch nach Hanse entlassen wurde, bedeutete inan ihm, der Sultan wolle keinen Kirchciworstehcr in Ivel haben, der dein Patriarchen von Eonstantinopcl nicht unterworfen sei und die Naja zur Waffcnergreifung gegen die Türken aufhetze, d. h. mit cmdren Worten: Die Griechen wollten kein serbisches Patriarchat dulden. Geheime, von Constantinopel entsandte Begleiter gingen dem Vasilje »ach, um ihn in Ivel zu enthaupten. Hiervon unterrichtet entsprang der Patriarch in einer Nacht ans dem Bette und flüchtete zum Vladika Sava von Montenegro.

Pulver zu verkaufen. Das Aufgebot der drei Veziere betrug 120 (>()() (nach anderen sogar 180 000) Mann, wogegen die Crnagora nur 10 000 Krieger in's Feld stellen konnte. Von Nikölck, Podgorica und Plavnica aus drangen die feindlichen Heerfäulen in das Land; größer als je zuvor war die Gefahr; als aber die Türken die Auslieferung des falschen Czaren verlangten, übersandte man ihnen dessen Leibroß mit der Versicherung, er selbst sei im Kampfe gefallen. Dies hielt die Angreifer natürlich nicht auf; die Montenegriner wehrten sich wie Löwen, aber bald ging ihnen der Schießbedarf aus. Sie mußten nun den Türken einige Ortschaften zur Plünderung überlassen und sich mit der Munition behelfen, die sie vom Feinde selbst durch Ueberfälle auf seine Zufuhr erbeuten konnten. Für eine Patrone zahlte man damals in Montenegro einen Dukaten. Einmal gelang es einem christlichen Heerhaufen 60 Saumlasten Pulver auf einen Streich zu erbeuten. Solche Glücksfälle belebten den Muth der Abwehr, und siegreiche Gefechte, in deren einem die Türken nach dein Volkslieds 20 000, die Montenegriner aber nur 215 Tode verloren haben sollen*), steigerten ihn zu wahren Freudentaumel. Ebenso märchenhaft klingt die Nachricht, daß zwei Tage später zur selben Stunde ein Blitzstrahl in den türkischen Pulverthurm zu Crmnica und ein zweiter in den der Venetianer zu Budua gefahren sei und unter Vernichtung zahlreicher Mannschaft beide in die Luft gesprengt habe. Aus Schrecken hierüber sei der Nest dieses türkischen Heerlagers nach Skutari, die venetianischen Grenztruppen ebenso nach Cattaro entwichen. Thatsächlich schlug man sich zwei Monate lang herum, ohne daß die Türken Cetinje erreichen konnten; Ter Anbruch des Winters, der in Montenegro früh und mit großer Strenge auftritt, zwang sie zur Umkehr.

Während dieses Krieges, den sein Erscheinen heraufbeschworen, that der falsche Czar nichts, um sich in den Augen Derer, die sich für ihn so tapfer schlugen, auszuzeichnen. Er beschäftigte sich Anfangs damit, bei Ostrog zur Deckung von Bjelopavlwi Schanzen aufzuwerfen, die noch heute nach ihm benannt werden. Als die Türken herannahten, entwich er nach t'-evo und von da nach Crmnica, wo er im Kloster Brcela eine geheime

*) Zu den numerischen und ähnlichen Angaben der südslavischen Epik bemerkt einer ihrer deutschen Uebersetzer S. Kapper (Christen und Türken, II S. 224 f.), „dafz der süoslavische Sänger die Macht des türkischen Gegners immer möglichst, oft bis in's Fabelhafte, erhöht, die eigenen Mittel aber möglichst verkleinert, dem Feinde alle möglichen Vortheile der Stellung und Bewaffung zutheilt, den eigenen Helden dagegen mit allen möglichen Verlegenheiten und Hindernissen überhäuft, damit nur sein Sieg um so wunderbarer, staunenswerther erscheine. . . Wer seinen Helden siegen ließe, ohne ihn erst in die desperateste Situation zu versetzen, würde sich wenig Beifall zu erwerben im Stande sein." Unter diesem Gesichtspunkt sind die obigen, in anderer Hinsicht genauen uns zuverlässigen poetischen Kriegsberichte anzusehen. Das Wesentliche über den combinirten Angriff der türkischen Statthalter ans den „kleinen Stephan" wird auch von nüchternen abendländischen Quellen (Brognard) bestätigt.

Zuflucht fand und von seinen Getreuen gut behütet wurde. Man bemerkte wohl den Abstich dieser Ausführung gegen die Gewohnheiten der angestammten geistlichen Herrscher, die sich mit dem Crucifir in der einen, dem Handi?ar in der andern Hand an der Spitze ihrer Gläubigen beim Sturmangriff auf den Feind zu stürzen pflegten; aber man begriff wahrscheinlich, daß ein, wenn auch entthronter, Monarch aller Reußen andere Rücksichten zu nehmen habe, als ein anner Metropolit.

Während die Nachricht von diesem Kriege auf dem Wege durch das nationale Volkslied in Montenegro zur Darstellung einer der wunderbarsten und ruhmvollsten Begebenheiten in der Geschichte des Landes emporgedieh, gelangte sie nach Constantinopel in ganz entgegengesetzter Gestalt. Dort wurden schon am 18. Oktober 1768 bei Gelegenheit der feierlichen Installirung des neuen Datarchans Krimgirai 40 eben angekommene Köpfe von Montenegrinern aufgesteckt; zugleich mit diesen hatte der Statthalter von Bosnien Mohammed-Pascha eine allgemeine Bittschrift der Bewohner Montenegros eingesandt, worin sie die Allgewalt des großen Padischah, dessen Heere das Land verwüsteten und die Einwohner tödteten, anerkannten, auf das Heiligste schwuren, die Aufwiegler Stephan und Vasilje, wenn sich dieselben unter ihnen weiter zeigen sollten, auszuliefern und bei dem Grabe des Propheten und dem Blute Christi um Wiederannahme zu getreuen Unterthanen baten. An der hohen Pforte wußte man wohl, was man von diesem Schriftstück zu halten habe. Zudem drängten jetzt ernstere Sorgen den „allgewaltigen“ Padischah; acht Tage vor der Aufsteckung jener Köpfe nämlich der Krieg an Rußland erklärt worden, wozu der Mufti ungern das Fetwa gegeben hatte. Den Vorwand bildete die gemalthe Pforte Rußlands für die polnischen Dissidenten, welche den vor vier Jahren mit der Pforte geschlossenen Verträgen zuwiderlief. Doch war der Sultan längst auf diesen Krieg bedacht, den er nur unvorsichtig um sechs Monate zu früh erklärte. Während des Winters rüsteten die Russen aus aller Kraft und griffen im Frühjahr das osmanische Reich mit überlegener Macht von drei Seiten an. Am 29. Januar 1769 erließ Katharina einen langen, sehr ausführlichen und verheißungsvollen Mas an die christlichen Balkanvölker, an „die hochwürdigen Metropolitenten, Erzbischöfe, Bischöfe und alle sonstigen geistlichen Behörden, die edlen und tapferen Fürsten, Wojwoden, Srdanen, Arambaschen, Hauptleute, Armatolanten und sonstigen Militär- und Civilbefehlshaber, sowie alle christliebenden Gemeinden unserer Glaubensgenossen des ehrwürdigen, heiligen, morgenländischen Religionsbekenntnisses und der griechischen und slivischen Völker.“ Nach huldvollen Versicherungen und einer Darlegung des Eonflicts, sowie der Rechtmäßigkeit der russischen Sache, wird den Balkanvölkern das Ziel gezeigt, welches „alten «riegeni und rechtschaffenen Männern aus dem besseren Theile der ehemaligen Welt“ — d. h. aus der östlichen Hälfte des römischen Reiches — „vorgesteckt ist: die Einnahme Constantinopels und die Wiederaufrichtung des Kreuzes an diesem alten Sitze der Orthodorie. „Dieser Ruhm gebührt nur Euch, und der Allerhöchste wird selbst Euer unsichtbarer und unbesiegtter Führer sein.“

Fürst Georg Wladimirovi^ Dolgoruki überbrachte das Manifest, welches hauptsächlich auf die Montenegriner berechnet war und am 6. August 1769 in Cetinje feierlich verlesen wurde. Das Erscheinen dieses Gesandten hatte außerdem den Zweck, durch eine unzweideutige Erklärung den falschen Czar Peter zu beseitigen und die Dynastie Petroviö Njegu« wieder in die Herrschaft einzusetzen. Die versammelten Häuptlinge aller Geschlechtsverbände nahmen die kaiserliche Botschaft mit Begeisterung auf und unterwarfen sich gläubig der Versicherung, daß Cznr Peter IH. gestorben und der kleine Stephan ein großer Betrüger sei. Man gab sich allseitig das Versprechen, ihn nicht mehr als Oberhaupt anzuerkennen. Aber noch war die Versammlung nickt auseinandergegangen, als Salutschüsse die Ankunft Stephans und seines Geleits verkündigten. Auf dieses Zeichen schossen auch die um den russischen Sendboten geschaarten Kapetemi fröhlich ihre Flinten ab, liefen dem „Kleinen“ entgegen und schrieen aus vollem Halse: „Glück uns für heute und immerdar! Da kommt unser Herr!“ Trotz seines Aergers mußte Dolgoruki lachen. Es gelang ihm dann, den falschen Kaiser im Obergeschoß des Hauses, das er selbst bewohnte, gefangen zu setzen und einige Montenegriner zur Bewachung desselben aufzustellen. Der kleine Stephan aber unterhielt sich mit den Leuten, die ihn bemachten, in aller Gemüthsruhe. „Seht Ihr,“ sagte er, „daß Dolgoruki selbst mich als Kaiser anerkennt i sonst würde er mich nicht oberhalb, sondern unterhalb seiner eigenen Wohnung einquartirt haben.“ Dieses Argument machte auf die biederen Bergbewohner so tiefen Eindruck, daß sie den kecken Schwindler nicht weiter behelligten, ja in ihrer Ehrfurcht nur noch mehr bestärkt wurden. Zwei Monate weilte Dolgoruki in Montenegro, ohne daß es seinen und Savas vereinten Bemühungen gelang, das Völkchen aufzuklären. Als er sich von der Nutzlosigkeit aller dieser Anstrengungen überzeugt, that er das Beste, was ihm übrig blieb: er verehrte dem kleinen Stephan eine russische Stabsofsiziers-Uniform und gab ihm eine Art Vollmacht zur Mitregierung. Dann empfahl er dem Volke, in Gottesnamen auch seinem Liebding Gehorsam zu leisten, reiste ab und hinterließ den Montenegrinern nichts als jenes Manifest und einen Krieg mit den Türken auf eigene Rechnung wie bisher*).

Geschweige, daß sich die Hoffnung auf Constantinopel verwirklichte, scheinen die Montenegriner in diesem Kriege, wenn sie an demselben über

*) So Audri<5 (Geschichte des Fürstenthms Montenegro, S. 58) der I>|.,znstät: »Hätte er ihnen doch wenigstens Pulver, Blei und Waffen hinterlassen!“ Nach russischer Darstellung (s. Hammer, Gesch. dCS osmanischen Reiches IV. S. 588) wurden die Montenegriner zu diesem Kriege mit Geld, Gescntzen, Munition und Offizieren ausgerüstet.

Haupt emstlich theilgenommen, nichts Nennensmerthes ausgerichtet zu haben. So heiß und folgenschwer das Ringen an der Donau und am schwarzen Meere gewesen ist, das serbische Volkslied in der Crnagora schweigt völlig von dein Kampfe und dem Frieden, welchen der Geschichtschreiber des osmanischen Reiches den Ursprung des Zerfalls der Türkenmacht in Europa nennt. Vielleicht hieß es auch hier, „point ä’a^ent, point ,Is Hlontönö^rius“. Von Nußland nicht unterstützt und mit Venedig seit dem letzten Kriege gänzlich überworfen, blieb ihnen nichts übrig, als ruhig zu harren, was das Schicksal bringen würde. Zu dieser Zeit entwickelte der kleine Stephan große Energie nach einer Richtung, die man von ihm vielleicht am wenigsten erwarten durfte. Er trat der überhandnehmenden Unsicherheit des Eigenthums mit kräftigen Mitteln entgegen, ließ einige Montenegriner wegen Diebstahls erschießen und brachte es so dahin, daß ein wahrhaft exemplarischer Rechtszustand im Lande eintrat. Wie es heißt, legte er zehn Dukaten und ein Paar mit Silber beschlagene Pistolen auf einen Stein am Rande des Weges von Cetinje nach Cattaro und ließ sie erst wegnehmen, als durch einige Wochen constatirt worden war, daß Niemand diese Sachen anzurühren gewagt hatte.

Diese Seite seiner Thätigkeit läßt uns beinahe das traurige Schicksal beklagen, welches den seltsamen Menschen bald nachher betraf. Nicht im Kriege, wo er sich vorsichtig zurückhielt, noch durch die Macht der Wahrheit, gegen die er so glücklich kämpfte, ereilte ihn das Verhängniß, fondern bei einem friedlichen Segenswerk. Bei einer Felsensprengung zum Straßenbau wagte er sich unbedacht in die Nähe einer brennenden Mine; sie flog auf, und von zahlreichen Felsenstücken getroffen, an beiden Augen geblendet und mit 62 Wunden bedeckt, erfuhr er zum ersten Male den Rückschlag der Schicksalsmächte. Aber auch in diesem Elend sah er sich von dein treugläubigen Volke nicht verlassen. Blind, aber von seinen Wunden geheilt, saß er noch vier Jahre ini Kloster Bröela, und seine bloße Anwesenheit erschien dem Pascha von Skutari Mehemed Büöatli so störend für seinen Angriffsplan auf Montenegro, daß er sich eines Meuchelmörders bediente, uni ihn zu beseitigen, sowie man etwa dem Feinde irgend ein Heiligthmn oder göttliches Unterpfund entwendet, uni seine Siegeszuversicht zu schwächen. Er bestach den Diener Stephans, einen Griechen, uud dieser ermorderte seinen schlafenden Herrn; dann schloß er das Gemach und sagte den außen harrenden Leuten, sie sollten bis zu seiner Rückkehr weder eintreten noch Lärm inachen, sein Herr habe sich ein Heilmittel auf die Augen gelegt und bedürfe der Ruhe. Nach einigen Stunden, während der Grieche über Seoce nach Skutari entfloh, erbrach man die Thüre und fand den kleinen Stephan mit durchschnittener Gurgel, in Blut gebadet auf seinem Bette liegend. Er wurde in der Klosterkirche St. Nikolaus begraben, und da der Traum von einem russischen Kaiser im Mönchsgewand nunmehr ausgeträumt war, übernahm Vladika Sava wieder die unbestrittene Herrschaft über sein Land.

Die Geschichte des falschen Czaren Peter III. zeigt, wie wenig bei der Geistesrichtung und dem Bildungsgrade, welche vor 100 Jahren in Montenegro herrschten, dazu gehörte, um dieses Ländchen im Sinne seiner historischen Mission erfolgreich zu regieren, ja die Montenegriner ihren Feinden noch furchtbarer zu machen, als sie es unter ihren angestammten Herrschern jederzeit gewesen sind. Diesem Manne stand die unerschütterliche Macht der menschlichen Einbildungskraft zur Seite bis ans Ende, und es darf dreist behauptet werden, daß es einem wirklichen venetianischen Proveditore, einem russischen oder österreichischen General nie gelungen wäre, denselben Effect zu erzielen. Napoleon I. war doch gewiß eine märchenhaft großartige Erscheinung; aber seinem Herzog von Ragusa gelang es nicht, die Montenegriner auch nur zur Annahme eines französischen Eonsuls zu bewegen, und als er ihren spröden Freiheitsinstinct mit Waffengewalt beugen wollte, wurden feine Soldaten mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Es steht außer Zweifel, daß es den Russen als Nachbarn Montenegros, die sie glücklicherweise nicht sind, gleichfalls beschieden wäre, über kurz oder lang ähnliche Erfahrungen zu machen, und daß sie hier nicht minder über schreienden Undank zu klagen haben würden, wie derzeit im Osten der Halbinsel über öie Haltung Bulgariens.

Vergleicht man den „kleinen Stephan“ mit den anderen geschichtlich bekannten Personen, die sich nach dem raschen und räthselhaften Tode Peters III. für diesen Czaren ausgegeben haben, so stellt sich eine UnShnlichkeit heraus, die sehr zu Gunsten unserers illyrischen Abenteurers spricht. Der Kosak Aemilian Pugatscheff, Häuptling einer Räuber- und Söldnerbande, entfesselte unter diesen: Lügentitel die Rachsucht und Beutelust gedrückter Bauern, verfolgte Sectiren und asiatischer Barbaren. Mord und Brand bezeichneten seinen Weg, dessen Ziel das Schaffott mar, und die Auferstehung des Helden in den Tragödien Auffenbergs und Gutzkows konnte doch keinem der hunderttausend Opfer dieses Aufstandes die blutig verkürzten Lebensstage wiedergeben, noch uns mit der Gestalt eines Märtyrers, der ein Schwindler ist, versöhnen. Bollends widerwärtig ist aber die Geschichte des Bauern Kondratij Sseliwanow, des Hauptes der Flagellanten im Orlow'schen Gouvernement, der zuerst geknutet und nach Sibirien geschickt, dann abwechselnd in's Irrenhaus gesperrt, durch kaiserliche Huld ausgezeichnet und mit Aemtern betraut wurde. Seine Anhänger, die „Leute Gottes“ lebten in dem Wahne, Czar Peter III. Feodorowitsch, mit dessen Thronbesteigung allerdings die frühere, blutige Verfolgung der verschiedenen Secten eingestellt und volle Glaubensfreiheit gewährt wurde, sei Ehristus der Erlöser selbst gewesen; er sei auch nicht gestorben, sondern lebe in der Gestalt Sfeliwanows fort. Er habe die eitle irdische Gewalt von sich geworfen und führe unter seinen Getreuen ein Wanderleben. Einst aber werde er mit seinen gesammelten Heerschaaren von Osten kommen und den Thron aller Reußen bestiegen, um das Weltgericht m eröffnen. (Worin die allgemeine Reinigung bestehen soll, kann hier nur durch den Hinweis auf die „Skopzen“, welchen Namen die Gottesleute in Nußland tragen, angedeutet werden.) Sein größter Triumph werde darin bestehen, daß sich auch der Antichrist, d. i. Napoleon I., ein Bastard Katharinas II. mit dem Teufel, der sich gegenwärtig in der Türkei herumtreibe, unterwerfen und die heiligende Operation erdulden müsse*).

Stephan Mali starb wie erwähnt 1774 durch Meuchelmörderhand, ein Jahr später wurde Pugatscheff in Moskau hingerichtet; der freiwillige Eunuch Sseliwanow lebte, von den mystischen und pietistischen Zirkeln der russischen Gesellschaft gefeiert und fast wie ein Heiliger verehrt, bis 1832, in welchem Jahre er hochbetagt in einem Kloster verschied. Er war, wie neuere Untersuchungen ermiesen haben, wirklich irrsinnig und wurde von seiner geldgierigen Umgebung auf Kosten der gläubigen Gemeinde ausgebeutet. Trotzdem griff der Glaube, er sei Czar Peter IH., immer mehr um sich, und selbst Alexander I., dein nicht unbekannt war, daß der Alte dies vorgebe, soll ihm Grüße gesendet haben.

Bedenkt man, daß noch vor wenigen Jahren sichere Anzeichen von dem Fortleben dieses crassen Wahnes unter der ländlichen Bevölkerung Rußlands constatirt wurden**), so wird man milder urtheilen über die treuerzige Verblendung jener Montenegriner, die in ihrer weltabgeschiedenen Felseinöde für den vermeintlichen Czaren sich schlugen, wie die Zigeuner für Götz von Berlichingen, und lieber das Härteste erduldeten, als daß sie denjenigen verrathen hätten, der sich, angeblich von aller Welt verfolgt, in ihre Mitte geflüchtet hatte.

*) S. Pelikan, gerichtlich-medicinische UntcrsuckMNgen über das Skopzenthum in Rußland nebst historischen Notizen.

***) Im Sommer 1g72 erschien zu Galaez in der Moldau der von den Skopzen ersehnte Kaiser Peter III., begleitet von Johannes dem Theologen, Basilius dem Großen und dem Propheten Elias. Tic gerichtliche Untersuchung erbrachte den Beweis, dasz der neue Prätendent und seine Propheten Bauern aus verschiedenen russischen Gouvernements seien, die in Galacz lebten. Die Gesellschaft dieser SckNvnrmr und Schwindler überschritt die Grenze, sendete ihre Agenten voraus und kam dann, in allen Dörfern und Flecken widersinniges Zeng predigend, bis in die Nähe Moskaus. Sie versicherte überall, daß sie geradeswegs nach Petersburg zum Kaiser ginge, wo ihr Amt sei, das Weltgericht zn eröffnen u. s. w, <S. Pelikan a. a. O.).

Telepathin.
Das ZNärchen von einer neuen Wissenschaft.

von
Wilhelm Bölsche.
— Berlin, —
I.

c> gehört zu den interessantesten Aufgaben im Gebiete der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens, die Umwandlung gewisser alter, seit Jahrhunderten angesammelter Erfahrungsreihen in eine planmäßige Wissenschaft zu verfolgen. Selten ist im historischen Verlaufe der Uebertritt ein unmittelbarer und entscheidender. Meist geht ihm ein Zusammenfassen des großen Wustes roher Thatfachen zu einer Pseuowissenschaft voraus; so verliert sich die einfache Sternkunde in Astrologie, aus der dann erst nachträglich eine eracte Astronomie hervorgeht, die Chemie durchläuft die Zwischenstufe der Alchimie, die Geologie kämpft sich durch die Nebel religiöser Kosmologieen. Aber ob spät oder früh, direct oder indirect: alle die großen Beobachtungswellen münden schließlich dennoch in eine wahre Wissenschaft ein. Nur eine einzige scheint hartnäckig zu widerstehen. Seit den ältesten Tagen der Menschheit sputen gemisse verlorene Erinnerungen und Andeutungen im Gebiete der Psychologie, die den Boden für eine ziemlich brüchige und tausend Mal durchlöchernte Pseudowissenschaft, die Magie oder Zauberei, abgeben mußten. Einzelne Fetzen daraus, wie die pathologische Erscheinung der künstlichen Willensaufhebung im Hupnotismus, sind nach langem Kampfe allerdings endgültig in die eracte Forschung hinübergerettet worden, haben sich dort aber in bereits bekannte Wissenszweige zwanglos eingefügt und keine Neufchöpfung nöthig gemacht. Der große Nest ist und bleibt steril. Es haftet ein schweres, fundamentales Bedenken daran, das keine noch so liebevolle Beschäftigung damit beseitigen konnte. Als die Astrologie zusammenbrach, blieben, doch die Bewegungen der Sterne; auch die Geologie knüpfte an dieselben Muscheln auf Bergen an, die der Sintfluthsage gedient; hier aber, im Gebiete der Zauberei, mangelte es eben an Gewähr für die einfachsten Grundphänomene. Alle jene angeblichen Beobachtungen von geistiger Wirkung in die Ferne, vom Lesen und Beeinflussen fremden Denkens über Berg und Thal weg, vom Errathen absolut verborgener Kartenbilder, voin Erscheinen in Gestalt einer Vision bei Andern, vom zweiten Gesicht, das den Tod ferner Freunde offenbart. Alles das war und blieb so unbeglaubigt, daß es bei bestem Willen nicht eract verwerthet werden konnte. So erhielt sich schließlich von dem Ganzen nichts, als im groben Spiritismus ein letzter Ausläufer der auf dein schwankenden Boden errichteten Pseudowissenschafter, eine Spielerei, die in kritiklosen, durchaus unwissenschaftlichen Kreisen gepflegt wurde und in unserer hellen Zeit stand wie ein wunderlicher Fetzen Mittelalter, der seine Brüder in der Astrologie und ähnlichen überwundenen Kinderkrankheiten der Erkenntnißlehre hatte. Neuerdings indessen ist hier eine Schwenkung eingetreten, ob man sagen soll, zum Bessern oder Schlechter«, ist schwer zu entscheiden. Es läuft das auf dje alte Streitfrage hinaus, ob Unsinn erträglicher oder häßlicher wird, wenn er Methode bekommt. Momentan gefährlicher wird er sicher, aber er ist auch logisch leichter zu vernichten. Der große Schritt, so hören wir, ist gethan, aus dem Wust von Verkehrtheiten in der Pseudowissenschaft ist das Goldkorn der unanfechtbaren Wahrheit herausgeschält und mit seiner Hülfe eine echte Wissenschaft gegründet, deren Name „Telepathie“ heißt. Wer das Fremdwort, das an sich nichts ausdrückt, als „Beeinflußtwerden aus der Ferne“ oder active „Fernwirkung“ (also dasselbe, was streng genommen, alle physikalischen Anziehungs- und Abstoßungskräfte, ja überhaupt alle und jede Wirkung eines Körpers auf den andern besagen, da in dem „Fern“ keine Specialisirung enthalten ist) näher definiert haben will, bekommt folgende Umschreibung: „Wissenschaft von den Eindrücken, welche anders als mittels der bekannten Sinneswerkzeuge von einer Person in einer anderen hervorgerufen werden.“ Das heißt mit andern Worten: Wissenschaft von der freien Gedankenübertragung von Gehirn zu Gehirn ohne Zwischenglieder der physikalischen, molecularen Welt; Ucbertmung von Bewegungszuständen der Gehirnmolecüle ohne eine factische, continuirliche Welle lebendiger Kraft zwischen Erreger und Erregtem; Depeschendienst ohne leitende Dräthe durch das absolute Nichts; Naturvorgänge, die wohl einen Anfang und ein Ende in der uns bekannten Natur haben, dazwischen aber eine beliebig weite Strecke durch das hypothetische Gebiet der Metaphysik laufen in der Weise z. B., daß Einer den Namen seines Freundes in einem Moment höchster Bedrängniß ausruft und der Freund diesen Namen nicht durch seine Sinnesmerkmale, d. h. durch Schallwellen, die sein Ohr treffen, erfährt — was bei angenommener großer räumlicher Entfernung ja schon ein Telephon nöthig machen würde

—, sondern unmittelbar und in derselben Secunde via X zu hören bekommt. Das ist also eine „Fernwirkung“, die sowohl den Begriff der „Ferne“ illusorisch macht, also Zeit und Raum negirt, wie auch das, was der Physiker eine „Wirkung“ nennt, einfach umwirft, also das ganze physikalische Kraftgesetz, nach dem stets bloß Molecül auf Nachbarmolecül wirkt, aufhebt.

Ich muß gestehen, daß ich keinem Naturforscher übel nehmen kann, wenn er einer „Wissenschaft“ mit kältester Auffassung entgegentritt, die sich schon in ihrer Definition in so unlöslichem Conflict mit den Endergebnissen sämmtlicher anderen Wissenschaften befindet. Denn es gab bisheran keine Wissenschaft, die das Gefetz von der Erhaltung der Kraft beanstandete, in welcher einzelne Wege der Objecte Bahnen außerhalb aller Physik einschlugen und willkürlich aus dein Jenseits wieder zurückkamen und die Molecularbewegung beeinflussen. Es ist das genau ebenso, wie wenn neben der Mathematik, in der —2 ist, eine Wissenschaft sich aufthäte, die lehrte, in besonderen Fällen fei $1 \cdot 1^{\wedge} 3$, indem aus einem metaphysischen Wunderlande hier eine mystische dritte Eins zu der Zwei träte, ein Gleichniß, das überhaupt wohl zu genüge zeigt, daß hier etwas desinirt wird, was unser Gehirn gar nicht fassen kann.

Entnommen habe ich, um Mißdeutungen vorweg auszuschließen, die Definition dem vor einiger Zeit bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienenen Hefte „Telepathie, eine Erwiderung auf die Kritik des Herrn Professor W. Preyer von Edmund Gurney“. Zugestanden, daß die Telepathie jemals eine wirkliche, anerkannte Wissenschaft würde, muß der Engländer Gurney als ihr eracter Begründer gefeiert werden. Er verlangt, gestützt auf ein reichhaltiges Studienmaterial, das eine englische Gesellschaft zur Förderung psychologischer Forschung, die tüchtige Namen in ihrer Liste führt, an den Tag gebracht haben will, in einer durchaus würdigen und anständigen Form Prüfung der Thatsachen, die er unter den: wie oben desinirten Namen „Telepathie“ vereinigt. Der erste und wesentlichste Fehler in feiner ganzen Beweisführung ist aber schon in der wunderbaren Ruhe enthalten, womit er die genannte Definition, die aller Physik in's G-sicht schlägt, vorbringt. Da liest man kein Wort von der unermeßlichen Tragweite einer derartigen neuen Wissenschaft, die uns unser kostbarstes Gut, den bisher«« völlig unbestrittenen, allem molecularen Geschehen zu Grunde gelegten logischen Zusammenhang, die Einheit der physikalischen Welt, mit einem Ruck zerstört. Ein so grobes Uebersehen des ganzen theoretischen Standpunktes bei einem fein gebildeten Manne, der, wie mir annehmen, selbst doch wohl mit den Cardinalfragen der Physik vertraut ist, läßt sich nur erklären aus dem allerdings ganz beispiellosen Mißbrauch, der in allen möglichen philosophischen und halbwissenschaftlichen Kreisen mit dem Begriffe „psychische Kraft, geistige Kraft“ getrieben wird. Daß im Publikum hierüber die verworrensten Vorstellungen umlaufen, ist kein Wunder bei dein Minimum von Physik, das der Gebildete heute durchweg noch auf feinem Bildungsgange mitbekommt. Geradezu unglaublich aber ist es, wie viele Leute, die sich berufen fühlen, in Philosophie und exacter Psychologie mitzureden und ihre Ansichten drucken zu lassen, sich in vollkommener Unkenntniß darüber befinden, daß der Geist als solcher nie und unter gar keinen Uniständen das, was der Physiker Kraft nennt, selbst aus einem metaphysischen Nichts und Nonsens schaffen kann; daß durch das menschliche Gehirn, wofem das Gesetz von der Erhaltung der Krast irgendwie wahr und unsere Physik nicht ein baarer Wahnsinn sein soll, eine Kraftwelle geht, wie durch alles andere iil der Welt, die beim Eintritt ziffermäßig genau ebenso groß ist wie beim Austritt, und von der also absolut keine noch so kleinen Stücke sich willkürlich in ein finsteres Jenseits verlieren können, um nachher nach eigenster Directive in einem andern Gehirn wieder auftauchen zu können. Mag man über die Freiheit des Willens denken, wie man will: ganz unbedingt kann der Wille nur mit den Kräften arbeiten, die von außen in das Gehirn eintreten, und muß mit der Zeit alle bis auf das kleinste Trilliontel des jlrastmaßes wieder weiterziehen lassen. Psychische Gräfte in diesem Sinne, die mystische Nullen hinter die empfangene Kraft Eins setzen und diese so verzehnfachen, giebt es für die Physik in unserem Sinne nicht. Die Frage ist also durchaus die Existenzfrage dieser Physik: entweder Gesetz von der Erhaltung der Kraft oder Telepathie. Das Wort „geistige Kraft“ im Sinne der Telepathiker umschließt eine Wortverdrehung, die nothwendig dazu angethan ist, den Hörer hinter's Licht zu führen, indem es ihn glauben macht, es handle sich hier tatsächlich nur um eine neue Erscheinungsform des gewöhnlichen physikalischen Kraftbegriffes, ein neues Aequivalent für Wärme, Bewegung, Elektricität, wo es sich doch in Wahrheit um etwas handelt, was völlig außerhalb dieser echten, unter sich gleichiverthigen und niemals verloren gehenden und neu auftauchenden „rüste steht. Zugeben will ich allerdings, daß unsere Physiker selbst gelegentlich Anlaß zu solcher verkehrten Auffassung liefern, indem sie beispielsweise Gravitation als „Anziehungskraft des einen Körpers auf den andern durch den leeren Raum“ definiren. Ein solcher leerer Raum entspräche sast genau dem metaphysischen Hintergrunde, durch den die Pseudokraft des TelepathikerS läuft, und die Anhänger der neuen Lehre lieben es bereits, auf diese Verwandtschaft triumphirend hinzuweisen. Das große Unglück sur sie besteht nur eben darin, daß jene zweideutige Definition des Gravitationsgesetzes zwar noch in schlechten Schulbüchern spukt, daß aber kein einziger wirklich mitarbeitender Physiker mehr an jene mystische Wirkung durch's Leere glaubt, schon deshalb nicht, weil ein absolutes Bacuum weder für die praktische Physik existirt, noch für die theoretische denkbar ist. Man könnte füglich verlangen, daß diese Tyatsache von Allen respectirt würde, die der modernen Physik ersolgreiche Einschränkungen

;udictiren, ja sie durch Aufstellung eines ganz neuen Principis neben der Naturkraft in ihrer Basis erschüttern wollen.

II.

Gegen alle diese theoretischen Einwände giebt es aber nun eine sehr brauchbare Waffe, nämlich Thatsach en. Wenn die Definition von Telepathie, wie wir sie erhalten, uns bloß die Wahl läßt zwischen der neuen Wissenschaft und der ganzen bisherigen Physik, so ist das zwar ein Punkt, der uns vorsichtig machen muß, aber keine Entscheidung im factischen Phänomen. Das kleine Buch von Gurney, auf das ich zurückkomme, da es ineiner Meinung nach das erste und einzige ist, das in diesen Dingen einen Ton anschlägt, der eine wissenschaftliche Discufsion ermöglicht, giebt sich nun redliche Mühe, die Thatsächlichkeit der Beobachtung auf dem streitigen Boden über jeden Zweifel zu erheben und, vorläufig ohne alles raisonnirende Beiwerk, die nackten Facta vorzuführen, die zur Begründung der Telepathie geführt haben. Auf den Laien muß die geschlossene Masse des Gebotenen unbedingt einen sehr ermunternden Eindruck machen. Ich bin fest überzeugt davon, daß Hunderte das Buch mit der Ueberzeugung aus der Hand legen werden, diese Dinge seien zwar sehr unbegreiflich, aber die Thatsachen könnten auf Grund solcher Aussagen schlechterdings nicht mehr angezweifelt werden.

Der wissenschaftlich gebildete Leser jedoch — und ich fasse das wissenschaftlich hier im weitesten Sinne, so daß ein auf moderne kritische Methode eingeschulter Philologe mir ebenso competent ist, wie ein Mathematiker oder Physiker von Fach, — wird sich erst sehr genau die ganze Art und Weise des Vortrages anschauen müssen, ehe er die erzählten Thatsachen für voll ansehen darf. Wir sind in diesem Punkte heute ganz anders erzogen, als die älteren Generationen. Früher glaubte man so ziemlich Alles, was ein Mensch erzählte, für den man nicht schon Beweise hatte, daß er bewußt unehrlich war. Was dabei herauskam, wissen am Besten die Geschichtsforscher und die Geographen. Heute verfährt man strenger. Man legt sich nicht mehr bloß die Frage des moralischen guten Willens zur Wahrheit beim Erzähler vor, sondern man sucht sich aus der Art und Weise seines Bortrages womöglich darüber zu unterrichten, ob er im Sinne exacter Methode zu beobachten weiß, ob er aus dem, was er vor Augen hat, einen logischen Schluß ziehen und sich selbst davor bewahren kann, betrogen zu werden. Sehr kleine Züge genügen hier meist, um den Standpunkt zu finden. Aus dem nebensächlichsten Umstände, der irgend etwas allgemein Bekanntes betrifft, kann ein kritischer Geograph mit Sicherheit entnehmen, ob er dem Berichte eines Reisenden vertrauen darf, auch wenn weiterhin das Sonderbarste an Thatsachen darin mitgetheilt wird. Nun denn: die Ehrlichkeit des Berichterstatters in der schweren Frage der Telepathie,

Nord und «öd. XI.VI., „7. 17

Gurney, sowie seiner engeren Mitarbeiter, anzuzweifeln, liegt auch nicht der entfernteste Grund vor; seine Competenz in der wissenschaftlichen Beobachtung und logischen Durchdringung des Gegebenen aber scheint mir im eben angedeuteten Sinne durchaus nicht stichhaltig, und ich entnehme die Beweise hierfür ganz in der Weise methodologischer Kritik, wie sie dem Historiker bei seinen Docunienten einzig noch zusteht, seiner Darstellung selbst, da ich bisheran unfähig bin, die Thatsachen als solche nachzuprüfen. Ich bitte, folgende Stelle des Gurney'schen Werkes aufmerksam zu verfolgen (es handelt sich um den Nachweis von Fällen des „zweiten Gesichts“, wo ein Lebender zu der Zeit, wo ihm ein Freund stirbt, eine Vision des Sterbenden hat) a. a. O. v. g. 47:

„In einem Zeitraum von 12 Jahren hatte je eine unter 90 Personen die Hallucination, daß sie wachend deutlich eine bekannte Stimme hörte, und je eine unter 248 sah in diesem Zustande ein bekanntes Gesicht oder eine bekannte Gestalt. Auf Grund dieser Angaben ist berechnet worden, daß in einem Zeitraum von 12 Jahren die Wahrscheinlichkeit des Eintretens einer Gesichts- oder Gehörshallucination dieser Art innerhalb 12 Stunden vor oder nach dein Tode der Person, deren Stimme anscheinend gehört oder deren Gestalt gesehen ivurde, 1 in 1 500 000[^] beziehungsweise 1 in 4 114 545 beträgt. Es wäre daher sehr wahrscheinlich gewesen, daß die Zahl der von uns zu Grunde gelegten Fälle in dein erwähnten Zeitabschnitt nicht ein einziges derartiges Beispiel von Coincidenz geliefert hätte. Wir verfügen jedoch auf Grund zuverlässiger Berichte über 13 Fälle von Coincidenz bei Gehörs- und 31 bei Gesichtshallucinationen. Die Wahrscheinlichkeit, daß diese Fälle des Zusammentreffens nicht dem Zufall zuzuschreiben sind, wird ausgedrückt durch das Verhältnis; von einer Trillion zu Eins, beziehungsweise von Tausend Billion mal Trillion Trillion zu Eins. Wenn in die Rechnung nur Fälle aufgenommen würden, in denen jene Bedingung erfüllt ist, daß der Bericht des Percipienten vor dein Bekanntwerden der entsprechenden Todesnachricht abgegeben sein muß, dann würden wir das Verhältnis;: Million zu Eins beziehungsweise hundert Billion Billionen zu Eins erhalten, und so würde die Wahrscheinlichkeit zu Gunsten einer anderen Ursache als des Zufalls natürlich praktisch gleichfalls der Gewißheit gleichkommen.“

Jedenfalls kommt praktisch der Gewißheit gleich, daß der Laie durch die enormen Ziffern in dieser Rechnung vollkommen betäubt wird und gleichsam in einen hypnotischen Zustand dem Vortragenden gegenüber geräth. Es ist daher im höchsten Grade angemessen, daß man ihn — wie sehr auch Gurneys Sache dabei leiden mag — mit Ruhe darauf hinweist, daß Wahrscheinlichkeitsrechnungen dieser Art in's praktische Leben übertragen durchweg fast gar keine beweisende iiraft besitzen. Da wir vollkommen unfähig sind, das Gewebe des Zufalls in der Welt irgendwie zu durchschauen. so bleiben alle Schlüsse der Rechnung, und schwirren auch noch so viele Trillionen darin umher, gänzlich werthlos. Wenn ich drei Partien Sechsendsechszig hintereinander spiele, so ist die Wahrscheinlichkeitsziffer, daß nicht dreimal dieselbe Karte Atout wird, unbedingt eine sehr hohe, der Gewißheit sehr nahe kommende. Dennoch ist bei der vollendeten Freiheit, die der Zufall uns gegenüber besitzt, das Factum, daß dieselbe Karte dreimal herauskommt, für den praktischen Fall genau ebenso möglich, wie jede andere Kombination. Es ist richtig, wir wundern uns bei einer solchen Uebereinstimmung, gerade wie mir uns wundern, wenn mir in einer nie vorher betretenen Großstadt von mehreren Millionen Einwohnern nur einen Menschen kennen und bei der Ankunft zufällig der erste Mensch, der uns begegnet, dieser eine ist. Aber wir werden in einem solchen Falle doch noch nicht neue Naturgesetze erfinden, um dem Zufall einen Hintergrund zu geben. Wahr ist freilich, daß die Mehrzahl der Menschen nur eine sehr schwache Borstellung von der grandiosen Verirkunst des Zufalls hat. Wir sind durch unfern Unterricht gewöhnt, immer die Regelmäßigkeit der Naturvorgänge im Auge zu haben; religiöse Postulats lassen uns die Freiheit des Willens aus allem menschlichen Thun herauslesen, die allen Zufall der Theorie nach ausschließt; endlich ist es seit alter Zeit das Streben der Dichter gewesen, in Tragödien und Romanen die Nolle des Zusalls nach Kräften zu eliminiren und als ein grobes, unlogisches Mittel unerbittlich zu verdammen. Aber dieses künstliche Verhärten schafft die unberechenbare Zufälligkeit der Ereignisse nicht aus der Welt, und wo es sich um ernste Dinge handelt, gilt es im Gegentheile sie zu betonen. Herr Gurney erzählt, daß er bei nahezu 6000 Personen Listen geführt habe über Hallucinationen in löschendem Zustande. Das ist gewiß eine verdienstliche Arbeit. Es wäre aber nicht uninteressant, in ähnlicher Weise einmal größere Tabellen über merkwürdige Zufälle, besonders gehäufte nach derselben Richtung, aus dein Leben auch nur eines einzigen Menschen irgendwo zu lesen. Das Wenige, was ich selbst in dieser Hinsicht gesammelt, ist zum Theil schon ganz ungläublich, und ich bin dabei zu der sichern Ueberzeugung gekommen, daß so gut wie ein Würfel ohne Betrug und Zauberei sechs Mal hintereinander auf dieselbe Fläche fallen kann, auch im großen Leben nahezu Alles möglich ist und immerfort Unmahrscheinlichkeitsziffern uns um die Köpfe schwirren, die kein Papier fassen könnte. Wenn also Gurney (Seite 5li) rund sagt, lediglich „die Unerbittlichkeit des Probabilitätskalküls“ führe zur Hypothese der Telepathie, und nicht die „Hartnäckigkeit abergläubischer Psychiker“, so ist mir das erste zwingende Moment nicht im Mindesten merthvoller, als das zweite.

Nun ist aber auch abgesehen von der geringen Beweiskraft solcher rechnenden Methode überhaupt die Art und Weise, wie Gurney seine Rechnung aufbaut, eine sehr eigenthünliche. „In einem Zeitraum von 12 Jahren“ sagt er, „hatte je eine unter 90 Personen die Hallncination, daß sie machend deutlich eine bekannte Stimme hörte, und je eine unter 248 sah in diesem Zustande ein bekanntes Gesicht und eine bekannte Gestalt.“ Zunächst fehlt bei dieser Aufstellung jede Angabe über den Gesundheitszustand der Personen. Wenn man sich erinnert, daß jede pathologische Reizung des Gehirns, jede nervöse Anlage, jedes geringe Fieber, um nicht von ernster Geistesgestörtheit zu reden, die Hallucinationen in unverhältnißmäßiger Weise häuft, also mit dem normalen Zustande unmöglich zusammengeworfen werden kann, wo es schwerwiegende Rechnungen anzustellen gilt, so muß man sich über diese Flüchtigkeit verwundern. Weiterhin aber ist der Ausdruck „wachend“ zwar dein gewöhnlichen oberflächlichen Leser vielleicht ein hinlänglich klarer Begriff, der strenge Kritiker aber weiß damit gar nichts anzufangen. Wach und wach ist je nach den Umständen etwas Grundverschiedenes. Traum und Wachen in ihrem Uebergang zu definiren ist so außerordentlich schwer, weil wir nicht im Stande sind, mit Bewußtsein den Moment zu fassen, Ivo der Schlaf und Traum beginnen. Fallen die Hallucinationen eines Irrsinnigen und eines Fieberkranken in's Gebiet des echten Wachseins oder des Träumens mit offenen Augen? Wer ausführliche und echt wissenschaftliche Studien über die Naturgeschichte aller Hallucinationen sucht, mag das prächtige Werk über den „Beistand“ von Hippolit Taine zu Rath ziehen. Betonen will ich nur eins: es ist gradezu unverantwortlich, zusammenzuwerfen: Hallucinationen, die ein Mensch von absolut normalen Sinnen, etwa ein Naturforscher in voller Arbeitskraft des Geistes, am helllichten Mittage ohne jede an ihm selbst bemerkbare Ursache plötzlich bekommt, ein Fall, der in der That so selten ist, daß jene Gurnischen Ziffern ungefähr maßgebend sein mögen — und Hallucinationen, die — sei es bei normaler oder gereizter Verfassung des nervösen Centralapparates — Abends oder Morgens kurz vor oder kurz nach dem wirklichen Traume eintreten und nichts sind als Bor- oder Nachspiel eben dieses Traumes, die aber bei dem noch nicht oder nicht mehr erloschenen bewußten Zusammenhange mit der Außenwelt im Moment des Auftauchens als Hallucmation erfaßt werden. Dieser letzte Fall ist ein so gewöhnlicher, gradezn alltäglicher, daß es in's Gebiet des einfachen Unsinnis «erwiesen werden muß, wenn obige Ziffern auch hierauf Anwendung finden sollen.

Immerhin will ich zugeben, daß auf der betreffenden Seite bei Gurnen. die Unklarheit bloß eine stilistische sein könne; daß er in der That nur absolut gesunde Menschen (Aerzte wissen, daß es nicht eben leicht ist, deren 6000 zusammenzufinden) gemeint und nur jenen ersteren Zustand bei dem Worte „wachend“ im Auge gehabt haben könne. Leider habe ich aber constatiren müssen, daß die beiden einzigen Beispiele, die das Buch aus der Fülle des Materials herausgreift und im Detail erzählt, diese wohlwollende Annahme geradezu unmöglich machen. In dein ersten handelt es sich um eine Hallucmation, die ein Beamter hat, der Abends kurz vor 9 Uhr in eingestandenemaßen nervösem Zustande (er klagt über Kopfschmerzen und ungewöhnliche Hitze) im Halbdunkel abseits von dem Kronleuchter auf dem Sopha sitzt, den Kopf gegen das Kissen gelehnt. In dem zweiten wach eine Dame um 4 Uhr Morgens auf, fühlt sich in einem hochgradig nervösen Zustande, geht in die andere Stube, um ein Glas Sodawasser zu trinken, und auf der Treppe erfolgt die entscheidende Hallucination.“ IS. 48 f. und 52 f.) Nach diesen Proben dürfte juristisch eract bewiesen sein, daß Herr Gurney die oben angedeutete Einschränkung nicht in seine Rechnung eingeführt hat.

Wer aber in den Prämissen so leichtsinnig verfährt, kann nicht auf Anerkennung rechnen, wo er Schlüsse von enormer Tragweite zieht. Was die Beispiele im Uebrigen angeht, so leiden sie wieder an dem fatalen Zehler, den alle ihre Vorgänger in ähnlichen Büchern an der Stirn tragen: sie sind nicht Erlebnisse des Verfassers, sondern werden von diesem andern Leuten nacherzählt, das eine einem Beamten, das andere einem Geistlichen. Man fragt sich unwillkürlich: ist denn Gurney selbst nicht einmal etwas dieser Art passirt, was er uns vorführen könnte? Er verweist zwar auf ein größeres Buch, in dem er viel mehr Beispiele gegeben habe. Vielleicht finden sich dort auch eigene Beobachtungen. Aber wenn dem so ist, weshalb giebt er bei Auswahl des Besten für die kleinere Schrift nicht vor allen diese?

Wird ein Astronom seiner Sache nützen, wenn er die Welt über ein Meteor unterrichten will und die Aussagen von einigen Köhlern und Schäfern publicirt, dagegen verschweigt, was er selbst mit fachmännischem Blicke

gesehen?

Es ist hier genau so wie bei den spiritistischen Medien. Stets sind die Medien zweifelhaft gebildete Leute aus der Menge und die Professoren bloß Zuschauer. Wie glatt und über jeden ferneren Zweifel erhaben mäde die Sache, wenn endlich einmal ein Professor der Physik, dessen wissenschaftliche Ehrlichkeit und Beobachtungsgabe außer Frage steht, dahin gelangte, selbst mediumistische Eigenschaften in sich zu erwecken, ähnlich wie jetzt fast jeder Professor der Physiologie sich zum brauchbaren Hypnotiseur heranbildet. Kein Mensch bezweifelte seiner Zeit die Lauterkeit der Gesinnung und eine gewisse wissenschaftliche Comvetenz in der unmittelbaren Beobachtung bei dem bedauernswerthen Astrophysiker Zöllner in Leipzig. Hätte er selbst vor seinen College« die Wunder Slades vollführt: man würde die Sache sehr ernst genommen haben. Aber als er das Vertrauen, das man ihm entgegenbrachte, für diesen Slade in Anspruch nahm, da zuckte man mit vollem Rechte die Achseln, denn bei Slade lag auch nicht der niindeste Grund vor, gleiche Unbefangenheit und Kompetenz vorauszusetzen.

Es giebt übrigens andere Stellen des Gurney'fchen Buches, die überhaupt beweisend dafür sind, wie schwach des Verfassers Kenntnisse im Praktischen sind und, wie er eben rein Comvilator fremder Legenden ist. Professor Meyer, der seit langer Zeit mit einem nicht hoch genug zu schätzenden Eifer als nahezu ganz vereinzelter Kämpfer für wahre Wissenschaft sich auf diesem bösen Grenzgebiete- mit Kreti und Pleti herumschlägt, hatte gelegentlich als Beispiel für gehäufte Hallucinationen die Liebenden erwähnt, „welche bekanntlich sehr viel aneinander denken,“ so daß „es häusig vorkommt, daß Eins dem Anderen mit plastischer Gewalt erscheint.“ Dazu macht Gurney folgende, schier unglaubliche Randbemerkung: „Falls Professor Preyer in der That von einer Anzahl von Liebespaaren den Nachweis erhalten hat, daß sie wechselseitig durch plastische Erscheinungen ihrer selbst, welche sie für Wirklichkeit hielten, erschreckt wurden, so würde er mich sehr verpflichten, wenn er mir diesbezügliche Schriftstücke, von den betreffenden Liebenden nnterzeichnete Berichte, zugänglich machen könnte. Dieselben würden einen unschätzbaren Zuwachs meiner Sammlung bilden, und könnten ferner vielleicht auch als abschreckende Beispiele für Verliebte und die es werden wollen, dienen“ (Seite 37). Willkürlich in der Wiedergabe des von Preyer Gesagten ist hier zunächst das Wort „erschreckt,“ denn das lebhaft sich darstellende Bild des geliebten Wesens ist in den seltensten Fällen „erschreckend.“ Zum Ganzen aber muß man denn doch bemerken, daß es rein unbegreiflich ist, wie ein Beobachter, der bei IMI) Personen Tabellen über Hallucinationen geführt hat, noch niemals auf die gegenseitige Neigung als Agens zu vermehrten Visionen des Anderen gestoßen sein soll und überhaupt von dem ganzen erotischen Gebiete sich in Worten e ,ehen kann, als handle es sich um Dinge, die bloß in der Specialpraxis des Professors Preyer vorkämen. Freilich würde Herr Gurney, wenn er sich auf diesem Boden wie auf so manchem anderen etwas mehr unigesehen und eigene Erfahrungen gesammelt hätte, sehr rasch darauf gekommen sein, daß tatsächlich bei den ineisten Menschen unendlich viel mehr Hallucinationen vorkommen, als er denkt, daß aber die große Masse derselben ebenso tatsächlich absolut indifferent ist und allen seinen telepathischen Hypothesen offenkundig Hohn spricht. Ich will auf negative Beweise uicht allzu großes Gewicht legen, aber die Frage wird doch wohl erlaubt sein: wenn in einer kleinen Anzahl von Fällen beispielsweise ein Todesfall im Bekanntenkreise mit einer Hallucination von dem Verstorbenen zeitlich nahe oder ganz zusammenfällt und hier eine telepathische Erscheinung vorliegen soll, warum erleben wir dann in unzähligen Fällen das Wunder, daß wir eine Hallucination haben, ja den Freund sterben sehen und dann nachträglich erfahren, daß derselbe keineswegs um diese Zeit wirklich gestorben sei, sondern fröhlich weiterlebe? Keine Brant, die ihren Liebsten im Felde hat, wird dem entgegen, ihn Dutzende von Malen iil nervös erregten Stunden blutend, mit einem Schuß in der Brust, vor dem inneren Auge zu sehen, ohne daß in Wahrheit dein Betreffenden ein Haar gekrümmt ist. Umgekehrt, wie oft sehnt man sich mit allen Mitteln der Seele nach einem Anderen, ruft nach ihm in höchster Bedrängnis?, und Jener merkt nicht das Geringste davon. Ich könnte hier ein ganzes Arsenal von eigenen Erfahrungen auffahren, wenn ich nicht voraussetzte, daß es keinen denkenden Leser giebt, der nicht hier selbst seine Beobachtungen im Gedächtniß blos aufzufrischen brauchte.

Herr Gurney betont gegen Ende seines Werkes mit Nachdruck, daß „in Deutschland, wo der philosophische Idealismus so zahlreiche und so bedeutende Anhänger gefunden hat, ein Unternehmen, welches durch sein Gelingen dem idealistischen System eine leicht faßliche concrete Grundlage, dem Begriff der Einheit alles Lebens eine reale Bedeutung, dem individuellen Geiste das Bewußtsein seiner potentiellen Universalität bieten würde, und welches auf diese Weise dem rohen Materialismus unserer Tage auf seinem eigenen Gebiete der in der Gegenwart verificirten Thatsachen zu begegnen im Stande wäre, gewiß nicht einer willkommenen Aufnahme entbehren sollte.“ Aehnliches hat der verstorbene Ulrici schon seiner Zeit zur Befürwortung derZöllner-Sladeschentafelschreihenden und tischbewegenden Gespenster vorgebracht; sie sollten für die Unsterblichkeit der Seele eine wichtige Stütze liefern. Mir kommt das alles vor wie eine recht alberne Phrase, die einerseits von der Discussion ablenkt, andererseits nicht einmal in der Sache ihre Begründung findet. Denn wenn das telepathische Wunder hier die Macht des Geistes darthun soll, so hebt es zugleich dort, bei dem beeinflussten Theil, die absolute Willensfreiheit, an die der Idealismus sich anklammert, noch weit energischer auf als alle hypnotischen Phänomene und was sonst zu Gunsten des bedingten und im ^inne von Albert Lange's unsterblichem Werke eingeschränkten missenschaftKchen Materialismus in neuerer Zeit vorgebracht worden ist. Ich glaube übrigens, es bedarf der Berufung auf den Idealismus in Deutschland gar nicht mehr, um der Telepathie bei uns Eingang zu verschaffen. Die Bewegung für dieselbe ist bereits derartig iin Wachsen begriffen, daß die Begründer ihre helle Freude daran haben müssen. Bei allem Reden von Monismus, von wissenschaftlicher Forschung, von psychischer Kraft und Aehnlichem kann man sich der Vermuthung nicht entschlagen, daß es sich dabei viel mehr um eine Art von religiöser Bewegung, eine neue Neiiigionsstiftung wunderlichster Art, handelt. Es fehlt nur bis jetzt noch der rechte Mann, der alle die zerstreuten Irrlichter in einen großen Brennpunkt sammelt und uns eine Philosophie der Mystik großen Stiles bant. Die treuen Verehrer der Sache in München sind alle noch zu sehr angekränkt vom grauen Hauche eracter Wissenschaft: es muß eine belebende Dosis echter, schrankenloser Dichterphantasie hinein gebraut werden, dann kann die Telepathie eine glänzende Zukunft bekommen. Der Versuch aber, sie in eine strenge Wissenschaft zu verwandeln, scheint mir ein wesentlich hoffnungsloser, falls nicht noch ganz neue, ungeahnte Thatsachen an's Licht kommen sollten. Diesen würde sich selbstverständlich Jedermann beugen, und fiele auch die ganze bisherige Physik darüber zusammen wie ein.Kartenhaus. Bis dahin aber ehrliche Gegnerschaft!

Serbisches Tulturbild aus der Hercegovina.
von

VuK VrLevie -j-.*)

Aus dem serbischen von M. V. S.

.Sonderbares Ding ist Wriberlaune?
Um dem Wunsch des Herzens zu genügen.
Wird sie hundert Mal den Glauben ändern, °
(Gorsli Nijenoi.)

Hm Dorfe Kavavica des Kadiluk Ljubinjje sprossen zwei Blumen hervor: Rittersporn und Nöslein. In einem Garten wuchsen sie, und Eines blühte stolz dem Andern gegenüber. Sie sahen sich und liebten sich, doch konnten sie sich, bevor es ihnen bestimmt war, nicht vereinen. Der Ritterspom war Milovan Joviöin, das Röslein Stak« Andrina. Sie waren Nachbarn und liebten sich im Geheimen. Sei

*) Buk Brüevio wurde am 26. Februar 1811 zu Risano in der Bocca di Cattaro als Sohn armer Eltern gebore». Sein Vater war Gemeindecsecretär und Lehrer der serbischen und italienischen Sprache daselbst. Als derselbe 1831 starb, folgte ihm Vuk in beiden Acmtern und übernahm die Sorge für die zahlreiche Familie. Anfangs wollte er sich in Budua dem Haudelsstande widmen, nahm aber später, da dieser Beruf seinen Neigungen nicht entsprach, die Stelle eines Gemcindesecretärs und Stenercimichmers an. 1848 war er Schriftführer der Gemeinde Cattaro und 1853 Privatsccrctär des Fürsten Dcmilo von Montenegro auf Cctinjc. 1861 ward er zum österreichischen Vice-15o»sul iu Trebinje ernannt, welchen Posten er unter sehr schwierigen Verhältnissen 17 Jahre hindurch bekleidete. 1878 pensionirt und mit dem RitterKreuz des Franz Joseph-OrdcnS ausgezeichnet, zog er sich nach Ragufa zurück, wo er am 13. August 1882 starb.

VrLevio war Autodidact, wie der um die serbische Volksliteratur und Sprache so

es im Wald, auf den: Felde, auf dem Markte oder auf dem — sie waren unzertrennlich. Ohne Zeugen hatten sie einander wohl Manches zu sagen, vor einem Dritten habeil sie immer züchtig geschwiegen. So oft aber ihre Blicke sich begegneten, hätte ein kluger Beobachter leicht errathen können, was ihnen iin Herzen ruhte. Wenn auch der oder jener in der Nachbarschaft etwas von ihrer Liebe ahnen mochte, so wußte doch Niemand, daß sie entschlossen waren znsammen zu leben und zu sterben.

Wenn der St. Georgs-Tag kommt, da will der Wald Blätter treiben, da schmücken sich die Wiesen mit Klee und das Lamm ist reif zum Braten. Wenn bein Burschen der dunkle Flaum sprießt und das Mädchen die Solufe**) wachsen läßt, soll man ihn verheirathen, damit er nicht dichte, und sie vermählen, weil sie ja doch nicht für ihr eigenes, sondern für ein fremdes Haus geboren ward. Staka war zum Mädchen gereift. Ihre Schönheit bezauberte alle Jünglinge des Dorfes, und da sie zudem noch einem angesehenen Geschlechte angehörte, kamen die Freier, öffentliche und geheime, von allen Seiten. Ihr Vater Andrija und ihre Mutter Savica hatten kein anderes Kind als sie, die sie warteten und hegten wie eine Blume im Gartenbeet. Sie wiesen jeden Freier ab mit den Worten: „Sie ist fast noch ein Kind, ist noch zu jung zum Heirathen.“ Solch eine Blume, auf die es alle Burschen abgesehen haben, wie die Nora***) auf einen jungen Burschen, mar nun zur schönsten Entfaltung gelangt und harrete der glücklichen Hand, die sie im Garten pflückte.

Ein ganzes Jahr lang hatte Andrija Zeit um einen Schwiegersohn zu wählen: „Diesen will ich und diesen will ich nicht.“ Er versprach sie am St. Petrus-Tage dem MiloZ Stankov für dessen Sohn Djurica, ohne daß Jemand es gewußt hätte, mit der Verabredung, die Verlobung

hochverdiente Buk Karadzic auch, dessen eifrigster Mitarbeiter beim Sammeln der Geistesvproducte des serbischen Volkes er war. Diese schwierige und mühevollle Arbeit setzte er später allein fort. (Volks-Liedcr, -l5rzählungen, -Märchen, -Sprüchwörter, -Spiele ?c.) Als Originalschriftsteller war Buk Vröevio sehr produktiv. Er schrieb verschiedene gediegene historische Abhandlungen und Aufsätze über die Bocche, Montenegro und die Hercegovina („Tie Kirchen und Klöster in der Hercegovina“, Biographie des Vladika Petar II. von Montenegro :c.) und außerdem eine Reihe höchst interessanter und lehrreicher Erzählungen ans dem Volksleben der Serben iit der Bocche, Montenegro und der Hercegovina, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Rechtsverhältnisse. Ein echter Sohn seines Volkes und fortwährend mit dem Volke lebend, hat es Vr5evi6 wie kaum ein Zweiter verstanden den Charakter und die Sitten desselben niit größter Naturtrene wiederzugeben, und seine Erzählungen sind von um so größern Werths, als sie alle ohne Ausnahme auf wirklichen Begebenheiten beruhen.

„SiM,“ - „Spinnabend“. An Winterabenden versammelt sich die Jugend des Torfes abwechselnd in einem oder dem anderen Hause. Die Mädchen spinnen, die Burschen singen und treiben allerlei Kurzweil.

Das kurzgeschnittene Haar am Ohre.

Zloi-a °- Alp, personificirt als altes Weib, das sich den Leuten ans die Brust setzt und ihnen den Athem benimmt.

238

am St. Elias-Tage, und die Hochzeit am St. Demetrius-Tage zu feiern. Nur seinem Weibe Savica vertraute er dies Geheimnis; an, doch befahl er ihr strengstens reinen Mund zu halten. Aber wenn ein Mann einem Weibe ein Geheimniß anvertraut, braucht er kein Geld für den Telegraphen auszugeben, sie sagt es unentgeltlich doch unter dem Siegel der Verschwiegenheit einer Zweiten, und diese einer Dritten. Auf diese Weise ging auch dies Geheimniß von Ohr zu Ohr, nur bis zu Stak« und Milovan war es noch nicht gedrungen. Stak« saß ganz allein im Schatten eines Nußbaumes und stickete. Vor ihr stand der Stickrahmen und sie stickete auf Leinwand. Ihr Vater mar auf's Feld gegangen, die Mutter aber um Wasser; da begann sie ein Liebeslied zu singen.

„Was ist das für ein Singen heute, o Staka?“ rief ihr plötzlich die Mutter von: Hause aus zu. Nach Hause geschwind, möge die Kehle Dir heute verstummen!“ — Staka erstarrte, und das jungfräuliche Blut stieg ihr heiß in die Wangen. Sie klappte den Stickrahmen zusammen und ging mit zu Boden geschlagenen Blicken in's Haus. „Weh Dir, wenn ich noch einmal höre, daß Du solche Lieder singst,“ fprach die Mutter und befahl ihr: „Geh und mähe jenen Weizen ab.“

Kaum hatte Staka zu mähen begonnen, als Milovan unvermuthet zu ihr trat. Athemlos und wie außer sich fragte er: „Staka, ist es wahr, daß der Vater Dich versprochen hat? „Es ist nicht wahr,“ erwiderte sie ernst. „Aber ich habe gehört, daß es wahr ist. — „Und ich sage Dir, es ist nicht wahr.“ — Aber ich sage Dir es ist wahr, doch gleichviel, sprich, hältst Du fest an der Treue, die wir einander versprochen?“ — „Ja, Milovan, ich gebe Dir mein festes, unverbrüchliches Wort: Dein bin ich und bleib' ich!“ „Gieb mir die Hand, hier hast Du meine statt des Ringes.“ — Sie reichten einander die Hände, und ihre Augen beschmoren den Bund. Damit gingen sie auseinander.

Der Elias-Tag war gekommen. Da erschien MiloS Stankov mit zwei Begleitern im Hause des Andrija Vojadinov. Sie brachten den Ring, den Branntwein und den Apfel. Nachdem der Branntwein getrunken und der Ning angenommen war, speisten sie; nach dein Essen aber, beim Verlassen des Haufes, feuerte jeder der Brautwerber einmal die Flinte ab, womit die Brautwerbung förmlich angekündigt war. Von dem Augenblicke an, wo die Brautwerber kamen, bis zu ihrem Abgange hatte selbstverständlich weder das Mädchen Jemand gesehn noch Jemand sie, noch weniger aber wußte sie, mit wem sie verlobt morden war. Von den Eltern konnte sie natürlich nichts erlauschen, geschweige denn etwas erfahren.

Tags darauf kamen ihre zunächst wohnenden Freundinnen und A ltersgenossinnen um ihr Glück zu wünschen.

Sie wünschen ihr Glück zu ihrer Verlobung, doch wissen sie nicht, mit wem sie verlobt wurde, noch in welches Dorf. Milovan aber wird es wohl wissen, er der nicht müßig ist, sondern alle möglichen Pläne entwirft. wie er Staka erringen könnte. Was zwei Väter bei der Verlobung vereinbart hatten, das mußte sich auch verwirklichen. Nur der Tod des Bräutigams oder der Braut und keine andere Macht konnte den Vertrag lösen. Männer bindet man bei der Zunge, und wo das gegebene Wort ist, da ist auch die Ehre, und selbst der Kopf muß dafür einstehn.

Milovan kämpfte mit schweren Gedanken. Kindliche Scheu unterdrückte Alles, was er dem Vater oder der Mutter von seiner Heirath hätte sagen müssen. Noch großer aber war Stakas Scheu, doch das Herzeleid warf sie nieder, und von Tag zu Tag melkte sie hin, wie eine abgerissene Blume ohne Wasser. Doch der St. Demetrius-Tag steht vor der Thürs. Bei Miloö Stankov versammeln sich die Hochzeitsgäste, und die Mädchen koinnen mit den gebräuchlichen Kolatschen. Andrija Vojadinov aber sorgt für Wein und Branntwein, bäckt Brot und will einen Ochsen und mehrere Hammel zum Braten schlachten. Kurz, jedermann macht Vorbereitungen, doch Milovan und Staka denken nur an das, was sie einander gelobt haben.

Am Vorabende des St. Demetrius-Tages ist Andreas ganzes Hausgesinde in großer Bewegung. Die Mädchen, die Freundschaft, die Tum«*) und ?«Kr«kiius**) sind schon zur Hochzeit gekommen. Es wird gegessen und getrunken, Hochzeitslieder werden gesungen und am nächsten Morgen erwartet man die Lvati.***), die um'Z Mädchen kommen sollen.

Das ganze Haus lag schon in tiefem Schlafe, nur Staka mar noch munter. Jeden Augenblick huschte sie zur Hausthüre und horchte. Kurz vor dem Morgengrauen hörte sie, wie Jemand ein Steinchen nach dem Dache des Hauses warf. Sie lief hinaus und fand sich von drei Männern umringt. Wer mar es wohl? Milovan mit seinem Bruder und einem Verwandten.

Sie nahmen Staka in ihre Mitte, und fort ging es nach Milovans Hause.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und sein Vater Jovica schlief noch. Aber das Stimmengewirr aller Stammes-Verwandten weckte . ihn plötzlich. Er sprang auf. „Was giebt es, Brüder?“ fragte er.

*) Luro, ^ Beistand oder Tanfpathe.

**) ?^br>tiW ° Wahlbruder. Tie Sitte der Wahlbruderschaft ist bei den Serben allgemein verbreitet und trägt einen religiösen Charakter. Zwei Manner, oder zwei Mädchen, in besonderen Fällen auch ein Jüngling und ein Mädchen, wählen einander zum Bruder (?obrätii>) oder zur Schwester (?«sestrim») „im Namen Gottes und des hl. Johannes“. Dickes Verhältnis wird heilig gehalten und legt beiden Theilcu die Verpflichtung auf, einander in allen vorkommenden Bedrängnissen mit Gut und Blut beizustehn. Eine Heirath zwischen einem „IV,I>ri>t,im“ und einer „?ü»«8trima“ ist, wie bei leiblichen Geschwistern, unmöglich. Selbst ein Mohamcdancr kann zu einer Christin in das Verhältnis; der Wahlbrnderschaft treten, welches dann ebenso bindend ist wie das zwischen zwei Christen.

LvutiBräutigamsbegleiter, Hochzeitsgäste. Es werden immer Männer darunter verstanden.

„Hier haben mir Dir eine Schwiegertochter gebracht, möge sie Dir Glück bringen,“ antworteten sie. „Was für eine Schmiegetochter, weh' mir, und euch mit mir!“

Sie sagten ihin, daß sie das Mädchen entführt hätten, und wessen Tochter sie sei. Jovica, als kluger Mann, wußte was ihm bevorstand, darum sagte er: „Seid ihr übermüthig und von Sinnen — so bin ich es nicht; wollt ihr, daß mein Haus noch heute von Grund aus zerstört werde, so will ich es nicht. Es ist keine Kleinigkeit eines Andern Braut zu rauben und die Ehre der Svsti, zu verletzen, die heute um sie kommen werden. Hinaus aus meinem Hause! Zuerst sage ich mich von meinein Sohne los, und dann von euch allen. Tragt ihr die Verantwortung für alles, wofür euch heute noch das Bericht der Brüder^*) zur Rechenschaft ziehn wird. Nun machten sich alle aus dein Staube. Milovan und Staka aber entflohn in's nächste österreichische Dorf Osojnik.

Morgendämmerung ist's. Alles erwartet die Hochzeitsgäste — nur Staka nicht. Man ruft sie, um ihr die Brautgemcinder anzulegen, doch sie ist nicht da, und Niemand weiß, wo sie hingekommen.

Man sucht sie, man ruft nach ihr — sie ist nirgends zu finden. Einer fragt bestürzt den Andern, ob er nicht wisse, wo sie sei?

Wem hätte es auch nur im Traume einfallen können, daß sie entflohen wäre? — Die Sonne ist aufgegangen, die svuti sind schon in Sicht; die Hochzeitsfahne weht, Flinten knallen und Hochzeitslieder erschallen. Alles ist bereit — es fehlt nur die Braut.

Andrija, feine Familie und seine Gäste waren verwirrt und erschrocken wie Kraniche bei unbeständigem Winde. Was sollten sie thun, wenn die 8v»tis in's Haus kämen und kein Mädchen vorfänden? Wie sollten sie dieselben vermögen, ohne die Braut abzuziehen?

Das Unheil war da und der Tod stand vor ihren Augen. Zum Ueberlegen war keine Zeit, so machten sie sich denn Alle auf, ohne Waffen und die Mützen in den Händen, um den 8vati entgegenzugehen und ihnen zu sagen, was sich zugetragen hatte.

Zugleich aber sandten sie zwei Burschen nach dem Popen und dem Xus?**), um sie eilig herzurufen, und zwei Andere, um alle Männer des Dorfes, die eine Flinte trugen, zu versammeln, damit sie, sollte es zum Blutvergießen kommen, Andrija zur Seite stünden.

Da kam auch schon der Nustuw^zis»,***) auf seinem Pferde den

*) LrutsKi 8,,I — Schiedsgericht. Die christlichen Gemeinden der Herccgovina hatten bis zur österreichischen Occupatio» ihre vollkommen autonome Verwaltung und wandten sich in ihren Streitigkeiten niemals an die türkischen Gerichte.

**) Knen wörtlich „Fürst“, Gemeiidevorstand. Wird von den Bauern gewählt.

***) UttZt»I,iA,ISi^^Botc. Er reitet dem Hochzeitszuge voran, um sein Kommen em zukünden.

Übrigen voraneilend, Andrija mit seinem Geschlechte und den Hochzeitsgästen hielt ihn an.

„Steh, Kume,“ ries er, — „bei Gott und Sanct Johannes, bis die Svati nachkommen.“

Nach einer Weile kamen auch die 8vati. Andrija und seine Genossen erwarteten sie barhäuptig, mit über der Brust gekreuzten Händen. Sie sagten ihnen Alles der Wahrheit gemäß und baten sie nicht weiterzugehen, bis das Mädchen gefunden sei. Doch der krviiena« wandte sich auf seinein Pferde und rief den Svati zu:

„Mir nach, wer für mich ist!“

Nun ritten Alle auf Andrijas Haus zu. Vor dem Hause stiegen sie von den Pferden und Einer nach dem Andern traten sie in's Haus. Da begann der 8wri 8v»t:*)

„Hausvater, das Mädchen her!“

Andrija: „Was wir Dir sagten, sagen wir Dir wieder: In diesem Augenblick ist das Mädchen nicht da. Aber hier bin ich und mein Geschlecht, und da sind Euere Säbel, haut ein, wenn Ihr wollt. Ist es auch meine Schuld, daß ich Schlechtes zeugte, so bin ich doch unschuldig an dem, was geschehen ist. Kommt, lasset uns trinken und etwas essen, vielleicht wird unterdessen das Mädchen gefunden.“

Der ?rvijsiä«: „Wieso bist Du unschuldig! Wo ist Deine Tochter?“

Der VHvoäa:**) ^as Mädchen her, oder es wird Blut fließen.“

Der Pope des Dorfes: „Haltet ein, Ihr Leute, ich beschwöre Euch bei meiner Kirche! Nehmt Ueberlegung an, Ihr Herren Svati, im Namen Gottes! Leicht ist das Böse gethan, aber schwer ist es gutgemacht. Ich weiß wohl, daß dies ein harter Schlag für Euch und Euere Ehre ist, aber wisset, daß auch Andrija nicht schuldig ist. Ich werde Euch das sagen, was Andrija nicht weiß. Das Mädchen befindet sich im Hause des Milovan Jovioin.

Vorige Nacht ist sie geheimerweise zu ihm entflohen. Ich habe den Knez und zwei, drei Hausväter ausgesandt, um sie oder den alten Jovica herbeizuführen; und trügen mich meine Augen nicht, so seh' ich sie dort jenen Wald entlang herkommen."

Es kommt der Kues und seine Gefährten, sie führen Jovica. Ihn fragt Andrija:

„O Jovica, bis gestern mein Bruder, seit heute Verderber meines Hauses! Wo ist meine Staka?"

Jovica: Dort, wo auch mein Sohn ist; doch bin weder ich noch Du schuld, daß mir sie zu unserem Uebel gezeugt, und zum Unglück groß

gezogen haben. Sie sind heut' morgens unaufhaltsam über die Grenze entflohen. Ich habe ihn vor dem ganzen Dorfe verstoßen, und jetzt thu' ich es vor Euch. Hat er gehandelt wie ein Hund, so handle ich wie sein Todfeind. Wenn ich schuldig bin, da habt Ihr mich!"

Stari Svar: „Also ist weder Jovica noch Andrija schuldig! Wir kommen um's Mädchen und das Mädchen ist verschwunden! Wenn es je von Anbeginn der Welt bis heute Svati gab, die ohne die Braut von einer Hochzeit heimkehrten, so werden wir es auch. Dies ist aber bis heute noch niemals vorgekommen, und wir wollen nicht, daß diese Schmach auf uns ruhe. Das Mädchen heraus, oder es wird ein Blutvergießen geben, daß man noch in späteren Geschlechtern davon erzählen soll."

Der Pope: „O Stari Svat und all Ihr Herren Svati! Was nicht ist, das speist auch der Kaiser nicht. Der Bursche und das Mädchen haben sich gegen Gott und die Menschen vergangen. Wollten wir die Schande auf die Waage legen, unser Theil wäre der schwerere. Leicht ist 's eine Wunde mit Balsam zu heilen, doch die Mannesehre zu wägen ist schwer. Aber Männer finden immer einen Ausweg, und man sagt doch, selbst vermundet sein, ist Keffer als todt. Ich weiß auch einen Rath. In unserem Dorfe giebt es noch andere Mädchen, ebenso schön und von ebenso guten Geschlechtern als Andrijas Staka. Wählt, welche Ihr wollt, mir werden sie Euch schenken, und möge sie Euch Glück bringen!"

Nachdem die Lvati sich untereinander berathen hatten, fragte der Ojevsvr:*) „Hast Du, Pope, oder Du, Knez ein heirathsfähiges Mädchen?"

Der Pope: „Ich habe zwei, und der Knez hat drei; wähle, mein Falke, welche Du willst."

visvöi-: „Stari Svat, Kum und Prvijenac, und Ihr anderen Herren Svati! Erlaubt Ihr daß ich ein Mädchen für meinen Bruder wähle und heimführe?"

Stari Svat: „Wenn Du sie für Deinen Bruder und Dein Haus wählst, so sind wir Alle damit einverstanden."

Nun sprach der vjevsvr zum Poven> „Auf Pope, zeige mir den Weg nach Deinen: Hause."

Anderthalb Stunden mochten vergangen sein, da kehtten sie mit der einen Tochter des Popen zurück. Das Mädchen war hoch und schlank, weiß und roth; ihr schwarzes sechszehnjähriges Auge hätte den Adler unter den Wolken in's Herz getroffen — wie sollte es einen feurigen Burschen fehlen? Die Svati nahmen sie in ihre Mitte und wandten sich heimwärts, unter Gesang und Flintengeknatter.

Weder dein Bater Milo«, noch weniger aber seinem Sohne, sagten

sie, was sich zugetragen hatte. Aber Djurica erfuhr zu seinem Unglück nach einigen Tagen, daß Milovan JoviLin seine rechte Braut Staka Andrina entführt habe und beschloß ihm früher oder später dafür das Leben zu nehmen.

Was er sich vorgenommen hatte, das führte er auch nach dritthalb Monaten aus. Er paßte dem Milovan, der schon mit Stak« vermählt war, auf, und erschöß ihn.

Als das Geschlecht Milovans erfuhr, daß ihn Djurica aus Rache und treuloser Weise ermordet habe, nachdem er doch nach dem Beschluß der angesehensten Leute ein anderes Mädchen heimgeführt, forderte es Kopf für Kopf.

Die ganze Gemeinde that ihr Möglichstes um durch ein Blutgericht*) den Mord zu sühnen, aber vergebens. Milovans Verwandte erwarteten Djurica, als er vom Markte heimkehrte und trafen ihn tödtlich.

So sielen durch diese unglückliche Heirat zwei Bräutigame, die weder Junggesellen noch Väter waren; und sie hinterließen zwei Wittmen, die weder Jungfrauen noch Mutter waren. Die Gemeinde versammelte sich, und damit das Blutvergießen zwischen den zwei Geschlechtern ein Ende habe, erklärte sie, daß der Kopf des Milovan durch Djuricas Kopf aufgewogen sei.

So blieben die beiden Geschlechter in Frieden, die zwei Wittwen aber wurden in schwarzen Kopftüchern zu ihren Verwandten zurück geschickt. Zu jener Zeit entstand im Volke das Sprichwort:

„Also möge Jedem es ergehen.

Der da seinen Eltttn nicht gehorchet!"

*) Blutgericht ^„Lrvna Xv^", besteht aus der ganzen Gemeinde, die zusammentritt um bei einem Morde einen Ausgleich herbeizuführen und der Blutrache Einhalt zu thun.

^llustrirte Bibliographie.

P. K. Roseggers ausgewählte Werke. Mit «00 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. LexiconOctav. Vollständig in 75 Lieferungen von je drei bis vier Bogen » 50 Pf. A. Hart!cbcns Verlag in Wie».

an weiß, das; Schiller einst den „Wilhelm Tell" geschrieben bat, mit seiner wunderbar treffende» Auffassung des Schweizer Landes und der Schweizer Menschen, ohne daß er dieses Land und diese Menschen jemals selbst gesehen hatte. Woher hatte er seine Kenntnifse von denselben? Nur aus Bücher». Und woher nahm er die Gabe, sie dennoch so treffend darzustellen? Erstens aus dein philosophischen Geiste, der edelsten Mitgabe, die er von der Erziehung auf der Karlsschul mit in's Leben genommen hatte, jener Karlsschule, die sonst in allen Punkten (nur eben in diesem wichtigsten nicht!) sich dem moderne» Mensche» einfach als eine Verbindung von Realschule und Cndcttencorps definire» läßt (vcrgl. Bd. 45, 101 ff. unserer Zeitschrift). Und zweitens schöpfte Schiller aus feineu — eben auch mit philosophischem und universellem Streben betriebenen — Geschichtsstudien.

Diese beiden Richtungen seiner Geistesstätigkeit ließen ihn das „geistige Band" finden, durch welches er die Einzclelemente seiner Darstellungen, wenn er sie auch aus zweiter oder dritter oder zehnter Hand empfangen und nicht aus eigener Anschauung geschöpft hatte, dennoch in so lebenswahren, in allen bedeutenden Zügen mit der Wirklichkeit übereinstimmenden Zusammenhang zu setzen wußte.

In unser« Zeit, die sich von dem Schiller'schen Idealismus recht weit entfernt bat, giebt es dagegen Kritiker und Acrshctiker genug, die vom Roman- und Novellensckreiber vor Allem verlangen, dazf er die eingeliendsten Vorstudie» nu Ort und Stelle mache. Am vollkomniensteu wird ihren Anforderungen der Schriftsteller entsprechen.

Ungarische Wollwirer, Vilich Stlikrnat zieliend. Aus^ Rosegger, ausgeweinte Wrte, I, 41 f, Wien, A. Hartleben's VcrKg.

der die Landsclmft, welche den Schauplatz einer Handlung bilden soll, vorlier mit einem der neuesten Liebhabcrappnrac photographisch aufnimmt und auf der Reise die Züge jedes Lolmkutsckers, der ihu fährt, jeder Kellnerin, die inn einen Scbovveu bringt, mit der zwischen den Westenknöpfen versteckten Detective-Maschine festhält, weil die

Nord und Süd. XI.VI., 127, 13

Ahnungslosen ihm als „Modelle" für seine nächste Novelle dienen sollen, naturgetreu copirt bis auf die kleinste Faser.

Ein solcher Naturalist aber ist Rosegger nicht, fast ebenso wenig wie Schiller. Freilich hat er zu fast allen seinen Werken die Stoffe aus dem Volksleben seiner

stcirischeu Heimat geschöpft. Aber hören wir, ivaS er selbst in feiner „Lebensbeschreibung" (Bd. 1, 369 der vorliegenden Ausgabe) von den literarischen Anfängen seiner Jugend berichtet.

„Ich versuchte nun mich Dorfgeschichten zu schreiben, doch siel es mir nicht ein.

meine Motive aus dem Leben zu nehme», sonder» ich hatte die Stoffe aus den Büchern. Ich schrieb Kalender, die ich auch eigenhändig illustirte, Gedichte, Dramen, Ncisebeschreibungen aus Ländern, die ick) nie gesehen. Alles nach alten Mustern. . . "

Eine Dorfgeschichte von August Silberstein, die er in einem illustrierteil Volkskalender gefunden, hatte seinen schriftstellerische» Nachahmungstrieb zuerst geweckt; in reiferen Jahre» kam ihm Adalbert Stifter zur Hand, dieser wahrhaft gemüthvolle und zu harmoniischem Knnststreben durchgebildete Novellendichter, der in jüngster Zeit wieder allgemeiner gewürdigt wird. „Ich »aln» die Werke dieses Poeten in mein Blut auf und sali die Natur im «stifter'scheu Geiste."

Und dann erst, nach mannigfachen Studien und Reisen, begann die Hauptperiode seiner so ungemein fruchtbare» schriftstellerischen Wirksamkeit. Allerdings vermied er mit feiner nnd richtiger Erkenntnis; der ihm verliehenen Gaben es durchaus, andere Stoffe zu bearbeiten,

I, 121 »i », «, Hartlkben» vkNa,

als solche, wie sie ihm im Volksleben der deutschen Alpenländer persönlich nal« getreten waren; aber neben voller Achtung vor den religiösen Ideen, die das Volksleben seiner Heimat erfüllen und leiten, lebt doch in allen seinen Büchern auch der Geist der Toleranz und Resignation, den er aus der Geschichte der Menschien und der Philosophie gezogen hat. Der „sogenannten Welt" hat er nach seinem eigenen Geständnis nie genug Geschmack abgewonnen; vieles, worin die „gute i^'ellschaft" lebt, erscheint ihm flach, leer, ja geradezu abgeschmackt; aus den gelehrten Büchern hat ihn allzu oft der Dünkel und die Menschlosigkeit zurückgeschreckt, deshalb hat er sich auf die »Naturmenschen" der deutschM Alpenländer beschränkt. Aber auch in dieser Beschränkung wich er stets mit feinem Tacte der Rohheit des Bauernthumes aus und suchte nur das Menschliche und Seelische in seinen Schriften zu fixiren; und er hat voll erkannt, daß das Elend, dem nicht mehr zu helfen ist, kaum jemals Gegen-stand eines wirklich poetischen Werkes sein kann und darf. Er selbst hat seine

Stellung gegenüber den Naturalismus und Pessimismus klar bezeichnet in den Worten: „Mir scheint nicht Alles, was wahr ist, Werth, vom Poeten aufgeschrieben zu werden; aber Alles, was er aufschreibt, soll wahr und wahrhaftig sein. Und dann soll er noch etwas dazugeben, was versöhnt und erhebt; denn wenn die Kumt nicht schöner ist «IS das Leben, so hat sie keinen Zweck. Furck«:» ziehen durch die Aecker der Herze», daß Erdgeruch aussteigt, dann aber Same» hineinlegen, daß es wieder grüne und fruchtbar werde — so wollte ich's halten."

Und durch alle seine so unendlich mannigsaltigen Geschichten und Schilderungen geht der Zug, den er selbst in dein Schlußsätze seiner Lebensbeschreibung in die schonen Worte gefaßt hat: „Ich, ich selbst möchte mich au Dich, Du liebe, arme, unsterbliche Menschheit, klammern und mit Dir sein dnrrch der Jahrhunderte Dämmerungen hin — und Weg suchen Keifen — den Weg zu jener Glückseligkeit, die das menschliche Gemüt!) zu allen Zeiten geahnt und gehofft hat!"

Das Beste aus allein Gute», >vas dieser stcirische Dichter gesäiasfen hat, dauernd

zu einem Süd" vnscr

zahlreiche», schön ausgestatteten IZinzclansgabe», als auch i» dieser jüngst begonnenen und rüstig geförderten illustrierte» GcsamiitanSgabe die Verlagshandlung gesetzt hat. Wenn wir Schiller, von dem unscr Betrachtung ausging, hochhalten, so solle» wir nie vergessen, daß der Cotta'sche Verlag es war, der von, beginne der eigentlich klassischen Periode an für die Verbreitung und würdige Ausstattung seiner Werke mehrere Generationen hindurch mit weitschaucndem Blicke gewirkt hat. Ei» ähnliches, vom Verfasser selbst stets dankbar anerkanntes Verdienst hat sich A. Hartleben um Nosegger erworben, den er mit Stolz nicht nnr seinen Autor, sondern auch seinen Freund nennt. Und mit wie feinem Verständniß die beiden bildenden Künstler es verstanden haben, das Charakteristische der von Nosegger geistig geschaffenen Gestalten »nscreni Auge zu zeigen, das wird selbst aus den wenigen Probe», die wir uuserein Texte beifügen dürfen, ersichtlich sein. O.

Abgesetzter Schulmeister, bei der Erntearbeit beihilflich. Au«! Rosegger. ausgewählte Werke, I, 41 s. Wien. A. Hartlebe.,S Verlag.

geschabten und allgemein zugängliche» Besitze der Familien in „Nord und scrs ganzen Vaterlandes zu machen — das ist das Ziel, dnS sich sowohl in Dichtungen in Versen.

Es giebt gegenwärtig recht viele Schriftsteller, aber sehr wenig Dichter. Dieser Satz wird zivar häufig bestritten, am häufigsten von den Schriftstellern selbst, welche natürlich sich durchweg für Dichter halten, aber er behält seine Billigkeit, wenn wir als Dichter nur den ansehen, der seinen Werken auch eine wahrhaft künstlerische, durch metrische und poetische Gesetze gebundene Form zu geben weisz. Gewöhnlich nehmen sich unsere literarischen Talente nicht mehr diese Mühe, denn die sch> ell wechselnde Mode ist einer fortgesetzten bessernden Arbeit nicht günstig. Einer der Letzten, welcher das horazische „w'nulu premtnr in sunum" ans seine Bücher anwandte, war Friedrich Theodor Bischer. Seinem Andenken widmet daher mit Recht ein ernster Schriftsteller, dessen Romane seit Jahren von Alt und Jung, wenn auch nicht immer gelesen, so doch bewundert werden, seine neueste Dichtung. Georg Ebers schreibt in Versen ein^ romantisches Iwos aus altägyptischer Zeit: „Elifön, ein Wüstenraum." (Stuttgart und Leipzig, deutsche Verlagsanstalt.) So befremdend dies erscheinen mag, so verdient das Beginnen selbst entschieden unsere Anerkennung. Mit Bedauern hatten wir gerade an den letzten Romanen des berühmten Gelehrten eine auffallende Vernachlässigung des Stils und des sprachlichen

Ausdrucks im Einzelnen bemerkt; dafür ist strenge metrische Kunsiform die einzige Abhülfe. Nnn hat es sich der Dichter nicht gerade leicht gemacht, denn die von ihm gewählte achtteilige Strophe (Stanze), die Lord Byron im Englische» so meisterhaft bebandelte, ist schwerflüssig; aber im Großen und Ganzen ist ihm sein Borhaben gelungen: wir finde» recht viele melodische Stellen in der Dichtung und nur vereinzelte mißglückte. Die letzteren sind meist dadurch veranlaßt, daß der Dichter einen ihm lieb gewordenen modischen Ausdruck nicht unterdrücken wollte; das führt 'einmal sogar zu einer Geschmacklosigkeit (S. 43):

„Die Gottheit," ruft begeistert Juvenal,

„Sie zeigt sich mir stets und allerwegen.

Ich trinke sie aus diesem Weinpokal,

Fühl' sie in diesem Hirn sich schneidig regen" u. s. w.

Daß der Inhalt von „Elisen" wieder viel Reizvolles enthält, brauchen wir nicht erst zu versichern. Das anmnthige Kind der Wüste, welches der Dichtung de» Namen giebt, ist die oft wiederholte echt Eberssche lichte Frauengestalt, ihr Geliebter Hör ein Künstler von jenem echten Idealismus, der selbst im Untergang noch lächelt »ntcr dem Weihekuß des Genius. Ter tragische Ausgang des Epos entspricht der Grnndanlage durchaus und ist mit lebendiger Darstellungskraft und hohem sittliche» Ernste herbeigeführt, so daß der Leser sich i» eine feierliche Stimmung versetzt fühlt.

Ebenfalls ans ernstere Leser, berechnet mit besonderer Betonung der Lehren der christlichen Religion ist die neue Sammlung von Gedichten Julius Sturms: „Palme und Krone. Lieder zur Erbau»ng" (Bremen, M. HcinsinS). Der fromme Dichter hat in diesem stattlichen Bande von 5,70 Seiten die besten Gedichte seinen früheren Sammlungen: „Ich bau' auf Gott", „Dem Herr» mein Lied" und „Pilgerfahrt" wieder aufgenommen; das Buch soll sein literarisches Testament sein, wenigstens soll keine neue Sammluug seiner künftigen Lieder erscheinen. So erhebt „Palmen und Krone" den Anspruch, als das poetische Glaubensbekenntniß eines christlichen Dichters angesehen zu werden, und als solches verdient es die A»crken»u»g einer vornrtheilsfreien Kritik. Mit Recht hat der Verfasser noch zahlreiche »»gedruckte Lieder hinzugefügt. Tie ersten drei Abschnitte des Buches enthalten ausschließlich fromme Lyrik in vielfach wechselnden Rhythmen. Nicht immer steht die Form auf der Höhe der Kunst, aber dafür ist sie wahr und schlicht. Eine innige, zarte Naturempfindng spricht uns in zahlreichen Liedern an; mit seiner Vorliebe für jckleinpoesic erinnert Sturm unwillkürlich an Brockes, selbstverständlich ohne die Geschmacklosigkeiten jener vergangenen Tage. Die beiden letzten Theile: „Beschauliches" und „Vermischtes" ziehen etwas weitere Gesichtspunkte in Betracht, ohne daß der religiöse Grundgedanke davon zurückträte: neben kurzen, markigen Gedcnksprüchen finden sich auch seelenvolle Lieder (vgl. z. B. S. 383: „Frieden"), anmuthige Legenden u. s. w. Selbst kunstvolle Sonette behandelt der Dichter mit Glück. Sein Buch dürfte namentlich als Einsegnungsgeschenk erwünscht sein, wozu es sich auch durch die schöne Ausstattung vortrefflich eignet. Für die gebunden gelieferten Exemplare hätten wir allerdings eine etwas freundlichere, nicht eben tiefschwarze Einbanddecke lieber gesehen. — Neben den dichtenden Geistlichen stellt sich der dichtende Ritter: das war schon vor 700 Jahren so. Deshalb sei hier sofort auf die in zweiter verbesserter Auflage erschienenen „Gedichte" von Albrecht Gras Wi ckeuburg (Wien, Carl Gerolds Sohn) verwiesen. Der Verfasser gehört ebenso wie seine liebenswürdige Gemahlin, deren Gedichte schon in 3. Auflage vorliegen, dem höchsten österreichischen Adel an, und Hand in Hand mit der äußeren hervorragenden Lebensstellung geht bei ihm jene vornehme Gesinnung, die ihren Eindruck nie verfehlt. Er ist ein Dichter, der es nicht nöthig hat, dem aber in edler Muße frei und formvollendet die poetische Schaffenskraft erwächst. „Alles wird poetisch, was ein Poet erfaßt", sagt er von sich selbst, aber er erfaßt nur das Hohe und Reine: Familienstück, die schöne Natur nnd Vaterlandsliebe sind seine Leitbilder. Ueber Alles geht ihm sein „Deutsches Wien" (S. 67) und sein liebes Oesterreich. Dem Volksleben weiß er recht anmuthige Züge abzulauschen, so in dem launigen Gedicht: „Der schiefe Thurm von Terlan." Dieser ist nämlich schief, weil er sich einst vor einer schönen, reinen Maid zu tief geneigt hat: nun muß er warten, bis eine solche von der anderen Seite kommt. Doch wehe:

„Wohl kommt so manches Mägdelein
Und scheint gar fromm und tugendrcin.

Und doch und doch— — wie schade.

Es muß halt doch ein Häklein han;
Der schiefe Kirchthurm von Terlan
Wird nimmermehr gerade!"

Recht glücklich ist der Dichter in der Behandlung des Sonetts, während die im Anhang beigegebenenUebersehnngen aus dem Englischen, darunterThomasHoods berühmtes „Lied vom Hemde" eigentlich zu ernst und düster sind, um in einem so liebreizenden Büchlein ihre rechte Stelle zu finden. — Wenn die gute Absicht, dem Leser nach besten Kräften gediegene Kunstwerke zu bieten, immer auf eine wohlwollende Benrtheiung rechnen darf, so kann diese den „gesammelten Dichtungen" von Emil Pirazzi nicht versagt werde». Schon der Titel: Im Herbste des Lebens" (Offenbach a. M., Theodor Steinmetz) deutet an, daß der Verfasser keine unklaren Gefühlsausbrüche eines jngcndilchen Gemüths mittheilt: die große Mehrzahl seiner Lieder stammt aus weit früherer Zeit, sogar schon aus den fünfziger Jahren, und wagt sich endlich, sorgsam überarbeitet, jetzt ans Licht. In der That enthalten die Abschnitte „Jugendzeit", „Sonette", „Vermischte Gedichte" und „Ein LiebeStranm" manches zart und iimig empfundene Gedicht. In der Nachahmung Heines ist Pirazzi wenig selbständig (vgl. S. 20), aber daß er seine Muse sorgsam geschult hat, zeigt die recht gelungene Nachbildung der schwierigen Platen'schen jambischen Tetramcter in dem Gedichte: „Mu?m Paschas Tod" (1854). Unter den vaterländischen Gedichten sind die meisten den Sangesfesten seiner engeren Heimat und Vaterstadt gewidmet, aber einzelne verrathen doch einen höheren Schwung, so das Festgedicht zur Einweihung des NiederwaldDenkmals. Vielleicht hätte von den „Gelegenheitsgedichten" noch einiges gestrichen, vielleicht hätten einige offenbar durch den Dialekt veranlaßte sprachliche Härten verbessert werden können: der Gcsammtcindruck eines nicht aufdringlichen, aber ehrlichen und wackeren Strcbens bleibt dem Buche trotzdem gesichert. — Einen recht bescheidenen Eindruck macht ein Büchlein von Josef Grünstein „Wegerich", das im Verlage von Nich. Wilhclmi in Berlin bereits in 2. vermehrter Auslage erschienen ist. Aber der Inhalt desselben ist äußerst ansprechend; es ist eine Sammlung von etwa 4M Sinnsprüchen voll freundlicher Lebensweisheit in anmthiger Form. Diese „losen Blätter", wie der Verfasser seine Verse auch ucennt, wollen nicht uach einander gelesen sein, sondern ein derartiges Buch gehört auf de» Schreibtisch, namentlich den Damenschreibtisch, damit die Besitzerin recht oft einen Blick in dasselbe werfe. Diese „Wcgcrich"-Blätter besitzen dichterischen Schwung und eine gewisse Idealität der Empfindung, die nur einem zufriedenen Gemüthe eigen ist. Selbst gelegentliche satirische Spitzen verzeiht man diesem „Brustton der Ueberzeugung." Besonders hervorzuheben ist, daß Grünstein sich als ein feiner Kenner und aufrichtiger Bewunderer des Franenherzcns verräth, dagegen sogenannte brennende Tagsfragen von der dichterischen Behandlung ausschließt.

Während bei uns jetzt häufig ein Zug ruhigen und frohen Behagens durch die Lprik geht, beginnt im Nachbnrlande Oesterreich eine gewaltige Strömung politischer ‚Kampfcddichtung sich geltend zn machen, die in der heftigen Bewegung, der dort das Deutschthum unterworfen ist, ihre Erklärung, aber darum nicht immer allseitigen Beifall findet. Nur wenige Talente sind es, in denen sich mit dein ehrlichen Wollen ein genügendes Können vereinigt, das ihnen auf weitere Beachtung ein Recht giebt. Zu diesen gehört indessen sicher Edward Samhaber, der in seinen „Dichtungen" (Laibach, Klemmayr u. Bamberg,) sich höhere Ziele gesteckt hat. Unsere Zeitschrift hat seiner bereits ehrend gedacht, als wir seinen sinnigen Versuch das Leben Walthers von der Vogelweide nach Ilnidichtungen von Liedern WaltherS zu schildern, zu erwähnen hatten. Diese „Dichtungen" enthalten recht verschiedene Dinge, aber ein warmer, zu Herzen gehender Ton ist ihnen allen eigen; von der jugendlichen Lyrik des Verfassers hätten wir ihm Manches gern geschenkt, namentlich die abgerissenen Scencc aus den beiden Dramen. In den Liedern „Aus Wald uud Feld", „Meiner Mutter", „An Dorn" u. f. w. verräth sich tiefe und edle Empfindung, die wieder in anderen Gedichten, z. B. in den „Frühlingsstimniuttgen" ans Elegische streift. Am Wenigsten sagt uns der Abschnitt „Zeit und Gelegenheit" zu, denn gerade diese deutschen Vorkämpfer beweise», so ehrenwrth ihr Streben sein mag, doch immer die Richtigkeit des Satzes: „Politisch Lied, ein garstig Lied." Weit mehr Theilnahme schenken wir den eigenen Seelenkämpfen des Verfassers, die ihn die finster» Klostermauern fliehen ließen, weil die schöne Gotteswelt ihn lockte, und die er uns in edler, markiger Sprache in der „Elegie" schildert. Wo der Dichter alte Lieblingsstoffe deutscher Poesie neu behandelt, wie in dem schönen Märchen vom kleinen Däumling (seltsamerweise in Hexametern!) oder vom Schneewittchen, hören wir ihm gerne zu, denn Samhabers Sprache und Verskunst ist tüchtig; störend ist uns nur eine Wendung aufgefallen, und diese ist ein — Slavismus: „Im kühlen Grunde spielten sich die Fische." (S. 123.) Noch sei anerkennend der wenigen Gedichte gedacht, in denen der Verfasser sich der heimischen Mundart bedient; eines von diesen: „Der Rekrut" ist ein kleines Juwel, dessen Schönheit jeder mit tiefer Rührung nachempfinden wird. — Wir schließen diese Wanderung durch den noch innier frisch grünenden deutschen Dichterwald niit dem Hinweis auf ein vornehm ausgestattetes Bändchen dramatischer Dichtungen. Heinrich Kruses: „Fastnachtspiele" (Leipzig, S. Hirzel) sind ein herziges Büchlein, dessen frischer, neckischer Humor unübertrefflich ist. Mit Recht weist der Verfasser in dem kernig geschriebenen Prolog darauf hin, daß von Hans Sachsens Beispiel wohl noch eine fruchtbare Anregung kommen könne für unsere Bühne; die von ihm hier gebotenen drei Stücke ahmen den Ton und Inhalt ihrer Vorbilder vorzüglich nach. Die Handlung ist durchweg sehr einfach und durchsichtig, aber man verfolgt sie mit Theilnahme. Besonders gelungen erscheint uns das Drama: „Der eifersüchtige Müller", weil dem Dichter darin eine äußerst wirkungsvolle Steigerung des Humors gelingt und auch die wortlose sogenannte Situationskomik zu ihrem Rechte kommt. „Standhafte Liebe" ist vielleicht etwas zu lang, um eine Aufführung zu erlauben, aber es ist gleichfalls reich an launigen Stellen. Für Liebhaberthcater dürften sich gerade diese Stücke ganz vortrefflich eignen, denn die kurzen Knittelverse lassen sich ja so leicht lernen. Der Dichter scheut sich auch nicht, gelegentlich einen derben Hans-Sacksischen Ausdruck zu verwenden, denn er weiß wohl, daß diese Stücke keine Zimmerlichkeit vertragen; so läßt der Leser sich ein kerniges deutsches Wort gern gefallen. Der Schalk blickt überall durch, selbst iu dem Latein des fahrenden Schülers, das wir als Probe nnsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Die schwierige Stelle lautet mit der Uebersetzng des Dichters (S. 52): „^nvenic« — ein Pfcifenkopf — Li esclit — wenn er fällt — In vir<;ilwm — auf die Erde — Nou «svnltttr — und nicht zerbricht — Lwlta» «t — ist von Meerschäum." Das ist doch prächtig!

V.

Bibliographische Notizen.

Geschichtsbilder aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern von Georg Weber. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann.

Jngendndrncke und Erlebnisse von

Georg Weber. Ein historisches Zeitbild. Leipzig, Wilhelm Engelmann. Die Abhandlungen, welche Georg Weber in dein erste» der genannten Bücher znsainincgestellt hat, gehören zu dem Beste», was ans seiner emsigen Feder hervorge

gangen ist. Einige von ihnen, die bereits in Zeitschriften gedruckt waren, erscheinen in etwas erneuter Gestalt; der bei weitem größte Thcil des Werkes aber tritt Kicr zum ersten Mal vor den Leserkreis der Gebildete». Ich wähle mit Absicht den Ausdruck „Gebildete", weil die Aufsätze sich an alle diejenige» wenden, denen der Gang der Weltgeschichte im Großen und Ganzen nicht fremd ist, Jin Gegensatz zur modernen Detailforschung, welche nur zu ost de» Zusammenhang mit de» höchste» Aufgabe» der Geschichtswissenschaft verliert, behandelt Weber mit Vorliebe Stoffe von welthistorischer Bedentttng, Personen und Ereignisse, in denen sich der Geist eines ganzen Zeitalters widerspiegelt. Sein historisches Glaubensbekenntnis; hat Weber in dem einleitenden Aufsätze: Gedanken über Geschichte und Geschichtschrcibung niedergelegt. Aus einer Betrachtung der bedeutendsten historischen Werke aller Zeiten gelangt er zu der Erkenntnis; dah nicht die Arbeitheilnng, sondern die Arvcitsvereinngng das Erstrebenswerthe sei; das; nicht die Svecialgeschiclitc, sonder» die Universalgeschichte als das letzte Ziel der historischen Wissenschaft betrachtet werden müsse. Nach ihm liegt der Werth »nd die Bedeutung eines historischen Werkes nicht in der erschöpfend» Fülle des Stoffes, nicht in der Menge urkundlicher Belege, sondern in dem Ordnen und Zusammenschließ» der Einzclglieder zu einem gefällige», lehrhaften Ganzen. Wir wiederhole» ei» von Weber citirtcs, nur wenig bekanntes Gedicht von Nückert, in welchem die gleiche Ansicht zum Ausdruck kommt:

Wie d.e Wllt IStltl immer weiter,
"^\jrd stell, die Scichichle breiclr,

Niithig cm Zusammendränge!,

Nick! der aus dem Schult der Zeile.,
Midie medr Erdarmlicheite».
Sondern der de» Plunder sichle
Und zum Bau die «leine schichte;

Nicht das Einz'le ‚ii,terdrück<nd.
Noch da.mil willllnrlich schmiicldnd,

Legend allgemeine Julie;

Ter gelesen Zlllcs habe
Und drstye Dichtergabe
Klar z» schildern mir das Wc!iu,

Ter ich nicht em Wort gele>cn,

Bonden folgenden Aufsätze» muß ich mich begnügen mir die Titel z» nennen: „Ans einer triibe» Periode der deutsche» Geschichte," gegen Johannes Ja»ssc» gerichtet; „Jen» Iroissart und seine Zeit. Streif lichter ans das Literatur- und Gesell lmstsleben des späteren Mittelalters"; „Ter UebergngnSvroccs; zweier Weltalte und Francis Nabelais": „Zur Geschick e der englischen Rcvolutionsbkwcgungen n 17. Jahrhundert"; »Streiflichter ans t s 18. Jahrhundert"; „ZurGeschickteItali ns im 1!. Jahrhundert"; „Rückblicke a f die badische Revolution von 1848 und 9."

Tie zweite der oben enr chnten Skrifte» von Georg Weber enthält mehr, als nia» nach dem bescheidenen Titel z l vermuthen geneigt ist. Ten Lcbensga g des Berfassers kenne» wir bereits aus de n Abris; , welcher seit einer Neihe von ^ Ähren dem jetzt in 29 Auflagen vorlic enden Lehrbuch der Weltgeschichte bcigegebei wird. Diesen Aorist hat Weber in der Weise umgestaltet, daß die eigenen Erlebnisse de» Vittelpunkt bilden, von dem ans eine belehrende Umschau über die Zeit' und Ortsgeschichte geboten wird. Spricht Weber > von seiner Heimat, so benutzt er dies, um die Schicksale der Pfalz zur Z, it der ! französischen Ncvolution und der Navoleottische» Herrschaft zu schildern: an die Stndicnjahre in Heidelberg schließen sich die interessantesten Mitteilungen nber die der Nomantik zugewandten Ünivcrsitätskrcise; wichtige Beiträge zur Gelehrtengeschichte gc! wähen die EKarakteristiken der Philologen Hermailn und Erciizer und des Dichters Joh. Heinr. Voß; das; auch hier wieder «chlossers ausführlich gedacht wird, wird man demjenigen nicht verdenke», der sich mit Stolz eine»Schüler dieses grasten Historikers nennt. Das Wanderleben des Verfassers führt »ns zunächst nach Gens, aber nicht blost in das Genf der dreißiger Jahre, sondern auch in die Zeiten Ealvins »nd Jean Jaqnes Nollsscans. Und das Eavitel „Italien" ist eine „«nst- und Eultrngeschickte des Laubes in »„,'«. Mit wirklichem Behagen folgt man den Ausführungen dieses geistreichen nnd gelehrten Führers, wohin er auch seine Schritte lenke» mag: nnd so gros; wie das Behagen, so reich ist die Belehrung, die man überall empfängt.

Die Poetik auf der Grundlage der ErfahrungSscclenlehre in zwei Bänden von Heinrich Viehofs. Herausgegeben nebst einer biographischen Skizze: Heinrich Viehoff, ans persönlichem Umgange. Von Victor Kiy. Trier 1888. Das hinterlassene Werk des verdienten Mannes ist niit den Lehrbüchern der Poetik, wie sie den meisten Lesern bekannt sein werden, nicht auf eine Linie zu stellen. Indem Viehoff im ersten Theile die Poetik auf der empirischen Psychologie, oder, wie er sagt, der ErfahrungSscclenlehre, aufbaut, würdigt er vorurtheilsfrei die Ansichten alter und neuer Philosophen, namentlich Theodor Fechners, und weih bei aller Wissenschaftlichkeit den Nebelregioncn der Metaphysiker so fern zu bleiben und so verständlich zu schreiben, das; das Buch wirklich Geschmack an der Philosophie erweckt, was den Philosophen von Fach nicht immer gelingt. Dabei sind mich die Ergebnisse der neuesten Naturforschung berücksichigt und mit dem Seelenleben in Verbindung gebracht. Der zweite Theil, welchen der Verfasser im Wesentlichen auf Grund seiner rühmlich bekannten früheren Arbeiten aufgebaut hat, behandelt die sprachlichen Formen der Poesie und die Lehre von den Dichtungsarte». Als die Frncht eines langen, arbeitsreichen Lebens ist das Buch nicht nur für den Lehrer des Deutschen von hohem Werthe, sondern es wird auch jedem Gebildeten den Genug dichterischer Werke erhöhen. R. ^.

Poetisches Tagebuch von Friedrich Rüaert (1850—06). Aus seinem Nachlasse. Frankfurt a. M. 1888. I. D. ^auerländer. 5S7 S.

Was von den vielen tausend bereits gedruckten Gedichten Nückerts gilt, das gilt in noch höherem Grade von diesen durch seine Tochter pietätvoll veröffentlichten , kleinen Poesien seincs Greifenalters, die er selbst nicht zum Druck bestimmt hatte: wir finden manche schönen und edlen Gedanken in feiner, freilich allzuoft in's Virtuosenhaste hineinspielender Form; aber wir finden anch viele inhaltlose» Reimereien und namentlich manche miizrathenenD istichen, die besser ungedruckt geblieben wären.

Als zeit- und literargeschichtlich interessant hebe ich 10 Sonette hervor <S. 43« ff.), die Rückert als Antwort ans Glückwünsche zu seinem 75. Geburtstage <1W3> nach Wien, Lüneburg, Nürnberg, Berlin. Frankfurt, Güttingen, Leipzig, Hamburg sandte. Die Aufstellung seiner Büste im Goethehause lehnt er mit folgenden Worten ab (S. 440):

.Nur Soethe sollt' in Goethes Hause throne,?
Und wrnn ihr sucht nach einem Nebenmanns,
So l« es jener den er sund in Weimar.

ÜZo» beiden, die in unsreS Ruhme! Kronen
Sich ibeilen. ist zu meilenweit die S>>an,,e
Tetz Abitandi bis «> weiland FreimndRei-
mar!"

Möchte diese bescheidene Selbsterkenntnis; , die Rückert nie gefehlt hat, auch auf das tttheil seiner oft allzu enthusiastischen Verehrer einwirken! Nur in einer ganz beschränkten Auswahl seiner unzähligen Dichtungen kann Rückert im deutschen Publikum noch fortleben. 0.

Der Musikant von Tegernsee. Hochlandsgeschichte. Von Maximilian Schmidt. Leipzig, G. A. Liebskind.

Der Verfasser ist ein Meister in der Schilderung des bayerischen Hochlandes und seiner Bewohner. Er weis; auch in dieser Erzählung unser Interesse bis an's Ende zn sesseln. Kernig nnd derb, aber treuherzig, werden uns die Hochländer in ihren Typen so plastisch vor Augen geführt, daß wir an deren Wahrhaftigkeit glauben müssen. Ten Inhalt der Erzählung wollen wir nicht verrathen. der billige Preis des Buches ermöglicht Jedermann die Anschlffnng; sein bleibender Werth, erhöht durch vorzügliche Ausstattung, gereicht jeder Familicnbibliothck z» Nutz und Zierde. mp.

LebenskKnstler. Ein Sittenbild von Gustav Schwarzkopf. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Gustav Schwarztopf hatte sich mit seinem Erstlingswerk „die Bilanz der Ehe" recht vortheilhaft bei der Lesewelt eingeführt nnd uns nengicrig gemacht ans die Weitrcntwickelnnng "seines Talents. Sein neustes Werk hat unseren Erwartungen nicht entsprochen. Lcvensküüstler nennt er jene zweifelhaften Existenzen, welche es verstehen ans dem Dunkel ihres Daseins plötzlich an die Oberfläche emporzuschnelles, um dort bei hellster TageSbelncntnng eine Zeit lang eine Nolle in der Gesellschaft zu spielen. Aber nicht etwa durch hervorragende Fähigkeiten gelangen sie zu dieser dominirenden Rolle, sonder» durch die mit Raffinement betriebene Knnst, ans den Schwächen der Menschen Nutzen zu ziehen, wobei sie Dinge begeh», die zwar von keinem Strafgesetzbuch vorgesehen sind, jedoch vor den Gesetze» einer höhere» Moral absolut nicht bestehen könne». Wir befinden uns in der Erzählng Schwarzkopfs durchweg in der schlechtesten Gesellschaft, und wen» wir ihn: anch scharfe Beobachtung socialer Mißstände nicht absprechen können, so bedurfte es doch nicht der Anhäufung so vieles Materials für seine Argumente. Ter Autor wiederholt sich und langweilt dadurch den Leser. Auch sind die Contraste gar zu grell; der Verfasser läßt alle diejenigen Personen, welche mit festem Charakter und unerschütterlichen Grundsätzen ausgestattet find, im Kampf uni's Dasein zu (Grunde gehen — das nennen wir nicht ein Bild des Lebens, sondern dessen Zerrbild. Wir erhoffen von dem Talent Schwarzkopfs später wieder erfreulichere Gaben. mü.

Der schwarze RomulnS. Eine Erzählung aus der Jetzzeit von >karl Gjellernv. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Karl Gjellernv gehört zu den hervorragendsten Vertretern der neuen dänischen Literatur und hat sich auf den verschiedensten Gebieten derselben in seinem Vaterlande einen gefeierten Namen gemacht, der, soiveit es sich in seinen Werken um de» Tagesstreit handelt, zwischen der Parteien Haß und Gunst hin und herschwankt. Die vorliegende Erzählung, von «jellerup selbst für die deutsche Ausgabe umgcarbeit, verfolgt rein künstlerische Interessen und hält sich frei von jeder Tendenz. Wir haben das Buch mit vielem Interesse gelesen; die gelungene Eharnkterisirng der Personen, die einfach und originell gestaltete Handlung, in welcher neben einem gesunden Realismus innige Gcmüthstöne angeschlagen werden, werden das deutsche Publikum gewiß ebenso ansprechen, wie sie das dänische bereits angesprochen haben.

in/.

Mit Feuer und Schwert. Roman in vier Bänden von Heinrich Sicukicwicz, übersetzt von E. Hillcbranö (Ädolf Landsberger, Berlin).

Sienkiewicz war bisher nur durch kleinere Arbeiten in Teutschland bekannt. Durch die lleberscvnnng des großen Romans „Mit Feuer und Schwert" tritt er uns näher. Er ist unzweifelhaft einer der ersten Erzähler der Gegenwart. Die von Raphael Löwenfeld geschriebene Einleitung charakterisirt seine Stellung innerhalb der Literatur seines Vaterlandes so: „Polens glänzende Vergangenheit in lebendigen Bildern heranzfnbeschwörcn, um dnrcli sie den Vnterlandssinn zu kräftigen; all die Fehler der Vergangenheit in das grellste Licht zu rücken durch wahrheitsgetreue Schilderung der mich

heute noch nicht gehobenen Uebelstände — das ist in allgemeinster Bezeichnung «ienkiewiczs ausgesprochenes Streben."

Ganz besonders erweist sich die Erfindungsgabe des Dichters als beispiellos fruchtbar. Bündcr bedeutend ist seine Fähigkeit der Charalterisirung; neben den etwas blassen, mehr typischen als individuellen Hauptpersonen des Romans, dem Ritter Skrzetuski und seiner Geliebten Helena, treten jedoch zwei hervorragende Gestalten dem Leser entgegen: Sagloba, der schlaue, an Listen und Ränken reiche Lügenbold, und Wolodyjowski, ein äußerlich unscheinbarer Mauu, der durch Entschlossenheit und Geschicklichkeit in allcu Ritterkünstei die allgemeine Bewunderung erregt.

Der Roman baut sich auf dem Hintergrunde des blutigen Kosakenkriegcs auf, den Chmielnicki hervorgerufen hat und der das damals schon auf den, Wege des Niedergangs befindliche Polen zum Tummelplatz der furchtbarsten Leidenschaften und einer unersättlichen Beutegier machte. Es giebt dem Roman für den deutschen Leser einen besonderen Reiz, daß er Verhältnisse schildert, wie sie unsere Erzähler nie darstellen, und daß er überdies, seine» Stoff aus der Geschichte holend, doch nicht in eine Zeit zurückgreift, für deren Denken und Empfinden in uns kein Verständnis; lebt. Sienkicwicz wird sich mit diesem Roman einen großen Leserkreis in Teutschland erwerben; er verdient ihn mehr als die vielen russischen und französischen Autoren, deren Bekanntschaft uns geschäftige Uebersetzer tagtäglich zu vermittel» bemüht sind.

>>v.

ModernerTodtenran., Kohlcusiizzcn von Karl Pröll. Zweite Auflage. Berlin, Adolf Landsberger. — Bilder» buch eines Bummfers. Zweite Auflage. Berlin, Adolf Landsberger.

Karl Pröll hat sich als Politiker einen Name» gemacht. Seit Jahren wi:kt er in einer bestimmten, jedem Deutschen sympathischen Richtung, und seine Thätigkcit ist auch von glücklichem Erfolge begleitet. Als Verfasser von novellistischen Skizzen kennen ihn mir die Eingeweihter m; aber auch weitere Kreise werden es ilm Dank wissen, daß er dieselben jetzt in c>cn zwei vorliegenden Bände» gesammelt hat. Karl Pröll hat eigene Gedanken und ciuci eigenen Stil. Er saßt, was er sieht, mi' fühlendem Herzen auf und schildert es in einer

September 1.888.

Inhalt.

! Josef Weilen in Il?isn.

während der Fahrt. Eine Erzählung 277

Dietrich Schäfer) in Breslau.

Das neue Veutschland und seine Kaiser 2JH

Jacob v. Kalke in Wien.

Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses, II 331.

j)aul Lindau in Berlin.

^ Auf die Spitze! 3^7

>>Vrix Förster in München.

Jean Paul in Weimar. Nach Briginalbriefen 352

Kurd kaßwitz in Gotha.

Miraz. Träume eines modernen Geistersehers, erläutert durch
Träume moderner Metaphysik 331.

Bibliographie 297

«aisrr WMirlm und scinc Zclt. (Mi! Zllustrationrn.) — „Zwri Serien." Roman
von Rudolph kindau. — profefforn und Studenten auf der N2hne. — Zur Sc,

Bibliographische Notizen .! HO?

kzierzu ein Portrait von Josef weilen. Radinmg von Ioh. kindner in München.

»Nord »nd Süd^ erfcheint am Anfang jedes Monat, in heften mit je einer «unflbeilage.

preis pro Puarlal <Z hefte! S Mark.

Zille Suchhandlungen und postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Kord und Md" bezüglichlichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte
der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit
reicher Goldpressung und Schwarzdruck 3 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original - Ginöanöoecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLVI (Juli
bis September 1.883), wie auch zu den früheren Bänden I—XI^V
stets zur Verfügung. — Der preis ist nur I. Mark 50 Pf. pro Decke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshäfte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von öchottlaender.
(Bestellzettel umstehend.)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben
von

Paul Lindau.

XI.VI. Band. — September 1888. — Heft M.

(Mit einrm porlnii! in Radlrnig- Joses Iveilrn.>

Während der Fahrt.

Eine Erzählung,
von

Josef Weilen.

— Wien. —

in dunkelgrauer feuchter Novembernebel hatte sich mit schwerfälliger Behaglichkeit, als ob er vom Platze nicht sobald wieder zu rücken beabsichtige, auf das weit gedehnte Thal hingelagert, in welchem die
Landeshauptstadt von Steiermark an beiden Ufern der Mur, das vielgefeierte Graz, sich ausbreitet.

Ich hatte dort einige genußreiche Tage verlebt; dienstliche Verrichtungen, die mich dahin geführt, waren durch oftmaliges Beisammensein mit lieben Freunden auf das Erfreulichste unterbrochen worden. Das
unaufschiebbare Abschiednehmen wurde mir so schwer gemacht, daß ich den letzten Händedruck über alle Reisevorsicht hinans verzögerte. Nicht ein Augenblick mar mehr zu verlieren; durch Nebel und rieselnde Nässe
mußte ich dem Bahnhof mit keuchender Hast zueilen, wollte ich den Eilzug, der 4 Uhr Nachmittags nach Wien abging, noch erreichen. Einige Freunde ließen es sich nicht nehmen, nebenher im Dauerlaufe trabend, mir bis
zum Bahnhof und an der Kasse vorbei, bis zur Halle, wo eben das dritte Glockenzeichen zur Abfahrt ertönte, das Geleite zu geben.

Ich fand nur noch Zeit in ein offenes Couvö zu springen, die Thürs hastig zuzuwerfen, „lebt wohl! Auf baldiges Wiedersehen in Wien!" den mir zuwinkenden Freunden nachzurufen — ein polternder Ruck des Waggons,
ein schriller Ton der Locomotiv-Pfeife, und vorwärts ging es, in die trostlos nebelumhüllte Landschaft hinaus.

Als ich eine Zeitlang durch das offene Fenster in den undurchdringlichen Nebel gestarrt und es mich zu frösteln begann, lehnte ich mich auf meinen Sitz zurück und hielt Umschau in dem Couv6raum, in welchen ich
mich hineingeschwungen hatte.

Ich war nicht allein.

Bei dem zweifelhaften flackernden Lampenlicht sah ich mir gegenüber einen Mann sitzen, der, in einem dunklen Rock eingehüllt, eine Pelzmütze auf dein Kopfe, vor sich hin starrte. Meinen freundlichen Gruß: „Guten
Abend" erwiderte er kurz und kalt, ohne mich weiter zu beachten, ohne die glimmende Cigarre aus dem Munde zu nehmen. —

Wenn ich bei unfreundlichem Wetter, das keinen Ausblick gestattet, im Eisenbahncoupö eingepfercht bin, so pflege ich mir die Zeit meist zu kürzen, indem ich meine zufälligen Neisegegnossen in's Auge fasse, beobachte
und ihren Lebensberuf und ihre gesellschaftliche Stellung zu errathen suche.

So wandte ich jetzt, nachdem Graz schon lange hinter uns lag und mir uns dem Knotenpunkte Bruck an der Mur näherten, dem ernst vor sich hinblickenden schweigsamen Gegenüber meine ihn insgeheim
durchforschende Aufmerksamkeit zu.

Das kurzgeschnittene Haar, der wohlgepflegte Schnurr- und Wangenbart, welcher das Kinn frei ließ, die einfache, dem Körper stramm angepaßte Gewandung, ließen auf einen Mann von Accuratesse und Ordnungsliebe;
die stolze Haltung, das hoch erhobene Haupt, die streng geschlossenen Lippen auf eine Persönlichkeit schließen, welche aufhorchende Untergebene unter sich zu sehen und ihnen jeden Widerspruch ausschließende Befehle
zu ertheilen gewohnt war. Ich hatte zweifellos einen höheren Militär, einen in Ruhestand versetzten Offizier, einen einstigen Regiments-Commndanten vor mir, der die reizende Stadt an der Mur, welche man scherzend

Pensionopolis zu nennen pflegt, zu bleibendem Aufenthalt für seine letzten Lebenstage gewählt. Ich knüpfte, mir Gewißheit für meine scharfsinnige unbezweifelbare Bermuthung alsobald zu holen, dein Fremden näher rückend, indem ich Feuer für meine Cigarre erbat, ein Gespräch mit ihm an.

„In Graz leben wohl viele Offiziere, die sich von dem ermüdenden Waffendienste zurückgezogen haben?“

Mein Gefährte sah mich fest, aber nicht unfreundlich an und erwiderte: „O ja! Sehr viele“ und setzte nach kurzer Pause hinzu: „Es findet sich gewiß unter ihnen Mancher, der noch fähig wäre dem Staate weitere gute Dienste zu leisten.“

Diese Erwiderung schien meiner Ahnung vollste Gewißheit zu geben. Ich hatte einen gegen seinen Willen in Ruhestand versetzten Offizier vor mir, der die Empfindung in sich trug, daß ihm schweres Unrecht geschehen und der, so argumentirte ich weiter, jetzt nach Wien, in die Neichsmetropole sich begiebt, dort Klage zu führen, einflußreiche Persönlichkeiten in Bewegung zn setzen, um das ihm widerfahrene Unrecht rückgängig zu machen.

Und so unfehlbar und sicher wähnte ich mich auf dieser meiner Führte, daß ich mich über unsere gegenwärtige Militärverwaltung, über die überhastete Umwandlung der Wehrverfassung, über das Beiseiteschieben bewährter älterer Kräfte zu Gunsten junger unerfahrener Streber, welche die Kriegsschule kaum absolvirt haben, in bitteren Bemerkungen erging, welche natürlich bei meinem Gegenüber vollkommenste Nebereinstimmung wecken und voraussichtlich ihm die Zunge lösen mußten.

Aber seltsam! Er schwieg; schwieg hartnäckig, widersprach nicht, raisonnirte nicht! Das letzte entschied! Ich mußte mich getäuscht haben. Ich reiste mit keinem, weder activen noch pensionirten österreichischen Offizier.

Mein Gegenüber hatte, nachdem er die Cigarre in die am Fenster angebrachte Metallschale gesteckt, die Hände über der Brust gekreuzt und sich bequem in die weichen Polster zurückgelehnt.

Und ich blickte wieder prüfend, forschend, ja geradezu gereizt zu ihm hinüber, als hätte er mir ein Unrecht angethan, daß er sich mir nicht als Offizier in« Ruhestände enthüllt.

Wenn nicht Offizier, was konnte er sonst sein? Diese stark hervortretende Stirne, diese streng blickenden grauen Augen, die Lippen zusammengepreßt, das trotzig feste Kinn — wie hatte ich doch nur einen Augenblick eine andere Vermuthung hegen können, als daß ich einen Justizbeamten zum Reisegefährten habe, einen Vertreter der Thenns, der gewohnt Verbrechern, ihr Innerstes durchwühlend, in's Auge zu sehen und lant mit metallener Stimme zu verkünden: „Im Namen des Kaisers, erkenne ich zu Recht u. s. w.“

Und ich begann rasch, nahezu erleichtert und innerlich beruhigt, näher rückend, ein Gespräch, welches mir zweifellose Gewißheit verschaffen und meine oft bewährte Divinationsgabe diesmal wieder zu Ehren bringen sollte.

Ich bedauerte, daß man bei dem gegenwärtig in Oesterreich herrschenden polnischen System begonnen habe, auch in der Justizpflege die sprachliche Gleichberechtigung durchführen zu wollen. Die Nachtheile, die eintreten müßten, setzte ich, wie ich mir wenigstens einbildete, mit ebensoviel Wärme als Klarheit auseinander; wie sehr zu fürchten wäre, daß der Nichter künftighin bei uns im Linguisten untergehen werde u. s. w. Darauf mußte er eingehen, darauf mußte er als ein Mann des Rechts, sei es zustimmend sei es widerlegend, antworten.

Und abermals wurde mir eine demüthigende Enttäuschung. Ob bei den österreichischen Landes- und Oberlandesgerichten die Entscheidungen künftig bloß in deutscher oder auch in einer andern landesüblichen Sprache aus gefertigt würden, das schien meinem Reisegefährten nicht im Geringsten nahe zu gehen. Er war kein Justizbeamter.

Mich machte mein abermaliges Fehlgreifen noch hartnäckiger. Es war nir geradezu eine Marter nicht herausklügeln zu können: wer es sei, welchem Stande derjenige angehöre, mit welchem ich bereits durch mehr als zwei Stunden das Couuü theilte.

Mittlerweile keuchte die Locomotive nit stoßweisen schweren Athemzügen durch den Tunnel, der auf die Höhe des Semmering führte; dort, au der Bergesscheide zwischen Steiermark und Niederösterreich, begann die Nebel- und Dunsthülle nach und nach auseinander zu reißen, und einzelne Sterne glitzerten an der bläulich-schiimmernden Himmelsdecke hervor.

Nachdem ich über den wunderbaren Bau der Semmeringbahn einige preisende Worte hingeworfen, griff ich zu einem letzten Mittel. Ich begann von mir, von meinen Lebensverhältnissen, meinen gesellschaftlichen Beziehungen zu erzählen. Offenheit und Vertrauen von der einen Seite, dieses Mittel hat sich mir bis jetzt noch immer bemährt, lockt endlich auch Mittheilfamkeit von der andern Seite hervor.

Wie wenn man an einem kunstvoll gearbeiteten, wohlverschlossenen Schreine, in welchem man geheime Läden und Fächer vermuthet, lange neugierig nud vergeblich tappend herum greift, bis man endlich zufällig an die richtige Stelle geräth, an diese drückt und ein Räderwerk sich in Bewegung setzt und das lang geborgene Innere aufklappt und Fach um Fach sich öffnet, so kann man oft durch ein zufällig hingeworfenes Wort selbst den Verschlussensten bewegen, fast gegen seinen Willen, sich zu eröffnen und sein Inneres bloß zu legen.

Ich erzählte von Graz und den genußreichen Tagen, die ich dort verlebt. Ich vertraute ihm an, was mich dahin geführt, mit welchen lieben Menschen mich dort ein freundlicher Zufall bekannt gemacht.

Er hörte mir zn, mit einer Aufmerksamkeit, deren Quelle offenbar nur die Höflichkeit war. Besonders zu interessiren, schien ihn all das, was ich ihm mittheilte, nicht. Auf die Gefahr hin, aufdringlich zu erscheinen, schwatzte ich aber weiter: daß ich gerne noch einige Tage geblieben wäre, daß aber das Ausbleiben aller Nachrichten von den Meinigen in Wieu mich besorgt gemacht. Ohne Zweifel trägt die Unaufmerksamkeit und Nachlässigkeit der Post, sei es in Graz, sei es in Wien, die Schuld. Ja, unsere Post! Wer sich aus diese verlassen könnte!

Kaum hatte ich diese, Worte gesprochen, als mein Reisegefährte in sichtlich Erregung, sich aufrichtete und hastig und scharf mir zurief: „Da haben Sie sehr Unrecht mein Herr! Unsere Post ist gut und verläßlich. Unsere Postbeamten pflichtgetreu, gewissenhaft und aufopfernd!“

Was war das? Sollte ich zufällig die Stelle gefunden haben, welche diese bisher verschlossene Individualität mir zu eröffnen vermöchte?

Ich versuchte nun eine Reihe von Erfahrungen, eigene und fremde, auszukramen, welche sammt und sonders sich um der Post anvertraute Briefe bewegten, die entweder gar nicht oder nicht rechtzeitig eingelangt waren.

„Das ist meist leeres Gerede,“ unterbrach mich mein Reisegefährte, „und wenn man der Sache nachgeht, stellt es sich fast immer heraus, daß entweder falsche Adressirung oder Vergeßlichkeit des Absenders die Schuld tragen.“ Und dann begann er — der Mann war wie umgewandelt, das Gesicht belebt, die Worte entströmten beredt seinen Lippen — dann begann er zu schildern, mit welcher Aufopferung und Pünktlichkeit die Tausende von Postbediensteten, meist kärglich besoldet, der Eine vom frühen Morgen bis zur eintretenden Nacht, der Andere die Nacht hindurch bis zum Morgengrauen, ihres fchweren Amtes walten. „Ich kann und muß ein solches Ehrenzognisz den österreichischen Postbeamten geben. Seit dreißig Jahren diene ich selbst in dieser Branche im Handelsministerium, und seit zehn Jahren bereise ich die ganze Monarchie und inspicire die Postämter in allen Kronländern.“

Der Mann ivar wann geworden bei dieser Rede, und sein früher so hartes und ausdrucksloses Gesicht begann zu leben.

„Lassen Sie mich freimüthig gestehen,“ erwiderte ich, „daß unter allen, die in den Staatsdienst treten, ich immer die bei den Postämtern Angestellten am meisten bedauert habe. Das ganze Leben hindurch mit Couverts umhüllte Geheimnisse durch die Hand laufen lassen zu müssen, sie ordnen und erpediren — wie langweilig und peinlich zugleich muß dies sein.“

„Da sind Sie sehr im Jrnthum mein Herr, sehr im Jrnthum! Ich hänge mit Begeisterung an dem Berufe, den ich mir erwählt, und in jeder der dienstlichen Stellungen, die ich eingenommen, habe ich nicht nur in einer strengen Pflichterfüllung die innigste Befriedigung gefunden, sondern auch manche oft unerwartete und meist erhebende Lebenserfahrung gemacht. Bor circa 20 Jahren hatte ich den Postboten-Dienst ans dem flachen Lande in's Leben gerufeu, und es war meine Aufgabe, die Boten, welche beim nächsten Postainte Briefe und Packete holten und diese ost in einem Umkreise von drei bis vier Stunden in wenig bewohnte Gebirgs-Gegenden auszutragen hatten, zu übermachen. Um mich zu überzeugen, ob diese karg besoldeten Leute auch ordnungsmäßig ihren Dienst versähen, gesellte ich mich, dessen amtliche Stellung ihnen unbekannt blieb, als ein zufälliger Reisender ihnen bei. Welche köstlichen Erfahrungen habe ich da gemacht, welche belehrenden Blicke in das Leben der ländlichen Bevölkerung geworfen!“

Und mit einer Lebhaftigkeit, einer Wärme, die ich dem trockenen ernsten Beamten niemals zugetraut hätte, entwarf er nur eine nahezu poetische Schilderung von einem der Wandertage, wie er sie, an der Seite eines ländlichen Postboten schreitend, verlebt. Wie hier ein altes Mütterchen ihnen entgegengemankt kam und mit zitternden Händen das Schreiben des Sohnes aus einer fernen Garnisonsstadt erfaßte; wie dort ein kleiner Kaufmann froh aufathinete, als der Postbote beim Vorübergehen ihm zurief: „Zeute ist nichts für Euch da!“ — denn er hatte einen bösen Mahnbrief erwartet; wie hinter dem Dorfe unter dein Busche eine blondhaarige Dirne lugte und freudig aufjauchzte, als ihr ein Briefchen des heimlich Geliebten zugesteckt wurde, das sie rasch unter ihrem Busentuche verbarg. Eine ganze Reihe interessanter und lebenswarmer Scenen führte mein Begleiter vor meinen Augen vorüber und schloß mit den Worten: „Sie sehen, mein Herr, das Leben eines Postbediensteten ist nicht so nüchtern und trocken, als Sie es sich vorgestellt hatten; auch in ihm liegt, wie in jedem Beruse, den man mit voller Seele erfaßt, innere Befriedigung und geistige Erfrischung, also auch Poesie.“

Während dieser Schilderung, die mich fesselte, der ich mit vollster Aufmerksamkeit folgte, waren wir die Semmeringhöhe durch Tunnels und über breite hochgethürmte Biaducte hinabgerollt, hatten bereits Payerbach und Gloggnitz hinter uns und näherten uns dem industriereichen Markte Neunkirchen. — Die Nebel, welche in Steiermark jede Aussicht behindert hatten, waren vollkommen weggefegt; am reinen Himmel, inmitten von schimmernden Sternen, glänzte der Vollmond und breitete fein Licht über die sich immer mehr verflachende Landschaft aus.

Mein Reisegefährte, der eine Zeit lang schweigend hinaus gesehen, wandte sich plötzlich zu mir mit der Frage: „Sehen Sie den spitzen Kirchthurm, welcher dort am Saume eines Hügels sich erhebt? — An den Markt, der um jene Kirche sich breitet, knüpft sich sür mich eine unvergeßliche Erinnerung. Soll ich Ihnen dieselbe erzählen? Ermüde ich Sie nicht?“

Ich versicherte ihm, daß mich Alles, was er mir bisher erzählt, auf das Höchste interessirt habe. Er war gerne zu weiteren Mittheilungen bereit.

Der Schweigsame und Verschlossene, wenn ihm nur erst einmal die Zunge gelöst ist und wenn das, was er mitzutheilen hat, ihm am Herzen liegt, ist dann gewöhnlich auch der Unermülichste.

Und mein Reisegefährte begann: „Es dürfte Ihnen wohl noch in Erinnerung sein, wie es bei uns in Oesterreich im Frühjahr 1873 aussah. Der Eröffnung der Weltausstellung am t. Mai folgte wenige Tage später jene Börsenkatastrophe, welche plötzlich vor aller Welt, Schrecken erregend, enthüllte, wie hohl der Boden war, auf dem unser gepriesener, volkswirtschaftlicher Aufschwung sich seit Jahren aufgebaut, und welche unglaublich weiten Kreise der Börsenschwindel, die Sucht arbeitslos sich zu bereichern, in seine Netze gezogen hatte; und mit jedem neuen Opser, dessen Name an die Oeffentlichkeit trat, wuchs das allgemeine Mißtrauen, die allgemeine Unsicherheit, und die maßlos hervortretende Verdächtigung.

Ich habe Ihnen bereits meine Ueberzeugung ausgesprochen, wie sehr ich unsere Postbeamten für verläßlich und pflichtgetreu halte. Das Miasma war aber dazumal zu ansteckend, die Verlockung zu mühelosem Erwerbe zu stark gewesen, als daß nicht auch die unserem Ressort Angehörnden von dem allgemeinen Schwindel erfaßt worden wären.

Eines Vormittags, es mar in den ersten Junitagen, wurde ich in das Cabinet meines damaligen Chefs — ich selbst nahm dazumal noch eine untergeordnete Stellung ein — genlfen. Ich habe für Sie,“ sagte mit ernster Miene mein wohlwollender Vorgesetzter, „ich habe für Sie eine unangenehme Mission, die ich Ihnen aber nicht ersparen kann. College N., welcher die Postämter in der Umgebung Wiens zu inspiciren hat, ist seit dem letzten fatalen Begebnisse in nervöser Aufregung und mußte beurlaubt werden. Sie müssen an seiner Statt nach B . . .“

„Ist dies jener Markt am Fuße des Gebirges, von welchen: eben einige Lichter herüberschimmern?“ unterbrach ich den Erzähler.

„Derselbe,“ erwiderte er, und die Hand an die Stirn legend, flüsterte er: „Wie lebendig tritt mir alles wieder in Erinnerung, was ich dort erlebt! — Mein Chef gab mir den Auftrag, wo möglich noch im Laufe desselben Vormittags in Begleitung eines in Civil verkleideten Polizeibeamten mich dahin zu begeben. Es wären von höchst verläßlicher Seite Anzeigen gekommen, daß der dortige Postleiter sich mit an dem Börsenspiele beteiligt, natürlich in letzter Zeit große Verluste erlitten und diese Verluste, um für die Zukunft sich eine Chance zu sichern, auf irgend eine Weise beglichen hätte. Da derselbe aber, wie allgemein bekannt, kein eigenes Vermögen besitze, so sei zu fürchten, daß er die Börsendifferenz aus MMeln der Amtskasse gedeckt haben könnte. — Daniber sollte ich mir Gewißheit verschaffen, rasch, klug und vorsichtig handeln und jedes unerwünschte Aufsehen vermeiden.

„Das Beste ist, Sie machen sich gleich auf den Weg“ — mit diesen Worten reichte mir mein Chef die Hand und ich war entlassen.

Peinlicheres konnte mir nicht leicht übertragen werden als diese Mission. Das fatale Begegniß des College« N., auf welches mein Chef angespielt, war nur nur zu wohlbekannt. Er hatte in ähnlicher Mission vor kaum 14 Tagen die Postamtskanzlei in der Nähe der Station Baden betreten. Und kaum hatte er sich dem Postamtsleiter als Revisor legitimirt und die Einsicht in die Bücher und die Schlüssel der Amtskasse verlangt, als dieser, ein gewesener Offizier, eine Pistole hervorzog, den Lauf an die Schläfe setzte und sich eine Kugel durch den Kopf jagte. Das hervorschießende Blut hatte meinen Collegen, der vor Cntsetzen zu Boden gesunken war, überströmt, und von dieser Dienstreise war er in's Vüreau in einer so ausgeregten überreizten Stimmung zurückgekehrt, daß Nichts übrig blieb, als ihn für unbestimmte Zeit aller Dienstesverpflichtungen zu entheben, lind zu einer ähnlichen Mission in einer Zeit, wo alles in Aufregung war, wo Morde und Selbstmorde in erschreckender Weise sich folgten, war ich jetzt auserschen!“

„Ich begreife, daß Sie nicht ohne bange Ahnung, nicht ohne ernste Befürchtung sich auf den Weg inachen konnten,“ warf ich theilnahmevoll ein.

„So war es auch in der That. Ich verschone Sie mit der Schilderung der Vorsichtsmaßregeln, die ich mir zurechtlegte, mit Aufzählung der strengen Weisungen, die ich meinem Begleiter ertheilte. — Um die zweite

Nachmittagsstunde kamen wir dort in dein Markte an, stiegen im Gasthofe ab, ließen unseren Wagen dort und begaben uns zu Fuß nach dem freundlichen ebenerdigen Gebäude, das man mir als Sitz des Postamtes bezeichnete. Lindenbäume, unter welchen zwei reizende Kinder, Mädchen, blondhaarig, rothbackig und blauäugig, im Alter zwischen vier und fünf Jahren spielten, standen vor dem Hause. Aus dem 'geöffneten Fenster rechts steckte eine junge Frau, offenbar die Mutter der Kinder, den Kopf neugierig heraus und grüßte uns voll Anmuth und Freundlichkeit. Wir traten in das Haus und wendeten uns zur Thürs links, auf welcher die Aufschrift „Amtsstunden von 8 bis 12 und von 2 bis 6 Uhr" das Postbüroau bezeichnete. Bevor ich die Thür öffnete, sah ich nochmals meinen Begleiter bedeutungsvoll, zur Vorsicht mahnend, an und dann traten wir rasch in die niedere, reinlich gehaltene, dem Postdienst gewidmete Stube. Bei meinem Eintritt wandte der Mann, der an dem mit Papieren, Briefen und Dienstbüchern bedeckten Tische saß, den Kopf uns zu. Ich nahm mir, ehe ich mich vorstellte, Zeit, ihn genau anzusehen. Er mochte im Alter von 30 Jahren sein; die Stirne war niedrig, der Blick etwas unstät, der Gesichtsansdruck gutmüthig; das braune Haar trug er kurz geschnitten, und ein in der Farbe nahezu blonder Vollbart umschloß Wangen und Kinn.

„Sie wünschen?" fragte er in jenem raschen Tone, mit welchem man Geschäftliches abzumachen pflegt. Ich nannte meinen Namen, meine dienstliche Stellung, und daß ich Bücher und Cassa zu revidiren, hierher beordert sei und wies meine amtliche Beglaubigung vor. Er erhob sich rasch. Seine Haltung war eine sichere, stramme; man sah ihm den ehemaligen Militär an. Doch kam kein Wort über seine Lippen. War es Täuschung, daß sein Mund zuckte, seine Wangen bleicher wurden, daß er ängstlich, wie hilfesuchend um sich blickte? Und endlich sprach er, doch klang es heiser und gepreßt. Dieser Ton stimmte nicht zu seiner kräftigen Erscheinung, die mich ein volles klingendes Organ hätte erwarten lassen.

„Ich stehe zu Ihren Diensten," sagte er sich verneigend und legte mir das Tagejournal, das Berzeichniß der eingelangten und abfertigten recommandirten und Geldbriefe, sowie das Hauptcassabuch auf dem Schreibtische zurecht. — Ich nahm den Sessel ein, den er mir einräumte, und indem ich meinen Begleiter, der im Hintergrunde stehen geblieben war, mit einem raschen Seitenblicke nochmals zur Achtsamkeit aufforderte, sah ich die mir vorgelegten Ausweise durch, überzeugte mich von der vorschriftsmäßigen pünktlichen Gebahrung, erfreute mich an den festen schvnen Schristzngen, mit welchen alles eingezeichnet war, und nahm dann, als das Wichtigste, eigentlich einzig Entscheidende, das Buch, in welchem Einnahmen und Ausgaben verzeichnet waren, zur Hand. In bester Ordnung war dieses Buch geführt: Ziffer hinter Ziffer gereiht, fest und sicher, wie aus dem Paradeplatze bei einer Revue in wohlgeordneter Zeile ein Soldat hinter dem anderen unbeweglich steht; und als ich Seite um Seite summirte und endlich das Facit zog, schien Alles, im Buche wenigstens, in vollster Ordnung zu sein.

Während dieser meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Arbeit stand der junge Postmeister hinter mir. Ich hätte seine Anwesenheit nahezu vergessen, wenn nicht sein keuchender Athem mich von Zeit zu Zeit an ihn gemahnt hätte. —

„Alles nach Vorschrift!" sagte ich. „Geradezu musterhaft!" — Ein Lächeln der Befriedigung erhellte sein Antlitz. „So können Sie zu dem heutigen Datum Ihre Namensfertigung in die Bücher setzen und bestätigen, daß Sie alles richtig gefunden" — warf er hastig hin.

„Noch nicht" entgegnete ich. „Erst müssen Sie mich die Tages-Kasse prüfen lassen und mir dort die Kasse (ich wies nach eine», dunkeln eifenbeschlagenen Kasten in der Ecke) öffnen, um mich zu überzeugen, ob Baarvorrath und Rechnungsausweise sich auch vollkommen, decke». " — Er zuckte, wie mir schien, zusammen nnd krallte die Hände in einander.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thürs. Die beiden Kinder, die vor dem Hause gespielt, springen mit dem jubelnden Nufe „Papa" ins Zimmer, und hinter ihnen kommt jene junge anmuthige rothwangige Frau, mittelgroß und hellblond, die ich bereits am Fenster gesehen, offenbar die Frau des Postmeisters. — Der junge Mann wehrt die sich an ihn drängenden minder ab, ruft der jungen Frau, die, wie es scheint, verwundert und nicht ohne Besorgnis; mich ins Auge gefaßt hatte, zu: Sie möge nur schnell die Kinder wieder hinausführen, er habe zu thun.

Die Mutter faßte die Hände der Kleinen, zog sie mit sich fort und warf, ehe sie die Thür schloß, noch einen scheuen ängstlichen Blick ans ihren Mann. — Wir drei waren wieder allein.

Nach einer Pause erwartungsvollen Schweigens von meiner Seite, sagte ich, das Cassa-Journal mit den Augen streifend: Nach diesem Rechnungsabschlüsse müßten sich 6742 Gulden 48 Kr. in der Poslkasse vorfinden/ „6742 Gulden 48 Kr." wiederholte der Postleiter.

„Wollen Sie mir den Schlüssel geben, damit ich die,^asse öffne und mich überzeuge, daß diese Summe auch ordnungsmäßig vorhanden ist."

„Den Schlüssel? ja den Schlüssel!" flüsterte der junge Mann, griff wie tastend nach dem Kopf, nach der Brust und zog ihn endlich aus der Schublade des Schreibtisches hervor.

„Bei diesem ängstlichen Benehmen des Mannes trat mir, zu meinem Leidwesen, die Befürchtung: es dürfte sich nicht alles in Ordnung finden, nur zu deutlich entgegen. Ich steckte langsam den Schlüssel in die >vasse und sah dabei meinen Begleiter an, der seine Blicke unverwandt und scharf beobachtend auf den Postmeister gerichtet hielt.

Jetzt begann ich die in der Kasse liegenden Staats- und Bank-Noten herauszunehmen, nach ihrem Werths zu ordnen und sie abzuzählen. Es waren schon nach dem ersten flüchtigen Ueberblick weniger als ich dort zn finden erwarten mußte. - „Ist hier Alles?" fragte ich den jungen Postmeister, welcher auf seinen Sessel niedergesunken, den Kopf zu Boden neigte und wie geistesabwesend um sich blickte. — „Haben Sie vielleicht einen Theil des Geldes anderswo bewahrt?" Er sah mich so verzweifelnd an, das; er mein tiefstes Mitleid erregte.

Ich zählte und zählte, zeichnete jede Gattung Noten auf, die durck, meine Hand gegangen, rechnete die Summen zusammen, und es ergab sich, ein Jrnthum war nicht möglich, daß von den 6742 Gulden die sich in der Kasse hätten vorfinden sollen, nahezu 5000 Gulden fehlten. — „Unglücksmensch!" rief ich. „Wo ist die Ihnen vom Staate anvertraute Summe? Was haben Sie mit dem Gelds gemacht?"

„Ich bin verloren!" stöhnte er und schlug sich verzweifelnd mit der flachen Hand vor die Stinie.

So laut hatte er diese Worte gerufen, daß die Thür sich öffnete und seine Frau, die vielleicht an derselben lauschend schon längere Zeit gestanden haben mochte, in das Zimmer stürzte.

Aus den früher so sanft gerötheten Wangen war jeder Blutstropfen gewichen, unsägliche Angst blickte aus ihren Augen, und mit den Worten: „Andreas! es ist nicht möglich! Mein Gott! Was hast du gethan?" — eilte sie auf ihren Gatten zu und preßte seinen Kopf an ihre Brust.

„Reich wollte ich werden, ich wollte besser für Dich und die Kinder sorgen können," murmelte er dumpf — „und habe jetzt uns alle elend gemacht."

Die Frau ließ ihren Mann fahren und trat auf mich zu, der ich mit aufrichtigem Mitgefühl auf die Beiden blickte. Mein Gott, wie viele ähnliche Scenen mochte die jüngste Zeit allerorts bei uns gesehen haben! — Entschiedenheit und Entschlossenheit lag in dem Tone, mit welchem die Frau mich fragte: „Mein Herr! Wozu sind Sie hier? Was wollen Sie jetzt mit meinem Manne beginnen?"

Ich zuckte die Achseln und sagte in mildestem Tone:

„Liebe Frau, es ist das Beste, Sie entfernen sich aus dem Zimmer und lassen mich mit Ihrem Gatten allein."

„Entfernen! und allein lassen?" erwiderte sie. „Ich Habemir meinen Mann schwer genug errungen, frohe Tage mit ihm verlebt und sollte ihn jetzt in dieser Unglücksstunde — denn hat er gefehlt, hat er es nur mir und den Kindern zu Liebe gethan — mit einem mitleidlosen Fremden allein lassen?" Und wie drohend sich vor mir stellend, rief sie: „Was, mein Herr, werden Sie jetzt vornehmen?"

„Ich muß zuerst ein Protocoll über den Thatbestand, mit genauem Nachweis der Summe, die in der Kasse fehlt, verfassen und dieses Protocoll wird Ihr Mann unterfertigen."

„Und dann?"

„Werde ich nach Wien telegmvhiren, damit Jemand zur provisorischen Uebernahme des Postamtes sogleich hierher beordert werde."

„Und dann? Was werden Sie mit meinem Manne dann thun?"

„Ihn mit mir nehmen."

„Mitnehmen?" schrie sie ans. „Von Weib und Kindern reißen und ihn als Verbrecher dem Gerichte überliefern?"

Ich gab keine Antwort. Ich hatte nicht die Kraft, der Aermsten in's Antlitz zu sehen. — Eine tiefe Stille mar jetzt im Gemache. — Der un. selige junge Mann saß noch immer regungs- und fassungslos und unbeweglich; jammernd und schluchzend stand die Frau vor mir.

Plötzlich erfaßte sie meine Hände, und im Tone tiefster Verzweiflung, der mir das Herz durchschnitt, schrie sie:

„Herr, haben Sie Erbarmen! Machen Sie nicht ihn, nicht uns für alle Zeit unglücklich. Giebt es denn gar keine Rettung für uns?"

Der Erzähler machte hier eine Pause. —

Unser Zug mar eben in Wiener-Neustadt angelangt. Waggons wurden ausgerissen und geschlossen, Passagiere stiegen ein und aus; ich besorgte, daß uns diese Station einen unwillkommenen dritten Reisegefährten störernnd bescheeren könnte. Doch Gott sei Dank, die Locomotive pffiff, der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Wir waren allein geblieben, und in höchster Spannung wandte ich mich an mein Gegenüber mit der Bitte, in seiner Erzählung, deren weitere Entwicklung ich kaum erwarten konnte, fortzufahren.

„Wo war ich doch geblieben?" setzte mein Gefährte ein. „Nichtig! Bei dem Momente, da die Frau verzweifelnd vor mir stand, mich um Rettung beschwor, und ich endlich, von der traurigen Situation auf das Tiefste ergriffen, sie fragte: Ob es ihr nicht möglich sei, die abgängige Summe binnen einer Stunde aufzubringen, dann vielleicht könnte das Allerschlimmste wenigstens von ihrem Mann abgewendet werden.

Einen Augenblick leuchtete etwas wie erwachende Hoffnung in ihren Augen auf, aber traurig senkte sie bald darauf wieder das Haupt und seuszte:

„Es wird vergeblich sein. Er wird uns nicht helfen wollen." Dann aber, nach kurzem Nachsinnen, trat sie entschlossen an ihren Mann heran:

„Du hast mich schwören lassen, daß ich nie wieder jene Schwelle überschreite! Willst Du mich dieses Eides jetzt entbinden? Darf ich zu unserer Rettung diesen Schritt wagen?"

Man merkte an seinen Zügen, an seinem keuchenden Athem, welchen Kampf er durchkämpfte. Dann stieß er zwischen den Zähnen hervor:

„In Gottes Namen! Geh! Versuch'«!"

Sie eilte aus dem Zimmer. Durch das Fenster blickend, sah ich, wie sie, ein Tuch um den Kopf geworfen, die Kinder, die sich an sie hängten und sie begleiten wollten, zurückwies und um die Ecke verschwand.

„Es scheint kein leichter Gang zu sein, den Ihre Frau jetzt angetreten," sprach ich den Unglücklichen an.

„Es ist der schwerste ihres Lebens!" erwiderte er und erzählte in abgerissenen Sätzen, während er bald voll Grimm die Faust ballte, dann wieder düster zur Zimmerdecke emporblickte, wie er vor sieben Jahren, ein junger Offizier, in diesen Markt gekommen, im Hause des Bürgermeisters einquartirt gewesen; wie dessen Tochter, damals siebzehn Jahre alt, ihm gleich sehr gefallen, wie er ihr Herz nach und nach gewonnen und nach zwei Jahren, nachdem er seinen Militaircharakter abgelegt, sich die Postmeister stelle hier zu verschaffen gewußt habe und nun mit seiner Werbung um das Mädchen offen hervorgetreten fei, von dem stolzen Vater aber, der auf seinen Reichthum pochte, mit Hohn und Spott zurückgewiesen worden. Er habe das Mädchen entführt, gegen den Willen des Vaters geheirathet. Der Mann aber sei unversöhnlich, habe ihm allen möglichen Schimpf angethan, wolle weder seine Tochter, noch seine Enkel anerkennen. Und wenn er sich jetzt in dieser verzweiflungsvollen Lage befinde, niemand anders als der harte, herzlose Schmiegevater trage die Schuld. Immer habe er mit den Seinen ein zwar knappes, aber ehrliches Auskommen gefunden, und nur um zu Besitz und Reichthum zu gelangen und damit den Alten zu ärgern, habe er sich zu Börsenspekulationen verführen lassen, die ihn nach dein „Mach" ini Mai, um sich zu retten, zu jenem leichtsinnigen Streiche verführt hätten. — Bei den letzten Worten stöhnte er auf und verbarg Stirne und Antlitz, als ob er sich vor uns, vor sich selber schäme, in den Händen.

Durch die Thürs, welche von Außen eine Magd öffnete, schlichen die Kinder herein; sie wollten auf den Bater zustürzen, blieben aber bei dem Anblicke, den er bot, erschreckt und entmuthigt an der Thüre stehen.

Es waren zwei reizende kleine Geschöpfe. Die Angen blickten so treuherzig, die Wangen waren so rund und gesund. Ich bin immer ein Kinderfreund gewesen; ihr Erscheinen bei der bangen Stille, die in dem Zimmer herrschte, war mir eine wahre Erleichterung. Ich rief sie zu mir und nahm das kleinere Mädchen auf den Schooß; das ältere, über meine Schenkel gebeugt, spielte mit meiner goldenen Uhrkette und fragte schüchtern: Woher ich sei? Und als ich ihr erklärte, ich komme aus Wien, da leuchteten ihre Augen und sie erzählte, sie sei schon in der großen, großen Stadt gewesen, habe dort viele Soldaten, viele Wagen und so schöne Puppen gesehen und sich eine wunderschöne Puppe mitgebracht, die sie mir eingehend schilderte und mir auch vorzuführen versprach.

Und ich mnßte unwillkürlich während dieses kindlichen Geplauders ans den unglücklichen Vater blicken, der mir gegenüber saß und wie von der Last seines Verhängnisses zusammengedrückt, den Kopf gesenkt hielt und den Leib zusammenpreßte — der wahrscheinlich in der nächsten Stunde mit Schmach bedeckt, für Jahre den Seinen entrissen werden würde; ich zürnte mir selbst, daß ich gezwungen war, solch ein Elend über diese Menschen herbeizuführen, und indem ich die Köpfchen der lieben Kleinen streichelte, wünschte ich von Herzen, daß ein glücklicher Zufall mir ersparen möge, zwischen Gatten und Gattin, zwischen den Vater und seine

holde Kinder wie ein böses Verhängniß treten zu müssen.

Da wurde die Thür« rasch aufgerissen und die jnnge Postmeisterin trat ein. An ihrem bleichen Antlitz, den traurigen Augen, den zuckenden Lippen erkannte ich, daß ihr Gang vergeblich gewesen war. Sie warf sich schluchzend an die Brust ihres Gatten, der sich bei ihrem Eintritt erhoben hatte und ihr einen Schritt erwartungsvoll entgegengegangen war und rief: „Er hat mir, ohne mich auch nur anzuhören, die Thüre gewiesen!“ Der unglückliche junge Mann strich ihr mit der Hand wie tröstend über die Stirne und sagte: „Ich wußte es im voraus.“

Und sich zu meinem Begleiter wendend, der bisher in stumpfer Gleichgültigkeit, unbeweglich, der Thüre nahe, an der Wand gelehnt hatte, sagte er in dumpfer Resignation: „So ziehen Sie doch aus der Tafche die Handschellen hervor mich zu fesseln, mich nach Wien zu führen und dem Landesgerichte einzuliefern. Ich bin bereit.“

„Dich mitnehmen! In Ketten werfen?“ — schrie die junge Frau und stellte sich trotzig, wie abwehrend vor ihren Mann. Als aber ihre Augen auf die Kinder sielen, welche sich geängstigt, nahe aneinander gedrückt, in eine Ecke zurückgezogen und mit scheuen Augen nach Vater und Mutter blickten, da machte der Trotz dem tiefsten Schmerze, dem Gedanken der verzweiflungsvollen Verlassenheit Platz, die ihr drohte. Sie eilte auf die Kinder zu, umfaßte sie, führte sie zu mir, und ehe ich es hindern konnte, lag sie vor mir auf den Knien, streckte mir die Hände entgegen und schrie: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, wenn Sie selbst Weib und Kinder haben, wenn Sie nur Ein Wesen auf der Welt besitzen, das Ihnen theuer ist, machen Sie uns nicht unglücklich, retten Sie uns!“

Erfchreckt trat ich bei diesem verzweiflungsvollen Aufschrei zurück; ich konnte nichts thun, als die Aermste meines innigsten Mitgefühls zu versichern, mußte aber zugleich auseinander setzen, daß es nicht in meiner Macht liege, das Drohende von ihnen abzuwenden.

Diese unglückliche Gattin, diese verzweifelnde Mutter hatte für Alles was ich ihr mich sagen mochte, nur die eine Antwort: „Sie können es, Sie müssen uns retten. Und was verlange ich! Daß Sie uns drei oder vier Tage Zeit lassen: Was ich an Schmuck besitze, es ist zwar wenig, ich will es verkaufen, die Kleider vom Leibe, die Einrichtung meiner Zimmer, Alles, Alles; ich will nach Wien, bei entfernteil Verwandten, die sich freilich noch nie um uns bekümmert, betteln gehen, wir werden die fehlende Summe gewiß zusammenbringen. Nur Zeit gewinnen! Haben Sie Erbarmen; sehen Sie doch diese meine lieben, holden, unschuldigen Kinder an. Kinder, kniet nieder vor diesem harten Herrn, hebt die Hände empor, helft eurer Mutter bitten, daß er uns nichts Böses anthun, euch nicht den Vater wegführen soll!“

Ich war bewegt, gepeinigt, erschüttert; mir trat der Angstschweiß aus die Stirne. Wie gerne hätte ich von dieser armen Frau, von ihren lieben Kinderchen, die ohne die Situation zu begreifen, so angstvoll, so voll Erwartung mich anstarrten, das Schlimmste abgewendet. Aber mein Gott! Wie konnte ich das? Welche Mittel standen mir zu Gebote? War es nicht meine beeidete Amtspflicht, dem Staate sein Eigenthum zu wahren und gegen denjenigen, der es geschädigt und veruntreut hatte, erbarmungslos und rücksichtslos vorzugehen?

Da plötzlich tauchte ein Gedanke in mir auf; ich wußte selbst nicht wie er mir gekommen, er war thöricht und verwegen. Aber was lag daran! Ich beging kein Unrecht! Ich verletzte damit keine Pflicht. Ich durfte, ich mußte dem Drange meines so gerne hülfbereiten Herzens folgen. Warum sollte ich nicht dieses Eine versuchen; wenn auch ohne jede Aussicht auf Erfolg versuchen?

„Wo wohnt Ihr Vater?“ fragte ich die Frau hastig und griff nach meinem Hut.

„In der nächsten Gasse rechts, in dem zweistöckigen Hause; es ist das einzige im Markt.“

„Gut!“ sagte ich, ermahnte meinen Begleiter die Augen offen zu halten, nichts in dem Zimmer vom Platze rücken zu lassen, ich käme gleich wieder und — eilte hinaus.

Während meines Ganges — ich brauchte nicht erst zu fragen und zu suchen, denn von dem zwei Stock hohen Hause leuchtete mir die Inschrift „Bürgerneisteramt“ entgegen — während meines Ganges fand ich Zeit zu überlegen, ob ich nicht im Begriffe stehe, mich durch menschliches Mitgefühl zn einem Schritte hinreißen zu lassen, der ohne Zweifel resultatlos bleiben würde und überdies mit meiner amtlichen Stellung vielleicht nicht ganz zu vereinbaren wäre. Das Erste mußte ich in Gottes Namen, meiner guten Absicht bewußt, abwarten; über das Zweite glaubte ich beruhigt sein zu dürfen. Ich kannte die augenblicklich herrschende Stimmung in meinem Amte; ich wußte, wie unangenehm gerade jetzt, bei dem allgemein herrschenden Mißtrauen, es meine Vorgesetzten berühren würde, wenn in den nächsten Tagen durch alle Zeitungen die Notiz liefe, daß abermals bei einer Postkasc eine Defraudation entdeckt wurde, die mit dein Böfenschwindel und dem „Pirach“ in unmittelbarem Zusammenhange stehe, und daß man mir es gewiß danken würde, wenn ich die Sache in einer Weise ausgliche, bei welcher der Staat nicht zu Schaden käme und die schuldtragende Persönlichkeit in aller Stille, ohne jedes Aufsehen von ihrem Posten entfernt würde.

Entschlossen stieg ich die Steintreppe des zweistöckigen Hauses hinan, fragte eine mir begegnende Magd: Ob ich den Herrn Bürgermeister träfe, pochte an die Thüre, die man mir bezeichnete und trat, auf ein scharf klingendes „Herein“ in ein Zimmer, offenbar die Gemeindekauzlei, denn offene Schränke mit Actenstücken und Amtsbüchern deckten die Wand; ein schwarzer eiserner Geldschrank stand in einer Ecke und ein großer gelb angestrichener Tisch, mit Papieren bedeckt, in der Mitte des viereckigen großen Gemaches. Ein hochgewachsener kräftiger Mann, etwa ein Fünfziger, die kurz geschorenen Haare grau melirt, das Gesicht bartlos, trat mir, halb bäuerlich, halb städtisch gekleidet, entgegen und fragte: was ich wünsche?

Der Mann sah unverkennbar seiner Tochter ähnlich; doch Alles, was bei ihr weich, fleischig und rosig angehaucht war, erschien bei ihm eckig, hart und fahl, die grauen Augen blickten mitleidslos, der hoch emporgehobene Kopf, die vorgestreckte Brust, die fest an den Leib geschlossenen Arme, die Fuße, die wie mit stolzem Bewußtsein den Boden nieder zu treten schienen — Alles an diesem Manne drückte Bauernstolz, Selbüberhebung und Erbannungslosigkeit aus.

Ich nannte ihm meinen Namen, meine amtliche Stellung, und daß ich in Angelegenheit seines Schwiegersohnes . . .

„Schwiegersohnes?“ unterbrach er mich rasch, und sah mich mit seinen grauen stechenden Augen feindselig an — „Habe keinen!“

„In Angelegenheit des hiesigen Postmeisters also,“ verbesserte ich mich schnell und setzte ihm auseinander, in welcher Lage sich augenblicklich der Aermste befinde, wie ohne Zweifel nur die Liebe zu Weib und Kindern, nur der Wunsch ihnen ein angenehmeres Heim zu bereiten, ihn zum Börsenspiel verleitet und zum Verbrecher gemacht hätten.

Er hörte mich an, ohne daß eine Muskel seines marmorglatten Gesichtes in's Zucken kam. Die kurze Tabakspfeife hatte er im Munde behalten und stieß zwischen den Lippen von Zeit zu Zeit bald eine Dampfwolke, bald zischend die Worte hervor: „Der hergelaufene Lnmp! Ist es endlich gekommen? Hab' es vorausgesehen! Gott ist gerecht. Gut! Gut!“

Ich faßte jetzt Alles, was ich von Beredtsmnkeit besaß, zusammen. Ich schilderte ihm die unschuldigen reizenden Kinder, die verzweifelnde Mutter, den unglücklichen jungen Mann, den allzugroße Liebe zu den Seinen und der Leichtsinn, zu welchem die Verlockung in letzter Zeit so zu sagen in der Luft gelegen, mit Kerker und Entehrung bedrohe. Es handle sich um den ehrlichen Namen seiner Tochter, seiner Enkel!

„Tragen sie meinen Namen?“ unterbrach er mich.

„Doch,“ rief ich, „sind sie Ihr Fleisch und Blut. Und der Hinblick auf das große Unglück, welches diesen Aermsten bevorsteht, die bittere Pflicht, daß ich der Gattin den Gatten, den Kindern ihren Ernährer wegführen muß, haben mich, den Fremden, den ferne Stehenden, Unbetheiligten so tief bewegt und erschüttert, daß ich mir herausnehme, im Namen der Seinen mit einer Bitte zu kommen.“ Ich hielt einen Augenblick inne und sah ihm forschend in's Gesicht, ob sich nicht eine Regung von Theilnahme, von aufmuMemdem Entgegenkommen dort zeige. — Nichts! Nichts! Er preßte die

Roid und Süd. xr,vi., IZS. 20

Lippen nur noch fester zusammen, die Falten in den Mundwinkeln traten stärker hervor, und empfindungslos sahen mich die stahlgrauen Augen an.

„Ich kann mir denken,“ sagte er endlich, ruhig und kalt „was Sie zu mir führt. Sie besorgen, wenn Sie den Defraudanten von hier fortführen, daß es Spektakel und eine aufregende Scene auf der Straße geben könnte, was mir im Interesse der öffentlichen Ruhe selbst nicht erwünscht sein kann. Sie möchten, daß ich Ihnen zur Assistenz meine beiden Gemeindediener beigebe. Hat keinen Anstand. Werde sie gleich herbeirufen/

Damit wollte er sich gegen die Thüre wenden, blieb aber plötzlich stehen und fragte: „Sie werden ihn doch hier vor meinem Hause vorbeiführen? Ich möchte gern am Fenster stehen und zusehen, wie endlich den Menschen, welcher hinterlistig mein einziges heißgeliebtes Kind von mir weglockte, die wohlverdiente Strafe erreicht.“ — Einen Augenblick zuckte es durch sein Gesicht, trat etwas wie eine Wolke vor seine Augen, dann war alles wieder marmorglatt und kalt und er sagte mit fester Stimme: „Ich rufe die Gemeindediener.“

Da aber konnte ich mich nicht mehr halten. Empörung über solche Herzlosigkeit und Erbannungslosigkeit überwältigte mich. Ich schleuderte ihm meinen ganzen Grimm unverhohlen in's Gesicht; ich rief ihm zu, daß mir ein Mann, der in solcher Weise gegen diejenigen, die ihm die Nächsten auf der Welt seien und welchen das größte Unglück bevorstehe, niemals noch vorgekommen sei, ja, daß ich solche Grausamkeit und Unmenschlichkeit bis zur Stunde nicht einmal für möglich gehalten habe. „Soll ich nicht ganz an der Menschennatur verzweifeln, so habe ich für einen solchen Vater und Großvater nur eine Entschuldigung. — Sie gelten zwar allgemein für einen vermögenden Mann, Ihre Tochter lebt selbst in dem Wahne, daß es Ihnen ein Leichtes wäre, sie zu retten. Dies aber kaun unmöglich sich so verhalten. Die allgemeine Meinung von Ihrem Wohlstand, von Ihrem Vermögen muß auf einem Jrnthum beruhen, den zu erhalten Sie wahrscheinlich alle Ursache haben; darum wollen Sie lieber grausam und herzlos erscheinen, als eingestehen, wie Ihre Verhältnisse eigentlich sind, und daß Sie, selbst beim besten Willen, nicht in der Lage wären, Ihrem Kinde helfen zu können.“

Als ich in wilder Hast zu meiner eigenen Herzenserleichterung, kaum selbst daran glaubend, diese Rede hervorgestoßen, war der Bürgermeister nach und nach von der Thüre, deren Klinke er schon in der Hand gehalten hatte, in die Mitte des Zimmers zurückgetreten. Eine dunkle Rothe lager-te sich auf seine Ctirne. Noch höher hob er das Haupt, noch herausfordernder streckte er die Brust hervor.

„Ich! nicht helfen können, wenn ich wollte?“ lachte er höhnisch auf, zog einen Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn in den Geldschrank, schloß auf, öffnete weit die Thüren desselben und zeigte triumphirend auf die in mehreren Abtheiluüigeu dort aufgehäuften Papiere. „Da!“ rief er, „da liegen mohlgeschichtet: Hunderter, da Fünfziger und Zehner, und dort unten in den grauen Säcken, da man ja doch in dieser schlimmen Zeit den gottverfluchten Papieren nicht trauen kann, blanke Ducaten, harte Thaler. Das Zehnfache, das Zwanzigfache von dem, was der Lump im Postainte braucht, um das Loch wieder zuzudecken, das er gegraben. — Eher aber soll . . .“

Von einein kühnen Gedanken erfaßt, unterbrach ich ihn in dem Schwüre, den er eben sprechen wollte. Wenn ich ihn dabei faßte? Wenn ich dieses selbstbewußte, prahlerische Pochen auf Neichthum und Besitz als meinen Bundesgenossen anwürbe? — „Wohl,“ sagte ich, „aufgespeichertes Geld sehe ich, und daß es mehr als genügend märe, merke ich auch. Ich kann mir aber auch denken, warum Sie nichts davon hergeben wollen und können.“

„Nicht können?“ fragte er verwundert.

„Das ist sicherlich die Gemeinde-Kasse; hier liegen Depositen von Wittwen und Waisen, über welche Sie machen, aber nicht verfügen können. Und wenn Sie von diesem Gelds das Geringste wegnehmen würden, dann machten Sie sich der gleichen Veruntreuung, des gleichen Vergehens wie Ihr Schwiegersohn schuldig. Es ist nur zu natürlich, daß Sie von diesem Gelds Nichts hergeben können. Leben Sie wohl!“

„Halt!“ rief er mir zu, „Gemeindegeld? Anvertraut? Darf nichts davon nehmen? Ich? — Oho! Das lasse ich mir nicht nachsagen! — Da!“ schrie er, „da nehmen Sie,“ und er riß fünf Päckchen abgezählter Noten aus dem Schranke — „hier sind fünf Tausender; und einen Tausender mehr kann der Lump noch von mir an dem Tage bekommen, wo er von hier sich fortmacht, damit er und seine Brut nur nie mehr vor die Augen kommen.“

Mit welch freudiger Hast ich das Geld ergriff, die Treppe hinabstürzte, mit welchem Jubel ich die Banknoten triumphirend hoch haltend im Posthause empfangen wurde, können Sie sich denken. Ich legte das Geld in die Kasse, fertigte das Protokoll ans, daß ich Alles in Ordnung gesunden, steckte die Schlüssel zu mir und sagte dem jungen Manne, nachdem ich ihm vorher noch eindringlich in's Gewissen gesprochen, daß das Vorgefallene ein Geheimniß zwischen uns bleibe, er zwar seines Postens enthoben fei, ich aber sorgen werde, daß er, nach einiger Zeit eine andere passende Stellung finde.

„Doch mein Gott,“ rief der Erzählende, „wie habe ich mich verschwatz! Wir sind gleich im Wiener Bahnhof“ und seine Reisetasche fassend, rief er mir hastig zu: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie gelangweilt!“

Ich fand nur noch Zeit ihm herzlich die Hand zu drücken und ihn zu versichern: es werde mir immer unvergeßlich bleiben, was er, die Zeit angenehm kürzend, mir mitgetheilt „während der Fahrt.“

Das neue Deutschland und seine Kaiser.

von

Dietrich Schäfer.

— Breslau. —

^/ persönlichen Geschieke unseres Kaiserhauses stehen seit Jahresfrist in? Vordergründe des Interesses der g^bildctM. Welt.^ Das Unerhörte war in unserer Mitte Ereignis; geworden. Es war uns vergönt gewesen, unseren ersten Kaiser zum neunzigsten Geburtstag in ungewöhnlicher körperlicher nnd geistiger Frische begrüßen und feierst LU 'dürfend Dann drangen bald besorgnißerregende Nachrichten in die Oeffentlichkeit von unheilbarer Erkrankung des Thronerben, in dessen vollendet männlicher Persönlichkeit man sich gewöhnt hatte eine der sichersten Bürgschaften für die Daner unseres jungen deutschen Staatswesens zu erblicken. Monate banger Erregung folgten. Wenige Wochen nachdem, um das Leben des Kranken zu erhalten, ein schwerer operativer Eingriff nöthig geworden war, setzte Gott den irdischen Tagen Kaiser Wilhelms ein.Ziel. Noch einmal flackerten die Hoffnungen auf, als der Todtkranke die Zügel der Negierung mit unerwarteter Lebhaftigkeit ergriff. Sollte er gefunden trotz alledem? Konnte die fast übermenschliche Kraft und Energie seiner Natur leisten,

was Menschen sonst nicht möglich ist? Nur zu bald sollte es sich zeigen, das; diese Frage verneinend zu beantworten seien. Nach kaum Monatsfrist trat an die Stelle der vorübergehenden Besserung ein rascher Verfall der Kräfte. Eines der wichtigsten Lebensorgane von der heimtückischen Krankheit buchstäblich beraubt, unterlag die eiserne Constitution dem schleichenden Feinde. Die Leitung Deutschlands und Preußens ging in Hände über, die man gewohnt war als jugendliche anzusehen. Eine Flu«, von Hoffnungen und Befürchtungen knüpften sich an diesen Thronwechsel. Auch wer nicht ganz befriedigt war von der Richtung, die das Staatsschiff unter des krankten Friedrich Steuer zu nehmen schien, legte sich doch zweifelnd die Frage vor, ob der Prinz in der Auffassung Gesamtdeutschlands die Männer werde ersetzen können, unter deren Führung die Siege von 66 und 70 erkämpft worden waren. Die Stimmen des Auslandes verkündeten mehr Mißtrauen als das Gegentheil. Alle diese Bedenken hat unser Kaiser in kürzester Frist zerstreut. Auch dem blödesten Auge ist klar geworden, daß unsere politischen Geschicke in sicherer und kundiger Hand ruhen. Wer für die Einheit des Reiches fluchtete, der kann, so weit Deutschlands Regenten in Frage kommen, nach den Vorgängen gelegentlich der Reichstagsthronrede sich beruhigen. Wer kriegerische Abenteuerlust witterte, der wird sich überzeugt haben, daß Deutschland, so viel an ihm liegt, der starke Friedenshort bleiben wird, der es seit 71 gewesen. Wer sich noch sortgesetzt an der Jugend unseres dritten Kaisers stoßen sollte, möge sich erinnern, daß die drei bedeutendsten Herrscher, die das alte Preußen gehabt hat, jünger den Thron bestiegen als er: der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große.

Wenn wir uns dieser Sachlage freuen, so danken wir sie zunächst der vttWWlerweckeMeu., ihrer Stellung gewachsenen Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. Aber tiefere und zusammenhängende Erwägung wird sich doch auch bewußt bleiben, daß in unseren deutschen Verhältnissen selbst, wie sie sind und wie sie geworden, eine weitreichende Gewähr liegt für ihre Fähigkeit, auch so rasche und unter so erschwerenden Umständen sich vollziehende Thronwechsel ohne Erschütterung zu ertragen. Sie wird zeigen, daß unsere deutsche Einheit in der Form, in der sie erstand, die reife Frucht einer tausendjährigen Entwicklung ist, deren Vermerthung zum Besten des Welttheils und seiner Cultur erst in ihren Anfängen steht. Historische Betrachtung wird uns lehren, ruhigeren Blickes in die Zukunft zu sehen, und uns sicherer erhalten, was in den Parteikämpfen der letzten Jahre manchmal verloren zu gehen schien — die Freude an unserem Volke. In diesem Sinne möge es in dem Folgenden versucht werden, die Bedeutung unserer neuesten Kaisergeschichte im Zusammenhange mit dem großen Gange der Geschicke unseres Vaterlandes klar zu legen und die Thätigkeit unserer drei erstein Kaiser gleichsam in ihrer allgemein historischen Bedeutung zu erfassen. Es wird sich aus solcher Betrachtung ergeben, daß Deutschlands neues Kaiserhaus fester verkettet ist mit Deutschlands Volk und Deutschlands Fürsten, als man häusig geneigt ist anzunehmen! und daß Deutschlands gegenwärtige Stellung in Europa für absehbare Zeiten als ein Erforderniß der allgemeinen politischen Weltlage betrachtet werden darf.

Den Nationen ist die geschichtliche Erinnerung, was den einzelnen Menschen ihr Selbstbewußtsein: die Quelle des Vertrauens auf die eigene Kraft, des Glaubens an das eigene Selbst, des nationalen Stolzes. Ein Schatz ruhmreicher historischer Ueberlieferungen — und mögen selbst erträumte Großthaten an die Stelle wirklicher Leistungen treten ^ ist Bedingung für jede größere nationale oder staatliche Bildung. Unser Volk, dessen einzelne Stämme mit besonders stark entwickeltem nationalen Bewußtsein und mit ungewöhnlich reicher Tradition über die Thaten der Vorfahren in die Geschichte eintraten, hat sich in trüben Tagen wiederholt erfrischt und verjüngt in dem stärkenden Born einer thaten- und ruhmreichen Vorzeit, in der Erinnerung an die gewaltigen Kämpfe der Urväter mit den Römern, in dem Gedanken an die mittelalterliche Größe und Herrlichkeit von Kaiser und Reich.

Historischer Betrachtung wird es nicht leicht, sich zu lösen von den Fragen der Gegenwart. So hat auch unsere Zeit das seltsame Schauspiel gesehen, daß nationaler Uebereifer die glanzvollste Periode unserer mittelalterlichen Geschichte gekennzeichnet hat als eine kurzsichtige, beklagenswerthe Perirrung. Das Ringen der deutschen Könige um die römische Kaiserkrone und die mit ihr verbundene Weltstellung sollte anzusehen sein als eine verhängnißvolle Ablenkung von den eigentlichen nationalen Ausgaben. Und doch war es wesentlich der Gedanke des römischen Kaiserthums, der die bisher nur lose vereinigten Stämme zu einem wirklichen Volke verschmolz, der ihnen zuerst einen gemeinsamen Namen gab, der sie von den Alpen bis zum Meere schaarte um den ernstlich von keiner Seite bestrittenen Anspruch, daß es deutsche Nation sei, die in ihrem Könige zugleich den künftigen Kaiser zu wählen, die, wie unsere Vorfahren im Bewußtsein ihres Werthes es ausdrückten, der Welt den Herrn zu fetzen habe. Um diesen Gedanken erwuchs unsere Nationalität, wie die der Franzosen um ihre Kämpfe mit den Engländern, wie die spanische im Ringen mit den Mauren; sie erwuchs früher und kräftiger, als jene beiden. Die römischen Kaiser unseres Volkes waren es dann, die Italien, die Wiege moderner Cultur, bewahrten vor moralischer und politischer Vernichtung; die das Papstthum erretteten aus dem Versinken in locale Factionsmirren, es seinen universalen Aufgaben wieder zuführten; die so die äußeren Bedingungen schufen für die gemeinsame christlich-abendländische Cultur des Zeitalters der Kreuzzüge. An dem Aufschwünge des 12. und 13. Jahrhunderts nahm gerade unser Volk den glänzendsten Antheil, ihm verdankte es dauernde Erfolge. In den Tagen, da seine Kaiser mit den Päpsten um die Weltherrschaft rangen, da sie unseren Nachbarn südlich der Alpen mit eiserner Faust ihre Gebote aufzwangen, da sie Hunderttausende zum Kmpfe gegen Muhameds Söhne ins Morgenland führten, da wuchs, wie der einzelne Mensch, so gleichsam das ganze Volk mit seinen größeren Zwecken; da ver.,lochte man, überwiegend in friedlicher Culturarbeit, den Nordosten unseres Vaterlandes fremdem Volksthum abzugewinnen und so auch jene Gegenden deutsch zu machen, in denen dereinst der Staat erwachsen sollte, der berufen war, die Trümmer der alten Herrlichkeit zu neuem Baue zusammenzufügen.

Denn es gab Trümmer. Noch nie hat ein Volk ungestraft seine Kraft der Losung von Aufgaben gewidmet, die der Entwicklungsgang der Menschheit stellte. Das Verhältniß; politischer Gewalten zu einander kennt weder Selbstlosigkeit noch Dankbarkeit im gewöhnlichen Sinne. Mochte das Streben der Kaiser, die Christenheit auch staatlich zu einigen, noch so förderlich einwirken auf den Gang der Cultur es war einerseits nicht frei von nacktester Herrschsucht und stieß andererseits auf den hartnäckigsten Widerstand gerade derjenigen, die sich zunächst durch dasselbe gehoben sahen. In dem Kampfe der rivalisirenden kaiserlichen und päpstlichen Gewalt mußte naturgemäß das Kaiserthum unterliegen. Waren theokratische Ansichten über den Staat die richtigen, so konnte, so lange die Lehren der Kirche wirklich lebten in den Völkern, das Gebäude kaum anders gipfeln als im Statthalter Christi. Indem dieser aber der ihm drohenden Unterordnung unter das Kaiserthum sich glücklich erwehrte und nach erfochtenem Siege den gedemüthigten Rivalen zum Vasallen zu erniedigen, sich selbst an seine Stelle zu setzen suchte, fand er einen natürlichen Bundesgenossen in den territorialen Gewalten, die in Deutschland wie in allen mittelalterlichen Reichen kräftig emporgeblüht waren unter und neben der zusammenfassenden monarchischen Herrschaft. Den Kämpfen, in die unsere Könige verwickelt wurden im Ringen um eine leitende Weltstellung, um das imprinm munai, verdankt unser Vaterland das Ueberwuchern des Territorialmesens, dies Schicksal theilend mit dem Lande, das als Sitz einer noch universaleren Gewalt noch weniger zur Ausgestaltung eines nationalen Staatswesens gelangte, mitItalien. Das Reich löste sich auf in Bestandtheile, aus denen es nicht erwachsen war; das politische Band, das diese noch umschlang, war Jahrhunderte hindurch zu schwach, um sie zu einheitlichem Handeln zusammenzufassen.

Das herangewachsene nationale Bewußtsein aber lebte fort trotzdem. Der Deutsche aus den Zeiten Luthers dachte nicht geringer von sich als jener aus den Tagen der Stauer. Selbst was sich loslöste von Reich, wollte doch sein Deutschthum bewahren, ja machte es zur Grundlage seiner Sonderstellung. Als deutsche Eidgenossenschaft hielten sich die Schweizer frei von jeder Vermischung mit den Welschen; ihr deutsches Recht und deutsches Volksthum stellten die Niederländer in Gegensatz zu der spanischen Herrschaft, und sie bezeichneten ihre Sprache noch als niederdeutsche, als sie längst sich einer reichen eigenen Literatur rühmen konnten; als deutsche Hanse vertraten die Städte an Nord- und Ostsee das Recht ihrer Kaufleute gegen das Ausland; sich dem Reiche gegenüber selbständig zu machen gleich Schweizern und Niederländern fehlte ihnen weniger der Wille als die Geschlossenheit der Lage. Noch heute vertheidigt der Vlame seine Mundart gegen wallonische Staatsgenossen als Kot blüt8«us will, die deutsche Sprache; noch heute röhmt der gemeine Mann des Elsasses feine Biederkeit und Bravheit als „Dietscher“ im Gegensatz zu der Unzuverlässigkeit, die ihm bei den Nachbarn im Osten und Westen heimisch zu sein scheint.

Der entsetzliche Krieg, der, zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus confessionellem Hader entsprungen, mit einem Auskämpfen der politischen Gegensätze Europas auf deutschem Boden und mit deutschem Blute endete, versetzte dem nationalen Stolge unseres Volkes einen schweren, fast tödtlichen Stoß. Das zertretene, um des Leibes kärglichste Nothdurft ringende Volk trennten blutige, rauchende Trümmerstätten von den hellen Tagen seiner Vorzeit. Die Erinnerung mar wie abgeschnitten. Unseres Volkes Geschichte mußte gleichsam neu begonnen werden.

Ihr wieder einen Inhalt zu geben, Thaten, an denen das gesunkene Volksbewußtsein sich wieder aufrichten konnte, hat kein deutsches Staatswesen entfernt so viel beigetragen, als das brandenburg-preußische. Aus einer Zerrüttung sonder Gleichen erstand unter Führung des großen Kurfürsten die Vormacht der deutschen Territorialgewalten. Ihre vom entferntesten Osten bis zum äußersten Westen zerstreuten Gebietstheile ließen sie jegliche Wendung deutschen Geschickes, jede Regung deutschen Lebens am eigenen Leibe mitempfinden. In einer für seine Zeit beispiellosen Unparteilichkeit gegenüber den verschiedenen Confessionen seiner bunt zusammengewürfelten Lande gab der Sieger von Fehrbellin ein leuchtendes Borbild für die Lösung einer schwierigen Aufgabe, der deutsche Herrscher zu allen Zeiten gegenüberstehen werden. Seine Nachfolger beharrten auf der betretenen Bahn. So wurden die mageren Gefilde, die feuchten Brüche, die Kiefernwaldungen unserer östlichen Gemarkungen der Mittelpunkt eines Staates, in dem ein begabtes, pflichttreues Herrschergeschlecht deutsche Stämme zu einem Volke voll mannhaften Muthes, kriegerischen Stolzes, ausdauernder, selbstloser Hingebung heranzog. Gegen eine Welt in Waffen erhob Friedrich der Einzige diese Hand voll Menschen zur Stellung einer europäischen Großmacht. Als die französische Revolution die moderne Umgestaltung unseres Erdtheilö einleitete, war wieder eine rein deutsche Macht vorhanden, deren Stimme im Nathe der Völker gehört werden mußte.

Die Stürme, die unter dem corsischen Eroberer über Europa dahinbrausten, stellten allerdings ihren Bestand noch einmal in Frage. Nach seinem Sturze hat bekanntlich Nopoleon es als seinen größten Fehler beklagt, vor dem Zuge nach Rußland Preußen nicht vernichtet zu haben. Es ist müßig, zu erwägen, was dann 1813 aus Deutschland geworden wäre. So aber war Preußen auch nach der Verstümmelung von Tilsit noch die Monarchie Friedrich des Großen geblieben. Es wurde der Fels, an dem die Macht des Unbesiegten zerschellte. Auf den Schlachtfeldern des Jahres 1813—15 floß vor allem andern preußisches Blut. Aber es wurde vergossen auf dem Altar des gemeinsamen Vaterlandes. Unter dein Jubel des ganzen Deutschlands schlug der greise „Marschall Vorwärts“ mit seinen schlichten Linien und Landwehren die Generäle und Marschälle des Kaiserreichs und ihre goldstrotzenden Garden. Bis in das fernste Stranddorf und die entlegenste Alpenhütte hinein schlugen die Herzen wieder höher, als man sah, wie der Altvordern KampfeSmuth und Siegesstolz wieder auflebte im preußischen Waffenrum. Es war wieder der Mühe werth, ein Deutscher zu sein, nachdem die Thaten des siebenjährigen und des Befreiungskrieges uns wieder ein Recht gegeben hatten, vor allen Fremden deutsche Männer mit Stolz zu nennen.

Und diese Bereicherung unseres nationalen Seins siel zusammen mit einem Aufschwünge unseres geistigen Lebens, der uns in wenigen Tecennien in die vorderste Linie europäischer Bildung stellte. Die ewig unvergänglichen Schätze antiker Cultur wurden in der classischen Periode in einem Grade Gemeingut unseres Denkens und Empfindens, wie es kaum irgend einem anderen Volke zu Theil geworden ist. Nicht in letzter Linie wirkten sie befruchtend auf den vaterländischen Sinn, führten zur Einkehr und Vertiefung in die eigene Volksseele, die unerschöpfliche Quelle aller wahren Kunst. Selbst die Irrwege der Romantik schlugen diese Richtung ein. Man vertiefte sich in die Urzeit, deutsches Wesen besser zu erkennen und — wärmer verehren und lieben zu lernen. In Sprache und Recht, in Glaube und Kunst that sich staunenden Blicken eine Größe auf, die dem befangenen Auge des Zeitalters der Aufklärung verborgen geblieben war. Nibelungenepos und Sachsenspiegel, Kölner Tom und Thomas a.«empis wurden gleichsam neu entdeckt. Die deutsche Alterthumswissenschaft erblühte und stellte sich in den verschiedensten Formen durch Tecennien in den Vordergrund unseres geistigen Lebens und besonders auch unseres politischen Denkens. Denn auch die Männer, deren Leben und Wirken vollauf in Anspruch genommen war von den Aufgaben der unmittelbaren Gegenwart, wurden doch tief ergriffen von dem Zuge der Zeit. Freiherr von Stein selbst war es, der den Plan faßte zur Herausgabe der gesammten Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters, und der auch seine Durchführung begann. Was deutsch dachte und fühlte, träumte von Wiederbelebung der mittelalterlichen Herrlichkeit, ersehnte die Aufrichtung eines mächtigen nationalen Reiches.

Die Verhandlungen des Wiener Congresses 1814 — 1815 erfüllten diese Wünsche nicht. Aber sie schufen für Preußen eine Lage, die es ihm unmöglich machte, sich seiner deutschen Aufgabe zu entziehen. Gegen die gefährlichsten Nachbarn im Osten und Westen erhielt Preußen die Grenz wacht. Jeder Verlust deutschen Gebietes mußte in preußisches Fleisch schneiden. Nur durch äußerste Anspannung seiner Kräfte konnte der dürftige Staat seine Großmachtstellung behaupten, seiner Pflicht gegen Deutschland gerecht werden. Er mußte sich bemühen, in die schwere Rüstung hineinzuwachsen, die der allzu schwächliche Körper tragen sollte. Friedrich von Gagern hatte Recht, wenn er zur Wiener Fixirung der preußischen Grenzen bemerkte: „Diese Gestaltung macht den Ehrgeiz zur Lebenslust dieses Staates.“

Und eben diese Empfindung beherrschte im nächsten halben Jahrhundert die Diplomatie der deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Mochte Preußens Loyalität in Verträgen noch so unbestreitbar sein, mochte man noch so klar erkennen, daß eine Unterordnung unter Preußen freiere Bewegung, leichtere Wahrung der besonderen Interessen gestatten werde als eine solche unter Oesterreich, daß alle gegebenen Verhältnisse auf einen Anschluß an den Norden hinwiesen: an den maßgebenden Stellen begegnete Oesterreich entschieden der größeren Sympathie, erschien es als der natürliche Schutz gegen Preußens Streben nach Machterweiterung. Selbst das Zustandekommen des Zollvereins, die unvergleichliche Geduld und Nachgiebigkeit, die Preußen in den Verhandlungen, die unübertroffene Loyalität, die es in der Handhabung der Verträge bewies, konnten an der Auffassung der politischen Lage in diesen Kreisen nichts Wesentliches ändern.

Und doch begannen Stimmen der Nation immer lauter und vernehmlicher sür Preußens Führung zu reden. In den Tagen der Befreiungskriege wurde zuerst aus der Umgebung Karl Augusts von Weimar das Programm vernommen: Deutsches Reich mit Preußen an der Spitze unter Aussonderung von Oesterreich! Es verhallte damals wirkungslos in engel Kreisen. Aber der Gedanke brach sich doch Bahn mit natürlicher Gemalt. Nicht der Widerwille gegen die Reaction, gegen Denunciantenthum und Demagogenverfolgungen, nicht Heines und Börnes Lobpreisungen des Bürgerkönigthums und französischer Nevolutionsherrlichkeit, nicht ihr und ihrer Genossen bitterer Spott über Pickelhauben und Gardejunker vermochte ihm Einhalt zn thuu. Aus der schwäbischen Heimat des Hohenzollern'schen Geschlechts sang Pfizer unmittelbar nach der Julirevolution die begeistertsten Verse:

Adler Fricocrichs des Grofjen!
Gleich der Sonne decke dn
Die Verlass'icicii, Heimatlosen
Mit der gold'nc» Schwinge zu:
Und mit mcicht'gcm Flügelschlage
Triff die Enlen, Nab' und Weih;
Steig empor zum neuen Tage,
Soliiicnmcgc, knhn und frei!

Als 1848 in's Land kam, da war es, wie Dahlmann am 9. März in der Adresse der Bonner Universität an den König es darstellte: „Durch ganz Deutschland geht die Sehnsucht, in Preußens König künftighin den höchsten Leiter und Gewährleister der deutschen Angelegenheiten zu verehren und so Preußen zu einer Höhe der Bedeutung steigen zu sehen, die selbst das Adlerauge des großen Friedrich nicht erreichen konnte.“ Wenn Dahlmann aber eine Woche später an Gervinus schrieb: „Hätte ich Macht und dürfte mich an Preußens Stelle setzen, so hätte ich acht Tage nach Louis Philipps Verjagung die deutschen Angelegenheiten in die Hand genommen,

provisorisch zwar, aber hätte sie als Kaiser behandelt", so standen einem solchen Verfahren unübersteigliche Hindernisse gegenüber. Sie lagen in Preußens inneren Verhältnissen und in der Persönlichkeit seines Königs.

Unabweisbar verlangte die Zeit nach constitutioneller Regierungsform. Lange blieb die Forderung in Preußen unerfüllt. Als sie gewährt wurde, geschah es unter Formen und Umständen, die Denkweise und Haltung des Königs in ungünstigem Lichte erscheinen ließen. Seinen und Preußens Gegnern fehlte es nicht an Stoff zu Tadel und Vorwurf gegen Herrscher und Staat. Als trotzdem das Frankfurter Parlament, mit knapper Mehrheit, Friedrich Wilhelm IV. zum erblichen deutschen Kaiser wählte, allerdings unter Bedingungen, die auch einem Manne von anderen Anschauungen das Annehmen schwer gemacht haben würden, da lehnte der König ab. Er wollte keine Krone aus Händen, die sie nicht zu vergeben hätten, wollte keine Vergewaltigung deutscher Mitfürsten, wollte vor Allem wegen deutscher Fragen keinen Krieg mit Oesterreich. Seitdem der hohenzollernsche Burgraf von Nürnberg die Augen der deutschen Wähler auf den Habsburger Grafen gelenkt und dem befreundeten schwäbischen Hause den Weg zur deutschen Königskrone gebahnt hatte, war Hohenzollern-Brandenburg-Preußen nur einmal, nur in den Tagen Friedrichs, freiwillig und entschieden herausgetreten aus den Geleisen habsburgischer Gefolgschaft. Auch Friedrich Wilhelm IV. wollte bei aller deutschen Gesinnung die Angelegenheiten des größeren Vaterlandes doch nur in die Hand nehmen im Anschluß an Oesterreich. Das hieß freilich sie ihrem Schicksal überlassen. In Olmütz entsagte Preußen selbständiger deutscher Politik. Mühsam erwehrte es sich während des Krimkrieges der Gefahr, vollständig herabzusinken zum Vasallen Oesterreichs. Die inneren Verhältnisse nahmen eine Wendung, die eine verhängnißvolle Entfremdung zwischen Negierung und Volk möglich erscheinen ließen. Und doch konnten auch in dieser trüben Zeit die Hoffnungen nicht erstickt werden, die Deutschland auf dieses Fürstenhaus, auf diesen Staat gesetzt hatte. Sie gaben dem Nationalverein Leben und Gedeihen. Sie zu erfüllen, mar berufen unser erster Kaiser.

Eine selten schwierige, verantwortungsvolle Stellung war es, in die Wilhelm I. zunächst als Stellvertreter des leidenden Bruders, dann als Regent und demnächst als regierender König eintrat. Er sollte die altpreußischen Traditionen monarchischer Herrschaft in Einklang bringen mit den constitütionellen Anschauungen der Zeit.- er sollte in einer überaus schmierigen allgemeinen politischen Lage die mühsam errungene, mühsam behauptete europäische Stellung Preußens stärken und festige»! er sollte die verfahrenre deutsche Frage lösen in einheitlichein, nationalein, konstitutionellem Sinne. Er wurde diesen Aufgaben gerecht. Er übertraf die Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte.

Wenn man nach dem Entwicklungsgange des Mannes forscht, der als Sechzigjähriger die gelockerten Zügel des Staates in seine feste Hand nahm, so ist der Umfang der Nachrichten, die Kunde geben, spärlich genug. Und doch treten die leitenden Züge deutlich hervor; überraschend klar erscheint das Bild dieser schlicht einfachen, durchsichtigen Persönlichkeit. Im Empfindungs- und Gedankenkreise der Familie, die herkömmlich den Fürsten nicht als den Staat selbst, sondern als den ersten Diener des Staates ansah, wuchs er auf; schon bei dem Achtzehnjährigen fanden sie Ausdruck in dem Gelöbniß: „Mein fürstlicher Stand soll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auferlegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Versuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, erinnern." Er wuchs auf in einem Elternhause, das als ein Muster christlich-deutschen Familienlebens dasteht, zu jener Haltung und jenen Anschauungen, die bei der Vermählung des Kronprinzen die Stadt Berlin mit den Worten anerkannte: „Seit fast 30 Jahren haben Eure Königlichen Hoheiten Hohen und Niederen ein Vorbild gegeben, daß häusliches Glück nur in höchster sittlicher Reinheit begründet und gewahrt werden könne, und dieses Vorbild ist nicht ohne segensreiche Folgen für alle Stände geblieben." Er wuchs auf zu jener religiösen Gesinnung, die im Glauben nicht nur die Quelle alles Lebensglückes, sondern auch Grund und Inbegriff alles sittlichen Handelns sieht; zu jener Wahrheitsliebe, die dem Strengkirchlichen nothwendig erscheinen ließ, in seiner ersten Ansprache an's Staatsministerium (8. November 1858) zu erklären: „Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken, ist zu entlarven, wo es nur möglich ist". Er wuchs auf zu jener Zuverlässigkeit, die einen der radicalsten Achtundvierziger, einen erbitterten Gegner, zu der Anerkennung nöthigte: „Keiner wagte des Prinzen Privatcharakter anzutasten; seine Ehrenhaftigkeit und aufrichtige Gradheit, die Zuverlässigkeit und aller Halbheit feindliche Entschiedenheit seiner Sinnesart wurden als seltene Eigenschaften in unserer Zeit selbst von Gegnern anerkannt." Den Dreizehnjährigen nennt die Mutter, der, wie Belege zeigen, in der Beurtheilung ihrer Kinder Schönfärberei fremd war, „einfach, biederkundig, gleich dem Vater;" der militärische Erzieher, Hauptmann von Reiche, rühmt an ihm „schnelle Auffassung, praktischen Verstand, große Ordnungsliebe und einen für sein Alter ersten und gesetzten Charakter." „Es lag in ihm der wahre, zuverlässige Soldat und Anführer," setzt Reiche später hinzu. Die eherne Zeit, der Kindheit und Jugend angehörten, regte militärische Neigungen und Begabungen des Prinzen noch mehr an, als es des Hauses und Staates Art ohnehin schon mit sich brachte. Sie gelangten zu hoher Entwickelung. Von entscheidender Bedeutung aber für sein Leben wurde der rasche Wechsel in Preußens Geschick, der den mit der todtkranken Mutter durch Schneesturm und eisige Meereswogen über den Sand der öden kurischen Nehrung durch 3 Tage und 3 Nächte nach Memel fliehenden Knaben binnen wenigen Jahren zweimal als siegreichen Soldaten in die Hauptstadt des Herrschers führen sollte, der mit brutaler Rohheit der edelsten Königin, die je einen Thron zierte, begegnet war. Als das Herz der Mutter gebrochen war unter der Last des unendlichen Schmerzes, da lebte neben dem festen Gottvertrauen im Sohne fort der Glaube, der in Luise nicht wankend geworden war, der Glaube an Preußens Zukunft, der ihr, wie sie sagt, war wie der religiöse, „eine gemisste Zuversicht deß, das man hoffet und nicht stehet."

Das Vierteljahrhundert, das nach den Erfolgen von 1815 dein Vater noch vergönnt war, sodann die ersten Regierungsjahre des Bruders verbrachte Prinz Wilhelm in einflußreichsten Stellungen in der Armee, in der Verwaltung, im Staatsrath. Diesen Jahren verdankt er wesentlich die Ausgestaltung feiner politischen Anschauungen, die Kenntniß von Land, Volk und Heer, die Vertrautheit mit dem ganzen Organismus der Regierung; ihnen auch die Ausbildung jener männlichen, nach Gagerns Ausdruck vollendet edeln Persönlichkeit, über deren sicheres, maßvolles, würdiges und doch gewinnendes Auftreten in Europa nur eine Stimme ist. Im Staatsrath nahm er einen hervorragenden Antheil an den Berathungen, die der Berufung des vereinigten Landtags vorausgingen. Er stand den betreffenden Maßnahmen nicht sympathisch gegenüber. Sein Urtheil faßte er, als die Frage der Berufung unter seiner eigenen Zustimmung entschieden war, in die Worte zusammen: „Ein neues Preußen wird sich bilden. Das alte geht mit Publicirung dieses Gesetzes zu Grabe! Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist." Als der Landtag zusammengetreten war, gab er „als erster Unterthan des Königs, als verinöge des Bertranens sein erster Rathgeber" in der Herrencyrie die Erklärung ab: „Aber eine Voraussicht haben wir gehabt, als diese Verordnungen berathen wurden: daß sie, die zum Besten des Vaterlandes gegeben wurden. Freitheiteil und Rechte der Stände niemals auf Kosten der Rechte und Freiheiten der Krone gewähren sollten."

Es waren die Anschauungen seines königlichen Bruders. Sie wurzelten in der Ueberzeugung, daß die Krone von Gott verliehen sei, einer lieberzeugung, welcher König Wilhelm wiederholt Ausdruck gegeben hat. nm /klarsten und bestimmtesten gelegentlich seiner Krönung mit den Worte»: „Von Gottes Gnaden tragen Preußens Könige seit ItIo Jahren die Krone. Von Gott habe ich die Krone empfangen, sie von Gottes Tisch genommen und sie auf mein Haupt gesetzt, auf daß ich sie in Demuth trage, weil er sie mir verliehen." Es ist die Auffassung, die, vielfach bei thatsächlich

^, beschränktester Königsgewalt, überall und zu allen Zeiten geherrscht hat, seitdem christliche.Gesinnung das Leben der germanischen Völker durchdrang; nicht in jenem rohen Sinne, in dem das „Königthum von Gottes Gnaden" vielfach verspottet worden ist, sondern in jenen: in den? Luther sie verstand, wenn er lehrte, daß alle Obrigkeit von Gott gesetzt sei. Jener Zeit erschien sie vielfach unerträglich. Sie trat ihr entgegen in der schroffen Weise, die dem ersten Paragraphen des österreichischen Verfassungsentwurfs -7 1848 die Form gab: „Alle Staatsgewalten gehen vom Wlke aus", die — in Frankfurt dem erblichen Kaiser das unbedingte Veto versagte, die in der preußischen Nationalversammlung selbst in den einleitenden Worten der Verfassung den Titel „Von Gottes Gnaden" streichen ließ. Nicht mit Unrecht sprach Friedrich Wilhelm IV. solchem Vorgehen gegenüber von Zeit- und Schulmeinungen; uund wenn er anläßlich jenes Beschlusses dez^H^ .Nationalversammlung mahnte: „Danken Sie Gott, daß es bei uns nichts / ist wie in Frankreich, daß Sie noch eine angestammte Obrigkeit von Gottes / ^ Gnaden haben", so möchte ihm .heute kein Besonnener widersprechen.^ Die^ Kontinuität der Geschichte/die nicht ungestraft durchbrochm^wird, hatte er für' sich. Das MW^er^erUichen Monarchie aber erkannte Fürst Schwarzenberg ^ besser als sein Reichstag, wenn er erklärte, daß es in ihr überhaupt unzu- ^ lässig erscheine, den Ursprung der Regierungsgewalt neu festzustellen. Wie immer, auf Popularität konnten in jener Zeit die Anschauungen des Prinzen nicht rechnen, um so weniger, als man nun gerade in ihm den Mann sah, der bereit und im Stande war, Gesinnungen in Handlungen umzusetzen. So wurd,e, der „Prinz von Preußen" der bestgehaßte Mann in feineni Volke. ^

Und doch sollte gerade er den neuen constitutionellen Einrichtungen Bestand nnd Leben verleihen. Daß auch mit ihnen ein Staat blühen und gedeihen könne, war ihm schon bei seinem ersten Aufenthalte in England 1844 zur Ueberzeugung geworden; sie festigte sich bei seinem zweiten unfreiwilligen Besuche in jenem Lande 1848. „Die constitutionelle Monarchie ist die Regiernngsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor Allem also die meinige als des ersten Unterthanen des Königs." Diese Worte, die der Prinz am 8. Juni 1848 als gewählter Vertreter des Wirsitzer Kreises in der preußischen National-Versammlung sprach, bezeichneten seinen Standpunkt. Er hat ihn unentwegt festgehalten, entschlossen, wie er 5 Wochen früher einer Adresse des Belgarder Kreises antwortete, „die in eine constitutionelle Monarchie verwandelte Verfassung des Staats mit ihren nothwendigen Folgen anzunehmen, und, wie in früheren Tagen, Gut und Blut auch heute noch für denselben zu opfern." In diesem Sinne begegnete er auch dem deutschen Verfassungsentwurf der Siebzehner mit Smnvnth und sicherem Urtheil. Als dann in den 50er Jahren in Preußen Schwierigkeiten entstanden, als weithin die Befürchtung sich verbreitete, die Verfassung selbst stehe in Frage, da wandten sich die Blicke vertrauensvoll dem Manne zu, von dem der englische Prinz-Gemahl schrieb, daß seine „bekannte Loyalität des Charakters den Deutschen als Typus ihres ältesten Wahlspruches „Ein Wort, ein Mann" vorschwebe." Der Beginn seiner Regierungsthätigkeit wurde zur „ueuen Aera."

Als in den folgenden schweren Tagen mehr als einmal an den König die Versuchung lockend herantrat, den unüberwindlich scheinenden Hemmnissen zu entgehen durch einen Angriff auf die Verfassung, widerstand er trotz aller Zweifel, ob die neue Regierungsform den Wunsch verwirklichen werde, den er ausgesprochen, unter ihr „das neue Preußen so erhaben und groß zu sehen, wie es das alte mit Ehren geworden sei." Die glänzende Rechtfertigung, welche seine königliche Politik 1866 erfuhr, konnte ihn nicht veranlassen, dem Rath dererer zu folgen, welche die Gelegenheit hätten benutzen mögen zu einer Vennehrung der königlichen Gewalt im Innern; sie ließen ihn in der Jndemnitätsvorlage mit seinem Volke Versöhnung suchen nach den schweren Konffiktwirren. Seitdem ist Wilhelm I. der feste Eckstein geblieben für die Grundlagen der preußischen und der deutschen Verfassung, getragen und geleitet von der Ueberzeugung, der er zu Beginn seiner Regentschaft Worte lieh: „Es giebt keinen berechtigten Conflict der Interessen zwischen den: Souverän und seinen Unterthanen."

Diesem Manne, dessen feste und bestimmte, aber unerschütterlich ehrliche und zuverlässige Haltung unserer jungen constitutionellen Entwicklung einen eigenartig schlichten und durchsichtigen Charakter aufgedrückt hat, trat als oberste Aufgabe der äußeren Politik seines Staates die Lösung der deutschen Frage entgegen, mit der Preußen stand und siel. Schon in dem Erlasse „An mein Volk" von, 7. Januar 1861 gab der König dieser Sachlage mit den folgenden Worten Ausdruck: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heile Aller einnehmen muß. Seine Politik muß vor allem von dem Grundsatz getragen und geleitet werden: die Interessen Deutschlands sind die Interessen Preußens." Auch König Wilhelm erwartete, obgleich ihm der Nationalverein wenig Sympathie abgewinnen konnte, zunächst Erfolg von moralischen Eroberungen. Solche zu inachen, schien Aussicht vorhanden. „Meine Hoffnung," schreibt Prinz Albert, „wie die der meisten deutschen Patrioten, steht auf Preußen, steht auf Dir."

Wie seine Vorgänger faßte er in erster Linie die Sicherheit Deutschlands ins Auge. Aber seine Bemühungeu, die reiche deutsche Wehrkraft zu entwickeln und der festen preußischen Führung anzuschließen, hatten kaum mehr Erfolg, als die Versuche seines Bruders in gleicher Richtung gehabt hatten. Selbst die Gefahren von 1859 konnten diese Bestrebungen nicht wesentlich fördern. Im Gegentheil begegnete sie bei Oesterreich und den übrigen deutschen Regierungen größerem Mißtrauen als je znvor. Man sing an, sie mit kaum ernstlich gemeinten Gegenvorschlägen reformirender Art zu beantworten, um Preußen das Gebiet moralischer Eroberungen zu versperren. Da trat durch das Ableben des Königs Friedrich VII. von Dänemark an Deutschland die Aufgabe heran, die Rechte der stammverwandten Herzogthümer zu schützen. In einem 25jährigen opferreichen Kampfe für seine Einheit und sein Volksthum war Schleswig-Holstein der Brennpunkt geworden, in dein sich damals das deutsche Natioalgefühl gleichsam concentrirte. In einer seiner ersten Thronreden hatte der Prinzregent es für nöthig gehalten zu betonen, daß „die Bemühungen seiner Negierung fortdauernd darauf gerichtet feien, die unter dem Scepter des Königs von Dänemark stehenden deutschen Herzogthümer endlich in der vollen Uebung derjenigen Rechte zu sehen, auf welche ihnen die Gesetze des Bundes und die seiner Zeit zwischen dem deutschen Bunde und dem Kopenhagener Cabinet getroffenen Vereinbarungen einen wohlbegründeten Anspruch verliehen." Der Verfolg zeigte, daß dieses Ziel nur zu erreichen war durch Loslösung der Herzogthümer von Dänemark. Preußens Führung, im Bunde mit Oesterreich, erkämpfte und behauptete sie aller europäischen Diplomatie zum Trotz — die schwerste Arbeit, die, nach unseres Reichskanzlers eigenem Geständnis:, ihm je gelungen. Die neue Armeeorganisation*) hatte sich glänzend bewährt.

Auch größeren Aufgaben sollte sich das Heer bald gewachsen zeigen. Es fehlte nicht viel, so märe der errungene Erfolg auf die Schaffung eines neuen ParticularstaatS hinausgelaufen, ohne wesentliche Förderung für die Lage Preußens und Deutschlands. Dieses Ergebniß zu hindern sollte nur ein Bruderkrieg im Stande sein, in dem die größere Hälfte Deutschlands gegen Preußen stand. Nach den eigenen Aeußerungen unseres Reichskanzlers hat es „fürchterliche Kämpfe gekostet, um den König zu der Ueberzeugung zu bringen, daß er schlagen müsse." Wie sollte es anders! Hatte doch Königin Luise selbst an den Bruder, als er sich zum ersten Male vor ihr in Uniform zeigte, die Worte gerichtet: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Nock, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine österreichischen Brüder zu rächen." Schmerzlich genug kam endlich auch in König Wilhelm die Erkenntniß znm Durchbruch, daß „Oesterreich der Ansicht sei, ihm fromme, was Preußen schade; es könne in Preußen keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen"; daß ähnliche Gesinnungen die meisten deutschen Regiernngen beherrschten, nnd daß, „wohin er und sein Volk in Tentschland

^> lieber diese, die in der liorlicncnden Darstellung nicht ausführlich dhandelt werden konnte, verweisen wir nnf Bd. 47>, S. W7 von „Nord und Süd". Red.

auch schauten, man nur von Feinden umgeben sei, deren Kampfgeschrei: Erniedrigung Preußens." „Wenn sie denn Alle wirklich gegen mich sind," soll der König beim Eintreffen der Nachricht von der Bundesabstimmung des 14. Juni gerufen haben, „so werde ich mich selbst an die Spitze meiner Armee stellen und will lieber mit ihr untergehen, als daß ick) in dieser Lebensfrage nachgebe."

Die Wunden des unnatürlichen Krieges sind rasch vernarbt. Das Andenken an ihn ist verlöscht worden durch den größeren Erfolg, den er nach sich zog. War 18<i6 der Bann des Dualismus gebrochen worden, der lähmend auf Deutschland gelastet, so wurde 1870/71 dem verderblichen Einfluß ein Ende gemacht, den Frankreich seit Jahrhunderten geübt und allmählich als sein gutes Recht anzusehen sich gewöhnt hatte. Seit den Tagen Heinrichs II. hatte es unentwegt das Ziel verfolgt, dem der erste Napoleon den prägnantesten Ausdruck gab in den Worten: „II mnt il^puv^r l^,II?m!,.?ne." In diesem Sinne schrieben Richelieu und LudwigXIV. die liderta« ttorninniac?«, Talleyrand, Thiers nnd Napoleon III. die Freiheit Deutschlands auf ihre Fahne. Lange hatten die Locktöne willige Ohren gefunden; uns Glücklichen wurde es beschieden, zu sehen »no zu fühlen, wie nationales Denken und Empfinden seit den Tagen der Freiheitskriege sich bei uns vertieft hatte. Fürsten und Völker waren eins, es nicht zu dulden, daß Frankreich einem deutschen Fürsten sein Verhalten vorschreibe. Was lange getrennt, was so oft in Feindschaft gespalten gewesen war, das flog zusammen mit der unwiderstehlichen Kraft lange verhaltener Liebe. An der Spitze Alldeutschlands nnd nnr Deutschlands konnte König Wilhelm nach Frankreich hinein, nach Paris ziehen, konnte er zurückkehren als „Deutscher Kaiser." Sein mächtigster Bundesgenosse war es, der neidlos und in reiner Freude nach der Eapitulation von Metz dem Könige schrieb: „Wenn einst die Nachwelt die glänzenden Erfolge überblickt, welche die deutschen Heere unter Ihrer Führung unaufhaltsam erfochten, so wird sie mit Recht Ihnen den Namen „Wilhelm der Siegreiche" beilegen." Wenn bald darauf derselbe König Ludwig die Anregung gab zur Erneuerung des Kaifertitels, wenn er und seine süddeutschen Mitfürsten auf werthvolle Rechte verzichteten zu Gunsten Preußens und der Gesamtheit, so ehrten sie sich selbst durch eine Entsagung, von der die Geschichte nicht zu oft zu berichten weiß, legten zugleich aber auch ein glänzendes Zengniß ab für das Vertrauen, das sie in die Loyalität preußischer Politik und zunächst in Kaiser Wilhelm setzten.

Deutschland war wieder ein Reich, die Mitte Europas nicht mehr bloß ein geographischer Begriff. Die Hoffnungen und Träume zweier Generationen waren erfüllt, unser Volk einig und frei. Was das Mittelalter glänzend errungen hatte, was später in Strömen von Blut nntergegangen war — unsere Zeit hatte die Kraft gefunden, es wieder aufzurichten unter der Führung des Mannes, dessen Mutter mit ihm selbst vor

Nord und Süd. XI.VI., „s«. 21

dein Onkel des jetzt überwundenen, landesvertriebenen Gegners in den äußersten Winkel ihres Landes hatte flüchten müssen. Wenige Jahre später sollte der Speer eines Kaffern die letzte Hoffnung jenes Geschlechts vernichten, dessen Begründer das alte Europa durch einander gerüttelt hatte wie den Inhalt eines Gefäßes. Des Herrn Wege sind wunderbar. Aber seine Gnade waltete sichtlich über nnserein Kaiser und feinem Volke. Gott war mit der Wahrhaftigkeit nnd dem Rechte, s:., ' .

..... - - - ^ < >

Es ist in frischer Erinnerung, welchem Mißtrauen in weiten Kreisen des In- und Auslandes das neuerstandene Reich begegnete. Deutsche Kaiser hatte es ja nie gegeben. Wenn der Titel, an den sich unserem Volke die Vorstellung seiner nationalen Einheit und Größe unauflöslich geknüpft hatte, neu belebt wurde, so lag der Verdacht nicht allzu fern, daß auch die Aspirationen der mittelalterlichen römischen Kaiserkrone, welche die deutschen Könige getragen hatten, neuerdings Gestalt gewinnen möchten. In der Schweiz, in Holland und in Belgien erinnerte man sich mit Bangen, daß man Lande bewohnte, die sich einst aus dem Zusammenhange des Reiches gelöst hatten. In Frankreich galt es als selbstverständlich, daß das abgetretene Gebiet dem Ehrgeiz der Deutschen nur als Abschlagszahlung gelten könne, daß Deutschland binnen Kurzem einen neuen Krieg beginnen werde, um auch den Nest von Lothringen, die I^h-avcKs Lomtö, Flandern und gar das Arelat zu gewinnen und Frankreich auf den Stand des Jahres 1050 herabzudrücken. Das war erklärlich genug, wenn man die Sachlage unbefangen würdigt. Gab es doch auch in Deutschland Leute, die das Herbeibringen der alten Reichsgebiete für eine wesentliche Aufgabe des neuen Reichs ansahen, die nun durchaus den Rhein von der Quelle bis zur Mündung deutsch sehen wollten, und die sich verpflichtet hielten, Nancy und Besam/on wieder zu nehmen, weil unsere Vorfahren diese Städte mit deutschen Namen zu nennen pflegten, ein Grund, mit dem man auch eine Annexion von Florenz, Rom und Neapel rechtfertigen könnte. Ter Vorstellung, daß das alte Reichs- nnd Bndesosterreich binnen kürzester Frist in die Verbindung mit den deutschen Brüdern zurückkehren werde, konnte man in diesseit und jenseit der beiderseitigen Grenzpfähle überall begegnen. Was schien nach solchen Erfolgen, bei so unerhörter militärischer Leistungsfähigkeit unerreichbar? Das Ausland war gewohnt, sich feine Vorstellungen von der Weltlage mehr nach französischen als nach deutschen Quellen zu bilden. „Mit wem wird Deutschland jetzt Krieg anfangen?“ Das war eine Frage, die man in den früheren 71)er Jahren außerhalb unserer Grenzen nur zu häufig vorgelegt bekam. Was immer man an Friedensbeteuerungen vorbringen mochte, wurde nur mit ungläubigem Lächeln angehört. Hatte doch auch Napoleon III. nach der Besiegung Rußlands und Oesterreichs zum Kriege mit England und Preußen gerüstet.

Und die nun so von außen her die neue europäische Vonnacht mit mißtrauischen oder feindlichen Blicken betrachteten und ihr vielfach auch Absichten untersaben, von denen man wohl wußte, daß sie nicht vorhanden waren, die fanden doch auch innerhalb unserer Grenzen Anhaltspunkte genug, an denen sie ihre Hoffnungen aufrichteten, die ihre Wünsche und Bestrebungen neu beleben konnten. War es denn sicher, daß die deutschen Fürsten und Regierungen stets von solcher Selbstsagung und deutschpatriotischer Gesinnung erfüllt sein würden, wie gegenwärtig nnter dem blendenden Eindruck unerhörter kriegerischer Erfolge? War nicht schon beim Verhandeln von Regierung zu Negierung der Abschluß der Versailler Vorträge niederholt auf die ernstlichsten Schwierigkeiten gestoßen? Hatte nicht der zur Vorberathung dieser Verträge von der bayerischen zweiten Kammer niedergesetzte Ausschuß mit 12 gegen 3 Stimmen der Kammer die Verwerfung dieser Verträge dringend empfohlen? Hatten nicht die 32 patriotischen Stimmen, die dann abschwenkten und mit knapper Noth die erforderliche Zweidrittelmehrheit herstellten, es für nöthig gehalten, ausdrücklich zu erklären, daß die Verträge ihren Grundsätzen für eine bundesstaatliche Einigung nur in unvollkommenem Maße entsprächen, daß ein wahres Föderativverhältniß durch die Ueberinacht der Präsidialgewalt, durch das ihr gerade in den wichtigsten Fragen eingeräumte Veto und durch die Unbilligkeit des Stimmenverhältnisses illusorisch gemacht worden sei? Gab es denn nicht auch noch sonst in Deutschland starke particularistische Strömungen? War die schwäbische demokratische Volkspartei mehr als zeitweise zurückgedrängt? War in Sachsen trotz aller Bundestreue, die König und Volk im Kampfe gegen Frankreich bewiesen hatten, nicht auch ein tiefgewurzelter Particularismus lebendig? Gab es nicht noch eine starke Welfenpartei? Wie kam es, daß aus den Reichstagswahlen des März 1871, während unsere Armee noch die Forts von Paris besetzt hielt, die welsische Gruppe in verdoppelter Stärke hervorging? Verweigerten nicht im Juni desselben Jahres die Stadtverordneten von Hannover jeden amtlichen Empfang der siegreich heimkehrenden Truppen? Und war denn in Schleswig-Holstein nnd Hessen, in Nassan nnd Frankfurt volle Zufriedenheit eingezogen? Weigerte nicht die Hälfte der Gemeindevorsteher Nordschleswigs den Eid, und wurde nicht im März 1871 in Frankfurt Sonnemann gewählt? Gab es nicht endlich auch in Preußen selbst eine Richtung, die sich gegen das Aufgehen des ruhmgekrönten Staates in ein deutsches Gesmmtreich sträubte? Mußte nicht der Reichskanzler alsbald gegen die feudal-conservative Partei Front machen, aus deren Mitte er selbst einst in die Politik hineingewachsen war?

Und nun das katholische Drittel des neuen Deutschlands, in dem anläßlich der Infallibilitätserklärung ohnehin die Wogen hoch gingen! Wie oft seit den Tagen des Kölner Kirchenstrits war aus diesen Kreisen heraus gegen Preußen und gegen ein protestantisches Kaiserthum geeifert worden! Das „Nieder mit dem Halse, Sigamber" des Görres'schen „Athanasius" war doch der Grundton der Stimmung unter diesen nnsren Landsleuten geblieben, so oft Preußen mit den speciell katholischen Interessen in Conflict zu gerathen schien. Und war d>ls nicht der Fall, als Oesterreich, die alte katholische Bonnacht Deutschlands, hinausgedrängt wurde aus dem Bunde? Wie oft ist dieses Thema variirt worden in den historisch-politischen Blättern! Wie oft gaben die populären Schriften, die unter dem Namen Konrads von Bolanden zu Hunderttausenden hinausgingen unter das katholische Volk, in dieser Richtung die deutlichsten Winke! „Ja, diese Brandenburger", heißt es dort einmal (in dem Roman: Franz von Sickingen, Mainz 1859), sind schlimm bedacht um Kaiser und Reich. Der Deutschmeister Albrecht von Brandenburg zieht die Güter seines Ordens ein. wird zum Diebe am Besitz unserer heiligen Kirche, bricht Eid und Treue, fällt vom Vatrerglauben ab, und dies Alles, um sich eine Hausmacht zu gründen. Alles znr Befriedigung von Geiz und Ehrsucht. Pfiu — tausendmal pfni! — Und welche Sprößlinge mag dieser Brandenburg treiben? Werden sie nicht im Hasse, in Verfolgung und Unterdrückung unserer heiligen Kirche ihrem Ahnherrn gleichen? O trübe, nnheilschwangere Zukunft". Und nun trugen diese Brandenburger die Kaiserkrone! Und nun waren sie es, auf deren Hülfe man zunächst angewiesen mar in der Lösung der beiden wichtigsten Aufgaben, die dem Catholicismus in: Augenblick gestellt waren, der Erstückung der aufkommenden altkatholischen Opposition und der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes. Preußen und das Reich versagten. Seitdem am 19. Januar 1871 v. Mühler es abgelehnt hatte, der Forderung des Fürstbischofs von Breslau entsprechend den Dirctor und 11 Lehrer des katholischen Matthias-Gymnasiums in genannter Stadt, die sich öffentlich gegen die Infallibilität erklärt hatten, zum Widerruf aufzufordern oder zu versetzen, wußte man, woran man war. Am 18. Februar richteten dann 51i clericale Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses erfolglos an den Kaiser und König nach Versailles die Bitte um Wiederherstellung des Kirchenstaats und der weltlichen Souveränität des Papstes. Hier trat in der That das Bestreben hervor, das neue Reich in mittelalterliche Bahnen zu drängen. Es folgte bei den Neuwahlen im März die Begründung der Centrumpartei im Reichstage. Sie trat hier mit C.Z Mitgliedern auf, während sie im Parlament des norddeutschen Bundes eine kleine Grnppe von 8 oder 9 Leuten gewesen war. Sie konnte es wagen, gegenüber der Hoffnung, die in Beantwortung der Thronrede im Adreßentwnrf ausgesprochen war, daß die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker unter keinem Vormunde nnd in keiner Form wiederkehren würden, jede Hervorhebung des Principes der Nicht iitervention energisch zn bekämpfen. „Man wolle dem Hcereszuge über die Alpen nicht das Wort reden, ihm aber auch nicht den Riegel vorschieben." Wenige Wochen später wandten sich die österreichischeil Kirchenfürsten mit der Bitte um Wiederherstellung des Kirchenstaates an ihren Kaiser, begann auch in Frankreich die Agitation für Erstrebung desselben Ziels. Bei der Discusstion über die Neichsverfassung, zwei Tage nach der Adreßdebatte, hielt es die Fraction für nothwendig, einen Antrag auf die Aufnahme von „Grundrechten" zu stellen. Die Dinge spitzten sich immer mehr zu. Anfang Juli 1871 wurde die katholische Abtheilung im preußischen Cultusministerium aufgehoben, Ende November nahm der Reichstag den von Bayern angeregten Kanzelparagraphen an. Es folgte die Ausweisung fremder Ordensangehöriger aus den Gebieten polnischer Zunge, das Vorgehen gegen die Jesuiten und ihre Verwandten, dein im Bundesrath nur Reuß ä. Linie widersprach. Ende Januar 72 bezeichnete Fürst Bismarck die Bildung der Centruinspartei als eine „Mobilmachung gegen den Staat". Im Juni sprach Pius IX. in einer Antwort an den deutscheil Leseverein in Nom von dem Steiuchen, das sich bald loslösen könne von der Höhe und den Fuß des Colosses zertrümmern. Anfang des nächsten Jahres kamen die Falk'fchen Gesetzentwürfe. Bischof Martin von Paderborn sah den Namen Ehrsti verfolgt wie in den Zeiten des Diocletian. Dem Erlaß der Maigesetze folgte der Briefwechsel zwischen Papst und Kaiser. Den preußischen ähnliche Maßregeln wurden in andern deutschen Staaten getroffen. Der „Culturkampf" war auf der ganzen Linie entbrannt.

Es mar nicht zu verwundern, wenn gegenüber diesen durcheinander wogenden Strömungen, deren Stärke und Nachhaltigkeit Niemand mit Sicherheit ermesnen konnte, wenn Angesichts der erponirten Lage Teutschlands im Herzen Europas im Inland und Ausland ernste Zweifel aufliegen, ob das neue Gebilde Dauer haben werde. Wenn man in den 70er Jahren auswärts jene oben erwähnte Frage nach den weiteren kriegerischen Absichten der deutschen Staatslenker häufig zu hören bekam, so kaum minder häusig die andere: „Wird denn das deutsche Reich wirklich zusammenhalten?" Und eine der Zukunft vertrauende Beantwortung derselben pflegte keiner geringeren Skepsis zu begegnen als friedliche Versicherungeil gegenüber jener. Wie konnte man denn auch nur gleich glauben, daß diese so lange gespaltene Nation nach der gemeinsamen Besiegung Frankreichs sofort eine allezeit geschlossen handelnde politische Einheit bilden werde?

Wenn diese Zweifel im Wesentlichen verstummt sind, wenn heute nur noch übertriebene Aengstlichkeit einerseits, unversöhnlicher Haß andererseits solche Befürchtungen oder Hoffnungen hegen kann, wenn heute jeder ruhig und unbefangenen Denkende die Existenz des deutschen Reiches auf absehbare Zeiten für gesichert hält, so ist das eine Frucht der Negierung unseres ersteil deutschen Kaisers, in erster Linie sein und seines Reichskanzlers Werk. Sie haben es verstanden, die vorhandeneil Einheitstendenzeil zum entscheidenden Siege zu führen über alle gegentheiligen Bestrebungen.

5 p

Es ist noch nicht lange her, daß man den Gegensatz der Anschauungen über den Weg, der zum ersehnten deutschen Staate führe, in die Fornieln faßte einerseits „durch Einheit zur Freiheit", andererseits „durch Freiheit zur Einheit". Wenn die letztgenannte Auffassung in unserem politischen Leben lange mit der ersten um die Herrschaft ringen konnte, so hatte das doch seinen Grund vor Allem in dem Fehlen der Einsicht, daß das Wesen des Staates die Macht ist. Wenn dein Angehörigen der seit Jahrhunderten fest begründeten Nationalitäten des Westens diese Einsicht als unverleugbare Empfindung gleichsam angeboren wird, so mar sie dem größten Theile unseres Volkes durch die Zersplitterung ganz abhanden gekommen, weil man völkerrechtlich anerkannten Gebilden angehörte, die in Wirklichkeit keine Staaten waren und staatliches Leben nicht entfalten konnten. Im engsten Zusammenhang mit dieser Erkenntniß steht die Anschauung, der unser Reichskanzler in all seinem politischen Handeln den unzweideutigsten Ausdruck gegeben hat, die sich aber doch uur sehr allmählich bei uns zu allgemeinerer Geltung unter den politisch Denkenden durchringt, daß die Leitung der auswärtigen Politik, die zunächst die Aufgabe hat, den ungeschmälersten völkerrechtlichen Bestand des Staates zu sichern, ausschlaggebend ist für das Leben des Staates überhaupt, ausschlaggebend wie kein anderer Factor; zumal für Deutschland, das mit sämmtlichen drei alten continentalen Großmächten grenzt, und der maritimen seine mercantil am meisten entwickelte Küste entgegenstreckt. Wer den Gang der britischen Geschichte verfolgt, dem drängt sich auf Schritt und Tritt die Neberzeugung auf, daß dieses Land verfassungsmäßigen Lebens nie und nimmer seine inneren Kämpfe hätte unversehrt durchfechten, einen König auf's Schaffst bringen, einen anderen vertreiben können ohne seine insulare Lage. Wäre Großbritannien und gar noch Irland mit Frankreich landfest, was wäre aus den keltischen Katholiken der grünen Insel, was aus Schottland geworden? Frankreich wäre nicht ohne Verlust am territorialen Bestände aus seiner Revolution hervorgegangen, wenn es in der Mitte Europas gelegen hätte mit einem starken westlichen Nachbar. Was innere Wirren ein Land kosten können, das zeigt ja ein Blick, wenn man unsere Westgrenze von 1250 mit der von 1810 vergleicht. Daß wirkliche Machtfragen, wenn sie einmal aufgeworfen werden zwischen der Monarchie und der Volksvertretung, durch Reden und Druckerschwärze zu endgültiger Entscheidung gelangen, davon weiß doch die Geschichte kein Beispiel. Das Gegentheil erleben wir vor unseren Augen in Dänemark. Wollen wir unsere versassnmgsmäßigen Rechte, die durchaus anderen Ursprungs sind, ausbilden nach dem Muster englischer und französischer Zustände, so werden uns auch die Wege nicht erspart bleiben, die in Westeuropa zu den erstrebten Zielen geführt haben. Daß aber diese Wege zugleich zu einer Vernichtung oder einer der Vernichtung nahekommenden Beschränkung unserer nationalen Selbständigkeit führen würden, kann unbefangene Erwägung nicht bezweifeln.

Diese Exvonirtheit unserer geographischen Lage, die uns im Auskämpfen innerer politischer Differenzen in viel höherem Grade Mäßigung auferlegt als irgend einer anderen europäischen Nation, erschwert auch der Leitung unserer auswärtigen Politik ihre Aufgabe in ungewöhnlicher Weise. Als vor nahezu drei Jahrzehnten, in den Tagen des aufkommenden Nationalvereins, der Gegensatz klein- und großdeutscher Gesinnung seine Schatten auf die historische Betrachtung unserer mittelalterlichen Kaiserzeit warf, wurde von Ficker, dem eifrigen Verfechter der alten Kaiserherrlichkeit, nachdrücklich betont, daß das deutsche Volk in seiner centralen Lage zur Sicherung feiner Existenz eines gewissen politischen Einflusses auf seine Nachbargebiete unbedingt bedürfe; daß es numerisch zu schwach fei, um sich halten zu können, wenn nicht das politische Verhältniß zu den Nachbarn eine geschlossene, gegen Deutschland gerichtete Coalition derselben unmöglich mache. Dieser Gedanke hatte unzweifelhaft etwas Richtiges, wenn er auch nicht im Stande war, für den deutschen Bund die Nothwendigkeit zu erweisen, daß Oesterreichs Stellung in Lombard«-Venetien gestützt werden müsse. Mit dem Sturze der Stauer, mit dem Aufgeben der deutschen Vorherrschaft in Italien und Burgund beginnt die erste Periode französischer Vorherrschaft in Europa. Die Anjous nehmen die verlassene Stellung ein; der Papst wird nach Frankreich gebracht; seine universale Gewalt wird französischen Interessen in einer Weise dienstbar, die unter Ludwig dem Baiern das deutsche Reich der Auflösung entgegenführt. Wesentlich die englischen Angriffe auf Frankreich haben dann Karl IV. Raum gelassen, das Reich wieder etwas zu festigen, vor Allein das Papstthum französischem Einfluß und damit ausgesprochen deutschfeindlicher Haltung wieder zu entziehen. Als Frankreich die englische Gefahr glücklich überstanden hatte und unter Karl VIII. neuerdings feine Hand auf Italien und damit auf die europäische Vormachtstellung legen wollte, trat ihm die neu erstehende spanisch-burgundisch-Habsburgische Macht hemmend in den Weg. Die Zusammenfassung dieser weiten Gebiete, in die bald auch Böhmen und Ungarn und fast die Hälfte Italiens einbezogen wurden, ist, was immer man auch sagen mag über des Hauses Habsburg egoistische Politik, für den territorialen Bestand des deutschen Reiches von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen, wenn andererseits auch die Kräfte des Reiches, was unsere neuere Geschichtsauffassung mehr zu betonen pflegt, sehr stark herangezogen wurden, um diese heterogenen Bestandtheile zusammenzuhalten. Viel weiter würde das geschlossene Frankreich nach Osten vorgedrungen sein, wenn es nicht so mächtiger Coalition gegenüber gestanden, wenn es die Möglichkeit gehabt hätte, sich mit unmittelbaren Grenznachbarn im Süden und Südosten Deutschlands zu gemeinsamem Angriff zu verbinden. So ging das Reich in seinen deutschen Vestandtheilen iin Wesentlichen unversehrt hervor aus dein Ansturm von Türken und Franzosen im 16. und 17. Jahrhundert; so blieben die Niederlande vor französischer Herrschaft bewahrt. Diese Lage hielt sich bis zur französischen Revolution, und der Wiener Congrèß schien ihr mit der dreifachen Stellung, die er der österreichischen Monarchie in Deutschland, in Italien und an der mittlern Donau gab, neues Leben geben zu «ollen. Aber gebieterisch forderte das Jahrhundert nationale Staatenbildung bei den beiden großen Völkern, die als tausendjährige Träger universaler Ideen am weitesten auf diesem Wege zurückgeblieben waren. Für Deutschland verlangte schon der Schutz seiner Westgrenze, seitdem Oesterreich durch das Ausgehen Belgiens nnd des Breisgaus, durch seine Weigerung, neuerdings im Elsaß Stellung zu nehmen, sich von ihr zurückgezogen und Preußen die Wacht am Nhein hatte übernehmen müssen, ein engeres Zusammenschließen seiner kriegerischen Gräfte um die militärische Vormacht. So wurde das Haus Habsburg hinausgedrängt aus Deutschland wie aus Italien. Aber die Kette, mit der es beide Länder an einander geknüpft, mit der es beide wieder seinen 25 Millionen magyarischnslavischer Unterthanen nahe gebracht hatte, in irgend einer der Zeit entsprechenden, von ihren Ideen getrageneu Form wiederherzustellen, das war eine historische Nothwendigkeit, wenn nicht die Existenz der neuen nationalen Reiche fortwährender ernster Bedrohung ausgesetzt bleiben sollte. Dieser Nothwendigkeit entspricht die Staatengruppierung, die Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck seit 1371 geschaffen, entspricht das deutsch-österreichisch-italienische Bündniß; und in ihr liegt die feste Gewähr für dessen Dauer.

Wenn man die Geschichte des Jahres 1866 verfolgt, so staunt man über die Sicherheit und Bestimmtheit, mit der Ziel und Grenze des bewaffneten Vorgehens von vornherein in's Auge gefaßt wurden: Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, unbehinderte Leitung der eigenen Angelegenheiten durch das unter Preußens Führung zu einigende Deutschland. Den Versuchen, die an die Leiter der preußischen Politik herantraten, die Gelegenheit zu benutzen zu einer Schwächung Oesterreichs, wenigstens die Eroberung Schlesiens zu vollenden, wurde leicht widerstanden; den entscheidenden Persönlichkeiten waren solche Gedanken nie ernstlich gekommen. Die Versuche, die schon in den nächsten Jahren gemacht wurden, Oesterreich dem norddeutschen Bunde und zugleich auch den süddeutschen Staaten wieder zu nähern, konnten naturgemäß einen nennenswerthen Erfolg nicht haben, znmal Beust damals die Geschichte des Kaiserstaats lenkte. Aber nach der Niederwerfung Frankreichs, nach dein freiwilligen Eintritt der Südstaaten in das deutsche Reich, nach der definitiven Constituirung desselben als eines nationalen Kaiserthnmeö war doch anch für Oesterreich die Sachlage eine andere. In der Denkschrift des Berliner Auswärtigeil Amtes, die unmittelbar nach der Schlacht von Sedan die Nothwendigkeit eines gesamtdeutschen Bundesstaates darlegte, war neuerdings auseinandergesetzt, daß „Preußen dm ungeschwächten Fortbestand Oesterreichs als eine europäische politische Nothwendigkeit erkenne.“ Schon im Sommer 71 nahm Kaiser Wilhelm die Gasteinbesuche wieder auf. Zweimal, vor und nach der iur, in Ischl ^ und Salzburg, traf er mit Franz Joseph zusammen, das zweite Mal in Begleitung der beiderseitigen leitenden Minister, Seitdem haben sich diese Begegnungen fast alljährlich wiederholt. Im November 71 vertauschte Beust seine Stellung mit dem Londoner Botschafterposten; Andrassy nahm feineu Platz ein. Das gegenseitige Vertrauen begann sich von Jahr zu Jahr mehr zu festigen. Im Nachbarstaate griff in immer weiteren Kreisen die Ueberzeugung Platz, daß Deutschland der Gedanke fern liege, Habsburgischen Besitz zu schwülem; daß es weiter nichts verlange als ehrlichen Verzicht Oesterreichs auf die 1866 verlorene Stellung in Deutschland. Auch das politische Urtheil der Menge klärte sich hüben und drüben. Bei uns verstummen allmählich die Schreier, die eine nationale Pflicht zu erfüllen glaubten, wenn sie die Hereinziehung der österreichischen Deutschen in'S Reich als eine Naturnotwendigkeit hinstellten; drüben lernte man sich mehr und mehr freimachen von der Vorstellung, daß die einzige Rettung für das Ungemach, das die Deutschen des Kaiserstaates vielfach traf, der Anschluß an's deutsche Reich fei. Man lernte den ungeschmälernten Bestand der Habsburgischen Monarchie als eine historisch-politische Nothwendigkeit erkennen, an der auch Deutschland ein großes Interesse habe. In neuer und voraussichtlich festerer Form war die alte Garantie dafür wiederhergestellt, daß Ungarn, Tschechen und Polen nicht gegen uns im Felde erscheinen konnten.

Indem auch Italien in diese wiederangeknüpfte Verbindung hineingezogen wurde, fand dieselbe nur ihre hergebrachte Ergänzung. Naturgemäß fiel der deutschpreußischen Politik hier die vermittelnde Nolle zu. Im Mai 72 erschien das italienische Kronprinzenpaar in Berlin. Im September des nächsten Jahres besuchte Victor Einannel nach einander den österreichischen und deil deutschen Kaiser; im October 75 war Kaiser Wilhelm in Mailand. Tie Bestrebungen der „Jrredenta“ haben vorübergehend noch zu scharsen Reibungen zwischen Oesterreich und Italien geführt, zwischen denen naturgemäß die Empfindlichkeit größer war als zwischen Oesterreich und Deutschland; sie haben aber eine dauernde Verstimmung nicht hervorgerufen, da die italienische Negierung selbst ihnen in besonderer Weise immer entschiedener in den Weg trat. Auch hat LamarmomS Buch „Ein wenig mehr Licht“ das wenige Tage vor Victor Emanuels österreichischdeutscher Neise erschien, seinen Zweck, Mißtrauen zu säeu gegen die deutsche Politik, nicht zu erreichen vermocht, so wenig wie Gramont durch feine Eiiühüllungen über die österreichische Politik vor und nach dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges die Beziehungen zwischen Teutschland und Oesterreich hatte stören können. Im Gegentheil ist auch Italiens Anschluß fester und fester geworden. Seit Criöpis Besuch in Friedrichsruhe im vorigen Jahre erscheint die Einigung der drei mitteleuropäischen Großmächte vollendet; eine sichere Bürgschaft ihres eigenen Bestandes und des Friedens überhaupt, da sie jeder andern in Europa möglichen Coalition militärisch mindestens gewachsen sind, und zugleich ein zuverlässiger Anschlußpunkt für alle, die in Europa des Friedens bedürfen und ihn wünschen.

Der Vollendung dieses Werkes, das sechszehnjährige Arbeit bewährtester Staatskunst glücklich zum Ziele geführt hat, standen, abgesehen von der den Ereignissen von 185!) und 66 naturgemäß nachfolgenden Spannung unter den beteiligten Mächten, wesentlich zwei Hindernisse im Wege: das Verhältniß Italiens zu Frankreich und das Deutschlands zu Rußland. Trotz des nackten Egoismus und der Hinterhältigkeit, die in Napoleons III. Politik zu Tage getreten war, lastete unzweifelhaft auf dem neu geeinigten Italien eine starke moralische Verpflichtung gegen den französischen Nachbarn. Dazu kamen das lateinische Racengefühl gegenüber dein mächtig emporsteigenden germanischen Element und die natürlichen Sympathien des demokratischen Italiens mit dem neuen französischen Revublikanismus. Wenn diese Bande sich gelockert haben, so tragen daran in erster Linie die Franzosen selbst die Schuld: durch ihre legitimistischen Kreuzzugsideen in den ersten Jahren nach dein Kriege, durch ihr tunesisches Vorgehen, durch die zahlreichen kleinen Eiferstüchteleien gegen Italien, endlich nicht am wenigsten durch die unerquickliche Gestaltung ihrer eigenen inneren Verhältnisse. Das monarchische Italien fühlte sich zurückgestoßen von den wüsten Ausartungen republikanischen Staatslebens in Frankreich. Kaiser Wilhelms fest gegründete Stellung und bemährte Gesinnung mußten um so mächtiger anziehen. Das enge persönliche Verhältniß; unseres ritterlichen Friedrich zu König Humbert knüpfte das Band noch fester. Seitdem die Balkanfrage durch die russischen Aspirationen auch Italien nahe rückte, seitdem Frankreich entgegen seiner traditionellen Orientpolitik auch in dieser Frage blindlings um die russische Gunst buhlte, schwand gänzlich dahin, was Italien vom vollen Anschluß an die mitteleuropäischen Kaisermächte abgehalten und seine Politik durch mehr als ein Jahrzehnt zu einem nicht völlig sicher zu berechnenden Factor gemacht hatte.

Schwieriger war es, Deutschland und seinen österreichischen Bundesgenossen in das richtige Verhältniß; zu Rußland zu bringen. Preußen stand in sechzigjährigen engen Beziehungen zu Rußland; es hatte manchen Anlaß zu gerechten Klagen über dieses, verdankte ihm andererseits aber doch auch unendlich viel. Im preußischen Königshaus« war der Anschluß an Rußland traditionelle Politik geworden, bei Niemand mehr als bei Kaiser Wilhelm. Die dem Kaiser Alexander erstattete Anzeige vom Abschluß der Friedenspräliminarien im Februar 1871 begleitete er mit der Bemerkung: „Preußen wird niemals vergessen, daß es Ihnen zu verdanken ist, wenn der Krieg nicht die äußersten Dimensionen angenommen hat.“ Andererseits befand sich Oesterreich in einem natürlichen Gegensatz zu Rußland. War es auch nicht eigentlich dessen Mitbewerber um die Balkanhalbinsel, so konnte «s doch Rußlands Herrschaft über diese nicht dulden. Rußland war sicher, auf dein Wege nach Konstantinopel Oesterreich zn begeben. In klarer Würdigung dieses Verhältnisses hatte Preußen bei den ersten Annäherungsversuchen, die bayerische Vermittelung im April 1867 unternahm, die Bedingung gestellt, daß „seine Karten für Rußland offen liegen müßten.“ Also nur wenn sich die heterogenen Interessen Oesterreichs und Rußlands wenigstens zeitweise aussöhnen ließen, war das Dreikaiserbündniß, das Deutschland anstrebte, möglich. Es wurde möglich durch die Zurückhaltung, die Rußland zunächst bewies, indem es sich mit der ihm zurückgegebenen Actionsfreiheit auf dem schwarzen Meere zu begnügen schien. Im September 1872 trafen die drei Kaiser in Berlin zusammen. Der Mai 1873 sah Kaiser Wilhelm in Petersburg, der Juni den Zaren in Wien; im Februar 1874 erwiderte Franz Joseph den Besuch, traf 1875 mit Zar Alexander in Eger, 1876 in Reichstadt zusammen. Der deutschen Politik war es gelungen, die seit dem Krimkriege Grollenden einander zu nähern. Frankreich war isolirt.

Dieses Resultat wurde durch den letzten türkischen Krieg von 1877 und seine Folgen wiederholt ernstlich in Frage gestellt. Die deutsche Politik suchte Rußlands überkommenes Bedürfnis; , sich als Beschützer der christlichen Unterthanen des Sultans in die inneren Angelegenheiten der Türkei einzumischen, dadurch in friedlichen Bahnen zu erhalten, daß es dem russischen Vorgehen die deutsche und österreichische Mitwirkung anzuschließen suchte. Aus diesen Bemühungen entstand das türkische Neformprogramm der drei Großmächte vom December 1875 und das Berliner Memorandum vom Mai 1876. Die „wirksameren Maßregeln“, von denen das letztere im Falle der Ablehnung durch die Pforte sprach, erwiesen sich, Rußlands innersten Wünschen und letzten Zielen entsprechend, gar bald als nothwendig. Als der serbische Feldzug unglücklich abgelaufen war, griffen die Russen selber ein. Sie erkämpften den Frieden von San Stefano. Unter Deutschlands Vorsitz wurde derselbe in den Berliner Vertrag verwandelt. Wir haben vor wenigen Monaten von kompetentester Seite erfahren, daß Rußland damals ausschließlich vor dein Drängen Oesterreichs und Englands zurückwich. Von russischer Seite selbst ist das zugestanden worden; die deutsche Politik auf dem Congreß hat sich mit Recht russischer als russisch genannt — und doch ist schon unmittelbar nachher „dem ehrlichen Makler“ der Vorwurf gemacht worden, Rußland schwer geschädigt, die schnldige Dankbarkeit vergessen zu haben. Die Mißstimmung, vom leitenden russischen Minister aus persönlichen Empfindungen eifrig geschürt, gewann in kaum Jahresfrist einen so drohenden Charakter, daß sich die deutsche Politik gezwungen sah, gegen einen combinirten russisch-französischen Angriff festere Garantien zu schaffen, als sie in den bisherigen Bnndesverhältnissen bestanden hatten. So entstand die österreichisch-deutsche Allianz vom October 1879. Kaiser Wilhelm traf das schwere Loos, zwischen Rußland und Oesterreich wählen zu müssen. Er gehorchte der gebieterischen Nothwendigkeit und folgte seinem Reichskanzler.

In dem Wechsel der folgenden Jahre hat sich dieses Bündniß Deutschlands mit Oesterreich, dem nun auch Italien fest angegliedert erscheint, als die unerschütterliche Grundlage deutscher auswärtiger Politik und europäischer Staatengruvvirung überhaupt erwiesen. Gegenüber den Wandlungen der Tagesmeinungen und Preßstimmen, die mit der Empfindlichkeit eines Barometers bei jedem monarchischen Höflichkeitsaustausch in ihrer politischen Witterung unsicher hin und her schwanken, thut man wohl, an dieser Thatsache festzuhalten und sich der natürlichen Bedingungen zu erinnern, auf denen diese Gruppierung beruht. So lange von einer europäischen Gesamtgeschichte geredet werden kann, ist das Bedürfnis; empfunden worden, die politischen Interessen der Mitte Europas durch ein gemeinsames Band zu umschlingen. Findet das neue Deutschland in der Befriedigung dieses Bedürfnisses die erwünschte Rückendeckung, so hat in ihr der österreichische Kaiserstaat die unentbehrliche Stütze gegen russische und panslavistische Machtmsprüche, Italien die Gewähr, daß es in seiner Mittelmeerstellung von dem mächtigeren Frankreich nicht ganz bei Seite geschoben wird. Gegenüber Rußland kann die Aufgabe der deutschen Politik nur darin bestehen, die bestmöglichen Beziehungen zu diesem alten Freunde, von dem uns direct kM GMU^aH Mlttischer^utU zn pflegen und dadurch zugleich die Möglichkeit zu gewinnen, den mächtigen Nachbar soweit zu beinflnsen, daß er sich eines directen Eingriffs in unfragliche österreichisch-ungarische Lebensinteressen enthält; Aufgabe der haböbnrgischen Staatsleitung wird es sein, zu verhüten, daß ihre magyarischen und polnischen Unterthanen berechnigte Empfindlichkeiten des russischen 'Nachbarn reizen. So lange Kaiser Wilhelms I. und des Kanzlers Geist in unserer Politik walten, wird sie auf diesen Bahnen wandeln; und wir haben allen Grund, zu hoffen, daß das noch lange der Fall sein wird.

Es ist so oft hervorgehoben worden, daß dieses mitteleuropäische Bündniß in eminentem Sinne ein Friedensbtndniß ist, daß es hier genügt, an diese Thatsache zu erinnern. Es handelt sich nm Staaten, denen das Echlachtenstück begehrenöwerthe Früchte nicht in den Schooß werfen kann; ihnen winkt kein Constantinopel, kein Metz nnd kein Straßburg. So lange die innere Lage Frankreichs nicht eine wesentliche Umgestaltung und Festigung erfährt, bleibt ein russisch-französisches Bündniß dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit fern. Glänzend bewährt sich auch hier wieder die Leitung unserer auswärtigen Politik, die vor anderthalb Decennien der Bethätigung Arniin'scher Anschauungen über die inneren Verhältnisse Frankreichs entgegentrat. Sieht man von der Zeit der Ermüdung ab, die der Niederwerfung des eisten Napoleon folgte, so hat unser neues jiaiferthum Deutschland die längste Friedensperiode geschenkt, von der unsere Geschichte überhaupt zu berichten weiß. Wer hätte das 1871 vorhersagen mögen? Mit der unwiderstehlichen Kraft der reinen, lauterer Wahrheit bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß das deutsche Reich ein Reich des Friedens ist, sein mächtigster Hort. Nur wer ein Interesse daran hat, den Frieden zu stören, wagt noch, das zu bestreiten. Vertrauen ist wieder eingekehrt in die europäische Staatengesellschaft. Auch die Kleinen haben aufgehört zu fürchten, seitdem sie sich überzeugt haben, daß die neue europäische Vormacht jegliches Recht achtet. In der starken monarchischen Gewalt der Mitte und ihrem zutrauenerweckenden ersten Träger hat monarchische Ordnung überhaupt eine merthvolle Stütze erblicken lernen. Den Feinden staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung ist kein Gegner unbequemer. Erschließt sich doch selbst der Inhaber des päpstlichen Stuhles der Einsicht, daß in dem neuerstandenen protestantischen Kaiserthum, dem Eoloß, den Pius' Steinchen fällen sollte, allen auflösenden Tendenzen ein starker Damm entgegengebaut, aller Autorität ein starker Hort erwachsen sei. Wohl konnte Fürst Bismarck am Todestage Kaiser Wilhelms sich des Vertrauens trösten, „das sich die Dynastie des deutschen Kaisers bei allen Nationen erworben“ und konnte sie als ein Erbtheil bezeichnen, das aus des Kaisers Rachlaß gleichsam auf die Ration übertragen werde.

5

Mit nicht mindermem Geschick und Glück waltete Wilhelm I. der innern Angelegenheiten des Reichs. Wenn Umsicht, Mäßigung und Festigkeit dem revanchedurstigen Rachbar jede Chance einer stützenden Bundesgenossenschaft zu nehmen wußten, so vermochten sie nicht weniger alle Gefahren, die dem Bestände des Reiches von innen heraus drohten, unschädlich zu machen. Alle jene Bestrebungen, die auf Schwächung oder Vernichtung des Reiches oder seiner Institutionen hinarbeiteten, haben in siebzehnjährigem erfolglosen Ringen so sehr an Kraft und Frische eingebüßt, daß ihr Ersterben nur noch eine Frage der Zeit ist. Um Einfluß und Macht im Rahmen des Reiches wird der Kampf fort dauern; den Bestand des Reiches selbst in Frage zu stellen, ist, Undeutsche ausgeschlossen, kaum eine Richtung gesonnen. Der Reichsgedanke hat Wurzel gefaßt, unausrottbar.

Die Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses der deutschen Staaten zu einander stand bis in die siebziger Jahre hinein unter dein Einfluß der Erfahrungen der napoleonischen nnd Rheinbundszeit. Man hatte sich gewöhnt, die Einzelstaaten als das Haupthindernis; deutscher Einheit zu betrachten. In den dreißiger und vierziger Jahren begann man mit besonders sceelen Blicken auf die Kleinstaaten zn sehen; sie erschienen lächerlich, vollständig lebensunfähig. Noch vor Kurzem sind wir zwei Mal daran erinnert worden, durch den Koburger Herzog und die Mittheilungen aus Otto Abels Papieren, daß man wunderlicher Weise im Jahre 4« die deutsche Einheit zu fördern gedachte durch Verschmelzung der erneslinischen, schwarzburger und reußischen Ländchen zu einer thüringischen „Großmacht“. Brauns „Bilder aus der Kleinstaaterei“ fanden 20 Jahre später einen weiten und leicht erbauten Leserkreis. Man fand es vielfach verkehrt, daß Preußen 1866 diesen Scheineristenzen nicht in größerem Umfange ein Ende machte; es iväre in einem hingegangen, und mehrere hatten ja genügenden Anlaß zu solcher Maßregel gegeben. Auch deshalb hat man die damalige preußische Politik vielfach gescholten, weil sie in den Friedenschlüssen mit den Südstaaten nicht tiefer in deren Gebiete hineingriff. Das alte burggräfliche Besitzthum der Hohenzollern hätten doch manche gar zu gem wieder herausgeschnitten aus dem bayerischen Königreiche.

Wie haben sich auch in diesen Dingen die Anschauungen gewandelt durch die Lehren, die die Zeit ertheilte! Wer möchte jetzt noch die Kleinstaaten missen? Wie weise war es ausgedacht, daß durch die Stimmenvertheilung im Bundesrath in ihre Hand die Entscheidung gelegt wurde, wenn Preußen und die Mittelstaaten einander in Meinungsverschiedenheit gegenüberstanden? Allein die Zurückhaltung, die man sich 1866 gegenüber den Südstaaten auferlegte (und nicht erst durch den Druck der französischen Vermittelung!), machte die an den Frieden unmittelbar sich anschließenden Schutz- und Trutzverträge möglich, welche 1870 Alldeutschland nach Frankreich hineinführten. In welche Einseitigkeit wäre Bayern gedrängt worden, wenn man ihm die überwiegend protestantischen ehemals brandenburgischen Gebiete genommen hätte, durch welche die liberale, reichsfreundliche Partei wesentlich mit in den Stand gesetzt wurde, den Patrioten der bayerischen Kammer so erfolgreich die Waage zu halten!

Die schwierige Aufgabe, den Mittel- und Kleinstaaten ihr Mißtrauen und ihre Furcht vor Vergewaltigung in dem neuen Bundesstaate zu benehmen, ist so gründlich gelöst wie nnr immer denkbar. Die ersten Versuche, die Reichscompetenz auszudehnen, begeneten vielseitigein Widerstande, obgleich es sich dabei um ein Gebiet handelte, ans dem Einheitlichkeit lange ein dringender und tief gefühlter Wunsch der Nation gewesen war. Der vom Reichstag mit großer Majorität angenommene Lasker-Miquel'sche Antrag auf Ausdehnung der Reichscompetenz über das gesmnnte bürgerliche Recht sand die Zustimmung des Bundesraths nicht; unter der ablehnenden Majorität waren die drei mittelstaatlichen Königreiche. Zu einer eigentlichen Abstimmung kam es dabei allerdings nicht, uud den eingeleiteten Verhandlungen gelang es dann doch, in Jahresfrist die vorhandenen Bedenken zu zerstreuen. Am 12. December 1873 beschloß der Bundesrath gegen die Stimmen der beiden Meklenburg und Reuß die Einsetzung einer Eommission zur Entverfng eines bürgerlichen Gesetzbuches. Dagegen scheiterte der Versuch, dem Reiche die Leitung des gesammten Eisenbahnwesens zu verschaffen. Obgleich in Prenßen beide Häuser des Landtages die Uebertragng der preubischen Staatseisenbahnen aus das Reich genchmitt hatten, mußte man diesen Plan aufgeben. Ein Reichseisenbahngesetz kam nicht zu Stande, und die Regelung des Gütertarifwesens von Reichswegen, die der Kanzler vorschlug, stieß auf Schwierigkeiten. Sachsen kaufte seine Privatbahnen an, um besser Widerstand leisten zu können, und trieb seinen Widerspruch gegen die Erwerbung der Berlin-Dresdener Bahn durch Preußen bis zur Eruirung eines Schiedsspruches vom Lübecker Oberappellationsgericht, der allerdings gegen Sachsen aussiel. Preußen mußte versuchen, sich auf Umwegen dem erstrebten Ziele zu nahem, und begann mit der Verstaatlichung der heimischen Eisenbahnen. Auch von einem neuen Reichsamt für Bereinswesen und Presse, das der Entwurf des Socialistengesetzes forderte, wollte der Bundesrath nichts wissen, weil es der Souveränität der Einzelstaaten nachtheilig sei. Es handelte sich hier doch nm Fragen, die zu tief in das innere Leben besonders der Mittelstaaten eingriffen, als daß sie glatt hätten gelöst werden können. Weit größeres Entgegenkommen fand aber die

Reichsleitung für das Bestreben, das Reich finanziell selbstständig zu machen und die Matricularbeiträge zu beseitigen. Der preußische Antrag von 1877, die sämmtlichen Stempelsteuern dem Reiche zu überweisen, wurde allerdings im Bundesrath noch arg verstümmelt; aber die Heidelberger Conferenzen der Finanzminister der Einzelstaaten im August 1878 ergaben Einstimmigkeit in dein Wunsche, durch Erhöhung der indirecten Steuern zu Gunsten des Reiches die Matricularumlagen zu beseitigen. Auf dieser Bahn hindernd in den Weg zn treten, war dem Reichstag vorbehalten, in dem die nationalliberale Partei sich an ihre konstitutionellen Garantien klammerte, das Centrum aber principiell einer Stärkung der Selbständigkeit des Reiches widerstrebt. Und diese Signatur blieb unun die dauernde für das nächste Jahrzehnt der Reichsgesetzgebung. Es ist verhältnißmäßig leicht gewesen, den Bundesrath zu gewinnen für all' die wirthschafts- und socialpolitischen Maßregeln, die an leitender Stelle für nothwendig erachtet winden zum Schutz der nationalen Arbeit, zur Finauzreform in Reich und Einzelstaaten und zur Besserung des Looses der unteren Klassen; die Hindernisse, die diesen Bestrebungen entgegentraten, lagen in den politischen Parteidoctrinen, die in der Arbeit des Reichstages wirksam wurden. So konnte der Reichskanzler neuerdings mit siecht darauf hinweisen, daß gerade die verbündeten Regierungen, sie, in deren Selbständigkeitsgefühl man anfangs vorzugsweise die zersetzenden Tendenzen gewittert hatte, sich als eine feste Stütze des Reiches bewährt hätten. Die spontane Theilnahme an der ersten Reichstageröffnung unseres jetzigen Kaifers hat aller Welt dargethan, daß unsere fämmlichen Regierungen gesonnen sind, fest zum Reiche zu stehen, daß sie in ihm die Garantie ihres Bestandes, ihren „starken Schutz nach außen" sehen. Die jüngsten traurigen Ereignisse haben bei der waltenden Gesinnung den Bestand des Reiches nicht erschüttert, sondern gefestigt. Verschwunden sind die Rheinbundsgedanken wie ein böser Traum, ans dem man erwacht ist. Wer hinter diese traurige Episode, die sich breit in unsere Auffassung eingedrängt hatte, zurückblickt, der wird sich erinnern, daß in den Zeiten, wo wirklich eine Reichsregierung vorhanden war, Verrat!) am Reiche doch nicht allzu häufig gewesen ist. Die Loyalität, mit welcher «aiser Wilhelm an den geschlossenen Verträgen festgehalten hat, die Gewissenhaftigkeit, mit der er auch den Schein jeder Vergewaltigung von Sondenechten vermieden hat, die Vorsicht, mit der in den letzten zehn Jahren die Reichsgesetzgebung unter Heranziehung der Einzelstaaten und im Anschluß an sie vorgegangen ist, endlich nicht am wenigsten die persönlichen Beziehungen, die unser erster «aiser zu pflegen wußte, denen er dnrrch seine Art eine seltene Wärme und Innigkeit gab, haben das erfreuliche gegenseitige Zutrauen und Einvernehmen der deutschen Regierungen geschaffen, das uns berechtigt, mit Hoffnung und Zuversicht unserer weiteren bundesstaatlichen Entwicklung entgegenzusehen.

Schwieriger erwies sich die Aufgabe, im Hin- und Herwogen der Parteimeinungen ausschließlich die Erfordernisse des Reiches im Auge zu behalten. Politisches Denken löst sich schwer von den Vorbildern, an denen es groß gezogen ist. Es fällt uns nicht leicht zn fassen, daß die Regierung eines konstitutionellen Staates nicht nothwendig eine Parteiregierung sein muß; ist sie das doch überall in den sogenannten Musterländern des konstitutionellen Systems. Diese Vorstellung zu durchbrechen, war der Regierung Kaiser Wilhelms vorbehalten. Kein Wunder, daß sie es keiner Partei vollkommen recht gemacht hat. Bis zu den Attentaten und der sich daran knüpfenden Relchstagsauflösung hin behauptete die nationnlliberale Partei eine hervorragende Stellung und gewann einen weitreichenden Einfluß auf die Gesetzgebung, jedoch auch nur, indem sie sich in zahlreichen nnd wichtigen Fragen zu Eompromissen herbeiließ. Sie verlor diesen Einfluß, als sie nach den Neuwahlen sich weigerte, den Wegen der neuen Wirtschaftspolitik zu folgen, und hat ihn erst nach der Septennatsauflösung in stark verringertem Maße wiedererlangt. Seither hat die conservative Partei der Regierung am nächsten gestanden, ohne daß diese ihr doch je dienstbar geworden wäre. Eine Annäherung an die alte Fortschritts-, die spätere freisinnige Partei hat nie ernstlich versucht werden können, da dieselbe, wie sie 18(i7 gegen die Verträge des norddeutschen Bundes, 1670 gegen die Verträge mit den Südstaaten stimmte, so auch später fast allen organisatorischen Vorlagen der Regierung einen mehr oder weniger principiellen Widerstand entgegengesetzte. Das Centrum, das bald nach seiner Bildung der Mittelpunkt aller Opposition wurde, hat sich doch veranlaßt gesehen, der Regierung in der Zollgesetzgebung eine Stütze zu gewähren, Zusagen über den erwarteten Dank aber nicht erlangen können. So ging die Regierung ihren Weg, unbeirrt von den Zielen der Parteien. Manch schöner Traum wurde dadurch gestört, und viel zornige Tinte ist desHall' verschrieben worden. Aber als unseres ersten Kaisers Lebensstage sich zn ihrem Ende neigten, da waren der Grollenden und Schmolldenden, die Alles als verfahren und hoffnungslos ansahen, denn doch nur wenige; gar manches Neue, was das Reich geschaffen, hatte sich Freunde erworben gerade in den Kreisen, die sich demselben auf das Heftigste widersetzt. In dem Kampf der politischen Parteien aber, der in Wort und Schrift bis in das letzte Küsten- und Alpendorf seine Wellen warf, ist das Gefühl der Zugehörigkeit zum Reiche unzweifelhaft erstarkt; es bleibt dem Menschen nicht gleichgültig, was ihm Gegenstand seines Strebens und Denkens wird. Selbst von der Centrnmspartei darf man sagen, daß sie in dem schweren Strauße, den sie durchzukämpfen hatte im neuen Reiche, fester und fester Wurzel schlug in seinem Boden, seitdem sie erkennen und fühlen lernte, welch starker, unübersehbarer Factor der Catholicismus im innern Leben des Reiches ist. Vom Freisinn gilt noch heute, was 1870 vom Fortschritt bemerkt wurde, als er gegen die Verträge stimmte: er würde es nicht gethan haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß er doch in der Minorität bleiben würde; von Reichsfeindlichkeit kann doch im Ernste bei seinen Vertretern nicht die Rede sein. Im Anfang 1887 stimmte er gegen das Septennat, um die so seltene Gelegenheit, eine Handhabe zu gewinnen zur Einflußnahme auf das Heer und zur Durchsetzung der gepriesenen zweijährigen Dienstzeit, nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen; ein Jahr später, bei der Landsturmvorlage, wo politische Lieblingsdoctrinen nicht in Frage kamen, stimmte er rückhaltslos zu, obgleich es sich um einen viel tieferen Griff in den Beutel der Steuerzahler handelte. Wir wissen aus den letzten Stunden des Kaisers, wie sehr ihn die Geschlossenheit freute, mit welcher der Reichstag in diesem Falle bewilligte, was ihm als nothwendig für die Sicherstellung des Reiches bezeichnet worden war. Ausdrücklich wollte es der sterbende Kaiser ausgesprochen wissen, wie sehr ihn dieser Beweis der Einmüthigkeit des deutschen Volkes gestärkt und erfreut habe. Er tröstete sich ferner in diesen schweren Stunden des Gedankens, daß „er auf die Entmickelung der Lösung, welche seine Hauptaufgabe, die Wiederherstellung und Consolidirung der Nationalität des Volkes, dem er angehörte, genommen habe, mit Befriedigung zurückblicken könne." Wer wird dem Sterbenden die Berechtigung dieses Trostes absprechen wollen? So lange deutsche Herzen schlagen, wird Kaiser Wilhelm I. genannt werden als Neubegründer des deutschen Reiches, als der mächtige und besonnene Walter nach außen und innen, der deutschen Namen wieder zu Ehren brachte und deutsche Herzen wieder stüllte mit Stolz und Freude am Vaterlande.

„I° 5
5

Dieser glorreichen, zu beispiellosen Erfolgen getragenen Regierung sollten traurige Wochen folgen. Binnen 100 Tagen sollten wir zwei Kaiser beweinen. Es schien, als sollten sich die schweren Geschicke wiederholen, die

Nord und Süd. XI.VI., 1Z>. 22

mehr als einmal unsere mittelalterlichen Kaiserfamilien aus höchster Machtfülle hinabgestoßen hatten in Schwäche und Auflösung. Als eine Vermessenheit erschien der Jubelruf, der noch vor wenigen Jahren erklungen war: „Hurrah! Vier Kaiser!"

Hat je eine Nation ihren Thronfolger mehr im Herzen getragen als unser preußisches und deutsches Volk seinen Fritz? Ausgerüstet mit den herrlichsten Gaben an Körper und Geist war er herangewachsen zum Stolz des Vaterlandes. Es war der Mann, der als Fünfundzwanzigjähriger die Kaiserin Eugenie an die Germanen des Tacitus erinnerte und ihr den Ausruf entlockte: „Es ist eine imponirende Ra?e, die Deutschen!": der Mann, der durch gedankenreiche, formvollendete Reden so oft seine Hörer begeisterte und entzückte, durch treffendes Urtheil und sinnige Bemerkungen bei Männern der Kunst und Wissenschaft Staunen erregte. Seinem regen Geiste blieb kaum irgend etwas fremd, was die edleren Interessen des Menschen in Anspruch nimmt. Und dabei war Friedrich vollauf, was jeder Hohenzoller in erster Linie sein soll, Soldat. Am schleswig-holsteinischen Feldzuge nahm er im Hauptquartier ohne eigenes Commando Theil; bald nachher wurde er an die Spitze des pommerschen Armeecorps gestellt, im Feldzuge von 18W ihm eine verantwortungsvolle Aufgabe übertragen. Tie von ihm befehligte zweite Armee umfaßte fast die Hälfte der gesamten preußischen Streitkräfte: die Garde, das 1., 5. und 6. Armeecorps. Seine Truppen siegten bei Nachod und Skalitz, im zweiten Gefecht von Trautenaus, bei Königinhof; sie entschieden durch rechtzeitiges Eintreffen bei Chlum den Tag von Königgrätz. Der Feldherrnruhm des Kronprinzen mar begründet. In Hellem Jubel loderten 1879 die Herzen der Süddeutschen empor, als sie hörten, daß dieser Mann bestimmt sei, sie mit Schlesiern, Posenern, Thüringern und Hessen gegen den Erbfeind zu führen. Ihnen und ihrem Führer mar es dann vergönnt, sich mit dem ersten Siegespreis zu schmücken. Wie athmete Deutschland auf, als die Kunde von Weißenburg kam; die hehre Gestalt des Kronprinzen erschien als Schild und Schwert Gennaniens. Es folgten Wörth, der Flankenmarsch in den Ardennen, die Entscheidung von Sedan, die Einschließung von Paris. In seiner Cabinetsordree vom 28. October 1870 bemerkte König Wilhelm auf diese Erfolge hinweisend: „Das alles zusammengenommen bezeichnet den großen, den glücklichen Feldherrn." Er ernannte seinen Sohn zum General-Feldnmrschall. „Es ist das erste Mal, daß diese Auszeichnung, die ich auch Friedrich Karl verleihe, Prinzen unseres Hauses zu Theil wird! Aber sie Erfolge, welche bisher in diesem Feldzuge errungen sind, erreichen auch eine Hohe und eine folgenreiche Wichtigkeit, wie wohl nichts Aehnliches zuvor, und darum bin ich berechtigt, von dem Herkommen in unserem Hause abzugehen. Was mein Baterherz dabei 'empfindet, daß ich Dir auf eine solche Art meinen und des Vaterlandes Dank aussprechen kann und muß, bedarf keiner Worte." ^.

Dieser Anerkennung an allerhöchster Stelle ging rückhaltlose Hingabe der Untergebenen zur Seite. Der Kronprinz hatte sich die Herzen Aller gewonnen. „Bei dem Kronprinzen," schrieb damals ein bayerischer Offizier in die Heimat, „vermag wohl selbst der Fernstehende zu beobachte», wie jenes persönliche Verhältnis des fürstlichen Feldherrn zum Soldaten in dem Gemüthe des Fürsten sich darstellt; auch die Gemeinen stnd ihm Kameraden auf Leben und Tod." „Unser Fritz" genoß eine beispiellose Popularität.

In den langen Friedensjahren, die folgten, hat die Erinnerung daran sich nicht abzuschwächen vermocht. Sie wurde bei den süddeutschen Waffengeführten alljährlich aufgefrischt durch die Insertionen. Auch sonst fand die zaubernde Persönlichkeit des Kronprinzen reiche Gelegenheit zur Geltung zu gelangen. Repräsentation in den verschiedensten Formen brachte ihn mit den weitesten Kreisen Deutschlands in nächste Berührung. Ueberall war sein Auftreten des Erfolges sicher, zuletzt noch in glänzendster Weise auf dem Jubelfest unserer ältesten Universität. Auch nach außen hin verdankte Deutschland dem ritterlichen, gewinnenden Wesen seines Kronprinzen manche Wanne Sympathien. Sein Verhältnis zu König Humbert von Italien, seine Besuche in Spanien und beim Papst waren von politischer Bedeutung. In Deutschland gewöhnte man sich, beruhigt in die Zukunft zu blicken, da schon die persönliche Beliebtheit des Thronfolgers eine Garantie zu bieten schien für gute Beziehungen zu den auswärtigen Mächten. Vor Allem erachtete man den dauernden Anschluß Süddeuschlands als besonders gesichert durch die Verehrung, die Friedrich dort entgegengetragen wurde.

Es sollti anders kommen. Deutschlands geliebtstem Haupte sollte es versagt bleiben, in selbständiger und verantwortlicher Stellung einen wesentlichen Einfluß zu üben auf den Gang seiner Geschicke.

Gegenüber dem Vertrauen, dessen sich Sachkunde, Wahrheitsliebe und Pflichttreue deutscher Wissenschaft bis jetzt denn doch noch würdig gezeigt haben, kann nicht mehr bezweifelt werden, daß die Leitung der ärztlichen Pflege des Erkrankten in die Hände eines Unwürdigen s fiel. Kaiser Friedrich III. gelangte zum Throne in einem Zustande, der den Nachstbetheiligten als hoffnungslos bekannt war.

Was bis jetzt weiteren Kreisen zugänglich geworden ist über Friedrichs politische Anschauungen, genügt nicht, um diese Seite seines Denkens in sicheren Umrissen zu zeichnen. Wenn die Parteiprefe ihm einen bestimmten Stempel aufgedrückt hat, so zeigt das nur, mit welch unzureichenden Mitteln der Journalist an die Arbeit geht, weil es der Tagesbedarf fordert. Durch ein halbes Jahr vertrat nach dem zweiten Attentate der Kronprinz den verwundeten Vater. Diese Frist gab ihm wohl Gelegenheit, seine Befähigung für die Staatsgeschäfte und seine hohenzollernsche Pflichttreue zu bewähren, aber nicht, eigene Ansichten hu bethätigen. Die strenge Discivlin des Regentenhauses ließ bei einem Manne von der Besonnenheit und Selbstbeherrschung des Kronprinzen gar nicht den Gedanken aufkommen, aus der Zurückhaltung herauszutreten, zumal nicht gegenüber einem solchen Vater. Wenn dieser Zurückhaltung vielfach ein frondirender Charakter beigelegt wurde, so beruhte das doch auf Mittheilungen und Combinationen, denen meistens erst die Parteianschauung ein bestimmtes Gepräge gab. Als feststehend kann ja wohl betrachtet werden, daß Friedrich nicht unwesentlich beeinflußt war von englisch-constitutionellen Anschauungen, wie sie bei seinem Schmiegevater eine, man kann wohl sagen, klassische Vertretung gefunden hatten und in der den Vater vergötternden Gemahlin lebten. Ob aber diese Anschauungen, in die Praxis übersetzt, wesentlich hinausgegangen wären über das streng ^erfassuiigsnGigeDkegimtti.t,^ das Wilhelm I. etablirt hatte, das vermag niemand zu sagen. Kein Satz der einzigen authentischen Kundgebungen des Kaisers berechtigt zu einer solchen Annahme. Ausdrücklich erklärt der Aufruf „An mein Volk": „Es wird mein ganzes Bestreben sein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde." Der Erlaß an den Reichskanzler bekennt sich in den vom Freisinn so energisch bekämpften socialpolitischen Maßregeln ‚einig mit den Anschauungen meines Kaiserlichen Herrn Vaters"; er verkündet: „Ich sehe die nothwendige und sicherste Bürgschaft für ungestörte Förderung der vorliegenden Aufgaben in der ungeschwächten Erhaltung der Wehrkraft des Landes, meines erprobten Heeres und der aufblühenden Marine, der durch Gewinnung überseeischer Besitzungen ernste Pflichten erwachsen sind. Beide müssen jederzeit auf der Höhe der Ausbildung und der Vollendung der Organisation erhalten werden, welche deren Ruhm begründet hat, und welche deren fernere Leistungsfähigkeit sichert". Wie stimmt das zu den Ansichten der Opposition über den Werth unserer Colonien und unsere militärischen Verhältnisse? Kann einigermaßen ausgereiftes politisches Denken glauben, jemals unserer Art konstitutioneller Staatslenkung eine entschieden andere Richtung geben zu können, ohne vor-, her maßgebenden Einfluß gewonnen zu haben auf die Gestaltung desLeW.s,^ dieses Angelpunktes bei allen inneren politischen Machtfragen? Wenn sich die Hoffnungen des Freisinns, wenigstens die seiner Presse, während Friedrichs Negierung theilweise in's Ungemessene steigerten, so beruhte das doch wesentlich aus Erwägungen, die mit der Umgebung des Kaisers rechneten, und — tust n«t Ivust — auf seiner wohl als Thatsache anzuerkennenden directen Gengerschaft gegen die antisemitische Bewegung. In dem einen Falle, der das System unserer auswärtigen Politik berührte, entschied der Kranke, trotz stärkster gegentheiliger Einwirkungen, für die bisherige Leitung. Ob die Entlassung Puttkamers, die der schon mit dem Tode Ringende vollzog, mehr bedeutete als einen Personenwechsel — wer möchte das zu entscheiden wagen? ^Wer auch, wie weit die erschöpften Kräfte des Herrschers, der den Tod im Herzen trug, ausreichten, System und Consenuenzen der eigenen Anschauungen in jedem gegebenen Augenblicke

klar zu überblicken? Man möge nicht übersehen, daß auch die Thronrede unseres gegenwärtigen Kaisers von dein Vorbilde spricht, „welches Kaiser Wilhelm nach schweren Kriegen in friedliebender Regierung seinein Nachfolger hinterlassen, und dem auch meines hochseligen Herrn Vaters Regierung entsprochen hat, soweit die Bethatigung seiner Absichten nicht durch Krankheit und Tod verhindert worden ist."

So sind wir vergeblich bemüht, unserem zweiten Kaiser im politischen Leben unseres Volkes eine besondere Stellung anzuweisen; seine Regierung blieb ein kurzes, schinerzerfülltes Nachspiel zu der seines Vaters. Daran kann der Parteien Mythenbildung nichts ändern. Die Erinnerung unseres Volkes wird Friedrich III. festhalten als den Retter auf der Höhe von Chlmm, den Sieger von Weißenburg und Wörth, den begeisterten Führer der Süddeutschen zu engster Waffengenossenschaft mit den norddeutschen Brüdern. Sie wird Kunde bewahren von den namenlosen Leiden, die über dieses stolze Haupt, diesen echten Typus deutscher Art, im besten Alter hereinbrechen sollten. Sie wird berichten, wie diese Ueberfülle von Manneskraft verzehrt wurde im schmerzvollsten Ringen, ohne je einen Laut der Klage hören zu lassen, in ununterbrochener gleichmäßiger Milde und Leutseligkeit gegen Alle, die ihm nahten. Wo wohnten Güte und Festigkeit, Energie und Wohlwollen, lebhafte Theilnahme und sicherste Selbstbeherrschung harmonischer neben einander als in Kaiser Friedlich? Es mar ihm nicht vergönnt, uns zu regieren; aber was er war und was er leistete, verknüpft ihn trotzdem unauflöslich mit den glänzendsten Tagen unserer Geschichte und sichert ihm für all? Zeiten den-P^tz^ iunmittelbar-Mmt

Es ist eine schwere Probe, gemessen zu werden nach dem Maßstabe solcher Männer. So weit menschliches Urtheil reicht, darf von Wilhelm II. gesagt werden, daß er sie bestehen wird. Frohesten Herzens dürfen wir der Hoffnung leben, daß unser dritter Kaiser sich würdig anreihen wird seinen Vorgängern. Darüber haben schon die ersten wenigen Wochen auch dem Zweifelnden Gewißheit gegeben. Unser Reich wird bewahrt, unseres

Volkes ^setzmäßige Freiheit, seiner Fürsten Macht und Stellung erhalten bleiben. Von berufenster"Teite ist uns in diesen Tagen Kaiser Wilhelm II. „nach der Natur gezeichnet" worden. Hinzpeters Schriftchen ist eine harte Nuß für die Parteilogik, schon in der Thatsache ihres Erscheinens, mehr noch in Ton und Haltung. Sicher ist, daß sie trotz ihrer schrankenlosen Offenheit diejenigen nicht befriedigen wird, die eine Interesse daran zu haben glauben, das reichlich vorhandene Mißtrauen wach zu halten; aber eben so sicher ist auch, daß, wer sich so besprechen lassen kann — daß die Veröffentlichung nach ertheilter Genehmigung des Kaisers geschehen ist, kann keinem Zweifel unterliegen — nichts zu verbergen hat vor seinem Volke und fest in feiner eigenen Natur ruht; sicher auch, daß, wer so gezeichnet wird, wohl sein kann, was er gelobt hat zu sein, der erste Diener^z^ seines Staates, aber niemals der Diener einer Partei.

Das aber ist es, was Deutschland und Preußen brauchen. Den^ / historischen Bahnen, aus denen ein staatliches Gebilde zur Entwicklung gelangt ist, kann man nicht ungestraft untreu werden. Bei keiner Nation Europas aber, die russische „ausgenommen, steht die Dynastie so sehr im Mittelpunkte des staatlichen Lebens mie.in Deutschland. Die Hoheizollern haben Preußen und ein preußisches Volk geschaffen. Niemals hätten sie dasselbe erweitern und umgestalten können zu einem deutschen Reiche ohne ein deutsches Nationalgefühl, wie unser Jahrhundert es wieder hat erstehen sehen; aber die Wege, die zu diesem Ziele führten, die waren ihre und nicht unsere Wege und wurden erst unsere, als wir sahen, wie alles herrlich hinaus ging. ^Nie, so lange unsere Staatswesen gedeihen soll, kann man wünschen, unsere Dynastie in die Stellung der ^englischen oder der piemontesisch-italienischen Krone hinabgedrückt zu sehen.)^nser erster Kaiser sah in den Versassungen, deren Preußen und Deutschland sich erfreuten, die Rechte der Krone und des Bolkes gleich gut gewahrt. Die gleiche Ueberzeugung theilt der „M. Kaiser und König in des Großvaters Wegen wandelndes. ^ Enkel. „Es liegt mir fern, das Vertrauen des Volkes auf die Stetigkeit.l unserer gesetzlichen Zustände durch Bestrebungen nach Erweiterung der ^, Kronrechte zn beunruhigen. Der gesetzliche Bestand meiner Rechte, so lange ^7. er nicht in Frage gestellt wird, genügt, um dem Staatsleben das Maß monarchischer Einwirkung zu sichern, dessen Preußen nach seiner geschichtlichen Entwicklung, nach seiner heutigen Zusammensetzung, nach seiner Stellung im Reich und nach den Gefühlen und Gewohnheiten des eigenen Volkes bedarf. Ich bin der Meinung, daß unsere Verfassung eine gerechte und nützliche Vertheilung der Mitwirkung der verschiedenen Gewalten im Staatsleben enthält, und werde sie auch deshalb, und nicht nur meines Gelöbnisses wegen, halten und schützen". „Die Neichsverfassung zu wahren und zu schirmen in allen Rechten, die sie den beiden gesetzgebenden Körpern der Nation und jedem Deutschen, aber auch in denen, welche sie dem Kaiser und jedem der verbündeten Staaten und deren Landesherren verbürgt, gehört zu den vornehmsten Rechten und Pflichten des Kaisers." Wie könnte uns festere Gewähr für ein gerechtes Regiment gegeben werden als in diesen Grundsätzen? So lange ihnen die Treue bewahrt 'wird, bleibt Deutschlands Einheit unauslöslich. .

Der klare Blick, der sich hier' offenbart)für diehistoriAen Bedingungen unseres staatlichen Lebens, örfeimi mit gleicher Sicherheit die gegebenen Grundlagen unserer auswärtigen Politik. „Unser Bündniß mit Oesterreich-Ungarn ist öffentlich bekannt. Ich halte an demselben in deutscher Treue scst, nicht bloß, weil es geschlossen ist, sondern weil ich in diesem defensiven Bunde eine Grundlage des europäischen Gleichgewichts erblicke, <wie ein Vermächtnis^ der deutschen Geschichte, dessen Inhalt heute von der öffentlichen Meinung des gesammten deutschen Volkes getragen wird und dem herkömmlichen europäischen Völkerrechte entspricht, wie es bis 1866 in unbestrittener Geltung mar. Gleiche geschichtliche Beziehungen und gleiche nationale Bedürfnisse der Gegenwart verbinden uns mit Italien. Beide Länder wollen die Segnungen des Friedens festhalten, um in Ruhe der Befestigung ihrer neu gewonnenen Einheit, der Ausbildung ihrer nationalen Institutionen und der Förderung ihrer Wohlfahrt zu leben." Was wir oben ausführlich darzulegen versuchten, man kann es kaum knapper und treffender ausdrücken, als es hier geschehen ist. Es handelt sich nicht um eine Politik des augenblick- , lichen Bedarfs, sondern um die Erfüllung einer historisch-geographischen Nothwendigkeit. ^ —.'

Und in dieser Thatsache liegt die festeste Gemähr der Dauer, die überhaupt möglich ist. Um ihren Kaiser geschaart stehen die Fürsten und Völker Teutschlands als die festesten Bürgen der friedlichen Entmicklung des Erdtheils, als die ausschlaggebende Gewalt in der Lenkung seiner politischen Geschicke. Auf den letzten Mann fällt ein Schimmer des Ansehens und der Achtung, die Deutschland genießt. Wie find die deutschen Fürsten in Inland und Ausland wieder zu Stellung und Bedeutung gelangt, seitdem sie wieder, von einem großen Gedanken getragen, mitarbeiten an den nationalen Aufgaben des deutschen Staats! Windthorst hat oft Unglück gehabt mit seinen Prophezeihungen; kaum mit einer mehr als mit dem Ausspruche, den er 1873 gelegentlich der Debatten über die Justizgesetzgebung that, daß „in 20 Jahren das Haus Wittelsbach nicht mehr bedeuten werde als das Haus Hohenlohe". Was Deutschland im Ruthe der Völker ist, muß unwiderstehlich auch seinen Einfluß äußern aus das innere politische Leben. Auch die heftigste Opposition, so weit sie nur nicht antideutsch aus Princip ist, kann sich dem Zauber nicht verschließen, den Größe, Macht und Ansehen der eignen Nation auf jeden ihrer Angehörigen üben. Da unsere verfassungsmäßige Ordnung unverbrüchlich gesichert ist, so darf man hoffen, daß in dem weiteren Ausbau unseres inneren Staatslebens die Gegensätze der politischen Anschauungen sich nur innerhalb derjenigen Grenzen bethätigen werden, die das Förderliche und Ersprießliche vom Bedenklichen und Gefährlichen scheiden. Es kann nicht ausbleiben, daß mit der Consolidirung unserer inneren Verhältnisse auch unsere wirthchaftliche Geltung stetig steigt; unzweifelhaft hat ja schon der Aufschwung unserer politischen Stellung in dieser Richtung auf das Erfreulichste gewirkt.

Es ist aber unser ganzes Hinaustreten in den größeren Wirkungskreis, der unsere?« Volke doch mahrlich schon lange gebührt hätte, nicht der Art, daß es fremde Interessen in brüsker und einschneidender Weise verletzte. Nie ist größere Machtfülle bei Wahrung der eigenen Rechte maßvoller gebraucht worden; das gesteht das besonnene Ausland unumwunden zu. Unsere steigende Größe ist das natürliche Ergebniß einer langsamen, aber stetigen und sicheren Entwicklung. In Jahresfrist feiert Frankreich mit einem wirtschaftlichen Feste den Centenartag seiner Revolution. Wenn nicht alles trügt, so wird diese Feier offenbaren, daß die Revolution mit ihren Folgen Frankreich aus absehbare Zeit von der Führerrolle in Europa verdrängt hat. Dieselbe ist übergegangen an das Land/ das anfangs in erster Linie bestimmt schien, das Opfer jener Erschütterung zu werden. Es hat in sich aufgenommen, was aus den Ideen jener Bewegung dem eigenen Wesen förderlich schien; aber es hat dieses eigene Wesen nnversehrt bewahrt, . . , die historische Continuität nicht durchbrochen. Wir sind zu Einheit und Macht . <I>. gelangt und haben doch unserer mannigfach ausgebildeten Eigenart einen genügenden Spielraum gelassen. So ist unsere Macht zwar stark zur Vertheidigung, aber zum Angriff liegt wenig Neigung in ihr. Wir wollen unsere eigenen Herren sein, aber unsere geographische Lage, unser überlieferter Volkscharakter, unsere mannigfaltige Gliederung macht uns wenig geeignet zur Herrschaft über Andere. Wir sind, in uns befriedigt und stark genug, Vergrößerungssucht der Nachbarn abzuschrecken, ein Mo»«nt der Ruhe. Um was drehen sich die europäischen Kriege der letzten Jahrhunderte anders, als nm die Herrschaft über die zerfallene Mitte, Deutschland und Italien? Mit 1870 hat eine neue Entwicklung begonnen. Die geschichtliche Periode, die 1789 ihren Anfang nahm, hat eine Art Abschluß gefunden. Andere Vorstellungen beginnen zu herrschen über das Verlmniß der Völker zu einander, andere über ihr inneres politisches Leben. Und diese neuen Anschauungen sind wesentlich deutschen Ursprnngs. Wir können beruhigt sein über die Zukunft. Das nächste Jahrhundert gehört unserem Volke, und deutsches Wesen wird ihm seinen Stempel aufdrücken.

Breslau, den 24. Juli 1888.

^)deen zu einer Geschichte des Wohnhauses.

von
Zscob v. Falke.

— Wien, —
II.

enn man sich von der Bielgestaltigkeit der Wohnhäuser in Europa oder nur von denen auf deutschein Boden eine Vorstellung macht so scheint es unglaublich, daß dieselbe von zwei Grundscheinen allein ihren Ausgang genommenen habe. Und doch ist es so; doch ist es das nordische Hallenhaus und das südliche Hofhaus, welche dieGrundlage der Entmicklung und die Urformen der heutigen Wohnhäuser bilden.

Die Sache vereinfacht sich aber, wenn man nicht an die äußere Gestaltung denkt, an die Fa?ade und ihren künstlerischen Aufriß, an welcher die Kunstgeschichte nach allen ihren Stilen und Stilarten mitgearbeitet hat. Das Haus ist von innen heraus geschaffen worden; die Fa?ade, wenn richtig, ist nur der Ausdruck des Inneren. Das Erste und Entscheidende ist daher überall der Grundriß, die Eintheilung und Bestimmung der Räumlichkeiten im Innern. Der verkehrte Weg, erst die Fa^ade zu zeichnen und dann das Haus nach Belieben dahinter zu bauen, dieser Weg ist unserer Zeit vorbehalten worden.

Was nun den Grundriß, also die Eintheilung geschaffen, verändert, ausgebildet hat, das ist die Culturgeschichte, die steigende oder auch fallende Eivilisation, je nach zeitlichen oder localen Umständen nnd Ereignissen. Es ist die verfeinerte Sitte gewesen, das wachsende Gefühl für Wohlanständigkeit, welches zuerst die Theilung des gemeinsamen Raumes veranlaßt hat; dann kam die Trennung der Herrschaft von der Dienerschaft, die Trennung der gesellschaftlichen Räume von denen der Familie oder den rrivalen Räumen, die Befriedigung der Gastlichkeit und Beherbergung in besonderen, den Gästen gewidmeten Schlafgemächern, endlich der verschiedene Benif, der, wie er besondere und eigenthümliche Räume erforderte, so auch auf die Gestaltung des Hauses in seinem Inneren und in zweiter Linie auch des Aeußeren einwirkte. Es sei bloß an das Kaushaus der nordischen Seestädte erinnert.

Wie die Cultur selbst in dieser Richtung fortgeschritten ist, wie sich aus den Gelagen der Männer nach und nach im Laufe der Jahrhunderte eine feine und geistige Geselligkeit herausgebildet hat, wie die Frau, die Schaffnerin im Hanse, in die Gesellschaft der Männer hineingezogen, wie sie diese und zugleich sich selbst zu edlerer Sitte herangebildet hat, wie sie dann zur Dame, zur Herrin geworden — dieser culturgeschichtlichen Entwicklung parallel geht die Geschichte des Hauses

Freilich, wie in den verschiedenen Ländern oder Gegenden dieser Gang der Cultur unterbrochen oder durchbrochen wurde durch oft gewaltsame historische Ereignisse, wie die Bildung nur auf den Höhen der Gesellschaft zur Bollendung kam, in den bürgerlichen Schichten nur theilweise und stufenweise sich vollzog, im Bauernstande aber stehen blieb, so ist es auch dem Wohnhause ergangen. Auch das Bauernhaus ist größtentheils stehen geblieben, nachdem eö zu einer gemissen Höhe und Ausbildung gelangt war und in derselben gar verschiedene Formen angenommen hatte. Anderswo hat die Armuth der Gegend oder die Verwüstung durch den Krieg den Fortschritt gehemmt, und man findet nur Hütten, die weder primitiv sind noch überhaupt einen bestimmten Eharakter tragen. Anderswo hat die Cultur einen neuen Weg eingeschlagen und ist an Stätten vorübergegangen, an denen sie einst geblüht hatte.

Dergleichen Zustände, in einer ausgeführten Geschichte des Wohnhauses wohl zu beachten, sind in dieser kurzen Darstellung nicht zu berücksichtigen. Ich muß mich an große und allgemeine Verhältnisse, an die typischen Erscheinungen halten, um wenigstens den Gang nachzuweisen, den die Tinge genommen haben. Doch will ich an der heutigen überaus vielgestaltigen Mannigfaltigkeit des Bauernhauses nicht vorüber gehen, ohne wenigstens einige Worte zu ihrer Erklärung zu sagen.

Wir haben das norddeutsche Bauernhaus in der höchst charakteristischen Form des niedersächsischen Hauses kennen gelernt, und auch gesehen, wie es, durch Leben und Cultur sich verwandelnd, aus dem ungetheilten Hallenhause hat hervorgehen können. Gehen wir von hier, von Holstein oder der Clbemündung, wo das niedersächsische Haus landeseigenthümlich ist, nach Süden, so stoßen wir überall auf neue Gestalten bis in die Alpen hinein. Im gewerblichen Mitteldeutschland — wie anders die bauliche Erscheinung in den Dörfern! Wie sehr haben sich die kleinen Fachbauhäuser den Wohnhäusern der kleinen Leute in den kleinen Städten genähert. nicht anders wie hier der große Bauernstand verschwunden ist und der Kleinbauer dem Kleinbürger verwandt geworden! Wie anders wieder die Anlage der Höfe in den bayrischen Niederungen südwärts der Donau; wie anders das Gebirgshaus in den Schweizer, Tiroler und österreichischen Alpen! Sollten diese Gevirgshäuser mit dem nordischen Hause desselben Ursprungs sein? Man hat oft versucht sie aus dem Süden vom antiken Hause herzuleiten; auch von Semper ist der Versuch gemacht worden. Er ist immer mißlungen. Außer hier und da architektonischen Tetailmotiven ist keine Aehnlichkeit aufzufinden gewesen. Ueberall ist die Anlage, der Grundriß, das Baumaterial, alles Entscheidende total verschieden. Das gilt vom Schweizer, vom Tiroler, vom österreichischen und steirischen Gebirgshaus« gleicherweise. Ich sage nun nicht, daß die Holzhäuser, denen man bei aller Verschiedenheit doch die große Aehnlichkeit unter einander nicht absprechen kann, direct aus dem Norden herabgekommen oder etwa gar aus dein norddeutschen Bauernhause abzuleiten seien; dennoch sind sie des gleichen Ursprungs und stammen von dem Hallenhaufe, nicht vom Hofhaufe ab. Allerdings haben sie aus der gemeinsamen Quelle sich anders entwickelt und im Laufe der Zeiten eine andere Gestaltung genommen, zum Theil eine viel reichere. Sie haben ein Obergeschoß erhalten, oder vielmehr das eigentliche Hauptgeschoß, das Parterre, wegen des abfallenden Bodens mit einem Untergeschoß, Souterrain, unterbaut und dieses zur Stallung für Kühe und Pferde verwendet, wozu das niedersächfische Bauernhaus seine Seitenschiffe gebraucht. So fährt in dieses Gebirgshaus der Getreidewagen von der Seite her oder von rückwärts in das erste Stockmerk, wie im norddeutschen Hanse direct auf die zur ebenen Erde liegenden Tenne. Das Alpenhaus ist über dem Souterrain rings oder theilweise außen mit einer Gallerie umzogen, während das antike südliche Haus einen Umgang ini Jnnem um den Hof herum hat. Das ist keine Aehnlichkeit, sondern der volle Gegensatz. Das norddeutsche Bauernhaus besitzt jene Gallerie nicht; es hat auch keinen Platz dafür, da ja alles zur ebenen Erde liegt. Als im Alpenhause der Unterbau entstand und damit das Hauptgeschoß, das ist das eigentliche Haus, gehoben wurde, erhielt es die Gallerie wie eine Nothwendigkeit, da man sonst den Weg aufwärts mitten durch die Viehställe hätte nehmen müssen. So führt die Treppe von außen hinauf. Die umlaufende Gallerie ist eine Art Neminiscenz, eine Erinnerung daran, daß das Originalhaus, bevor es in das Gebirge auf den abschüssigen Boden verpflanzt wurde, mit feinem Hauptgeschoß, vielmehr mit seinem einzigen Geschoß, zur ebenen Erde lag. Heute hat freilich auch das Alpenhaus in der Thalebene auf flachem Wiesengrund die gleiche Gestaltung, die gleiche Gallerie, und das ist leicht zu erklären. Was auf den Bergen und wegen der Berge entstanden ist, das ist für das ganze Alpenland zum Typus geworden.

Wann nun aber diefe verschiedenartige Gestaltung begonnen hat, ob die germanischen und keltischen Völkerschaften, als sie in diese Gegenden einwanderten, die Motive schon mitbrachten, oder ob nicht vielmehr die ganze Wandlung erst seit ihrer Ankunft auf diesem Boden selbst, wo sie heute sehaft sind, sich vollzogen hat, das müssen wir einstweilen dahingestellt fein lassen. So viel mir auch in artistischen Publicationen Abbildungen solcher Häuser besitzen, so oft diese auch beschrieben sind, so wenig hat man daran gedacht, ihre Geschichte herauszuarbeiten, ihre Entstehung, Herkunft und Ausbildung uns zu erzählen. Und doch wäre das, mit Hilfe logischer Combinationen und Folgerungen, wenn man einmal erst auf richtiger Basis steht, nicht unmöglich.

Es wäre ebenso möglich, auch die geschichtliche Entwicklung des städtischen Hauses darzustellen, über welche wir heute noch weniger unterrichtet sind. Ueber Burgen und Paläste ist reichlich das bildliche und baugeschichtliche Material zusammengetragen, doch das städtische Haus, zumal das einfache und darum in seiner Ursprünglichkeit vielleicht lehrreichere, hat weniger den wissenschaftlichen Forschertrieb gereizt. Abbildungen von Hausfa?aden find zahlreich; Grundrisse aber, die uns allein über Entstehung und Weiterbildung Auskunft geben können, sind selten.

Es ist wohl selbstverständlich, daß, so wie die Cultur in verschiedenen Gegenden und Ländern ihre verschiedenen Wege gegangen ist, so auch das Haus von seinem Ursprünge, der Halle, aus verschiedene Entmicklung nehmen mußte. Der Gang im Allgemeinen ist überall der, daß die Halle von ihrer Bedeutung als Ein und Alles herabsteigt; daß sie von ihren, Räume an Wohn- und Schlafgemächer abgeben oder solche in neuer Entstehung neben sich dulden muß, bis sie selber zur bloßen Flur oder Diele, zum Eingangs- oder Vorräume herabgesunken ist. In dieser Gestalt hat sie in England den alten Namen Kall behalten. Während das Landhaus, d. h. der Herrensitz, sich in dieser Weise frei nach der Breite entwickeln konnte, wurde das städtische Haus, veranlaßt durch die Enge der ummauerten Städte, in die Höhe getrieben. Es legte sich nun Stockwerk über Stockwerk.

Ist so, ganz allgemein gesprochen, der Gang oder das Ziel der Richtung ein gleiches, so wird dieses Ziel doch auf verschiedenen Wegen verfolgt, unter denen sich zwei als die hauptsächlichsten hervorheben lassen. Der eine ist derjenige, bei welchem das Haus mit seiner schmalen Giebelseite sich nach der Straße zukehrt, während der andere ihr die Längenseite mit dem abfallenden Pultdache und dem Tropfenfalle zuwendet. Bei der ersten Art steht in der Regel Haus an Haus, Mauer an Mauer, während die zweite Art sich mehr in den kleineren offenen Landstädten vorfindet, wo man mit dem Räume weniger geizig zu sein brauchte. Doch ist das kaum als Regel auszusprechen, da das Wesentliche und Unterscheidende in etwas Anderem liegt.

Offenbar zeigt das erste Haus — ich will es das Giebelhaus nennen — eine größere Verwandtschaft sowohl mit dem niedersächsischen Bauernhause wie mit dem altnordischen Herrensitz. Es hat sein Licht und seinen Eingang und Ausgang auf den Schmalseiten und läßt selbst in seiner inneren Eintheilung und Gestaltung sich ohne viel Schmierigkeiten auf ursprüngliche Stufen der Entwicklung zurückführen. Ich habe dabei vorzugsweise das Haus der norddeutschen oder nordischen Städte im Sinne, wie es sich von der Ostsee zur Nordsee, über Holland nach Belgien und Flandern und von den Küsten hinein auch tiefer in das Land erstreckt. Es ist die Gegend des rothen Ziegelbaues. Wenn bei diesen Giebelhäusern der Giebel in treppensörmiger Gestaltung aufsteigt, anstatt daß die Seiten bei dem nordischen und bei dem Bauernhause schräg zum spitzen Winkel zusammenlaufen, so liegt die Ursache eben in dem Ziegelbau anstatt des Holz- und Balkengezimmers. Der Ziegel führt nach seiner rechteckigen Gestaltung logisch zu einem treppenförmigen Aufbau, wenn er einen Giebel bilden soll; nur sind hier die zahllosen kleinen Stufen in wenige große verwandelt.

Der Eingang findet sich bei diesen Häusern gewöhnlich in der Mitte, nur bei kleineren Häusern ist er auf die Seite gerückt, und damit die Halle auf einen Corridor verengt, der von einer Giebelseite zur anderen läuft, nur in der Mitte für die Treppe sich erweiternd. Anders ist es bei den größeren Häusern, zumal bei den Kaufhäusern, wie ja auch heute ihrer viele in den Hansestädten bis in oder an das Mittelalter zurückreichen. Hier folgt dem Eingang zunächst ein Vestibül, das zur einer Seite den Kaufladen, zur anderen Seite ein Wohn- oder Geschäftszimmer hat. Es ist ein Stück wie von der alten mächtigen Halle abgeschnitten, denn diese folgt unmittelbar, hock hinaufreichend bis mindestens zum zweiten Stock oder zum Beginn der Dachgeschosse. Dieser weite Raum, welcher die alte Halle in unverkennbarer Tradition bewahrt, dient dem Kaufherrn größtentheils zum Magazin. Eine frei liegende Treppe führt zu den Wohn- und Schlafgemächern, welche auf der Vorderseite bis an oder unter das Giebeldach hinaufsteigen. Reichen sie nicht aus, so ist nicht rückwärts ein Hof umbaut, sondern nur ein schmaler Seitenflügel erstreckt sich an ihm entlang. Das ist altüberkommene Tradition, die noch überall in Uebung steht, wo auf schmalem Grundstück sich Haus an Haus lehnt.

Ganz anders nun die zweite Art, welche tiefer im Lande, zumal im ganzen Mitteldeutschland wohl die herrschende ist. Wie gesagt, kehrt dieses Haus seine Langseite der Straße zu und läßt die Seiten seines Satteldaches nach vorn und rückwärts abfallen. Steht es frei, so verwandelt es auch die Giebelseiten in schräg abfallende Dächer. In diesen Häusern ist die Ausbildung des Inneren etwa so vor sich gegangen, daß von dem Ein und All der Halle rechts und links je ein Gemach abgeschnitten wurde, sodaß das Ganze, von vorn nach rückwärts getheilt, in drei ziemlich gleiche Theile zerfällt. Der mittlere Theil mit dem Kochherd im Hintergrunde blieb als Halle, Flur oder Diele. Da die weitere Entwicklung auch die Trennung der Küche verlangte, so wurde diese übrig gebliebene Halle quer durch in zwei Räume getheilt, von denen die Hintere die Küche bildete mit einem Ausgange nach dem Hofe, die vordere aber die Diele mit dem Eingang. So bereits aus ein Sechstel der ganzen Grundfläche reducirt, mußte die Halle auch noch die Treppe aufnehmen, als das wachsende Bedürfnis; die gesteigerte Cultur mehr Gemächer verlangte, ein Bettzimmer, das man nur durch ein oder mehrere Stockwerke genügen konnte. Wie das nun geschah, wie diese Obergeschosse in Gemächer getheilt wurden, darin ist schließlich so viel lokale oder individuelle Willkür eingetreten, daß man kaum noch das alte und ursprüngliche Grundschema auffinden kann.

Und doch ist es auch unter dieser individuellen, für private Bedürfnisse zugeschnittenen Gestaltung erkennbar, wenn auch nicht mit der gleichen Deutlichkeit und Regelmäßigkeit wie bei dem englischen Hause. Wie dieses englische Wohnhaus, das städtische wie das Landhaus, einfach und klar in seiner Anordnung ist, so ist es auch deutlich in seiner Entstehung und in seiner Geschichte zu verfolgen, welche in allen Zeiten der Culturgeschichte auf englischem Boden parallel geht.

Das englische Haus nimmt, vielleicht auffallender Weise, seinen Ausgang nicht von dem römischen Hause, also nicht von dem Hofhause, wie man doch auf dem Boden einer mehrhundertjährigen römischen Provinz hätte erwarten sollen. Ten Ausgang bildet vielmehr das angelsächsische Haus. Gerade wie im Norden, bildete nämlich der Wohnsitz der angelsächsischen Fürsten und Bornehmen eine Anlage von vielen vereinzeltten Gebäuden, deren jedes, ein Haus, ein Raum für sich, auch nur eine Bestimmung hatte. Alles von einem Zaun und Graben umschlossen. Ans ihrer Mitte ragte das Gebäude der Halle mit seinen nach nordischer Art geschmückten Giebeln mächtig empor. Das Innere war ein Raum bis unter das Dach, durch welches der Rauch der Feuerherde seinen Weg zu nehmen hatte. Solche Feuerherde, auf denen große Blöcke loderten, waren eingemauert in der Mitte des Estrichs zwischen den Bänken, die sich an den Längsseiten der Halle entlang zogen. An der Querseite stand der Ehrensitz. Hier in dieser „Methhalle" weilte, speiste und zechte der Fürst mit seinen Gefolgsmannern und Lehnsleuten. Bor den Bänken waren Tische aufgeschlagen, die zur Nachtzeit entfernt wurden. Dann wurden Polster herbeigetragen, und das Gefolge lagerte sich zum Schlaf ebenda, wo es soeben gezecht hatte.

Aber damals in der Zeit der kleinen sächsischen Könige schlief die fürstliche Familie nicht mehr in der Halle. Sie hatte ein eigenes Schlafhaus, ebenfalls einen einzigen ungetheilten Raum, welcher auch den Franen und Kindern zum Tagesaufenthalt diente, allenfalls auch einen hohen Gast znr Nacht beherbergte. Wahrlich, kein vorgeschrittener Stand der Behausung für die Königinnen und Prinzessinnen der angelsächsischen Fürstenhäuser, welche als Stickerinnen berühmt waren und, seitdem sie christlich geworden, fromm wurden bis zum Stand der Heiligkeit und religiöse Bücher schrieben. Neben diesem Schlaf- und Familienhause hatte die Wirtschaft ihre Räume oder vielmehr ihre Häuser; es gab ein Haus zum Waschen, eines zum Kochen, eines zum Baden u. s. w.

Der Gang der Entwicklung war nun der, genau wie im Norden, daß die Halle alle die zerstreuten Häuser, soweit sie den Menschen dienten, an sich zog und wenn nicht gerade unter einem Dache, doch zu einem einzigen zusammenhängenden Gebäude vereinigte. Dieser Proceß wurde aber durch ein gewaltsames Ereignis; unterbrochen, durch die normannische Eroberung nach der Mitte des elften Jahrhunderts. Die neuen Herren, welche in ihrer nordischen Heimat nur den Holz- und Fachbau gleich den Angelsachsen gekannt hatten, waren in der Normandie, auf der Stätte und an den Resten einer ehemals blühenden römischen Cultur, zu Architekten und Steinmetzen geworden. Als Eroberer aus beiden Seiten des Canals unter einer weitaus zahlreicheren, feindseligen Bevölkerung lebend, waren sie in die Lage gekommen, in der Normandie wie in England, in festen Burgen ihre Sicherheit zu suchen. So wurden sie die Urheber einer eigenthümlichen Art des Burgenbaus, welche nur einen Uebergang bezeichnete, aber noch bis heute imponirende Nester hinterlassen hat.

Diese Burg der Normannen, Tonjon genannt, war ein viereckiger Thurm von gewaltigen Dimensionen. Bis zu hundert Fuß stiegen die Mauern, welche oft eine Dicke von fünfzehn Fuß hatten, empor. Der Thurm enthielt in der Regel vier Geschosse, jedes nur ein einziges Zimmer bildend. Der Eingang befand sich im ersten Stock und war nur von außen durch eine hölzerne Treppe, die leicht abgebrochen werden konnte, erreichbar. Das Erdgeschoß, in das man von oben gelangte, hatte nur Schlitzfenster in der Mauer; es diente als Vorrathsraum. Als Behausung betrachtet, von seiner Bestimmung als fester Burg abgesehen, vertrat dieser Thurm die nordische Halle nach ihrer alten Bedeutung. Das erste Geschoß war der Waffensaal, der Aufenthalt der Diener und der Knechte; in Zeiten der Gefahr wurde hier gekocht und gebacken und wurden alle die Dienste verrichtet, für welche es sonst Gebäude außerhalb der Halle gab. Das zweite und dritte Geschoß bildeten ungetheilt einen einzigen, großen Raum, die Halle, den Aufenthalt der Lehnsleute, des kriegerischen Gefolges, die Stätte des Gelages und der Geschäfte für den Herrn der Burg. Erst das vierte Geschoß gehörte der Familie, den Frauen, den Kindern. Hier wohnten und schliefen sie alle in einem ungetheilten Räume. Diese Gemächer waren freilich von großer Ausdehnung, oft von hundert Schuh im Geviert.

So lebten und wohnten die vornehmen normannisch-französischen Familien, welche mit Wilhelm dem Eroberer nach England herüber gekommen waren. Nicht anders lebte auch die königliche Familie, die sich im Tower zu London eine gleiche Thurmburg erbaut hatte. Der Tower besaß freilich schon eine Kapelle, und jedes Geschoß war durch eine Querwand in zwei Theile getheilt — ein Fortschritt auf dem Wege der Intimität und Absonderung der Geschlechter, der Herrschast und der Dienerschaft.

Aber dabei blieb es auch in der Entwicklung dieser ritterlichen Thurmbugen. Als die Eroberung sicher geworden und der Besitz der neuen und fremden Herren nicht mehr bestritten war, stiegen die normannischen Barone wieder von der unbequemen Höhe herab und siedelten sich zur ebenen Erde an. Der weitere Gang knüpft an die angelsächsische Anlage wieder an; aber mit Hülfe der normannischen Bauleute und Architekten wird nun in Stein ausgeführt, was früher nur leichtes Gezimmer war.

Wie schon mehrfach angedeutet worden, hatte die Halle das Bestreben, die zerstreuten Gebäude der ganzen vornehmen Ansiedlung an sich zu ziehen. Zuerst ist es das Familienhaus — wohlverstanden, immer nur ein Gemach bildend — welches sich an die eine Seite der Halle anlegt, die Wand mit ihr theilend. Damit rückt auch die Frau der Männergesellschaft nahe. Sie erhält erst die Einsicht, dann den Eintritt in dieselbe, was ebenso sehr einen socialen wie einen architektonischen Fortschritt von außerordentlichen Folgen bedeutet. An die andere Seite der Halle lehnt sich gleicherweise die Küche, die Wirthschaft an. Das Familienhaus hatte aber bisher nicht die Höhe der vorragenden Halle; nunmehr mit ihr Eins, strebt es zu ihrem Dache empor und erhält darum ein Obergemach, den Söller, der dem Herrn zum Geschäfte, auch wohl der Familie zum Speisen und zum separirten Gelage dient. Der Baron trennt sich damit, emancipirt sich von der Halle und seinen Lehnsleuten. Damit ist der Anfang eines nach seinen verschiedenen Bestimmungen wohl abgetheilten Hauses gegeben; freilich in baulicher Beziehung noch von sehr unvollkommener Ausbildung, denn jeder Raum hatte noch seinen besonderen Eingang, und der Söller, von dem man vermittelst einer Oeffnung in der Wand in die Halle hinabsehen konnte, war doch nur durch eine außerhalb liegende Stiege zu erreichen.

In dieser Gestalt führt der englisch-normannische Landsitz den Namen manor, wunor-Kuuss oder französisch inanoir. Die Halle war in ihm noch immer der weitaus dominirende Theil, baulich wie social; und sie blieb es noch ein paar Jahrhunderte, obwohl nun die Gemächer der Familie sich mehrten nach der Bestimmung wie nach der Zahl. Wie die Dame alsbald in der blühenden Zeit des Nitterthums social die erste Rolle spielte, die Königin der Feste und Turniere und der gefeierte Gegenstand aller Dichtungen wurde, so stieg sie auch in der Architektur des Hauses und erhielt ihr besonderes Gemach, das bouioir oder tks laljv8 dovsr, das anfangs als Schlaf- und Empfangszimmer zugleich diente, dann aber in bscckrooiQ und är.-nviriFi-oom (Salon) getheilt wurde. Gleicherweise erhielt der Herr sein parlour oder Sprechzimmer, und für die Familie entstand ein stehendes besonderes Speisezimmer, das <imir,β-r««m. Ebenso sonderten sich die Schlafzimmer und wuchsen an Zahl für die Familie wie für die Gäste.

Trotz dieser Vennehrung und Absonderung der Gemächer behielt aber die Halle in Schloß und Landhaus ihre Bedeutung, so lange Ritterthum und Feudaladel in Blüthe standen. Sie war eben die Stätte der Feste und der großartigen Gastlichkeit, welche der Lord seinen Lehnsleuten zu gewahren hatte. Es war ähnlich in Deutschland auf den großen Burgen und Schlössern. Der kleine Ritter freilich war dürftig genug behauset. Seine Burg war lange Zeit nichts als ein festes Haus, mehrstöckig vielleicht, jedes Geschoß aber gleich der normannischen Thurmbug (nur ohne ihre Gemalt und Größe) ein einziges Gemach bildend. In einem solchen hausetete die ganze Familie bei einander. Als die Zeit kam, daß man die Nothwendigkeit der Absonderung der Geschlechter, der Kinder und des Gesindes fühlte, schuf man zuerst für die Frau einen besonderen Rann durch aufgehängte Teppiche, wo sie sich ungesehen wenigstens ankleiden konnte. Aus diesem flüchtigen Ansänge ging dann die feste Eintheilung in mehrere Gemächer hervor, und mit steigendem Wohlstand verwandelte sich dieser Burgstall in ein die ganze Burganlage beherrschendes und überragendes Hauptgebäude.

Anders war es auf der Burg der Herzoge und der Landesherrn, wo auch die Gastlichkeit im großen Stil eine Stätte hatte. Hier war der Beginn wie bei den Angelsachsen gewesen. Die Pfalzen Karls des Großen hatten noch aus einem Haufen zerstreuter Einzelgebäude bestanden, die sich dann später zu einer Burg-, Schloß- oder Palastanlage zusammenschlossen. In allen Liedern und Erzählungen der Ritterzeit, das ist also im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, in denen die Halle den Namen sal oder pal«» führt, erscheint sie als der Hauptbestandtheil der Burg wie des Palastes. Die Schloßherrin mochte in ihrem Boudoir (Komsnuts) einzelne Gäste empfangen und zum Niedersitzen auf die Bank am Fußende ihres Bettes nöthigen, die gewöhnliche Empfangsstätte aber war der Palas. Die ankommenden Gäste ritten vor denselben und stiegen eine breite Freitreppe hinauf, auf welcher sie vom Burgherrn erwartet und empfangen wurden. Der Palas lag also, wie im Norden und in England, zur ebenen Erde, nur um wenige Stufen erhöht. Das ist wenigstens in jener frühen Zeit die Regel. So war der Palas auf der Wartburg, der vielbesungenen Residenz der Landgrafen von Thüringen, welcher bis auf unsere Tage in seinem ganzen Bau sich wohl erhalten hatte, bis ihm moderne Restauration seine Ursprünglichkeit zu nehmen verstand. Doch bildete in Palästen die Halle auch den ersten Stock, so im Hohenstaufenpalast zu Gelnhausen, der noch in Ruinen besteht, und im Krönungspalast zu Aachen, dem moderne Restauration ebenfalls seine Originalität genommen hat. An den Palas schlossen sich die Wirtschaftsgebäude an, die Stallungen, die Behausung

Nord und SKd. XI.VI., IS». 23

der Burgwache u. s. w., über deren Lage die Beschaffenheit und Formation des Felsenbodens mit entschied, so daß es an Unregelmäßigkeit nicht fehlt.

Solche Unregelmäßigkeit war auch noch während des späteren Mittelalters der vorherrschende Charakter der großen englischen Schloßanlagen, obwohl dieselben doch zumeist auf ebenem Boden standen. Sie verleugneten damit ihre Entstehung nicht und standen ganz in Harmonie mit dem Architekturstil der Zeit, mit der Gothik, die ja das Pittoreske, Unregelmäßige und Wechselvolle zu lieben scheint, trotz ihrer rechnenden und messenden Natur. Die ganze Anlage, obwohl ein Gebäude bildend, von der Halle überragt, hatte im Luftprofil verschiedene Höhen, und nach allen Fronten sprangen die Theile vor und zurück. Es fehlte an einem gemeinsamen Eingang, an einer gemeinsamen Stiege für die oberen Räume. An ein Stiegenhaus in unserem Sinne wurde noch gar nicht gedacht. Die Stiege hatte in der Architektur noch so wenig Bedeutung, daß z. B. zu dem mächtigen Krönungssaal der deutschen Kaiser in Aachen nur eine kleine Wendelstiege hinaufführte, welche alle Kaiser und Churfürsten und das ganze hohe und niedere Gefolge zu ersteigen hatten.

Diese Unregelmäßigkeit des Grundplans ging in England selbst noch im sechzehnten Jahrhundert in den s. g. Elisabethstil hinüber. Erst gegen Ende dieses Jahrhunderts und in dem folgenden trat mit der schweren Renaissance, mit dem Palladiostil, wie er in England heißt, eine gewaltige Aenderung ein. Man nnterwars nach italienischer Art den ganzen Grundplatt einer vollständigen Regelmäßigkeit und Symmetrie. Der Grundplan, schon in seiner Eintheilung, war ein ausstudirtes Kunstwerk; die Façade wurde gleicherweise als ein regelmäßiges symmetrisches Kunstmerk behandelt; bei den großen Landsitzen lagerten sich die zahlreichen Gemächer um einen quadratischen oder rechteckigen Hof, in welchem ohne Zweifel ein Ausfluß des südlichen, in Italien fortgepflanzten Hofhauses zu erkennen ist, durch den.Nunstil der Renaissance nach England hinübergetragen. Auch die Treppe wurde ein Gegenstand kunstvoller Architektur. In das Innere des Hauses, in die Halle, welche ihre Bedeutung verloren hatte, hin verlegt, wurde sie zuni Stiegenhause. An ihre Stelle traten Gesellschaftssäle. Die Halle, welche ihre Gäste verloren hatte, war also zur Eingangshalle, zum Platz der wartenden Dienerschaft herabgesunken. Sie hat in dieser Gestalt ihren alten Namen bull im englischen Hause behalten; es ist die einzige Erinnerung an ihre ehemalige so große und beherrschende Bedeutung.

Im städtischen Wohnhause war und ist sie nichts als ein enger winziger Raum, wie ihn das enge, auf schmalen Boden erbante Stadthaus allein duldet. Dieses englische Stadthaus erhielt seine gegenwärtige, so schematische Gestaltung erst spät, erst dann, als die Cultur alle die einzelnen, für die Bedürfnisse der Cultur nothwendigen Gemächer und Räumlichkeiten geschaffen hatte. Aus seiner schmalen Grundfläche enthält es alles, was der breite Landsitz einschließt: die Wirthschaftsräume, das Speisezimmer und Familienzimmer, Schlafgemücher und Gastzimmer, alles gesondert von einander mit voller Wahrung der Intimität und doch ein jedes für sich leicht zugänglich. Aber wie auf dem Lande sich alles in die Breite legt, so lagern sich im Stadthause die Gemächer über einander, zu unterst im Souterrain die Wirtschaft im Parterre und im ersten Stock die Räume für Familie und Geselligkeit, im zweiten und dritten Stock die Schlafgemücher, zu oberst allemal die Dienerschaft.

Das ist ein Schema, das echte Schema eines städtischen Familienhauses, das sich mit Nothwendigkeit, parallel der (Zivilisation, aus dem Hallenhouse hat entwickeln müssen. Aber auch nur aus dein Hallenhouse. Ganz anders ist das moderne Haus dort geworden, wo es auf der Grundlage des südlichen Hofhauses erwachsen ist.

Ich habe im vorigen Abschnitt das südliche Hofhaus verfolgt bis zu seiner gewissermaßen vollendeten und schematischen Ausbildung in der römischen Kaiserzeit auf italischem Boden. Von den großen Palästen abgesehen, die ja auch nur eine quantitative Erweiterung des Grundschemas sind, fanden wir das griechisch-italische Haus als eine Anlage zahlreicher Gemächer um zwei Höse herum, deren einer hinter dein andern liegt, der vordere mehr dem Leben und Verkehr des Mannes, der Hintere dem der Frauen, der Familie gewidmet. Jeder Hof, das Atrium wie das Cavädiurn, ist von einem Säulenumgange umgeben, von dem aus die Thören und die Lichtöffnungen in die Gemächer führen. Das Aeußere, selbst die Façade ist vernachlässigt, als gleichgültig betrachtet. Die ganze Anlage ist in der Regel zur bloßen Erde; obere Gemächer bilden die Ausnahme.

Dieses Haus nun, welches durch die griechisch-römische Cultur seine Vollendung erhalten hatte, ist auch durch das ganze römische Reich in alle romanisirten Provinzen, nach Westen und nach Osten und südwärts in die Wüstenländer Afrikas verbreitet worden. Der Hellenismus hat es dem Orient, von wo es ja dem Principe nach seinen Ursprung genommen, in vollendeterer Gestalt wieder zurückgegeben.

So ist es gekommen, daß eben dieses selbe antike Hofhaus heute noch das Grundschema für das Wohnhaus in allen muhamedanischen Ländern bildet von Marokko bis nach Indien. Wenn die Paläste in Constantinopel davon eine Ausnahme zu machen scheinen — auch nur scheinen, denn der Unterschied ist seinem Wesen nach nur äußerlich —, so beruht das auf dem Einfluß italienischer Künstler im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, welche nach Constantinopel berufen wurden.

Als die Araber, entflammt von ihrem neuen Glauben, ihre Eroberungszüge begannen, stürzten sie sich auf hellenisirte und romanisirte Länder, auf die Provinzen des byzantinischen Reiches, Syrien, Kleinasien, Aegypten u. s. w. Was sie hier vorfanden, war das griechisch-römische Wohnhaus, in welchem sie sich auch häuslich niederließen, da sie selber keines hatten und kein Schema mitbrachten. Es ist ja auch nicht anders mit der arabischen Kunst gegangen. Byzantinische Künstler und Werkmeister waren ihre Lehrer, byzantinische Ornamentik ihr erster Kunststil. Rasch genug haben die Araber sich freilich von ihren Lehrmeistern losgemacht und binnen wenigen Jahrhunderten einen neuen und eigenen Stil geschaffen, der seinen Ursprung kaum ahnen läßt.

Etwas anders ist es mit Wohnhaus und Palast. Wie sehr auch hier die arabische Kunst Schmuck und architektonisches Detail verwandelt hat, so ist doch der Grundplan des antiken Hofhanses unverändert geblieben. Ein reich verzierter Hof, das Atrium des antiken Hauses, ist durchaus das Wesentliche, der Mittelpunkt des mhammedanischen Hauses, reich geschmückt, mit einem lebendigen Brunnen in der Mitte, von Blumen und blühenden Gebüschen umgeben, sodann von der Säulenhalle und den Gemächern umlagert, alles wie im griechisch-italischen Hause: der Pergleich läßt sich bis ins Einzelne durchführen.

Vielleicht erinnert sich ein und anderer der Leser noch von der Wiener Weltausstellung von 1873 des kleinen marokkanischen Hauses. So klein es war, so gab es doch ein völlig getreues Bild des alten, unverdorbenen muhamedanischen Hauses, was weder bei dem persischen noch bei dem ägyptischen der Fall war. Das letztere zumal, welches Haus und Moschee und Meierhof mit einander verbinden sollte, gewährte eben darum eine falsche Vorstellung.

Das muhammedanische Haus vernachlässigt, wie das ja auch durchgängig in Pompeji der Fall ist, das Aeußere gegenüber dem Inneren; seine Stmßenfayade ist unansehnlich, mw wo es Fenster zeigt, sind diese vergittert, so dicht, daß man wohl heraus, aber nicht hineinsehen kann. Es legt sich gleichfalls wie das antike Haus, wo der Raum es gestattet, fast allein zur ebenen Erde und lagert einen mit Gemächern umgebenen Arkadenhof hinter oder neben den andeni, einen jeden in einen blühenden, von Wasser gekühlten und durchflössen«« Garten verwandelt. Eine Einrichtung, welche schon die Zurückgezogenheit der griechischen Frau, ihre Entfernung vom öffentlichen Leben hervorgerufen hatte, die Einrichtung nämlich, die Familienwohnung mit den Frauengemächern abzusondern mrd hinter die Männerwohnung zu legen, kam den Mhammedanern wohl zu statten. Die Abgeschlossenheit, ja Unsichtbarkeit, welche der Islam seinen Frauen auferlegt, ließ die Hintere Abtheilung des Hauses leicht in den Harem verwandeln.

Nicht überall aber auch in den orientalischen wie in den eroberten Städten des Westens gab es Raum für eine solche doppelte Hausanlage zur ebenen Erde. Alsdann war man freilich gezwungen ein zweites Geschoß aufzuführen, und dieses wurde den Frauen übergeben. Aber auch in diesem Falle erkennt man das Bestreben dem Princip treu zu bleiben, indem die oberen Gemächer mit einer Gallerie so um den Hof oder an seiner Stelle um die offene Halle so gelegt wurden, daß die Frauen vom Hofe und Garten Luft und Licht genießen konnten und, selber ungesehen, den Blick ans die kommenden und Gehenden hatten. Im griechischen und griechischitalischeil Hause hatte nicht das Bestreben geherrscht, das Innere des Hauses und insbesondere auch die Frauen den Blicken der Vorübergehenden oder Eintretenden zu entziehen; vielmehr konnte man, wenn nicht aufgehängte Teppiche den Blick abhielten, vom Vestibül bei offener Eingangsthüre durch das ganze Haus hindurchsehen. Das entsprach nun freilich in keiner Weise den Sitte» des Muhammeoanismus; aber man half, wo die Gefahr vorlag, in leichter Weise dadurch ab, daß man den Gang, der im antiken Hause vom Vestibül zwischen den vorderen Gemächern der Dienerschaft gradeaus in das Atrium führte, in krummer Linie anlegte.

Wie gesagt, kann man dieses orientalis-ch-muhammedanische Hofhaus verfolgen vom äußersten Westen, von den Küsten des atlantischen Oceans bis zum Ganges und darüber hinaus, soweit der Islam seine Eroberungen ausgedehnt hatte. Man findet es heute so, man erkennt es in den erhaltenen Monumenten des Mittelalters wie in den schriftlichen Nachrichten und Erzählungen früherer Zeiten. So aus den Kreuzzügen. Wie fabelhaft klingen aus jener Zeit die Beschreibungen vom Chalifenpalast in Kairo, und doch ist bei aller Pracht und allem Glänze die antike Hofanlage unverkennbar. Hof legt sich an Hof, einer reicher geschmückt als der andere, verziert mit goldener Pracht, ausgestattet mit Säulenhallen, Brunnen und Bächen lebenden Wassers, mit Blumen, Blüten- und Fruchtwächsen, mit Vögeln und seltenen Thieren von fremder Art.

Wozu aber nach den schriftlichen Nachrichten suchen? An den äußersten Enden der muhammedanischen Welt sind ja zwei Monumentalbauten erhalten, welche bei aller Pracht der Ausstattung das Grundprincip in treuester Weise bewahrt zeigen, im Westen die Alhambra, die rothe Burg der Könige von Granada, im Osten der Palast der Großmoguln von Delhi. Wenn nicht das zierliche Detail der arabischen Architektur märe, die Hufeisenbogen und Stalaktitengewölbe, die überschlanke Säulen und die unendliche Fülle der Arabesken, man könnte auf der Alhambra sich in der Villa eines römischen Großen wähen, wie sie Plinius beschreibt. Die Alhambra wie die Paläste der muhammedanischen Fürsten Indiens find Conglomerate von Hofhäusern mit Colonnaden und Gemächern in ihrer Mitte, mit Brunnen und Canülen und Teichen und den blühenden und duftenden Gewächsen des Südens gefüllt. Alles zur ebenen Erde gelegen. Aber so in Indien auch nur die Paläste der muhammedanischen Herrscher, denn der Hindufürst wohnt in den oberen Geschossen, womöglich in Zelten auf dem Dache seiner hochgebauten, burgartigen Paläste.

Weniger treu vielleicht hat das Abendland, nicht das muhammedanische sondern das christliche, das Princiv des antiken griechisch-römischen Hauses bewahrt. Die nordischen Völkerschaften sind über die Länder des europäischen Südens hereingebrochen, wilde, zerstörende Zeiten sind gekommen und haben die antike Cultur ausgelöscht, und dann hat auf diesen Stätten eine neue, eine christliche Cultur sich erhoben, welche während des Mittelalters einen völligen Gegensatz zum antiken Geiste bildete. Wo classische Tempel standen, wurden christliche Kirchen romanischen und gothischen Stils erbaut; wo heitere, luftige, offene römische Villen dem Lande eine Zierde waren, da entstanden feste Häuser und eng ummauerte hochgethürmt Burgen. Und demnach ist das südliche Hofhaus im ganzen Süden Europas, in allen ehemals latinisirten Provinzen des Römerreiches wieder zu erkennen und die Stufen seiner Umwandlung sind ohne viel Mühe aufzufinden und zu verfolgen. Und oft findet man sie, wo man sie am wenigsten erwartet. Man will heute zum Beispiel die christliche Kreuzbasilika aus dem Inneren des römischen Hauses herleiten, indem man aus dem Atrium mit den beiden Flügelräumen, den »Ine, zur Noth ein Krenz herausfindet. Das ist nun wohl ein Jrnthum, denn man kann nicht von der Gestalt eines offenen Raumes die Gestalt eines geschlossenen Gebäudes ableiten, da ja beide im Gegensatz stehen. Aber die christliche Architektur hat ein Anderes, das direct auf das römische Haus zurückzuführen ist, und das ist der säulenumgebene Klosterhof, der Kreuzgang. Wer in Italien oder Sicilien einen wohl erhaltenen Kreuzgang aus alter Zeit betritt, und sieht den Brunnen in der Mitte, zu dem die Wege im Krenz führen, und sieht den Hof mit Blumen und blühenden Gesträuchen in einen Garten verwandelt, der kann darüber nicht im Zweifel sein, wo er Borbild und Ursprung zu suchen hat. Er findet es im Atrium und Peristyl des antiken Hauses.

Ueberall da, wo das Haus sich im Viereck um einen Arkadenhof lagert, stehen wir auf dem Boden des antiken Hofhauses, sei es, daß die Tradition sich direct herleitet oder indirect erst die italienische Renaissance durchwandert hat. In Spanien sind die Arkadenhöfe mit ihren Gallerien, Teichen und Blumen in der Mitte und ihrem Blumenschmuck zunächst auf , die arabisch-maurische Behausung zurückzuleiten, die ja, wie wir gesehen haben, selber ein Abkömmling des antiken Hauses ist. In Italien haben die Paläste ihre Höfe durch das ganze Mittelalter bewahrt und in den Stil und in die Bauanlage der Renaissance hinübergeführt, und mit den größeren Häusern ist das ja auch durchgängig der Fall. Man erkennt, daß hierin, im viereckigen Hof der Mitte, das eigentliche Princip der italienischen Anlage besteht.

Die Zeit hat freilich Veränderungen vorgenommen. Sie hat die bloße Parterreanlage, welche im Alterthnm die Regel mar. aufgegeben und hat, gleich den insulno des alten Rom, Geschoß über Geschoß gelegt. Sie >>>ßle die alleinige oder fast alleinige Beleuchtung von innen, vom Hofe aus, aufgeben nud vielmehr die Fronten, wo sie frei waren, zur Beleuchtung mit benutzen. Dadurch wurden die Fenster ein architektonisches Motiv des Aeußeren, und es bildete sich der künstlerische Façadenbau. Die Stiege, welche in den antiken Häusern kaum aufzufinden ist und architektonisch von gar keiner Bedeutung war, mußte selbstverständlich durch die Nothwendigkeit einer Verbindung der verschiedenen Geschosse von größerer Wichtigkeit werden, aber erst die Renaissance hat sie zn einem künstlerisch bedeutungsvollen Theile des Innern gemacht; sie erst hat das sogenannte Stiegenhaus geschaffen. Man hat ferner die umlaufenden Arkaden geschlossen und damit in einen Corridor verwandelt, was aber zumeist erst dann geschehen, als die Fensterverglasung leichter und allgemeiner wurde.

Trotz dieser Veränderungen aber hat der Süden seine offenen Arkadenhöfe bewahrt oder bei Häusern gewöhnlicher Art mit Eisen gestützte Gallerien um jedes Stockwerk herumgelegt, von welchen aus die Thüre direct in jedes Gemach hineinführt ganz nach Art des antiken Hauses. Und nicht bloß im Süden ist das der Fall. Wir können die Arkadenhäuser und Arkadenhöfe mitten durch die Alpen, also durch das Gebiet der ländlichen Hallenhäuser hindurch, bis zu den nördlichsten Provinzen des Nöinerreiches verfolgen. Und das ist ja nicht zu verwundern, es ist nicht bloß die classifche Cultur in die Provinzen gewandert; römische Bauleute, Maurer und Steinmetzen sind auf den Nömerstraßen gezogen und haben weit nordwärts den Rhein hinunter ihre Bauwerke aufgeführt.

So ist denn das Römerhaus, wie zu anderen Städten des deutschen Südens, wo der „Bayrische Hof“, der „Bamberger Hof“, der „Rheinische Hof“, noch ein redendes Zeugniß ablegen, auch zur alten Bindobona geekommen und das moderne Wien hat trotz allem Wandel der Zeiten das Princiv der Hofanlage mitsammt der Bezeichnung treu bewahrt. Haben wir doch noch einen Heinrichshof, Marientheresienhof u. a. entstehen sehen. Betrachten wir die alten Wiener Arkadenhäuser von diesem Gesichtspunkt aus und ziehen wir in Betracht, was andere Culturverhältnisse, was eine ganze Kunstgeschichte haben ändern müssen, so können wir die Vergleichung mit dem römischen Hause Punkt für Punkt durchführen bis auf unseren Hausmeister, den Nachkommen des Ostiarius, des römischen Thürhüters, der Platz und Wohnung am Eingang hatte. Das nordische Hallenhaus kennt ihn nicht.

Aber nicht in Wien allein ist das der Fall. Das Hof- und Arkadenhaus kennen alle alten Städte südwärts der Donau und zum Theil noch jenseits, wenn auch durchsetzt mit dem Hallenhouse und nordischen Einsüssen; und mit dem Arkadenhause, mit den Hofgallerien, welche den Eingang in die Gemächer vermitteln, stehen wir überall auf dem Boden antiker Reminiscenzen und Bautraditionen. Und wie das römische Stadthaus, so ist auch die Villa» iu«ti^a, der römische Meierhof, gewandert und hat seine Anlage vielfach den ehemaligen römischen Provinzen hinterlassen. Diese viereckige, einen oder mehrere Höfe umschließende Anlage, an deren Eingang vorn die Wohnung des Villicus, des Meiers liegt, während die Hinteren Räume zu Stallungen, Scheunen und sonstigen Wirthschastslocalen bestimmt sind, der völlige Gegensatz des niedersächsischen Bauernhauses, sie findet sich genau wieder im Elsässer Bauernhause mit der Wohnung vorn am großen Thoreingang. Wir haben das Gleiche auch in Oesterreich. Die viereckigen, um einen Hof gebauten Anlagen der Bauern- und WeierHofe in Steiermark, Ober-Oesterreich und Niederbayern, die in solchem Contrast zum Gebirgshause stehen, sie sind alle die directen Nachkommen der römischen Villa rustio».

Das kann man, wenn man einigermaßen den antiken Plan im Kopse hat, schon im Vorüberfliegen von der Eisenbahn aus erkennen. Wer aber suchen will, der findet, wenn er den alten Nömerstraßen von Italien aus durch unsere Alpen folgt, noch mehr von antiker Tradition und römischer Erbschaft. Er braucht nicht in die Erde zu graben, er findet auch oberhalb noch des Interessanten genug. So sind, um nur ein paar Beispiele anzuführen,

die horizontalen Giebel der alten Häuser von Gmunden, VSklabruck und verwandten Städten römische oder römisch-italische Reminiscenz; und wer sollte glauben, daß die Gestalt und Einrichtung der Kaufläden in Pompeji sich heute noch gerade so z. B. in Sterzing am südlichen Fuß der Brennerstraße findet! Selbst in Wien giebt es noch Beispiele.

Solche Entdeckungen, welche die Gegenwart an die Vergangenheit knüpfen und den Weg rückwärts klären, ließen sich noch viele machen, freilich nicht in Büchern. Man muß, was die Bücher lehren, im Kopfe haben und damit wandern, beobachten, vergleichen; man muß das Leben der Zeiten im Grundriß der Wohnhäuser erkennen — alsdann wird es möglich sein, in den Phasen, welche das Wohnhaus durchgemacht hat, bis es zu seiner gegenwärtigen Vielgestaltigkeit gekommen, den Werdegang aufzufinden. Dann erst und nur auf diesem Wege wird sich die Aufgabe einer Geschichte des Wohnhauses lösen lassen. Sie ist ebensowohl baugeschichtlicher wie culturgeschichtlicher Natur. Wer im Stande ist, zu den Materialien beizutragen, insbesondere durch Abbildungen, aber immer mit Grundrissen, das sind die Local- und Provinzvereine und die Alpenvereine. Wir lenken ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand.

^en Sack auf dem Rücken, das Seil um den Leib,
Die Art in der Hand ... „kebwohl, mein iveib!
Mein Zunge, schlaf wohl!" Oer Führer spricht's
Beim Schwinden des goldigen Sonnenlichts . . .
Fünf Gulden, das ist die Taxe.

„Grüß Gott, Luer Gnaden! Zum Aufbruch bereit?
Heut ist's bequem, unser Ziel ist nicht weit!
Wir kommen zur Hütte vor Einbruch der Nacht,
Da wird bis zum Tagesgrau'n Rast gemacht;
Doch morgen geht's auf die Spitzel

Der Aufstieg, Herr, ist mühsam, ist schwer!
Und wenn mein Weib daheim nicht war'
Und mein Bube mit Locken blonder als Flachs —
Ich thät's jetzt nicht um die doppelte Tax'I
Doch zu Weihnacht ist wiederum Kindtauf'I

Verlegungen, der jührei blieb auf der Stelle lodt.

Bin sonst nicht ängstlich, scheu keine Gefahr,
Bin Führer dahier schon fünfzehn Jahr',
Mein Arm ist stark und sicher mein Fuß,
Bei Schneegestöber und Regenguß

Bin ich durch die Tatra geklettert.

Ich sag's Luch, Herr, ohne Ruhmredigkeit:
Ihr fändet im Lande weit und breit —
Und bötet Ihr zwanzig Dukaten in Gold, —
Nicht Einen, der jetzt Luch führen wollt'
Hinauf auf die Gerlsdorfer Spitzel

vielleicht legt Ihr »och einen Gulden zu?
Herr! Nichts für ungut I Ich laß Luch in Ruh!
Doch ein Andrer hätt' Luch jetzt nicht geführt I
Ich weiß es ja, daß mir nicht mehr gebührt:
Fünf Gulden, das ist die Taxe!"

Sie schreite» weiter, sind beide nun stumm,
Und wundersames Schweigen ringsum.
Die Sonne sinkt, roth glüht der Schnee,
Da ist der schöne smaragdgrüne See,
Und da die schützende Hütte.

Dahin die Sonne! . . Der Abend ist kalt,
Schwarz starrt auf dem Leisen der mächtige Wald.
Das Lager ist bald zurecht gemacht,
Der Imbiß verzehrt . . . „Nun, gute Nacht!
Denn morgen geht's auf die Spitze!"

Sackgraur Nebel überall . . .
wie von qualmendem Pech ein feuriger Ball,
wie ein Flammenklumve» aus rußigem Schlot,
Unheimlich trübe und dnnkelroth,
So steigt die Sonne im Osten,

„s war besser, Herr, wir ließen es heut!
So laßt doch schwatzen die dummen keut'
Und höhnen, daß Ihr umgekehrt! . .
Ihr wollt beim wein am glimmenden Herd
von der Gerlsdorfer Spitze erzählen?

Ich furchte mich nicht, scheu keine Gefahr,
Ich kenne die Tatra schon zwanzig Jahr'!
Ich kenne jeden Steg und Stein . . .
Und Ihr wollt den Freunden beim Glase wein
vom kühnen Aufstieg berichten?

Ihr wallt es? Dann vorwärts I Und frischen Much
Der Nebel leuchtetI Das deutet nichts Gut's!
Schaut, wenn's im Nebel so flimmert und blinkt,
Dann dauert's, bis er als Regen sinkt;
wir haben nicht Zeit zum warten.

Hier über den Bach — nur hart an mich an!
Da liegen ja Blöcke! 's ist leicht gethan!
Ihr seht sie nicht? So gebraucht Euren Stock!
Da wieder im schäumenden Wasser ein Block!
Nun springt! . . . Jetzt sind wir hinüber.

Ein Jammer, daß der Nebel nicht fällt!
Da unten im Kessel das Trümmerfeld,
Da drüben die steile zerrissene wand —
Die keut' sagen bei uns zu Land:
Da hatten die Teufel gekegelt!

verwünschter Nebel! daß Dich die Pest —I
verschnauft Luch nur! das Seil hält fest!
Jetzt heißt es: die Kräfte angespannt!
Die steil zerrissene Felsenwand —
Die müssen wir nun übersteigen!

Ihr seht den Kessel, den Felsen nicht?
Herr! haltet Euch an mich, ganze nahe, ganz dicht!
Nur Ruhe! bedächtig! Schritt für Schritt!
Nur langsam, Herr! Ich schlepp Euch schon mit!
Ich habe geübtere Augen!

Sottlob! wir haben die Rinne jetzt
Mit dem ewigen Schnee! Fest aufgesetzt
Den Stock zuerst, den Fuß hinterdrein . . .
Nur langsam! Ich haue Stufen ein!

Ihr spürt sie schon mit dem Stocke!

Ein schwerer weg! Ich hab's Euch gesagt I
Ihr könnt nicht weiter? Nur unverzagt!
Hier läßt sich nicht rasten! Herr, rappelt Euch a>,f!
wir können nicht rückwärts, wir müssen hinauf!
Hinauf zum steinigen Grate!"

Das Seil ist sest um die Beiden geschnallt.
Es knistert der Schnee, Der Nebel wallt.
Die lungen kochen. Die Finger sind klamm.
So geht es hinauf zu des Berges Kamm,
Und dann zur Gerlsdorfer Spitze.

Sie sprechen nicht mehr, sie sehen nicht ...
Zu mühsam der weg, der Nebel zu dicht.
Der Schweiß auf der Stirn, die Füße im Eis,
Durchnäßt und stöhnend, zu kalt und zu heiß —
So klettern die Beiden im Nebel.

Ringsum nur Nebel, weit und breit , . .
Line fürchterlich graue Einsamkeit.
Kein kaut, kein freudiger Widerhall —
Ein stummes, feuchtes Grau überall.
Grau ist die Tiefe, die Höhe.

Grau, lautlos, eisig kalt und feucht . . .
Schwer athmet der Führer, der Fremde keucht.
„Brav, Herr! Spannt all Eure Kräfte an I
Das schwerste Stück Arbeit — bald ist es gethan!
Bald ist der Grat erklommen I

von da bis hinauf — 's ist der Rede nicht werth I
Und seid Ihr erst glücklich heimgekehrt,
Und sitzt Ihr beim Glase wein zu Haus,
Dann lacht Ihr die kindischen Prahler aus I
Ihr wart auf der Gerlsdorfer Spitze I

Nur jetzt keine Schwäche, nur Kraft und INuth
Und fester Wille und kaltes Blut!
's wird lichter I Ich sehe den Kamm! Hurrah I
In fünfzehn Minuten sind wir da I
Dann wollen wir weidlich rasten!

Nur vorwärts I — Nicht rückwärts II... Beim Element!
Ihr zerrt mich nach hinten!" Der Führer stemmt
Die Brust nach vorn mit aller Gemalt . . .
vergebens > Kein Stillstand mehr I Kein Halt!
Sie rutschen und torkeln und kollern.

In's keere greift die krampfende Hand,
Der Fuß, er tastet nach Widerstand . . .
Ein furchtbarer Ruck! ... In den Kessel hinab! . . .
Da finden die Beiden ihr schauriges Grab,
Da, wo die Teufel kegegelt.

Still liegen sie da. Und Stille ringsum.
Der Nebel wallt. Es ist Alles stumm.
Zertrümmert die Schädel am harten Gestein,
Die Glieder zerschmettert ... so hüllet sie ein
Das graue Bahrtuch des Nebels . . .

Ein dumpfes Gemurmel geht durch den Brt:
Die Beiden bleiben zu lange fort.
Umsonst das Weib mit dem Arauskopf harrt
Des Mannes. Fünf Gulden verdienen ist hart!
Fünf Gulden, das ist die Taze.

Und als vorüber die dritte Nacht,
Da haben zwölf Männer sich aufgemacht,
Und stöhnend schleppen sie Sänften herbei,
Verbandzeug bringt und gute Arznei

Der Arzt vom benachbarten Städtchen,

Sie haben da unten in schauriger Schlucht
Gefunden, was sie so lange gesucht.
Stumm hat man die Leichen in s Dorf gebracht.
Die Frau bricht zusammen, der ltrauskoxf lacht .
Su Weihnacht ist wiederum Kindtauf .

Und der Fremde nimmer zurückekehrt
Sur Heimat, zum traulich glimmenden kzerd;
Und nimmer erzählt er bei funkelndem wein
vom kühnen Aufstieg zum grauen Gestein
Der hohen Gerlsdsrfer Spitze

^ean Paul in Weimar.

Nach Origincilbriefen.
Herausgegeben von

Brix Förster.

— Iliünchen. —

a liegen sie vor mir die halbvergilbten Blätter aus dein vorigen Jahrhundert, mit scharfen und verschwommenen, fremdartigen Schriftzügen bedeckt, momentane Ergüsse von Seelen, die Jahrzehnte lang den Schlaf der Vergessenheit geschlummert: es sind Briefe Jean Pauls an Freunde und Frauen und von diesen an ihn. Ich nahm sie aus alten Kosfern nnd weggeschobenen Kisten und lese und lese, ganz bestrickt von dem Zauber, den das Vertiefen in die persönlichen Verhältnisse einer längst vergangenen, aber großen Zeit hervorruft. Manche Zeile klingt mir bekannt, wie schon einmal gehört oder gelesen. Ich nehme „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" (Breslau 1831) zur Hand, blättere in „Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto" (Berlin 1829) und in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jean Pauls" (München 1863) ^ richtig! da treff ich sie wieder die eben gehörten Stimmen, aber entstellt und verworren: sie rühren und bewegen mich nicht so wie die, welche aus den geschriebenen Worte» tönnten. Wie kommt das? Da sind manche Briefe ganz unterdrückt; andere aus Schonung für den Dichter und die noch Lebenden im Ausdruck gemildert oder geschwächt; und viel, sehr vieles im Druck verewigt, das mit seiner langweiligen Masse das wirklich Werthvolle, wie dazwischen Gestreutes, fönnlich erstickt.

Ich denke mir: Jean Paul kann Alles vertragen, nnr nicht Ver Wässerung. Die Briefe an Otto enthalten seine geheimsten Gedanken, hingeworfen, wie die Stimmung des Augenblicks sie erzeugte, und trotzdem mahnte er diesen diesen einmal ausdrücklich: „Ich beschwöre Dich (ich erscheine Dir sonst!), daß Du nach meinen, Tode über mich derb und frei schreibst, nicht verdammt kleinstädtisch/zart und delicat über Alles." Wenn man ihn wiedergäbe, ganz wie er war, mit allen realistischen Einzelzügen, ohne Besorgniß, seine in den Himmel ragende Gestalt zu erniedrigen? Er würde dem Empfinden unserer Zeit wieder näher gebracht, und man wagte sich wieder, an seine Werke, die durch ihren Ruf des Überschwenglichen und Himmlischschwärmerischen nahezu ein verschlossenes Heiligthum geworden sind.

So greif ich denn, erfüllt von seinem Willen und Geiste, nach einem Abschnitt seines buntbewegten Lebens und wähle mir seine goldenen Tage in Weimar. Ich schreibe nur nieder, was ich iin Original vor mir habe; ich gebe die Sätze in ihrer Ungebundenheit und Unförmlichkeit, in ihrer Orthographie, ja mit ihrer Interpunktion, wie sie auf dem Papiere stehen. Bielleicht bekommen sie dann für den Leser etwas von dem Reiz des Manuskripts: das altmodische, ungezwungene, ungesuchte Colorit.

Eins aber sag ich Allen im Voraus, die empfindliche Nerven haben: Jean Paul war trotz seiner Idealität zuweilen schroff in seinen Anschauungen und derb in seinem Humor. Wie er wirklich war, so soll er auferstehen!

I.

Den 3. März 1796 erhielt Jean Paul in dem abgelegenen, kleinstädtischen Hof folgenden Brief von unbekannter Hand:

Weimar den 29ten Februar 1796. In den letzten Monathen wurden hier Ihre Schriften bekannt, sie erregten Aufmerksamkeit, u. vielen waren sie eine sehr wilkommene Erscheinung. Mir gaben sie die angenehmste Unterhaltung — u. die schönsten Stunden in dieser Vergangenheit verdanke ich dieser Lecture — bev, der ich gerne verweilte, u. in diesen Kcdankentraum schkwanden die Bildungen, ihrer Fantasie, gleich Lieblichen Fantomen aus den Geisterreiche meiner Seele vorüber!

Oft ward ich durch den Reiz und Reichthum Ihrer ideen so innigst beglückt — dankbar — ergreif ich die Feder. Aber wie nmbdeudent wäre dies einzelne zeichen von einer unbekanntes gewesen, — also untersagte ich mir an Sie zu schreiben: Bis in einer glücklichen stunde ich Ihr Lob von Männern hörte die Sie längst kennen u. verehere». Dann ward der Borsaz von neue» in mir rege. Jetzo ist es nicht mehr die einsame Bluhme der Bewunderung die ich Ihnen übersende sondern der unverwelkliche Kranz den Beyfall u. Achtung von Wieland u. Herder Ihnen wand!

Wieland hat vieles in Hesperus n. Onintns ausnehmend gefallen, er nennt Sie unfern Aorik, unseren Rabelais, das reinste Gemüth, den höchsten Schwung der Fantasie, die reichste Laune die oft in den anmuthigsten überraschendsten Wendungen sich ergießt.

Sie finden hier noch mehrere Freunde deren Nahmen ich Ihnen auch nennen muß. Herrn von Knebel, den Übersetzer der Elegien von Properz in den Hören, Herrn von Einsiedel u. von Kalb. Ihre Schriften gehören zu ihrer Lieblingslecture — die noch lange ihr Lese-Pult ziere». Ja wir hoffen — daß bei dieser Empfänglichkeit für Welt n. Menschenkenntnis — n. diesen Talend feine Individualitäten zu zeichnen — Sic uns noch viele werke Ihrer Feder schenken.

Charlotte von Kalb, geb.
Marschalk von Ostheim.

Jean Paul hatte nach der Einsendung seines „Hesperus" einen begeisterten Brief des Buchhändlers Moritz in Berlin erhalten; die Stimmen mehrten sich plötzlich, die ihn als auftauchendes Gestirn am poetischen Himinel Deutschlands begrüßten. Aber noch lebte er in stiller Verborgenheit in dem spießbürgerlichen Hof, im Umgang nur mit den vertrautesten Freunden seiner Jugend. Er klagt darüber mit einen, Rückblick auf frühere Zeiten seinem Freunde Oertel (1. October 1796):

„Ich wolte Dir noch viel sagen z. B., daß ich Hof nichts zu verdanken hätte, als Härte, daß ich hier die ersten 10 Jahre ganz allein u. verachtet — nur meine Otto's ausgenommen — lebte, daß kein Mädgen mich ansah, daß ich überal Has, zumal im Hcroid'schen Hause fand, daß ich in Leipzig abends nie mehr zu essen hatte als für <> Pfennige, daß ich in Hof samt meiner Mutter nichts zu essen, immer zu fürchten hatte, u. daß wir vom Verkaufe alter Papiere für die Höker zulczt lebten

— daß ich nnter Geizhälsen, Kleinstädtern stand, aber mein Herz nie beugen ließ."

Wie ein Jubelruf mußte es deshalb in seinem Inneren erklingen, als er jenen Brief einer hochadeligen Dame erhielt, aus der glänzenden Metropole deutschen Geisteslebens; als er hotte, wie er von einem Herder, einem Wieland laut gepriesen werde. Dort mußte er finden, was sein von Phantasie und Poesie überquellendes Geinüth sich immer ersehnt: den Berkehr mit geistig gleich hochstehenden Männern und Frauen. Den Namen „Goethe" vernießte er in deni Schreiben der Frau Charlotte von Kalb nicht; er empfand es im voraus, daß die Majestät dieses Mannes ihm nur Gnaden erteilen werde.

Jean Paul beschloß nach Weimar zn reisen. Anfangs Juni 1796 ist er unterwegs; in Jena, wo er eine Nacht bleibt, läßt er sich nicht einmal Zeit, Schiller aufzusuchen, denn „die Postpferde ziehen sein frohbanges Herz dem längst ersehnten Eden" unaufhaltsam entgegen.

Am 12. Juuli schreibt er aus Weimar seinem treum Freunde Christian Otto in Hof:

„Gott sah gestern doch einen übergelücklichen Sterblichen auf der Erde n. der war ich — ich war es so sehr, daß ich wieder an die Nemesis denken mußte u. daß mich Herder mit dem lleu8 avsr»»«„» tröstete. Ich gieng um 11 Uhr — weit ihr Einladngsbillet mich zweimal verfehlte — zur Ostheim, und ich glaube, ich habe mir im Billeet eine einsame Minute zur ersten ausbednngen, ein vosur 5 u^»r. Sic hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich noch keine sah, u. eine große Seele. Sie spricht gerade so wie Herder in den Briefen der Humanität schreibt. Sie ist stark, vol auch das Gesicht. ^ der Zeit brachte sie mit Lachen hin u. i/, mit Ernst, wobei sie die groeifl fast ganz zugsunkenen Nngcnlieder himlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechslweise verhülle» n. entblößen, (Ich schcere mich um keine Richtigkeit des Ausdrucks ans Mangel der Zeit, ich wil Dir blos viel schreiben). „Sie sind ein sonderbarer Mensch" das sagte sie mir dreißigal. Ach hier sind Weiber! Auch habe ich sie alle zum Freunde, der ganze Hof bis zum Herzog liefet mich. Alle meine männlichen Bekanntschaften hier — ich wolte, diese nicht allein — fiengen sich mit den wärmsten Umarmungen an. Du findest hier nichts vom jämmerlich Gezierten in Hof, von der jämmerlichen Sorge für die Mode — ich wolt, ich hätte den grünen Talar behalten, oder blos den blauen Stuzrok noch einmal wenden lassen. Knebel*) wolte mich zu Herder, u. heute mittags zum Essen zu Göthe führen; aber ich blieb bei dem Vorsaz des cionr ä «osnr (wenn ich nämlich jemand zum erstenmal sehe).

Gegen 5 Uhr giengen wir 3 in Knebel's Garten: unterwegs fuhr uns Einsiedel entgegen, der mich geradezu bei dem Kopf nahm u. der nur die 3 Worte sagen konte, weil er die Herzogin in die Komödie begleiten mußte, nachher aber sogleich wieder kam.

Nach einigen Minuten sagte Knebel: „„wie sich das himlisch sügt, dort körnst Herder n. seine Frau mit den 2 Kindern""'. U. wir gierigen ihm entgegen u. unter dem freien Hinimel lag ich endlich an seinem Mund n. an seiner Brust u. ich konte vor erstickender Freude kaum sprechen. Mit Herder bin ich jczt so bkant wie mit Dir, Er lobte fast alles an meinen Werken — sogar die grönländischen Prozesse. Ich wolt' ich könnte so unverschämt sein, daß ich Dir alles sagen könnte. Er sieht nicht so edel aus als ich mir ihn dachte-, spricht aber so wie er in den Humanitätsbriefen schreibt.

Er liebt die Satire unendlich u. hat sie, zumal die Ironie, mehr im Munde als den Ernst. Er gab mir ein erdrückendes Lob, das Sprechen von Deinem Paul mag ctwan, obwol in Intervallen, 5 Stunden den ganzen Abend gedauert haben. Ich bekäme Sündenbezahlung, sagten alle, da der „Meister" u. die Hören zu 4, 5 Louisdor den Bogen abege». Ich würde jczt in Deutschland am meisten gelesen, in Leipzig hätten alle Buchhändler Kommissionen auf mich.

Herder spricht von Kant's System im höchsten Grade — verächtlich. Bon seinen eigenen Werken sprach er mit einer solchen Geringschätzung, die einem das Herz durchschnit, daß man kann das Herz hatte, sie zu loben: er wil nicht einmal die „Ideen" fortsetzen. „Das Beste ist, was ich ausstreiche," sagt er, weil er nämlich nicht frei schreiben darf, denn er denkt von der christlichen Religion, was ich u. Du.

Abends afzen wir alle bei der Ostheim. Sie sind alle die eifrigsten Republikaner. Denke Dir den unter Wein, Ernst, Spot, Wiz u. Laune verschwelgten Abend u. die Vormitternacht; ich machte so viele Satiren auf die Fürsten wie bei Herold, kurz ich war so lustig, wie bei euch.

Beim Himmel! jczt Hab ich Muth — ich getraue mir, mit dem 44ten Hern zu sprechen u. noch mehr mit dem Bürgermeister Oertel, Köhler u. deren Sipschaft**), Aber ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem Heidelberger Freudenbecher: was Jean Paul gewan, das verliert die Menschheit in seinen Augen: ach meine Ideale von grötzeren Menschen***)!"

*) Von ihm sagt Jean Paul in einem Brief an Baron Oertel (22. August 179«) „er ist ein geschmackvoller feiner epikureischer — Horaz, sür den die andere Well nichts reelleres ist als ein Regenbogen: ihm gefället nur Satire und eine Empfindung, deren Raupenfüße oder Ringe auf der Erde kriechen."

**) In Hof.

***) Aehnlich äußert sich Jean Paul im August 1798 über den Eindruck, den ihm die Weimarer Größen im persönlichen Verkehr gemacht: „Wenn diese Erde so lumpig u. so unter allen meinen Erwartungen ist, daß ich eine erfülle n. etwas bin: so kan mich über den Verlust der angeborenen, gehoftes, erschmacteten Ideale nichts trösten als die Gewisheit, daß diese Leute mehr sind als das was sie loben, iveil sie für Natur halten — da es ihre ist — was (wenigstens zur Hälfte) nur Mechanik u. Fleis geboren haben. Man hat nur die Wahl der Scham, entweder über die menschliche

N«d und «üd. XI.VI., 13«. 24

Wcimar 17. Juni 1796. „Tu hast hoffentlich einen Brief aus Jena u. einen aus Weimar vom Sonabend. Tas späte Tatum des Tritten sage Dir mein freudetumkcneS Leben an; mich schnellet gleichsam ein Blütngipfel in den anderen hinein. Ich habe in Weimar zwanzig Jahre in wenigen Tagen verlebt — meine Menschenkenntnis ist wie ein Pilz Manscho in die Höhe geschossen. Ich werde Tir von Mcerwvndern, von ganz unbegreiflichen, unerhörten Dingen zu erzählen haben. Ich sehe keine Möglichkeit, Dir nur eine Duodez erzählng von meiner Univrsalhistorie zu schenke». Ich brauche fast so viele Tage als sonst Seiten, um Dir nicht diesen Weg, sonder» diese Flur meines Lebens zu malen. Ich bin ganz glücklich, ganz, nicht blos über alle Erwartung, auch über alle Beschreibung.

— Heute cß' ich bei Göthe — Gestern früh war ich mit der Ostheim zur HerzoginMutter nach Ticnirth geladen, und ick? werde nächstens bei ihr^Mii.

Bei Herder Hab ich 2 Abende gegessen u. verlebt u. war säst alle Tage an seiner Seite. Die Ostheim steht fass nnt^allcn großen Deutschen im Briefwechsel u. mit alle» Weimarem in Verbindung u. ich könte alles bei ihr sehen, wenn ich wollte, das; sie es invitirte. Aber wir beide bleiben jeden Abend ganz allein beisammen. Sic ist ei» Weib wie/keines, mit einem allmächtige» Herze», mit einem Felsen-Ich, eine Woldniarin, -//ihre Fehler kommen nur auf meine Zunge, uicht auf mein Papier./ Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vornrtheil für große Autoren /ab als wärns andere Leute; hier weis jeder, daß sie wie die Erde sind, die von weitem / im Himmel als ein lenchteuder Mond dahinzieht u. die, wenn mau die Ferse auf ihr hat, ans vouo <i« I^ris besteht u. einigenl Grün ohne Juwclnuimbns. Ein Urthcil, das ein Herder, Wiclaud, Göthe fällt, wird so bestritten wie jedes andere, das noch abgerechnet, das; die 3 Thurmspizen unserer Litteratur einander — meiden. Knrz ich bin nicht mehr dum. Auch wurd ich mich jczt vor keinem großen Man mehr ängstlich V bücken, blos vor dem tugendhaftesten.

Gleichwol kam ich mit Schon zn Göthe. Die Ostheim*) n, jeder malt ihn / ganz kalt für alle Menschen n. Sachen auf der Erde —^ Ostheim sagte, er bewundert / nichts mehr, nicht einmal sich/f- jedes Wort sei Eis, zuiml gegen Fremde, die er selten vorlasse — er habe etwas steisches reichstädtisch Stolztes — blos Knnsstachen wärmen i noch seine Herzncrv« an (daher ich Knebel bat, mich vorher durch einen Mineralbruiuc» zu petrifizieren nnd zu inkrustiere», damit ich mich ihm ctwan im vorthcilhaften Lichte einer Statue zeigen tönte ^ Ostheim räth mir überal Kälte u. Selbstbewußtsein an). Ich gieng, ohne Wärme, bloS ans Neugierde. Sei» Haus — Pallast — frappiert, es ist das einzige in Weimar in italienischem Geschmack, mit solchen Treppen, ein Pantheon vol Bilder nnd Statuen, eine Kühle der Angst presset die Brust — endlich tritt der Gott her, kalt, einstillbig, ohne Akzent. Sagt Knebel z. B., die Franzosen ziehe» in Rom ein, „Hm!" sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig n. feurig, sein Auge lein Licht lavcr ohne eine angcnchmc Farbe). Aber endlich schnrcte ihn nicht blos der I Champagner sondern die Gespräche über die Glinst, Publikum u. s. w. sofort an, u.

— man war bei Göthe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber

Natur oder über die eigne." Anders dachte er im November 18M, als er an Jacob! schrieb: „Der Jugendwahu ist vorüber, der zn berühmten Leuten treibt. Wir mögen es uns verhüllen, wie wir wollen, so suchen wir in Mensche» — die uns im Lande der Seeligcn, nämlich auf dem ParuaS erscheinen — Bolendete u. verzeihen keinen Fehl', wir suchen überal Götter in den Menschen, bloS weil jede Liebe unendlich ist n. also Götter braucht. — II. daher wirft uns ein makelhafter Autor so hart vom ParnaS ins Thal — er sol voleudet sein wie sein Werk. In Weimar fehlte mir dazu die Illusion, obgleich die Leute da am meisten approximieren."

*) Andererseits schnell ihm Eh. v. Kalb am 10. Juui 179«: „Göthe Hab ich immer wahr gefunden in seinen äußerungen — die Zukunft wirds Ihne» zeichen. Sie sind — ein Wesen, daß Ihn iutercssireu muß."

scharf-bestimmt u. ruhig. Sein Borlesen ist uichts als ciu tieferes Donnern der-' mischt mit dem leisen Rcgengelispel: eS giebt nichts ähnliches. Zuletzt las er uns — d. h. spielte er nns — ein nngedrucktes herliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Jean Paul (mein Gesicht war es, aber meine Zunge nicht, wie ich denn nnr von weitem auf einzelne Werke anspielte, mehr der Unterredung u. des Beleges wegen) die Hand drückte.

Beim Abschied tlmt ers wieder u. hies mich wiederkommen. Er hält seines dichterische Laufbahn für beschlossen. Beim Himmel wir wollen uns doch lieben. Ostheim sagt, er ^ekt^ ine ein Zeickei, der Liehe, Hunderttausend Sachen Hab ich Dir von ihm zu sagen. Anch^irisset er lenszlich. Er ist mit dem feinsten Geschmack gekleidet.

Ich kan hier wenn ich wil an allen Tafeln essen. Als ich am Thor ankam, wurd es ordentlich der Herzogin gemeldet n. am anderen Tag wust es jeder. Ich lebte fast blos vom Wein n. englischem Bier.

Im «Iud strit man ob Flachsensingen nicht ein Abris von Wie» oder Manheim wäre wegen des Lokalen — Wicland war des höhnischen Dafürhaltens, Flachsenfingen liege in Teutschland sehr zerstreut.

Ich schicke Dir diese Zeichnungen des Heiligenscheins, den sie hier um meinen kahlen Scheitel sichren, darum ohne alle Scham nach Hof, damit Dn cS weiter erzählest (denn ich werde alles zusammen nur Dir erzählen, keinem weiter in Hof, wo mir so oft Unrecht widerfuhr, daß ich, wenn Du nicht da wärst, geradezu hier sizen bliebe).

Weibliche Bekantschaft Hab ich wenig gemacht, wenn ich die Kanzler!» Koppcnfels in Rohrbach ausnehme, die Jezthaufen (Hofdame), die Fräulein Jmhof (u. die Mutter), die Frau von Stein, von Weither, 2 Fräulein von Seebach, von Bcust, die Schauspielerin Schröder. Hier sind alle Mädgen schön.

Ich wolt, ich äsjc nicht beim Oberkonsistorialrath Böttcher, dessen Schreibfinger u. Briefe durch das ganze gelehrte Deutschland langen u. der alle französischen u. englischen Journale um sich liegen hat, nm die Anszüge für die Litteratur Zeitung daraus zn machen. Wenn man diesen gelehrten Wenzel (denn gelehrt ist er bis zum Uebermaß) in Händen hat, so kann man den halben Spicsteller vol Bibliotheken erbeuten. Er drängt sich mit Kletten-Häkgen an jeden Fremden ans Eitelkeit.

Sogar in Paris sol nicht so viel Freiheit von xSiie sein als hier: Du führst niemand, du küssest keine Hand (du mühtest denn dabei nicht aufhören wollen) Du machst blos eine stumme Verbeugung, Dn sagst vor n. nach dem Essen nichts. Das ist der Ton des Adels, der des Bürgers sol wie meine Halsbinde oft gesteift n. gestärkt sein. Worüber man hier klagt, ist geschminkter Egoismus u. ungeschminkter Unglaube — dazu thut ihnen eine Seele, die beides nicht hat, so wol wie ein warmer Tag.

Der Teufel sizt in mir — ich kann gar nicht weg — ich zähle keine Tage mehr, ich lebe ans dem fixen Pol der beweglichen Kugel. Ich kann mich schon gegenwartig »ach meiner jezigen Gegenwart innigst sehnen."

War Jean Paul durch seine schriftstellerische Thätigkeit ein enthusiastischer Empfang in Weimar gesichert, so eroberte er während seines Aufenthaltes durch seine geistsprühende Persönlichkeit im Fluge alle Herzen, vornehmlich die der Frauen. Wie rasch das Gefühl der Bewunderung und Verehrung in den Ton intinier Beziehungen umschlug, erkennt inan aus einem Brief der Charl. v. Kalb vom 17. Juni, worin das „Sie" schon zn lästig und das „Du" als doch zu vertraulich anfangs vermieden und deshalb zum Hülssmittel des Gedankenstrichs gegriffen wurde.

„Ich bin auf — Billet sehr verlangend — und ich schreibe, che ich es bekomme damit ich soviel ich kann nüchtern schreibe.

Ach mein Gott da ist — Billet — ich habe schmählen wollen — über die Stunde

von gestern — Der Teufel niags mm thun — Aber nm Gottcs-willen ze!chc — Keinem andern als nur — alle Tic — fassen werden für — sterben wollen — Nein um Gotteswillen nicht: Wie in einem Spiegelzimmer stehst Du da, u. wirfst überall Deine Gestalt —blickst aus ihr mit Deinem Gemüth —'Geist. — Aber wir sind keine Spiegel so klat u. kalt — Nein, Nein, Nein — eine idealische Schilderung liebt die Seele — einen idenlischen Menschen liebt das Herz — u. will es, u. will es — u. will ihn. —

Lieber rede mit der Schröder» — Sic hatte auch gestern sich mühe gegeben — u. für — schön gesungen! — Sie zieht mich herab ich gehe nie allein mit ihr — aber sie ist mir gut. Die Jmhof ist ein Kunstfräulein — sie kann alles mit Kunst

— ihre Mutter hat sie aber gelvif; — Pfui ich will aufhören es ist häßlich von mir abscheulich.

Der Knebel hat Sie sehr lieb — er war gestern ordentlich schöner. Das heißt es war so ein Widerschein auf seinen Gesicht von seine» Gefühl für — das gefiehl mir.

Morgen geh» Sic mit Böttcher in die Comödie, zu Herder — Einsiedel — alle Welt will ihn haben bch Gott alle Welt — Nein »ein — nein. Sie soll ihn nicht haben — oder ich will vergeh» — ich will erst vernichtet sein — dann kann sie ihn habe». Wie oft war ich nicht schon vernichtet, wie oft — Ach nichts als die allerfeinste Diät der Seele, die reinste» wärmsten Genüsse — können mich wieder bessern u. erquicken. In dem Dreiklaug Otto, Jean Paul u. Lotte — Sie stehn zwischen uns

— so glaube ich tönen reine Harmonien." —

Die stürmende See ihrer Empfindungen scheint Jean Paul durch verständige Reden besänftigt zu haben; der tiefe, bleibende Eindruck, den er in ihrer Seele gelassen, spricht aus folgenden Zeilen:

9. Zuli 1796. — „Heute sind's 4 Wochen, als Sie ^nach Weimar kamen u. vorüber ist, was ich so lange erwartete. Vorüber — Nein — u. wenn ich Sic nie wiedersehe — so weiß ich doch nun das Wesen zu finden de» ich meine geheimste» Gedanken u. Gesinnungen mittheilc» kann — Was gleich einer Epheinsre nur in mir lebte, mit den Sonnenblick entstand — u. an Abend vergangen war — erhält nun ein zweites, em längeres Leben. Wenn ich es den sage, der mich versteht, mich berichtigt wo ich irre — nur auch die Schätze meines Geistes vertraulich mittheilt:"

Auf der Rückreise von Weimar nach Hos besuchte Jean Paul Schiller in Jena. Dort war er durch Frau v. Kalb bereits angemeldet: aber auf eine freudige Aufnahme war hier schwerlich zu rechnen. Sie schreibt aus Jena am 19. Juni 1796 an Jean Paul.

„ - Man fragte mich nach Weimar, ich sagte, Richter sei da — Er hat sie in Ihren Schriften nicht erkannt! Das wust ich schon i» To» merkte ichs wieder. Ich sagte mit einem herausfordernden Blick — u. einen gepreßte» Ton, er ist sehr, sehr interessant. Ja sagte Schiller ich verlange auch ihn kennen zu lernen —

So bald müssen Sie ih» nicht besuche». Er muß Sic erwarten — u. der Eindruck den Sie auf die Menge machen muß ihn von den Geist und beglückentcn Sehn ihres Wesens überzeugen, nein ich streiche es wieder ans so ist er nicht — aber sehr von seiner individualität —"

Dann am 23. Juni:

„Schiller kau» Ihre Ankunft nickt cnvarnten. Göthe muß sehr interessant von Ihnen geschrieben haben."

Die Begegnung selbst schildert Jean Paul seinem Freunde Otto am 26. Juni 1796.

„Ich trat gester» vor den felsigten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremde zurückspringen; er erwartete mich aber nach einem Brief von Göthe, Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, vol Eksticine, vol scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig n. setzte mich (durch seinen Antrag) auf der Stelle zu einem Kollaborator der Hören um — u. wolte mir eine Naturalisozionsaktc in Jena einbereden."

II.

Durch den Aufenthalt und die begeisterte Aufnahme iu Weimar wurde Jean Paul sich seiner Größe, seiner Stärke bewußt; seine Gestaltungskraft gewinnt nn Klarheit und Abrundnng; er beginnt sein bedeutendstes Werk, den „Titan". — „Diese dreiwöchentliche Stelle in meiner Lebenslaufbahn", sagt er selbst, „ist eine Bergstraße, die eine neue Welt in mir anfängt."

Sechzehn Jahre hatte er mühselig und versteckt sein Brod als Hauslehrer und Schriftsteller verdient; erst jetzt in seinem 33. Lebensjahre streckten nach ihm die Buchhändler aller 5?rten die Arme aus und begehrten seine Freundschaft. Matzdorf in Berlin, der den „Genius" zuerst erkannt und den Hesperus verlegt hatte, freut sich des in Weimar errungenen Erfolges und ist stolz auf seine eigene Sehergabe.

Er schreibt an Jean Paul am 27. Juli 1796:

„ Mit einem Wort, Sic konnten in Weimar nur gewinnen. Wie klein

mußte Ihnen jeder andere Gewinn n. so mancher merkantilische Troßbubc erscheinen. Wol mir, daß Sic mich nicht zu den letzteren zählen dürfen n. daß ich früher Sie kennen, schätzen und lieben lernte! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich durch dieses Bewußticin über die Menge erhoben u. an diejenigen angeschlossen fühle, in deren Kreise Sie am liebsten verweilen. Auch wird die Zahl dieser Lieblinge immer größer, sowie die Sehnsucht nach Ihnen sich vermehrt. Jetzt können wir an eine neue Ausgabe des Hesperus denken."

Und er bietet ihm 10 Thaler für den Bogen der nenen Auflage!

Hennings, Buchhändler in Gera, wendet sich am 31. December 1796 mit folgenden Worten an Jean Paul, der eben das „Mmvanerthal" vollendet:

„Es würde mich schmerzen, wenn Sie mich unter die niedrige Klasse der Buchhändler, wo nur Eigennutz die Triebfeder ihrer Handlungen ist, setzen wollten. Mir Ihre warme Schreibart u. die Ehre mit einem solchen Artikel ins Pnbliknm zn treten, ist die Veranlassung zu meiner Bitte. Glauben Sie meiner Versicherung, was Ihnen einer nur zahlen kann, zahle ich gewiß auch. Ich will Ihnen den gedruckten Bogen mit Z Louisdor*) honorircn. Wie ich höre, wollen Sic mich mit einem Werkchen von 4—5 Bogen beglücken: ich wünschte sehr, Sie könnten die Zahl zn 12—16 vermehren."

Matzdorff und Hennings wetteiferten später um die „Ehre", den Titan verlegen zu dürfen; Jean Paul hielt zu dem älteren Freunde, und dieser belohnte ihn mit Goethe'schem Honorar, nämlich mit 5 Louisdor in Gold.

Die Posaunen, die jetzt seinen Ruhm verkündeten, störten aber nicht

den Gleichmuth des Dichters. Er beobachtet nur und berichtet an seine Freunde: „Die Welle, die mein geworfener Dintentropfen macht, dehnet sich immer weiter aus, besonders unter den höheren Klassen." Und aus Leipzig: „Mich mus hier jeder lesen, u. wenn es ihm auch Qualen macht, muö er mich doch wenigstens vom Berleiher holen lassen und durchstöbern." Als sein Freund Otto sich schmerzlich äuszerte, daß er, der Gefeierte, jetzt kühler werde gegen die alten Genossen, schrieb er ihm:

„Ich bethcure Dir, mein JimercS konte durch all die Lorbeerbäume nicht um 1 Zol höher gehoben werden als es vor de» Mumie» war. Ich habe eine Deinuth in mir, die niemand crräth u. die kein Sieg, sondern eine Notwendigkeit ist, weil ich meinen Fleis (Heuristik:c.) von meinen Kräften abzusondern weis."

Aber Hof war ihm im folgenden Jahr doch zu dürftig für längeres Bleiben geworden; der Tod der Mutter, am 24. Juli 1797, für die er als trener Sohn aufopfernd gesorgt, entschied. „Hof ist nunmehr düster, eng u. ein drückender umschließender Schacht für mich". Er erkannte in dem Entschluß, die altgewohnte Heimat für immer zu verlassen, einen tief eingreifenden Abschnitt seines Lebens. Wie wenn er sich selbst apostrophirte, klingen die Abschiedsworte an Otto vom 27. October 1797:

„Mein letztes Wort an Dich ist noch: sei muthig, strebe gegen kränkliche Phantasien männlich an und trete wie ich immer mnthiger u. weiter ins thätigc Leben hinein damit Deine Kraft noch mehr anderen u. dadurch Dir nnzc. II. so mit diesem Wunsche, mit diesen Hoffnungen schließe sich für mich meine Jugendzeit u. wir wollen von einander gehen n. schweigen."

Jean Paul wählte zunächst Leipzig, weil sein Bruder ans der dortigen Universität unter seiner Aufsicht studiren sollte. Als ihn aber dieser im Juli 1798 auf die undankbarste Weise hinterging und verließ, trieb ihn das Bedürfnis; lebhaften literarischen Verkehrs wieder nach dem leuchtenden Weimar.

„Ich bedarf eines gymnastischen Orts, wo meine Seele eine Palästm findet; einen Kampf- n. Wafsciipplatz; Leute die einen anstrengen n. übertreffen."

Gelegentlich eines Ausfluges von Leipzig nach Jena und Halberstadt im August 1798 sondirte er vorerst das Terrain; die herzliche Aufnahme namentlich im Herderschen Hause, befestigte sofort seinen Entschluß zur Uebersiedelimg. Ueber diesen Besuch schreibt er an Otto:

Weimar d. 30. Slugust.

Sonnabends ging ich zn Wicland nach Osmaustädt. Er ist ein schlanker,

ausgerichteter mit einer rothen Schärpe u. einem Kopfbnud umbundencr, sich n, andere mäßigender Nestor, viel von sich sprechend aber nicht stolz — ein wenig aristippisch u. nachsichtig gegen sich wie gegen andere — vol Vater- u. Gattenlicbc — aber von den Museu so betäubt, daß ihm einmal seine ffrn den Tod eines Kindes IU Tage sol verborgen haben — inzwischen nicht genialisch über diese Reichsstadt-Welt erhaben, nicht tief eingreifend wie etwan Herder — vortrefflich im Ilrthcil über die bürgerlichen. ». weniger im Urtheil über die menschlichen Verhältnisse. Gott schenke jedem Dichter eine so anstellige, weich anfassende, nachsehende u. nachlaufende Frau wie Wiclaud das Glück hat. Ta im Reichsanzeiger über die Nnhr von Erkältung gelesen wurde, brachte sie mir warme Strümpfe aus Angst. In seinen Cölibats- u. Wittwen-Töchtern liegen schöne Herzen, aber mit den Gesichtern Wils nicht fort. Wicland schlug mir bor, von Leipzig wegzuziehen, im entgegengesetzten Hanfe zu wohnen n. bei ihnen zu essen (für Geld): er bekäme neues Leben durch mich — n. alle liebten mich; — natürlich weil ich sie immer lachen mache. Allein das geht nicht, weil zwei Dichter nicht ewig zusammen passen — weil ich keine Kette, u. wäre sie aus Tust an der blassen MondSgluth geschmiedet, anhaben wil — u. weil ich gewis weis, das; ich in der Einsamkeit u. in der Gesellschaft darauf am Ende eine von seinen Töchtern hcirathen würde, welches gegen meinen Plan ist.

Neulich sas ich mehrere Stunden mit Herder allein in einer Laube.

Wie soll ich Dir diesen großen Geist anf der rechten Anhöhe zeigen, vor dein mein kleiner sich spanisch nud türkisch beugt — diesen durchgötterten Menschen, der den Fns auf dieser Welt, u. Kopf u. Brust in der andern hat — sei» Erfassen aller Zweige des Baumes der Erkenntnis — wie wohl er nur Massen, nicht Theile ergreift u. stat des Baumes den Boden schüttelt, worauf dieser steht.

Ich war auch bei Göthe, der mich mit ganz stärkerer Verbindlichkeit n. Freundlichkeit aufnahm als das erstemal. Ich war dafür freier, kühner u. weniger vol Liebe u. dann» in mich gegründeter. Er fragte mich nach der Art meiner Arbeiten, weil es völlig seinen Kreis überschreite, — wie mir Fichte gefallen. Ueber letzteren sagte er: „er ist der größte nenc Scholastiker — zum Poeten wird man geboren, aber zum Philosophen kan man sich machen, wenn man irgend eine Idee zur transzendenten fixen macht — die Neuern machen das Licht zum Gcgcustand, den es doch mir zeigen sol." — Er wird nach 9 Monaten den Faust volendcn: er sagt, er könne 0 Monate seine Arbeit voraus sagen, weil er sich zu einer solchen Stimmng der Stimmung durch geschickte leibliche Diätetik vorbereite. — Schiller säuft 6 Loth Kaffee auf 1 Tasse n. braucht Malaga u. alles — uicht jeder ist im Kaffee so mäßig als ich.

Im October ziehe ich hierher. Ich müßte des Teufels u. des Heuckers sein, wenn ich in der plat getretenen Leipziger Gegend n. unter sonst lieben Menschen, worunter ich aber bei keinem eine Anspannung oder ein Verständnis hatte wie jeden Tag bei Herder, bleiben wolte (u. unter den abgegriffene» Krämern) da ich hier lauter onsc Häuser u. fast Herzen vor mir habe — die beste Musik — den Adel — ein Ansehen ii. einen bestimmten Rang ohne Adreskalendcr — einen ewigen Sporn — n. den Park u. meine Lust. Aber dau liebes Geschick, treibe mich nicht wieder ans, binde mich an meine Frau u. an meinen Stuhl u. führe mich in die Nuhc, die ich sonst so mied.

Als einen Begrif der höhern Libertinnge führ' ich folgendes an: der Herr von Wolzogcn sagte in Beisein der Verfasserin der Agnes von Lilien: „Die Hetären in Frankreich fodern sogleich nach der Befriedigung ihres Temperaments ihr Geld (sein AnSdruck) — hingegen die Italicncrinen küssen einen darauf noch sehr — u. die Engländerincn passen phlegmatisch auf den Lohn." — Er gehörte in Paris znm eorris >ipl«u,äti<j,ie. Ans die Verfasserin der Agnes macht' eS keinen Effect.

Dn hältst mich in Rücksicht der Ansichten n. Menschenliebe sür veränderter

als ich bin: ich bin der Alte in neuen Lagen; n. bin den Menschen so gut wie sonst u. ich habe nichts verloren als — einige Hoffnungen oder Träume."

III.

Ter kurze Besuch in Weimar von, 22. August — 4. September 17s>tt, wo er auch von der Herzogin Amalie auf das gütigste aufgenommen worden war, die ihm versicherte, daß der ganze Hof ihn läse, genügte, seinen Vorsatz, Leipzig zu verlassen, sofort auszuführen. Ende October siedelte er nach Weimar über. An Oertel schrieb er darüber am 21. October 1798:

„Am Mittwoch fahr ich wieder in einen neuen Welttheil hinein: aus dem mich nichts briugcu sol als ein Ehebette, auf das ich mich da» legen n. betten wil bis zur lczten Ruhe der Nuhc. — Wenn ich Lessings oder Dein Auf- und Abschisscn i» der Welt bedenke: so komt mir der Lärm, de» ich innerlich über meine zweite Ausfahrt (in die 3. Stadt) erhebe, lächerlich vor. U. doch schilt mir dieser ewig blaue Himmel des Herbstes zu viele Gedanken des ewigen Weggehens u. beklommene Träume der Einsamkeit zu, iu die ich auch in Weimar komme."

Jean Paul wurde nach seiner Ankunft am 27. October sofort in den Strudel der geselligen Freuden gezogen. Er schreibt an Otto am 3. November.

„Wolt ich das Acuszcrc rechnen so könnt ich die Liebe anführen, die ich hier immer wärmer gewinne. Gleich auf den andern Tag lud mich am ersten Amalie in der Retoudc zum Diner; anch die andere Herzogin, mit deren 2. Hofdame ich lauge sprach, pries wie diese mich am Tisch. — Gegen das neue Theater sind die audrcrn deutschen mir Kulisse». Ich diu mit genug Komödianten bekannt geworden. Die Sängerin unter meinem Tisch, Mndischek, besuch ick, abends zuweilen nach dem Essen: sie ist eincGcradbrechtc*) von Philine, n. ohne Schönheit. Indes ist's für mich eine Gymnastik des Reizes. Sie lacht u. fingt mehr als sie spricht u. mit Recht. Sie erzählte mir, das! sie Göthen gefragt, wie sie mich zu empfangen habe u. sie wolle niir trillernd entgegen tanzen. „Kind, mach's wie bei mir u. sei natürlich" sagt er.

Von Leipzig schied ich mit ganzem u. fast kühlem Herzen. Für Dorothea wurd' ich kein Hcrman. Eine andere hciszcrc Verwicklung, die immer sittlicher wurde, löste sich gerade durch den Abschied, ohne es zu sehr geworden zu sein. Der Teufel zieht mir die verdamtestu Wolfsgruben über den Lebensweg — besonders dadurch, daß entweder nur die audere Person liebt, oder nur ich; jenes ist für das Gewissen gefährlicher, dieses für das Glück."

Aehnlich spricht Jean Paul sich über die ersten Tage in Weimar an Oertel aus:

„Ich habe so recht mitten in der Furche des Zuckerfclds mein Rest. Sogar mein Zimmer, u. die vortreffliche Hausfrau, die mit Muttersorge mir nicht die kleinste Fracht des Leben lässet u. bei der ich zum crstenmalc die volciidete iusnncv gnichc, halte» mich durch Lust cm den Lcsclisch gekettet, damit ich keim ferneren suchen solle. Ich thu' es aber nicht u. finde hier unter allen meinen Bcknnten recht grosse; n. ich werde immer mehr geliebt, zumal da ich jezt in meine ofuc u. warme Brust zuweilen wie Polyphem ein Auge einsetze. — Ich sprach mit dem Erbprinzen; die Blumengöltin gab /ihm die Rosen der Jugend, die schlanke Länge; n. die JdyIlcnunschuld. — Auch die Legierende Herzogin trägt ciu jungfräuliches u. mütterliches Herz hinter einer mnlichen^ svrnst. — Ich war hier bei Göthe, in Jena bei Schiller, der in 3 Monaten seinen^ Wallenstein angeschchaffen haben wird: an „Wallensteins Lager" ist wenig so wie au Strubalds 2. Thcil. Ich kritisiere nur überhaupt jetzt selten, weil ich Verzicht auf ausfüllende Genüsse gcthan**).

*) Participium von „radebrechen." Gemeint ist offenbar: eine unbeholfene Nachahmerin der PH.

***) Dies verwunderliche, absprechende Unheil über Schiller läsjt sich nur dadurch erklären, dah im ganzen Herderischen Kreise, in welchem Jean Pcml nahezu aufging, kein Verständnis; für die dramatische Poesie Schillers existirte. So schrieb die geistvolle Gattin Herders an Jean Paul am 12. April 1803, nachdem sie ihr Entzücken über Göthe's „Natürliche Tochter" angesprochen: „Es ist eben wie reines Licht gegen daö Schiller'sche An Otto. 12. December 1798.

— „Mein Leben hier hat Leben n. dauert so fort. Ich gewinne die gutmüthige Amalie*) immer lieber, die gern die Freuden austheilt, die das ^Osterkam**) wegfrisset. Neulich rief sie mich, Böttiger, — (auch Herder, der aber nicht kam, weil er sich vom Aerger über die zum erstenmal beschauctm sittlichen u. acsthetischcn Fehler von „Wallenstein's Lager" einen Katarrh geholet) — u. Hofvolk mitten in Italien hinein. Eine mailändischc Sängerin mit ihrer Mutter, unaussprechlich hold, kultiviert, kindlich u. fenrig zugleich — so schozi^ daß das Osterlam sich immer »eben sie stcltc, UM sie zu- f«ff«n; denn gefressen wirdsic doch" cimnal, an irgend cincni Hof — sang zwar nicht mit dcni geschlifneii MetaMang unserer Jagcman, aber doch — weit himlischer. An einem Hofe bis ins Herz hiimntcr aufgereg't zu werden, dazu gehört viel, aber doch »ur ei» solches Zaubcrwesen, das einen auf die Flügel »init n. ohne hörbaren Flug, so zwischen Orangen ii. unter wclsche Goldsterne niedersetzt.

— — So gut man hier am Hofe auch ist, so schreitet doch das Ocffentliche im Kurialhohlweg fort. Sonntags z. B. gibt der Hof cin Konzert; unter den Bürgerlichen auf der Gallrie ist wenig zu hören. In den Saal können nur Edellcnte. Doch dnrft' ich mich czzipicrcu, aber „„man mns cinc» Degen anhaben, um nicht aufzufallen" sagte mir der gute redliche Prinzenhofmcister Riedel, (Ich vcrsztc: so ist» vorbei? andere werden dnrch Dcgcncabnchmen degradiert, ich würd es durchs Gegenthcil^ tl»d als ich probicrungswcise bei Amalien sagte, daß ich das Konzert entbehrte, wen auf der Gallerie nichts zu hören wäre, lud sie mich blos zu ihrem mit der Mailänderin ein.

Die regierende Herzogin lies mich (auf meinen dnrch allerlei Hände gehenden Wunsch) zu sich rufen. Ich liebe diese edle stolze u. so mütterliche Frau herzlich. Bei der ersten Borstellnng hat maus mit diesen Leuten leicht. Da nur sie fragen (daher sie auf Biographic, die Quelle ihrer Fragen, so aus sein müssen), so lebt man ganz ruhig, man erwartet seine Onestion u. gibt da» sein Fcucl."

Der nächste Brief vom 28. December 1798 enthüllt eine stürmische Liebesscene zwischen Jean Paul und Charlotte v. Kalb. Urpötzlich taucht sie auf; keinerlei Andeutung weder in den Briefen an Otto noch an andere Freunde verkünden vorher den nahenden Ausbruch. Wohl hatte Charlotte eine schwärmerische Zuneigung für den Dichter bei seinem ersten Besuche in Weimar gefaßt, aber bald nach seiner Abreise beruhigte sie sich wieder und schrieb ihm sogar nur „kühle" Briefe nach Leipzig (im Anfang von 1798).

Ein schweres Augenleiden, welches sie der Erblindung nahe brachte, mag Lebensfeuer und Lebenslust auf längere Zeit in ihr gedämpft und auch das einförmige Dasein auf ihrem Landgut Kalbsrieth die Gedanken ganz auf den Familienkreis beschränkt haben. Da war sie am 28. November 1798 nach Weimar gekommen, hatte den einstmals Geliebten wieder gesehen, und sofort loderten in ihrem Herzen die verborgenen

Irrlicht — Simplicität gegen seinen Bombast und Klingklang. Deßwgcgu aber hat cS (die ‚Natürliche Tochter') auch nicht allgemein gefallen — der Schillcrfchen Parthie gar nicht — sogar Schiller soll gesagt haben: „es sei schade, daß so viel Natur darinnen sei." Die zwei Geister haben eine neue Lage gegeneinander bekommen. Das Wahre scheint sich vom Falschen zu trennen. Das neue Stück von Schiller ‚Dic Braut von Messing Nst ein Ungeheuer — und doch hält eS Böttiger sehr hoch." / V *) Die Herzogin Amalie.' **) Der Herzog Karl August; vgl. die Note S. 37».

Flammen mit steigender Gluti) auf. Jean Paul wurde zu dieser Zeit von den Frauen geradezu vergöttert; er gab sich immer ganz, die ungebändigte Natur mit dem Heiligenschein eines sentimentalcn Idealismus verklärend, ohne Zwang und Rückhalt und schwelgte in den Wonnen eines vertrauten Umgangs, nicht darauf achtend, daß, wenn einmal Frauenherzen ihr innerstes Wesen einem Manne enthüllen, sie nach dein Alleinbesitz desselben drängen.

Es liegen vor mir eine Reihe von Briefen der Charlotte v. Kalb, aber ohne Datum; ich versuche sie hier zu ordnen, und sie mögen als Vorspiel zu dem kommenden Drama dienen.

„Ich habe hier dic Briefe die ich immer mit zärtlicher Aufmerksamkeit u. Innigkeit lese ». hätte ich ein besseres Auge so miiszte ich vieles vielmahl lesen. Ich war gestern 1 Stündchen beu, Herders, sie waren gegen mich verschlossen u. gespannt sie faßten meine Hand nicht wenn ich die Ihrige hielt. Ich kann es mir erklären n. werde es Ihnen crzehlen"). Ich bin heiter u. mich gut. Gut mit Einen u. Allen."

„Ich bin heilte von 2 bis um 8 Uhr zu Hause. Lassen Sic mir die Stunde wissen wann ich Sic sehen werde. Es hat mir auf keiner Ncdoute noch so wohl gefallen wie auf der Letzteren — wenn so fort geht will ich wohl sehen, wie jugendlich ich im 40. Jahr sein werde**). Es gibt cinc stimmuug des Gemüth — wo der leiseste Hauch die Seele bewegt. Aber Freude n. Schmerz wie das Ruder über den See Furchen zieh» — dic aber schnell wieder in glatten Spiegel sich verwandeln. — Ich gehe mit leichten Schritten den Berg hinan. Ten dic Wahrheit, die Liebe u. dic Begcisternng bcgleicden mich!"

„Ich bemerke das dic Welt n. der Mann n, der Dichter ebensowenig dies geistige herzliche Wesen kennt als wie Fichte den Thcologen schuld gibt das Sic Gott nicht

kennen! Wenn der Geist u. das Herz mehr verstanden wird u. dic Natur reif

ist für dic rcinste Wahrheit dann dürfen dann sollen Franc» reden u. schreiben."

„Ich soll Sic in Nahmen Ihres BenciderS des Herrn von Kalb auf heute Mittag zu iius einladen (doch ihn» Sic allein was Ihne» bequem nugcnchm u. gemüthlich ist, ii. kommen Sie nicht wen» unsere Gesellschaft Ihnen das nicht wäre).

Was das Neiden anlangt sagt er er hätte vorgestern nicht taub aber blind sein mögen; doch dies ist sehr scherzend gesagt! — Obgleich so mcinc Tochter nicht scherzen darf. Der Liebe alles. — Tie Gedenkt cinc Tiotima sein kann, soltc keine Eirce sein wollen — n. nicht viele Männer beleidigen, in dcn sie einen berauschen möchte! —

Ich sage dic Wahrheit wie ich sie bemerke u. dic lang bekannte; zu der sich in diesem Augenblik gar keine cigcnnüzige Rücksicht mischt, sondern in jeden Verhältnis hätte ich das gesagt u. sagen müssen! — Wir lieben Dich n, sind treu — trenne Dich nicht von uns n, beharre!"

„Ich bin heute von 3 Uhr Nachmittags bis Abends um Ilhr allein; ich musz Sic sprechen! — den ich habe etwas sehr wichtiges mündlich zu sagen was meinen

*) Eharlotte vermurhete damals, wol mit Unrecht, das; Herders auf Icau Paul als Schwiegersohn rechneten.

***) Eh. v. zealb war damals 3« Jahre alt, also ein Jahr älter als I. Paul.

gestrigen Brief mich eine äuserliche Politisch Praktische Realität stiebt. — ich keime nicht allein die Menschen sondern auch die Welt, n. weißt was sich darin thun u. nicht thun läßt.«

„Heinrich von Kalb ist heute Vormittag angckomen. Kommen Sie diesen Abend nicht. Aber morgen Abend nach 6 Uhr u. zum Abendessen wenn es Jhncu gefällig ist. Frl. v. Jmhoff n. meine Schwägerin werden auch da sein. Ich kann Ihne» ange»c»l»nne Tinge sagen. — Waitui wird wieder der Tag kommen der den Mitwoch an Schmerzen n. Freuden gleicht! Heute gehe ich in die Oper!"

„Morgen von l! bis g bin ich zu Hause, u. für wem? — Kein andrer Geist ist bei mir — Wie gehts den Dir Liebe Seele! — Ich Schaffe schon wieder au einer neuen Welt." —

„Hier sind die Briefe Deiner Freunde wieder, unter Ihnen habe ich Deine Geliebten erkannt. — Und meine Seele hat sich mit Ihnen vereinigt — meine Gedanken sollen auch bey den Ihrigen Nuhu! Auf morgen Mittag bitte ich Dich durch ein Billct bey mir zn Gast. — Oder vielleicht ists noch besser komme gegen 4 Uhr zu mir. Daun bin ich einige Stunden allein. Ich habe Dir nichts zu sagen was nicht alle Seclige hören könnten. — Schile wieder Brief der durstenden Seele Deiner Freundin."

„Wenn Sie für diesen Abend kein proseet haben — so kommen Sic nach den Suppe etwa um 8 Uhr zu mir. Wir wollen zn die Kinder gehen — Punsch trinken n. Klavier spielen u. Singen — Heinrich Kalb wird ihr Besuch auch recht sein, thuu sie aber uur als wenn ihr eigner Genius Sie hierher führte u. uicht meine Bitte. — Damit der Weiuachts Abend ein heiliger Abend für mich werde!! —

Das Schicksanl — die Gelegeuheit — alles vereinigt sich! ». balde werde ich in Bater Unser sagen, Dein Wille geschieht wie iu Himmel also auch ans Erde»."

In den nächsten Tagen hat sich dann jene Sceue ereignet, von welcher Jean Paul im folgenden Brief an Otto berichtet.

Weimar. 28. Dez. 17l>8. „Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jezt die Leidenschaften. Jene Frau — künftig Heike sie die Titanide, weil ich dem Znfnll nickt traue — die von Weimar zuerst nach Hof an mich schrieb, die ich bei meinem ersten Hiersein als eine Titanide malte, mit der ich, wie Tu weiff, einmal eine Szene hatte, wo ich im Pulvermagazin Tabak rauchte, diese ist seit einigen Wochen voim Lande zurück u. wil mich hcirathen n. sich scheiden. Nim mcieuu Leichtsiu nicht falsch. Weiter! Die alte Lebensweise kehrte bald nm, nur verklärter. Kurz nach einem s„ui,sr bei Herder u. einem bei ihr, wo er bei ihr war (er achtet sie tief u. höher als die Berlepsch u. küfftc sie sogar im Feuer, neben seiner Fran) n. als der Widerschein dieser Actua Flamme auf mich fiel, sagte sie mir es geradezu. Meine moralischen Einwürfe gegen die Scheidung wurden durch die 10 jährige Entfernung des Mannes widerlegt, u, durch den früheren Vorsaz für Schiller — alle Güter sind die ihrigen — u. als ich auf kamcralistische Jndemnifnion des Mannes n. der Kinder (pracliminarisch) drang, war alles ihre Meinung.

Ich sagte der hohen, heiften Seele einige Tage darauf Nein! U, da ick eine Größe, Glnth, Beredsamkeit hörte wie nie: so bestand ich eisern darauf, dnft sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thnn solle. Denn sie glaubt, ihre Schwester n. deren Man u. ihre anderen Berwandtcu würden alles thuu; ach im März wäre alles vorbei, uämlich die Hochzeit.

Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos — ich sehe die hohe geniale Liebe, die ich Dir hier nicht mit diesem schwarzen Wasser malen kann — aber es passet nicht zn meinen Träumen.

O Emilie*), Dn sprachst mir die Liebe ab, u. nur dieser opfer' ich Stand nReichthnin schon zum 2tcu mal!

Wild bin ich ordentlich! Sich, gerade um diese Zeit 97, gerade da ich Herminc malte, ». jetzt, da ich in den gedruckten Briefen**) an Dich imJenner mein künftiges Leben u. Lieben wieder malen wil: da kehret dieser Sturm zurück. Jene Berlep'schen Verhältnisse banden meine Augen u. Hände zu u. ich versäumte vielleicht ein Herz, das mir gehörte. Sol ich immer so spielen u. hoffen u. ausschlagen u. verfehlen? — Solche Weiber wie beide verblenden gegen jede stillere weibliche Lima.

Sonderbar sczt sich das Schicksal an meinen Schrcibctisch u. tunkt ein. Ich machte in Leipzig einige Briefe voraus fertig, wo mein Landgütlein Mittelspiz oder Spiz vorkam — sich! Und meine Hcirath. — Noch sonderbarer werd ich zu höheren Zwecken erzogen, die länger stehen sollen als mein Glück u. mein Grab. Ich meine, ich kan Dir nicht sagen, mit welcher ernsten Berechnung auf meinen Titan das Gcschik mich durch alle disc Feuerproben in n. anzfcr nur, durch Weimar u. durch gewisse Weiber führt. Iczt kann ich ihn machen, indes ich früher manche Fehler leichter dargestclt n. begangen als gesehen hätte. Ich suche im ausgeleerten Lcben außer der liebenden altväterlichen, mein Jodiz palingenisirenden Ruhe auch nichts weiter als ein Instrument zu sein in der Hand des Verhängnisses, es werfe mich da» weg in die stille Höhle, wenn es mich gebraucht.

Dcr Man Eharlottens begegnet mir mit schöner Liebe, n. ich kan ruhig vor ihm stehen, weil mein obiges Nein eisern steht. Ich habe zu viele Ursachen dazu. Diese Titanide ist viel lichter zu wenden wie die Berlepsch. . Ueberhaupt solt ich mich nicht bei Perspektiven so weinerlich gebchrdeu, die für andere Himmelsthore wären. Mit Mädgen Hab ich jezt einen schwereren Stand als sogar sonst, weil sie mich fürchten. Ach ich Armer! Denn werden sie kirre, so sehen sie ihren Jrthnm u. sezcn sich auf den Feldschcu selber."

Die kühle Besonnenheit des über sich triumphirenden Mannes kam nicht sobald in das Herz der enttäuschten Frau. Ihre folgenden Briefe, ebenfalls ohne Datum, geben davon Zeugniß.

„Ich habe kein Angc geschlossen. Ich habe heftiges Kopfwch, ich wünschte das; mir dieses Räthsel endlich gelöst würde. Ich bin auch fest u. gehe von keiner Wahrheit — keinen Borsaz u. keiner Uebcrzucung ab. Ewig will ich seiu was ich bin — u. mein Herz u. mcinc Seclc uicine Natur nie nic wieder vcr läugncn! — Kommen Sie diesen Bormittag zu mir u. bestimmen mir die Stunde! —"

„Ach komme ich beschwöre Dich um nicinc Scelichkcit — komme jetzo Tu wirft Ruhe sindcn! Las; mich nicht in den fürchterlichen Leiden allein bis den Abend kann ich's nicht tragen — Lieber den Tod!"

„Kommen Sic ja Sie müssen mich hören! ich schreite fort, ich bin unverändert lich bis in den Tod! bis in den Tod!

*) E. v. Berlepsch, eine reiche Wittwe, welche ihn in Hof 1797 besuchte und später mit ihrer Liebc bestürmte und welcher er im Winter 1798 in Leipzig erklärte, er könne sie nicht hcirathcn.

**) Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf. 13. Band der sämmtlichen Wrclc. Berlin 1841.

„»Daß ich meine Lippen auf die Wunde» Deines Herzens legen werde. Seh still liebe Seele"" — Ich habe seit gestern um 1(1 Uhr nichts anderes gedacht.

„„Werde ruhig und hoffend"" — bcy der ewigen Wahrheit — ich will es werden —

Von einem Mächtigen Geist vernichtet zu werden, ist viel Erhabener — als die

höchste Ehre Genuß u. Fülle so die Welt geben kann O nim mich auf damit

ich sterben kann — den ich kann entfernt von Dir nicht Leben n. nicht sterben.

Heiliger Gott gieb Deinem Unsterblichen alles — alle die Seelichkeit die Deine Geschöpfe nur entbehrten, alle die Seelichkeit, die sie verkennen! Gieb ihm mein Herz gieb ihm meine Wonne ^ Laß mich nur in seiner Nähe das ich sein Antliz schau! — Laß mir den Schmerz laß mir die Thränen nm Ihn!" —

„Ich fange an zu zittern u. trockene Kälte umfaßt mich — ich kann nichts thun

bis ich weiß ob Sie den Abend kommen. Sie werden von nichts hören als was

von der Wahrheit, der Güte kommt. Ich will dann auch lange keinen Besuch von Ihnen erwarten. Ja wollen, wollen Sie mich auch nie wiedersehn!"

„Es war mir ganz eigen, als ich meine Briefe erblickte u. sie als von einer anderen Person las. Alle anderen Briefe scheinen mir Geistreicher u. als Briefe gebildeter zu sein. — Ich sagte mir selbst Du kannst nicht schreiben. — Wenn ich sie nur alle hätte die ich — gab, damit ich mich noch deutlicher schaute.

Ich bin treu wie eine Deutsche u. meine Treue ist nicht eine Tugend, eine Pflicht eine Empfindung, sondern sie ist das Feuer selbst, was den Kern meiner Existenz erwärmt! ich konnte sie verlieren, da» ist es aber auch mit meiner Existenz aus, u. ich erblicke nur in düsterer Nacht die Trümmer meiner Heimath! Ich lese in meinen Briefen ich mag schreiben was ich will nur die Worte — Halte meine Seele fest!

Dann will ich den Flug ins unendliche wogen. Ich will nichts. — Aber Dir will ich das Oehlblatt u. den Mirtenzweig bringen u. Violen u. Rosen um Dein Haupt winden. Die Sorge soll entfliehen u. die Innigkeit soll jeden Augenblick des Lebens — er mag Nahmen haben wie er will, mit gleichem Werth fassen — Und Dein Vertrauen Deine Erinnerungen die Du mir gievst, soll gleich einer Perlenschnur Seelicher bereichernder iile^n in meiner Seele verwahrt sein. Und nur Du sollst mich immer schöner dadurch geschmückt erblicken." —

Am 6. Januar 1799 schreibt Jean Paul an Otto.

„Ich habe jetz mit der Titanide ein Elysium ohne Schwaden, alles ist leicht u. «cht u. gelöset. Ich schickte ihr deu Tag nach der eisernen Stunde ein linderndes Blätgen.

Ich sah sie darauf in ziemlichen Zwischenräumen immer nur vor Zeugen. Am Neujahrstage fand ich die Liebe ohne Gleichen n. ohne Ansprüche auf die quälende Aenderung, die künftige Treue für Man u. Kinder, u. etwas höheres als alle Verhältnisse geben. Nein es gibt nichts heiligeres als ihre Liebe. Sie ist weniger sinlich als irgend ein Mädgen; man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sittlichkeit nicht für die Neigung zur letzteren. — Tausendmal leichter als mit der Berlepsch geh ich mit ihr durch alle Saiten der Seele; sie sol immer froher durch mich werden. Sogar ihren Man liebt sie jezt mehr: u. ich mauere hoff ich einige aus dem Altar ihrer Ehe-Liebe gefallenen Steine wieder ein. Er sieht u. hört ihre Neigung; liebt mich aber nur mehr. Im Frühling geh ich auf das schönste ihrer Güter n. Hab' alles."

Die Leichtigkeit, mit welcher Jean Paul dies liebeglühende Herz abschüttelte oder „zu reinerer Liebe erhob", wie er sich ausdrückte, beweist. wie frei er mit der Liebe der Frauen spielte und wie er zurückscheute, wenn die Blumenguirlanden in Ketten sich zu verwandeln drohten. Doch auch die Lebensanschauungen waren zu jener Zeit in dieser Bcziehnng ungebundener wie heut zu Tage. Der so gewissenhaft und streng moralische Freund Otto macht ihm nicht den geringsten Vorwurf, vielmehr äußert er seine Freude über die „glückliche" Lösung.

„Ich scheue für Dich jeden Stillstand, alle Fesseln u. weiß für Dich kein anderes Leben, als gerade das, was Du hast. Wenn Tu beut Weimar ausgeuosscu hast, gehe morgen weiter: Tu hast die Freiheit des Lebens!"

Und Eharl. v. Kalb selbst, wie früher Em. v. Berlepsch, fügte sich »ach weniger als Monatsfrist in die veränderte Lage, machte ihre Liebe zur „heiligsten" Freundschaft, die sie ihm bis ans Lebensende treulich bewahrt hat.

Jean Pauls Viebe zu den Frauen führte immer „hart an den Abgründen der Sinnlichkeit" hin; er stürzte sich aber nie in die tosenden Finthen. Seine Phantasie und seine Gefühle spielten mit den weiblichen Herzen ein gefährliches Spiel. Himmlische Worte verdeckten mit einem Schleier die irdische Gluth und gaben ihm Kraft, sich aus der drohenden Umarmung der Sirenen zu befreien. Er war sich klar und bewußt geworden, namentlich seit seinem Verkehr mit den Heroinen Weimars, daß die Frauen seiner Zeit, von hingebender Liebe erfaßt, leicht den sittlichen Halt verlieren und alles vergessend ganz dem unüberwindlichen Drängen ihrer Natur sich überlassen. Taraus entsprang seine Toleranz gegen weibliche Fehltritte. Als ihm später einmal sein Freund Otto mit Entrüstung berichtete, Earoline, die erste Jugendliebe des Dichters, habe vor ihrer Verheirathung mit Liebmann die Freudeil der Ehe vorzeitig genossen, schreibt er ihm am 16. Mai 1800:

>> „Was Tu von der Liebmännin schreibst, diese Sittlichkeit war ihr längst auznWichen und anzuhören. Aber hierüber bin ich Deiner theologischen orthodoxe» Meinung langst uicht mehr so wenig wie Herder. Schon in meinem HcSprcuS sagt ich von Clotildeu ahnend, aber verdeckt: in der höchsten Liebe sind die besten Mädchen wie die guten. Anders: jetzt weis ichs gcwis: aus Liebe sind sie alle, alle sittlich u. es konit nur nuf die Schlechtigkeit, gehaltene Sinfenfolge u. das besonnene Feuer des Mannes an, jede die ihn heftig liebt, znni letzten Pnnkt zu führen, weil diesen die Rntnr mit ebenso vielem Rechte begehrt wie den Kns, u, weil der Punkt nicht an u. für sich, sonder» nur unter Bedingungen (wie Essen u. Trinken u. Uüsse») nmnoralisch ist, indes z. B. Lüge u. f. w. es unter jeder ist. Hier verncht ich blos den Man; denn das Weib nützt, aber giebt nicht den Anlas. Liebe aus Sittlichkeit hat die Bessere nicht, aber wohl Sinlichkeit ans Liebe. — Und doch nehme ich nichts von meiner alten Achtung für die weibliche Reinheit zurück; keine (gute) glaubt, das; sie falle» könne, weil keine sogar ihre körperliche unbändige Reizbarkeit d. h. Betrunkcnheit kennt; daher komme» ihre komischen Verwunderungen, dasz eine fiel und anders handelte als sie sprach (da sie doch dachte wie sie sprach); sie glauben, weil sie die Versuchung nicht wünschen, sie darum auch besiege» zu können, oder auch weil sie sich bei derselben nie den Geliebte», sonder» einen Fremden denken oder weil sie sich dicssclbe gleich mit dem Höllenfencr denke» ohne de» langen Höllenwcg dazu. Diese Kentnis macht eine» eigc»tlich nicht sonderlich moralisch stark bei diesem Geschlecht, weil man dabei ans keine Subsidie» zu rechnen hat als auf eigene. Ich habe entscheidende Erfahrungen: «. bin blos über die Art verlegen, wie

ich öffentlich die Mädgen hierüber warnen sol.

Acki wie meine Seele sonst so heilig war u. so dumm! Ter Teufel hole das erste zerrüttende Wort, das mir die Kalb sagte u. was fortbrante.

In den folgenden Briefen erzählt Jean Paul an Otto von dein Verkehr mit den Dichterheroen und den gesellschaftlichen Freuden Weimars. 27. Jan. 1799.

„Nock, in keinem Jahre strit u. trank ich so viel. Mit Schiller neulich bis um 12 Uhr Nachts; u. mit ihm und Göthe bei der Kalb. Ich bin jetzt keker als je, blos durch das Errathen des fremden Haltens von mir, nicht durch mein eignes. Göthen sagt ich etwas über das hiesige Tragische, worüber^er e^nwfindlich ^/^^Stnnde Heu Teller drehte (ich hatte Champagner u. eine» Lüllau im Köpfst Böttiger, alles lobend, lobte mich Huch darüber: „wir denken alle dasselbe, aber es Hots ihm noch keiner gesagt." Auch Wieland sagte, so wärS recht n. ich gewänne ihn dadurch*) — wir würde» noch die beste» Freunde; «er hat mit Respekt von Ihnen gesprochen." Als ich zu einem Tincr bei Göthe geladen war — Schiller zu Ehren — nebst Herder, der ihm aber nicht ein Oelblal, geschweige einen Oelzweig des Friedens (den Göthe gern schlösse) reichte, wurd' ich u. Herder zu Göthe's Einfassung gemacht, ich der linke Rahmen n. er der rechte; hier sagte mir Göthe, der nur almählig warm werden wil so ist er gegen Schiller so kalt wie gegen jeden —: „er habe seinen Weither 10 Jahre »ach dessen (Schöpfung nicht gelesen; u. so alles: wer wird sich gern eines vorübergehenden Affekts, des Zorns, der Liebe u. s. w. erinner?»?" Il. so ekelt Herder nnch vor seinen Werken, il/So etwas solte den Selbst-Gözcndicner» vo» Litteratoren n. Rektoren gesagt werden. ^V.d«mit sie, wenn solche Männer dcmüthig sind, — wenigstens — nichts wären. — Ich /schämte mich vor ihnen, nicht so zu sein, sagte aber auch, dah mir meine Sachen zwar «sogleich nach dem Abdruck nngemein gefielen, aber vor demselben nm so schlechter, weil ich da das Ideal noch nicht vergessen hätte.

Schiller nähert sich sehr der Titanide n. sagte schon 3 mal zu ihr: wir müssen / mit einander nach Paris. .Hier ist alles revolnzionär kühu und Gattinen gelten nichts. I Wieland mint im Frühling, nm aufzuleben, seine erste Geliebte, die La Roche, ins V Haus n. die Titanide stelle seiner Iran den Nnzcñ vor.

Schiller achtet unendlich den fürchterlichen UsM üs Ix IZivt.»»v,«) der das höllischU. himlisch geschriebene Buch Iv eomr Kuiuuiu <I«?oils gemacht; n. wil ihn zu sehen hm. Humbold ans Paris schrieb ihm, dieser Gott-Teufel sehe wie — ich; u. Schiller, der miel ganz gelesen, findet unter uns nur de» Unterschied der Erziehung: «. darum sucht n. liebt er mich jetz. Ich habe alles von der Titnide. Indessen merk ich vo» jenem Suchen nichts.

So viel ist gewis, eine geistigere und grözcre Revoluzion als die politische, u. nur ebenso mörderisch wie diese, schlägt im Herzen der Welt. Daher ist das Amt eines Schriftstellers, der ein anderes Herz hat, jetz so nöthig u. braucht so viel Behutsamkeit. Ich nehme in meine Brust keine Vcränderug auf, aber desto mehr in mein Gehirn; nur dieses hat in Weimar Jrthümer abztzlegcn."

Ich habe jetz die Mittagsscite des Wein- oder Musenbergs: ich lese den Homer, u. die Tragiker mit einer namenlosen Wonne. Sophokles ist (Shakspeare ausgenommen) ein Siebengestirn u. die Neuere» sind Nebcnsternein. — Der 2. Theil des Wallensteiis ist nit großer Pracht (Über 400 Thlr. neue Kleider, weil alles ächt war) abgcspielt, er

M vortreflich, passabel u. langweilig u. falsch. Die schönste Sprache — kräftige, poetische Stellen — einige gute Szenen — keine Charaktere — keine fortströmende Handlung — oft ein dramatisierter Zopf oder Essig — Sfaches Interesse — u. kein Schills. Der Tritte noch nicht fertige Theil ist der Schwanz am Rückrat des 2te»; es sind nicht einmal jene zusammengewachsenen ZwillingSschwescru in Ungarn*). Herder

^geht heute hinein u. wird gcwis meiner Meinung, wie ers liberal ist."

Die Ergebung Charlottens in das „eiserne" Nein! Jean Pauls, in die rein idealistische Auffassung ihrer Verehrung für den Dichter, dauerte nicht lange. Ihre kräftige weibliche Natur verwirft die sentimentale Heiligsprechung ihrer heißblütigen Gefühle. In dieser Entwicklung ihres Seelenzustandes dürften folgende Briefe entstanden sein.

„Wenn ich schreiben dürfte und könnte, wenn meine Phantasien auf das Papier flögen». — sichtbar werden könnten wie sonst mein Leben — das heißt meine Liebe hörbar wird, wenn Du in meiner Seele bist. — So hättest Du den ganzen Tag nicht« anders zu thun als meine Briefe zu lesen. —

Warum sagtest Du — habe keine Jrthümer das heißt Liebe mich — weißt Tu den ganz was das in meinem Herzen heißt: Lieben? Giebst Du mir dieses Recht so wird bald die Macht dieses Einzigen beglückendsten Gefühls die Zauberet) meines Lebens sein. O mein Freund mein Holder — mein Liebenswürdiger mein gütiger — o dürste ich auch sagen mein Treuer!! Was ist alles Herrliche ohne das Beständige! —

Aber glaube mir ich bin eigennützig u. mehr noch — mich kann jede Sehnsucht von Dir verwunden — u. wäre sie nach dem Paradies. — Warum willst Du etwas anderes wünschen als ich wünsche?

Schreib mir Morgen früh das heißt . I Ich nehme nie so von Dir gute Nacht ich dars Dich nicht an den flüchtigen Kuß gewöhnen! —

Nenne mich nicht Titanide, mann fühlt wenig Mitleid — Liebe u. Schmerz — für das kühne Sonderbare. Denke daß das Leiden u. die Freuden der Wesen sich »ach ihre« kräften messe«. — Schon bemerkst Du die mächtigen Stürme der Seele die in meinem Wesen vorübergiengen — gebiethe ihnen zu schweigen u. fasse jetzo auf ewig die noch liebende Seele, ich bin zufrieden u. nicht traurig."

*) Ganz ähnlich äußert sich Jean Paul gegen Jacobi (12. Febr. 17W): „Schillers Piccolomini wurden hier als der I. Theil des Wallensteiis gegeben. Der herrliche» Sprache darin u. vielen acht poetischen b.,« Ii»?-j!r«e)s fehlten nur die Charaktere, die Entwicklung u. die Einheit des Interesses doch auch in diesem wollen, daß mann mir das giebl was ich erhalten kann stir die Hoffnung unseres Lebens.

Ich werde Ihnen die Einsamkeit auch Key mir nicht verweigern wie ich es nie that. — Wenn Sie die Amöne*) besuchen so lassen Sie mir ein Wort merken — ich werde so diese Woche immer Abends erst spät nach Hause kommen, den es wäre mir niedrig wenn nur eine Thüre mich von — trennen solle u, müßte! — Ich muß auch scheinen nicht zu wollen — wenn ich nicht wollen soll. Was sagen Sie dazu! —

Aber welch ein Einfall ich könnte allein zu Ihnen kommen. Sind Sie 6«roin^! etc. — Js r unser Verhältnis so unbedeuteiw — ich bin nicht spröde u. nicht pedantisch u. das glaubt auch Niemand von mir!" —

„Guter I. P. ich fasse mein Herz es gehört nur Dir an u. Deinen Freiwiwen da kann es beglücken da wird es beglückt. Ja ich kann Dir nicht sagen wie^sehr ich das Glitt anbete Dich gefunden zu haben!! —

Wir haben noch nicht alles erkannt was uns unser Herz gewähren kann. — Erhalte Dich mir, Dein Leben Deine Liebe aber auch Deine Treue. Der Mensch kann u. darf nicht um sich die Sehnsucht so vieler vereinigen!

Wann sehe ich Dich Tu Lieber! Ja die Gegenwart ist Stärkender aber glaubst Du nicht das mich Deine Briefe u. Billetc zweimal mehr erfreuen als Dich die meinigen. Gedenke mein! wie ich Deiner Gedenke."

Jean Paul ließ sich durch solche Herzergüsse nicht erweichen noch in der Richtung des neu eingeschlagenen Weges stören. Er theilt es seinem Freunde am Schluß des Briefes vom 27. Januar 1799 überlegen und gelassen mit.

„Die Titanide hat an ihren Schwager, den Praesidenten in Manheim geschrieben wegen der Scheidung**). Sie sprach mit einer Gräsin Bernstorff, ohne ihren Man zu nennen, über eine hiesige reiche Engländerin Gore, die sie ihm zudenkt. Er u. sie werden es annehmen. Hier sind Sitten im Spiel, die ich Dir nur mündlich malen kan. — Ich beharre fest anf meinem Stand? auch ist ihr die Scheidung ohne alles weitere schon erwünscht, zumal da er mit einem neuen Ris die «up,ilu «ai-nalis ganz zerrissen. Sie nahm, weil ihre Phantasie ihr nichts von der Unveränderlichkeit der Berlepsch giebt, ihre Neujahrs Resignazion schon oft u. heftig zurück — die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Nein ohne Orkane wiederholen konte. Aber es geht leicht, da ich sie ganz kenne; ich mus ihr nur nicht schreiben, sondern sprechen. — Müßt ich ihr freilich auf einmal den Namen einer Geliebten ansagen — leider weis ich keinen — so thäte sich ein Fegfcucr auf."

1. März 1789.

„Du sagst, ich soll mein Leben schonen. Oft woll' ich, ich hätte es nicht mehr. Es wird mir täglich — eben weil Alles außer mir gelingt — abgeschabter; eine Frau**) wäre noch der einzige Firnis. Zuweilen ergrimme ich über meine von allen

Werk spricht der himmelstürmende Titanen-Geist der Zeit, der sich von den NephilimS u. Faustrechthabern nur darin unterscheidet, daß er die geistige Stärke an die Stelle der körperlichen setzt."

*) Amöne Herold, die Freundin Jean Pauls und später die Gattin Christian Ottos, war aus Hof zum Besuch bei der Frau v. Kalb und scheint in dieser, wie auch in anderen Briefen angedeutet ist, anfangs eifersüchtige Regungen hervorgerufen zu haben. ^ **) Unter dem 14. März jedoch findet sich die kurze Notiz: „Die Titamde lasset die Ehescheidung wieder fahren."

^ >)/***) Deutlicher spricht sich seine damalige Sehnsucht nach einer Gattin in dein und Süd. xi.vi., iz», 25

meinen Verhältnissen ermordete Vergangenheit, über die bewölkte Jugeiiowelt) die mir die Spitzbuben nm mich verdarben u. die mir kein Gott wiedergeben tan. Welchen Samen zu einem Paradies trug ich in meinem Herzen n. wie wenig ließen mir die Raubvogel. Oft ärger' ich mich komisch, daß mir allein das Schiksil kein Praesent macht; hart und kämpfend crobcr' ich mir meinen Bissen — an einen Glücksfall ist nicht zu denken. — Ter Erdball ist für mich durchlöchert; das macht mich aber kekcr u. fester: was Hab ich zu verlieren als die Korkkugel? Nur die grünende und die gestirnte Natur liegt noch wie sonst an meiner Brnst*). —

Inmitten des gesellschaftlichen Trubels und der Verwirrungen und Lösungen des aufregenden Verkehrs mit Charlotte v. Kalb vollendete Jean Paul im Frühjahr 179!) den ersten Theil des Titan. Das war nur möglich, indem er sich in eine kühle Objectivität, in eine olympische SeelenRuhe und Majestät, ähnlich wie Goethe, hineingelebt. An Otto schickt er das Manuscrvnt am 4. April mit folgenden Worten:

„Hier hast Du den 1. Band des Titans**), dem mir noch 2 wichtige, bald nachkommende Kapitel fehlen. Ein jeder Autor hat nur die Empfindung u. Einsicht der Thcile, nie des Ganze». Die lczte» Theile würd' ich Dir kühner geben; aber den ersten, der erst die Kuhhaut zur Stadtmarkung ausschneidet n. der im Verhältnis des Hesperus eigentlich nur dessen !Z erste Kapitel enthält, bring ich blöde. Sage mir bloS, ich bitte Dich, den reinen hellen Eindruck, den es ans Dick) in Bergleichung der früheren Werke macht. Ich habe beinahe das Publikum durch meine Aviso's gezwungen zu glauben, der Titan sei besser als der Hesperus, indes er nur anders (höchstens besser im Plan) sein sol u. kan. Da die Geschichte in den höhern Ständen regiert: so ist mir die Fixleinsche u. Sicbnkasische Individualität genommen, wenigstens für die bürgerlichen Leser, die zum Glück den kleineren Theil ausmachen. — Meine inneren Gestalten trösten mich über die äußern, nur ergreifen sie mich stärker als diese u. zu stark."

Briefe vom 4. März 179!) an Jacobi aus: „Ich komme vielleicht zu Dir, mit der Hoffnung mich zu verloben. Beim Himmel! Das ist mir nöthiger als Himmelsbrod. Hütt' ich eine Frau — das heißt bei mir bloS ein junges, ganz sitlich-reines. ielleS weibliches Wesen — kein genialisches — so fragt' ich nach dem Geldc n. nach dem Abendessen etwas, u. nach Gesellschaften weniger u. nach dem Leben mehr, das meine poetischen Träume immer durchsichtiger u. flitterhafter schlagen. Deutsche Weiber such ich zuerst in Niedersachsnc; gallische u. Teufelsgrosmntter viel südlicher." Und am 4. Juni (nachdem er Caroline v. Feuchterslcbcn, mit der er sich später verlobte, kennen gelernt): „Ich kenne nun das Leben, besonders das auflösende bei genialischen Weiber», die zugleich verwirren u. zersczcu u. verspäten — »ein, ich wil ein einfaches stilleres Herz, damit meine Kindheit u. das Leben bei meinen Eltern wiederkommen u. Alles was das erinnernde Herz ewig vormatt."

*) Auf de» Jammer des Freundes über solche» Pessimismus antwortet er am 13. März: „Die Hiobsklage über das Lebe» ist nur mit meinen biographischen Farbenkleksen hingeworfen. Du irrst Dich über meine Gegenwart, die eben u. hel ist; ich klagte vielmehr über die zertretene Vergangenheit, Begegnet ist mir jczt gar nichts als ein zu gutes Leben."

**) An Jakobi schreibt er unter den, 20. August 1799, nachdem er das Manuscrvnt von Otto zurtickerhalten und vieles geändert hatte: „Eben send ich den enten Band des Titans und das I. Bändgcn in den Druck und mit Furcht, da leider jeder ausspringende Winkel im Menschen, der de» Strom breiter bettet, einen einspringende» findet oder macht. Um nicht die Weiber und Kritiker durch Extrablätter a»S der Historie zu jagen, bau' ich jedem Tomns ein dünnes Bändgen an, wo ich nichts mache als Spas uiid vorher weniger; wer will mir dann in meinem Haus recht etwas anhaben? Sag' es!"

Der Schaffungstrieb und das Vertiefen und Leben mit den eigenen Schöpfungen drängten den Dichter aus dem betäubenden Gesellschaftsleben zur Sehnsucht nach eigener, stiller Häuslichkeit, zur Glückseligkeit ehelichen Beisammenseins. Absichtslos hatte er in der „Titanide" das Feuer der Leidenschaft entfacht; als er die Gefahr für sich erkannte, suchte er dämpfend und lindernd den Uebergang zu einem reinpoetischen Verhältnitz. Er konnte und wollte sie nicht durch schroffes Benehmen aufgeben; erfüllte sie doch immer seine Phantasie mit leuchtenden Bildern. Charlotte ergab sich in ihr Schicksal mit bitterer Wehmnth; krampfhaft durchzuckte sie der Gedanke, ihn ganz zu verlieren, und oft bricht wieder die Flamme verzehrender Liebe aus ihren Worten. Ihre Briefe vom Frühjahr 17V!) bekunden dies:

„Laß Deine Seele nicht gegen mich ermatren. Bleibe meinein Willen treu — ich kann nichts anderes aus der Erde mehr wollen. Liebe mich n. kein anderes Wesen so wie mich. Ich kann u. will mich nicht ändern. Den ich fürchte das Unglück u. die öde u. die trauer meines Lebens. Wir müssen miteinander Leben n. sterben. Mein ganzes Wesen findet nur Wohlsein in dem Umgang, in dem Einsamen mit Dir — u. mit den innigsten Freunden."

„Unsichtbares Wesen. Stummer, schweigender — kalter Entfernter. Warum ist so alles? — Sie können zn mir kommen wenn sie wollen; überall in meinem Herzen il. meiner Wohnung könne» Sie sein."

„Wir haben uns so lange nicht gesprochen, daß ich wohl glaube ich bin Ihnen Fremd geworden. Den schnellen Tod bemerkt ein jeder, der langsame wird nur zu zeiten mit seiner drohenden .«alte von der aufmerksamen Seele bemerkt. — Durch das sehnen u. streben — lvird eine Starke Seele doch endlich auch kleinmütig n. elend."

„Es giebt nichts Schmerzlicheres als die Gleichgültige Gegenwarth eines Wesens "das sonst uns mehr war — das einst zu unserem Herzen sagte Du bist mein — „„Die Zeit ist vorbeý in der wir nicht Liebten uns nicht kannten — jcizo ist die Ewigkeit in der wir» thun" — das ist die schönste Zeile Deiner Hand die ich besitze — als ich neulich Deine Briefe wieder Las haben diese Worte einen Hohen Muth mir gegeben. Tu wirst mich nicht mehr verkennen u. in dieser Stimmung liegt alleS — was meine Seele verlangt!"

„Tu hast mir oft tiefe Schmerzen gegeben! — Oieliwr bin^rskn wie Dn — das heift wie Du allein bist — Sehen fassen — bilden, zcigncn u. Schaffen tief die Menschheit. Aber die Wirklichkeit eines festen unzerstörlichen Liebenden Gemüths Fassen Sie nicht — Ich glaube fest sie sind besorgt, daß in den Herzen in der Seele der Menschen etwas ist was ihren Idealen gleicht. Sie sind Eifersüchtig auf die Kinder ihres Gemüths u. ihrer Fantasie! Tie Wirklichkeit darf ihre Begcistrung nickt erfüllen — sie sind zu Stolz u. zu Muthlos. — Ja mein Theurer ich sage Dir jetzo nicht wie oft ich gelitten habe wie zerstörend — so daß ich mein Herz Deiner Gewalt entziehe,! müßte; (wenn Du es nicht haben wilt) als länger den Tod der Liebe, so oft zn schmecken, den Sie erwacht immer wieder in Deiner Gegenwarth ach leider auch durcki Deine Bücher. Du bist nicht schnld daran — ich weiß es wohl — verzeih also meiner Älage — Du >>»r — gas «e>5 mein Her? und äsruin es zu <!irü Wenn einst glücklicher ich neben Dir Ruhe — will ich Dir vieles erzählen — u. dann wird dst> Thräne der VsKmutK sich mit dm Thränen der Freude mischen — dann küssen wir die lezten Zeichen unserer vergangenen Leiden innig von den Wangen. U. keine ähnlichen Klagen erpressen wieder diese Zeugnisse einer Ewigen Liebe!!"

„Mann wunderte sich dasz ich so allein kam*) — u. mein Sohn hat das Geheimnis; ausgeplaudert sie haben gewettet I. P. käme mit — Aber er kam nicht er komt nicht — ob ich gleich immer an Dich denke, so will ich ^lukänrn den ganzen — Tag — u. auch den Abend so an Dir denken als wenn Du da wärest. — Ich werde Deine Stimme hören: u. meinen Nahmen — Charlotte sanft dringend «, leise an Deiner Lippe belauschen —"

IV.

Jean Paul hatte den blüthenreichen Lenz nicht zu einem Aufenthalt auf dem Gute der Freundin, wie er im Januar noch vorgehabt, fondern zu einem Ausflug nach Gotha und Hildburghausen benützt. Er wurde überall, besonders an den Höfen, niit huldvoller Verehrung aufgenommen. Von Hildburghausen schreibt er an Otto.

2«. Mai 1799.

Z' „ — Hier fängt es an allmählig wichtig zu werden. Erstlich denke Dir. male Dir die himmlische Herzogin mit schönen kindlichen Augen — das ganze Gesicht vol Liebe u. Reiz u. Jugend — mit einer Nachtigallen-Stimrize — u. einem Mutterherzen**) — da» denke Dir die noch schönere Schwester, die Fürstin von Solms, u. ebenso gut — u. die dritte Schwester, die Fürstin von Thurn u. Taxis (erlassc mir die Männer!) Mit der von Solms wolt' ich in einem Kohlenbergwerk Hausen, dürft ich ihren Galan da vorstelle». Diese Wesen lieben u. lesen mich recht herzlich u. wollen nur, daß ich noch 8 Tage bleibe, um die erhaben schöne Me Schwester, die IMgin von Prenße»***) zu sehen; Gott wird es aber verhüten. Ich bin auf Mittag u. Abends für immer gebeten. Der Herzog machte anfangs nicht viel tait von mich aber jetzt ist er mir recht gut, u. er merkte an, daß ich mir zu wenig Spargel genommen u. gab mir außer diesem noch die ersten Hirschkolben zu essen, die nicht sonderlich sind. Gestern Hab' ich vor dem Hofe phantnsirt auf dem Klavier. Du erschrikst; aber ich habe seit >'/_> Jahren phantasiert vor Gleim, Weisse, Herder, vor der Herzogin Mutter — z>as«imq,e. Undank wäre es von mir, wenn ich nicht die Liebe meiner Deutschen für den reichsten Lohn meiner Fcdcrfechtereien hielte.

Ich studiere an diesem Höfgcn doch die Kurialien mehr ein für meine Biographien. ÄLenn alles aus den Vorzimmern in den Speisesaal zieht: so schreitet das kurze Kammer

/juncker- u. sonstige Volk (u. ich mithin mit) wie die Schule vor der Bahre voraus u.

/ die fürstlichen gepaarten Personen schleifen nach. Wieland aber (das erzählt' er mir

! selber, immer mit Spas über seine Unwissenheit) gedachte anfangs höflich zu sein u.

i gieng nicht voran, sondern fügte sich zum Nachtrab u. kam so zugleich mit den FürstenPaaren au.

Uebrigens was ich mir durch den Hof an Gasthofs-Essen u. Trinken erspare, das trägt der Bader wieder fort, weil ich den verdammten Kin-Jgel öfter shecren lassen muß."

Gegen Oertel äußert er sich ähnlich über den Aufenthalt in Hildburghausen:

„Ich fand da meine 3 schönsten Leserinen, die Herzogin u. s. w. u. ich sollte die schönste Schwester erwarten, die Königin. Die Männer waren anfangs kalt, aber zuletzt recht herzlich warm, so wie ich auch ohne

Hofkünste den gothaischen Herzog gewonnen habe. Die Nachwelt wird es vielleicht durch die Weltgeschichte erfahren, daß mir der Herzog (von Hildo.) einen Kus gab u. auch Hirschkolben, welche letztere mir ganz neu.

Hier wollte mich die Königin in der Komödie sich vorstellen lassen, aber ich war nicht darin; am Morgen der Abreise verlangte sie es vom Herzog, aber der — vergas es. Ihrem weichen, schönen, zarten, edlen Bruder (Erprinzen von Meklenburg-Streliz) tonte ich meine freundschaft geben; u. er mir seine auch. — Inzwischen hatten doch alle diese gekrönten Urtheile über mich den Erfolg, daß unsere Herzogin (von Weimar) mich; da ich vorgestern im Park vorüberschos, eigenhändig zurückrief u. viel mit mir sprach u. viel zu gnädig."

Solche allerhöchste Gunstbezeugungen berührten Jean Paul angenehm, aber nicht tief. Am 12. Juli 1799 schreibt er darüber an Otto:

/"Ja ich bin oft eitel, aber frank und frei u. spielend, weil ich immer etwas in mir habe, was sich um keinen Beifal schiert. In meinem 10. Jahr erhob ich mich ohne Muster u. Nachahmer schon über Stand und Kleider u. war ein Republikaner ini 18., u. finde noch jezt hier einen Muth und eine Denkart gegen Fürsten in mir, die ich bei den großen Mannern hier eben nicht so finde*). Ueberhaupt stieg ich ja in die Nester^ der höheren Stände nur der Weiber wegen hinauf, die da wie bei den Raubvögeln/ größer sind als die München." ^

Der gesellschaftliche Verkehr besonders in den kleinen Residenzen Deutschlands war damals ein anderer als jetzt; was wir die „gebildete Gesellschaft" nennen, bestand fast nur aus dem Adel (an diesen schlossen sich die Dichter und Gelehrten an), weil er hauptsächlich ihre Werke las und verstand. Uni nun als vollgültig von den höheren Ständen angesehen zu werden, bedurfte man eines Ranges, eines Titels. Diesem Gefühl konnte sich auch der republikanisch gesinnte Jean Paul nicht entziehen. So schrieb er schon am 27. Januar 1799 an Otto:

^ „Dein Stolz kan nicht mehr dagegen einwenden alsj meiner gegen einen Aommerzienraths Titel ^- u. doch kauf ich mir noch einen, wenn man mir keinen schenkt. Der Titel sol nicht meine Verdienste repraesentiren, fndern praesentiren."

Erklärlich wird uns dadurch seine wirkliche Freude über die Verleihung des Titels Legationsrath; er äußert sich gegen Otto am 22. August 1799:

„Das Wetterglas springt dem schönsten Wetter entgegen, und weist Du was ich geworden? Den löten d. bat mich die Geheimrätin Koppenfels zum Thee, überreichte mir ein Dekret vom Herzog vvn Hildburghausen, das mich zu nichts wenigerem erklärt

*) Am 13. Juli ebenfalls an Otto: „Du hast keine Vorstellung wie hier (in Weimar) um ein Ekgen Regenschirmi vom Thronhimmel geschoben und gezankt und gestoßen wird; ich sehe im Regen der Gruppe zu und bleibe Philosoph."

als zu einem — Lcgazionsrath, was doch immer etwas ist. Das Diplom verlangt, daß ich „,,von männiglich alle von diesem Karakter abhängende Praerogativcn n. Personalfreiheiten genießen solle."" Ich kenne noch keine einzige von diesen Personallizenzen u. habe noch wenig davon genossen; mache mich damit bekannt, damit ich darauf bestehen kan. Herder hatte die größte freut» darüber"*).

Anders Ch. v. Kalb, die in dem Stadium der Abkühlung wohl mit einiger Bitterkeit gegen Jean Paul bemerkte:

„,,Dn Solst den Nahmen Deines Gottes nicht misbrailchen"" das heißt Du solst Dir keinen Titel geben lassen. Ich vergesse immer alles. Damm vergaß ich auch zn sagen wie sonderlich mir neulich das gespräch bei Herders vorkam. Was Sie manchmal für Einfälle haben. Jeder ausgezeichnete Mensch raubt sich jeden Rang u. bekennt einen Unglauben — der sich einen Titel geben läßt — ein Titel ohne Amt — ist mir so widerwärtig wie ein hölzernes Schangericht. Ich mag nicht den Herrn Rath Richter bekomplimentiren es sqd den daß Sie einmal für eine Pension von IOIXZ ft. aus Dankbarkeit sich einen Titel von einem Grosen auskitten. Aber niir schwand, das Titel Rang Adel u. Prinzen nicht lange mehr genannt werden."

Jean Paul hatte auf der Frühlingsreife in Hildburghausen ein Fräulein am Hofe, Caroline von Feuchtersleben, kennen gelernt, „das edelste weibliche Wesen, das er noch je gefunden." Zu ihr zog es ihn wieder im September, und über sie schreibt er am 7. October 1799 an Otto:

„Ich kenne sie jezt tiefer; noch in keiner weiblichen Seele fand ich diese hohe, strenge, unerschütterlic, religiöse Moralität, die unerschütterlich und unbestechlich bis in die kleinsten Zweige treibt. Bei ihrer moralischen Zartheit fühlt man, daß man leider in Weimar lange gewesen. Sie würde, wenn ich mit ihr verbunden wäre, mein ganzes Wesen bis auf den kleinsten Flecken nusreinigen. Sic liefert nicht, wie Mädchen blos um ein sentimentalisches Manna auf der Zunge zerfließen zu lassen: sondern um auch zu lernen. Sie macht Verse; daher kan sie die Satire über die weiblichen Verse in I. P.'S Briefen, nicht vergessen, sie sei wahr, aber zu bitter.

Den ersten Tag kam ich in Hildburghausen an u. gieng unangemeldet zu ihr. Das Zimmer war leer; sie wurde aus dem Garten von der Magd geholt. Sie kam

fast sprachlos und schrieb es dem — Lausen zu, welches glaublich genug ist. Zwei

Tage darauf war ich bei ihrer Schwester, der verwittweten Frau von Bek, in Gesellschaft geladen. Im größereir Zimmer stand der geheizte Ofen, dan kam das, worin die Gesellschaft war; aber die Thüren waren offen für den Durchzug der Feuerung. Ich meines Orts begab mich oft ins größere, dunklere und Caroline kam nach. Hier giengen wir auf u. ab, u. häufig vor der hellen bevölkerten Oeffnung vorbei; aber immer seltener; blieben länger am Ofen — sie sagte mir ihr Herz und sank mit ihrem Kopf an meines und ich gab ihrem Ange den ersten Kus."

Toch gleich in den nächsten Tagen trat das Schreckgespenst auf, das hauptsächlich ein halb Jahr fväter den ganzen Liebestraum vernichtete:

*) Der „Lcgationsrath" zwang ihn auch zu einer Verfeinerung seiner äußeren Erscheinung. Er schrieb darüber an Otto unter demselben Datum in derb humoristischer Weise: „Ich bekomme so ein Stück des bürgerlichen Lebens nach dem andern ans den Leib. Vorgestern lies ich mir Moralitätshosen (Unterhosen) anmessen, weil ich bisher nicht klug werden tonte, warum gerade meine Hosen so verkamt indezent aussahen, ich mochte es karten wie ich wolle, — niemand kan für Segen —, bis ich den Doctor (Herder) fragte, der ein Wort zu seiner Zeit fallen lies. U. eine Woche vorher hat' ich mich heftig gegen diese enge eitle Einhülzung erklärt. So wird der Mensch erzogen n. geplagt." der Widerspruch der aristokratischen Verwandten. Zur Zeit der ersten und heimlichen Verlobung bekämpften er und sie es mit Erfolg.

„Wcnn man meine Liebe stört und martert, windet mein Inneres wie eine Schlange sich auf und steht fest: wenn man sie erduldet und nährt, bin ich ohnmächtig u. folge (doch mehr in den Höfer Zeiten) — Widerspruche sind die weibliche» Reime in einem weiblichen Kopf. Ich sagt ihrs. Aber dan bleiben wir ungeschicdcn bei einander. Ich schweige über den Regenbogen und Morgenthau der lichten Stunden, die nun hinter einander zogen — u. über Ihr Hingeben u. Vertrauen n. Gehorsam. Der Grundton, aus dem sie den ganzen Tag spielt, ist — ewige Heiterkeit u. Scherz, die unerwartet in einem so weichen Herzen wohnen. Da sie etwas zurückhaltendes gegen vornehme, u. etwas kurzabthuendcS gegen gemeine Leute hat: so scheint sie stolzer als sie ist. Tie Gute sagt immer, sie sei z» kühn, nämlich eine Hermine fein zu wollen sie ist aber für den I. P. gut genug, geschweige für den R. Fünf u. zwanzig Jahre wurde sie am Sonabend, wo ich abreisete. Auf ihren Muth, künftig durch alle adeliche Verhane durchzudringen, kan ich bauen; die feine Mutter erräth gewis alles; u. da sie schweigt, bejaht sie."

An Oerrel 27. December.

„Tas edelste weibliche Wesen, C. v. Fuchtersleben, mit dem ich meine vorigen Spiel-Kameradinnen der Liebe gar nicht vergleichen darf, wird im künftigen Jahre die Meinige, wenn die verneinenden Verwandten bejahren."

Nach Weimar im October zurückgekehrt wirft I. Paul in einem Brief an Otto (2. November 1799) einen kurzen Rückblick auf seine früheren Liebesverhältnisse:

„Ich crschrcke, wenn ich jezt zu den ausgebranten Ehe-Kratern hinübersehc, in die ich so oft zu fallen im Begrif war, wenn keine fremde Hand mich gehalten hätte. In Jena, in Leipzig, Eisenach, Gotha (denn ich habe Dir nicht alles schreiben können) Hof u. s. w. u. f. w. hieng alles nur an einem Haar, so hiegc ich selber im Haar als elender Schneusvogel. In ihr schlingen sich so viele moralische Staubfäden u. Farben zusammen, wovon Du keine einzige nehmen kanst, ohne den Kmistgärtner — mich — zu verderben.

Mir unerwartet, macht mich meine durch Caroline befriedigte Seele härter urthcilcnd über alle Weiber. — „,,Jugendliche Wünsche"" gewisse hat freilich der Teufel geholt, aber schon vor 7 Jahren; andere leben mit mir fort bis ans Sargseil hinan."

4. Febr. 1800.

„Mein Herz schmachtet nach meiner Caroline n. Gott hat uns beide für einander erzogen. Wie muht' ich Jrwege betreten so hart neben dem richtigen Weg! Die gute sich selber nur nicht fassende Charlotte hat viel zn verantworten u. dock) hat sie uichr auf meine Urtheile als Gefühle und Thaten gewirkt. Wie wollen wir (Caroline n. ich) unsere gegenseitigen Unähnlichkeiten auswechseln u. gerade dadurch ahnlich werden. Mit Charlotte bin ich auher Verhältnis; aber durch ihre Schuld. Meine Seele sol nie eine Liebe über die Ixöchste vergessen. Ich kan ihr keine heißere nnd heiligere Freundin geben als meine Caroline."

Charlotte, welche Jean Paul während seiner Herbstreise nach Hildburghausen zum Besuch auf ihrem in der Nähe gelegenen Gute vergebens erwartet hatte, gratulirt zur Verlobung, die sie durch andere erfahren, in folgender höchst eigenthümlichen, ja spöttischen Weise:

«Einen Brief waren Sie mir nicht Schuldig — aber nur die wenigen Worte, „,,Ich kann nicht kommen, ich Reise jeyo wieder nach Weimar."" Oder wie es im LvällFsI« stehet als die Gäste nicht kommen wollen: „,,Siehe ich habe ein Weib genommen darum kann ich nicht kommen u. s. w."" ^ Damit hätten Sie alle Heilige im Himmel verstanden. — U. so wären Sie wahr und höflich und glücklich zugleich gewesen. Ich hatte die Meynung schon aufgegeben Sie hier zu sehen. Aber ich mußte ja den schriftlichen Worten Glauben mit denen Sie mir sagen, „,,Ich schreib Ihnen aus Hildburghausen u. bitte Sie um Pferde."" — Also blieb ich zu Hause u. schonte die Pferde. So vergingen einige Wochen. Endlich schicke ich einen Boothcn nach Hildburghausen, dieser brachte die Nachricht zurück, dasz Sie in einer Witterung die alle Strafen in Bäche verkehrt ihren abflug nach Weimar unternommen hätten; wie sonderbar ist es doch, daß man in derselben Witterung wohl 30 stunden Reisen kann, aber ohnmöglich wegen dieser Witterung in einer Leichten LquixsAs 4 stunden bequem fahren. Das Wasser war wohl das Element nicht was Sie fürchteten!

Fräulein von Feuchtersleben wird als eine verständige angenehme Person geachtet, ich u. Herr von Kalb freuen uns Ihrer Verlobung!" —

Die Zustimmung der vornehmen Verwandten erfolgte erst Anfang Februar 1800. Es scheint aber weniger die bürgerliche Abkunft Jean Pauls das Hinderniß gewesen zu sein, als die Sorge um die künftigen finanziellen Verhältnisse. Das geht aus dem Briefe Jean Pauls an Otto vom 5. Februar 1800 hervor:

„Heute wurde mein Schicksal mit Caroline entschieden. Sie gestand im Decemcbr ihrer Mutter das Verhältnis. Ernestine (v. Bck, ihre Schwester) meldete mir die Stürme; die Herzogin nahm die Leidende in Schnz. Das paßte nicht für meinen Charakter; Herder rieth mir, durch die Herzogin mir ein Kanonikat bei der Königin zu verschaffen; das schlug ich noch mehr aus. Nun schrieb ich meine litterarischen u. kameralistischen Verhältnisse an die altdeutsche Ernestine. Endlich erfolgte der Sieg. U. so Hab ich mein Herz am Herzen, die Reine n. Feste u. nichts trit mehr zwischen die Geister. Ach ich Hütt' ihr alle Martern mit einem (früheren) Briefe meiner Verhältnisse ersparen können, wenn ich Erlaubnis gehabt hätte, ihn zu schicken. Und diese Gute selber erricth nichts davon; u. gab ihre Zukunft fast der vermntheten Nrmuth hin."

Einige Monate später (1. April 1800) schildert er sie an Jacobi init folgenden Worten, aus welchen jedoch eine scharfe Ungleichheit der Charaktere hervorgeht:

„Sie hat einen ernsten strengem Geist als meiner ist, der oft das Steckenpferd des Sternischen ist; desto besser wird sich Strenge n. Nachgiebigkeit ausgleichen. Bei der zartesten Weichheit der Empfiümmg die kühnste Festigkeit des Entschlusses u. allen Stolz der weiblichen Ehre. Gegen die Verwandten, die uns zcrthcilcn wolten, kämpfte sie, indem sie sich zum Doppelpofer der Liebe für jene u. mich machte, schonend, fest u. siegend an. Ihr sind alle künftigen Schicksale mit mir gleichgültig; sie treibt jcvt eben so eifrig die Haushaltungskunde als sonst Botanik und Astronomie. Wie wil ich mit luftigen Worten ihre überströmende Liebe, die Kraft, Wünsche unterzuordnen u. Leiden mit Lächeln zu bedecken, die äußere Heiterkeit dieses von Jahre langen Schmerzen erzogenen Herzens malen! Ich werde mich neben Caroline heiligen."

Das Leben in Weimar glitt in diesen Wintermonaten fröhlich und ermunternd für Jean Paul dahin. Tagsüber vertiefte er sich in die schmierigsten Probleme fichtischer Philosophie*) und vollendete seine Olavis ?ioktia!ä; Abends erholte er sich meistens in Herders Familienkreise mit der spielenden und lebenswürdigen Art, welche ihm eigenthümlich mar und wie ein leichter Schleier sein tieferes Empfinden überdeckte. Er schreibt an Otto 14. März 1800.

„Mein Verlust, wenn ich von 'meinen Herders scheidc, ist weder zu erfezen noch zu vergleichen. Ein solches Verstehen — eine solche Ergiebigkeit — eine solche Spashaftigkeit kann ich nicht mehr selber haben oder bei anderen finden! Ich habe endlich ein gewisses logisches Uebergewicht über den gütlichen Pegasus**) erfochten; nur mach ich zuviel Spas u. preise mich zu oft, was jezt er n. die andern auch für ihre Person anfangen. Uebri gens bin ich der alte Nar u. die Hauptquästion jeden Abend ist blos, sobald mein Geliebter um 1<>/z Uhr fort ist, wie der Liebende von den 2 Madgen***) fortzutreiben sei. Wir haben einmal alle eine lange Disputierübung über das (mein) Küssen gehalten. Die wichtigste Eroberung, die ich seit Jahren gemacht, ist eben die Tochter, die mich sonst „,,als einen zu gelehrten Hern"" vermied. Es ließe sich viel darüber sagen, d. h. denken, daß diese Schöne — das schönste Mädgen in Weimar — nebst meiner Cousine (jener Auguste) in voriger Woche abends in scherzender Mägdetracht mit mütterlichem und väterlichem Vorwissen) zu mir gekommen um mir ein Billct von der „Luise Herder" zu bringen. Ich hatt' es sogleich heraus aus den niedrigsten Augen und strafte auf der Stelle solche widerrechtliche Täuschungen des Publikums, so gut ich in der Eile konute."

Am 25. März.

„Ein weicher Gott stieg an meinem Geburtstag in mein Herz herab. Ich feierte ihn des Frühlings wegen am 20.; den wahren weis ich nicht; in Leipzig feierte ich 2 hinter einander. Auguste schickte mir die erste

Schöpfung ihrer stickenden Kunst — Karoline eine, selber Herber entzückende, Stickerei — Luise u. die Herder einen Blumenstock u. Biscuit; u. um 11 Uhr kamen sie alle selber, himmlisch gekleidet. Ich weinte vor Freude und Liebe. Nachmittags schickte die Herzogin einen blühenden Rosenstock — für den Bedienten 1 Thlr. clnuLsui-. O Gott, wenn man immerfort lieben könnte u. dürfte u. recht innig, was brauchte man dann noch auf der Erde oder hinter der Erde? — Gute Caroline, ich sagte Dir die Zusammenkunft in Ilmenau aus guten Gründen ab: könntest Du es wissen, wie sich jetzt auf einem andern Blatte meine Seele so unaussprechlich nach Deiner reinen, Kommen, festen sehnt's-). — Wie wil ich Dir sagen, Otto, wie ich sie achte! Nicht blos liebe; denn das ist viel leichter."

*) So schrieb er an Jacobi 3. März 1800: „Du solltest nur wissen, was täglich u. wie eilig; u. nicht etwa Welten, sondern Weltsysteme in Nebelflecken-Gestalten durch meine Seele brausen. Büch wundert nnr, daß ich noch den gemeinen Menschenverstand habe."

**) Schon früher hatte I. Paul an Otto geschrieben, daß er „der sphragistischen Zufälle wegen" folgende Chiffren gebraucht: Arche für Göthe Taube für die Herzogin H.Geist- - verwittwete Pegasus - Herder Nachtigal - die Gattin Herders Osterlam - den Herzog.'

***) Louise, die Tochter Herders, und Auguste, die 14 jährige Tochter der Frau von Bek in Hildburghausen, welche in Pension bei Herders wohnte.

C. v. Herder warnte ihn dringend, das gewünschte Zusammentreffen in Ilmenau nicht abzulehnen: „Nach dem, wie ich die weibliche Natur keime, wird u. mnß es die

Am 2. Mai 1800 fand endlich doch die Begegnung zwischen Caroline von Feuchtersleben und Jean Paul in Ilmenau statt; letzteren begleiteten Herder und seine Frau. So glückverheißend jenes Wiedersehen von Beiden*) erstrebt worden, so schroff, jäh und zerreißend endete es der Verlobte selbst. Die langwierigen, kleinlichen Verhandlungen mit den Verwandten hatten ihn, den nun hochberühmten Schriftsteller tief verletzt; zu dem kam, daß ihm bei näherem, wenn auch brieflichem Verkehr, einzelne Eigenschaften Carolinens unsympathisch berührten. Er schreibt an Otto:

„Lauter moralische kleine Ecken, Unähnlichkeiten (die aber das ganze Glück der Ehe nehmen) trieben mich anfangs in Ilmenau in mein altes trotziges Fieber" — — „In einem alten Brief an Dich gab ich Dir den Fingerzeig dieser Zukunft. Ein gewisses Absprechen, Unnachgiebigkeit u. eine parzial Liebe, die nicht zugleich eine kos««politische ist, crduld ich schwer. Herder fand Caroline über alle meine Malereien u. fast über alle Weiber, und betete sie an, wie sie ihn anbetete. Herder hielt mir eine (leere, unrechtmäßige, aber) liebende Predigt vor ihr, aber leider mit der Bcredtsamkeit seiner rührenden Stimme, welche sie in hysterische Krämpfe stürzte, — aber er rieth u. fragte u. entschied nicht (wenigstens nicht vor mir). Die Herder hingegen zankte sich, während Caroline in Zuckungen lag, mit mir mit Furienaugen. Ich wurde auch wild, aber nicht zu wild. Später nahm man zurück. Mein erster Brief (nach diesen räuberischen Griffen zwischen 2 entblößten Herzen) an Caroline stellte ihrem Entscheiden alles heim, legte ihr aber das Nein am nächsten; mein zweiter sagte das Nein.

Das Schicksal hat mich in meinen Herznerven gniishandelt — es schenkt mir alles über u. um das Herz, aber das Innerste zerschneidet es. Mein Geist flattert

wieder poetisch in weiten ätherischen Räumen, blickt aber doch neben der Wolke auf ein festes Steinrizen-Nest herab, um im Schneegestöber des Lebens darein zu kriechen."

Einige Tage später schließt er einen kurzen Brief an Oertel mit den Worten:

„Ter Ris ist gothan n. auf einmal — aber alles ist gut u. wir stehen, obwohl mit zerschnittenem Bande, nebeneinander. Ich habe 2 fürchterliche Tage gehabt u. weiter nichts."

Freitag den 23. Mai 180(1 reiste Jean Paul nach Berlin; hier enthusiastisch von Männern und Frauen empfangen, blühten ihm neue Lebensfreuden auf, die im Frühjahr 1801 ihren Höhepunkt in der glücklichen Berheimthung mit Caroline, der Tochter des Obertribunalrath Mayer erreichten.

Caroline unsäglich schmerzen, der Aufschub des Rendezvous in Ilmenau. Diese Reise, die Veränderung des Orts, Ihr Wiedersehen würde der Guten Geistige u. Körperliche Arznei seyn — glauben Sic mir das Lieber — Haben Sie indessen andere Plane, so muß ich wohl meine reifere tteberlegung Ihrer nicht so reifen unterwerfen."

*) Denn er schreibt noch am 1, Mai an Orcitel: „Morgen fahr ich mit den Herders nach Ilmenau, wohin uns Caroline, nach der Herder sich ebenso sehnet wie ich, mit Augustens Mutter entgegenkommt. Möge Dein Mai ebenso schön ausfallen."

Mirax.

Träume eines modernen Geistersehers, erläutert durch Träume moderner 2Netaphysik. von

tiurd Tsszwitz.

— Gotha. —

^eino Mirar hatte eben in der Zeitschrift „Mysterium", Organ für übersinnliche Weltanschauung und Erperimental-Metavhysik, einen seiner tiessinnigsten Artikel veröffentlicht- „Ueber die Anwendung der Entmickelungstheorie ausdie künstliche Züchtung der Weltseele."

Man sand denselben epochemachend überall, wo man überzeugt war, daß die moderne Wissenschaft auf dem Holzwege sei. Daß sie sich in der That auf dem Holzwege befindet und unikehren muß, ergibt sich für einen Kopf, der nicht durch gelehrte Studien gründlich verdorben ist, äußerst einfach. Es ist nämlich ungemein schwer, den gesamten Gedankenvorrath richtig zu verdauen, welchen die Geistesarbeit von Generationen unter dein Namen der Wissenschaft angehäuft hat. Der Mensch möchte doch aber gern etwas vom tiefsten Wesen der Welt verstehen, ohne ein halbes Leben lang darüber zu studiren. Da es nun nicht mehr möglich ist, beim Zeitunglesen nebenbei zur Wissenschaft zu gelangen, so muß die Wissenschaft zum Menschen kommen, der so beschränkt in seiner Zeit ist; das heißt: sie muß umkehren, sie muß wieder einfach werden, so einfach, daß ein Jeder sie versteht, der nur hin und wieder einen Blick in ein Journal wirft.

Es ist eines der gelehrten Borurtheile, welche endlich ausgerottet werden müssen, daß es schmierig sei, eine Wissenschaft zu refonniren. Man braucht dazu weiter nichts als einige Principien und eine Methode. Heino Mirar hatte Beides.

Als Principien nahm er irgend welche beliebigen Sätze aus dein täglichen Leben, aus dem Sprichwörter- oder Märchenschatze der Völker oder aus einer der umzukehrenden Wissenschaften, vorausgesetzt nur, daß sie Niemand bezweifeln konnte. So z. B.-: „Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist", oder: „Ein Tischlein - deck'- dich wäre eine schöne Sache", oder auch den ziemlich feststehenden Satz: „Die lebenden Wesen sind in einein allmählichen Vervollkommnungsprocesse begriffen."

Seine Methode bestand darin, daß er diese Sätze auf ein beliebiges fremdes Gebiet anwandte, nur mit der Vorsicht, daß man auf keine Art nachweisen konnte, ob sie dort auch anwendbar wären. Darin lag eben das Neue, wodurch er die schwierigsten Räthsel des Daseins mit Leichtigkeit löste. So bemies er z. B., daß es auf der Sonne Bewohner gäbe, welche sich von Meteorsteinen nährten. Denn da man das Eisen schmieden inuß, so lange es heiß ist, da aber die Spektralanalyse nachweist, daß es auf der Sonne glühende Eisendämpfe giebt, so muß es auch Wesen auf der Sonne geben, welche das Eisen schmieden; und da ein „Tischlein-deck'-dich" eine hübsche Sache ist, so steht zu vermuthen, daß jene Wesen auch gern vom Himmel gefallene Speisen haben möchten. Nun fallen aber die Meteorsteine vom Himmel und bestehen aus Eisen — folglich sind sie die Lieblichkeitsspeise der Sonnenbewohner. Da endlich wir Menschen noch nicht Eisen verdauen können, die lebenden Wesen jedoch in einer Fortentwicklung begriffen sind, und endlich die Sonne älter ist als die Erde, so folgt daraus: 1) Die Sonnenbewohner sind höher organisirte Wesen als die Menschen; 2) Die Menschen werden später dazu kommen, Eisen zu verdauen; 3) in einer — allerdings noch weit entfernten — Zukunft wird man zum Nachtsch den Gästen Granaten in den Mund schießen. Es muß freilich hinzugefügt werden, daß die letzte Folgerung nicht von allen Anhängern des Heins Mirar zugegeben wurde, und daß sie auch in der That nicht ganz unbedenklich ist; die Neu-Mirarianer, welche dieselbe leugnen, haben vielleicht Recht. Aber aus Grund der beiden ersten Sätze hatte sich Mirar eine zuverlässige Schule geschaffen, welche Alle umfaßte, die das Bedürfnis; hatten, etwas bisher gänzlich Unbekanntes durch eine unbefangenere Logik zu erfahren. Sie erklärten Hein« Mirar für einen der tiefstinnigsten und zugleich klarsten Denker aller Zeiten. Er auch.

Aber Mirar führte nicht nur die Naturforschung neue Wege, er brachte auch die Philosophie in erstaunlichen Schwung. Es ist unleugbar, daß ein Faß Wein nicht ausläuft, wenn man nur ein einziges kleines Loch hineinbohrt; daß dagegen der ganze Inhalt auströmt, wenn man dem Fasse den Boden ausschlägt. Auch muß zugegeben werden, daß das Gedächtnis; gewissermaßen das Gefäß ist, welches das Gesammtwissen der Menschheit zusammenhält. Mirar berief sich in dieser Hinsicht auf Kant und Goethe, und man weiß, daß Mirar ein Kenner dieser nicht unbedeutenden Schriftsteller ist. Das lächerliche Geschrei einiger Professoren, daß sich ein solcher Ausspruch weder bei Kant noch bei Goethe finde, noch auch nach der ganzen Eigenart dieser Geister bei ihnen sich finden könne, ist als lediglich dem Brotneid entstammend kurzer Hand zurückzuweisen. Man darf zuversichtlich erwarten, daß kein Miraxianer die Schriften jener Männer selbst nachlesen wird. Mit Hülfe der beiden obigen Princivien schloß Mirax, daß, wenn man nur in das Gedächtniß der Menschheit ein genügend großes Loch schlagen könne, sofort der gesummte Wissensinhalt auslaufen würde. Man könnte denselben alsdann auffangen und auf Flaschen ziehen. Darauf wollte er seine neue Pädagogik gründen und so die Erziehung der Menschheit endlich in Ordnung bringen. Die Zeitschrift „Mysterium" veröffentlichte eine Reihe von Artikeln, worin mit Repliken und Dupliken heftig gekämpft wurde, welche Gestalt die anzuwendenden Geistflaschen haben sollten; es ist bedauerlich, daß darüber Streit entstehen konnte, da die alteidüische Form des „Nürnbergger Trichters" zweifellos die einzige ist, welche der nationalen Würde entspricht. Hoffentlich nimmt der Staat bald die Sache in die Hand.

Nicht zufrieden mit seinen bisherigen Erfolgen gedachte Heino Mirax nunmehr die Weltentwicklung überhaupt in beschleunigtere Gangart zu versetzen. Längst hatte er erkannt, daß die Schwäche der modernen Naturwissenschaft in ihrer Beschränkung auf die Gesetze der stofflichen Welt bestehe. Mit dem Ausmessen und Berechnen der Sternenbahnen, der Erforschung von Land und Meer, dem Abwägen von Kohlenstoff und Sauerstoff, mit der Beobachtung der Nervenprocesse, der Zellenbildung, der organischen Fortpflanzung — mit alledem flicht man ja doch nur an dem äußeren Gewände der Natur herum. Man mag dadurch die materielle Welt beherrschen, aber man lenkt sie nur künstlich wie ein Pferd am Zügel, nicht durch die Anfeuerung des inneren Triebes. Mirax ging tiefer; er beschloß, die Weltseele selbst zu züchten.

Es ist einleuchtend, daß die gesammte Natur ebensogut wie der Mensch ein inneres Bewußtsein, ein Gefühl ihrer selbst besitzt. Die alten Griechen bis Plato waren darüber nicht im Zweifel gewesen; erst die moderne Wissenschaft feit Descartes und Galilei hatte es vergessen. Nicht so Mirax; er griff der Natur in den Busen, von innen heraus wollte er sie fördern. Man sage nicht, daß eben der Körper das Einzige sei, wodurch der Geist zugänglich und anderen vermittelt werde. Die Experimente über den körperlosen Verkehr der Geister haben diese Ansicht widerlegt; das Hellsehen und der Spiritismus bilden von nun ab die Mittel, der Natur nicht mehr auf den Leib, sondern direct auf die Seele zu rücken. „Der Darwinismus muß spirituell werden!" Mirax sprach das große Wort gelassen aus. Noch mehr! Die Weltseele muß künstlich gezüchtet werden! Nicht mehr die Naturkräfte — Licht und Wärme — und die Naturerscheinungen — Sternenhimmel, Atmosphäre, Erdrinde — dürfen das Object der Wissenschaft bilden, sondern die Naturseelen, die Geister, welche die Innenseite dieser Kräfte und Erscheinungen repräsentiren. Unmittelbar auf die Elementargeister sollte man wirken, in ihnen den Trieb nach Vervollkommenung wecken, und durch künstliche Auslese, Zuchtwahl und Vererbung — denk? warum sollen nicht auch die Geister sich fortpflanzen? — sie zu einer gedeihlicheren Entfaltung ihrer Kräfte bringen. Man braucht dann nicht mehr die Gesetze der Elektrizität mühsam zu studiren; man ruft den Geist derselben — nennen wir ihn Elektra — und veranlaßt ihn, uns ohne Draht und Batterie zu dienen. Schon Faust hatte etwas Aehnliches gewollt, als er seine Geister beschwor; aber in jenem dunklen Zeitalter fehlten ihm noch die Mittel zur richtigen Durchführung, und deshalb hätte Goethe auch besser gethan, den Faust nicht zu schreiben. Mirar wußte die Sache methodischer aufzufassen. Das Darwin'sche Grundgesetz von der fortschreitenden Eniwickelung der Organismen steht fest. Beruht nun diese Entmickelung auf dem mechanischen Einflüsse der Naturkräfte? Da hat Höckel offenbar vorbeigeschossen; das Bewußtsein selbst ist es, welches zu entfalten ist! Mirar wandte das Entwicklungsgesetz auf die Elementarseelen an. Der Erdball hat eine Seele. Sie befindet sich noch in einem unvollkommenen Zustande des Bewußtseins. Wenn es nun gelänge, die Erdseele zu erziehen, zu entwickeln von innen heraus, welche Fülle von irdischem Fortschritt müßte sich ergeben! Was nützt das Herumgraben und Analysiren in der gravitirenden Masse, die man Materie nennt! Das Ursprüngliche ist der psychische Zustand, das Bewußtsein, und diese Erde ist nur eine niedere Forin, eine untergeordnete Seinsart des Geistes. Mirar zog die Consequenz der neuesten Entdeckungen, indem er Spiritismus und Darwinismus zum metaphysischen Monismus oder sogenannten Mystotranscendentalismus verband. Wir Menschen sind die höchste Stufe der Wesensreihe, weil wir es,bis zur Entmickelung des Selbstbewußtseins gebracht haben, zuni Unterschiede von Ich und Welt, der wir gegenüberstehen. Jene niederen Geister, wie z. B. der Erdgeist, den die Geologen Erdrinde oder Lithosphäros nennen, sind noch nicht so weit. Sie haben ebenfalls Bewußtsein, aber sie sind bloßes Subject; sie erleben Alles nur als wechselnde Zustände, ohne zu wissen, daß sie selbst es erleben, daß sie etwas sind und etwas vermögen. Wenn der Erdrindengeist z. B. es dazu brächte, Selbstbewußtsein zu erlangen, so würde er dem Menschen ebenbürtig, ja durch die Größe und Mannigfaltigkeit seines Körperbaues — der Erdrinde — ihm vielleicht überlegen sein. Und wenn auch die Menschheit darüber zu Grunde ginge, ihr Wesen selbst, die höhere Stufe des geistigen Seins, würde als Idee in dem zuni Selbstbewußtsein gekommenen Erdgeiste fortleben; er würde den Weltproceß weiter denken, wo die Menschheit ihn abgebrochen hat.

Das ungefähr war der Gedankengang, welchen Heins Mirar in seinem Artikel „Ueber die Anwendung der Entwicklungstheorie auf die künstliche Züchtung der Weltseele" durchgeführt hatte. Jetzt kam eö nur noch darauf an, einen Elementargeist, also etwa den Geist der Erdrinde, zu veranlassen, daß er sich selbst über seine vielversprechende Zukunft aufkläre. Hätte er erst einmal eingesehen, daß ihm bloß das Selbstbewußtsein fehle, um in die höhere, ja die höchste Stufe des Geisterreichs einzurücken, so würde er sicher alles daran setzen, um zum Selbstbewußtsein zu gelangen. Welcher Erfolg, wenn Mirar diese künstliche Züchtung einer Seele der Natur zu Stande brächte!

Sollte es nicht genügen, daß der Erdgeist Gelegenheit bekäme die Abhandlung unseres Denkers zu lesen? Daß er ein niederer Geist ist, der vielleicht gar nicht lesen kann, macht dabei nichts aus. Denn die Elementargeister sind, wie Mirar zweifellos festgestellt hat, nicht niedere Geister in dem Sinne, wie z. B. die Hunde es sind, welche im Allgemeinen das Lesen nie lernen; sondern niedere Geister sind sie nur im mystotranscendentalen, nicht im organischen Sinne, sie sind ganz menschlicher Art, wie die Kpirits, nur daß sie eben kein Selbstbewußtsein besitzen. Das ist gerade das Feine am Mirarianismus, daß er den bisher nur bekannten organischen durch den mystotranscendentalen Unterschied ersetzt hat, und wer das nicht versteht, der ist nicht werth, daß die Wissenschaft um seinetwillen umkehre.

Um sich seiner Sache zu vergewissern, ließ Mirar noch den Geist des großen Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim citiren, der sogleich erschien und ihn: eröffnete, daß in der That der Erdrindengeist Lithosphäros ein Freund guter Lectüre sei. Die Einwirkung durch die Presse sei nicht nur für die politische Volksbildung, sondern auch für die mystotranscendental-entwicklungstheoretische Erziehung der Elementargeister der passendste und wirksamste Weg. Darum habe er auch seiner Zeit deutsch geschrieben. Aber die Adresse des Erdgeistes wußte er ihm nicht anzugeben. Das Sicherste sei, wenn Mirar mehrere Separatabzüge seiner Abhandlung in die tiefsten Bohrlöcher der Erdoberfläche hinabwerfen lasse. Heino Mirax fand zwar dieses Mittel etwas materialistisch; aber da es ein Experiment an werthlosen Objecten war, so konnte er es ja einmal probiren.

Der Erdgeist stand gerade in seinem Casino auf der Kegelbahn und hatte soeben eine Kugel geschoben, daß sämtliche Porzellantassen in Mitteleuropa klapperten und die Geologen nach ihren Seismographen liefen, um zu sehen, ob es auch wirklich gebebt habe. Es waren da bei ihm noch einige außer Dienst gestellte Elementargeister, nämlich die pensionirten griechischen Götter Poseidon und Hephästos, welche aus Aerger über ihre Verbannung von den Menschen jetzt dem Erdgeist im Casino das Bier abgewannen; ferner ein abgestorbener Geisir aus Island und ein alter ausrangirter Gletscher, der mit der Zeit nicht mehr fortkommen konnte und deswegen zurückgegangen war. Diese Herren bildeten das Kegelkränzchen des Erdrindencasinos, und es war recht gemüthlich dort; denn sie sprachen alle nicht viel. Die Götter schmiegen, weil sie kein Deutsch verstanden und die andern nicht griechisch. Der Geifir war heiser, denn seine Luftröhre saß ihm voll Kiselinter; und der Gletscher hatte Schmerzen in seiner Stirnmoräne, woraus durch Mißverständnis; des Geologischen der Name Migräne entstanden ist. Der Erdgeist sagte auch nichts, weil ihm nichts einfiel; aber er bezahlte, so oft er verlor, und das war die Hauptfache.

Als sich der Erdgeist aus seiner Keglerstellung wieder aufrichtete, stieß er mit dem Kopfe an eine stählerne Röhre, die inzwischen aus der Decke hervorgegedrungen war.

„Potz Glimmer!“ schrie er, indem er die Spitze des Hohlbohrers abbrach. „Was sich nur da oben für ein Gesindel breit macht, das Einem aller Ecken und Enden die Haut durchsticht!“

„Das ist vielleicht so ein Kabel,“ sagte der Gletscher, „wie sie es den: Vetter Meergreis um den Leib gelegt haben. Es soll gut gegen Rheumatismus sein.“

„Der Meergreis ist ein Esel,“ murmelte Poseidon. Aber weil er auf griechisch murmelte, so meinten die Andern, es wäre etwas sehr Schönes und gaben ihm ganz Recht.

„Ich bin mit einem Seehund befreundet,“ krächzte der Geifir; „der ist dort oben wohl bewandert; man sagt sogar, er fei ein Organismus, und als solcher —“

„Was ist denn das, ein Organismus?“ fragte der Erdgeist. „Das weiß ich nicht genau, aber jedenfalls etwas sehr Vornehmes; denn er hat Verkehr mit den Zweibeinern, welche Sie in die Haut gestochen haben.“

„Wenn das ist,“ sagte der Erdgeist, und sah den Geisir wegen seiner hohen Bekanntschaft mit Interesse an, „so fragen Sie ihn nur einmal, was sich gegen das Krabbeln und Stechen in meine Rinde thun läßt.“

Dabei betrachtete er das abgebrochne Stück des Bohrers näher und bemerkte ein Papier in der Höhlung. Er zog es hervor und entfaltete die Abhandlung von Heins Mirar mit der Widmung: „Herrn Erdrindengeist Lithosphäros hochachtungsvoll der Verfasser.“ Das gefiel ihm, und er setzte sich sogleich auf fein Sopha, zündete ein Petroleumlager an und las, während die Andern weiterkegelten.

Mirar hatte die schöne Eigenschaft so zu schreiben, daß sich jeder bei der Lectüre seiner Aufsätze etwas dachte, und zwar allemal das, was ihm gerade in sein Behagen paßte; das mar eben die neue Methode der reformirten Wissenschaft und ihr veidcmkte er seine Beliebtheit. So dachte sich auch der Erdgeist das Seine und schmunzelte. Er las die Abhandlung zu Ende, legte sie dann unter seine Steinkohlenpresse und sagte:

„Selbstbewußtsein also ist's, was mir fehlt! Es ist mir nur lieb, daß ich das weiß; es war mir schon immer klar, daß ich noch zu etwas Höherem bestimmt sei. Ich brauche mir also nur das Selbstbewußtsein zu verschaffen. Wenn ich nur auch das noch müßte, was das Selbstbemußtsein ist und wie man's bekommt! Meine Herren, weiß keiner von Ihnen, was das Selbstbewußtsein ist?“

„Wenn Sie mir nicht sagen können, wie das auf Griechisch heißt, so kann ich Ihnen nicht helfen,“ meinte Poseidon.

„Wenn mir nur meine Stirnmoräne nicht so weh thäte,“ rief der Gletscher, „dann würde ich's gewiß wissen.“

„Ich bin mit einem Seehunde befreundet,“ grunzte der Geisir, „der ift sogar ein Organismus —“

„Das ist wahr,“ schrie der Erdgeist erfreut, „kommen Sie mit, wir wollen Ihren Seehund fragen. So ein Organismus muß das doch wissen.“

„Und er hat auch Verkehr mit den Zweibeinern,“ setzte der Geisir hinzu.

Sie kamen zu dem Seehund; der hatte sich gerade gewaschen, lag auf einer Eisscholle und vilosovhirte, d. h. die ganze Welt kam ihm als angenehme psychische Thatsache vor.

„Das ist hier der Herr Lithosvhäros, Geist der Erdrinde,“ stellte der Geisir vor. „Sie würden, lieber Freund, mich sehr verbinden, wenn Sie ihm sagen wollten, was Selbstbewußtsein ist. Da Sie doch ein Organismus sind —“

„Was, Organismus?“ unterbrach ihn der Seehund unwillig. „Ich bin sogar ein Wirbelthier, und ich würde, wenn nicht die klimatischen Verhältnisse so ungünstig mären, ohne Zweifel schon längst zur Menschen« würde avancirt sein. Ich habe, wie Sie wissen, Umgang mit —“

„Entschuldigen Sie vielmals,“ sprach der Erdgeist, „wir wissen wohl, daß Sie mit Zweibeinern verkehren. Sie können mir daher gewiß sagen, was Selbstbewußtsein ist und wie man es bekommen kann; Sie haben es vielleicht sogar selbst?“

„Selbstbewußtsein? Man ift sich nicht ganz klar darüber, ob ich es habe; sollte ich es aber haben, so würde ich es Ihnen gern zur Verfügung stellen, falls Sie nicht etwa mein Fell damit meinen. Fragen Sie indeß doch meinen Freund, den Eskimo.“

„Der Herr Seehund meint den Menschen,“ erklärte der Geisir. „Aber warum wollen Sie ihn nicht selbst fragen?“

„Ja, sehen Sie, unser Verkehr — nun natürlich, mir verkehren mit einander, das versteht sich von selbst — aber, der Verkehr ist etwas einseitig, wir verstehen uns nicht immer. Natürlich nur eine kleine Verschnupfung, bei diesem Klima erklärlich.“

„Und worin besteht Ihr Verkehr, wenn ich fragen darf?“

„Er sticht nach mir mit seinem Spieße, und meine Familie liefert ihm dafür den Thran. Grüßen Sie ihn nur von mir.“

Damit schlüpfte der Seehund in's Wasser.

Nord und SSK. XI.VI., IS8, 26

Der Erdgeist begab sich nun zum Eskimo, und der Geisir fragte diesen, was Selbstbewußtsein wäre. Der Eskimo meinte, davon müßte er nichts. Aber der Geisir setzte ihm auseinander, daß er es ganz bestimmt besäße, denn er sei ja ein Mensch; und das Selbstbewußtsein sei eben das, was den Menschen auszeichne, uud es sei das Beste an ihm.

Da lachte der Eskimo und meinte, das hätte er ihm nur gleich sagen sollen; wenn es das Beste an ihm sei, so wolle er es ihm gern zeigen; er meine jedenfalls seinen Thranoorrath. Aber geben könne er ihm nichts davon. Wenn er indessen seine Frau mitnehmen wolle, so konnten sie sich eher einigen.

Der Erdgeist sah ein, daß er hier nicht an den Rechten gekommen war, und beschloß, die Menschen aufzusuchen, welche Bohrlöcher machen und Abhandlungen schreiben. Er reiste also nach Süden. Der Geisir jedoch blieb zurück; er erklärte, es werde ihm dort zu wann, und außerdem würde ihm sein Freund, der Seehund, das übel nehmen.

Kaum war der Erdgeist nach Deutschland gekommen', als er alle Leute, die ihm begegneten, fragte, was Selbstbewußtsein fei und wie man es bekomme. Sie schüttelten aber den Kopf und verstanden nicht, was er meinte. Endlich sagte ihm Einer:

„Selbstbewußtsein? Das ist nämlich, wenn man sich was einbildet. So was können Sie bei uns überall finden. Gehen Sie man ruhig nach Berlin, das kenn' ich, weil ich dort gedient habe, und fragen Sie da, wo die eingebiloetsten Leute sind.“

Sofort reiste der Erdgeist nach Berlin und fragte den Portier in seinem Hotel, wo die eingebildetsten Leute seien.

Der Portier konnte sich natürlich nicht denken, daß Jemand die eingebildetsten Leute suche; er glaubte sich verhört zu haben, jedenfalls sei er nach den fein gebildetsten Leuten gefragt worden. Daher sagte er:

„Die feingebidelsten Leute, niein Herr, sind die Herren Oberkellner der großen Hotels. Sie sprechen siimmtliche Sprachen, machen die feinsten Verbeugungen und haben die neuesten Fräcke. Die gebildetsten Leute sind nächst dem die Herren Nedacteurs und Journalisten. Sie wissen Alles und müssen auch Alles wissen, und wenn sie etwas nicht wissen, so brauchen sie sich bloß hinzusetzen um darüber zu schreiben, alsdann weiß es jedenfalls bald das Publikum. Recht gebildete Leute findet man übrigens auch zuweilen unter den Herrn Geheimräthen. Profe.soren, Commerzienräthen und geborenen Baronen.“

Der Erdgeist staunte über diese ungeheure Menge von Leuten, welche, wie er meinte, sich über den Begriff des Selbstbewußtseins klar seien. Sein Nespect vor dem Menschengeschlechts stieg, seine Begierde nach dem Selbstbewußtsein wurde noch heftiger. Er ging zunächst zu dem Oberkellner und fragte ihn, was Selbstbewußtsein sei.

Der Oberkellner sah ihn von oben bis unten an, und da er ihm etwas schäbig vorkam, so näselte er:

„Selbstbewußtsein ist, wenn man nicht unter fünf Mark Trinkgeld nimmt.“

„Können Sie mir nicht etwas davon ablassen?“ fragte der Erdgeist.

„Nun, weil Sie es sind,“ sagte der Oberkellner, „so will ich ausnahmsweise auch vier Mark annehmen.“

Da aber der Erdgeist keine Miene machte in die Tasche zu greifen, so begleitete ihn der Oberkellner an die Thür.

Der Erdgeist ging auf das nächste Redactionsbureau. Der Redacteur für das Feuilleton schwitzte gerade über seiner Sonntagsplauderei. Als er die seltsame Erscheinung des Erdgeistes sah, hoffte er auf einen interessanten Stoff und empfing ihn sehr höflich.

Gleich bei der stereotypen Frage des Erdgeistes erkannte der Redacteur, daß er es mit einem Original zu thun habe, glaubte aber, der Erdgeist wolle ihm einen Artikel anbieten. Er sagte daher:

„Selbstbewußtsein, mein Herr, ist ein philosophischer Begriff. Man hat' darüber verschiedene Theorien, welche Sie im Conversationslerikon angedeutet finden. Sie müssen wissen, daß ich mich außerordentlich für Philosophie interessire, ich beschäftige mich selbst damit in meinen Mußbestunden. Aber schreiben Sie um Himmelswillen nicht darüber! Ich zwar, für meine Person, würde Ihren Artikel mit Vergnügen lesen. Jedoch das Publikum! Ich bitte Sie, wie können wir unserem Publikum so etwas bieten! Die Zeitung verlöre sämtliche Abonnenten. Nur nichts Philosophisches! Das Publikum mag davon nichts missen. Nur nichts, was ernste, Aufmerksamkeit erfordert! Höchstens noch ein paar Gespenstergeschichten wie sie Mirar erzählt; aber mit ein paar Scataufgaben wäre mir besser gedient.“

Da der Erdgeist sah, daß er auch hier nicht zu seinem Ziele komme, so verabschiedete er sich und beschloß, sich nunmehr an die Herrn Geheimräthe zu wenden. Aber wie viele er auch fragte, über das Selbstbewußtsein konnte er keine Auskunst erlangen.

Ein Geheimer Medicinalrath hörte ihn aufmerksam an, befühlte seinen Kopf, sah ihm in die Augen und ließ sich die Zunge herausstrecken. Dann sagte er:

„Das Selbstbewußtsein beruht vermuthlich auf der Thätigkeit der Großhirnrinde. Es scheint, daß Sie kein normal entwickeltes Großhirn besitzen. Wenn es Ihnen gelänge, durch sorgfältige Kopfmassage die Hirnthätigkeit zu stärken, so wäre es möglich, daß Ihre geistige Organisation sich vervollkommnete. Auf jeden Fall sind Sie von meinen Kollegen falsch behandelt worden; sie verstehen sämmtlich nichts. Im Uebrigen rathe ich Ihnen zu dem von mir empfohlenen Kraflleguminosen-Ertract. Mit den philosophischen Begriffen aber quälen Sie sich nicht weiter ab; das ist alles dummes Zeug. Was uns nicht in den Organen wächst, das kann uns auch nichts helfen. Die Consultation kostet fünfzig Mark, die mein Diener in Empfang nimmt. Adieu!“

Endlich trat er in das Comptoir eines Commerzienrathes. Das mar ein leutseliger Herr, der ihn zum Frühstück einlud, als er merkte, daß er ihn nicht anpumpen wolle. Als sie ein paar Gläschen Wein getrunken hatten, klopfte er ihm auf die Schulter und sagte:

„Lieber Herr, sehen Sie, ich bin ein Mann von allgemeinen Interessen, ein Mann, der ein Herz hat für sein Volk und sein Vaterland, und ich bin ein praktischer Mann. Man weiß das, und man wendet sich cm mich. Ich gebe immer, wo es heißt, für Kunst und Wissenschaft etwas zu thun. Entriren Sie ein wissenschaftliches Unternehmen, das Geld kostet, es soll an mir nicht fehlen. Veranstalten Sie eine Polarerpedition, eine Tiefbohrung, einen Explosivstoffversuch — aber mit Selbstbewußtsein und Bewußtsein und dem philosophischen Zeug bleiben Sie mir vom Leibe! Ich habe noch nie gehört, daß man für die Philosophie Geld verlangt oder ausgegeben

hätte, folglich kann sie auch nichts merth sein. Ich versichere Sie — und Sie können mir das glauben, weil ich mitten im Leben stehe und die Welt kenne —: kein Mensch mag heutzutage von Philosophie etwas wissen."

„Aber ich habe doch gelesen," bemerkte der Erdgeist schüchtern, der durch seinen Umgang mit Menschen schon einigermaßen gebildet worden war und sich jetzt an einige Sätze aus der Abhandlung von Mirar erinnerte, „das eigentliche Wesen der Welt ist der Geist, und wer sich auf eine höhere Stufe des Geistes erheben könnte, der würde dadurch den Weltproceß selbst wesentlich fördern."

„Ob Sie den Weltproceß damit fördern," erwiderte der Commerzienrath, „das verstehe ich nicht; aber ich rathe Ihnen, fördern Sie lieber Steinkohlen oder Strontianit, das wird Sie selbst mehr fördern. Ich habe da einen Neffen, der hat Philosophie studirt und schreibt den ganzen Tag, aber ich glaube nicht, daß ihm Jemand etwas sür seine Bücher giebt."

„Ein Philosoph, der Bücher schreibt?" rief der Erdgeist in der frohen Erwartung, endlich sein Ziel gefunden zu haben. „Das ist vielleicht Heino Mirar?"

„O! Mirar? Der berühmte Mirax? Ja, wenn er der wäre! Der versteht es! Sehen Sie, der Mann macht Geld, der schreibt in alle unsere großen Revüen, und seine Bücher haben viele Auflagen. Das lasse ich mir gefallen! Aber mein Neffe meint, das sei überhaupt keine Philosophie, sondern Schwindel! Nun, sehen Sie, im Vertrauen gesagt, ich kann das nicht beurtheilen. Ich lese Mirar, weil es Mode ist, und man kann sich etwas dabei denken. Es kitzelt uns. Der Mann enthüllt die tiefsten Geheimnisse der Welt, wie unser Einer sein Pult aufschließt; es macht ihm gar keine Mühe. Was geht es mich an, ob er dabei flunkert? Das ist nicht mein Fach; wenn er eine Anleihe aufnehmen will, werde ich ihn mir näher ansehen. Aber seine Bücher lese ich wie einen Roman; da freut es unser Einen, wenn man so schön sieht, wie sich der Geist entwickelt und wie der Mensch später aussehen und speisen wird, und wie es unserer verstorbenen Urgroßmutter geht."

„So sehen Sie doch, daß das Publikum an der Philosophie Antheil nimmt."

„Ja, wenn Sie es so meinen — aber es ist doch eigentlich nur des Spaßes halber; ich glaube nicht, daß sich einer im Ernste darauf verläßt. Man macht es eben mit, bis wieder einmal ein anderer kommt. Und dann, wie gesagt, mein Neffe hält nichts davon, und ich dachte, Sie meinten mit Philosophie das, was dieser treibt. Und das, so viel kann ich Sie versichern, das versteht Einer nicht so leicht. Aber wenn Sie es einmal versuchen wollen — dort drüben wohnt er."

Der Erdgeist ging zu dem Philosophen. Auf dem Wege dachte er, daß es doch eine bedenkliche Geschichte sein müsse mit dem Selbstbewußtsein, wenn die Menschen sich so wenig darum kümmerten und nichts damit anzufangen wüßten. Und die Philosophie! Die eine Art wurde nicht respectirt, weil sie bloß zur Befriedigung der Neugier dient, und die andere Art mochte überhaupt niemand näher ansehen. Sollte er nicht lieber ohne Selbstbewußtsein bleiben? Aber nun wollte er doch wenigstens noch einen Versuch machen.

Er war ungeduldig und ärgerlich geworden, und als er bei dem Philosophen eintrat, donnerte er ein wenig mit der Thür und rief ihn in seiner Erdgeistmanier an:

„Wie gelange ich zum Selbstbewußtsein?"

>Der Philosoph sah ihn bedächtig an und sagte: „Wollen Sie nicht erst eine Cigarre nehmen? Bitte, hier. Und nun, moniit kann ich dienen?"

„Ich bin der Erdgeist Lithosphäros," sprach der Geist etwas besänftigter, „und möchte wissen, was das Selbstbewußtsein ist, und wie man dazu gelangt."

Der Philosoph lächelte ein wenig und sagte, indem er sich selbst eine Cigarre anzündete:

„Das Selbstbewußtsein ist die synthetische Einheit der Apperception, durch welche das Ich aus dem Zustande des lediglich subjectiven Erlebnisses heraustritt, indem es sich seinen: Bewußtseinsinhalte als dem ihm gegebenen Objecte gegenüberstelt. Das selbstbewußte Bewußtsein unterscheidet sich von der bloßen Bewußtheit dadurch, daß es ein Verhältnis; zu seinem Erlebniß besitzt. Somit missen Sie, was das Selbstbewußtsein ist. Aber wie man dazu gelangen kann, wenn man es nicht besitzt, das ist eine Frage, die niemand beantworten kann, weil sie über die Grenzen der Erfahrung hinausgeht. Wir können nur analysiren, was in unserem Bewußtsein gegeben ist; wie es hineinkommt, das ist eine unzulässige Frage, und sie zu discutiren ist unwissenschaftlich."

Mit diesen Worten wandte sich der Philosoph wieder zu seinen Büchern.

Der Erdgeist stand sehr niedergeschlagen da und sagte:

„Lieber Herr Philosoph, nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich habe noch nicht recht verstanden, was Sie meinen. Könnten Sie mir die Sache nicht etwas populärer darstellen?"

„Nein," entgegnete der Philosoph kurz, „das kann ich nicht-, das wäre unter meiner Würde und würde mich als Gelehrten discreditiren."

„Aber giebt es denn wirklich keinen Weg, zum Selbstbewußtsein zu gelangen?"

„Ich sage Ihnen ja, daß man es nicht wissen kann. Der menschliche Verstand reicht nicht über seine Grenzen; wer Ihnen mehr verspricht, der phantasirt. Wenn Sie aber kein Selbstbewußtsein haben, so seien Sie froh; alsdann kann Sie die ganze Frage nichts kümmern. Die Räthsel des Daseins beginnen erst mit dem Augenblicke, wo Sie sich als Ich gegenüber der Welt erkennen; bleiben Sie in dem glücklichen Zustande, in welchem es nichts giebt als das unbesorgte Spiel Ihres eigenen Gemüths!"

„Aber Herr Mirax hat doch geschrieben —"

„Herr Mirax?" rief der Philosoph und lachte laut. „Ja, wenn Sie Mirax gelesen haben, der weiß es freilich; der construiert Ihnen die Welt auf Bestellung und sieht überall Geister; der wird Ihnen auch sagen können, wie Sie zum Selbstbewußtsein kommen. Aber da müssen Sie sich schon zu ihm selbst bemühen. Ich empfehle mich Ihnen."

Und so fragte sich denn der Erdgeist glücklich bis zu Heino Mirax hindurch. Da er ihm imponieren wollte, so erschien er ihm in seiner natürlichen Gestalt, wie er im' Erdrindencasino zu kegeln pflegte. Aber Mirax war em Geistererscheinungen gewöhnt, und so erregte Lithosphäros bei ihm wenig Schrecken. Als er jedoch seinen Namen nannte, flog ein stolzes Lächeln über Mirax' Züge. Sein großer Plan war gelungen, er hatte den Erdgeist beschworen, und jetzt sollte die Erziehung des Elementargeistes zum Vernunftwesen beginnen!

Nachdem Mirax dem Erdgeiste nochmals kurz die Grundzüge des Mystotranscendentalismus gepredigt hatte, ermahnte er ihn eindringlich, sich nunmehr um das Selbstbewußtsein zu bemühen, indem er ein Verhältnis zu sich selbst zu gewinnen strebe.

„Wenn Sie erst begreifen," sagte er, „daß Ihr ganzes Leben von Ihnen selbst erlebt wird; wenn Sie merken, daß Sie selbst etwas anderes sind als das, was Ihnen begegnet; wenn Sie sich als Zuschauer Ihres eigenen Seins fühlen — dann haben Sie Selbstbewußtsein. Suchen Sie den Gegensatz von Ich und Welt zu erzwingen."

„Und was kann ich dazu thun?" fragte der Erdgeist etwas enttäuscht.

„Setzen Sie sich als Subject einem Object gegenüber. Haben Sie sich schon einmal verliebt?"

„Nein," sagte der Erdgeist beschämt.

„Nun, so versuchen Sie es," ermunterte ihn Mirax. „Wenn Sie etwas finden, von dem Sie fühlen, daß es zu Ihnen gehört, während es Ihnen doch nicht erreichbar ist, so hat die Spaltung des Bewußtseins begonnen. Dann werden Sie bald die Erscheinung der Erdoberfläche als Ihr äußeres Gewand erkennen, und Sie werden durch den Fortschritt Ihres Geistes im Stande sein, die Natur zu ungeahnter Vervollkommung zu bringen. Sie werden dann z. B. einsehen, daß es gut wäre, den Magen der Menschen zum Verdauen unmittelbar mineralischer Nahrung einzurichten, um uns den Sonnenbewohnern zu nähern; oder Sie könnten den Isthmus von Panama durchbrechen oder sonst eine Culturtaufgabe lösen. Derartige Leistungen erwarte ich von Ihnen, sobald Sie aus Ihrem elementaren Traumleben in das Reich der selbstbewußten Geister getreten sind. Nun versuchen Sie ihr Heil und geben Sie mir bald wieder Nachricht, damit ich einen Artikel über Sie schreiben kann."

„Wie?" rief der Erdgeist unwillig. „Nur darum soll ich das Selbstbewußtsein erwerben, damit ich mich in den Dienst Eurer Cultur stelle? Damit ich Eure Arbeit auf meine Schultern nehme? Oder damit Sie einen Artikel schreiben können? Das will ich mir doch noch überlegen!"

Mit diesen Worten stampfte er auf den Boden, der ihn verschlang, während eine furchtbare Schwefelwasserstoffhalation Heins Mirax' Studirzimmer erfüllte.

Mit den Menschen freilich wollte der Erdgeist nun nichts mehr zu thun haben, nachdem er erkannt hatte, wie es um sie stand. Um das höchste ihrer Güter, das Selbstbewußtsein, kümmerten sie sich nicht; und ihm wollten sie nur davon mittheilen, um sich selbst das Leben zu erleichtern. Aber der Gedanke, ob er nicht zum Selbstbewußtsein gelangen könne, ließ ihm doch keine Ruhe; er konnte ja dann immer noch thun und lassen, was er wollte. So suchte er nach einem Object, dem er sich gegenübersetzen könnte.

Sobald er etwas bemerkte, was ihm gefiel, machte er sogleich den Versuch, ob es ihm erreichbar sei. Der Geisir besaß eine schöne Tabakspfeife, denn er rauchte noch immer stark; aber kaum hatte der Erdgeist den Wunsch danach ausgesprochen, so wurde sie ihm schon dedicirt. Und so ging es ihm mit Allem. Es gab wohl vielerlei, was er nicht erlangen konnte, so z. B. das Selbstbewußtsein; aber er fühlte nicht, daß diese Dinge zu ihm gehörten, und so nützten sie ihm nichts zur Spaltung des Bewußtseins. Was aber zu ihm gehörte, die eisigen Spitzen des Himalaya und die Gluthäbe des Erdinnern, das gehorchte seiner Gewalt, und die Spiele seiner Geisterlaune waren die Gesetze der Natur.

Eines Tages ging er höchst verdrießlich auf Grönland spazieren, wo er eben den Seehund besucht hatte. Da sah er lichte Strahlen emporzucken, in bunten Feuern erglänzte das Firmament, ein herrliches Nordlicht enthüllte seine Pracht den staunenden Blicken des Erdgeistes. Er fühlte, daß diese Erscheinung zu ihm, zu seinem Erdleben gehöre, und er wünschte die Strahlenkrone auf sein Haupt zu setzen. Doch wie er die Hand danach ausstreckte, wich sie zurück! von ihm fort flohen die Nordlichtgluthen, vergebens befahl und drohte, vergebens bat er und flehte — unerreichbar in der Höhe des äußersten Luftkreises, unerreichbar dein schmerffälligen Geiste der Erdrinde flatterte die flüchtige Lichtgestalt einher. Da erfüllte unendliche Sehnsucht sein Herz, und zum ersten Male rief er die Zauberformel: „Ich bin Dein!"

Der Erdgeist hatte sich in das Nordlicht verliebt. Wie es nicht anders sein konnte, erfüllte sich die Vorhersagung des Mirarianismus. Die Spaltung seines Bewußtseins war in demselben Augenblicke vollzogen; weit klafften die beiden Hälften als Ich und D u auseinander. Ein seltsamer Schimmer erhellte seine Gemüth.

Von den Polen zuckten die Nordlichtstrahlen in das Erdinnere; das Dunkel wich zurück, und klar erleuchtet sah Lithosphäros plötzlich rings um sich eine Welt. Wie verändert war Alles auf einmal! Er sah den Wirbeltanz der Welten im All, sah die Sonnen in ihren Bahnen gehen und erkannte die großen Fügungen, welche das Universum zusammenhalten. Aber nun erkannte er auch sich selbst und fand, daß er gar nicht mehr der Erdgeist war, dein es auf seiner Kegelbahn so wohl behagt hatte. Poseidon und Hephäst schienen ihm alte Märchen, welche er selbst gedichtet, und der Geisir und der Gletscher waren todte Trümmerhaufen, über die er beim Spazierengehen stolperte; denn die Erde war jetzt für ihn ein äußerer Gegenstand. Und zu seinem Schrecken sah er sich an die Sonne gefesselt, zu ihr gezogen, um sie geschwungen, und er begriff, daß es mit all der Pracht einmal ein Ende haben müsse.

Da blickte er wieder auf das Nordlicht, das schwebte jetzt in all seinem Liebreiz zu ihm herab und umschlang ihn mit seinen Strahlenannan. Er fühlte, wie seine Elementargewalt ihm verloren ging, und wußte nicht, ob das am Selbstbewußtsein läge oder vielleicht daran, daß er verheirathet war. Und er wollte noch klarer blicken, durch die leuchtenden Banden und Fesseln des Nordroths hindurch, bis an's Ende der Welt. Dort im Grunde der Dinge sah er ein Niesenweib sitzen, das sing Sonnen mit ihren Händen und warf sie in den Raum, daß sie sprühend verzischten.

„Das ist gewiß das Object," dachte er, „ich will mich ihm gegenübersetzen."

Da sprach das Weib: „Was willst Du, Erdgeist? Ich bin die Endlichkeit; und wer mich schaut, dem springt das Weltleid aus dem Haupte. Hebe Dich fort von mir!"

Er aber warf sich ihr zu Füßen und rief: „Sei mein Object, laß mich Dein Subject sein."

Da zuckte es gewaltig um ihn rechts und links, daß sein Kopf in lodernem Feuer stand: starke elektrische Schläge durchschütterten ihn, und das Nordlicht rief:

„Was fällt Dir ein, vorwitziger Erdgeist? Mir hast Du Liebe geschmoren und willst Dich hier zu diesem Object als Subject setzen? Ich bin Dein Object, und Du. armseliges Subject, gehörst zu mir. Jetzt hast Du Selbstbewußtsein, bist verantwortlich für Dein Ich und gebunden an Dein Du! Je höher im Geisterreiche man steigt, um so enger sind die Fesseln, die uns binden? wer ein Object hat, dem ist die Freiheit des Subjects verloren. Gleich mache Dich an die Arbeit und grabe einen hübschen Canal durch das Polareis, damit die Menschen ihre nächste Sommerfrische am Nordpol zubringen können."

Da empörte sich im Erdgeist das alte Titanenblut der Elemente. Wild donnerte er gegen den Nordpol, daß der gesammte Erdmagnetismus «ußer Rand und Band gerieth, und das Nordlicht furchtsam in den Weltraum floh, wo es schon längst mit einem Kometen kokettirt hatte. Lithosphäros aber verfluchte das Selbstbewußtsein und alle Objecte und erschien mit glühendem Haupte im Studirzimmer des Heino Mirar.

„Unseliger," donnerte er ihn an, „wie konntest Du es wagen, die Gräfte der Natur mit Deinem naseweisen Nathe zu stören? Beleuchte mit dem Lämpchen Deiner Vernunft die Irrwege Deines Eintagsgeschlechtes; spiegle ihm vor, daß Deine Phantasien reale Mächte seien, welche die Welt regieren, und dichte Deine Puppenspiele für die großen Kinder, die daran glauben. Aber hüte Dich ja, wieder die Geister zu berufen, welche nichts wissen wollen von euern Sorgen und Mühen! Ich werde mich hüten, den Weltproceß zu Ende zu denken; dafür magst Du hübsch allein sorgen!"

Wieder erschütterte ein Erdbeben das Haus, und der Erdgeist fuhr hinab in's Erdrindencasino, wo er sich bald mit seinen Freunden zum gemüthlichem Kegelspiel gesellte. Mira? aber siel in eine Betäubung.

Als Mira? aus seiner Ohnmacht erwachte, sah er zu seinem Vergnügen, daß das Erdbeben weiter keinen Schaden in seinem Zimmer angerichtet hatte. Nur die beiden Büsten Kants und Goethes waren von ihren Postamenten gestürzt, und auf seinem eigenen Haupte fand er die beiden Kränze vereint, welche sie getragen hatten. Dies war ein schöner Beweis für die Existenz und Zurechnungsfähigkeit des Erdgeistes.

Mirax beeilte sich, einen Artikel über sein psychisches Experiment mit dem Erdgeiste zu schreiben. Diese Abhandlung machte ungeheures Aufsehen und begründete den Mirarianismus felsenfest. Denn wenn man auch zugeben mußte, daß der Versuch, dem Erdgeiste das Selbstbewußtsein zu verschaffen und dadurch die Natur mit einem Schlage zu einer höheren Daseinsstufe zu führen, nur theilweise gelungen war, so konnte man doch von einem ersten Versuche nicht mehr erwarten. Nur Unverstand oder Mißgunst können glauben, daß die Elementargeister sofort den ganzen Werth der ihnen verliehenen Gabe begreifen werden; auch sie würden erst zum Selbstbewußtsein erzogen werden müssen, und man muß aus andere Wege denken, um ihnen das Selbstbewußtsein vorsichtiger beizubringen und die Weltseele nach und nach zu züchten. Die Möglichkeit dieser directen Einwirkung auf die Natur durch die pädagogische Behandlung der Elementargeister aber ist durch Mirax und sein Experiment mit dem Erdgeist ein für alle Mal bewiesen. Künftighin wird man sich nicht auf den Verkehr mit den Geistern verstorbener Menschen beschränken, sondern man wird die Geister der Natur berufen und leiten. An Stelle endloser Experimente mit den toden Stoffen des Laboratoriums oder grausamer Vivisectionen wird die Interpellation der Weltseele und die Unterhaltung mit den Geistern der Eide, des Wassers und der Lust treten. Gegenüber dem Ausblicke in diese herrliche Errungenschaft des Mirarianismus kann es nur kleinlich und albern erscheinen, wenn boshafte Gegner das Erlebniß mit dem Erdgeiste für einen bloßen Traum erklären wollen, den Heino Mirax während eines nervösen Anfalls gehabt habe. Derartige Insinuationen richten sich selbst.

Wenn nicht schon die innere Wahrscheinlichkeit der Lehre und die unzweifelhafte Ehrlichkeit eines Mirax Beweis genug waren, so fehlte es auch nicht an einem sinnlichen Zeichen für den Besuch des Erdgeistes. Mit den Büsten Kants und Goethes war auch ein Buch aus Mirax' Bibliothek herabgestürzt, nämlich Kants „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik," und es war folgender Satz dieses Buches vom Erdgeist stark und deutlich angestrichen:

„Die anschauende Kenntniß der andern Welt kann allhier nur erlangt werden, indem man etwas von demjenigen Verstände einbüßt, welchen man für die gegenwärtige nöthig hat."

Die Gegner des Miraxianismus, welche leugnen, daß es eine Geisterwelt hinter der Natur gebe und daß dem Menschen die Erkenntniß dieser Geisterwelt möglich sei, diese kurzsichtigen Anhänger eines blöden Sinnlichkeitsphantoms, sie mögen sich die Mahnung des Erdgeistes zu Herzen nehmen, die er ihnen durch den Mund des von ihnen so vergötterten Kant gab! Es ist wahrlich Zeit, daß sie etwas von demjenigen Verstände einbüßen, nnt welchem sie sich brüsten, Wissenschaft von der Natur zu errichten; es ist Zeit, daß sie wieder in den Zustand kindlicher Ahnung einer Geisterwelt zurückkehren, in welchem sie mit uns rufen:

„Es lebe Heino Mirax, der Umkehrer der Wissenschaft!"

Zllustrirte Bibliographie.

Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Von Ferdinand Schmidt. Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonbildern und dem Porträt des Kaisers in Stahlstich. Dritte umgestaltete Auflage. In vier Abtheilungen zum Preise von je 2 Mk. Berlin und Leipzig, Verlag von Otto Spamer. Tie bedeutenden und erhebenden Vorgänge unserer neuesten Geschichte, welche in dem „Kaiserartikel“ dieses Heftes von der Hand eines hervorragenden Historikers in großen Zügen dargestellt sind, den weitesten Kreisen lebendig zu erhalten und anschaulich nahe zu bringen, dazu ist dieses Buch, das jetzt schon in dritter, gänzlich neugestalteter Ausgabe erschienen ist, vortrefflich geeignet. Unter der kaum übersehbaren Zahl von großen und kleinen Schriften, welche das Leben und die Thaten Kaiser Wilhelms I. dem deutschen Volke erzählen, nimmt es eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Ferdinand Schmidt seit vielen Jahren bekannt als einer unserer fruchtbarsten Jugendschriftsteller! aber er gehört zu denjenigen — nicht allzu zahlreichen — Jugendschriftstellern, welche voll erkannt haben, daß für unsere Jugend das Beste nur eben gut genug ist. Aehnlich wie feine schon vor längeren Jahren verfaßte „Geschichte Preußens in Wort und Bild“ ist auch dieses Werk über Kaiser Wilhelm zwar auch für die reifere Jugend verständlich und anziehend geschrieben; aber es hebt sich durch die edle und mit warmer Begeisterung für das Große und Edle erfüllte Darstellung, durch die anschauliche, mit ausführlichen Mittheilungen aus Briefen, Urkunden und anderen Quellen durchzogene Schilderung, sowie durch besonnene und vorurtheilsfreie Auffassung und Anschauung der geschichtlichen Vorgänge ans dem Kreise der Jugendschriften im engeren Sinne weit heraus. Auch dem älteren Manne wird durch dieses

Prinz Louii Ferdinand. Ans: Kaiser Wilhelm und leine Zeit, Berlin und Leipzig, Otlö Spam er. Buch die Erinnerung an das, ivaS er vor zwanzig, vor dreißig, vor vierzig Jahren selbst erlebte, frisch und angenehm erneuert werden; und die jung heranwachsende Generation mag sich dnrch dasselbe in die neueste Geschichte Deutschlands einführen lassen, deren Darstellung in wohlberechneter Auswahl um die Person unseres ersten Kaisers so geschickt und übersichtlich gruppirt ist, daß das Buch trotz seines verhältnißmäßig geringen Ilmfanges dem Leser ein in sich geschlossenes Lebensbild und zugleich ein harmonisch gegliedertes geschichtliches Zeitgemälde darbietet.

Allerdings greift der erste Abschnitt des Buches noch viel weiter zurück. In der „Vorhalle“ wird eine gedrängte Uebersicht über die Brandenburg-preußische Geschichte von ihren ersten Anfänge» an gegeben. Die bekanntesten Gestalten des Hohenzollerngeflechtes — Burggrafen von Mrnberg, Kurfürsten von Brandenburg, Könige in und von Preußen — werden gezeichnet in knapper Darstellung, die bis auf das Ende Friedrichs des Großen herabreicht: wie Carlnc es unübertrefflich ausgedrückt hat: „eine Reihe wirtschaftlicher, standhafter, hellblickender Männer, . . . nicht schlaglnstlg, wo das Schlagen vermicdbar war, jedoch schlagfertig, wo es sich nicht vermeiden ließ: fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlhnter K.'siinung.“

Der erste Abschnitt des eigentlichen Werkes stellt, ausgehend von einer Schilderung der Zeitverhältnisse am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts, anschaulich das Familienleben Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise dar, und verfolgt dann den wechselreichen Lebensgang und die thatkräftige Persönlichkeit Wilhelms I. bis zur Iibernahme der Regentschaft im Herbst 1858.

Der zweite Abschnitt schilfert den Prinz-Regenten. König und Kaiser bis zum

Friedensschlüsse von 1871. Sowohl die vorbereitende und die Kräfte des preußischen Staates zum Wohle Deutschlands sammelnde Wirksamkeit des Monarchen und seines ersten Berathers, als auch die großen Thaten der Kriege von 1864, 1866, 1870 u. 71 treten ui klarer Darstellung bedeutend hervor.

Der letzte Abschnitt erinnert uns an das, was wir iu den letzten siebzehn Friedensjahren der Regierung Wilhelms I. selbst miterlebt haben.

Die Kinder Friedrich Wilhelms III, im Schlobgailen zn Clarlottenbuig. Nach eine,» Knpiernich vom Jahre IS^IS, Slui: Kailer Wilhelm und seine Zeit, Berlin und Liipzig, Otto Spanier.

Wie wir es bei den Werken des Spam er'scheu Verlages gewöhnt sind, ist das Buch reich mit trefsliehen Illustrationen geschmückt. Manchen sind wir schon in anderen Werken dieses so sehr umfangreichen und mannigfaltigen Verlages begegnet. Doch ist auch die Zahl derjenigen, die speciell für „König Wilhelm und seine Zeit“ entmorfcu sind, nicht gering. Es war uns gestattet, aus diesen einige charakteristische Proben unseren Lesern vorzuführen. ?.

„Zwei Seelen“. Roman von Rudolph Lindau,

Rudolph Lindau nimmt unter den deutschen Erzählern unserer Tage eine besondere Stellung ein. Er hat verhältnißmäßig spät mit den Arbeiten freier schriftstellerischer Erfindung angefangen. Er zählte schon seit mehr als einem Jahrzehnt zu den angesehenen Mitarbeitern an wissenschaftlichen Werken, hatte die bedeutendsten europäischer Culturstaaten, die Stätten der alten Gesittung im fernen Osten wie der jüngsten im fernen Westen, während seines langjährigen Aufenthalts in Asien und Amerika gründlich kennen gelernt und stand an der Schwelle seines vierzigsten Lebensjahres, als die erste kleine Erzählung von ihm erschien. Der Beifall, den diese und die nun in schneller Folge sich anschließenden fanden, förderte Rudolph Lindaus Lust am dichterischem Schaffen, und feit dem Jahre 1871 sind wohl an die zwanzig Bände Romane und Novellen von ihm veröffentlicht worden. So sind Rudolph Lindaus schriftstellerischem Schaffen die Jugendsünden und Flcgeljahre, die hastigen Ausbrüche des Sturms und Drangs erspart geblieben. Wenigstens ist die Oeffentlichkeit nicht Zeugin seiner EntWicklung und seines Werdens gewesen. Als reifer Mann mit einer fertigen Weltanschauung, mit abgeklärten! Urtheil, mit reichen Erfahrungen, ist er gleich bei seinem ersten Erscheinen vor sie hingetreten, als ein Mann, der viel gesehen, viel beobachtet hat, und den seine Wahrnehmungen des Seins im Osten und Westen zwar nicht zu finsterm Pessimismus, aber noch weniger zu rosiger Laune, vielmehr zu einer milden, versöhnlichen Schwermuth gestimmt haben.

Eine traurige Ergebung in die Schwächen und Unvollkommenheiten der menschlichen Natur zieht sich gewissermaßen als Leitmotiv durch alle Compositionen Rudolph Lindaus. Es scheint ihm mit seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe unvereinbar, es scheint ihm unmöglich zu sein, die Geschicke seiner Helden und Heldinnen zu einem freudigen Abschluß zu führen. Wenn nicht eine gewaltsame Katastrophe, selbstgewählter Tod oder ein qualvolles Dahinsiechen mit schuldbeladener Seele ihr Dasein beendet, so verzehrt es sich einsam in trüber Weltabgeschicdeuheit. —

Auch der Schauplag, auf dem sich die handelnden Personen bewegen, ist bei Rudolph Lindau nicht der gewöhnliche, und die Wahl des Ortes feiner Handlungen, der Nationalität seiner Helden hängt mit den eigenen Lcbnsschicksalen des Dichters eng zusammen. Die Geschöpfe Rudolph Lindaus sind Deutsche, Holländer, Franzosen, Engländer, Italiener, Russen, Amerikaner, Chinescnund Japaner, deren Schicksal sich gewöhnlich nicht auf der heimathlichen Scholle erfüllt, sondern die in der Frenide, in den großen Mittelpunkten der kosmopolitischen Zusammciifluthung zusammentreffen: in den Hauptstädten Europas, Ainrrikas, Asiens, in deutschen Badeorten, die das genußsüchtige Wohlleben, in Californien nnd Japan — den Stötten, die die Gewinnsucht mit Zuzüglern aus der Ferne bevölkert. Sie sind fast allcsamnt ohne Ausnahme vielgereiste Leute, wie der Verfasser selbst. Blanche haben, wie dies durch den Ort, oder vielmehr durch die Oerter der Handlung gerechtfertigt, ja geboten ist, einen Stich in's Abenteuerliche.

Denn auch darin zeigt sich in den Rudolph Lindau'scken Erzählungen der Restex seines eigenen Lebens, daß sich die Handlung fast niemals innerhalb eines engeren Bezirkes, innerhalb der Grenzen eines Staates bewegt, daß sie vielmehr diese Grenzen durchbricht, daß sie über ungeheure Strecken hinwegsetzt. Berge übersteigt und den Ocean durchschneidet.

Von allen Erzählern ist Rudolph Lindau wohl unzweifelhaft der größte Kosmopolit. Freilich merkt man ihm auch immer den echten Deutschen an, der sein Vaterland liebt und stolz darauf ist, und der das vaterländische Geschmeiß, das in der Fremde herumlungert und in unwürdiger Nachäffung des Fremdländische» einen kläglichen Ersatz für das mangelnde Vntcrlandsgefühl zu finden hofft, ebenso gründlich verachtet, wie er die tüchtige» Deutschen im Auslande hochschätzt, die durch Iimsicht und Fleiß, durch Schaffens- und Willenskraft ihr Glück in der Fremde und ihrem Vatrlande, dem sie eine rührende Anhänglickkci bewahren, Ehre machen.

Aber anch in der Würdigung der Angehörigen der anderen Nationalitäten zeigt sich bei ihm immer das aufrichtige Bestreben, den Verdiensten des Individuums, ohne irgend welches nationale Vorurtheil, gerecht zu werden. Die politischen Widerwärtigkeiten, die uns seit dem großen Kriege oft zur äußersten Geringschätzung der französischen Gesammthci, wie sich uns gegenüber eben bemerkbar macht, zu unserm Bedauern nöthigen, haben unseru Beobachter und Erzähler in seiner warmen Anerkennung der vielen liebenswürdigen und achtungswerthen Eigenschaften der Franzosen im Einzelnen nicht irre machen können. Die Franzosen, denen wir in den Romanen und Novellen Rudolph Lindaus begegnen, sind zum Theil ausgestattet mit den tüchtigsten und gewinnendsten Eigenschaften: treue, hilffsbereite Freunde und Verwandte, muthig, zuvorkommend, gelehrt und wohlherzogen. Weniger günstig sind im Allgemeinen die Russen bedacht, die zwar blendende gesellschaftliche Borzüge besitzen, die besten Formen, Witz und Schlagfertigkeit in der Unterhaltung, aber doch in ihrer Mehrheit von einem unschönen Mangel an Wahrheitsliebe nnd Verlißlichkeit angekränkelt hier erscheinen. Ganz im Gegensatz dazu erscheinen die Engländer und die stammverwandten Amerikaner, für die Rudolph Lindail eine nicht zu meisternde Vorliebe besitzt, in diesen Erzählungen fast immer als wahrhafte, treue Menschen. Das unverkennbarste Behagen flößen unserm Erzähler die wettergebräunten furchtlosen Naturmenschen ein, die durch irgendwelche Schicksale vom heimathlichen Wirkungskreise losgelöst, in harter Arbeit, bei Sturm und Gefahr, auf hoher See, in den Minen Californiens, in den Urwäldern, in den Prairien, als Schiffer, Goldgräber, Jäger und Landbebauer, in der Verachtung des kleinlichen Getriebes der Menschen und in intmem Verkehr mit der gewaltigen Natur sich ein neues Dasein gezimmert haben.

Diese Bemerkungen über gewisse Eigenthümlichkeiten, die sich auf Rudolph Lindaus Dichtungen im Allgemeinen beziehen, sind auch für dessen neuesten Roman: „Zwei Teeleu“*) im Besonderen zutreffend. Auch hier spielt sich die äußerliche Handlung unter Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten diesseits und jenseits des Oceans ab, und das Ganze erklingt in jenen wehmüthigen Mollocorden und ist in jenem Adagio freudenarmer Ergebung gehalten, mit denen der Dichter uns immer zu rühren und zu ergreifen weiß.

Der Held ist ein vornehmer junger Deutscher, der Baron Günther von Wildhagen, der nach Absolvirung seiner Studien und des Waffendienstes zu seinem Vergnügen und zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris geht — in der Mitte der sechsziger Jahre, als Paris noch für Fremde aller Nationalitäten ohne Unterschied die liebenswürdigste, gastsreieste, heiterste und schönste Stadt der Welt war. Günther macht dort die Bekanntschaft einer bildschönen, blutjungcn Wittve, die einem italienischen Fürstenhause entstammt und sich mit einem alten französischen Marquis vermählt hat. Deralte Marquis ist nach kurzer kinderloser Ehe gestorben und hat durch seine Hinterlassenschaft seine verführerisch schöne Wittve i» den Stand gesetzt, auf großem Fuße ein vollkommen unabhängiges Leben zu führen. Ganz meisterlich ist die Schilderung des internationalen Aristokratenalons in den Champs Elnsees, dieser wunderlichen Gastfreiheit in vollkommenster Rücksichtslosigkeit von Seiten des Wirthes wie der Gäste, ohne irgend welches Opfer von der einen, ohne irgend welchen Zwang von der anderen Seite.

Da haben die Beiden, die italienisch-französische Marquise und der schlichte deutsche Landedelmann, die bequemste Gelegenheit in näheren Verkehr mit einander zu treten, und diese Annäherung wird bald sehr bedenklich. Der einfache Deutsche wird von den seltsamen Reizen der ganz und gar nicht einfachen Südländerin völlig bestrickt nnd verliebt sich in sie recht nnd schlecht; und auch sie empfindet für den guten, vornehmen und schönen Mann eine wärmere Theilnahme als sie je für irgend einen anderen Mann empfunden hat. Aber liebt sie ihn? Nein. Irene Marquise Brü de Verdisre vermag überhaupt nicht zu lieben. Es ist in ihrem Wesen etwas Verhängnis;- und Geheimnisvolles, das kaum angedeutet ist, ein Etwas, das wir mehr empfinden als verstehen, das in ihrem Herzen eine unheimliche Leere schafft und es der edelsten, reinsten und »nächtigen Regung unfähig macht. Günther ist der einzige Mann, der auf dieses unglückliche Wesen, von dem wir uus mit einem gemischten Gefühle des Bedauerns und des Grauens abwenden, einigen Eindruck macht. Sie bildet sich vielleicht sogar ein, daß sie in ihm eirdlich den einzigen Mann gefunden habe, den sie lieben könne. Aber es ist eitle Selbsttäuschung. In ihrem Egoismus, dem sich bisher Alles in ihrem Dasein gebeugt hat, verlangt sie auch von Günther ein unmögliches Opfer, und da dieser es nicht bringen kann, wendet sie sich lieblo von ihm und läßt ihn ohne Abschied von sich ziehen.

Große Ereignisse, an denen Günther Theil zu nehmen berufe» ist, treten ein und reißen ihn gewaltsam aus dem Taumel, in den er mit allen Sinnen nnd in der vollen

Leidenschaft seiner Jugend verfallen war. Auch Jrcncns Bild erblagt allmählich in seiner Erinnerung. Denkt er an sie, so erfaßt ihn noch immer ein schmerzliches Gefühl, das; sie ihn, der sie dereinst so wahr und warm geliebt, nicht hat lieben können. Aber die Alles mildernde Zeit nimmt auch diesem Empfinden nach und nach alles Herbe und Grausame, Und nach Verlauf von vier oder fünf Jahren, während deren er zumeist mit seinem edlen Vater in herzlicher Vertraulichkeit auf dem Laude gewirthschaftet und gejagt hat, fühlt er sich von seiner seelischen Krankheit — als eine solche erkennt er min seine Leidenschaft für die lounderschöuc, herzlose Irene — so vollkommen geheilt, daß er daran denken kann, den Licblingswnnsh seines Vaters zu erfüllen und sich nach einer guten, liebenden Frau umzusehen. Bevor er diesen entscheidenden Schritt thut, will er sich die Erde noch einmal ansehen. Der Vater gibt ihm den erbetenen Urlaub ans ein Jahr, stattet ihn mit den erforderlichen Mitteln und Empfehlungsbriefen aus, und Günther zieht frohgemuth in die weite Welt.

Er durchreist Aegypten, China und Japan, schifft sich in Bokohama ein und dampft über den Stillen Ocean nach San Francisco, um von da das amerikanische Festland zn durchfahren und endlich von New-Z>ork aus die Heimreise anzutreten.

In dem schönen, farbenleuchtenden San Francisco bleibt Günther jedoch über die vorgesezte Zeit hinaus; er hat da die Bekanntschaft mit einer prächtigen amerikanischen Familie gemacht, nnd für die mädchenhaften Reize der jüngsten der beiden Schwestern hat er nicht blind sein können. Florence Gilmore ist ein entzückendes Geschöpf, einfach, durchsichtig, frisch, natürlich, amnthig, ohne alle Ziererei, gemüthlich und herzlich — seelisch und körperlich durch nnd dnrch gesund, just der GegensaV zu jenem räthselhaften. von ungesunder Hhperculur angekränkelten Wesen, das sich vor Jahren seiner bemächtigt hatte. Als es znm Abschied zwischen Florence und Günther kommen soll, vermag das junge Mädchen ihrem Gefühl reiner nnd keuscher Liebe den Ausdruck nicht zu wehren. Günther ist gerührt, ergriffen. Er empfindet für das liebreizende holde Kind die innigste Zärtlichkeit, die wärmste Herzlichkeit, er ist glücklich in dem Bewußtsein, von Florence geliebt zu sein, er verliebt sich in diese jungfräuliche Reinheit nnd Anmuth, und ehe er den Weg zur Heimat antritt, sind die Beiden ein glückliches, liebendes Brautpaar.

Sein Plan ist gefaßt: er will daheim mit seinem Vater, der im ersten Augenblick etwas erstaunt darüber sein dürfte, daß ihm sein Sohn die Tochter eines kanfmäniischen Zsankecs von der anderen Seite des Meeres mitbringt, zunächst alles in Ordnung bringen. Dann will er alle Vorbereitungen zur Vermählung treffen, nach New-Wrk zurückfahre», dort mit Florence Hochzeit machen und schließlich sein junges reizendes Weib heimführen, nm mit ihr abwechselnd auf dem Gute und in der Hauptstadt ein Lebe» in Glück und Frieden und Freude zu verbringen.

Am erste» Tage aber, den er wieder ans europäischem Festland verlebt, ereilt ih» das Vcrhängniß. Er trifft in Paris, wo er einige Besorgungen für seinen neuen Hausstand zu machen hat, mit Irenen zusammen, Sie redet ihn an und ladet ihn mit so unwiderstehlicher Artigkeit ein, sie zu besuchen, daß er, ohne unhöflich zu sein, die Einladung nicht ablehnen kann. Und nun ist's um ihn geschehen! In Irenen lodert, als sie Günther

widersieht, das Verlangen, einen Mann zn lieben, leidenschaftlich auf, sie zieht ihn in wildem Sinnenrausch an sich, nnd mm schlägt auch in Günther die Gluth, die er erloschen wähnte, die aber unter der Asche verhängnißvoll weiter geglomer hat, zu hohen verzehrenden Flammen auf. Er wird wortbrüchig an Florence.

Es ist nicht das reine Glück, das er in Jrencns Armen findet, aber er kann sich der verderblichen Umschlingnng nicht entziehen. Er liebt das herrliche Weib, wenn ihn seine Liebe auch nicht beglückt. Die Schilderung dieses seelische» Zustandcs bildet den Höhepunkt des vorliegenden Romans. Von tiefer psychologischec Begründung zeugen die Seiten, welche den Kampf, der in Günthers Innern tobt, veranschaulichen: die unwiderstehliche Macht Jrcnns über ihn nnd sein ganzes Sein, feine Ruhelosigkeit fern von ihr und seine nicht zu bannende Mißstimmung iu ihrer Nähe. Der feinfühliqe Leser wird ans das wohlthcndste berührt von der Kunst, mit der Rndolph Lindau es verstanden hat, der Gefahr des Trivialen in der Beschreibung dieses seelischen Zwiespaltes aus dein Wege zu gehen. So tiefes Mißbehagen Günther auch bcschleicht, wenn er in einem Augenblick ruhigen Nachdenkens sich klar macht, wie nnvercmrtwoflich er sich an der liebe», arglosen, vertrauenden Florence versündigt hat, so sehr ihn das Bewußtsein seiner unehrenhaften Handlungsweise auch niederbeugt, es ist nicht eigentlich das folternde Gewissen, das ihn Peinigt, es ist nicht das Bild des holden Mädchens, das ihm die Stunden in JreucnS Nähe vergällt, es ist etwas anderes, das seine Unlust erweckt und stetig schürt: das unheimliche Grauen, das ihn widerwillig in JreucnS Nähe beschleicht, die klare Empfindung, daß sie sich ihm ebensowenig in echter, wahrer Liebe hinzugeben vermag, ivie irgend einem anderen. Liebe sie ihn so recht ans voller Seele, so wie er sie liebt, so wurde ihre Liebe ihn über alles hinwegheben, sogar über seineu Wortbruch, über die Verachtung seiner selbst: er würde sittlich erniedrigt, aber in seiner Liebe glücklich sein. Jedoch auch die Wonne des Rausches ist ihm versagt. Er ist nur elend. Die nüchternsten Fragen drängen sich an ihn heran: was soll er seiner Braut, was soll er seinem Vater schreiben? Er weiß, daß er ein groß es Unrecht gckhan, daß er Unglück angestiftet hat, ohne dafür Glück einzutauschen. Die gefeierteste schöne von Paris, die er mit aller Leidenschaft liebt, drückt ihre heißen Lippen auf die seinen und schlingt ihre Slrme um seinen Hals — und doch ist er elend; denn er ahnt, er weiß, daß sie nicht lieben kann, daß dem beängstigenden lind doch so schönen Traume ein grausames Erwachen folgen muß.

Es huscht da durch die Handlung noch ein anderes Weib, eine üppige Schönheit, eine Holländerin, Blancke von Naarden, die unter irgend welchem Vorwande, als Gesellschafterin oder Vorleserin der Marquise, im Hause Jrenens lebt. Sie ist nur in wenigen Strichen kizzirt und vom Verfasser mit offenbarer Absichtlichkeit in tiefem Schatten gehalten. Man weiß nicht recht, weshalb diese sonderbare Person eine instinctive Feindseligkeit gegen Günther empfindet und kundgiebt, so lange dieser in den Gunsten der Marquise steht, weshalb sie höhnlisch triumphirt, als er von ihr lieblos abgethan wird. Man weiß noch weniger, in welchen Beziehungen sie zur Marquise steht; aber mau crräth aus gewisse» Einzelheiten, daß ihr Einfluß kein geringer sein muß, denn sie entfernt einen alten braven Mann, einen Musikanten, der der schönen Marquise mit Leib und Seele ergeben war, und für den auch diese ein dankbares Wohlwollen empfunden hatte, aus dem Hause; nnd nach gewissen Andeutungen zu schließen, übt sie später aus das Geschick der unseligen schöne» Frau die bestimmende Wirkung.

Was Günther immer gehant, vollzieht sich mit brutaler Sicherheit. Eines schönen Tages wird die Marquise des schlichten deutsche» Edelmannes überdrüssig, sie läßt ihn fallen, und Günther ist nun zu stolz, um auch nur de» Versuch zu machen, das wieder zu gewinnen, was ihm durch die Herzlosigkeit geraubt ist. Seelisch gebrochen wendet er Paris und Irenen den Rücken und kehrt in die Heimat zurück.

Er nimmt Theil an dem Kriege gegen Frankreich, thut in vollstem Maße seine Pflicht als Soldat, erfüllt anch seine Pflichten als Sohn, aber seine Lebensfreude ist dahin. Nachdem ihm auch noch das schwere Loos zugefallen ist, seine» theuren Vater begraben zu müssen, zieht er sich als einsamer Mann auf sein Gut zurück und gedenkt in den langen stillen Stunden des Alleinseins seines verfehlten Lebens. Nur in langen Zwischenräumen sucht er die Hauptstadt auf. Bei einem dieser seltenen Besuche begegnet er dem alten Mnsikus, den die üppige Holländerin aus dem Hause Jrenens gejagt hatte, und von ihm erfährt er das Schicksal der Unseligen, die er so sehr geliebt und die seine ^iebe zu erwidern nicht vermocht hatte: sie ist gestorben, verdorben, und jene Holländerin hat an deren Sterben und Verderben irgendwelchen mysteriösen Antheil gehabt. Auch die liebe Florece, die sich nicht vermählt hat, ist dahingegangen.

Alle, die Günther geliebt hat, sind todt. Und auch für ihn ist das Lebe» dahin, wenn er auch noch athmet. Auf seinem stillen Gute, abgeschieden von der Welt, ohne Freude und ohne Hoffnung, in der Erinnerung an die Vergangenheit, die die drei Bildnisse der geliebten Tobten, die Bildnisse seines Vaters, Jrenens und Florncens ihm allezeit vergegenwärtigen, so sitzt er da in seinem stillen »tübchen am knisternden Fcner, zu seinen Füßen seine einzigen Genossen, seine Hunde, sinnend und allein, in ruhiger Ergebung des Tages harrend, da auch sein Stündlein schlagen wird.

Das ist die Geschichte, die nns Rudolph Lindau diesmal erzählt. Ist sie in ihrem Vorwurf vielleicht weniger eigenartig als manche der früheren, wie „GlückSvndel", „Schiffbruch", „Gute Gesellschaft, „Die kleine Welt" ?c., so dürfte sie in Bezug auf die Anordnung des Stoffes, auf die Leichtflüsiqkcit der Handlung und die psychologische Vertiefung wohl unzweifelhaft den besten seiner Arbeiten zum Mindesten gleichzustellen sein, in Einzelheiten diese sogar überrage». Die Theilnahme des Lesers erlahmt nicht einen Augenblick. . I.,

Professoren und Studenten auf der Bühne.

nscre neueste Lustspiieldichtung ist ernstlicher bestrebt die wirklichen Zustände des gesellschaftlichen Lebens abzuspiegeln, als es bis vor etwa zwanzig Jahren gewöhnlich geschah. Dabei hat der alte gute Rath Didcrot's, daß der Dramatiker sich für jedes Stück bestimmte Familien- oder Berufsstellungen (eonäitic.n8) auswählen möge, um diese recht vielseitig erfassen nnd ihre Wechselwirkungen mit dem Gesammtleben der Gesellschaft andeuten zu können — dieser Rath, der einst Lcssing zu seinem gröhsten dramatischen Erfolge leitete — seine Berechtigung auch heute noch nicht verloren. Während es nun au ernsten und heiteren Stücken nicht fehlt, die ihre Figuren, Motive, Conflictc dem Wirkungskreise des Militärs, des Kaufmanns, des groß- oder kleinstädtischen Bürgers, des Arztes, des Journalisten entnehmen, haben die Dramatiker unseres Jahrhunderts (wie trefflich es Goethe verstand, beweisen die Schülerund Wagnerfcencn des Faust!) das eigenthümlich gestaltete und an Ernst und Scherz reiche Leben der deutschen Universitäten bisher fast gänzlich unberücksichtigt gelassen.

Man halte mir nicht etwa Roderich Bcndix entgegen mit seinem „bemoosten Haupt" (1839), seiner „Hochzeitsreise" (185U), seinen „relegirten Studenten" (1868). Er streift akademische Verhältnisse als ein Fernstehender, nur solche Züge herausgreifend, die auch den kleinstädtischen Philister an eigene Wahrnehmungen erinnern können. Auswüchse und Mißbräuche umgiebt er mit romantischem Schimmer, ohne für die ernste Lebensarbeit, die auf Universitäten geübt mW gelernt wird, eine Spur von Verständniß zu zeigen. Seine Professoren sind nichts als kurzsichtige und lächerliche Pedanten; seine Studenten wissen wenig vom Studiren, sondern verbummeln oder sind verbummeli und über den Mangel jeder tieferen Auffassung des Universitätslebens kann weder die dem crstgcnamüen Stücke beigemengte weinerliche Sentimentalität l.^ii)s: moralischer Katzenjammer!) forthelfen, noch die erhebende Moral des letzten, die in dem Nachweise gipfelt, daß relegirte Studenten unter Umständen noch brauchbare Musiklehrer, Schmiedemcister und Gutsverwalter werden können und — wenn das Glück gut ist — eine reiche Erbin Heirathen. Daß aber gerade die genannten Benedix'scheu Stücke noch jetzt häufiger als die meisten anderen seiner Producte auf der Bühne erscheinen, das beweist doch, daß unser Publikum Stoffen aus dem Universitätsleben, selbst in noch so oberflächlicher Darstellung stets ein lebhaftes Interesse entgegenbringt; ein Interesse, welches noch in jüngster Zeit zahlreiche öffentliche Besprechungen akademischer Zustäiwe in der Presse und in den Verhandlungen unserer Parlamente beständig zu steigern geeignet waren.

Anregung zu tieferer Behandlung des akademischen Lebens hätte den Dramatikern seit der Mitte der sechszigr Jahre der kulturhistorische Roman bieten können.

Ich denke natürlich besonders an Freytags „verlorene Handschrift" (18L4), die ich nach Entwurf, Gedankeninhalt nnd Composition stets für den gelungensten und werthvollsten aller seiner Romane gehalten habe. Mit Recht ist auch dieser Roman beim 50jährigen Doctorjubiläum G. Freytags (30. Juni 1888) ehrenvoll erwähnt worden. Hier sind verschiedene Typen von Lehrenden und von Lernenden scharf in ihrer Eigenthümlichkeit erfaßt; neben klarer Veranschaulichung der wissenschaftlichen Forschung fallen auch humoristische Streiflichter auf manche Einseitigkeiten und Schwächen. Die Berührung, in welche die beiden bedeutenden Professoren gestalten gerade bei Verfolgung ihrer Lebenszwecke mit ganz anderen Kreisen, mit den Vertretern der Landwirtschaft und der städtischen Geschäftswelt wie andererseits mit Personen des Adels und des Hofes kommen, sind culturhistorisch ebenso interessant, wie sie zur harmonischen Durchführung der Handlung vom Dichter kunstvoll verwcrthet sind. Daß Freytags erster Roman „Soll und Haben" immer viel mehr gelesen worden ist, als dieser zweite, das mag wohl daran liegen, daß das Matcrialwaarengeschäft nnd die Hypothckenverhältniße dem Lescpnublikum vertrauter waren als die terra inou^niw alter Handschriften und Volksmythen, wie beredt auch Freytag seine Professoren die Bedeutung und den dauernden Werth beider darlegen läßt. Auf das moderne Schauspiel und Lustspiel, selbst auf die Posse, hat „Soll und Haben" sehr stark eingewirkt; die „verlorene Handschrift" bisher wenig oder gar nicht.

Das im März 1888 in Breslau zur Aufführung gelangte Stück von Felix Friedrich „Der steinerne Vogel" (Breslau, S. Schottlaender; für Bühnen im Debit von Felix Bloch Erben in Berlin) — ursprünglich als Dreiactcr entworfen, dann aber in einen einactigen Schwank zusammengczogen — beginnt, wie mir scheint, diese Lücke sehr glücklich auszufüllen. Felix Friedrich, — es ist bereits allgemein bekannt, daß dies nur die Vornamen des juristischen Professors Dr. Bruck in Breslau sind —, der früher schon ein sociales Tranerspiel „die Schildecks" (Verlag von Schottlaender, 1887) verfaßt hat, bietet in seinem „Steinernen Vogel" einerseits ein durch reiche eigene Erfahrung beleuchtetes Spiegelbild unseres heutigen Universitätslebens, dessen treffende Wahrheit wohl an die jenes Freytag'schen Romanes erinnert; andererseits läßt es in manchen Zügen der Charakteristik und der geschickt entwickelten, wenn cmch enger begrenzten Handlung sich mit Freytags ebenfalls im Wesentlichen auf eine „«onäition" beschränkten Lustspiel „Die Journalisten" vergleichen.

Der etwas räthselhafte Titel, welcher den Ausgangs- und Zielpunkt der Handlung andeutet, hängt mit einer wirklich gemachten Entdeckung der neueren akademischen Forschung zusammen. In den siebziger Jahren fand man in den Solenhofcncr Schieferbrüchen den Abdruck eines urweltlicheu Thiercs, das eine Mittelstufe zwischen den Amphibien und den Vögeln repräsentirt. Die betreffende Steinplatte ist jetzt im Besitze der Berliner Bergakademie, und das in der Entwicklungsgeschichte der Thierwelt eine klaffende Lücke ausfüllende Wesen ist unter dem Namen „Archäopteryx" streng wissenschaftlich beschrieben und genau abgebildet worden. Diesen Fund hat unser Autor in eine mitteldeutsche Universitätsstadt verlegt. Der dortige Professor der Zoologie, Hemke, hat bei dem Antiquitätenhändler Stieber die kostbare, von diesem als Cnriosität erworbene Steinplatte gefunden, und setzt natürlich Alles in Bewegung um diesen „steinernen Vogel" für das naturwissenschaftliche Museum seiner Universität zu erwerben. Höchst geschickt ist von diesem Angelpunkte der Handlung aus der Charakter der ersten männlichen Hauptperson dargestellt. Der in exacter Forschung und verstandesmähigem Dociren gealterte Junggesell, Gefühlsregungen sonst wenig zugänglich, entwickelt für den Archäopteryx eine fast schwärmerische Leidenschaft. Er ist nicht der Klügste beim Unterhandeln gewesen, denn erst sein Eifer hat Herrn Stieber bewogen den Preis des Objectcs auf 30 000 Mark heraufzuschrauben. Aber in den Bemühungen zur Erwerbung des Schatzes zeigt er die ganze Aufopferungsfähigkeit und Zähigkeit des deutschen Gelehrten. Auf sein Betreiben hat der Unterrichtsminister die Einsetzung der Summe in den nächsten Etat zugesichert; zur vorläufigen Befriedigung Stiebers will Hemke die ganzen Ersparnisse seiner Gelehrtenarbeit hingeben und wendet sich zur Deckung des Restes an seinen juristischen Collegen Hrldebrand, in dessen Hause die ganze Handlung an einem Vormittage sich abspielt.

Dieser Professor Hildebrand, die zweite männliche Hauptperson, seit zwei Jahren verwittwet, hat nämlich eine reiche Schwiegermutter (oder vielmehr Stief-schwiegermutter, einst zweite Gattin seines Schwiegervaters). Frau Mary von Velden ist nach dem Tode ihres ländlichen Gatten, noch jung und glückbegehend, mit ihrer Stieftochter Elly (der rechten Schwägerin Hildebrands) nach der Universitätsstadt gezogen, der Wissenschaft und ihren Vertretern enthusiastische Verehrung entgegenbringend. Auch besitzt sie noch weibliche Eitelkeit genug, um die Annäherung Hemkes, die zunächst mir aus Erlangung des Vorschusses abzielt, als ihrer Person geltend aufzufassen nnd z. B. selbst den in einem Briefe gebrauchten Ausdruck „schöner Miirchcnvogel" auf sich zu beziehen. Früher hatte sie freilich ihre Wünsche auf Hiloebbrand gerichtet nnd die deutlich hervortretende Neigung desselben zu Elly stiefmütterlich bekämpft. Die nach der Gesetzgebung verschiedener Staaten der Verehelichimg mit der Schwiegermutter oder der Schwägerin entgegenstehenden Hindernisse bieten Gelegenheit zu höchst komischen Erörterungen aus dem Gebiete der juristischen Facultät, welche die erwünschte Wandelung der Neigung bei Frau Matt, herbeiführen helfen.

Sowohl in den Haushalt des jungen verwittweten Professors, als in den des alten Junggesellen Hemke eröffnet das Stück schalkhafte Einblicke. In Hildebrands Wohnung svielen sich aber auch Vorbereitungen zu einem wichtigen Ereignis; für die akademische Körperschaft ab, nämlich private Vorbereitungen zur Rectorwahl, bei welchen noch zwei — entfernt an Freytags Professoren Srruvelius und Raschle erinnernde — Nebenfiguren auftraten. Kleine Seitenhiebe auf Mitwirken persönlicher Motive recht materieller Art bei der Wahl fehlen nicht. Doch sind es schließlich rein sachliche Erwägungen, welche die Wahl Hemkes sichern: und auch der prunkvolle Rectormantel, der diesem für das nächste Jahr bestimmt ist, übt seine Zugkraft auf das Herz der Frau Mary. Gelegentlich werden auch andere änszrc Verhältnisse der Professorenstellung gestreift; die trocken hingeworfene Bemerkung, dazf mancher unbesoldete Professor erst so alt werden müsse, wie der Archäopteryx (2g Millionen Jahre!). bis ein erleuchteter Untcrrichtsminister Geld für ihn übrig habe, erinnert an manche ebenso colossale Hyperbel des Freytag'scheu Humors in den „Journalisten".

Endlich vertritt eine episodische Figur auch wenigstens eine Seite des studentischen Lebens. Ein alter Corpsstudent, »wcl. zur, v. Salbach, sucht durch „Patentes" Auftreten und Berufung auf seine Leistungen beim Frühschoppen und auf Mensur, sowie durch galantes Benehmen gegen die Damen des Herrn Decans eine mildere Beurtheilung feiner wissenschaftlichen Schwächen zu erlangen, natürlich ohne bei den sachkundigen Examinatoren seinen Zweck zu erreichen.

Der Ausgang der geschickt combinirten und ans einen einzigen Vormittag concentrirten Handlung braucht kaum noch angegeben zu werden: Magnificenz Hemke erwirbt nicht nur den Archäopteryx für sein Museum, sondern auch die Hand der Frau Mary, wie Hillebrand die der jugendlichen aber höchst bildungsfähigen Elly. DaK Herr von Salbach, nachdem ihm durch den wohlverdientem Durchfall durch das Examen die diplomatische <Sarririöre abgeschnitten ist, spurlos verschwindet, wird der Zuschauer verschmerzen: vielleicht wird er zwar nicht „Botschafter", aber noch „Reiseiuspector" einer Versicherungsgesellschaft, wie ein im Gespräch erwähnter Studiengenosse.

Neberall ist es dem Verfasser gelungen — ohne persönliche Satirc — Typen des akademischen Lebens unserer Zeit aufzugreifen und zu Trägern einer wohlgefügten Lustspicclliandlung zu machen. Regisseure und Schauspieler dürften darauf zu achten haben — was bei den Breslau« Aufführungen nicht sorgfältig genug geschehen war — das? die Darsteller der Professoren in Maske und Haltung nicht in die lächerlich-pedantische Art der Venedix'schen Gelehrtenfiguren zurückfallen. Hildebrand nnd Hemke sind als Professoren durchaus keine Caricaturen, ebensowenig wie etwa Frau Mary als Schwiegermutter. Alle Rollen bieten vielmehr dem denkenden und wclterfahrenen Schauspieler höchst dankbare Aufgaben, und das Stück — dem der Verfasser bereits wieder ei» »cncS: „Alte Freier" hat folgen lassen — ist nach meiner Meinung als eine dankciiswerthe Bereicherung unseres Lustspiclcrcpertoires zu bezeichnen.

O. Li'ilrn»lin.

Zur Geschichte Ratharina's von Westfalen.

Briefwechsel de r Königin.Katharina und des Kö nigs Jsromc von Westfalen, sowi e des Kaiser« Napoleon I. mit dem König Friedrich von Wür ttemberg. Herausgegeben von Angst von Schloszbcrger. Bd. I—Stuttgart. W. Kohlhammer.

Die grosse Bedeutung archivalischer Pnblicationcu für das richtige Verständnis; von Personen und Ereignissen tritt für wenige Abschnitte der neueren Geschichte so glänzend hervor wie für das Zeitalter Napoleons I. Die Persönlichkeit des Kaisers selbst hat in der Auffassung der nachfolgenden Generationen eine vollständige Wandlung durchgemacht. Die Legende, die Thiers gesponnen hat, ist schon durch die Veröffentlichung der Correspondenz Napoleons und die wichtigen Ergänzungen von du Cassc aufs Grausamste zerstört worden. Man geht vor Allem den Briefen und Aktenstücken nach, den unverfälschten Zeugen der Vergangenheit, und benutzt mir niit grözfter Vorsicht die stark subjektiv gefärbten Memoiren einer Remusat oder Lucian Bonapartes.

Einen wichtigen Beitrag für die Geschichte jener Tage liefert der in der lieberschrift genannte Briefwechsel, durch dessen Herausgabe sich Sekiloszbergcr ein großes Verdienst cnvorben hat. Zwar erschien bald nach dem Tode Jsrünes, des einstigen Königs von Westfalen, ein fünfbändiges Werk: Zlsmc ,irg8 et o«rrsspan,I»n«« „Ju mi .Isi-Smo «t <Ie 1» rein» OätKsrins. aber man vermißte namentlich die Briefe, welche sich im Hausarchiv zu Stuttgart befanden, und deren Publication damals noch nicht zu ermöglichen war. Denn Jswmcs Gemahlin, Katharina, war die Tochter des ersten Königs von Württemberg, Fricdrickis I. Durch die Liberalität des jetzigen Königs ist die reiche Correspondenz zwischen der Tochter und ihrem Vater der historischen Forschung zugänglich gemacht worden: und eine unerwartete Bereicherung hat dieses Material dadurch erfahren, das; Prinz Napoleon, der noch lebende Sohn Jsr^mes und der Katharina, aus dem Napoleonischen .Hausarchiv fast dritthalbhundert Briefe König Friedrichs an seine Tochter beigesteuert hat. Der Briefwechsel reicht bis in das zwölfte Lebensjahr der unglücklichen Prinzessin zurück, bis ins Jahr 1794; aber von Bedeutung wird er doch erst von ihrem 13. Jahre an, weil er von da ab als ziemlich lückenlos betrachtet werden kann; seine Begrenznng findet er, nach der Aufgabe, die sich der Herausgeber gestellt hatte, im Jahre 181<?, in welchem König Friedrich starb. Die Sprache der Briefe ist natürlich die französische. In Mömpelgart, wo die Prinzessin erzogen wurde, eignete sie sich leicht und rasch diese Sprache an, die ja auch am Stuttgarter Hofe eine eifrige Pflege fand, und sie hat seit dieser Zeit beständig französisch gesprochen, geschrieben und gedacht; nur behielt sie die Gewohnheit, deutsch zu beten. Fast bis ins kleinste Detail hinein wird sich mit Hülfe dieser Briefe das Bild der edlen Fürstin zeichnen lassen, die in Freud und Leid an der Seite Jsrómes blieb und, als ihr Vater nach dem Sturze Napoleons und dem Ende des westfälischen Reiches mit dem Vorschlage einer Ehescheidung an sie herantrat, nur die Antwort hatte: „Ich werde den Gemahl, Sirc, den Sie mir gegeben haben, nicht verlassen, wengleich er seinen Thron verloren hat; ich habe sein Glück gctheilt, er gehört mir auch iu seinem Unglücke." Man mnfz hierbei bedenken, dafj ihre Verbindung mit Jöwinc aus rem politischen Motiven hervorgegangen war und daß der lustige König von Westfalen ihr manche Stunde bittersten Kummers bereitet hatte. Nicht ohne Grund hat Napoleon, als er bereits ein Gefangener auf St. Helena war, über Katharina das schöne Wort gesprochen: „?sr 8ä t>?IIs «onchuts en 1315 eetts prinoosss s'est, insorits cks ses r>rc>r>r«8 nigin8 <Ian3 l'InLwire."

Die Vorreden zu den einzelnen Bänden orieutiren den Leser über den allgemeinen Inhalt und bilden die beste Einführung in das Studium der Briefe selbst. Die Texte sind mit großer Sorgfalt corrigirt, und auch das mag hervorgehoben werden, daß die Ausstattung des Buches eine wahrhaft lurnriöse ist. Den weiteren Publicationcn Schlofzbergers aus dem Stuttgarter Hausnrchiv wird jeder Geschichtsfrennd mit großen Erwartungen entgegesehen. ?r.

Bibliographische Notizen.

Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Redigirt von Carl v. Lützw. I. Der Holzschnitt. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Es ist ein hochbdeutsames Unter» nehmen, welches mit der Veröffeutlichung des zwölften Heftes den ersten Theil

! der gestellten Aufgabe zu <^ndc geführt hat. Seit mehr als secw Jahren haben berufene Kräfte eine reiche Fülle vou Stoff gesammelt, um eine wirkliche Ucbcrsicht über die Geschichte der vervielfältigenden Künste aller Länder in der Gegenwart möglich zu machen. Durch an

erknuenswerthc Liberalität der Künstler und Verleger aller einschlägigen Fächer ging der Gesellschaft ein Material von seltenem Reichthum zu, welches den Grundstock der Illustrationen abgab. Die Bearbeitung des Textes wurde für jedes Territorium einem fpecicll auf diesem Felde bewanderten Fachmann cuwertraut, welcher sowohl die Technik und die Stilgesetzc der von ihm bearbeiteten Kunstart genau kannte, als auch von den localen Verschiedenheiten der Länder und Schulen eine klare und nmbcfangeneVorstellung mitbrachte; während die Redaktion darauf bedacht war, das bunte Vielerlei der einzelnen Stücke ungezwungen zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

In dieser Weise ist in dem jetzt vorliegenden ersten Bande (im Ganzen 34 Bogen Großfolio, mit weit über 300 kunstvollen Illustrationen!) der Holzschnitt aller Culturländer der Gegenwart znr Anschauung und zum Verständnis; gebracht. Es ist auf diese Weise zum ersten Mal eine übersichtliche und mit reichem Bilderschmuck versehene geschichtliche Darstellung der Leistungen gegeben, welche diese immer noch volksthümlichste nnd eindringlichste aller vervielfältigenden Künste in unserer Zeit hervorgebracht hat. Nach einem „geschichtlichen Rückblick" des Herausgebers C. v. Lützw, bespricht W. Hecht die Leistungen des Holzschnitts in Deutschland, der Herausgeber selbst den in OesterreichUngarn, beide zusammen etwa die Hälfte des Bandes füllend. In der zweiten Hälfte hat Henri Bouchot Frankreich, andere berufene Fachmänner sämtliche anderen europäischen Länder, S. R. Kochler Nordamerika übernommen. Der in seiner Art hochentwickelte Holzschnitt der Ostasiaten, namentlich der Japaner, mußte außer Betracht bleiben, weil zu seinem Verständnis; der volle Einblick in die CulturGeschichte jener Länder gehört hätte, die eine in sich abgeschlossene, mit der europäischen .ttunst nicht organisch zusammen hängende Entwicklung repräsentirt.

Nach dem festgestellten Plane soll in der zweiten Abthcilung des Werkes der Kupferstich, in der dritten die Lithographie behandelt werden, beide nicht mit der gleichen Masse von Textillustrationcn, wie sie der buchmäßig verwendbare Holzschnitt erforderte. Für die in der letzten Abthcilung darzustellenden photomechanischen Vervielfältigungsarten dagegen ist wieder eine reiche Fülle von Proben in Aussicht genommen.

Möchte es recht vielen Familien möglich sein, in diesem nach seinem Texte wie nach seinen Illustrationen vorzüglichen Werke einen Hausschatz zu erwerben, der wie wenig andere eine Quelle edlen Genusses und reicher Belehrung bieten dürfte. L.

Deutsche Geschichte bis zum Jahre 1»«». Von Wilhelm Müller. Jllustrirte Volksausgabe. Stuttgart. Earl Krabbe.

Tic hohe Stellung, welche daS deutsche Reich unter der umsichtigen und kraftvollen Leitung Kaiser Wilhelm I. und seines Reichskanzlers erreicht hat, erweckt in jedem Deutschen das Verlangen, den Entwicklungsgang der Geschichte seines Vaterlandes kennen zu lernen. Diesen Zweck zu erreichen ist die „Deutsche Geschichte" von Wilhelm Müller, welcher die deutsche Geschichtslitratur bereits mit manchem vorzüglichen, auch für reiscrcSchüler geeigneten Werke bereichert hat, um so geeigneter, als der Inhalt des Buches durch gute Illustrationen unterstützt, volksthümlich gehalten und leicht verständlich ist. ivv.

Eberhard, synonymisches Handwörterbuch der deutschen «sprache. 14. Aufl. umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Lyon. Mit llebersetznng der Wörter in die englische, französische, ilalienische uud rujsisciee Sprache. I.Lief. Leipzig. Grieben 1888. Das in den Kreisen der Fachmänner längst bekannte und gewürdigte Werk kann in der neuen Auflage auch allen denen empfohlen werden, welchen die Geschichte und das Leben nnsrer Sprache nicht gleichgültig ist. Neben zahlreichen Hinweisen auf die Wörterbücher von Grimm und Weigcmd enthält das Buch viele Belegstellen aus unsern besten Schriftstellern, welche die scharfen Unterscheidungen sinnvenvandter Wörter bestätigen. K. ^.

Zur Acier der Wissenschaft. Rede gehalten bei Wiedereröffnung der Universität zu Rom. Von Males chott. Emil Roth, Gießen. In gedankenreichem uud formschönem Vortrage legt uufcr iu Italien wirkender Landsmann die Beziehung der Naturwissenschaften untereinander dar und hebt die Einwirkungen der wissenschastlic)en Fortschritte nicht bloß ans das praktische Lebe», sondern auf unsere ganze Cultur, auf Denkweise und Thätigkeit der Gegenwart hervor. In der Wissenschaft vom Menschen das Ziel, in der Mathematik die ideale Methode alles Forschens erkennend, rühmt Moleschott die erziehliche Leistung des Wissens, die befreiende des Denkens ohne Voreingenommenheit. Durch die EntWickelung der Mechanik wird die Muskelarbeit geschont, die Gedankenfähigkeit gehoben: Telegraph und Telephon haben uns rascher, geweckter, entschlossener, schlagfertiger im lrrthcil und Beschließen gemacht. zl.

Ans SchnbartS Leben «nd Wirken.

Von Eugen Nägele. Stuttgart,

Kohlhammer. Nägele beschränkt sich im Wesentlichen auf den Aufenthalt Schubarts in Geislingen v. I. 1863—69. Er giebt sehr ausführliche Auszüge aus den ihm zugä>lglichenBriefenundActenstücken,währcud seine eigene Darstellung zurücktritt. Besonders hervorzuheben sind die Mitteilungen aus den noch erhaltenen Schuldic taten Schubarts, von denen neulich schon im „Daheim" (1887. Nr. 38 u. 39) als interessante Probe die vier Briefe mitgetheilt waren, welche denselben Inhalt nach den Temperamenten verschieden behandeln. Auch die von Nägele aus diesen Schuldictaten gegebene Auswahl zeigt, wie Schubart feine reiche dichterische und humoristische Begabung im Dienste der Volksschulpädagogik in einer Weise verworhete, die heute ganz besonders Beachtung verdient, da unsere Schnlverwaltungen für die Betätigung und Förderung individueller persönlicher Gaben und Neigungen der Lehrer und Schüler oft viel zu wenig Verständnis beweisen. Durch diese und andere Mittheilungen — auch durch einige Artikel aus der „Deutschen Chronik," einer für die Geschichte des deutschen Journalismus höchst wichtigen Zeitschrift — wird das Buch nicht nur für den speciellen Schubartforscher, fondern auch für weitere Kreise interessant. R. 5.

Schnlgesundheitsvflge. Von EngelHorn. Karl Krabbe, Stuttgart. Angesichts solcher Bücher kann man rufen: Es ist eine Lust, Referent zu sein! Das bedeutsame und wichtige Thema ist so vielseitig und dabei so schlicht und verständlich behandelt, dafz man nur wünschen kann, alle Schnlvorstände, Lehrer und Eltern schafften sich das Büchlein an und vertieften sich in seine anspruchslose und doch fesselnde Weisheit. Kein Kapitel ist gegen das andere bevorzugt oder zu

kurz gekommen, keine Frage des weitschichtigen Gebietes ist übergangen; mit wahrer Liebe zu seinem Stoffe und zur Jugend erthcilt der ärztliche Verfasser jeden Rath und vermeidet dennoch alles Uebermafz. Nur bei der Physiologie und bei Darstellung der Krankheiten des Kindesalters konnte vielleicht eine noch größere Beschränkung geübt werden. Daß ein so gereifter Schriftsteller die Gesundheitslehre in der Schule nicht mit den äußeren Maßnahmen erschöpft glaubt, sondern auch die Vertheilung und Ausmahl des Unterrichtsstoffs zur Sprache bringt, versteht sich von selbst. Wahrhaft goldene Worte sind es, wenn er (S. 166) davor warnt, althergebrachte Einrichtungen dem Drange nach Neuerung vorschnell zu opfern, und wenn er mahnt, genau zu prüfen, ob das Neue, das an die Stelle des Alten gesetzt werden soll, auch wirklich das Bessere sei! zl.

Karl Bleibtren'S Pathologischer Roman „Grofzeuwahn." Eine kritische Studie von J)r. Max Z erb st. Jena, Fr. Mauke.

Achtungswerthe Geistesarbeit ist auf einen derselben kaum würdigen Gegenstand verwendet. Vielleicht aber trägt das Schriftchen bei einem Thcile unseres Lesepnblikums etwas zur Klärung des Urtheils bei. 0.

Lingnistisch.cnlnt>rhistorischeSkizzen und Bilder ans der deutschen Steiermark von Dr. Adalbert Kupferschmid. Karlsruhe, Gebrüder Poll mann. Diese kleinen Abhandlungen gereichen ihrem Verfasser zur Ehre; sie entspringen einer ehrlichen deutschen Gesinnung und einem für die Schönheit seiner Heimat tief empfänglichen Herzen. Mit offenem Blick hat Klipferschmid die steirischen Berge und Thäler durchwandert und überall den Spuren der Dichtung und Sage nachgeforscht, auch manche alte Chronik darum befragt. Aus seltsam entstellten Ortsnamen erschlossen sich ihm oft Kenntnisse völkergeschichtlichen Lebens, von denen wir sonst keine Kunde haben. Auch wo man seine» Namnsndeutungen nicht völlig beipflichten kann, wird man die Sorgfalt des Forschers anerkennen müssen. Sehr schätzenswert sind die Mitteilungen aus dem alten steirischen Gerichtsbuche von 1579—1594. Wem es vergönnt ist, das reizende Mürzthal aufzusuchen, der sollte diese „Skizzen" als Reisebegleitung init sich führen: wer daheim bleibe» muh, der möge beim Lesen freundlichst ihres Verfassers gedenken, als eines treuen Hüters deutsche» Volksthums in der ferne» Südostmark, r. V.

Der Nnfried. Ei» Torfroman von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz K Comp. Die Typen des oberbayrischen Gcbirgsdorfcs sind nns dnrrch viele bayrische Schriftsteller bereits wohlbekannt geworden: aber Ganghofer versteht es dieselben zu individualisiren nnd interessant zn machen, indem er schildert, in welcher Weise die allen Mcnschen gemeinsamen Leidenschaften bei diesen Naturmenschen zum Ausdruck gelangen. Tic Erzählung will unscre Theilnahme erwecken für das tragische Schicksal eines Mcnschen, der cine zwölfjährige Zuchthausstrafe für ei» Verbrechen erlitten hat, das nur ein nnglücklickcr Zufall zn einem so schweren stempelt, nnd das vor dem nngedruckten Gsetzbuche der Moral sehr viel mildernde Umstände für sich hat. Trotz eines arbeitsamen und achtnngswcrthen Lebens wird er doch das Kainsmal an seiner Stirn nicht los nnd wird dadurch immer wieder heimatlos, selbst da, wo er Wurzel gefM hat mit allen Fasern seines Daseins. Die Gestalt dieses Mannes ist wie ans einem <^ufz, voll Naturwahrheit und psychologisch überzeugend. Fremdartig berührt in dem Roman der arme Wahnsinnige, dessen unheimliches Treiben selbst in dem abgeschlossenen Gebirgsdorfcc nnd bei aller Naivität der Bewohner doch unmöglich so lange Duldung erfahren könnte. Tafz die Technik des Romans bei äanghofer vorzüglich ist. ist selbstverständlich: Aufbau der wandln»«, Schürzung und Lösung sind meisterhaft.

WH.

Lars. Norwegisches Idyll von Bnyard Taylor. Deutsch von Margarethe Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz. Unter den Werken des groszen amerikanischen Dichters, der dnrrch die Liebenswürdigkeit seines Wesens ebenso sehr wie durch seine hohe Begabung in Deutschland viele Freunde gewonnen hat und desscu frühzeitiger Tod tief beklagt wurde, nimmt „Lars" eine hervorragende Stellung ein. Die Verknüpfung groszartiger Nntnrschildrcngen, wic sie die norwegische Gebirgswelt bietet, mit der ergreifenden Darstellung menschlicher Scclenkämpfe ist eine iustcrst glückliche. Mit Recht sagt die

llebersetzerin, der wir schon manche poetische Gabe des fernen Westens verdanken und deren Arbeit auch diesmal vollste Anerkennung verdient, in der Einleitung: „Der Grundgedanke der Dichtung — Sieg des Friedens nnd der Versöhnung über Leidenschaft und Gewaltthätigkeit — wird von Eharaktercn getragen, die in poetisch wirkuugsvollcm Gegensatz zu einander stehen: die Norweger, stark und urwüchsig wie ihr Land und ihre Sitteu, vou mildem Blut nnd ungestümem Sinn bewegt, gleich ihren heidnischen Vorfahren: — die Quäker, allen cinfzern Schmuckes boar, nur vom inneren Licht des Geistes erleuchtet." Die Katharsis, durch welche Lars Blutschuld gesühnt wird, ist ein Meisterstück psychologischer Erkenntnis;, dessen einzelne Bestandthcile man ans dem Werke selbst ersehen mag. Tic Ausstattung des Bündchens, das ein selioncr Lichtdrück mit Bayard Taylors Bildnis; schmückt, ist änsjerst vornichin. tv.

Am Leuchthhrm. Eine Geschichte ans Brenkens tranrigen Tagen von Paul Block. Leipzig. Neinhold Weither.

Felix Dahn nrthcilt über daS Buch: „Ich finde die Erzählung ganz ausgezeichnet: sie hat dcu seltenen Vorzug, dafz mit der Eigenart des Helden die ganze dichterische Ausgabe gegeben und zugleich die einzig richtige Lösung vorgezcichnet ist. Diese Eigenart des Helden ist neu, »»entlehnt, höchst anziehend, durch scinc Jngendgeschichtc voll begründet: ebenso auch im Voraus bestimmt die Selbstwiderlequung einer krankhaften Verwirrung durch die That."

Auch wir haben das Buch mit Befriedigung gelesen. Die Gestalt des Helden ist dem Verfasser außerordentlich gelungen: einer jener Kraftmenschen der ostpreussischen Strandbevölkerung, der von Natur spröde und unzugänglich, durch widrige Jugendschicksale zu dem einsiedlerischen Manne wird, der an einer Verirrung der Anschauung krank, an welcher er zu Grunde gehen muss. Wie der Verfasser die Lösung gestaltet, ergiebt sie zwar keine grundsätzliche Verwerfung jener Verirrung, aber auch in dieser Form ist sie annehmbar und befriedigend.

Die Naturschilderungen, namentlich die des aufgeregten Meeres, sind vorzüglich gelungen, auch das Zwittercolorit trägt das Gepräge der Wahrheit. — Wir empfehlen das Buch angelegentlichst der Beachtung des Publicums.

Bildnis einer lächelnden jungen Dame, (Königliche Gemäldegalerie zu Kassel.) Kupferstich von Professor Gustav Eilers. Stichfläche: 1,2/3 cm Höhe, 2,9/10 cm Breite. In der Gemäldegalerie zu Kassel befindet sich ein „Bildnis einer lächelnden jungen Dame,“ eine der wunderbarsten Schöpfungen Van Dycks. Das bauschige Kostüm mit dem weiten Spitzenkragen und die Art, das Haar zu tragen, führen uns an den Hof Karls I. von England, auf welchem der Väter das fruchtbarste Feld seiner portraiturenden Thätigkeit gesunden hat. Das seine, liebliche Gesicht trägt einen durchaus aristokratischen Zug. Nur eine leise Tönung der Lippen verräth das Lächeln: der obere Theil des Gesichts bewahrt seine vollkommene Ruhe; die Augen blicken so ernst, fast melancholisch den Beschauer an. Die ganze Grazie und

Vornehmheit der Erscheinung ist mit einer Meisterschaft wiedergegeben, wie sie neben Van Dyck nur wenige Maler besessen haben.

Prof. Gustav Eilers hat dieses Bild in Kupfer gestochen, in einer so vortrefflichen Weise, dass ihm auf der Wiener graphischen Ausstellung von 1874 die goldene Medaille zu Theil wurde. Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hat den Stich in vier Druckgattungen in den Handel gebracht, von denen die vornehmste (Reinruckdruck auf Japanpapier) 1/2 Mk., die vierte Gattung (Druck auf weißem Papier mit Schrift) 3/4 Mk. kostet, der Preis, der angesichts der feinen und sauberen Ausführung als ein sehr mäßiger bezeichnet werden darf. Wir zweifeln nicht, dass das schöne Bild sich sehr bald als ein beliebter Zimmerschmuck einbürgern wird.